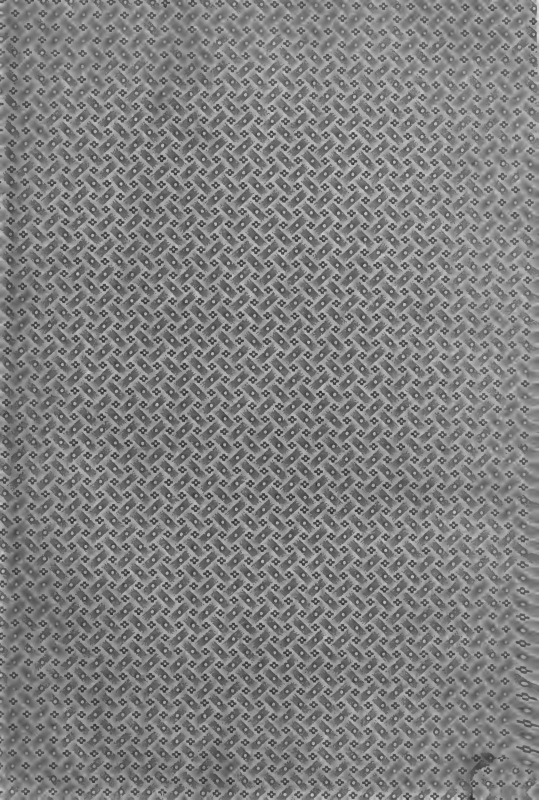
REISE um die Welt



1844-1847





1/6
15. 4. 517

Reise um die Welt

in den Jahren 1844—1847.

Von

Carl Grafen von Görtz.

Zweite Auflage

in Einem Bande.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Seiner Erlaucht

Herrn

Franz Friedrich Carl

Grafen und Herrn von Giech

(† 2. Februar 1863)

war die erste Ausgabe dieses Werkes

in dankbarer Liebe

gewidmet.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Je umfangreicher und je großartiger der Stoff ist über welchen ein Buch geschrieben wird, desto mehr muß der Verfasser wünschen daß der Leser, freilich gegen die allgemeine Gewohnheit, auch seine Vorrede beachte, und über das was er von der vorliegenden Behandlung solchen Stoffes zu erwarten habe, sich mit ihm verständige. Der Verfasser, welchem das Glück zu Theil wurde in seiner besten Jugendzeit Reisen von nicht gewöhnlicher Ausdehnung unter günstigen Umständen zu vollenden, hat sich nie verhehlt wie wenig gerade er einer solchen Gunst des Schicksals würdig war; er vermochte leider auf seinen weiten Fahrten auch gar nichts zur Bereicherung der Wissenschaften zu leisten, und seiner Beobachtung der Dinge im Allgemeinen mag eine allzu jugendliche Anschauung oft nachtheilig gewesen sein. Dennoch fanden Auszüge aus seinen Reisebriefen, die unter der Chiffre C. Gr. v. G. seiner Zeit in der Allgemeinen Zeitung erschienen waren, manchen nachsichtigen Leser, und der Verfasser durfte daraus schließen, daß die in denselben befolgte, möglichst unmittelbar den Eindruck wiedergebende Darstellungsweise nicht unglücklich gewählt war.

Ich gestehe daß ich, veranlaßt durch das Bedenken ein oberflächliches Werk dem Publikum vorzulegen, eine Zeit lang daran dachte, jene Darstellungsweise gänzlich aufzugeben, und durch nachträgliche gründliche Studien über die einzelnen bereisten Länder, über jedes derselben etwas nach Kräften Gediegenes zu liefern; wie ich aber die Arbeit begann, fühlte ich bald wie weit ab mich jenes Vorhaben führen würde, und unter dem Eindruck der wieder hervorgesuchten Tagebücher, Reisenotizen und sonstigen Erinnerungsblätter gerieth ich unwillkürlich in den alten Ton, und that mir fortan keinen Zwang an, weil ich mir bei weiterer Ueberlegung sagen mußte, daß zu einer gründlichen Durchforschung und Beschreibung aller von mir bereisten Länder ein Menschenalter gehöre, und so viele Zeit hatte ich weder für die Reise selbst, noch habe ich sie für deren Ausarbeitung übrig. So verzichtete ich ganz auf meinen alten Plan, und beschränkte mich darauf die Erlebnisse meiner Reise, die Eindrücke die mir als unbefangenem Fremden in den Vordergrund traten, so treu und lebhaft als möglich wiederzugeben; ein solches Unternehmen ist kein anspruchvolles, und wird deßhalb scharfen Kritiken hoffentlich entgehen; Anspruch mache ich nur auf die Anerkenntniß strenger Wahrhaftigkeit, welche zu verlassen ich verschmähe, und ohne welche das trefflichst geschriebene Reisewerk vollkommen werthlos wird. Hiernach soll dies Buch keine Lücke in der Literatur ausfüllen und keinem Bedürfniß abhelfen: es ist geschrieben zur Unterhaltung meiner Familie, meiner Freunde und derer welche durch dasselbe sich mir zu befreunden vermögen.

Der Ordnung meiner Reise nach mit den Vereinigten Staaten zu beginnen war mir aus mehreren Gründen nicht angenehm. Einmal sind dieselben schon oft und zwar von gründlichen und gewandten Autoren beschrieben, ferner ist gerade für dieses reißend zunehmende Land der lange Zwischenraum zwischen meiner Reise und deren Beschreibung am

mißlichsten, endlich und hauptsächlich veranlaßte die dort hervortretende politische Seite Vergleichungen mit unserer Lage, welch letztere ich vielmehr in der Beschäftigung mit den glücklichen Zeiten meiner Reise gern vergessen hätte. Gewinnt es der Leser über sich, auch über diesen Band hinaus Interesse für meine Fahrten zu behalten, so hoffe ich ihn in den folgenden Bänden desto weiter von Europa und europäischer Art weg entführen zu können.

Berlin, 10. Juni 1852.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Veranlaßt, das vorliegende Werk behufs der Herstellung einer neuen Ausgabe der Durchsicht zu unterziehen, habe ich mich dem Eindruck nicht verschließen können, wie tief eingreifende Veränderungen das letzte Jahrzehnt mehr als einem der von mir bereisten Länder gebracht hat. Dieselben müssen in Bezug auf Nordamerika geradezu erschreckend genannt werden. Dennoch wage ich zu hoffen, daß eine treue und unbefangene Darstellung, wie sie in diesen Blättern versucht worden ist, auch unter so mannichfach veränderten Umständen wenigstens ein historisches Interesse behalten haben möge. Eine Umarbeitung solcher auf vergangene Zustände bezüglicher Stellen habe ich um so mehr unterlassen, als der Werth derselben vielleicht gerade darin gefunden werden dürfte, daß die Entwicklung der Ereignisse hier und da die damalige Auffassung rechtfertigt. Möge denn das nachsichtige Wohlwollen, mit welchem dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen empfangen worden ist, auch dieser neuen Ausgabe desselben erhalten bleiben.

Schlitz, Ende September 1863.

Inhalt.

Erster Theil.

Reise in Nordamerika.

Zweiter Theil.

Reise in Westindien und Südamerika.

Dritter Theil.

Reise in China, Java, Indien und Heimkehr.

Erster Theil.

Reise in Nordamerika.

Erster Abschnitt.

Abreise — Leben an Bord — Halifax — Ankunft in Boston.

Am 18. Juli 1844 verließ ich die Heimath, um mich in Liverpool einzuschiffen; mein Weg den herrlichen Rhein hinab, durch Belgien mit seinen bewunderungswürdigen Eisenbahnen und seinen reichen Landschaften, über die Weltstadt London, war recht geeignet mir beim Scheiden lebhafte Eindrücke europäischer Herrlichkeit zu hinterlassen, doch gebrach es mir an Zeit wie an innerer Ruhe das alles zu genießen, da der lang ersehnte Augenblick der Abreise von Europa nahe bevorstand. Am 2. August kam ich in Liverpool an; im Waterloo Hotel, einem der unvergleichlichen englischen Gasthöfe aufs behaglichste einquartiert, hatte ich nur noch jene Vorbereitungen zur Seereise zu treffen, deren Wichtigkeit man nicht zu gering anschlagen darf, den Magen durch nahrhafte und reichliche Kost in Vertheidigungszustand gegen die Angriffe der leidigen Seekrankheit zu setzen. Abschiedsbriefe an Freunde und Verwandte wurden geschrieben, und im übrigen die letzten Tage in einem Taumel der verschiedenartigen Gefühle verlebt welche in meiner Lage natürlich genug waren. Maaßlose Reiselust, ungeduldige Erwartung neuer und ungewohnter Eindrücke die mir so nahe bevorstanden, Trennung von theuern Menschen und Verhältnissen, von denen man mich nur mit Widerstreben scheiden ließ, die Ungewißheit des Wiedersehens, alle diese Gefühle hatten einen Augenblick der stärksten Herrschaft über mich, als ich am 4. August nach dem Quai eilte, von wo ein kleines Dampfboot uns an Bord des Dampfschiffs Acadia bringen sollte. Es war ein schöner Sonntagmorgen, ein Tag günstiger Vorbedeutung für den Seemann; die zahlreichen Passagiere mit endlosem Gepäck drängten sich auf das Boot, und unter dem Zuruf der Menge die am Ufer stand, ließen wir die europäische Erde hinter uns. Die Acadia lag etwa eine halbe Stunde entfernt im Strom; je mehr wir uns dem riesenhaften Bau näherten, desto auffallender erschienen seine Dimensionen, und als endlich unser Dampfboot neben dem Koloß lag, und nicht völlig die halbe Länge und weniger als die halbe Deckhöhe desselben erreichte, konnte man sich einen

Begriff von seiner Größe machen. In der That überrascht auch nichts den Binnenländer mehr als gerade die Größe der Seedampfschiffe, welche die gewöhnlichen Segelschiffe die man allenfalls bei einem Ausflug nach Hamburg zu sehen bekommt, namentlich in der Länge so sehr übertrifft; da gibt man sich denn der sanguinischen Hoffnung hin, es könne ein solches Schiff von Wind und Wellen kaum bewegt werden. Leider sollte ich schon nach wenigen Stunden eines Besseren belehrt werden.

An Bord herrschte das größte Leben, jeder Passagier eilte nach seiner Privatkajüte, Koffer und Reisesäcke wurden daher geschleppt, überall Gruppen von Abschiednehmenden, dort die Seeleute, um das Treiben der Passagiere völlig unbekümmert in ihrem Beruf geschäftig; der Dampfkessel dröhnte und erschütterte das ganze Schiff, während dichte schwarze Rauchwolken aus dem riesigen Schlot emporstiegen. Nur der Capitain schritt unter diesem Aufruhr mit völliger Gelassenheit auf dem Deck hin und wieder, für den Neuling ein förmlich imponirender Anblick; das Getreibe um ihn her war ihm zu gewohnt, und bedurfte seiner Aufmerksamkeit nicht. Durch das Ausbleiben der Royal Mail, der Postfelleisen, wurde unsere Abfahrt noch verzögert; sowie diese an Bord gebracht wurden, verließ alles was zurückbleiben sollte das Schiff, die Boote entfernten sich, und man hörte nun, als sicheres Signal der nahen Abfahrt, das eintönige Klappen der Maschine durch welche die schwere Ankerkette Glied für Glied aufgewunden wird. Um 1 Uhr Nachmittag verstummte das Zischen des Dampfes, und das Plätschern der Schaufelräder verkündete uns daß wir unsere Reise begonnen hatten.

Ein ortskundiger Lootse geleitete uns durch die Mündung der Mersey in die offene See; die eingetretene Fluth und ein leichter Westwind waren uns nicht eben günstig, doch war die Bewegung des Schiffs anfangs noch unmerklich, und machte es uns möglich ein Lunch englischer Art, mit kaltem Fleisch, Butter und Käse und Bier, wohlgemuth einzunehmen. Es war die letzte ungestörte Freude dieser Art, denn schon zum Mittagessen konnten sich viele von uns nicht mehr einfinden, man sah ernste und bleiche Gesichter, Figuren die sich höchst bescheiden in eine Ecke drückten, um von den Bewegungen des Schiffs wenigstens nichts zu sehen, die Cigarren verschwanden, ein sicheres Merkmal des wankenden Selbstvertrauens, ja manchen sah man schon als bedenkliches Wahrzeichen der Leiden die unser aller harrten, mit starrem Blick an der Brüstung des Schiffes lehnen. Doch hielt ich mich an dem Tage noch tapfer; es hatten sich einige Deutsche zusammengefunden, und wir hielten uns bis zur Nacht auf Deck, spazieren gehend und uns unterhaltend. Wenn Psychologen behaupten, daß dem Humor eine schmerzliche Stimmung zu Grunde liege, so finden sie in den psychischen Wirkungen der Seekrankheit volle Bestätigung. Freilich gibt es Unglückliche die dem ersten Anlauf dieses Feindes sofort auch geistig unterliegen, die Mehrzahl aber, das habe ich immer bemerkt, begegnet dem unvermeidlichen Uebel mit einer aus-

gelassenen Laune, die noch anhält wenn der armselige Leib längst besiegt in einem Winkel des Schiffes liegt. Zu Lande kennt man diese Stimmung unter dem Namen Katzenjammerhumor. So gab es an jenem Tage unter uns viel zu lachen; während einige mit Horaz das Reisen zur See ein widernatürliches, vermessenes Unterfangen schalten, rechteten andere mit Columbus wegen seiner unseligen Entdeckung, die jetzt die Veranlassung unserer Reise gegeben hatte, besondern Spaß aber machte die Beobachtung derer, die um einen Grad elender als wir, dem Meer in dieser oder jener Lage ihre Libationen brachten. Das allgemeine Bedauern erregte viele Tage lang ein Passagier, der sich eine der Kanonen des Schiffs zum Standquartier erkoren hatte; auf diese gelehnt und in seinen Mantel eingewickelt mit ersterbenden Zügen, bot er das Bild eines gefallenen Kriegers, und erhielt auch sehr bald allgemein den Beinamen: the dying warrior. Ein Schweizer, dessen Verzweiflung sich in einem starren Hinblicken auf die Wellen äußerte, mußte für einen Maler gelten, der Studien zu einem Seestück machte. Ich besonders erinnere mich eines Unglücklichen, der beharrlich vor meiner Kajütenthür auf dem Fußboden in dumpfem Hinbrüten zu sitzen pflegte; so oft ich vorbei wollte, blickte er mich so flehend an, daß ich gern ihm das Aufstehen ersparend, über ihn hinwegstieg. Was für Scenen das Innere des Schiffs noch bot, war mit einem wohlthätigen Schleier bedeckt; wer nur irgend konnte zog die frische Luft dem dumpfen Aufenthalt in den Kajüten vor.

Am Abend passirten wir Holyhead an der Nordwestspitze von Wales; die See war sehr ruhig, die Wellen kräuselten sich kaum, auf offener See ist aber ein Schiff fast nie ganz stetig, da über die Oberfläche der Fluth sich fortwährend Wellen ziehen, die ihrer Ausdehnung wegen dem Auge kaum bemerkbar sind. Aber bei der Ausfahrt ist man, obendrein wenn es die erste Reise ist, selbst gegen diese Bewegung empfindlich, die durch das leidige Auf- und Niedergehen des Horizonts einen unbehaglichen Eindruck macht.

Am 5. hatten wir wieder herrliches Wetter, klare, hellblaue, ruhige See. Wir waren im St. Georgs-Kanal, gegenüber dem Leuchtthurm Tuscar Light an der irischen Küste. Hier ereignete es sich daß die Maschine einer kleinen Reparatur bedurfte, die uns sechs Stunden lang aufhielt; eine solche Störung schon am zweiten Tage schien vielen beunruhigend und Schlimmes für die fernere Fahrt versprechend; die transatlantische Dampfschifffahrt war damals noch in ihrer Jugend, und man hatte das Unglück des Präsident im frischen Gedächtniß. Doch war das unser erster und letzter Unfall; besorgt war ich nur, daß derselbe durch eines der vorbeisegelnden Schiffe berichtet, zum Schrecken der zurückgebliebenen Freunde in den europäischen Zeitungen bekannt werden könnte.

Als ich am Abend zum zweitenmal in meine enge Schlafstätte kroch, waren meine Siegeshoffnungen über die Seekrankheit schon sehr herabgestimmt. Die Staterooms, wahrlich keine „Staatszimmer“ der Passagiere waren auf

der Acadia, die nur ein volles Deck hat, sämmtlich unter Deck; die engen Fensterchen welche vorhanden sind, können der Wellen wegen fast nie geöffnet werden, und der dumpfe Schiffsgeruch, in der Reichhaltigkeit verschiedener Elemente der Eau de mille fleurs vergleichbar, ist schon an und für sich fast unerträglich. Von den zwei Betten welche darin angebracht sind, fiel mir das unterste zu, vor dem Bett war ein freier Platz, so groß daß Einer sich mit Mühe anziehen konnte, in der Ecke ein Waschtisch mit einem Waschbecken zum gemeinschaftlichen Gebrauch, aber mit reichlichem Vorrath von süßem Wasser, wie auf allen leidlich guten Schiffen. In der Decke ein sogenanntes Sky-light, ein prismatisch geschliffenes ins Verdeck eingelassenes Glas, fußlang und drei Zoll breit, durch welches ein zwar verhältnißmäßig starkes, aber doch sehr dürftiges Licht einfiel. In dieser Höhle brachte man die Nacht zu; des Morgens erwachte man halb erstickt, ganz übel, und es hielt schwer in die Kleider zu fahren und einen nothdürftigen Reinigungsproceß vorzunehmen. Es war ein Glück oder Unglück, wie man's nimmt, daß man gleich im Bette wissen konnte, was für See wir hatten; jenes männliche Kleidungsstück nämlich, welches keinen Namen hat, und welches sich durch seine Länge auszeichnet, pflegte in seinen schwächeren oder stärkeren Pendelschwingungen auf untrügliche Weise den Grad der Schwankung des Schiffs anzuzeigen; wir nannten das unser Nauseometer und suchten der Sache wenigstens die vortheilhafte Seite abzugewinnen.

Am 6. Morgens schwang das Nauseometer sehr stark; mit der Energie der Verzweiflung mich aufraffend, ergriff ich das verhängnißvolle Instrument, zog rasch die eine Hälfte desselben an, mußte mich aber erschöpft niederlassen und ausruhen, ehe ich die zweite Hälfte anlegen konnte. Auf Deck überraschte mich der Anblick der See und das Schaukeln des Schiffes; so übel mir zu Muthe war, lag doch in dem Aufthürmen und Ueberstürzen der Wellen etwas so Großartiges, daß ich auf Augenblicke mein Uebelbefinden vergessen und mich in diesen eben so prachtvollen als neuen Anblick vertiefen konnte. Sogar mehrmals, als ich über Bord gelehnt jenes Opfer an Neptun darzubringen im Begriff stand, worin ich an diesem Tage so freigebig war, fühlte ich mich durch den herrlichen Anblick förmlich gestärkt; man muß zur See gewesen sein, um die Schönheit, aber auch den Ernst und die Gewalt des Elements zu fassen. Ich beobachtete auch viele Delphine, welche als stete Begleiter des Schiffs lustig durch die Wellen hindurch sprangen, so daß sie auf Augenblicke ganz außer Wasser waren; sie waren braun, und nach dem Augenmaaß etwa 10 Fuß lang.

Wenn ich nun von den Leiden des nächsten Tages, 7. August, sprechen soll, so werden vielleicht manche meine Schilderung für übertrieben halten, andere die wissen was Seekrankheit ist, dieselbe für matt und ungenügend erklären; doch will ich versuchen meinen Zustand so treu als möglich zu beschreiben. Wir hatten hohe See, und ich erwachte nach einer kläglichen Nacht,

in der ich theils durch die Rippenstöße die das Schiff mir gewährte, theils durch fieberhafte Träume gepeinigt worden war, in gänzlicher Muthlosigkeit. Die Zureden einer guten ehrlichen Haut von Steward, eines seeerfahrenen Schiffskellners, der schon an den ersten Tagen mit einer rührenden stillen Geschäftigkeit in geeigneten Fällen Waschbecken ausgetheilt hatte, die Zureden dieses mir unvergeßlichen Menschen brachten mich dazu, mich nothdürftig anzuziehen (des Waschens schien mir mein armseliger Leib an dem Tage nicht werth, und ich hätte es auch nicht vermocht) und mich auf Deck schleppen zu lassen. Kaum da angelangt rollte ich mich auf den Boden, wickelte mich in meinen Mantel, und blieb in der festen Ueberzeugung ich würde das Elend nicht überleben, regungslos liegen. Das ist nun eben das Absurde der Seekrankheit, daß man aus Büchern recht wohl weiß, sie erzeuge völlige Hoffnungslosigkeit und den Wahn sterben zu müssen, hinterher lache man aber herzlich über diese Einbildung; das hatte auch ich oft genug gelesen, aber ich war so vollständig von dem Leiden unterjocht, daß ich auch gar keinen andern Ausweg sah als den Tod; daß ich das Ende der Reise erleben könnte, schien mir undenkbar, doch schoß mir einmal der Gedanke durch den Kopf, wenn ich doch lebendig Amerika erreichte, wollte ich mich ganz gewiß dort niederlassen, den Beschwerden einer Seereise aber mich unter keiner Bedingung wieder unterziehen. Ich erinnere mich daß eine Welle über mich hinschlug; gutherzige Menschen wollten mich aus der Nässe wegtragen, ich aber erwiederte, nicht etwa im Spaß, sondern mit dem Ernst einer trostlosen Ueberzeugung: sie sollten mich nur liegen lassen, ob ich ertrinke oder an der Seekrankheit sterbe, sei einerlei. Dabei waren eine Menge Dinge die meine Abgespanntheit noch irritirten: gegen einen kleinen Amerikaner (ein allerliebster Junge von fünf Jahren), der von Seekrankheit auf der ganzen Reise nichts wußte, und auf die hübscheste Weise mit den Reisenden die gesund genug waren, Possen und Spielereien trieb, gegen dieses harmlose Kind faßte ich einen förmlichen Haß, nicht viel minder gegen die übrige gesunde Schiffsgesellschaft, die sich den ganzen Tag mit einem ziemlich geistlosen Spiel unterhielt und dabei nicht wenig lärmte. Die schlimmste Aggravation aber war es, da sich zwei deutsche Juden in meiner Nähe über die „sieben Professoren" unterhielten, unter welchen sie in ihrer Unwissenheit die Namen: Gesenius und Wolf figuriren ließen. Als wären sie sich der Wehrlosigkeit des unglücklichen deutschen Christen bewußt, der ihren Unsinn stumm verschlucken mußte, verführten sie in aller Behaglichkeit ihr heilloses Geschwätz. Dieser Tag war der schlimmste meiner Krankheit, und wohl der schlimmste den ich erlebt habe. Hatte ich an den letzten Tagen mich kümmerlich mit Kartoffeln ernährt, was immer noch die beste Kost für Seekranke ist, so war es mir heute nicht möglich selbst diese anzurühren, dagegen gerieth ich über ein paar saftige Birnen und verzehrte sie, obgleich die Umstehenden sie mir wohlmeinend aus der Hand reißen wollten; als einer der seine Sache auf Nichts gestellt hat, kehrte ich mich an ihre Einreden nicht,

habe auch keinen Nachtheil davon verspürt, wiewohl der Schiffsarzt, sonst ein sehr leidlicher Mensch, es mir später nie ganz verziehen hat, daß die ungesunde Kost meinem zerrütteten Magen nicht nach den Regeln seiner Wissenschaft zum Verderben gereichen wollte. Abends schleppte man mich wieder in meine Kajüte, und ich erwachte am nächsten Morgen, da auch die See etwas ruhiger war, weit wohler. Lebenshoffnung und Lebenslust kehrten wieder, und ich konnte auf die Vergangenheit bereits als auf eine tragikomische Episode zurückblicken. Wie erbärmlich ich mich ausgenommen haben muß, davon waren die freundlichen Blicke derer ein Beleg, die mich gestern in meinem Elend gesehen hatten, und mich nun als Genesenden begrüßten.

An diese Geschichte meiner ersten und ärgsten Seekrankheit will ich nun einige allgemeine Bemerkungen über dieses Uebel knüpfen, hoffend daß man mir wenigstens die Befähigung des praktischen Forschers nicht bestreiten wird. Hauptursache bleibt immer das Schwanken des Schiffes, und da dieses nicht zu beseitigen ist, wird trotz aller Gegenmittel fast jeder schonungslos heimgesucht, und nur einzelne begünstigte Sterbliche (meist von magerer und zäher Leibesbeschaffenheit) bleiben befreit. Es wirken aber Schiffsgeruch, ungewohnte Kost, dumpfe Luft in den Schiffsräumen ebenfalls stark ein, da sie fast genügen könnten an und für sich Unwohlsein dieser Art hervorzurufen. Das Schwanken erzeugt nun zwar zunächst die Uebelkeit, wie schon bei vielen Personen die Bewegung des Wagens, das allgemeine Uebelbefinden aber schiebe ich, meinem Eindrucke nach, viel mehr dem Blute zu, welches namentlich im Kopf bei dem Schwanken des Schiffes fortwährend aus seinem natürlichen Niveau gebracht wird; diese Empfindung war mir immer die quälendste, darum vermeidet man auch unwillkürlich den Anblick des auf unleidliche Weise auf- und abgehenden Horizontes, sowie aller Gegenstände die durch Schwingen an die Bewegung des Schiffes erinnern; im Liegen ist man immer am wohlsten, weil der Oberkörper dann nicht zu balanciren braucht. Jenen äußersten Grad der Seekrankheit, der zur vollen Verzweiflung an der ganzen Welt führt, erlebt man übrigens nur einmal; wird man später wieder sehr krank, so ist es doch immer nur das Körperleiden das einen beschäftigt und peinigt; nichts gleicht aber der Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit, mit welcher der zum erstenmal Kranke sein Schicksal und die Dinge die etwa noch kommen könnten, betrachtet. Dickens charakterisirt in seinen American Notes diesen Zustand sehr hübsch, indem er behauptet es würde ihm nicht aufgefallen sein, wenn Neptun als Aufwärter mit einem gebackenen Haifisch auf seinem Dreizack zur Kajütenthür hereingekommen wäre. Gewiß kann man im Wege der Verhütung viel thun: man erhalte den Magen in bester Ordnung wenn man zur See geht, sei dem Feind gegenüber nicht verzagt, aber auch nicht übermüthig und muthwillig, denn dadurch fallen die meisten zum Opfer; wenn das Uebel heranrückt halte man sich still, folge mit dem Körper willig der Bewegung des Schiffs, thue sich aber, so lange es geht, einige Gewalt an, namentlich

um dem Magen das Seinige zukommen zu lassen. Frische Luft und spannende, wo möglich etwas ungeheuerliche Lectüre (mir thaten die Mystères de Paris, und später einmal Victor Hugo gute Dienste) helfen über die Anfänge weg. Ist das Leiden aber da, so will es sein Recht haben, und wenn man den wohlmeinenden Rath zu ertheilen pflegt, man solle sich zum Essen zwingen, so ist das leichter gesagt als gethan. Kartoffeln zwingt man noch am ersten. Vortrefflich habe ich immer einen Schluck Cognac und Wasser, das beliebte englische Getränk, gefunden; es befördert die Krisis und vermindert die Flauheit. Nach Schwarzbrod, das bei fremden Nationen nicht zu haben ist, habe ich immer bei der Seekrankheit schmerzliche Sehnsucht empfunden, und ich bin überzeugt, ich hätte mich damit hergestellt einmal wieder wirkliches Brod essen zu können, denn an das mark- und geschmacklose englische Weißbrod gewöhnt sich selbst zu Lande der Deutsche schwer; ist man seekrank, so kann man keinen Bissen davon hinunterbringen. Trage ich gleich Bedenken meine oben erzählte Birnenkur allgemein zu empfehlen, so muß ich doch gekochtes Obst als sehr wohlthuend in der Genesung erwähnen, von Wein ist Champagner sehr wohlthätig. Als rationelles Heilmittel endlich empfiehlt die Homöopathie Coccalus, ich habe es aber, da ich zur Zeit meiner Reisen noch zu den Ungläubigen gehörte, nie versucht. Ist man genesen, so empfindet man wie bei jeder Reconvalescenz erhöhtes Wohlbefinden und einen unglaublichen Appetit; diese Wonne wiegt das vorhergegangene Uebel wahrhaft auf. Uebrigens ist die Seekrankheit in ihrem Auftreten, ihrer Dauer und Wiederkehr bei den einzelnen Individuen sehr verschieden; auch die Behauptung, daß man sich mit dem Betreten des festen Landes sofort wieder wohl fühle, gilt nicht ohne Einschränkung; allgemein ist dann das Gefühl, daß man nicht fest auf seinen Füßen stehe, ganz natürlich, da man sich auf dem Schiff eine ganz eigene Art zu gehen angewöhnen muß, mit dem Fuß entweder dem unter ihm zurückweichenden Boden zu folgen, oder dem sich vor ihm erhebenden zu begegnen. Man beobachte nur den Gang der Seeleute, der von dem anderer Menschen so sehr abweicht. Vollkommen geistig und körperlich wohl fühlt man sich auf Seereisen niemals, man ist unlustig und träge, Essen und Trinken wird unwillkürlich zur Hauptsache, und die Zeit zwischen den Mahlzeiten sucht man nur eben todt zu schlagen. Zum Studiren auf dem Schiff habe ich es nie bringen können, so dringend auch gerade für einen Reisenden der sich zu informiren strebt, die Aufforderung ist, die kostbare Muße einer Seereise zu benützen; auf einer Reise, die ich später über den stillen Ocean von Callao nach Hongkong machte, wo ich siebzig Tage unterwegs war und eine ganze Bibliothek an Bord genommen hatte, kam ich vielmehr dazu systematisch jeden Tag zwölf Stunden zu schlafen.

Es kostete doch noch einige Tage, ehe ich völlig die Lebensweise der Gesunden theilen konnte, namentlich wagte ich mich noch nicht in die Kajüte zum Essen; erst am Sonntag den 11., acht Tage nach der Abreise unternahm ich

diesen großen Schritt. Den Vormittag hatte man in der Kajüte Gottesdienst gehalten, welchem alle Seeleute und die meisten Passagiere beiwohnten. Auf allen englischen und amerikanischen Schiffen wird diese Sitte gewissenhaft beobachtet, ganz entsprechend der preiswürdigen Denkart dieser Nationen, sich ihres religiösen Bekenntnisses nie zu schämen. Wenn nicht etwa ein Geistlicher unter den Passagieren ist, so liest der Capitain die Liturgie, gesungen wird seltener, sowie denn überhaupt die matten und lamentabeln Melodien der englischen Hymnen mit unseren herrlichen Chorälen keinen Vergleich aushalten. Es war ein ansprechender Anblick, beim Läuten der Schiffsglocke die Matrosen in ihrem besten Sonntagsschmuck und mit ernster Haltung zur Kirche ziehen zu sehen, ein Ausdruck jener Gesinnungen und Grundsätze, durch welche die englische Nation groß ist und groß sein wird, so lange sie denselben treu bleibt.

Zu Tische hatte sich diesmal, da das Wetter schön und die meisten Kranken gleich mir wieder auferstanden waren, fast die ganze Gesellschaft eingefunden; für 87 Personen war die Kajüte mit zwei langen Tafeln wohl etwas klein, es fand aber doch alles Platz, und man sah fröhliche und eßlustige Gesichter die Menge. Ich erstaunte über die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Gerichte; es fehlte in der That nichts, was man auf der bestbesetzten Tafel zu Lande hätte beanspruchen können: frisches Fleisch der verschiedensten Sorten, allerlei grünes Gemüse, Lachs und andere europäische Fische, die dem englischen Tisch eigenthümliche Menge Pies, die sich am ersten mit unseren Obstkuchen vergleichen lassen, frisches Obst, kurz alles was man verlangen konnte, war in Eis sorgsam aufbewahrt und nun in bester Form auf den Tisch geliefert; hat man doch sogar auf den meisten dieser Schiffe eine milchgebende Kuh an Bord. Der Wein, den die Capitaine im Hafen zollfrei von den Schiffen die ihn importiren, beziehen können, war sehr gut; nach englischer Weise trank man Madeira und Sherry als Tischwein und ließ es an Champagner nicht fehlen, welchen ich schon oben als treffliches Mittel für einen wiederherzustellenden Magen gerühmt habe. Wein ist in dem Ueberfahrtspreis von 38 Guineen, etwa 40 Pfd. St., nicht einbegriffen, er ist aber aus obigem Grunde sehr billig. Der ruhigeren See halber fehlten jene Rahmen, welche man bei stärkerer Bewegung des Schiffes um den Tisch herum unter dem Tischtuch anbringt, um Teller und Gläser vor dem Fallen zu bewahren, und welche einen sehr ungemüthlichen Eindruck zu machen pflegen. Nur der Vorrath an Gläsern und Wein war vorsichtig in Gestellen über den Tischen aufgehängt.

Ich muß mir das Zeugniß geben daß ich meine Aufgabe würdig löste, und nach glücklich bestandenem Mahle mich wieder ganz behaglich fühlte. So fing ich auch nun an, mich mit der Reisegesellschaft bekannter zu machen, da sie sich jetzt, wo bei dem schönen Wetter Alles auf Deck war, leichter mustern ließ. Meine geringe Uebung im Englischen mag verhindert haben, daß ich die ausgezeichneteren Leute die unter den englischen und amerikanischen

Passagieren sein mochten, ausfindig machte, hervorstechende Persönlichkeiten waren wohl kaum darunter, im allgemeinen aber fühlt sich der Deutsche unter Engländern und Amerikanern heimisch, sie sind gradaus im Umgang und haben überhaupt jene Vertrauen gewinnende Außenseite, welche wir als einen Vorzug der germanischen Völkerstämme in Anspruch nehmen dürfen.

Unsere Reisegesellschaft waren mehrentheils Amerikaner, von allen Klassen und Graden der Bildung; eher darf ich letzteren Ausdruck gebrauchen, denn Klassen der Gesellschaft kennt ja bekanntlich der Amerikaner nicht in der Weise wie wir, wohl aber waren Leute darunter, deren Manieren an die „Gestalten," welche der geistreiche Sealsfield in seinen amerikanischen Skizzen schildert, erinnerten. Unter den Engländern war ein Mr. Anderson, ein Schauspieler, von stillem und sehr artigem Wesen, der mich später in Philadelphia als Hamlet wahrhaft entzückt hat. Ferner ein Mann von der auffallendsten Aehnlichkeit mit Mr. Pickwick, dem bekannten Dickensschen Charakter, wie die englischen Zeichner ihn darstellen, er hieß auf dem Schiff gar nicht anders als Mr. Pickwick und war die Zielscheibe vieler schlechten Spässe. Die große Nation war durch ein paar Handlungsreisende vertreten, die mehr Lärm machten als die ganze übrige Gesellschaft, auf dem Deck Polka und Cancan tanzten, und sich in dem Bewußtsein die Lustigmacher der Gesellschaft zu sein, glücklich fühlten. Unter den Deutschen boten mir jene beiden politisirenden Juden begreiflicher Weise wenig Ressource, dagegen war mir von Werth die Bekanntschaft des Consuls Henry F. Fisher aus Texas (trotz seines anglisirten Namens ein guter Deutscher). Er war ein Mann von einfacher ansprechender Art, dabei durch seine Erlebnisse in seinem neuen Vaterlande und durch seine genaue Kenntniß der Amerikaner sehr interessant. Er wußte sehr hübsch zu erzählen, und war eigentlich an Bord meine Hauptunterhaltung. Ich sollte ihn in Texas besuchen, um namentlich die deutsche Colonie, zu welcher er in Beziehungen stand, kennen zu lernen; später wurde aber aus meiner Reise nach Texas nichts, und ich habe ihn, da er bald nach unserer Ankunft nach dem Süden abreiste, aus den Augen verloren. Er war einer von den wenigen Deutschen, die wenn sie in Amerika wirklich eingebürgert sind, noch die deutsche Gemüthlichkeit behalten. Auch einige Damen waren an Bord, sie erschienen aber nur bei entschieden gutem Wetter; als Wahrzeichen hingen dann auf Deck drei junge Drosseln welche sie mit sich führten, und welche sie egoistischer Weise die meiste Zeit über die dumpfe Luft in ihrer Kajüte theilen ließen. Für einen Vogel, die lustigste aller Kreaturen, wie mir dünkt eine harte Zumuthung.

Der Capitain mit seinen Beamten (Officers heißen sie im Englischen auch auf Paket- und Kauffahrteischiffen, der erste Steuermann first officer u. s. w.) waren sämmtlich sehr umgängliche Leute; gerade der Dienst dieser großen Dampfschifffahrtsgesellschaften ist ein ganz angesehener, und man findet oft Officiere der Marine, welche sich in denselben begeben haben. Sie pflegen

auch das Abzeichen der Marineofficiere, ein goldenes Band um die blaue Mütze zu tragen, so etwa wie bei uns die Eisenbahnbeamten gern die Tracht von Civilbeamten oder Officieren nachahmen. Die Marine sieht das nicht gern, und ich weiß mehrere Fälle wo Reibungen deßhalb vorgekommen sind; während ich in Indien war, legte sie den königlichen Officieren eine gestickte Krone zu; das sah aber häßlich aus, und die Peninsular- and Oriental-Dampfschifffahrtsgesellschaft hatte ihrerseits nichts eiligeres zu thun, als ihren Officieren eine aufgehende Sonne auf die Mütze zu kleben.

Nun hatte ich auch Muße, mir den merkwürdigen Bau des Schiffes und der Maschine zu betrachten und über manches Wissenswürdige Erkundigungen einzuziehen. Die Acadia (ein Name für Neuschottland), als „Erzherzog Johann" einen Bestandtheil der „deutschen Flotte" bildend, gehörte mit ihren Schwestern Britannia, Caledonia, Hibernia und Cambria (die Columbia war im Hafen von Halifax verbrannt) zu der Linie der British and North American Royal Mail Steam Packet Company, auch die Cunard'sche Linie nach einem großen dabei betheiligten Handlungshause genannt; es war damals die einzige Dampfschifflinie zwischen Europa und den Vereinigten Staaten, welche eine regelmäßige vierzehntägige Verbindung unterhielt; die immer sehr beliebte Great Western fuhr auf eigene Hand und also immer in ziemlich langen Zwischenräumen, der unglückliche President war bereits im Jahr 1841 zu Grunde gegangen; die British Queen, nach demselben Modell gebaut, hatte ihr unrühmliches Ende in einem belgischen Hafen, wo das theuer gekaufte Schiff als unbrauchbar verfaulte, gefunden, und die kurze Herrlichkeit der Great Britain hatte noch nicht begonnen.

Es ist bekannt, daß gegen Ende der dreißiger Jahre erst der Sirius, dann die Great Western das Wagniß einer transatlantischen Fahrt unternahm, weniger bekannt ist ein vereinzelter Versuch schon in den zwanziger Jahren von England, ich glaube nach Savannah (Georgia). Man erinnert sich, welch großer Triumph der Industrie die regelmäßige Einführung solcher überseeischen Fahrten von Dampfschiffen war, die man bislang für unausführbar hielt, hauptsächlich wegen des Kohlenbedarfs, und der vielen drohenden Wechselfälle wegen für waghalsig und unsinnig erklärte; die Linien nach Westindien, Südamerika, Ostindien und China, demnächst selbst nach Australien sind die großartige Entwicklung dieser ersten Versuche. Der nächste Schritt zum Bau der überlangen Schiffe President und British Queen war ein sehr unglücklicher; ersterer war 268 Fuß lang, hatte 2000 Tonnen Gehalt und Maschinen von großer Kraft; die allgemeine Meinung, besonders von Sachverständigen ist, daß er nicht sowohl durch Eisberge verunglückte, sondern in einem Sturm bei seiner unverhältnißmäßigen Länge durch die Wucht der Maschine mitten entzwei gebrochen ist. Ich erinnere mich gar wohl, daß ein Passagier der die Reise nach Europa auf demselben gemacht hatte, ihm im Jahre 1840 dieses Ende prophezeite. Die abenteuerliche Great

Britain, von 3500 Tonnen, 1000 Pferdekraft und 320 Fuß Länge, mit ihren sechs Masten und wider alle hergebrachten Regeln der Schiffbaukunst construirt, fand ihr Ende sehr bald auf eine Weise, die übrigens kein Urtheil über ihre Seefähigkeit zuläßt; sie strandete, wie jedes Schiff stranden kann; ich habe übrigens von Seeleuten nie viel gute Erwartungen von ihr aussprechen hören. Die Great Western, ebenfalls sehr groß, von 1400 (oder gar 1700) Tonnen und 450 Pferdekraft, hat sich sehr bewährt und war immer, besonders auch wegen ihrer comfortabeln Einrichtung ein Liebling des Publikums. Im Verlauf meiner Reisen werde ich den geneigten Leser auf die Dampffregatten (Zweidecker) der westindischen und indischen Linien führen, wo abermals die Dimensionen ungeheuer sind (meist eine Länge von 250 Fuß, 1800—2000 Tonnen und 450—520 Pferdekraft), welche sich aber sehr brauchbar erwiesen haben. Besonders die herrliche Hindostan ist der wahre Stolz aller Meere. Die Acadia (übereinstimmend mit den andern Schiffen dieser Linie) hatte 1200 Tonnen Gehalt und 440 Pferdekraft, Länge 238 Fuß, Breite zwischen den Radkasten 37½ Fuß, volle Breite 60 Fuß, Höhe von dem Radkasten zum Wasser etwa 20 Fuß, Durchmesser der Räder an 25 Fuß, Tiefgang 12 Fuß. Die Maschine machte 15 Umdrehungen in der Minute; sie verbrauchte auf der Reise von Liverpool nach Halifax durchschnittlich 280 Tonnen oder 5000 Ctr. Kohlen (die Tonne 2240 Pfd.), also täglich 25—30 Tonnen oder 500—600 Ctr.; in Halifax wurden dann Kohlen für die Tour nach Boston und zurück bis Halifax eingenommen. Es ist natürlich daß diese ungeheure Last, wie sie sich allmälig vermindert, auf die Schnelligkeit des Schiffes großen Einfluß übt, auf unserer Fahrt war die vergrößerte Geschwindigkeit gegen Ende der Reise sehr bemerkbar.

Es ist ein verzeihlicher Irrthum des Binnenländers, der „Landratte," wie sich der Seemann geringschätzig ausdrückt, wenn er sich ein solches Dampfschiff mehr oder weniger nach Art unserer Flußdampfboote, etwa der bunten und freundlichen Dampfboote des Rheins vorstellt; die meisten derselben würden bei ihrer flachen und leichten Bauart keine Stunde der See trotzen. Darum überrascht gleich der äußere Anblick: die großen Spiegelfenster jener Boote sind durch kleine kaum sichtbare Luken, die selbst bei dem unbedeutendsten Wellenschlag hermetisch verschlossen werden, ersetzt; jene Fenster würden von der ersten Welle eingeschlagen, und das Schiff dem Sinken ausgesetzt werden. Statt der hellen und zierlichen Malerei ist der Körper des Schiffs in die traurigste schwarze Theerfarbe gekleidet, die feinen geflochtenen Brustwehren müssen tüchtigen massiven Bollwerken Platz machen; dagegen zierte unser Dampfschiff ein ungeheurer roth angestrichener Schornstein, nur kürzer als auf Flußbooten, und hohe stattliche Masten zum wirklichen Gebrauch, nicht wie dort zur Spielerei, drei im Ganzen, wovon der vorderste mit vollen Raaen ausgerüstet ist; der Bugspriet erstreckt sich weit über den Vordertheil des Schiffes hinaus, denn er muß jene schmalen dreieckigen Segel tragen, welche wir gleich als sehr nützlich werden kennen

lernen. Ist der Wind nicht ganz widrig, so werden immer Segel geführt, und wenn irgend möglich zieht man wenigstens eins der eben genannten auf, wodurch das Schiff eine stetige Bewegung erhält, und vor dem Rollen (dem Schwanken von einer Seite zur andern) bewahrt wird. Dies Rollen (beiläufig gesagt eine Untugend mancher Schiffe, besonders wenn sie nicht schwer beladen sind) ist nicht nur für die Reisenden unleidlich, sondern auch der Wirkung der Schaufelräder höchst hinderlich, wenn sie bald kaum den Schaum der Wellen peitschen, bald so tief ins Wasser versenkt sind, daß sie den Widerstand nicht zu bewältigen vermögen. Unregelmäßig ist die Bewegung der Räder ohnehin immer, außer bei völliger Meeres- und Windstille, welche dem Segelschiffer ein Greuel, für das Dampfschiff aber die günstigste Bedingung des schnellen Fortkommens ist. Ueber die Verschiedenheit der Reisen mit diesen beiden Arten der Schiffe ein andermal, betrachten wir weiter unsere Acadia.

Die Acadia ist kein Zweidecker, sie hat also über dem sogenannten Schiffsraum, der nur für Ballast, nicht für menschliche Wohnungen bestimmt ist, nur die eine Etage (sit venia verbo), in welcher sich die Privatkajüten und kleinere dumpfe Salons, unter anderen der Damensalon befinden. Darüber ist das eigentliche Deck, auf diesem jedoch erhebt sich zwischen Mitte und Hintertheil noch ein Speisesalon, welcher aber nicht die ganze Breite des Schiffs einnimmt, sondern auf beiden Seiten noch freie Gänge übrig läßt. Diese obere Kajüte hat man bei der Umwandlung des Schiffs in ein Kriegsschiff ohne Zweifel weggenommen, als überflüssig und dem dermaligen Zwecke schädlich. Für uns Passagiere war diese Einrichtung sehr störend, da die Fläche des Verdecks damit ganz unterbrochen war; nur auf der Kajüte selbst war wieder ein Raum zum Spazierengehen und Sitzen entstanden, der aber schmal und schlecht zugänglich war; zwischen den Radkasten stand die Küche, das Vorderdeck ist ohnehin stets mit Schiffsbedarf angefüllt, so daß wir im Vergleich zu den Annehmlichkeiten die ich später auf andern Schiffen gefunden habe, eigentlich übel dran waren. Dazu nehmen 87 Passagiere viel Platz weg, namentlich wenn das menschenfeindliche Stadium der Seekrankheit sie erfaßt hat. Doch waren Schlafstellen für 119 Kajütenpassagiere vorhanden; für Zwischendeckpassagiere haben diese Schiffe keinen Raum, so wenig als für Fracht, denn was die Maschine und ihr Kohlenbedarf nicht in Anspruch nimmt, muß dem Schiffsvolk, 88 Köpfe stark, überlassen bleiben. Diese starke Zahl erwächst durch die Menge Maschinisten (allein sechs), Heizer und Dienerschaft, welche noch zu den eigentlichen Seeleuten hinzukommen.

Nichts ist imponirender als der Anblick der kolossalen Maschinen, die in einem großen Raum, einem wahren Saal aufgestellt sind, mit größter Sauberkeit gehalten, Tag und Nacht in ihrer majestätisch regelmäßigen Bewegung, imponirend schon durch das Vertrauen, welches der Reisende diesem wichtigsten Bestandtheil des Schiffes schenken muß. Gibt schon jede Dampfmaschine den Eindruck einer wilden und feindseligen Gewalt, die der Mensch nur mit Mühe

und nicht ohne Gefahr sich dienstbar macht, so erhöht sich dieser Eindruck hier durch Erwägung der Folgen, wenn diese Macht durch irgend ein Unheil den Seefahrer im Stiche lassen, vielleicht gar zu seinem Verderben mitwirken sollte. So ist das Seedampfschiff, dem wir uns auf dem weiten Ocean anvertrauen, ein großartiger Triumph der menschlichen Geisteskraft und der wichtigsten Fortschritte einer, durch welche unser maaßloses Zeitalter sich auszeichnet, aber dabei auch ein Beispiel jener menschlichen Vermessenheit, die indem sie aller Schranken der Natur spottet, doch von dem kleinsten Zufall sich abhängig bekennen muß.

Wir begegneten in diesen Tagen vielen Schiffen, ein Beweis wie belebt die Wasserstraße zwischen den beiden Continenten ist, und doch vermieden wir, indem wir die gerade Linie verfolgten, den südlichen Cours, welchen die Segelschiffe des günstigeren Windes wegen einschlagen. Mit mehreren dieser Schiffe wechselten wir durch Flaggensignale einige Worte, meist um die Berechnung der Länge und Breite zur gegenseitigen Berichtigung auszutauschen. Die Ausbildung dieses Signalsystems verdankt die seefahrende Welt einem Manne, dessen Hauptverdienst in den Augen der meisten wohl nur in seinen hübschen Romanen besteht, dem Capitain Marryat. Mittelst zehn Flaggen und einiger Wimpel, und seines Code of Signals lassen sich nicht nur die Namen aller Schiffe (denn es sind wohl wenige größere Schiffe irgend einer Nation nicht in denselben eingetragen), sondern auch alle nur praktisch möglichen Wörter und Sätze ausdrücken, indem jede Flagge eine Ziffer bedeutet, und die Zusammenstellung von je vier Flaggen vieltausendfache Veränderungen zuläßt, die durch Aufziehung verschiedener Wimpel an einem andern Mast noch mehr ausgedehnt werden können. Das erste bei der Begegnung zweier Schiffe ist immer, daß jedes „seine Nummer“ am Vordermaste aufzieht; zum Frommen der Interessenten pflegt dann jedes im Hafen ankommende Schiff sofort die Fahrzeuge welche ihm begegnet sind, und den Ort der Begegnung zu rapportiren. Marryat's Code of Signals ist, wenn auch nicht das unterhaltendste, doch gewiß das verbreitetste und nützlichste seiner Werke.

Gegen das Ende unserer Reise war das Wetter ganz herrlich, auch nicht mehr so kalt wie bisher, und endlich bekamen wir sogar einen günstigen Ostwind, so daß wir 10—11 Knoten, das ist eben so viele Seemeilen (60 auf den Grad), zurücklegten. Diese Geschwindigkeit ist so ziemlich das Maximum der Seedampfschiffe und auch der meisten Segelschiffe, größere Leistungen findet man namentlich bei gut gebauten Fregatten, von denen man beansprucht, daß sie 13 Knoten gehen sollen. Ueberhaupt geht ein gutes Segelschiff bei günstigem Winde schneller als das beste Seedampfschiff. Man erkundet die Messung der zurückgelegten Entfernungen hauptsächlich durch die bekannten astronomischen Beobachtungen und den Chronometer, daneben auch durch das Log, dessen Princip darin besteht, daß ein Holztäfelchen an einer abgemessenen Leine ins Wasser geworfen und die Leine so lange abgerollt wird bis die Sanduhr

das Zeichen zum „Stop" gibt. Diese Procedur die täglich oftmals stattfindet, ist immer ein Ereigniß für den gelangweilten und wegen des Weiterkommens ungeduldigen Reisenden; das Ergebniß ist aber unsicher, da sich höchstens die Entfernung des Schiffs von dem Punkt des Wassers aus, wo das Log zuerst hingeworfen wurde, bestimmen läßt; Wellenschlag und Strömung können aber ihrem Einfluß nach gar nicht berechnet werden. Darum dient das Log denn auch nur nebenbei, und besonders bei düsterem Wetter, wo man keine Beobachtungen der Sonne anstellen kann; letzteres war uns auf dieser Fahrt indeß immer möglich. Zur See hascht man nach jeder Spannung, und deßhalb nimmt man an den mittäglichen Observationen auf Deck sehr lebhaft Antheil. So wie es halb zwölf Uhr vorbei ist, sind alle Officiere auf Deck, den Sextanten in der Hand, und die Jüngeren die vielleicht das Instrument kaum zu handhaben verstehen, mit nicht wenig wichtiger Miene. Die Passagiere stehen in stummer Erwartung, und oft wird man, zur Verzweiflung des Magens, noch eine volle Viertelstunde aufgehalten (bei unserer Reise westwärts waren vier bis fünf Längengrade leicht an einem Tag zurückgelegt); plötzlich ruft der Capitain, der den Moment der größten Sonnenhöhe mit geübtem Auge erfaßt hat: „Strike eight bells!" und die ganze Gesellschaft eilt fröhlichen Muthes nach der Kajüte zum Lunch. Dieses zweite Frühstück, dessen pikante Bestandtheile dem Magen zur See ganz besonders zusagen, ist auf allen Schiffen an allen Enden des Weltmeers der anregendste Moment des Tages; die Ortsbestimmung ist mittelst astronomischer „Eselsbrücken" schnell erfolgt und ist in das Logbuch, welches analog den Büchern der Kaufleute gewissenhaft geführt werden muß, eingetragen; nun wird auf der Karte der Punkt ausgemessen, die Entfernungen betrachtet, und es knüpfen sich lebhafte Gespräche, Hoffnungen und Wünsche von selbst daran.

Ich muß hier eine abermalige Abschweifung zu Gunsten der eben genannten „eight bells" machen, da die veränderte Zeitbestimmung zu den hervorstechenden Erscheinungen des Seelebens gehört. Die ganze Schiffsmannschaft ist in zwei Wachen abgetheilt, die sich von vier zu vier Stunden ablösen; es begreift diese Unterscheidung Alles, die Versehung des Dienstes am Segelwerk, die Handhabung des Steuers, welche nicht etwa, wie die Landratte glaubt, dem Steuermann, sondern den erfahreneren Matrosen zufällt, deren bei den großen Dampfschiffen meist zwei zugleich am Rad sind. Der jedesmalige Zeitraum von vier Stunden wird durch acht halbstündige Glockenschläge, die ein Matrose von der Wache führt, abgetheilt; mit eight bells, acht Schlägen wechselt die Wache. Nun würde aber die Eintheilung in sechs Wachen innerhalb der 24 Stunden das Ueble haben, daß täglich dieselbe Wache den beschwerlichen Dienst in der Nacht von 12—4, die andere den weniger unangenehmen von 8—12 und 4—8 hätte, und überhaupt eine ermüdende Einförmigkeit in die Sache käme, daher die sinnreiche Erfindung der Dog-watches; die Wache von 4—8 Uhr Nachmittags ist nämlich in zwei Hälften getheilt, und so kommen auf den Tag

sieben Wachen, wodurch den eben erwähnten Uebelständen abgeholfen wird. Warum es dog-watch heißt, hat mir nie ein Sterblicher sagen können, wenn man sich nicht mit dem englischen Wortspiel abspeisen lassen will: because it is curtailed (cur-tailed). So würde der englische Seemann die Stunde ½8 Uhr Abends ausdrücken: three bells in the second dog-watch. Acht Uhr Abends ist dann wieder eight bells.

Auf der See steht man nicht sehr früh auf, schon wegen der Wasserfluth, die jeden Morgen auf dem Deck ausgegossen wird, und zur Bekämpfung des Kohlenstaubs in der That sehr nöthig ist. In tropischen Meeren freilich genießt man gern die Morgenfrische, und nimmt dann nüchtern ganz früh die in allen Tropenländern hergebrachte Tasse Kaffee ein. Wir auf der Acadia frühstückten um 8—½9, nach englischer Art recht herzhaft, Beefsteak, Eier, Schinken zum Thee. Die Sitte nüchtern Fleisch zu essen findet man anfangs widrig, man gewöhnt sich aber vollständig daran, so wie überhaupt fast allen Gewohnheiten der Engländer die uns anfangs widersinnig erscheinen, das Praktische und Natürliche zu Grunde liegt. Hundertmal habe ich diese Erfahrung bei meinem Leben unter ihnen gemacht. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen; die Wahrheit dieses Satzes kann vor allen der Reisende in den verschiedenen Lagen in die er geräth, bestätigen. Jenes schöne Band wird aber zur See so oft gelockert, daß man schon wenige Zeit nach dem Frühstück wieder Appetit empfindet und die Mittagszeit, wo es zum Lunch geht, mit Sehnsucht erwartet. Um 4 folgt das Mittagessen, um 6 der Thee, und später am Abend nimmt man nochmals etwas zu sich. So sind die Tageszeiten ziemlich scharf eingetheilt, die Zwischenräume füllt man mit geistiger Nahrung aus so gut es geht, Abends spielt alles Whist, seltener Schach, weil es zur See zu sehr anstrengt; hier und da schleichen sich Hazardspiele, wiewohl in der Regel verboten, ein. Um 10, spätestens ½11 müssen alle Lichter auf dem Schiff ausgelöscht sein, und man kriecht in seine Schlafhöhle. So wickelt sich ein Tag nach dem andern von jener Existenz ab, die Johnson doch etwas zu scharf beurtheilt, wenn er sagt, es sei ein Gefängnißleben mit der Gefahr zu ersaufen. Die Gewohnheit übt auch hier ihre Macht, sowie denn überhaupt Niemand mehr als der Reisende Gelegenheit hat, diese Macht kennen zu lernen.

Was man bei Reisen mit dem Dampfschiff am meisten vermißt, ist die Begegnung von merkwürdigen Thieren; natürlich verscheucht die gewaltsame Bewegung der Räder alle Fische, weßhalb auch die Fischerei an Bord ein ganz vergebliches Beginnen ist. Nur die Delphine sind die treuen Begleiter des Schiffs. Wallfische sahen wir ein- oder zweimal in mäßiger Ferne, der Wasserstrahl den sie beim Athmen ausstoßen, wurde deutlich sichtbar. Andererseits wird man auf dem Dampfschiff jeden Tag eines Anblicks theilhaftig, der sonst zu den seltenern Erscheinungen zur See gehört, des Seeleuchtens nämlich. Man beobachtet es am günstigsten in dem Wellenschlag der Räder,

manchmal auch am Vordertheil des Schiffes, an den Rädern ist es aber immer sehr auffallend; in den aufgeregten, von Luftblasen erfüllten Wellen, den diese hinter sich lassen, erscheint es als schwämmen leuchtende Massen wie Eisschollen, handgroß und größer dicht unter der Oberfläche daher; man verfolgt sie bis etwa ans Ende des Schiffes, wo sie allmälig zu erlöschen scheinen. Das Phänomen ist an verschiedenen Abenden sehr verschieden, im allgemeinen viel stärker in den tropischen Meeren. Ein vielerfahrener Schiffscapitain versicherte mich jedoch, das stärkste Seeleuchten das ihm vorgekommen, unter einer hohen Breite gesehen zu haben. In der Bai von Panama sah ich es einmal so stark, daß bei jedem Ruderschlag das herabträufelnde Wasser und der Schaum jeder sich überstürzenden Welle Funken sprühte. Also doch immer nur im aufgeregten Wasser; jenes Seeleuchten, wo das ganze Meer in Feuer zu stehen scheinen soll, habe ich nie gesehen, wohl aber habe ich oft durch glaubwürdige Leute das Dasein dieser Erscheinung bestätigen hören.

Am 14. waren wir auf den Neufundlandbänken, wie schon die hellere Farbe des Wassers, das auf hoher See ganz tief gefärbt ist, anzeigte. Abgesehen von diesen Verschiedenheiten im Ton hat der Sonnenschein und der Wiederschein des Himmels den größten Einfluß auf die Farbe der See. Bei bedecktem Himmel ist sie oft tief schwarz, bei Sonnenschein tief blau wie die Schweizer Seen, bei völlig ruhigem und schönem Wetter ganz wie der blaue Himmel. Näher dem Land wird sie hellblau und ganz nahe am Ufer hellgrün. In diesen Tagen fanden sich eine Menge Taucher, Möven und Seeschwalben, die wir auf hoher See vermißten, ein; ein grauer Seevogel, von den Engländern Booby, d. i. Tölpel, genannt, setzt sich oft ermattet ins Tauwerk und läßt sich greifen. Der Reichthum an Nahrung den die See auswirft, und der Abfall der Neufundlandfischereien lockt gerade dort so viele Vögel an. Merkwürdig ist es aber, daß wir auch auf hoher See, von beiden Continenten gleich weit entfernt, einzelne Seevögel sahen. Auch Kabeljaus (black fish) wurden nun viel gesehen; man begegnete kreuzenden Fischerbooten und kaufte von ihrer vortrefflichen Waare.

Am 15. früh sahen wir die neufundländische Küste. So anregend der Anblick eines lang ersehnten Landes ist nach welchem man strebt, so wenig steht in der Regel der Eindruck für's Auge im Verhältniß zu den Empfindungen, die man daran knüpft: ein fahler niedriger Streifen, anfangs dem ungeübten Auge kaum sichtbar; man fühlt sich enttäuscht, weil man der Einbildung nicht Herr werden kann, ein interessantes und schönes Land müsse sich auch gleich anfangs so präsentiren. Dennoch wirkt der erste Anblick von Land elektrisch auf alle Schiffsgenossen, wie viel mehr auf den, der zum erstenmal eine größere Seereise unternommen hat, und die Wunder die die neue Welt erschließen soll, kaum erwarten kann.

Am 16. sahen wir gegen Mittag die Küste des Festlandes, die von Neuschottland. Nun wurde uns mit Sicherheit gesagt, daß man die

Nacht in Halifax einlaufen werde. Mittags beschloß der Capitain, der unser Aller Achtung und Zuneigung gewonnen hatte, uns zu traktiren; da gab es nach englischer Sitte Trinksprüche und Gesang in Ueberfluß; recht hübsch war die Ovation, die man dem Capitain zu Theil werden ließ, als seine Gesundheit ausgebracht wurde; die ganze Gesellschaft sang jubelnd, nach der Melodie „Marlborough s'en va-t-en guerre“:

And he is a jolly good fellow,
And he is a jolly good fellow,
And he is a jolly good fellow,
And so say we all.
(Variante: and so are we all.)

Es wurde tüchtig pokulirt, besonders war da mein vis-à-vis, ein halbwilder Ansiedler aus Canada:

„Ein Canadier der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,“

der in dem beruhigenden Bewußtsein sich gratis betrinken zu können, Erstaunliches leistete.

Es war ein schöner Abend und wir genossen einen herrlichen Sonnenuntergang auf dem Radkasten, ein Standpunkt der manchem von der Reisegesellschaft an dem Tage etwas zu gefährlich gewesen wäre. Auf dem ganzen Schiff herrschte fröhlicher Aufruhr, es wollte auch Niemand zu Bette gehen, da wir spät in der Nacht anzukommen hofften. Gegen Mitternacht sahen wir die Lichter des Hafens und fuhren unter dem Donner unserer Kanonen in denselben ein, begrüßt von einer großen Menschenmenge, die sich beim Schein von zahlreichen Laternen und bengalischem Feuer auf dem Quai drängte und stieß; einige fielen auch ins Wasser zur allgemeinen Belustigung.

So hatte unsere Fahrt von Land zu Land 12 Tage und 15 Stunden (die Verschiedenheit der mittleren Zeit an den beiden Endpunkten berücksichtigt) gedauert, eine ziemlich lange Fahrt, da Halifax oft schon nach 10 Tagen erreicht wird. Man erwartete uns daher auch mit einiger Ungeduld, und es war alles in Bereitschaft das Schiff unverzüglich mit den nöthigen Kohlen zu versehen. Der Capitain gab uns somit nur kurzen Urlaub an's Land zu gehen, aber trotzdem daß es Mitternacht war und Halifax selbst bei Tage keine Sehenswürdigkeiten besitzen soll, strömte alles vom Schiffe weg.

Mit großer Freude und Aufregung betrat ich den amerikanischen Boden, ich fand mich aber stark enttäuscht, als ich entdeckte daß in dieser Stadt die Trottoirs mit Bohlen gedielt sind, so daß es noch obendrein einige Umständlichkeit erfordert, auch wirklich den amerikanischen Boden zu betreten. Wir entdeckten auch einen großen öffentlichen Platz und eine schwarze Masse, die uns als der Palast des Gouverneurs bezeichnet wurde. Wir kehrten bald auf's Schiff zurück.

Um 1/24 Nachts waren wir schon wieder unterwegs. Wenige Passagiere

hatten uns verlassen, dagegen waren an 20 neue Reisende hinzugekommen, so daß man am nächsten Morgen eine Menge neuer Gesichter sah. Auf die Seekrankheit mehrerer von diesen sahen wir mit eben so viel Verwunderung als Geringschätzung herab, ebenfalls ein komischer Zug aus dem Bild dieser seltsamen Krankheit. Diesen ganzen Tag über sahen wir Land, die See war zwar spiegelglatt, das Schiff war aber in beständiger rollender Bewegung, erhöht ohne Zweifel durch den Golfstrom, in dessen Bereich wir uns befanden. Ein prachtvoller Anblick war uns gegen Mittag beschieden, als die Caledonia von Boston nach Halifax gehend uns begegnete. Sobald man sich gegenseitig erspäht hatte, war es das Bestreben beider Schiffe, sich möglichst zu ihrem Vortheil zu präsentiren, denn größere Eitelkeit gibt es kaum, als die der Schiffsmannschaft auf ihr Schiff. Natürlich wurde gleich die Flagge und das Privatsignal, woran sich Schiffe derselben Eigenthümer erkennen, aufgezogen, die Heizer aber mußten feuern was sie konnten, um einen recht schönen Schweif schwarzen Rauches zu erzielen, mit dem unsere Acadia sich zieren sollte; die Caledonia that auch das ihrige, so daß bald der ganze Himmel mit dem unendlichen Rauch erfüllt erschien; es nahm sich auch wirklich sehr gut aus. Nun kamen sich die beiden Schiffe immer näher, und es war ein imponirender Anblick, als sie unter dem Hurrah und Hüteschwenken der Mannschaften dicht an einander vorüber brausten. Gerade so stolz und prächtig wie Schwester Caledonia mußten auch wir uns, von ihr aus gesehen, ausnehmen, mit diesem Bewußtsein brüsteten wir uns unsererseits, denn Jedermann nimmt sich gern schön aus.

Da die Ankunft den nächsten Tag bevorstand, so wurde nun mit Ernst an das Putzen des Schiffs gedacht. Zwar wird jedes nur einigermaaßen anständige Schiff jeden Tag gescheuert, jetzt aber wurde eine gründliche Reinigung vorgenommen, namentlich das mit Seewasser bespritzte und mit einer Salzkruste förmlich überzogene Messingwerk, mit dem immer die meiste Eitelkeit getrieben wird, spiegelglatt geputzt. Es war nun auch die Rede davon, dem Capitain Harrison Seitens der Passagiere ein Andenken zu verehren, wie dies oft geschieht, namentlich damals, wo die Mehrzahl der Reisenden auf den transatlantischen Dampfschiffen noch ihre Reise als eine Merkwürdigkeit betrachten durften. Es war des Capitäns erste Reise als Befehlshaber der Acadia, und die Meisten waren der Ansicht, daß ein Erinnerungszeichen in diesem Fall wohl angebracht, und insbesondere dem braven und liebenswürdigen Manne zu gönnen sei. Die minder Günstigen oder Freigebigen meinten, die Sitte bestehe wohl, aber da unsere Fahrt ohne besondere Abenteuer gewesen, und somit dem Capitain auch keine Gelegenheit sich auszuzeichnen geworden sei, so sei auch die Gabe unnöthig. Mir kam es unbillig vor, den Capitain dafür büßen zu lassen, daß wir nicht in große Fährlichkeit gekommen waren, und ihm so ein hübsches Andenken an seine erste Fahrt mit dem stattlichen Schiff zu entziehen; es ist mir daher eine angenehme Erinnerung,

daß es meinen Bemühungen mit gelang, den Vorschlag aufrecht zu erhalten. Wir brachten 51 Guineen zusammen, natürlich nicht ohne die dem Engländer und Amerikaner theuern Formen eines meeting und unterschiedlicher speeches; auch war es ganz unerläßlich, daß ein committee ernannt werden mußte, um in Boston mit dem gesammelten Geld ein angemessenes Silbergeräth zu beschaffen und dem Capitain zu überreichen. Der Engländer schenkt als Theetrinker in solchen Fällen meist ein Theegeschirr, oder an Gelehrte, Geistliche ꝛc. ein Tintenfaß; wie bekanntlich bei uns in der harmlosen, für die Betreffenden leider hingeschwundenen Zeit, wo es das Verdienst des deutschen Mannes war den Mund voll Phrasen zu nehmen, Ehrenbecher die Mode waren.

Die Ankunft des Lootsen an Bord konnte eigentlich als das Ende der Seereise gelten; bald verengte sich nun zu unsern Seiten der bisher so unbegrenzte Blick aufs Meer; grüne freundliche Inselchen zieren die Einfahrt in den Hafen von Boston; die Stadt selbst mit ihrer Lage auf einem sanft ansteigenden Hügel, gekrönt von dem Capitol, nahm sich unter dem reinen blauen Himmel der uns begünstigte, überaus reizend und freundlich aus, und so war der Eindruck dieses schönen Landes der heitersten Art, als Sonntag den 18. August, Nachmittags um 3 Uhr die Acadia an dem Quai des Zollgebäudes anlangte.

Zweiter Abschnitt.

Boston — Umgegend — Lowell — Reise nach New-York.

Der Eindruck der sonntäglichen Stille, doppelt auffallend an einem Ort wo englische Sitte herrscht, verträgt sich sehr gut mit dem netten, reinlichen Aussehen Bostons. Die Vorstädte durch die unser Weg zum Gasthofe führte, enthalten hölzerne Häuschen, die wirklich an Nürnberger Spielsachen, womit Dickens sie sehr hübsch vergleicht, erinnern; die eigentliche Stadt, großentheils aus Backsteinen erbaut, einige öffentliche Gebäude von Granit ausgenommen, gewährt einen nicht minder freundlichen Anblick. Sie ist die älteste der Vereinigten Staaten, und enthält darum mehr enge und krumme Straßen und alterthümliche Gebäude als irgend eine andere Stadt derselben, aber alles ist frisch, reinlich, geputzt, und höchst belebt durch die Menge Läden und Schilder. An letzteren offenbart sich denn auch auf den ersten Blick die Sucht des Amerikaners seine Waaren an den Mann zu bringen, die Schilder ins Trottoir eingemauert, Flaggen und Annoncen quer über die Straße, die Embleme, wie Stiefel, Kämme ꝛc. sechs Ellen lang. Der Theil in welchem

die Wohlhabenden wohnen, ist ungemein zierlich, alle Häuser wo nicht in einem reinen, doch sehr heitern Styl gebaut, zum Theil mit runden Vorsprüngen, um wohnliche Zimmer zu gewinnen; vor jedem Hause ein grünes Plätzchen, geschmückt mit prachtvollen Platanen, Eichen und Ailanthus, einem Lieblingszierbaum der Amerikaner mit langen gefiederten Blättern, dem Sumach ähnlich. Ich war bei der Menge der Passagiere über eine Stunde und damit so lange aufgehalten worden, daß als ich zur Stadt gelangte, bereits die frisch gedruckten Extrablätter der Zeitungen mit den letzten europäischen Nachrichten in den Straßen ausgerufen wurden; auch war in Tremont House, dem ersten Gasthof Bostons, bereits kein Platz mehr zu haben, wobei ich indeß gut fuhr, denn im United States Hotel fand ich ganz vortreffliche Unterkunft; die großen Gasthöfe in den Vereinigten Staaten sind alle musterhaft gut, und es bedarf überdies nicht viel um einen ermüdeten Seefahrer zu befriedigen. Wieder auf festem Boden zu stehen, den Blick auf feste Gegenstände richten zu können, ist schon an sich ein hoher Genuß; man ließ sich aber auch die guten Dinge die die Küche lieferte wohl gefallen, und verlor sich Abends mit Wonne in einem ungeheuren anglo-amerikanischen Bette, zweimal so breit als die unsrigen, und viermal so breit als meine Lagerstätte zur See. Das Erwachen in einem solchen Bette, in einem hellen luftigen Zimmer war höchst angenehm, und hierzu kam erst allmählig das Bewußtsein, daß ich mich in dem lang ersehnten Amerika befand.

Da ich in jenen Tagen ganz besonders empfänglich für die Behaglichkeit des Gasthofs war, in welchem ich und mehrere von uns Passagieren der Acadia uns von der Seereise erholten, so dürfte hier der Ort sein die amerikanischen Gasthöfe, welche in den meisten Stücken englische Gebräuche aufgenommen haben, etwas näher zu beschreiben. Dieselben unterscheiden sich von den unsrigen wesentlich dadurch, daß der einzelne Fremde der Regel nach nur ein dürftig eingerichtetes Schlafzimmer für sich hat, während eine Anzahl Räume zur gemeinsamen Benutzung vorhanden ist. So fanden wir im United States Hotel ein Lesezimmer, Rauchzimmer, Gesellschaftszimmer für Herren, und solche für Damen, welche letztere elegant eingerichtet und mit einem Clavier versehen waren. An Bequemlichkeit fehlt es nicht, und der Rocking Chair oder Wiegenstuhl, eine amerikanische Erfindung die erst allmälig ihren Weg zu uns findet, ist das Ideal für einen Faullenzer. Ueberhaupt lernt man bald in Amerika die Wahrheit einsehen, daß Liegen bequemer als Sitzen, und wenn auch die dortige Sitte die Füße auf den Tisch, auf die Fensterbrüstung u. s. w. zu legen, in guter Gesellschaft wenigstens nicht nachahmbar ist, so wird doch jeder der einige Zeit dort und überhaupt außer Europa war, Mühe finden sich wieder an unser Geradesitzen auf orthopädisch gebauten Stühlen zu gewöhnen. Für den Preis von täglich 2 Dollars, welcher sich in den größeren Städten meist gleich bleibt, erhält der Fremde Wohnung und Kost, das heißt sein Platz bei dem gemeinschaftlichen Frühstück, Mittag-

essen, Thee und Abendessen ist ein für allemal offen, benutzt er denselben nicht, so macht das in der Bezahlung keinen Unterschied; dafür aber kennt man die abscheulichen Prellereien unserer Gasthöfe nicht, welche sich überhaupt in keiner Weise mit den amerikanischen messen können. Auf dem Zimmer zu essen ist ganz gegen die Landessitte, doch gibt es eine Verschiedenheit der Tischgesellschaft, indem Geschäftsleute die keine Zeit verlieren mögen, an dem gewöhnlichen Tisch, die andern oft in dem Damensalon essen, wo die Anwesenheit des schönen Geschlechts dazu beiträgt das Essen weniger als Geschäft erscheinen zu lassen. Letzteres ist allerdings ein charakteristischer Zug des Amerikaners; der Gebrauch daß alle Speisen zugleich auf den Tisch gesetzt werden, befördert diese Unsitte nicht wenig, und die Ungemüthlichkeit dieser in Hast verzehrten Mahlzeiten theilt sich allen Tischgenossen mit; dazu kommt noch daß Jeder das Gericht vorlegen muß das vor ihm steht, und ein Unglücklicher vor den ein Truthahn oder ein Schinken gesetzt worden ist, hat ein hartes Tagewerk. Im Allgemeinen lebt man in den amerikanischen Seestädten vortrefflich; die Genüsse von Land, See und Fluß, vom alten und neuen Continent sind gleichmäßig zur Hand; großer Ueberfluß ist besonders an Schildkröten und Seefischen, und außerdem liefern die Urwälder köstliches Wildpret, Hochwild, die berühmte Canvass back duck, wilde Truthühner und selbst Bärenbraten, den ich sehr wohlschmeckend, dem Schweinebraten ähnlich, fand; es ist natürlich der harmlose schwarze Bär, der hauptsächlich Pflanzennahrung zu sich nimmt. Was den Wein betrifft, so ist die englische Sitte Madeira und Sherry als Tischwein zu trinken, sehr vorherrschend; von unseren leichteren Rheinweinen kommt wenig nach Amerika, weil sie den Transport nicht lohnen und die Seereise schlecht bestehen, dagegen bekommt man, zu hohen Preisen zwar, die feineren und schwereren Sorten sehr gut. Die Aufwärter pflegen militärisch zu serviren, gleichzeitig die Deckel von den Schüsseln abzuheben, die Teller zu wechseln u. s. w.

In diesen gastlichen und geselligen Räumen fanden sich, wie gesagt, einige Passagiere der Acadia zusammen, und wir machten in Gemeinschaft mehrere Ausflüge in die reizenden Umgebungen der Stadt. Der erste Besuch galt dem Obelisken, welcher in der Vorstadt Charlestown auf einer Anhöhe, Bunker Hill genannt, ein siegreiches blutiges Gefecht der aufständischen Amerikaner gegen die Engländer verewigt. Derselbe ist 220 Fuß hoch, an der Basis 30, an der Spitze 15 Fuß im Gevierte, von Granitquadern erbaut, und gewährt einen sehr stattlichen Anblick. Im Innern befindet sich außer einer Wendeltreppe eine Vorrichtung, die Besucher in einer Art Käfig mittelst einer Dampfmaschine hinaufzuwinden; die Dampfmaschine an diesem Ort macht einen wunderlich prosaischen Eindruck, ist aber freilich sehr bequem. Oben genießt man eine prächtige Aussicht auf die Stadt, welche von Wasser umgeben, sich um das Capitol, den Sitz der repräsentativen Körper des Staates Massachusetts, herum lagert, mit ihren Ausläufern in die Umgegend und den freundlichen Vorstädten,

die durch lange Brücken mit der Stadt verbunden sind. Die See mit ihren vielen Buchten und Inseln, und Schiffe in Menge beleben die Landschaft.

Im Innern des Landes, etwa eine deutsche Meile von der Stadt, ist eine fernere Sehenswürdigkeit, der Begräbnißplatz von Mount Auburn; ein ausgedehntes hügeliges, auch mit Wasser versehenes Terrain ist mit auserlesenem Geschmack zu einer Parkanlage umgeschaffen, welche auf die gefälligste Weise den Besucher mit der ernsten Bestimmung des Ortes versöhnt. Bekanntlich ist in neuerer Zeit die Verschönerung der Kirchhöfe bei uns mehr beachtet worden, und wir besitzen zum Beispiel in Frankfurt a. M. ein hübsches Muster dafür; der Vorzug jenes amerikanischen Friedhofes liegt aber in der großen Ausdehnung, welche es möglich macht jede einzelne Begräbnißstätte mit einer besondern sie individualisirenden Umgebung auszuschmücken, während man es auch den schönsten unserer deutschen Kirchhöfe immer ansieht, daß mit jedem Zoll Grund und Boden gegeizt wird. Es hat diese schöne, besonders den Trauernden ansprechende Sitte vielfache Nachahmung in den Vereinigten Staaten gefunden, und sie wird durch den Ueberfluß an Grundstücken selbst in der Nähe größerer Städte gefördert; seltsam ist es aber neben diesem Beleg sinnigen Geschmacks, daß der Amerikaner den Lebenden den Genuß landschaftlicher Gartenanlagen fast nirgends gewährt.

Der Leser wird es mir zu Gute halten, daß ich bei diesem ersten Ausflug in die amerikanische Natur mehr an diese, als an die Gräber um mich dachte. Die hochgewachsenen Platanen (Sycamores), die verschiedenen Arten von Eichen, Ahorn, Kastanien, dann die Hemlockstanne mit ihren schlanken Aesten und zierlichen Nadeln erfreuen das Auge durch Neuheit und Schönheit; in den Aesten der letzteren huschten zahlreiche Eichhörnchen mit schwirrendem Geschrei herum. Jeder Vogel, jedes Insekt, das mir neu war, gewährte mir das größte Vergnügen, selbst der erste Musquitostich* der mir bei dieser Gelegenheit zu Theil wurde, freute mich; einigermaaßen enttäuscht wird man aber doch, wenn man gewahr wird wie sehr viele Pflanzen die amerikanische Flora mit der deutschen gemein hat; so war ich nicht wenig überrascht Chenopodium album, Plantago major, Polygonum in Masse zu finden.

Gegenüber Mount Auburn ist ein sogenanntes Temperance House, ein Wirthshaus wo keine berauschende Getränke, Wein und Bier eingeschlossen, geschenkt werden. In der Nähe eines Kirchhofs könnte man eine solche Enthaltsamkeit am ersten gerechtfertigt finden, indeß sind diese Temperance Houses oder Hotels in allen Städten der nördlichen Staaten zu finden, und man wird zugeben müssen, daß ein Wirthshaus ohne geistige Getränke in die Kategorie des „hölzernen Eisens" gehört; ein Schluck Wein oder Wein und Wasser wäre

* Die Musquitos, deren Historie als rother Faden durch jede Reisebeschreibung in warmen Ländern läuft, und von denen ich den Leser noch oft werde unterhalten müssen, sind nicht mehr und nicht minder als unsere deutschen Mücken; doch gibt es auch exotische Arten, von besonderer Größe und Bosheit.

uns damals auf unserem Ausflug nicht unwillkommen gewesen, wir mußten uns aber fügen. Im Verlauf meiner Reisen werde ich den Leser selbst mit amerikanischen Schiffen bekannt machen, wo nie ein Tropfen geistiges Getränk verabreicht wird; hier genüge es zu sagen, daß die Vereinigten Staaten die zwei Extreme in dieser Frage umfassen, die besonders im Süden sehr verbreitete Unsitte, zu jeder Stunde einen Schluck gemischten Getränks zu sich zu nehmen, und andrerseits eine solche Enthaltsamkeit, daß manche Feuerlöschmannschaften nach mehrstündiger angestrengter Arbeit nach dem Wirthshaus ziehen und sich Limonade verabreichen lassen.

Nicht weit von dort ist der reizend gelegene Fresh Pond, ein Binnensee, merkwürdig wegen des großartigen Handels, der mit dem Eis das sich auf demselben jeden Winter bildet, getrieben wird. Da die Winter in Boston trotz der Breite von 42 Grad tüchtig kalt sind, so fehlt es nicht an diesem Artikel, der hier in ungeheuern Magazinen aufgestapelt und nach allen Welttheilen verschifft wird. Ich war seiner Zeit Zeuge von dem Jubel der die europäische Welt in Canton erfüllte, als bei beginnender Hitze das alljährliche Eisschiff von Boston ankam. Die Verpackung die ich dort sah, waren Kisten von 2—3 Fuß im Gevierte, der Deckel mittelst Tuchstreifen genau angepaßt. Durch Versendung von Gemüsen und Obst aus der gemäßigten Zone, selbst von Fleisch, wird ein annehmbarer Nebengewinn erzielt. Außer in Canton habe ich in Habana, Demerara, Madras, Calcutta, Bombay von diesem Eise gezehrt und die Betriebsamkeit der Amerikaner gepriesen, die dem Europäer in jenen heißen Ländern einen unschätzbaren, bei uns kaum zu ahnenden Genuß vergönnt.

Als eine der Merkwürdigkeiten Bostons pflegt man dem Fremden den Garten des Herrn Cushing zu nennen; ich erwartete eine schöne Parkanlage, fand aber statt dessen nur großartige und allerdings sehenswerthe Treibereien, besonders von Obst. Indem man auf diesen Zweig der Gärtnerei solchen Nachdruck legt, scheint es fast als ob das reichliche Vorhandensein von Wald und Wildniß und stattlichen Bäumen in Amerika, während es die Landschaftsgärtnerei erleichtern und befördern sollte, die Liebhaberei für diese edle Kunst ausschlösse, wie denn der Mensch immer das begehrt was ferne liegt, und das gering achtet was er leicht haben könnte. Ist es doch fast unerhört, daß ein Ansiedler wenn er sein Haus aufschlägt, etwa einen schönen starken Baum als Schutz und Wahrzeichen stehen läßt; nur die Alleepflanzungen in den Straßen der Städte sind eine herrschende und nachahmenswerthe Sitte. Die Obstzucht steht in den Vereinigten Staaten in Ehren, doch scheint die Hitze der Sommermonate, die zu der Winterkälte außer Verhältniß steht und über den Frühling rasch hinwegeilt, mehr zur Erzeugung großer saftiger und ausgebildeter Früchte, als zur Beförderung des Wohlgeschmacks und Aromas dienlich zu seyn. Obgleich der Weinstock im Winter dem Erfrieren ausgesetzt ist, geht seine üppige Entwicklung viel weiter als bei uns; die amerikanischen

Trauben sind groß, die Beeren und Kerne derselben sehr entwickelt, aber Geschmack habe ich ihnen nie abgewinnen können, eben so wenig den Pfirschen, die von erstaunlicher Häufigkeit und Billigkeit sind, und nicht selten den Schweinen vorgeworfen werden sollen. Dagegen fand ich in dem äquatorialen Klima von Guiana Trauben von herrlichem Aroma, wodurch ich in der obigen Ansicht über die Extreme des amerikanischen Klima's und deren Wirkung bestätigt wurde.

Die Fabrikstadt Lowell, 25 englische Meilen nördlich von Boston, und durch eine Eisenbahn nahe gerückt, lohnt einen Besuch reichlich, da der Anblick der dortigen Bevölkerung den erfreulichsten Gegensatz zu dem bildet, was wir in den europäischen Fabrikstädten sehen. Lowell, noch in den dreißiger Jahren ein elendes Dorf mitten im Sumpf, ist zu einer reinlichen, freundlichen Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern herangewachsen. Es bestanden zur Zeit meines Besuchs drei hauptsächliche Fabriketablissements in den Händen von Aktiengesellschaften, eine Tuchfabrik und eine Teppichfabrik der Middlesex Company mit 800 Arbeitern, worunter 600 Weiber, eine Calicodruckerei der Merrimac Company und die ungeheure Kattunfabrik der Massachusetts Company. Letztere hat in einem Raum 200 Webstühle durch Wasser getrieben, die täglich 50,000 Yards gemeines weißes Baumwollenzeug liefern; 1000 Arbeiter, darunter 800 Weiber finden ihre Beschäftigung in dieser letztern Fabrik allein. Es ist durch mehrere Reiseberichte bekannt, wie die Arbeiterbevölkerung von Lowell Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit der Fabrikherren ist, wie über ihr leibliches und geistiges Wohl gewacht wird, die Bezahlung so reichlich ist, daß eine fleißige Arbeiterin sich in wenigen Jahren eine ansehnliche Ausstattung ersparen kann. Man sagte mir dort, daß der Verdienst zwischen 8 und 25 Dollars monatlich variire, während der Lebensunterhalt in den gemeinsamen Wohn- und Kosthäusern nur 5 Dollars beträgt. So kommt es, daß viele Töchter achtbarer und selbst vermögender Eltern in diesen Fabriken Arbeit suchen, und die Angehörigen sie gern dahin ziehen sehen.

Wenn die Fabriken von Lowell mit Recht philanthropische Anstalten genannt werden, so versteht es sich von selbst, daß eine Handelsgesellschaft ihren eigenen Vortheil nicht außer Augen läßt, und nur unter besonders günstigen Conjunkturen im Stande ist so freigebig gegen ihre Arbeiter sich zu erweisen. Immerhin ist aber der Vergleich mit unsern deutschen Fabrikorten ein schmerzlicher, wo der Arbeiter auf Lebenszeit zur Armuth verdammt und durch die Entwöhnung von organischer Arbeit selbst zur Maschine erniedrigt, aufhört ein lebendiges Glied des Gemeinwesens zu sein, und wo wir uns geflissentlich in dem Fabrikproletariate ein Pseudovolk und in den Fabrikherren eine Pseudoaristokratie als Hebel zu sicherem Untergange heranziehen.

Boston, als Mittelpunkt des sogenannten Neu-England, ist eines längeren Aufenthaltes und genauerer Betrachtung werth, als mir möglich war. Dieser älteste Theil der anglo-amerikanischen Ansiedlung hat einerseits die alte Sitte, den puritanischen Ernst der alten Einwanderer, sowie die im

vieljährigen Kampf gegen die Schwierigkeiten einer neuen Ansiedlung erstarkte Betriebsamkeit bewahrt, andrerseits ist dort schon eine gewisse Stetigkeit in den bürgerlichen und politischen Verhältnissen eingetreten, die zu dem rohen Zuschnitt des Westens einen starken Contrast bildet; diese Stetigkeit erweist sich nicht nur in der Gesetzgebung, Verwaltung und Fürsorge für Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, sondern auch in der Pflege der Wissenschaften, welche hier ihren Hauptsitz für Amerika haben. Selbst im Aeußeren der Stadt prägt sich mehr der ruhige und behagliche Besitz aus, während die anderen Städte der Vereinigten Staaten mit ihrem lärmenden Treiben, der Gleichförmigkeit ihrer Häuser und Straßen und der geringen Sorgfalt welche auf das Behagliche verwendet wird, ein Ausdruck des rastlosen Haschens nach Erwerb sind, welches das ganze ungeheure Land fieberisch durchzuckt.

Sowohl die Ungeduld New-York zu sehen, als die für meinen Reiseplan schon vorgerückte Jahreszeit trieb mich zur Abreise, und am 22. August brachte mich eine zwölfstündige Fahrt auf der westlichen Eisenbahn über Worcester und Springfield nach Albany, der am Hudson gelegenen Hauptstadt des Staates von New-York. Diese Fahrt, durch Urwald und Ansiedlungen in allen Stadien der Entwicklung, von dem elenden Blockhaus im Sumpf bis zum reinlichen Landsitz mit Verandahs umgeben und bis zum Landstädtchen mit mehreren Kirchen, den Sektenreichthum der Vereinigten Staaten charakterisirend, ferner einige wilde Bergpartien und Felsschluchten, durch die der Weg uns führte, machten die Tour zu einer sehr interessanten, zumal es der erste Blick ins Innere war; leider übermannte mich aber während derselben ein Unwohlsein, zu dem Hitze und Ermüdung, auch die Seereise den Grund gelegt haben mochten, und diese Fahrt, sowie die Fahrt am nächsten Tag auf dem prächtigen Hudson nach New-York hat weder in meinem Tagebuch noch in meinem Gedächtniß eine deutliche Spur hinterlassen. Doch finde ich bei Springfield aufgezeichnet: „Sechste Säulenordnung"; weitere Anhaltspunkte fehlen, es soll indeß dieses Fragment der Welt nicht entrissen, vielmehr einem späteren Besucher Springfields die Möglichkeit der Wiederentdeckung der sechsten Säulenordnung gelassen werden. Aehnliche Neuheiten der Baukunst würden übrigens in Amerika, wo so unendlich viel gebaut wird, um der reißend zunehmenden Bevölkerung Wohnstätten zu schaffen, in Menge aufzufinden seyn.

Ernstlich unwohl und nicht einmal empfänglich für die weltberühmte und wahrhaft zauberische Schönheit der Lage der Stadt, kam ich am 23. August Abends in New-York an.

Dritter Abschnitt.

Krankheit — New-York — Umgebungen — Providence.

Mein vortrefflicher Arzt Dr. Gescheidt, ein Sachse von Geburt, erklärte mein Unwohlsein für ein „tüchtiges Gallenfieber," tröstete mich mit dem Schicksal aller Ausländer, deren keiner ohne eine Akklimatisationskrankheit davon komme, und stellte mich im Laufe einiger Wochen wieder ganz her. Doch war ich acht Tage lang recht krank, und als ich das erstemal wieder aufstand und mich im Spiegel sah, erschrak ich förmlich vor meinem grün und gelben Aussehen. Zu meinen Fieberträumen gaben die letzten Reisescenen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, See und Urwald reichlichen Stoff, welcher noch durch den eben nicht auserlesenen Inhalt einer deutschen Lesebibliothek vermehrt wurde, mit welchem ich mein geistiges Dasein kümmerlich fristete.

Wohl dem Fremden in Amerika, dem im Fall einer Krankheit ein deutscher Arzt zu Theil wird. Die englische Unsitte des Quecksilbermißbrauchs in Krankheiten jeder Art übersteigt alle Grenzen, und noch gefährlicher ist die Masse von gewissenlosen Quacksalbern welche aus der Pfuscherei ein Gewerbe machen. In der That braucht es in den Vereinigten Staaten zur Ausübung der ärztlichen Kunst keine weitere Qualifikation, als ein Schild an der Thür mit M. D. (Medicinae Doctor) hinter dem Namen. Wie Dr. Gescheidt mir sagte, existirten früher Prüfungen für Aerzte, und ein Individuum das sich über das Bestehen einer solchen nicht auszuweisen vermochte, konnte — wiewohl ihm die Praxis niemand wehrte — seine Forderungen an Honorar nicht einklagen. Diese drückende Beschränkung ist aber inzwischen auch gefallen, und jeder hat volle Freiheit Arzt zu sein et occidere impune per totam rempublicam. Dieses Unwesen hängt mit der Geltung der Geheim- und Universalmittel zusammen, welche wiederum in einem Lande, wo ärztliche Hülfe oft weit entfernt und die Ansiedlungen einsam gelegen sind, natürlich ist. Die Schamlosigkeit der Annoncen, von denen jede Zeitung voll ist, worin in Prosa und in Versen unfehlbare Heilung für die verzweifeltsten Uebel verheißen wird, und mit denen mancher arme leichtgläubige Narr sich doch um sein Geld und seine Gesundheit betrügen läßt, geht über alle Begriffe, obgleich es sich nicht läugnen läßt, daß wir in Deutschland unter den Auspicien der neuen Freiheit auch in dieser Richtung der Demoralisation starke Fortschritte gemacht haben.

Das gerügte Uebel trägt indeß die Heilung in sich. Während freilich der unerfahrene Einwanderer oft theuer für sein Zutrauen und seine Leichtgläubigkeit büßen muß, ist der Amerikaner wide awake, wie sein eigener Lieblingsausdruck ist, und läßt sich nicht so leicht fangen; es mag mancher Taugenichts sich auf die Doctorschaft werfen und durch gewissenlosen Frevel geraume Zeit hindurch sein Brod verdienen, indem er stets weiter zieht, ehe sein schlechter

Auf sich begründet; die Fälle sind aber nicht so selten, wo in den südlichen und westlichen Staaten die erbitterte Bevölkerung das Maaß solcher Frevel für voll erachtet und den Doctor aufgehängt oder wenigstens „getheert und gefedert“ hat.* Natürlich bleibt ein solcher Empiriker auch der Anklage wegen fahrlässiger Tödtung oder Körperbeschädigung ausgesetzt, die aber leider dem Patienten nichts hilft.

Die Form dieser quacksalberischen Ankündigungen sowie der von geistesverwandten Barbieren, Kleiderhändlern u. s. w. ist zuweilen ergötzlich genug; so pflegten die Marktschreier seiner Zeit Zettel folgender Art an den Straßenecken anzuheften:

General Jackson killed Mr. Clay!! If that was true it would be less astonishing than the effects of Mr. ......'s Pills etc.

Natürlich bleibt bei der groß gedruckten Anzeige einer so monströsen That Jeder stehen und liest unwillkürlich auch die Adresse des saubern Pillenfabrikanten. Oder: „1000 Dollars Reward!“ und unter dieser lockenden Annonce die bescheidene Anzeige, daß man in N.'s Etablissement unglaublich wohlfeil barbiert werde.

Fast das erste Ding das ich in Amerika zu sehen bekam, war eine kategorische Erklärung: „daß fortan kein Mensch sich entschuldigen könne keine dunkeln Haare zu haben, denn N.'s Haar-Essenz“ u. s. w. Eine wahre Erntezeit sind die plötzlichen Witterungswechsel, wo das Publikum mit Anpreisungen von Husten- und Schnupfenmitteln, Flanell, und andrerseits Sommerstoffen und Brausepulvern überschüttet wird. Vor mir liegt ein Zeitungsblatt oder vielmehr die Nachahmung eines solchen, das auf vier Quartseiten nichts enthält als Anpreisungen eines Pelzlagers in Boston unter den verschiedensten Gestalten, beginnend mit einer Novelle, in der drei liebenswürdige junge Damen einen Wettstreit eingehen, welche von ihren Einkäufen das eleganteste Toilettenstück mitbringen würde: Lucy kauft eine prächtige Echarpe, Mary einen wunderschönen Spitzenkragen, aber Miß Caroline's unvergleichlicher Muff aus dem Laden der Herren Lyman Towle u. Comp. übertrifft alles und trägt ohne Widerrede den Preis davon. Dann folgen eine Menge Notizen und zuletzt Annoncen, die in den verschiedensten Formen sich zu dem Lob der Lyman und Towle'schen Pelzwaaren vereinigen. Von solcher Marktschreierei zu den bekannten hölzernen bemalten Schinken und den aus Holz gedrechselten Muskatnüssen des amerikanischen Krämers oder zu den Stiefeln mit Sohlen von Pappdeckel ist nur ein Schritt, sowie weiter zu der allerdings folgenschwereren Anpreisung eines „wasserreichen Landstriches,“ der

* Sealsfield gibt eine ausführliche Beschreibung dieses Strafmittels, das in Kürze darin besteht den Delinquenten nackt auszuziehen und erst in ein Faß mit Theer, dann in ein aufgeschnittenes Bett mit Federn zu stecken, und so in die weite Welt zu jagen. Vergleiche übrigens den Fitcherdvogel in den Grimm'schen Mährchen und Walter Scott's Black Dwarf c. 7.

nichts weiter ist als eine Lagune an einer Flußmündung, die auf den Karten noch zum Lande vermessen ist, weil eine Reihe Sandbänke sie von der offenen See abschließen.

Wir verweilen bei diesem Gegenstand gleich am Anfang dieser Reisebeschreibung, einmal weil die erwähnten abenteuerlichen Annoncen dem Fremden am ersten in die Augen fallen, und sogar in amerikanischen Zeitungen den Weg zu dem verwunderten deutschen Leser finden, sodann weil der Ruf des amerikanischen Humbug, der Charlatanerie und Spitzbüberei allerdings ein großer ist. Indeß wollen wir nicht so unbillig sein, aus einer Anzahl solcher Geschichten die wohl große Virtuosität verrathen, auf die Moralität der Nation zu schließen, und überhaupt die Gründe dieser Erscheinung nicht übersehen. In einem Lande, wo aus andern viel weiter liegenden Ursachen der Staatsverband ein laxer und die Einmischung der Verwaltung und Polizei in den alltäglichen Verkehr eine sehr geringe ist, wo außerdem ein weit größerer Theil der Bevölkerung als in alten Ländern, nach Gelderwerb hascht, muß sich natürlich auch das Gaunerelement freier entfalten und mehr an den Tag treten, ohne daß es darum das überwiegende werden müßte. Gerade dem Beispiel der Engländer, die stets am unbilligsten gegen die Schwächen ihrer Stammverwandten sind, verdankt Amerika das schmähliche Unwesen der Quacksalber (sowie beiläufig gesagt die Sklaverei, dieser schlimmste Flecken Amerika's von den Engländern dort eingeführt ist), und ob wir Deutsche so unzweifelhaft das Recht haben, pharisäergleich auf die Amerikaner herabzusehen, soll dem Ermessen des geneigten Lesers anheim gestellt bleiben. Oder gelüstet es ihn, ein amerikanisches Urtheil über die letzten Jahre unserer Geschichte zu hören?

Nach meiner Wiederherstellung fand ich in der Durchforschung New-York's und seiner Umgebungen die angenehmste Unterhaltung; diese blühende Stadt, eine alte holländische Niederlassung „Nieuw Amsterdam," die 1793 nur 22,000 Einwohner hatte, 1840 schon über 300,000 und 1850 nach Andree über 500,000 zählte, kann ein wahres Weltwunder genannt werden. Suchen wir die Gründe eines solchen reißenden Wachsthums zu erforschen, so ist in der That nichts augenfälliger als die glückliche Lage New-York's für Handel und Verkehr: indem der Hudsonfluß mit dem Meerbusen von Long Island und dessen schmaler Fortsetzung, dem sogenannten East River, einen spitzen Winkel macht, bilden diese zwei Wasserbetten eine schmale Landzunge, welche an beiden Seiten reichlich tiefes Fahrwasser und unvergleichliche Häfen bietet, denn die ansehnliche Insel Long Island und andere Inseln an der Mündung des Hudson gewähren vollkommenen Schutz gegen Wind und Wellen. Diese Landzunge, bis zu zwei englischen Meilen breit, ist denn mit einem Straßennetz überzogen, dergestalt daß alle Querstraßen von dem Ufer der Hudsonmündung zum Ufer des gedachten Armes der See laufen; an jenem ist hauptsächlich der Verkehr mit dem Binnenlande angesiedelt, die Menge von Flußschiffen und Dampfbooten des Hudson legen dort an, während auf der See-

seite endlose Reihen von Seeschiffen alle dicht an den Quais liegen und gleichsam eine Fortsetzung der Straße bilden. Auf dieser Seite ist denn das unendliche Getreibe des überseeischen Großhandels und der Rhederei, die Geschäftslokale der Kaufleute, die Börse, das Zollgebäude; die ruhigern Stadttheile liegen vom Wasser entfernt, und dahin kehrt auch der Geld- und Börsenmann allabendlich aus dem geschäftsreichen Theile der Stadt zurück. Der Stolz New-York's nicht nur, sondern des Amerikaners überhaupt ist die Hauptstraße der Stadt, Broadway genannt, welche in einer Länge von einer Wegstunde die Stadt der Länge nach durchschneidet und die Hauptarterie des Verkehrs bildet. Sie beginnt an der reizend gelegenen Battery, einem Park an der Spitze der Landzunge, und läuft (indeß nicht ganz schnurgerade wie die Welt meint, sondern mit einem Knie) bis Union Place, einem großen Platz der damals zur Zeit meines Besuches noch im Entstehen war, jetzt vielleicht ein Hauptpunkt des Verkehrs ist. Eine Straße von solcher Länge bei einer Breite von 80 Fuß ist allerdings eine stattliche Anlage, sie wird aber in hohem Grade beeinträchtigt durch den vorherrschend commerciellen Charakter * einerseits, und dann durch die amerikanische Bauart. In ersterer Beziehung macht namentlich die ins Unglaubliche getriebene Größe und Abenteuerlichkeit der Aushängeschilder und die Aufstellung von Verkaufsgegenständen auf den Trottoirs einen üblen Eindruck; die Straßenpolizei ist sehr unvollkommen, und es wurde mir wiederholt versichert, daß gerade die Wegräumung dieser Unordnungen an der Furcht der städtischen Beamten vor Unpopularität scheitert; wie die Sache aber ist, ist sie ein schlimmer Uebelstand für den Amerikaner, der sehr geneigt ist Broadway für die erste Straße der Welt zu erklären, woran er übrigens auch hinsichtlich der architektonischen Schönheit sehr Unrecht haben würde. Das allgemeine Baumaterial ist hier wie in den andern amerikanischen Städten, sofern nicht der Holzreichthum überwiegt, Backstein, der Baustyl der englische, indem alle Häuser in derselben Dimension drei Fenster breit, drei Fenster hoch, die Thür anstatt des einen Eckfensters, in vollkommener Schmucklosigkeit aufgebaut sind; die Backsteine sind ziegelroth sehr sauber angemalt, die Zwischenräume zwischen den Steinen weiß liniürt. Diese Manier nimmt sich allerdings sauber und freundlich im Einzelnen aus, macht aber im Großen keinen Effekt. Es kommt noch hinzu, daß bei der Unsolidität der Bauart Broadway nie frei von Gerüsten zu Reparatur und Umbau ist; man begnügt sich da wo gerade auf Spekulation gebaut wird, wenn ein Haus auf eine Dauer von 20 Jahren sicher dasteht, die Mauern sind nur anderthalb Backsteine tief, und man erzählt sich eine entsetzliche Geschichte von einem Mann der einen Nagel ein-

* Man hat übrigens in New-York nicht Läden, shops, sondern Lager, stores. Da der Detailhandel sich nicht auf inländische Manufaktur, sondern auf Einfuhr im Wesentlichen stützt, so sind sowohl die Lager immer sehr ausgedehnt, als ungemein mannichfaltig. Ein Kaufmann in Amerika, Westindien und andern Colonien verkauft Alles.

schlagen wollte, und seinen Nachbar, der gerade an der andern Seite der Wand lehnte, festnagelte.

Indessen hat Broadway auch seine schönen Gebäude, besonders von grauem Granit von New-Hampshire. Aus diesem Stein ist namentlich das ungeheure Astor House, der größte Gasthof New-York's erbaut, ein Unternehmen des bekannten reichen Deutschen Astor; ferner City Hall, das Stadthaus, auf einem Platze gelegen, der an Broadway stößt, und durch ein Gitter abgeschieden zum Park par excellence umgeschaffen ist; dasselbe ist indeß mehr ansehnlich als in einem reinen Styl gebaut. Der Park enthält schattige Bäume, sowie auch Broadway selbst, die Reihen sind aber in letzterem nicht regelmäßig noch vollständig genug. Das anspruchvollste Bauwerk ist die zu meiner Zeit noch unvollendete Trinity Church, welche die reiche bischöfliche Gemeinde mit ungeheuren Kosten im vermeintlich gothischen Styl erbauen ließ. Mit ihrem 300 Fuß hohen Thurm und entsprechenden sonstigen Dimensionen ist sie wohl der Beachtung werth, erfreuliches ist aber sonst nicht darüber zu sagen. Mit Recht hat man auch bei uns in neuerer Zeit darauf aufmerksam machen müssen, daß die gothischen Kirchenbauten, wie in Köln, Freiburg, Nürnberg, einen tieferen Sinn haben als schlechtweg den eines geschmackvoll und mit erheblichem Geldaufwand aufgeführten Baues; vielmehr ist mit diesen ehrwürdigen zum Himmel emporstrebenden Kirchen der einfältige Sinn und der innige Glaube des Mittelalters verwachsen; in der bedächtigen Ausführung und sinnigen Ausschmückung jeder Einzelheit spiegelt sich die Lust der Gemeinde und der Bauleute an dem Werk, die Schaar der Andächtigen füllte auch die Kirche, und die ehrsame Zunft der Bauleute selbst hatte das ernste Selbstbewußtsein der Würdigkeit zu ihrem Berufe. Zu solchem heiligem Werke ist unsere wesentlich materielle und frivole Zeit nicht berufen, sie ist es trotz aller technischen Fertigkeit so wenig, als das Gefühl sich überreden läßt, gothische Ornamente von Gußeisen seien so gut als ehrenfeste Steinmetzarbeit; die Form ist da, aber sie bleibt todt, wie selbst der Kölner Dom todt bleiben wird für das jetzige Geschlecht. Und noch weniger paßt denn jener gewaltige Bau in die durch und durch moderne und materielle Stadt New-York, so wie er in der That eine völlige Abweichung von der amerikanischen Sitte ist, viele aber kleine Kirchen zu haben. Ueberdies ist Trinity Church ein Muster jener gothischen Bauart, die sich mit dem Kennzeichen der Spitzbögen und eines tüchtigen spitzen Thurms begnügt; was Goethe gelegentlich des Straßburger Münsters in Dichtung und Wahrheit über den Sinn der gothischen Baukunst, über die Verzierung der Flächen und die Entwicklung der Form des Ganzen aus den Einzelheiten dieses Styls sagt, hat diese Schule nicht verstanden. Dazu kommt noch, daß man bei den Strebebogen, welche das Dach der Seitenschiffe mit dem Mittelschiff verbinden, eine mein Auge wenigstens höchst beleidigende Anwendung von mauerzinnenartigen Verzierungen beliebt hat.

Unter den übrigen Kirchen, deren New-York über 200 für alle möglichen Secten hat, ist eine große Zahl im griechischen Styl und nicht selten aus jenem prächtigen weißen Marmor erbaut, der in den Vereinigten Staaten häufig ist. Der griechische Tempelstyl dürfte sich, wenn er rein gehalten ist, neben den geraden weiten Straßen, den schmucklosen, nur gerade Linien zeigenden Privathäusern wohl am besten eignen; im Mondschein machen diese weißen Marmorgebäude in den stillen Straßen einen zauberhaften Eindruck. Ein ästhetischer Schauder ergreift freilich wieder den Betrachter, wenn auf der Spitze des ebenfalls aus weißem Marmor erbauten Zollgebäudes, das nichts geringeres als das Parthenon nachahmt, sich ein Flaggenstock erhebt, und die Staffage von Waarenballen und Packknechten ist gleichfalls sehr modern und der Pallas Athene abhold, doch an solche Contraste muß man sich in Amerika gewöhnen. Mitten in einen ziemlich prosaischen Stadttheil ist das Stadtgefängniß im egyptischen Styl hineingeschneit: es ist an sich ein großes schönes, aber unheimlich aussehendes Gebäude von Granit, mit mehreren Stockwerken aus Einzelzellen bestehend. Im Gefängnißhofe finden sehr verständiger Weise die Hinrichtungen, abgeschlossen vom Zulauf der rohen Neugier, statt. Der unterste und dann wieder der oberste Theil von Broadway, und die Nebenstraßen des letzteren sind den Wohnungen der Reichen zugefallen, welche entweder ihr Geschäft in dem Handelsviertel haben, oder — ein seltener Fall in New-York — gar kein Geschäft betreiben. Diese Stadttheile sind ungemein sauber und freundlich, hie und da finden sich Plätze im Charakter der englischen Squares, umgittert und mit Anlagen geziert, welche oft der ausschließlichen Benutzung der Anwohner gewidmet sind. Ueberhaupt fehlt es der weitläufig gebauten, zwischen zwei Wassern gelegenen Stadt nicht an frischer freier Luft; eine nicht geringere Wohlthat, die guten Wassers hat man sich durch ein unvergleichlich großartiges Unternehmen zu verschaffen gewußt, indem man 40 englische Meilen von New-York entfernt einen ganzen Fluß, den Crotonfluß abgedämmt und herbeigeleitet hat. Ungeheure Reservoirs, von denen aus das Wasser in jede Straße geleitet wird, nehmen vor der Stadt die Leitung auf; dermalen herrscht der größte Ueberfluß an Wasser, so daß auch mehrere stattliche Fontainen auf öffentlichen Plätzen, eine treffliche Kühlung in der Sommerhitze, damit gespeist werden; jede Ausflußröhre in der Straße ist für Feuersgefahr zum Anschrauben von Schläuchen eingerichtet, welche Einrichtung sich bei dem starken Fall der Wasserleitung als sehr zweckmäßig erweist. Die Stadt New-York hat auf dieses Werk die Summe von 12 Millionen Dollars (30 Millionen Gulden) verwendet, ein Beispiel von Unternehmungs- und Gemeingeist, das bewunderungswürdig ist, und dem viele andere gemeinnützige Bauten und Anstalten zur Seite stehen, zugleich freilich auch ein Beweis des Reichthums der großen Handelsstadt.

Man muß in einer republikanischen Handelsstadt nicht die Art der Eleganz in den Straßen suchen, wie man sie in europäischen Hauptstädten findet. Aller

officielle Prunk und militärische Schauspiele, für welche ein Trupp Miliz der sich hie und da mit mehr Selbstgefälligkeit als strikter Haltung producirt, ein schlechter Ersatz ist, fallen ohnehin weg, und so wenig Eitelkeit im Anzuge und der äußeren Erscheinung ausschließliches Eigenthum des alten Continents ist, so sehr fehlt doch namentlich die Hauptelegranz der Straßen, schöne Equipagen. Die Pferde des Landes sind schön und werthvoll, und die Wagenbaukunst, unterstützt durch treffliche Nutzhölzer, steht auf einer hohen Stufe, aber zu einem wirklich eleganten Fuhrwerk mit Wappenschildern,* Livreen u. s. w. versteigt sich der Amerikaner nicht leicht. Wenn auch der Einzelne Neigung hat in dieser Weise zu glänzen, so würde doch ein solches Auftreten mit nichts weniger als Ehrerbietung von den Massen begrüßt werden, und das meiste was man namentlich von Livreen sieht, sind sehr bescheidene Demonstrationen der Prunksucht; darin verdienen sie indeß alle Nachahmung, und es wäre nicht übel, wenn man bei uns den unrühmlichen Wetteifer, wer seine Bedienten am abenteuerlichsten und papageienmäßigsten herausputzt, aufgeben und seine Equipagen möglichst wenig dazu benutzen wollte, den Neid der Fußgänger zu erregen. Man sieht allerlei „Cabs" und sonstige Fiakerfuhrwerke in den Straßen, den meisten Verkehr vermitteln aber die Omnibus, die in zahlloser Menge und mit furchtbarem Gerassel einherfahren; originell ist die Einrichtung, mittelst derer der Conducteur erspart wird, die Wagenthür steht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutschers in Verbindung, der nicht eher öffnen läßt, als bis das Fahrgeld bezahlt ist. In der Bowery, einer zweiten Hauptstraße von New-York, die bei City Hall in Broadway mündet, existirt eine Eisenbahn mit Transport durch Pferde, und zu meiner Zeit wurde die Frage einer solchen Anlage durch Broadway mit großem Eifer verhandelt; so gern man den Lärm und das Gedränge der Omnibus beseitigen mochte, so entschloß man sich doch schwer, die schöne Straße auf die man so stolz ist, durch eine Eisenbahn zu verunstalten.

Hinter Union Place verlief sich damals die Stadt in einzelne Häuser und Anlagen, auf dem Papier sind aber die Querstraßen von der Battery bis zu 150th Street designirt und ausgemessen, da wo ein kleines Gewässer, der Harlem River (von holländischer Zeit her mit dem Namen Spuyten Duyvel Creek bedacht) die Verbindung zwischen dem Hudson und dem East River herstellt, und somit die Landzunge auf der New-York liegt, zur Insel macht; Manhattan Island ist ihr alter Name, und auf dem papiernen New-York liegt noch ein Städtchen Manhattanville, dessen Schicksal es bald sein wird von dem mächtigen Nachbar verschlungen zu werden. Wenn schon an und für sich eine amerikanische Straße etwas durchaus modernes ist, so steigert

* An Wappen fehlt es übrigens den wenigsten, und es ist eine sehr verbreitete Schwäche, seine Herkunft von einer edlen englischen Familie gleichen Stammnamens herzuleiten.

sich dieser Eindruck aufs höchste, wenn man auf numerirte Straßen stößt, wie sie in den Vereinigten Staaten überall zu finden sind; sie sind ein Beleg, daß die Straße zu neu ist um eine Individualität zu besitzen, aus der sich ein Name für sie ableiten ließe; ebenso die neuen Städte mit alt- und neueuropäischen Namen, die aufs Gerathewohl angewendet sind, nicht minder die geradlinigen Grenzen der Staaten und Grafschaften rückten dem Fremden das Unreife des Landes vor Augen. Dagegen findet sich gerade in der Nähe des Harlem River etwas Seltenes für Amerika, eine Ruine, nämlich die Reste einer im Unabhängigkeitskrieg zerstörten Befestigung; die Amerikaner halten sie sehr in Ehren, so wie sie denn auch in Deutschland nichts so interessirt wie unser ruinenreicher Rhein.

Während eines fünfwöchentlichen Aufenthaltes hatte ich reichliche Muße die Stadt und Umgebung zu mustern, und während ich bei einem spätern Aufenthalt hauptsächlich die ernsteren Gegenstände ins Auge faßte, suchte ich mich diesmal zunächst angenehm zu unterhalten. New-York als eine große, von Auswärtigen sehr viel besuchte Stadt, hat keinen Mangel an Vergnügungsörtern, wiewohl die Philosophie eines deutschen „Vergnügungsorts" im engern Sinne dem Amerikaner verschlossen ist; es kann diese Thatsache nicht überraschen, da die Gemüthlichkeit des deutschen Erholungsortes wesentlich auf die Eigenthümlichkeit eines behaglichen, sich selbst beschränkenden Mittelstandes basirt ist, und der Amerikaner in seinem rastlosen Streben vorwärts eigentlich weder Behaglichkeit noch Selbstbeschränkung kennt. New-York hat mehrere Theater, deren größtes, das Park-Theater den Anspruch macht, der erste Musentempel der neuen Welt zu sein; es werden hier klassische Stücke, insbesondere Shakspeare aufgeführt, und nicht selten treten große englische Schauspieler, Stars wie der Engländer sehr bezeichnend sagt, auf. Ich habe mehrmals den berühmten Macready als Othello, Hamlet, Macbeth u. s. w. dort spielen sehen; wenn mir eine Kritik erlaubt ist, so erschien mir sein, so wie überhaupt der anglo-amerikanischen Schauspieler Gebahren in der Tragödie allzu wild und wüthig; meinen Reisegefährten Anderson von der Acadia nehme ich indeß aus. Der Tragödie folgt nach englischer Weise noch ein kleines Stück, Lustspiel oder Posse. Als jene großen Gestirne vom Horizont verschwanden, stieg das Park-Theater auch zu Zauberpossen hinab, an denen überhaupt die amerikanische Bühne reich ist; solche Stücke verrathen nun wohl einen roheren Geschmack, derselbe ist indeß ohnehin das Erbtheil des großen Publikums, und da die amerikanischen Theater auf dieses bezahlende Publikum allein angewiesen sind, so bleibt nichts übrig als sich nach dessen Geschmack zu richten. Im Bowery-Theater, das niedere Preise und mithin ein stark gemischtes Publikum hat, gibt man große Spektakelstücke, unter anderem mit halsbrechenden Reiterthaten gewürzt, für welche die Bühne besonders eingerichtet ist. Zuweilen findet sich eine italienische Truppe in New-York zusammen, das Orchester ist aber in allen amerikanischen Theatern abscheulich, da der Sinn

für Musik eine sehr schwache Seite der Amerikaner ist; meist müssen die Deutschen, wo nicht gar die Neger herhalten; der musikalische Ruf der ersteren ist groß in den Vereinigten Staaten, es trifft sich aber natürlich fast nie daß eine Kapelle von gehörigem Zusammenhalt sich bildet, es fehlt hierzu schon die aufmunternde Kennerschaft der Zuhörer.

Das Aeußere der Theatergebäude ist nicht außerordentlich; was Scenerie und sonstige Ausstattung betrifft, so legt man zwar Werth, wie schon oben angedeutet, auf starke Effekte, Ballet, Aufzüge und Abenteuerlichkeiten; es bleiben aber diese Leistungen beträchtlich hinter den zauberischen Wirkungen europäischer Theaterkunst zurück, es ist fast als ob in den Augen des praktischen und nüchternen, allen Illusionen abholden Yankee's der Flitterprunk der Bühne doch vergeblich um Geltung kämpfte. Eigenthümlich genug ist die Verwendung der Zuschauerräume; zwischen Parterre, Gallerie und den Logen besteht in der Regel Verschiedenheit des Preises, wiewohl selten zwischen den Logenreihen ersten und zweiten Ranges; hinsichtlich der letzteren hat sich aber der merkwürdige und durch ganz Amerika verbreitete Gebrauch festgesetzt, daß der erste Rang ausschließlich von anständigen Leuten, der zweite Rang ausschließlich von fahrenden Weibern und von solchen die deren Gesellschaft aufsuchen, besetzt ist; ich habe nie eine förmliche Verletzung des äußern Anstandes wahrgenommen, jenes Publikum behauptet sich aber im Besitz der fraglichen Logenreihe, und es mag gerade in den Vereinigten Staaten, wo die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht so groß ist, manchem ehrsamen Hausvater seltsam vorkommen, seine Frau und Töchter dieser Gesellschaft gegenüber zu setzen, und ihm wohl den Wunsch nach etwas strammerer Polizei rege machen. Der Mangel an letzterer macht sich namentlich in den kleineren Theatern sehr fühlbar, deren Publikum in den Matrosen der zahllosen Schiffe des Hafens einen sehr lärmsüchtigen Zuwachs erhält; ein Matrose am Lande ist ohnehin stets wie ein Fohlen auf der Weide, sie wissen gar nicht, wie sie Geld und Vergnügen rasch und vollständig genug erschöpfen sollen. Unter solchen Umständen muß das Publikum sich angenehm berührt finden, wenn ihm auf dem Theaterzettel selbst (das Exemplar aus Charleston liegt vor mir) die trostreiche Versicherung gegeben wird, daß „an efficient police is engaged under the superintendence of Mr. Moses Levy.“ Eine andere Art Polizei übte zu meiner Zeit das Publikum selbst in sehr humoristischer Weise aus: es hatte nämlich die bekannte Mrs. Trollope in ihrer Schrift über Amerika die Unsitte gerügt, daß die Zuschauer die Füße auf die Brüstungen der Logenreihen zu legen, auch dem Hause den Rücken zuzukehren pflegten; die Amerikaner, denen allerdings die Sitte des sogenannten Nekelns sehr ans Herz gewachsen ist, die aber doch nicht gerade ohne Ausnahme im Theater die Füße auf die Brüstung legen, und dabei das ewige Hofmeistern ihrer Gewohnheiten durch die Engländer überdrüssig sind, adoptirten von nun an die Sitte, daß wenn jemand unter den Zuschauern eine unschickliche Sitzweise annimmt, sofort von allen Seiten

ein wüthendes Geschrei erschallt: trollóp, trollóp, trollóp, und arbeiten somit nicht nur an ihrer eigenen Verfeinerung, sondern nehmen auch in sinnreicher Weise Rache an Mrs. Trollope.

Den Theatern nahe steht die abenteuerliche Einrichtung der Museen, in dieser Stadt das American- und New-York-Museum, von denen freilich die Musen alle neune sich unwillig abwenden müssen. Der unternehmende Besitzer des ersteren, Barnum, ist ohne Zweifel derselbe der später Tom Thumb und andere europäische Löwen zum Herumzeigen in Amerika gemiethet hat; sein Museum umfaßte ein großes Haus in Broadway am Park, das durch alle Stockwerke durch mit Curiositäten vollgepfropft war. Da gab es Automaten, Seiltänzer, Taschenspieler, Tänzerinnen, Panoramen, Virtuosen im Gesang, Pfeifen, Violinspielen, Negersänger, Komiker, ein Staatskleid der Königin Victoria, laut wahrhaften Zeugnissen von J. M. am 23. April 1843 getragen, eine wahrsagende Zigeunerin, eine Modellkammer, zoologische und ethnographische Sammlung, Aufsteigen eines Luftballons, alles mit Ausnahme der Wahrsagerin, die extra bezahlt wurde, für 25 Cents, einen Viertel-Dollar! Wer daran noch nicht genug hatte, konnte in dem New-York-Museum neben einer Masse Gegenständen der obigen Art auch noch einen Eskimo, einen Zwerg, ein paar Athleten, einen Accordionspieler, eine Spieluhr, eine Gemäldesammlung genießen, und sein Daguerreotyp machen lassen; wie der Anschlagzettel des letzteren Museums bescheiden sagt, finden sich dort 500,000 Merkwürdigkeiten aus allen Welttheilen, und die Entree ist gar nur 12½ Cents. Praktisch ist übrigens die Einrichtung, daß aller solcher Plunder zur Bequemlichkeit des Publikums wenigstens in Einem geeigneten Raume versammelt ist.

Nach dem Gang ins Theater oder Museum wird uns der Leser wohl am zweckmäßigsten in einen der zahlreichen Austerkeller begleiten, welche kein kleiner Theil der Genüsse New-Yorks sind; diese Keller sind in einzelne Zellen für kleine Kreise von 4—6 Personen abgetheilt, und höchst einladend sich gegenüber den trefflichen Landesprodukten der Beschaulichkeit ungestört zu widmen. Alles was von der See kommt, westindische Schildkröten mit eingeschlossen, ist hier köstlich; letztere pflegt man lebendig, mit ihrem designirten Todestage auf die weißgelbe Schale gemalt, als Annonce für's Publikum an der Thüre anzubinden. Neben jenen Zellen bietet sich für das Publikum ein Vereinigungspunkt an dem Schenktisch, der Bar, welche ein charakteristisches Merkmal aller öffentlichen Orte in den Vereinigten Staaten ist; es ist der Platz wo geistige Getränke, welche sich in den Hauptkategorien von Punsch, Grog und Cardinal nach Verschiedenheit der Mischung und der Stoffe bis in's unendliche verzweigen, glasweise genossen werden; man könnte ein Buch über diese Mischungen schreiben, die hauptsächlichsten aber sind einfach Cognac und Wasser, Sherry-Cobbler, ein angenehmes Getränke von Sherry und Eiswasser, Gin-Cocktail, ein Gemisch von Waldholderschnaps, Wasser und Pflanzensäften u. s. w. Jeder mischt sich für sein Geld selbst sein Glas; dazu erhält man noch Zwieback, ja

selbst Fleisch, und die großen Gasthöfe verwenden ihre Abfälle sehr vortheilhaft, indem sie dieselben als Zugabe zum Trinken preisgeben, zum Heile manches armen Teufels der auf diese Weise unter der Hand seine Mahlzeit findet. So viel Zuspruch ist an diesen Bar's, daß bei einer derselben eine Miniaturdampfmaschine angestellt ist, um, ich glaube den Sherry-Cobbler zu quirlen. Während man den Amerikanern jenen Hang zum Trunk nicht nachsagen kann, der die nordeuropäischen Völker sowie die Europäer in den Tropen charakterisirt, ist doch die fragliche Unsitte, welche übrigens in den südlichen Staaten weit größer ist, bedenklich genug und für die Gesundheit, für den Mägen insbesondere, gewiß höchst nachtheilig.

Das prächtige Wetter welches wir im September und Oktober hatten, trug viel zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes in New-York bei. Ich meine ich hätte auf meinen weiten Fahrten nirgends einen schöneren blauen Himmel und demzufolge schönere Farben der Landschaft gesehen, als in jener Breite der Vereinigten Staaten, schöner als in der heißen Zone; da diese Breite mit der Italiens übereinstimmt, das ja auch über alles wegen seines Himmels gerühmt wird, so ist vielleicht jene Beobachtung doch mehr als Einbildung, wiewohl ich das Phänomen nicht zu erklären wüßte. Die Hitze, welche in New-York öfters auf 30° R. steigt, war selbst in jenen Monaten noch sehr stark, und mir oft kaum erträglich, da leistet das allgemein übliche Eiswasser die angenehmste Hülfe, wiewohl ein so unnatürlicher Genuß unmöglich zuträglich sein kann. Außerdem verkauft man allenthalben Sodawasser, das ebenfalls in Eis gekühlt und mit Fruchtsyrop vermischt wird; einen Gang den langen Broadway hinauf macht man nicht füglich ohne diese Erquickung. Die Nächte sind empfindlich kühl, sowie überhaupt Amerika mit seinem Contrast zwischen der Macht einer sehr hoch stehenden Sonne, und der Kälte welche über die Seen und den unbebauten Norden daherkommt, starke Extreme des Klima's besitzt. Der Winter in New-York, jedenfalls in Boston (41° und 42°, Neapel und Rom) steht dem in Mitteldeutschland an Strenge kaum nach, ihm folgt ohne Frühling mit der zunehmenden Macht der Sonne ein heißer Sommer, und diese Entbehrung des uns so theuren Frühlings wird dann wieder durch den Wegfall des trübseligen Spätherbstes aufgewogen, der Art daß letzterer die reizendste Jahreszeit ist und alsbald in Frostwetter übergeht. Dieses klimatische Verhältniß spiegelt sich in den in den Vereinigten Staaten besonders häufigen Brustleiden, Schwindsucht &c., deren Vorkommen durch den Genuß des Eiswassers gewiß nicht vermindert wird; letzteres wird außerdem wohl die Hauptschuld an dem Verderb der Zähne sein, welcher sehr verbreitet ist und die vielbeschäftigten amerikanischen Zahnärzte und Zahnkünstler zu den ersten der Welt macht.

Wer einen gemächlichen Spaziergang machen will, muß sich einen andern Ort suchen als die Straßen der Stadt; in diesen rennt alles seinen Geschäften nach, und ehe mir diese Thatsache einleuchtete wurde ich mehrmals fast um-

gerannt, weil ich das allgemeine rasche Tempo nicht einhielt. Glücklicherweise ist New-York nicht arm an schönen Umgebungen. Mein Lieblingsgang in der Nähe war nach der Battery, jener Parkanlage an der äußersten Spitze der Stadt, wo man im Schatten prächtiger Bäume obendrein die Frische der See die sie bespült, genießt und den unvergleichlich schönen Hafen mit seinen zahllosen Schiffen und Dampfbooten übersieht. Dort war auch ein Linienschiff, die North-Carolina, stationirt, ein mächtiger Bau von 110 Kanonen und 208 Fuß Länge; obgleich diese Länge die der Seedampfschiffe nicht erreicht, so imponirt doch das Linienschiff durch seine Höhe über dem Wasserspiegel, sie betrug in diesem Falle 26 Fuß, und eben so viel ist der Regel nach die Tiefe unter dem Wasser. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Ordnung und Reinlichkeit auf diesem Schiff so musterhaft war, wie nur irgend auf einem Kriegsschiffe; dasselbe näher zu beschreiben, liegt außerhalb unseres Planes. Ein schönes interessantes Schiff, und damals etwas ganz neues war die Dampffregatte Princeton von 18 Kanonen, darunter einem mächtigen Geschütz von 224pfündigem Kaliber; die Maschine von 250 Pferdekraft setzt ein nach dem Princip der archimedischen Schraube wirkendes Schaufelrad in Bewegung, das beim Steuerruder 5 Fuß unter dem Wasserspiegel angebracht ist; es hat die Princeton außerdem noch die Vorrichtung, daß der Rauch in das Feuer zurückgeleitet und so absorbirt wird; es muß sich feenhaft ausnehmen, wenn das schlankgebaute Schiff ohne Schlot und Dampf, und ohne Segel oder sichtbare treibende Kraft dahingleitet. Sehr sehenswerth sind auch die Etablissements des Navy Yard, Arsenale und Docks, wo ich Gelegenheit hatte mehrere im Bau begriffene große Kriegsschiffe zu besichtigen; für den Laien verwischen sich aber die Eindrücke dieser Anstalten, die denen Europa's wohl ganz gleich sind. Die amerikanische Flotte nimmt eine achtunggebietende Stelle unter den Seemächten ein, und rühmt sich manches siegreichen Kampfes gegen englische Schiffe im Jahre 1814, wobei indeß die Engländer sich mit der durchschnittlich stärkeren Armirung der amerikanischen Schiffe zu entschuldigen pflegen; allerdings sollen manche amerikanische Fregatten einem Linienschiff von schwacher Armirung kaum nachstehen, und die Sachkundigen belehren uns, daß ein Schiff von namhaft kleinerer Geschützzahl keine Chance gegen ein stärkeres hat. Andrerseits rücken die Engländer der amerikanischen Marine vor, daß sie viele Engländer unter der Bemannung habe und diesen ihre Trefflichkeit verdanke, was jedoch von der Gegenseite entschieden in Abrede gestellt wird. Wenngleich der physische Muth des englischen Seemanns unübertrefflich ist, so bringt die Eigenthümlichkeit des amerikanischen Lebens eine Entwicklung der Individualität, des Selbstbewußtseins hervor, die im Gefecht zur See, wo der Einzelne viel gilt, und in den Kriegen auf amerikanischem Boden, wo große Heeresmassen ihnen nicht entgegenstehen, eine große Ueberlegenheit sichert. Aus jenen Erfolgen gegen England leitet der Yankee die bescheidene Redensart ab: „The English lick the whole world, and we

lick the English." Jedenfalls muß die Seemacht der Vereinigten Staaten als ein wichtiger Factor politischer Combinationen in Betracht gezogen werden, wenn wir die Wechselfälle eines allgemeinen Kriegs ins Auge fassen, und Deutschland ist um so mehr darauf hingewiesen diese Macht nicht zu übersehen, je eher dieselbe geneigt sein möchte sich auf Seite Frankreichs gegen England zu schlagen.

Ein Dokument amerikanischen Muthes lag übrigens gerade damals im Navy Yard: die zwei mexikanischen Dampffregatten Montezuma und Guadelupe hatten vor kurzem im Verein mit acht andern Kriegsfahrzeugen einen Angriff eines tollen texanischen Insurgentencapitains bestanden, der mit einer Fregatte und zwei Kuttern jene Flotille glänzend in die Flucht schlug. Die übel zugerichteten Dampfschiffe wurden in den Werften der damals neutralen Vereinigten Staaten reparirt; mexikanische Schildwachen, halbschwarze Farbige mit confiscirten Gesichtern wehrten uns den Zutritt, es waren eben keine glückliche Specimina der Kriegsmacht jenes Landes, das bald darauf in so empfindlicher Weise die Ueberlegenheit der Yankees kennen lernen sollte. Daß für die Vereinigten Staaten als politisches Ganze eine starke Marine natürliches Bedürfniß ist, bedarf bei der Ausdehnung ihrer Küste und ihres Seehandels, namentlich ihres Verkehrs mit dem Mutterlande, keiner Ausführung, dennoch klagt man über die Zähigkeit der westlichen-ackerbauenden Staaten bei Bewilligung der Kosten dieses Instituts.

New-York ist der Haupthafen für die Segelpaketschifffahrt zwischen Europa und Amerika; seine Bedeutung als Handelsstadt, sowie die Bequemlichkeit der Verbindung mit dem Binnenlande, vorzüglich durch die prächtige Wasserstraße des Hudson, entsprechen dem Zweck. Mit Liverpool, London und Havre findet die lebhafteste regelmäßige Verbindung durch verschiedene Gesellschaften jede Woche mehrmals statt; diese Schiffe sind — oder waren damals — sämmtlich amerikanischen Baues und segelten unter amerikanischer Flagge; während alle transatlantischen Dampfschiffe englisch waren, und die Amerikaner sich mit dem Bau dieser Fahrzeuge noch wenig beschäftigt hatten,* war die Vorzüglichkeit ihrer Segelpaketschiffe anerkannt, und insbesondere eine Eleganz in der Ausstattung und Comfort für die Passagiere erzielt, die als unübertrefflich gerühmt wurden. Diese Linien mit zahlreichen Schiffen pflegen nicht einmal dieselben zu versichern, da das Risico sich auf die ganze Zahl der Art vertheilt, daß sie den Profit nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung besser selbst behalten. Zur Reise nach Europa wählt man sehr allgemein diese Paketschiffe, welche auf dieser Fahrt von Zwischendeckpassagieren und der damit verbundenen Unruhe und Beengung frei sind, und dieselbe in dieser Richtung von West nach Ost schnell und stetig zurückzulegen pflegen; die Zeitungen

* Sie hatten indeß außer ihren eigenen Kriegsdampfschiffen die prächtige Kamtschatka für Rußland, und mehrere Dampfer für Spanien geliefert.

melden uns, daß im März 1852 das Paketschiff Northumberland die Reise in 30 Tagen hin und zurück, der Clipper Typhon die Reise nach Liverpool in 13 Tagen 22 Stunden gemacht. Angenehmer ist ohnehin die Reise auf dem Segelschiff, verglichen mit der gewaltsamen Bewegung der Dampfschiffe, dem Schüttern der Maschine und dem unleidlichen Kohlenstaub.

Es ist bekannt, welch glänzenden Sieg die amerikanische Schiffbaukunst kürzlich bei einer Wettfahrt in England davon trug, die amerikanischen Schiffe behaupten überdem in allen Meeren den Ruf daß sie keinen nachstehen, und als Passagierschiffe zieht man sie gemeinhin den englischen vor, da sie reinlicher und die Capitaine artiger sein sollen; bestätigen kann ich das nicht, da ich nie auf einem englischen Segelschiff, nur auf ihren großen, meist musterhaften Dampfschiffen gefahren bin. Wenn ich nicht irre, so sind die Clipperschiffe eine amerikanische Erfindung, es sind dies besonders scharf gebaute Schnellsegler, die den Kampf mit Wind und Strömung mit besonderer Kühnheit aufnehmen; da wo es gilt die Waare schnell zu befördern und hohe Fracht zu erzielen, sind sie an ihrem Platze, und es ficht sie nichts an wenn auch die Wellen fortwährend über das Schiff schlagen; der einträgliche Opiumhandel mit China wurde vor der Ausbreitung der Dampfschifffahrt fast ausschließlich mit Clippern betrieben, die allein es vermochten gegen die regelmäßigen Monsoonwinde des indischen Oceans anzukämpfen. Auch die Brigantinen, Zweimaster die nur am Vordermast Raen haben, sind amerikanischer Erfindung, so wie man überhaupt kleine und unsichere Fahrzeuge, obendrein zu schwach bemannt, zum rascheren Gewinn auszubeuten weiß. Selbst einmastige Fahrzeuge (Sloops) gehen über den atlantischen Ocean, und mancher Capitain unternimmt eine Reise mit so weniger Mannschaft, daß sie nicht genügen würde die einmal aufgespannten Segel beim Herannahen eines Sturmes rasch genug einzureffen, um sicheren Untergang zu vermeiden. Aber das ist die amerikanische Unternehmungssucht und Gleichgültigkeit gegen Gefahr, die dieser Nation eine so große Machtentwicklung sichert.

Wenngleich in New-York sich alles um See und Schiffe dreht, so sind doch die Ausflüge zu Land nicht zu vernachlässigen, gerade weil sie den Zweck haben, die prächtige Stadt mit ihrem Hafen stets wieder von neuen Gesichtspunkten zu zeigen. Ein Kranz von Vorstädten umgibt New-York auf den umliegenden Inseln und Landzungen, Dampfschiffe und Dampffähren stellen die vollständigste Verbindung mit Brooklyn, Williamsburgh auf Long Island, mit Jersey City und Hoboken auf dem Festlande des Staats von New-Jersey, und mit Staten Island am Ausgang des Hafens her. Es ist schwer zu sagen welcher dieser Punkte der schönste ist, und noch schwerer die Beschreibung der Scenerie, die in der Welt wohl nicht ihres Gleichen hat. Die majestätische Häuserwelt der Stadt, von einem Mastenwald umgeben, die lachenden Anhöhen des Ufers von Long Island mit den freundlichen Städtchen und Landhäusern, auf der andern Seite die waldreichen Ufer

des Hudson mit der senkrechten Basaltwand der Palisades, alles sich in der prächtigen Wasserfläche spiegelnd, und darüber ein herrlicher dunkelblauer Himmel; mit Vorliebe aber verweilt immer das Auge bei den Schiffen, die mit Segeln überladen in den schönen sichern Hafen einziehen; der Anblick eines noch so stattlichen Dampfschiffs kommt der ruhigen Majestät des Segelschiffs nicht gleich, aber diese beleben wiederum die Scene, wie sie die Fluth durchschneiden, zierlich gebaut und in lebhaften Farben glänzend, und aus zwei ungeheuren Schloten lange Rauchsäulen hinterlassend; Schleppdampfschiffe, mit ihren geräuschvollen Hochdruckmaschinen ziehen, wie schwer athmend unter der Last des Kauffahrers der mit Tauen dicht an sie befestigt ist, daher, schon in ihren dunkeln Farben ein Contrast gegen die buntbemalten Dampfer, die leicht und fröhlich zwischen den verschiedenen Ufern ihren Weg suchen. Wer diesen Anblick des Hafens von New-York einmal, oder gar wie ich, wochenlang wiederholt genossen hat, dem muß diese Herrlichkeit unvergeßlich bleiben, und die Sehnsucht sie noch einmal wiedersehen zu dürfen wird ihn manchmal beschleichen.

Mein tägliches Vergnügen war, in einem amerikanischen Wägelchen das man selbst lenkt, mit dem einen oder andern Bekannten die Gegend zu durchstreifen. Begünstigt durch das unvergleichlich zähe Holz des Hickory-Nußbaums hat die amerikanische Wagenbaukunst Gefährte von außerordentlich leichter Bauart hergestellt, bis zu dem Extrem daß es Wagen von 40 Pfund Schwere gibt; bei einem guten Wagen der Art muß der ganze Umkreis der Radfelgen aus einem Stück Holz sein. Die üblichste Art sind vierrädrige zweisitzige Wägelchen, vor die ein Pferd gespannt ist; die Wagenlenkerkunst besteht darin, dieses scharftrabende Thier fest im Zügel zu halten und ihm einen Anlehnungspunkt im Gebiß zu geben, läßt man den Zügel nach, so vermindert das Pferd seine Schnelligkeit. Ein guter Traber legt die englische Meile in 2 Minuten 30—50 Sekunden zurück. Mit einem so leichten Vehikel ist es schon möglich, Entdeckungsreisen zu unternehmen und sich auf wilde Wege zu wagen; begegnete es mir doch einmal in Charleston, daß ich allein ausgefahren war und einem Weg auf einem schmalen Damm folgte, bis ich an ein verschlossenes Thor kam; Niemand öffnete auf mein Rufen, und der Damm war zu schmal um zu wenden; so spannte ich mein Pferd aus, nahm das Wägelchen ohne weiteres in die Arme und drehte es auf dem Platze herum, so daß ich wieder zurückfahren konnte von wo ich gekommen.

Manhattan-Island und das nahe Festland, wo es an schönen Kunststraßen nicht fehlt, bieten die schönste Gelegenheit zu Ausflügen; rechts oder links hat man dann immer einen Blick auf Wasser und Schiffe, und am Wege freundliche Landhäuser. Letztere sind meist von Holz gebaut, oder wenigstens mit hölzernen Verandahs auf allen Seiten und allen Stockwerken umgeben; diese sind die Charakteristik amerikanischer Landhäuser, und erhöhen außerordentlich den Genuß der freien Luft und schönen Natur. In vielen

dieser Landhäuser bekommt man für Geld und gute Worte Erfrischungen, ohne daß es gerade Wirthshäuser sind; überhaupt ist in dem commerziellen Amerika der Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer, Gast und Wirth weit freier und zwangloser als bei uns, wo der letztere sich zu einer erkünstelten Deferenz verpflichtet glaubt. Mit dem Abend kehrte man dann zur Stadt zurück, meist mit botanischen Schätzen beladen, die ich theils zu näherer Erforschung, theils zum Sammeln der Samen oft in ungeheuern Bündeln eintrug; diese Neuheit der Natur bleibt lange Zeit ein großer Reiz für den europäischen Besucher. Auch hier fand ich wieder viele alte Bekannte, unter andern Stechapfel in prächtigen Exemplaren, und allenthalben Solidago Virgaurea. Eine eigenthümliche Sitte herrscht unter den Spazierfahrern auf diesem Wege, mit dem ersten besten Vorüberfahrenden sich in eine Wettfahrt einzulassen; der Wetteifer, besonders in der Schnelle zur möglichsten Zeitersparniß, ist ein so entschiedener Charakterzug des Yankeethums, daß das kaum befremdet, und wiewohl ein Miethgaul wenig Lorbeeren beanspruchen kann, so findet man doch auch Schwächere die man überholt. Sogar bis in Broadway setzen sich diese Wettrennen fort, mitten im Gedränge der schwerfälligen Omnibus, zwischen denen man mit augenscheinlicher Gefahr geradezu zerquetscht zu werden, sich mit seinem leichten Vehikel hindurch drängt. Als Beispiel der Harmlosigkeit der New-Yorker Polizei erzähle ich noch, daß es ein Hauptvergnügen von mir und andern war (denn in der That ohne böses Beispiel hätte ich es nicht gewagt), in der Bowery, wo die Eisenbahn läuft, innerhalb der Schienen zu fahren, weil es sehr fördert.

Die eigenthümlich construirten Dampffähren, welche vorn und hinten gleich gebaut sind, und deßhalb ohne zu wenden jedesmal gerade an das Land anlegen und so wieder abstoßen können, brachten uns so oft wir wollten, mit sammt unserem Wägelchen nach Long Island oder nach Jersey City. Die Umgebung des letzteren freundlichen Landstädtchens ist schon etwas wilder als andere Theile der nahen Umgebung von New-York; es sind viele Grundstücke, zu größeren Gütercomplexen gehörig, auf denen zwar kein Urwald mehr, denn die alten Stämme sind schon längst gefällt, aber doch noch regellos wachsendes Gestrüpp und Baumwerk steht. Eine solche rohe Bewirthschaftung des Grundes und Bodens wäre in Europa bei einer größeren Stadt undenkbar, in Amerika aber ist eigentlich Philadelphia die einzige Stadt die der Art von kultivirtem Lande umgeben ist, daß nicht das Auge auf Wildnisse fiele, die in so fern wenigstens Urwald genannt werden können, als sie von jeher Wald gewesen und noch keiner regelmäßigen Bewirthschaftung unterworfen sind. Dennoch sind in New-York die Preise von Brennholz bereits so hoch, als mittlere Preise in Deutschland. Wenn ich in diese Wälder anfangs ein Gewehr mitbrachte, so folgte ich dem allgemeinen Irrthum jagdlustiger Deutschen, die sich ein Paradies in dieser Hinsicht erwarten; es ist aber von Wild keine Spur, kaum daß einzelne harmlose Vögelchen der allgemeinen Jagdfreiheit entronnen sind.

Wie es mit der Jagd im Westen beschaffen ist, davon später, auch dort erwarten den Reisenden bittere Enttäuschungen. Unterhaltend waren die Ausflüge auf Long Island, entlang dem Sund der nach dieser Insel benannt ist, und jenseits am freien Seeufer; doch ist die Scenerie weit farbloser, und das Land flacher. Unvergeßlich wird mir aber eine Fahrt auf Long Island bleiben, da wir uns in einer finstern Nacht verspätet und nahezu verirrt hatten, und plötzlich durch das Geräusch eines Eisenbahnzuges der offenbar auf uns zukam, aufgeschreckt wurden. Es war stockdunkel, und da bei den amerikanischen Eisenbahnen kein Wegübergang durch Barrieren oder Bahnwärter gesichert ist, so konnte es leicht sein daß die Kreuzung in unserer unmittelbaren Nähe war, und schon diese Möglichkeit war genügend ein Gefühl äußerster Unbehaglichkeit hervorzubringen, das durch gezwungene Unthätigkeit erhöht wurde, da wir nicht wußten ob wir vorwärts oder rückwärts hätten ausweichen sollen, um die verhängnißvolle Stelle zu vermeiden. Zu unserer großen Erleichterung sauste das Ungethüm alsbald und noch in leidlicher Entfernung an uns vorüber.

Zu einem Ausfluge nach Paterson N. J. (d. i. im Staate von New-Jersey, nach der praktischen Abkürzungsmethode der Amerikaner) verlockte mich der Ruf des 70 Fuß hohen Falles des Passaicflusses; leider war bei dem niedrigen Wasserstande von dem Falle nichts zu sehen, da der Fluß auch noch den prosaischen Beruf hat, mittelst eines Kanals der oberhalb des Falles das Wasser aufnimmt, Maschinenwerke in Bewegung zu setzen. Dafür entschädigte mich der Genuß ländlicher Stille; das Wirthshaus liegt in der romantischen Umgebung von Felsen und Wald, wie ein niedliches Kartenhaus, der Ort ist viel besucht, und die auri sacra fames welche die städtischen Besucher erwecken, äußert sich unter anderem in dem wagehalsigen Kunststück der Kinder, von einem wohl 50 Fuß hohen Felsen ins Wasser zu springen. Mehr als diese widrige Gaukelei erfreuten mich mehrere naturhistorische Merkwürdigkeiten, erstlich ein gefangener Seeadler, Falco Albicilla, bekanntlich das Wappenthier der Vereinigten Staaten, braun mit weißem Kopf und Schwanz. Dieses Thier ist seiner politischen Position halber in dem ganzen Lande heilig, indeß schon Franklin beklagt die Wahl dieses Emblems, Audubon nennt ihn mean and cowardly, und auch unser deutscher Naumann* spricht ihm die Kühnheit und Gewandtheit des Königs- und Steinadlers ab. Zweitens erfreute mich eine Garter Snake, Strumpfbandschlange, ein schönes unschuldiges Thier, 3 Fuß lang, schlank, auf dem Rücken mit zwei gelblichen Längenstreifen auf schwärzlichem Grunde; man pflegt sie, wie unsere Schlangenbader Natter, ihrer Schönheit wegen zahm zu halten. Ferner wurde mir bei Paterson zum erstenmale der Anblick einer Prairie zu Theil, es war zwar nur ein sehr

* Vergleiche dessen weitere Forschungen und Zweifel, ob der amerikanische Adler nicht eine eigene Species sei. I. S. 235.

beschränkter Fleck, jedoch von den wesentlichen Merkmalen, nämlich ein freier blumenreicher Teppich ohne Baum oder Gesträuche; einen solchen Anblick gewährt uns nun zwar in Deutschland jede Wiese, aber das ist gerade eine große Eigenthümlichkeit amerikanischer Landschaften, daß man keine Wiesen dort sieht; künstliche Anlagen von solchen bestehen nicht, da der Bedarf an Futterkräutern, sofern er nicht durch die Waldweide ersetzt wird, auf den Feldern gezogen wird, und natürliche Wiesen bilden sich eben nur unter besondern Umständen, die den Baumwuchs an einem solchen Orte ausschließen. Freudiger als alles dies aber begrüßte ich, wie das Hereinragen einer bessern Welt, wildwachsende Cactus mit rundlichen platten Blättern, die auf felsigem Boden freilich niedrig und kümmerlich genug stehen. Diese und die in jener Breite keineswegs seltenen Kolibris, welche den Schwärmern gleich um die Blumen schwirren und vor den einzelnen Blüthen längere Zeit sich schwebend erhalten, sind die einzigen Wahrzeichen daß man sich in einem warmen, den Tropen näheren Klima befindet, die reichere Entfaltung der übrigen Natur wird durch die strengen Winter zurückgehalten. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß eine so saftreiche Pflanze wie Cactus den Frost bestehen soll, und ihr Vorkommen war mir anfangs kaum glaublich, bis der Augenschein mich überzeugte. Die Kolibris sah ich nur in der heißesten Zeit, sie mögen sehr bald südwärts ziehen.

Schließlich habe ich eines Ausflugs zu gedenken, den ich von New-York nach Providence, der Hauptstadt des kleinen Staates Rhode-Island machte, um — Ole Bull zu hören. Man verfolgt den Weg direct nach Boston, indem man zunächst eine Strecke von 93 englischen Meilen auf Long Island mit der Eisenbahn zurücklegt; auf dieser Bahn macht man 30 englische, über 6 deutsche Meilen in der Stunde, was aber auch das Maximum der Geschwindigkeit in den Vereinigten Staaten war. Von Greenport aus setzt man per Dampfschiff über den Long Island Sound, und am jenseitigen Ufer, in Stonington, beginnt wieder die Eisenbahn. Die Landschaft auf letzterer Strecke, der Narragansett-Bay entlang ist etwas kahl, und was Providence selbst betrifft, so hat es eben so wenig als die meisten kleineren Städte Amerika's etwas abweichend Charakteristisches in seinem Aeußern; dieselbe einförmige Nettigkeit und Neuheit, der Weihe der Geschichte entbehrend, dieselben hölzernen oder backsteinernen Häuser in weitläufige Straßen gereiht, nette Kirchen im englischen Typus mit spitzen Thürmen, und öffentliche Gebäude in mehr oder minder correcter Nachahmung antiker Muster.

Vierter Abschnitt.

Der Hudson — Nach Buffalo — Niagara.

Die Reise nach den Niagara-Fällen, obgleich 443 englische, an 100 deutsche Meilen weit, ist durch Dampfbote und Eisenbahnen so erleichtert, daß ich es unternehmen konnte sie als einen Abstecher von New-York zu behandeln; ich schiffte mich sonach am 2. Oktober auf dem Dampfboote Empire zur Fahrt den Hudson hinauf ein. Dieser unvergleichliche Strom mit den blühenden und reichen Städten an seinen Ufern ist von Dampfbooten und Segelfahrzeugen im höchsten Grade belebt, und auch der ganze Verkehr nach dem Nordwesten ging — damals wenigstens — über diese Wasserstraße bis Albany. So machen denn, außer zahlreichen Lokalbooten, mehrere größere Dampfboote alltäglich diesen Weg mit Hunderten von Passagieren angefüllt. Die Empire* (ich schreibe unwillkürlich die, denn im Englischen sind alle Schiffe weiblichen Geschlechts) war von allen diesen Booten das stolzeste, und wohl das größte schwimmende Gebäu, die Arche Noäh ausgenommen, das menschliche Betriebsamkeit je zusammengefügt; sie war nicht weniger als 330 Fuß (ein Sechzehntel einer englischen Meile) lang, 62 Fuß in allem breit, Maschinen von 600 Pferdekraft, Durchmesser der Räder 32½ Fuß Breite derselben 12½ Fuß. Dabei sind diese ungeheuren Boote, ganz abnorm gebaut, in der That mehr wie Archen; alles ist zur Aufnahme vieler Passagiere berechnet, die Maschinen liegen auf dem Verdeck in den Radkasten und arbeiten jede für sich, zwei ungeheure Schlote nebeneinander gehören jeder zu seiner Maschine; bei den meisten amerikanischen Dampfschiffen ragt der Balancier hoch über Deck empor und sein Arbeiten nimmt sich seltsam aus. Durch diese Einrichtung ist natürlich im Raum eine Menge Platz gewonnen, derselbe besteht aus einer langen Flucht von Kajüten, richtiger Sälen, in welchen 400—500 Menschen zu Tisch sitzen können. Ueber dem Verdeck erhebt sich noch ein zweites auf Säulen ruhendes Verdeck, das abermals eine Masse Menschen aufnimmt, es läuft bis vor die Radkasten, und dort, dem Schnabel des Boots weit näher als dem Steuerruder, sitzt der Steuermann in einem Häuschen hoch erhaben, und lenkt mittelst langer Ketten** das Schiff; natürlich könnte er von dem sonst üblichen Standpunkte den Koloß nicht übersehen. Statt der Masten sind als Zierrathen aufrecht-

* Zufällig erfahre ich, nachdem ich obiges geschrieben, daß die Empire im Frühjahr 1849 bei einer Nachtfahrt mit einem andern Schiff zusammengestoßen und mit Mann und Maus, da alles im Bette lag, auf eine entsetzliche Weise untergegangen ist.

** Endloses Unglück ist geschehen, weil die Eigenthümer des störenden Gerassels wegen Stricke zu diesem Zweck zu gebrauchen pflegen, welche namentlich bei ausbrechendem Feuer an Bord alsbald unbrauchbar werden und das Schiff steuerlos machen. Ein eigener Congreßbeschluß hat sich mit dieser Angelegenheit befaßt.

stehende rundgehobelte Balken mit großen goldenen Knöpfen angebracht, das ganze Boot ist schneeweiß angestrichen, und in Kürze einem gewöhnlichen Fahrzeug so unähnlich als nur möglich. An Bord fehlt die unerläßliche Bar nicht, an der sich die Passagiere trinkend und conversirend begegnen, sogar eine Barbierstube ist an Bord, und die sonstigen Bequemlichkeiten lassen nichts zu wünschen übrig. Bei dem lebhaften Verkehr kann es nicht fehlen daß zuweilen eine starke Concurrenz auftaucht, denn Concessionen und Privilegien einzelner Gesellschaften wie bei uns gibt es freilich in Amerika nicht. Wenn sich dann auf diese Weise eine starke Rivalität gebildet hat, so beginnt ein gegenseitiges Herunterbieten, das für das Publikum wohl sehr ersprießlich ist, die Kräfte der Rivalen aber auf's Aeußerste erschöpft, bis Einer ruinirt ist und das Feld räumen muß. Kurz vor meiner Zeit war der Wettstreit so eifrig daß die Capitaine, auf dem Radkasten stehend und das Publikum einladend, sich förmlich Dollar für Dollar abboten, bis der Eine erklärte er nehme die Passagiere gar umsonst mit. Alles strömte natürlich nach seinem Schiff, als in der Brust des Andern ein heroischer Entschluß reifte; mit einem Fluch rief er aus: „Well, and I'll give the tea in!“ bot dem Publikum außer freier Fahrt auch noch freien Thee, und überwand durch diese großartige Aufopferung seinen Gegner vollständig. Die Gesellschaft zu welcher die Empire und drei andere große schöne Schiffe gehörten, beförderte übrigens die Reisenden für 4 Dollars von New-York nach Troy jenseits Albany, eine zehn- bis zwölfstündige Fahrt von 150 englischen Meilen, was sehr billig genannt werden muß, sowie überhaupt die Transportmittel in den Vereinigten Staaten. Glücklicherweise existiren auf dem Hudson keine Hochdruckmaschinen, sie sind meines Wissens in den meisten östlichen Staaten sogar verboten, sonst würde die Concurrenz der Boote auch hier zu den unsinnigen und unseligen Wettrennen, wie sie auf dem Ohio und Mississippi üblich und nur zu bekannt sind, führen; die Niederdruckmaschinen lassen aber diese Steigerung der Spannung der Dämpfe nicht zu, wiewohl es am guten Willen oft nicht fehlen mag, ein solches Wettrennen einzugehen; die Zeit hat in Amerika so sehr ihren anerkannten Geldwerth, daß die Reputation eines Schiffs oder andern Beförderungsmittels fast ausschließlich auf seiner größeren Geschwindigkeit beruht, und die Unternehmer allerdings darauf angewiesen sind diese Reputation um jeden Preis zu verdienen.

Der Hudson ist indeß so schön, daß man auch eine langsamere Fahrt sich würde gefallen lassen. Dieser Strom, ein Objekt gerechten Stolzes des übrigens an Strömen überreichen Amerika's, ist oft mit dem Rhein verglichen oder in Rivalität gebracht worden; es ist das ein unfruchtbarer Streit, wenigstens für die Genossen der betheiligten Nationen, denn uns Deutschen einerseits ist die Liebe, ja die Leidenschaft für den Rhein angeboren, trotz seiner kahlen Weinberge, trotz seines Mangels an Wäldern und eigentlichen Felspartien, trotz des ärmlichen Anblicks seiner Ortschaften und des Giftes von

Institutionen, welche vornehmlich rheinische genannt werden; andererseits wird der Amerikaner, so sehr ihn auch die Romantik unserer Ritterburgen des Contrastes halber anzieht, das Großartige, Frische, Reiche, welches die amerikanische Landschaft überall charakterisirt, mit Recht bei uns vermissen; der Amerikaner zehrt noch von der Kraft eines jungfräulichen Bodens, während wir das ausgesogene Erdreich kümmerlich zur Kartoffelzucht zwingen, um unser Proletariat zu ernähren. Doch diese Parallele des besten was Amerika, und des schlimmsten was wir haben, führt hier zu weit; wir wenden uns lieber zur Charakteristik des Hudson. Dieser Fluß, seiner Länge nach einer der unbedeutendsten der Vereinigten Staaten, ist nahe seiner Mündung viel breiter, bei Albany viel schmäler als unser Rhein; seine Schönheit besteht in der Abwechslung von wilder und lachender Landschaft, in den seeartigen Erweiterungen die er bildet, nachdem er sich aus kühnen Felsenpartien hervorgewunden, und dem prächtigen frischen Urwald seiner Ufer. Gleich wenn man den Hafen von New-York verläßt, fesseln den Blick schroffe Felswände, die sogenannten Palisades aus ungeheuern Basaltsäulen gebildet, welche bis zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß senkrecht aufsteigen; indem das Boot rasch an ihnen vorübergleitet, eröffnet sich Blick auf Blick; bei der herrlichen Partie, Tappan Sea genannt, erweitert sich der Strom zu einer breiten Wasserfläche von scharfgeschnittenen Bergformen umgeben; hier liegt Singsing, das kolossale Strafgefängniß von weißlichem Marmor erbaut, vielleicht in der allerschönsten Gegend des ganzen Thals. Bald erreicht man Anthony's Nose, einen wenn man will allerdings nasenförmigen Fels, der sich schroff ins Flußbett hineinschiebt, dann folgt auf dem rechten Ufer auf einer Anhöhe, von Bergen und Schluchten umgeben, Westpoint, die bekannte Militärakademie der Vereinigten Staaten, und Kosciusko's Denkmal schimmert uns entgegen. Es wird mir schwer zuzugeben, daß die Gegend von Nonnenwerth, Rolandseck und Drachenfels vom Hudson sollte übertroffen werden; wenn ich mir aber jene Fahrt wieder ins Gedächtniß zurückrufe, so fürchte ich doch die Schönheit des Rheins nicht gegen den Hudson aufrecht erhalten zu können. Die Erweiterung des Thals bei Windsor ist abermals eine herrliche Partie; bald wird der Fluß schmäler, wir passiren die bis zu 3800 Fuß hohen Catskill-Berge, einen Landstrich von hochberühmter Schönheit, und erreichen bald die Stelle, 120 englische Meilen von der Mündung, wo der Fluß für seefähige Fahrzeuge aufhört schiffbar zu sein. Bis dahin waren diese einmastigen Fahrzeuge mit ihren weißen Segeln eine Hauptzierde des Flusses. Ebbe und Fluth macht sich bis jenseit Albany, 145 englische Meilen oberhalb bemerklich. Nach Albany zu nimmt Breite und Tiefe des Flusses sowie die wilde Schönheit der Gegend zusehends ab; Albany selbst liegt wie so manche Stadt der Vereinigten Staaten, z. B. Boston, Baltimore, am Wasser auf einer sanften Anhöhe, die von einem öffentlichen Gebäude mit stattlicher Kuppel gekrönt wird. Unsere Fahrt erstreckte sich bis Troy welches

noch 6 engliche Meilen weiter liegt, wir gelangen also auf dieser Fahrt in eine jener amerikanischen Gegenden wo die klassischen Namen vorherrschen, sie wechseln ab mit englischen oder überhaupt europäischen, und indianischen Namen; von allen diesen werden wir noch manche Beispiele dem Leser vorführen.

Der Yankee im engern Sinne, das heißt der Amerikaner der östlichen und auch noch mittlern Staaten ist als Reisegefährte schweigsam, und wiewohl nicht zurückstoßend gegen Fremde, doch zurückhaltend. Es ergab sich deßhalb auch diesmal wenig Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, und soweit die herrliche Landschaft, an der wir nur zu schnell vorüberflogen, mich nicht beschäftigte, war ich auf die für die Reisen in Amerika so charakteristischen geistigen Vorräthe angewiesen, welche in den unglaublich billigen Nachdrucken englischer Novellen, auch anderer Werke bestehen, und auf jedem Schiff, an jeder Eisenbahn feilgeboten werden. Dennoch erwies sich die Reisegesellschaft lebhafter als sonst, und auf dieser Fahrt wurde ich zuerst näher von dem politischen Treiben der Präsidentenwahl berührt, welche anfing alle Gemüther in fieberische Spannung zu versetzen. Die Stichworte Clay und Polk, als die Präsidentschaftscandidaten, ließen sich allenthalben vernehmen, die Parteigenossen schaarten sich zusammen, und nicht lange dauerte es, als auch an mich drei Männer herantraten und mich in artiger Weise, aber mit einer gewissen Amtsmiene um mein politisches Glaubensbekenntniß befragten. Ich erwiederte ich sei ein Fremder und kenne die Verhältnisse des Landes nicht, damit waren sie aber nicht zufrieden, sondern rückten mir mit der Frage näher, für wen ich wohl glaubte daß ich mich entscheiden würde, wenn ich zu stimmen hätte, für Clay oder Polk? Demokrat oder Whig war eine harte Alternative für einen Tory, doch erwiederte ich unbedenklich: „Well then, I think I should go for Clay.“ Sichtlich befriedigt, aber zu meiner Verwunderung notirte einer der Frager meine Entscheidung in sein Taschenbuch, und darauf zogen sie weiter. Später hörte ich daß es herkömmlich ist, bei herannahender Präsidentenwahl bei allen Zusammenkünften, also auch auf den Dampfschiffen Stimmen zu sammeln, und die verschiedenen Parteien benutzen diese unsichern Resultate um die wirklichen danach zu schätzen, und um in den Zeitungen ein weniges damit groß zu thun.

Diese politische Aufregung brachte einiges Leben in unsere Schiffsgesellschaft und machte die Fahrt unterhaltend, die ohnehin auf dem prächtigen großen Boot, das mit der Gewalt seiner mächtigen Maschinen vorwärts eilte, sehr angenehm war. Was hilft aber Größe, Schönheit und Pferdekraft, wenn man mitten in seiner ruhmreichen Laufbahn auf die kläglichste Weise im Schlamm stecken bleibt! Dieses unrühmliche Ereigniß befiel uns eine halbe Stunde unterhalb Albany, alle Passagiere wurden aufgeboten zu helfen und zu ziehen, um uns flott zu machen, aber vergebens, und wir hätten die Nacht auf unserer schönen Empire zubringen können, wofür unser Reiseziel Troy, das ist Troja, und die ungeheure Empire als trojanisches Pferd ein

übles Omen abgaben, wenn uns nicht ein kleines bescheidenes Dampfboot, kaum ein Drittel so groß als unser Prachtschiff, zu Hülfe gekommen wäre; Passagiere und Effekten wurden schlecht und recht auf dem kleinen Boot untergebracht, wobei nicht viel fehlte daß das kleine Ding unter dieser Last auch stecken geblieben wäre; doch ging alles gut, und die bedeutend erleichterte Empire wurde auch wieder flott und folgte uns. Wie es zu gehen pflegt, waren wir durch dieses kleine Mißgeschick alle in die heiterste Laune versetzt, und somit doppelt empfänglich für die wahrhaft komischen Scenen die nun folgten. In Albany hatten nämlich an dem Tage die Locofocos oder Demokraten ein Mass meeting, eine große Volksversammlung auf freiem Felde gehalten, und es flog nun eine ganze Flottille von großen und kleinen Dampfbooten, über und über mit Flaggen und Laub besteckt, und überfüllt mit obendrein sämmtlich betrunkenen Passagieren an uns vorüber,* mit furchtbarem Halloh und Geschrei, das wir aber — unser Schiff war whiggistisch — vornehm ignorirten; dabei hatten wir unsere besondere Schadenfreude daran, wie sie auch die verlassene Empire die ganz beschämt hinter uns herzog, salutirten, und die aufwartenden Neger, die einzigen Personen die an Bord geblieben waren, mit tiefen Verbeugungen dankten, auch die Schiffsglocke eifrig läuteten. Das ganze Ufer war in Aufruhr, Flaggen, Böllerschüsse, Geheul aller Art, was immer zunahm bis wir nach Albany kamen, wo man vor lauter Lärmen nicht mehr wußte wo man war; besonders machte uns eine Kanone viel zu schaffen, die sie mit unermüdlichem Eifer fortwährend auf uns abschossen; zum Glück konnten wir immer merken wann sie im Begriff waren abzufeuern, weil dann der ganze Hause trefflicher Kanoniere davonlief. Auf unser ohnehin überfülltes Boot kamen nun noch einige betrunkene Locofocos, die uns sehr zur Last waren, und man war recht froh mit der Nacht in Troy anzukommen. Troy oder Troja, am Fuß der Berge Ida und Olymp gelegen, hat die classischen Traditionen die sich an seinen Namen knüpfen, bewahrt, und die Trojaner leben in Feindschaft mit den Albanern, schon um des Handelsneides willen; so war denn auch Troja aus Opposition whiggistisch, und statt zur Ruhe zu kommen, fielen wir hier in eine Festlichkeit der Whigs, die wohl decenter, aber doch auch lärmend genug war, und unsern ohnehin aufgeregten Nerven für die Nacht wenig Ruhe gönnte. Dazu waren auch die Wirthshäuser überfüllt, und man bot uns einen Theil eines Saals als Schlafstätte an.

Am 3. früh setzte man über den Fluß, um die Reise nach Westen an-

* Die whiggistischen Zeitungen machten über diese Sache hernach einen guten Witz: die demokratischen Blätter hatten nämlich mit Uebertreibung ausposaunt, daß nicht minder als zwölf Dampfboote voll Demokraten nach Albany gezogen seien; da meinten die andern, es stehe so viel fest daß nur acht zurückgekommen, und drückten ihre tiefe Trauer über den Verlust der vier Dampfboote voll Demokraten aus, indem sie zugleich boshaft andeuteten, daß wohl das Uebermaaß des Branntweins an dieser Calamität Schuld sei.

zutreten. Die Hauptlinie der Eisenbahn, welche in Albany beginnt, erreichten wir indeß erst bei Schenectady, wohin wir theilweise längs dem Mohawk-Fluß und dem großen Erie-Canal, der von Albany nach dem Erie-See bei Buffalo sich erstreckt, gelangten. Dort war an dem Verbindungspunkt der beiden Eisenbahnen großes Getümmel, und man merkte daß man sich auf einer großen Verkehrslinie befand. Es war dies in der That zu jener Zeit die Hauptverbindung mit dem Westen, da zwischen dem atlantischen Ocean und dem Erie-See und Pittsburgh am Ohio keine ununterbrochenen Eisenbahnen liefen, wie es jetzt ohne Zweifel der Fall ist. Auf dieser Tour ließ sich denn so ganz der Charakter des amerikanischen Eisenbahnreisens, sowie der Landschaft auffassen; es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem neu kultivirten Lande eine große Einförmigkeit im Aeußern der Ansiedlungen und bebauten Strecken stattfindet, wiewohl damit keineswegs dieser Scenerie das Romantische und in den Einzelheiten Abwechselnde abgesprochen sein soll. Wir beginnen mit der Beschreibung eines Eisenbahnwagens wie er in ganz Amerika üblich ist: ein ausnehmend langer Kasten, in welchem die Sitze der Art angebracht sind, daß der Länge nach durch die Mitte des Wagens ein Gang läuft, und rechts und links sich eine Menge zweisitziger Bänke, eine hinter der andern befinden; die Lehnen derselben lassen sich vor- und rückwärts schlagen, so daß eine Gesellschaft von vieren sich nach Belieben zusammensetzen kann. Diese ganze Einrichtung existirt übrigens nachgeahmt in den Gesellschaftswagen der Wien-Badener Eisenbahn, wo sie der wißbegierige Leser in Augenschein nehmen kann, aber es eignet sich diese Einrichtung allerdings mehr für Ausflüge dieser Art, als für tagelange Reisen. Die Eingänge sind am vordern und hintern Ende; für den Winter kommt ein Zugofen von Gußeisen hinein, was eine vortreffliche Einrichtung ist, wenn auch der dem Ofen zunächst Sitzende es zuweilen etwas warm findet. Natürlich existirt der Regel nach nur eine Klasse, weil es nur eine Klasse Amerikaner gibt; nur die Neger und Farbigen werden, besonders im Süden, in einen besondern Wagen gesteckt, und gerade auf dieser Eisenbahn hatte man auch große unbeholfene Käfige für Auswanderer, die sich da mit Kindern, Sack und Pack zu einem billigen Fahrpreis zusammendrängten, so gut es ging. Der begreiflichermaaßen nicht uniformirte Conducteur beschränkt sich auf die Abnahme der Billets und enthält sich der zärtlichen Fürsorge für die Sicherheit der Passagiere, die bei uns oft so lästig wird; so ist es ein Lieblingsvergnügen während der Fahrt vor den Eingang auf die Platform am Ende des Wagens zu treten, und bei einer Cigarre die Gegend, oder des Nachts den Funkenregen aus dem Schlot der mit Holz geheizten Locomotive zu betrachten, wohl gar wagehalsiger Weise von einem Wagen zum andern hinüberzutreten; die deutsche Polizei, die bekanntlich ihrerseits nicht verhindert hat daß wir Anno 1848 mit Haut und Haar von den Anarchisten fast aufgefressen worden wären, würde solche Selbstmordversuche nachdrücklichst abstellen.

Während bei uns der Dienst der Bahnhöfe und Stationen, die Bewachung der Wegübergänge aufs accurateste geregelt ist, und in England die letzteren sogar ganz verpönt sind, und entweder durch Brücken oder Tunnels ersetzt werden, herrscht in den Vereinigten Staaten eine Sorglosigkeit in diesen Dingen, an welche sich der Europäer schwer gewöhnt. Die Bahnen enden mitten in den Städten und die belebtesten Straßen werden von ihnen durchschnitten; zum Schutz des Publikums genügen Inschriften, wie „Look out for the Locomotive whilst the bell rings!" oder noch einfacher und naiver: „Beware of the Locomotive!" Von Begehen der Bahn durch Bahnwärter, von Zäunen und Barrieren am Wege ist gar keine Rede, vielmehr wird in Gegenden, wo gerade die Eisenbahn vielleicht der einzige Weg durch die Wildniß ist, dieselbe mit Vorliebe als Fußpfad benutzt; die gleiche Vorliebe scheint auch dem Vieh eigen zu sein, und die Locomotiven pflegen mit einer Vorrichtung, Cow-catcher, Kuhfänger genannt, versehen zu sein, bestehend aus einer vor den Vorderrädern befestigten Abdachung aus starken Bohlen, die bis fast zu den Schienen hinabreichen und das Thier säuberlich aufschaufeln und bei Seite werfen. Wir haben einmal einen alten Gaul der auf dem Bahndamm dahertrabte, wohl eine halbe Stunde lang verfolgt; wenn die Maschine nahe kam und mit Pfeifen und Läuten einen gewaltigen Lärm machte, lief er eine Strecke voraus und ging dann wieder in ein ruhiges Tempo über, bis er endlich doch weggejagt wurde. Es leuchtet ein daß ein solches Thier eine ganze Bahnstrecke temporär unbrauchbar machen kann, da man gegen solche wunderliche Störung eigentlich keine Waffe hat. Selbst ein großer Theil dieser sehr befahrenen Bahn ist so construirt, daß auf Querschwellen Langhölzer mit Klammern befestigt liegen, auf welche Eisenschienen nur von der Dicke und Breite eines Radbeschlages glatt aufgenagelt sind. Nicht selten reißt ein Stück Beschlag ab, richtet sich in die Höhe, und man hat Beispiele, daß ein solches Eisen mit Gewalt in einen Wagen gefahren ist und die Passagiere gespießt hat; der technische Name dafür ist Snakes' heads, und sie sind nicht wenig gefürchtet. Dagegen scheinen jene Langhölzer viel dazu beizutragen, daß trotz des rohen Unterbaues die Bahn sich nicht so stark senken kann. Die Locomotiven sind oft von der gefährlichen vierrädrigen Gattung. Gemäß der Unsicherheit dieser Bahnen ist denn im Westen und Süden der Vereinigten Staaten die Geschwindigkeit kaum mehr als 12 engl. Meilen, $2^1/_2$ deutsche die Stunde. Dennoch darf man, wenn man wie ich über 2000 engl. Meilen auf diesen Bahnen unversehrt zurückgelegt hat, von Glück sagen, und ich will nicht läugnen daß ich seiner Zeit in New-Orleans sehr befriedigt war, das Ende meiner amerikanischen Eisenbahnfahrten erreicht zu haben. Auch besorge ich nicht, mit diesen Bemerkungen der Reputation dieser Communicationsmittel zu schaden, denn diese ist in der That schon schlecht genug; thöricht und ungerecht würde es aber sein, den Amerikanern einen Vorwurf aus der Unvollkommenheit ihrer Bahnen zu machen, statt vielmehr ihren Unternehmungsgeist

zu preisen, der bis in so wilde Gegenden die Civilisation geführt hat. Der amerikanische Grundsatz daß Jeder am besten für sein eigenes Heil sorgt, und einigermaaßen die größere Gleichgültigkeit gegen Menschenleben kommen allerdings hiebei in Betracht, und da liegt die Wahrheit freilich nicht in den Extremen; den wesentlichen Grund jener Unvollkommenheit haben wir aber in der Natur der Landstriche zu suchen, durch die die Bahnen führen, wo weder die Arbeitskräfte noch die Mittel vorhanden sind, einen eleganten Bahnbau auszuführen und fortwährend in Paradezustand zu erhalten. Wir legen Eisenbahnen an, um bevölkerte und gewerbreiche Orte zu verbinden, der Amerikaner baut durch die Wildniß nach irgend einem wichtigen Punkte, wo natürliche oder künstliche Verkehrsmittel schon bestehen, und an der Eisenbahn erst siedeln sich Wohnungen und Unternehmungen an, und verdrängen allmälig Sumpf und Urwald. So kann man Meilen weit durch anscheinend schon reich kultivirte Gegenden fahren, während in das Hinterland dieser Eisenbahnlinie noch kein Ansiedler gedrungen ist. Aus dieser Entstehung der Bahnen gibt sich denn auch der Charakter der Landschaften, die sie durchschneiden: von Zeit zu Zeit ein freundliches amerikanisches Landstädtchen, wo meist noch die heitere Bauart von Holz vorherrscht; in diese führt gewöhnlich die Eisenbahn mitten hinein, und man erfreut sich an dem netten reinlichen Ansehen der Häuser, den breiten Straßen, den Bäumen und Alleen in denselben; der Reichthum an Kirchen und Thürmen, dem Bilde so vortheilhaft, ist überall in den Vereinigten Staaten groß. Ist es nicht ein Städtchen, so sind es einzelne, aber doch eine Gruppe bildende Ansiedlungen, wo im weiten Umkreis der Wald gerodet und durch fruchtbare Felder verdrängt ist; die letzteren sind sorgfältig umzäunt, ebenso wie ein Theil des Waldes, denn in diesem weidet das Vieh, und es soll sich weder verlieren noch in die Felder einbrechen. Bald folgt eine Strecke des wirklichen Urwaldes, dichte Gruppen von Bäumen und Gesträuchen jedes Alters, vom ehrwürdigen Stammvater bis zu den schwanken Reisern die an seinem Fuße emporsprossen, alles aus dem Humus der vorigen Generationen in größter Ueppigkeit hervorwachsend, und daneben sterbende und abgestorbene Bäume in allen Lagen mitten zwischen dem kräftigsten Leben, kaum für das Auge, geschweige für den menschlichen Fuß durchdringbar. Gerade dieses Regellose in dem Wuchs, die Verschiedenheit im Alter der neben einander stehenden Bäume, und die reiche Fruchtbarkeit die keinen Zoll breit Boden unbenutzt läßt, die innige Verbindung des Lebens mit der Verwesung des Alten, bilden die Merkmale des Urwaldes; sein Anblick gewährt ewige Abwechslung, auch wenn er noch so weit den Weg begleitet. Dazwischen wieder ein einsames Blockhaus, und die rohesten Einrichtungen die Maschine mit Wasser zu speisen; ein paar Neger versehen dieses Amt, und haben daneben die Holzstöße aufgehäuft welche zur Feuerung bestimmt sind. Während diese rohe Niederlassung im Sumpf das wahre Bild der Unwirthlichkeit ist, und den Reisenden mit unbehaglichen Gedanken an Fieber und Elend erfüllt,

hat die eigentliche Ansiedlung, auch wenn sie noch so bescheiden ist, immer etwas freundliches. Selbst das Blockhaus aus horizontal auf einander geschichteten, in den Ecken verschränkten Stämmen erbaut, mit einem steinernen Schlot an einem Ende, macht einen zwar sehr ländlichen, aber doch heitern Eindruck; der Ansiedler von seinen Feldern umgeben, hat dem Urwald schon ein namhaftes Stück abgewonnen, und genießt nun die Ernte des überreichen Bodens; ein seltsames, im hohen Grade charakteristisches Wahrzeichen der Neuheit der meisten Ansiedlungen sind die einzelnen Stümpfe der mächtigsten Stämme, welche noch mitten zwischen dem sauber kultivirten Land stehen geblieben sind; ihre Ausrottung wäre zu mühselig und zeitraubend, und man läßt sie verfaulen, inzwischen stehen sie als bedeutungsvolle Erinnerungszeichen der schweren Arbeit der Urbarmachung. Zuweilen trifft man auch die Ueberreste einer verunglückten Ansiedlung; auf dem verwilderten Platze stehen noch die steinernen Schlote, während das hölzerne Gebäude vielleicht abgebrannt oder weggefault ist.

Indem auf diesen ganzen Strecken dicht an der Grenze des menschlichen Fleißes, sei es eine Niederlassung oder eben nur der Bahndamm, der hohe Urwald beginnt, entsteht jener merkwürdigste Zug amerikanischer Scenerie, daß man im Innern des Landes eigentlich nur da eine Landschaft im eigentlichen Sinn trifft, wo entweder höhere Berge sich über den Wald erheben und wiederum einen freien Blick hinüber gewähren, oder Gewässer eine natürliche, nicht geradlinige Begrenzung des Waldes hervorbringen. Selbst mittelgroße Städte pflegen diese Einförmigkeit zu theilen, da die Grenzen immer steif durch Wald bestimmt sind, und die Baumzucht innerhalb des Weichbildes wenig besagen will. Schon an einem andern Ort habe ich die Klage ausgesprochen, daß man in Amerika nie daran denkt einzelne schöne Bäume als Zierde der Landschaft, als Schutz oder Wahrzeichen der Wohnung bei der Anrodung zu schonen; es mag wohl sein, daß der Ansiedler, wie unser deutscher Bauer, da ihn die Arbeit im Freien festhält, die Erholung im Hause sucht und ein Laubdach nicht zu schätzen weiß.

Unser Weg führte über Amsterdam und Frankfort nach Utica, wo ich die Eisenbahn verließ um die 14 englische Meilen nordwärts gelegenen Trenton Falls zu besuchen, Wasserfälle des West Canada Creek, welcher sich nicht in den nahen Ontario-See sondern in den Mohawk, einen Nebenfluß des Hudson ergießt. Ich schickte nach einem Wagen, durch Zufall kamen zwei Kutscher, deren über die Maaßen leidenschaftliches Gezänk um die Ehre mich zu fahren sehr unterhaltend, und da sie sich dabei gegenseitig abboten, sehr vortheilhaft war; so wie ich mich aber — mit ängstlicher Abwägung der Billigkeitsgründe, denn ich dachte sie würden einander todtschlagen — für den einen entschieden hatte, war der andere versöhnt und seinem Rivalen auf die freundlichste Weise behülflich alle Zurüstungen zu beendigen, denn als Philosoph schien er einzusehen, daß ein weiterer Zank kein reelles Objekt hatte;

zugleich aber ein Beleg, daß auch in dem modernen Utica sich das Holz vorfindet, aus dem man Catonen macht. Cato's Landsmann brachte mich mit der Dämmerung wohlbehalten nach dem Wirthshaus, welches unweit der im Sommer sehr besuchten Fälle erbaut ist. Zu den angenehmsten Stunden meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten gehören die, welche ich in solchen abgelegenen halben Wirthshäusern zugebracht habe; auch diesem, das ohnehin nur in der guten Jahreszeit besucht wird, sah man an daß die Wirthschaft nicht die Hauptsache ist, und ohnehin hat Amerika nicht jenen Stand der Wirthe, der jeden Bückling auf die Rechnung setzt, weniger Kratzfüße und mehr reelle Dienstfertigkeit, in der sich der aufrichtige Wunsch ausspricht den Gast behaglich zu machen. Ein gemüthliches Holzkamin, im Gegensatz zu den Steinkohlenkaminen, die von England herübergekommen und sehr üblich aber nicht angenehm sind, war nicht überflüssig; das freundlich eingerichtete Wohnzimmer hatte sogar eine Stubenorgel, eine seltene Erscheinung in Amerika, wo die Musik wenig gilt, und ein Mann von vornherein sich damit gar nicht abgibt. Der Eigenthümer des Hauses stammte von einem der Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (Philadelphia, 4. Juli 1776) ab, was in Amerika als eine Art Erbadel anerkannt und ziemlich im Werth ist; allerdings beseelte die Mitglieder jenes Congresses ein Ernst der Ueberzeugung, der auch den Gegner des revolutionären Princips zwingt eine Linie zwischen dieser und andern Empörungen zu ziehen, wiewohl nimmermehr Unrecht Recht werden kann, und wenn es die ganze Welt gewönne.

Bei dem abscheulichsten Regenwetter ging ich am nächsten Morgen nach den Fällen, um sie doch gesehen zu haben, obgleich man unter diesen Umständen auf Genuß verzichten mußte. Der Fluß hat hier in zwei englischen Meilen über 300 Fuß Fall, der obere Fall, 20 Fuß senkrecht, ist von sehr bedeutender Breite, und es folgt Cascade auf Cascade, im Ganzen sechs, durch längere Strecken von Stromschnellen unterbrochen; die ganze Folge der Fälle liegt in einer tiefen Schlucht, deren Felsenufer mehrere hundert Fuß darüber sich erheben, von Wald gekrönt, und man sieht wie die Gewalt der Fälle diese Schlucht immer tiefer gehöhlt hat. Das Geschiebe des Gesteins ist horizontal, wie beiläufig gesagt auch am Niagara. Die ganze merkwürdige Stelle wurde erst lange nachdem Ansiedlungen in der Nähe gegründet waren, entdeckt und ist seitdem ein sehr besuchter Ort geworden; bei guter Witterung und Beleuchtung, und besonders wenn er sehr angeschwollen ist, muß der Fall prachtvoll sein und steht jedenfalls insofern in erster Linie, als es der Fall eines wasserreichen Flusses, nicht eines magern Alpenbaches ist, wie die übertrieben gepriesenen Schweizer Fälle.

Auf der Rückfahrt nach Utica, wo das Wetter sich etwas aufhellte, erfreute mich der lachende Anblick der Umgebungen dieser Stadt. Wenn gleich es wieder dieselbe Einförmigkeit war, die allen Städten im Innern gemein

ist, so konnte ich doch nie eine solche Landschaft ohne Vergnügen betrachten; überall Zeichen der Betriebsamkeit, der Sauberkeit und des Wohlstandes, und selbst das armseligste Blockhaus hat den Anstrich der Sorgsamkeit, nicht wie die elenden Hütten unseres Proletariats, die neben der Armuth meistens auch den Stumpfsinn und die Verwilderung ihrer Bewohner verkünden.

Am nächsten Morgen begann wieder die Dampffahrt durch den Urwald und die Ansiedlungen, über Rom, Syracus, Auburn, Waterloo, Genf, Canandaigua nach Rochester, von neuem also eine wahre Musterkarte europäischer Namen, * und dazwischen der wohlklingende indianische Name Cauandaigua, der zunächst einem See angehört den wir passirten, ebenso wie den Cayuga- und Genfersee. Ueber einen derselben führte eine endlose hölzerne Brücke; von der Landschaft gilt wieder das, daß solche natürliche Einschnitte in den Urwald wie diese langen schmalen Seen den prächtigsten Blick in das Innere gewähren. In Auburn sahen wir die berühmte Strafanstalt, nach welcher das verbesserte System gemeinschaftlicher Arbeit und getrennter Zellen für die Nacht das Auburn'sche genannt wird, wenigstens im Vorbeifahren; es wurde dort Mittag gemacht, und ich fand die Sitte sehr ergötzlich, daß an dem Haltepunkt Ausrufer und Nöthiger zur Empfehlung der verschiedenen Gasthöfe aufgestellt waren; der eine führte eine ungeheure Schelle und proklamirte mit lauter Stimme: Excellent dinner for 25 cents, close by, all ready! ein anderer: Stop at N... Hotel, you'll find it the most pleasant place in the world! beiläufig gesagt eine Lieblingssitte der Amerikaner ein Ding für das schönste, beste, größte in der Welt zu erklären, was gerade bei ihnen auffällt, die von den Herrlichkeiten der alten Welt in der Mehrzahl keine Ahnung haben. In Auburn gibt es auch ein Prison Hotel, von dessen Firma man wohl sagen kann, daß sie die wenigst einladende „in der Welt" sei.

Auf dieser zwölfstündigen Fahrt bot sich die Gelegenheit, welche dem Fremden während des Aufenthalts in einer großen Stadt gar nicht zu Theil wird, den Verkehr der Einheimischen unter sich und mit den Ausländern etwas kennen zu lernen. Ich schicke die Bemerkung voraus, daß dermalen in Deutschland der Ton der sogenannten Gebildeten, wie er sich in einer solchen zusammengewürfelten Gesellschaft im Eisenbahnwagen, auf der Straße, im Wirthshaus ausspricht, so schlecht ist wie er nur sein kann, der natürliche Ausdruck unserer seit dreißig Jahren zerrütteten socialen Verhältnisse: die höheren Stände von der Bureaukratie systematisch herabgesetzt, das Volk von derselben bald brüskirt bald gehätschelt, das Literaten- und Wühlerthum wie ein giftiges Unkraut auf diesem nur noch zum Barrikadenbau tauglichen Schutthaufen der umgestürzten und durch einander geworfenen Stände wuchernd. Nichts ist bei uns ekelerregender, als mit Individuen zu schaffen zu haben,

* Deren tollster ist wohl Lafargeville im Staat von New-York.

die indem sie dem Vornehmeren die Achtung vor seinem Rang zu verkürzen bestrebt sind, in ihre Grobheit nicht einmal den Ausdruck der Natürlichkeit und Ungezwungenheit zu legen vermögen. Anders in Amerika: dort ist die Gleichheit der Stände der Entwicklung des Landes angemessen; eine Aristokratie haben sie nicht, aber auch keinen Paschalismus und kein an sich selbst verzweifelndes Proletariat; und wenn in den großen Seestädten der Uebermuth des Geldmannes in widriger Weise hervortritt, so bildet dagegen die Bevölkerung des Binnenlandes eine Gemeinschaft von Menschen, welche meist mit wenigem anfangend, die Ressourcen ihres schönen, reichen Vaterlandes auszubeuten unermüdlich thätig sind, und weder den angeseheneren Nachbar beneiden, weil sie ja denselben Weg gehen auf dem es Jenem geglückt ist, noch sich für arm halten, eben weil ihr Land ergiebig genug ist um jeder stetigen Thätigkeit ihren Lohn zu bieten. Die scheele Mißgunst des Bourgeois, der den Sinn gesonderter Stände zu verstehen verlernt hat, und doch fühlt daß ihm zum Edelmann etwas wesentlicheres als bloß die Partikel „von" fehlt, die Begehrlichkeit des Proletariers, der an Plünderung zu denken verleitet wird, weil sein redlicher Fleiß keine Hoffnung hat, diese Klippen drohen dem amerikanischen Charakter nicht, und darum hat er mehr Selbstgefühl und Würde als der deutsche Mittelstand; ist gleich die Ritterlichkeit, mit ihrem wesentlichen Erforderniß der Uneigennützigkeit, keine vorwiegend amerikanische Tugend, so hat das Land doch auch — abermals die Seestädte ausgenommen — keinen Pöbel. Ich bin mit vielerlei Leuten in den Vereinigten Staaten gereist, mit manchem der kein reines Hemd, oder vielleicht gar keines anhatte, bin aber nirgends verletzenden, unfreundlich gemeinten Formen, oft vielmehr einer gar nicht beanspruchten Rücksicht begegnet, und habe außerdem in den verschiedenartigsten Fällen eine reelle Bereitwilligkeit Hülfe zu leisten und gefällig zu sein, eine wenn auch oft rauhe Gutmüthigkeit gefunden, die alles Preises werth ist. Am besten drückt sich das was ich hier sagen will, durch zwei englische Wörter aus: der Amerikaner im allgemeinen ist nicht polite, abgeschliffen höflich, aber civil, das heißt er benimmt sich, wie Menschen in einem civilisirten Zustande sich benehmen sollen, um in gutem Frieden neben einander zu leben. Uebrigens gilt das was ich zu Ehren des amerikanischen Selbstgefühls sage, in noch erhöhtem Maaße von dem Engländer, welcher die schöne Tugend sich unterzuordnen, noch daneben übt; keine Frage, daß Bruder Jonathan als jüngerer Bruder an guten Manieren und guten Grundsätzen noch viel von John Bull zu lernen hat, und darum kein Wunder, daß englische Schriftsteller über Amerika ungünstige Vergleiche anstellen; ungereimt ist es aber, aus einer Reihe einzelner gesammelter Verkehrtheiten, Thorheiten oder selbst Schlechtigkeiten, die sich auf jeder Reise in jedem Lande zusammenlesen lassen, auf den Nationalcharakter zu schließen, und in diesen Fehler verfallen meist die Engländer in ihrem Urtheil über Amerika.

Unsere Reisegesellschaft war durch das Präsidentenwahlfieber bedeutend

aufgeregt, und die Conversation drehte sich um nichts anderes als um die muthmaaßlichen Chancen der zwei Parteien. Selbst die Damen nehmen lebhaft Theil an diesen Gesprächen; in ganz Amerika, behauptet man, sind die Damen meist Whigs, und eine unserer Reisegefährtinnen ging in ihrem Whiggismus so weit zu behaupten, kein Locofoco könne ein Gentleman sein; das mochte sie sagen unter dem Schutze, den die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht in den Vereinigten Staaten jeder Frau gewährt; außerdem hatten sich auch meist die Gleichgesinnten zusammengruppirt, und man hörte weniger Dispute als eifrige Parteiberathungen. In der That sind Dispute fruchtlos, wo Jedermann wie dort mit Leib und Seele der einmal erwählten Sache treu bleibt, sollte er auch von ihrem Werth und Unwerth nicht viel verstehen; allerdings sind die Hauptparteifragen meist materielle, und eine durch das eigene Interesse getragene Ueberzeugung pflegt freilich haltbar zu sein. Einen entschieden angenehmen Eindruck machte es mir, was ich auch später oft bestätigt fand, daß der Amerikaner in politischen Dingen große Zurückhaltung gehen den Ausländer beobachtet, dieselben wie ein Nationalheiligthum bewahrt, was um so auffallender ist, da sie bei alledem gewohnt sein müssen daß bei dem allgemeinen Stimmrecht manches sehr unwürdige Subjekt Politik treibt.

Wenn Jemand in Amerika angenehm reisen will, so muß er, ganz entgegen dem Zustand der Dinge in Europa, als Begleiter einer Dame reisen. Die Achtung und Deferenz für die Frauen, beiläufig gesagt ein im höchsten Grade ehrenwerther und glücklicher Charakterzug, ist allgemein und über die Maaßen groß. Jede reisende Dame wird überall den besten Platz im Wagen und bei Tisch, das beste Zimmer, die sorgsamste Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn finden, und das in einem Maaße, das unsere Gewohnheiten weit übersteigt. Aus diesem Grunde und bei der großen Freiheit die man höchst vernünftigerweise den Frauen gestattet, reisen sie viel allein, haben sie aber einen Begleiter, so genießt dieser natürlich an zweiter Stelle alle jene Vortheile mit. Uebrigens ist in Amerika alles „Dame," was einen Hut trägt, und wiederum trägt alles einen Hut, was nicht männlichen Geschlechtes ist. Die Bestätigung dieser Wahrheit findet sich in ergötzlicher Weise in den Briefen von deutschen ausgewanderten Mädchen aus den niedern Ständen, die dieses Privilegium meist obenan stellen, und die Glorie der amerikanischen Institutionen in diesem wichtigen Punkte zu finden glauben.

Eine Rangverschiedenheit im Reisen findet sich übrigens doch, indem ein Theil des Personentransports den Kanalbooten anheimfällt; diese Art zu reisen, die ich übrigens nicht selbst zu erproben Gelegenheit hatte, ist als äußerst langweilig berüchtigt; es geht sehr langsam, indem die Boote von Pferden mühselig gezogen werden, der Blick ist meist durch die Ufer des Canals gehemmt, und die Reisenden sind eng zusammengepferchit; wo also, wie auf der ganzen Linie von Albany bis Buffalo am Erie-See, neben dem Kanal eine Eisenbahn läuft, bedienen sich nur die Aermsten jenes Transportmittels,

welches aber in andern Theilen des Landes auch für den Personenverkehr von Wichtigkeit ist.

Rochester, das wir am Abend erreichten, eine damals erst zwanzigjährige blühende Stadt, liegt nahe am Ontario See, in den dort der Genessee-Fluß fällt. Die Fälle desselben bei Rochester sind von berühmter Schönheit, meine Ungeduld den nächsten Tag den Niagara-Fall zu erreichen, war aber zu groß, als daß ich um ihretwillen einen Aufenthalt mir hätte gestatten mögen; ich war also den nächsten Morgen um acht Uhr wieder auf der Eisenbahn, welche nach Buffalo hin zunächst durch die freundlichen Straßen von Rochester führt. In diesen fiel mir ein Beleg politischen Eifers auf: es ist nämlich Sitte zu Zeiten politischer Aufregung, daß Freiheitsbäume, Liberty poles, gepflanzt werden; hier hatten sie denn einen ganz ungeheuern Baum, der unten am Stamm gewiß 3 Fuß dick war, im Wald gefällt, herbeigeschleppt und seiner ganzen Länge nach bis zum Wipfel an einer Straßenecke aufgepflanzt. Die Locofocos verwendeten zu solchen Freiheitsbäumen meist Hickorystämme, weil ihr alter General Jackson Old Hickory genannt wurde, der zähen Festigkeit seines Charakters wegen; auch trugen sie mit Vorliebe Stöcke von diesem allerdings unvergleichlichen Holz, während die Whigs dasselbe verabscheuten und zwar auch Bäume pflanzten, aber Eschen, dem Landsitz Clay's, Ashland zu Ehren, und statt des Wipfels von Zweigen oben ein weißes Fähnlein befestigten. Andere Freiheitsbäume, von gezimmertem Holz, mit der Flagge der Vereinigten Staaten und einer Freiheitsmütze auf der Spitze, finden sich selbst in den Straßen New-Yorks zur Bezeichnung der verschiedenen Stadtbezirke. Die mit scheußlichen Erinnerungen besudelte Jakobinermütze aber sollten die Amerikaner, die weniger als irgend ein Volk vom praktischen Jakobinismus wissen, billiger Weise verschmähen.

Der Weg führt über Batavia und Attica; es waren schwäbische Auswanderer mit uns, die gerade in Buffalo eine Menge deutscher Landsleute zu finden bestimmt waren; nach Andree sollen ihrer dort dermalen 18,000 leben, unter einer Bevölkerung von 40,000 Seelen; Herzog Bernhard von Weimar erwähnt des Orts im Jahr 1825 noch mit 5000.

Es endigen dort bei dieser höchst blühenden Handelsstadt jene zwei wichtigsten Verkehrslinien nach dem Nordwesten, Kanal und Eisenbahn, und die Schiffe des Erie-See's befördern von dort weiter. Darum waren wir denn auch hier wieder beim Aussteigen von Agenten umringt, welche mit gewaltigem Eifer verschiedene Fahrzeuge und Dampfboote oder auch Wirthshäuser den armen rathlosen Auswanderern anpriesen; leider sind die deutschen Spekulanten in Amerika meist die schlimmsten für ihre arglosen Landsleute, die genug mißtrauisch gemacht sind, um wahrhaft menschenfreundlichen Rath von sich zu weisen, in dem Landsmann gleichen Standes aber, der sie in der heimathlichen Sprache begrüßt, einen natürlichen Freund zu erblicken glauben. In der Nähe von Buffalo sind auch jene vor nicht langen Jahren ausgewan-

derten oberhessischen Inspirirten angesiedelt, wie die meisten Sektirer gute Unterthanen, treue und betriebsame Menschen.

Die Stadt liegt gar freundlich am Ende des Sees, den wir aus dem Gasthofe überblickten; vor den Fenstern stand denn auch bereits auf gut amerikanisch mitten in der Straße die Locomotive, die gegen Abend den Zug nach dem Städtchen Niagara führen sollte; die Entfernung beträgt 22 englische Meilen, die man in zwei Stunden zurücklegt. Am Anfang hat man einen herrlichen Blick auf den See und auf den Niagara-Fluß, dem entlang wir fuhren, theilweise führt die Bahn durch wilden Wald; es war leider schon Nacht, als wir ankamen, und kein Mondschein der noch einen Gang nach dem ersehnten Naturschauspiel möglich gemacht hätte. Nur das weithin hörbare Brausen des Falles vernahm man auch in unserem Wirthshause.

Der Niagara-Strom ist bekanntlich der Kanal, welcher das östliche Ende des Erie-Sees mit dem westlichen Theil des Ontario-Sees verbindet und ihm die Wassermasse der oberen Seen zuführt, welche wiederum als St. Lorenz-Strom sich ins atlantische Meer ergießt. Der Niagara durchströmt fast gerade von Süden nach Norden eine Strecke von 36 englischen Meilen, wovon 22 auf die Strecke oberhalb, 14 auf die unterhalb der Fälle kommen, und ist zugleich der Grenzstrom gegen Canada hin. Oberhalb umschließt er noch eine große Insel, Grand Island, und hat einen keineswegs raschen Lauf, so daß noch zwei englische Meilen oberhalb bei Chippewa Dampfschiffe anlegen. Erst eine Meile oberhalb beginnt er reißender zu strömen und nimmt seine Richtung gerade auf Goat Island, eine lange schmale Insel, welche den Strom theilt, so daß er rechts einen engeren, äußerst reißenden Kanal mit dem Ufer der Vereinigten Staaten bildet und in gerader Linie 1000 Fuß breit in die Tiefe stürzt, links ebenfalls dicht an Goat Island seinen Fall hat, aber durch die viel weitere Entfernung des canadischen Ufers, welches sich in einem weiten Bogen herumzieht, hier in einer viel größeren Breite. Indem dieser Fall mit seinem äußersten linken Flügel weiter vorragt, bildet sich eine Art Hufeisen, dessen Sehne über 2000 Fuß, die Umfangslinie aber weit mehr beträgt. Dieser Fall ist der sogenannte Hufeisenfall, jener schlechtweg der amerikanische Fall, ersterer hat eine Höhe von 158 Fuß, dieser von 164 Fuß, wie behauptet wird; für das Auge jedenfalls haben sie eine Höhe. Während oberhalb der Fluß die Richtung gerade auf den amerikanischen Fall hatte, und in so fern der Hufeisenfall oder wenigstens dessen linke Seite als Nebensache erschien, bildet von unten gesehen der Hufeisenfall den Hauptfall, aus welchem heraus der Fluß weiter zu strömen scheint, wo dann der amerikanische Fall über das Ufer des neuen Flußbettes hinüberstürzt in einem rechten Winkel mit der Sehne des Hufeisens und parallel mit dem Flußbett. Dieses, welches unmittelbar oberhalb eine Stunde weit war, wozu hauptsächlich die Ausbuchtung nach dem canadischen Ufer beiträgt, verengt sich jetzt auf etwa 1350 Fuß, der Strom aber, welcher unmittelbar über dem Fall 20 Fuß Tiefe hatte, hat unterhalb

250 Fuß, und mag noch weit tiefer an der unnahbaren Stelle sein, wo das Wasser senkrecht herabfällt. Die Ufer behalten die Höhe der Ufer oberhalb, und bilden eine Schlucht mit fast senkrechten Wänden bis drei englische Meilen unterhalb, wo ein ungeheurer Wirbel, kesselförmig von Felsen umgeben, den Strom aufnimmt und fast im rechten Winkel wieder entläßt; vier Meilen von dort wird er wieder schiffbar und eilt, immer noch sehr aufgeregt und von hohen Ufern eingeschlossen, dem Ontario-See zu; das Gefälle vom Fall selbst bis zu dem Wiederbeginn der Schifffahrt, sieben englische Meilen, beträgt 101 Fuß. Für die einzelnen Maaße im Obigen will ich nicht einstehen, doch sind sie guten Quellen entnommen.

Der Missionär Pater Hennepin entdeckte erst im Jahre 1679 die Fälle, und gibt eine recht treue Zeichnung aus der Vogelperspektive davon, von welcher Facsimile's verkauft werden. Die Höhe schätzt er auf 600 Fuß; ein französischer Reisender, Baron La Fontaine, geht wenige Jahre darauf gleich auf 700 bis 800 Fuß.

Um zu den Fällen so zu gelangen daß der erste Eindruck ein recht günstiger ist, pflegt man den Weg nach Goat Island einzuschlagen; eine Brücke ist über die reißenden Stromschnellen kunstvoll geschlagen, indem man geflochtene Rahmen mit Steingeröll versenkt und so die Pfeiler gewonnen hat, auf welche Balken gelegt sind. Der Blick auf die Stromschnellen und auf einige kleine Inseln dazwischen ist herrlich, und da man hier nur ein engeres Bild vor Augen hat, auf welches die Macht der Fälle nicht erdrückend wirkt, so gibt man sich der Beschauung mit Freuden hin; die Inselchen, ganz mit Lebensbäumen bewachsen die rings um den Uferrand über das Wasser überlehnen, erscheinen wie Trophäen der hier in ihrer ganzen Glorie waltenden Natur, dazwischen schäumt und braust die Fluth dem nahen Absturz des amerikanischen Falles zu. Auf Goat Island soll man sich nun rechts wenden und einen Ueberblick über beide Fälle gewinnen, vortheilhafter ist aber der Blick von dem Thurme, der in kühner Weise gerade an das Ende des Hufeisenfalls und zwar mitten ins Wasser gebaut ist. Keine Beschreibung kann den überwältigenden Eindruck versinnlichen, den der Sturz dieser Wassermassen, der Aufruhr des Schaumes und Staubes in der Tiefe, das betäubende Brausen und Dröhnen hervorbringen, und gerade deßhalb möchte ich dem Leser der vielleicht einmal dieses Weltwunder besuchen wird, den Rath ertheilen wo möglich vom canadischen Ufer den ersten Anblick zu suchen. Das Gefühl der Uebertäubung ist kein wohlthuendes, und man ist auf der amerikanischen Seite den Fällen zu nahe, um diesem entgehen oder überhaupt einen Ueberblick gewinnen zu können. Dort aber sieht man die beiden Fälle sich gegenüber, das Bild trägt den Charakter ruhiger Hoheit und läßt den unbefangenen Genuß zu, während das Verweilen in dem Getöse und dem Nebel unbehaglich und beängstigend wird. So groß ist aber der Eindruck, daß als ich nach mehrtägigem Aufenthalt und also schon daran gewöhnt, im Gespräch unerwartet

bei einer Biegung des Wegs den Anblick der Fälle bekam, mir buchstäblich das Wort im Munde erstarb. Trotz der Mächtigkeit der Fälle ist doch der Eindruck nicht der der Gewaltsamkeit; sie haben die besondere Schönheit, daß das Wasser ohne Cascaden in Einem Guß die ganze Höhe hinabfällt, in der That mehr gleitet als stürzt; wie eine glänzend helle Wand von Wasser stellt sich namentlich der amerikanische Fall dar, und die Beleuchtung derselben, mit einem herrlichen blauen Himmel darüber und dem dunkelgrünen Wasser in der Tiefe, ist entzückend schön. Es ist wahrhaft Schade, daß die zwei Fälle, deren jeder des Rufes den sie nun gemeinsam haben vollkommen würdig ist, zum Vergleich auffordern, welcher der schönste sei; sie sind einander zu ähnlich und doch nicht ähnlich genug, daß dieser Vergleich nicht immer ungünstig ausfallen müßte. So ist der Hufeisenfall bedeutend größer, wasserreicher und imponirender durch den gährenden Wirbel, der sich innerhalb seines Umfanges bildet und aus dem der Wasserstaub weit über die Fälle hinaus emporsteigt. Dafür bietet der amerikanische Fall jenen schönen Anblick einer kolossalen Wand, und das gerade gegenüberliegende Ufer ist ein vortrefflicher Gesichtspunkt zu seiner Bewunderung; leider wird er nun wieder häßlich entstellt durch einen an seinem linken Ende abgetrennten besonderen schmalen Streifen fallenden Wassers. So schwer ist es sich einen reinen Genuß zu gönnen! Eine besonders große Schönheit der Scenerie ist die, daß man sich auf einem Plateau, dem Niveau des Flusses vor dem Falle gleich, befindet und daß das Wasser selbst sich augenscheinlich diese tiefe und breite Schlucht gewühlt hat, durch die es jetzt unterhalb des Falles dahinbraust. Die Geognosten meinen, und es ist in der That auch für den Laien sehr anschaulich, daß die Fälle von Jahr zu Jahr, sagen wir lieber von Jahrtausend zu Jahrtausend sich zurückgezogen, daß in Urzeiten der Ontario vielleicht ein viel höheres Niveau hatte, und daß erst mit seinem durch einen Durchbruch veranlaßten Fall der Niagara-Strom in den See mittelst eines Wasserfalls gelangte, welcher Wasserfall dann, indem er nach und nach das Gestein zersetze, immer mehr zurückweiche und jene Schlucht hinter sich lasse. Anerkannt sind die fortwährenden Veränderungen in der Gestalt der Fälle, sei es durch gewaltsamen Einsturz oder durch allmäliges Abbröckeln, so daß z. B. der Hufeisenfall kaum mehr etwas hufeisenförmiges hat; die Gelehrten meinen, daß sie jährlich etwa einen Fuß weit zurückweichen. Die horizontalen Lagen aus denen der Fels besteht, werden durch die ewige Feuchtigkeit in der Weise ausgefressen, daß sie unter einander wegbröckeln, bis zuletzt auch die obere Lage keinen Widerstand gegen den Druck des Wassers mehr leisten kann. Es bedingt diese Struktur des Gesteins jenen Vorzug der Niagarafälle, daß sie senkrecht, nicht in Cascaden herabstürzen, und man wird hieraus entnehmen daß ein Einsturz des ganzen Falles, wie ihn von Zeit zu Zeit die Zeitungen berichten, ein Unsinn ist.

Acht Tage lang gönnte ich mir den Genuß des herrlichen Anblicks, und ich kann versichern daß mich das Gefühl, eines hohen, unverdienten Glückes

theilhaftig zu sein, nicht verließ. Gleich am ersten Tage entsagte ich dem „amerikanischen"* Ufer, und siedelte mich in Clifton House, auf der Höhe des Ufers auf der Canadaseite an, wo ich das Panorama der beiden Fälle aus meinem Fenster überſah, wahrlich ein Privilegium um das mich Könige beneiden mochten. Das Gebäude, obwohl sehr ansehnlich, war theilweise von Holz gebaut, und nicht nur Thüren und Fenster, sondern alles Hausgeräthe war in fortwährender schütternder Bewegung von der Macht der Fälle; kein Wunder, wenn 15 Millionen Cubikfuß Wasser jede Minute in die Tiefe stürzen. Es war schon etwas spät im Jahr, und das Haus also nicht mehr sehr besucht; diese unendlich großartige Natur duldet auch nicht viel menschliche Umgebung, wenn sie in ihrer ganzen Herrlichkeit sich offenbaren soll; ohnehin wird dem Reisenden der sich zu belehren sucht, das fortwährende Beobachten von Menschen und Sitten leicht zur Arbeit, das heißt zur Last, und ich war glücklich mich einmal nur dem Naturgenuß hingeben und mich von der Unruhe der letzten Wochen erholen zu können. Natürlich galt es zunächst die Fälle von allen Seiten, ich kann wohl sagen von oben und unten zu betrachten; der nächste Ausflug von ein paar hundert Schritt galt dem Table Rock, einem tafelförmigen Felsvorsprung dicht am äußersten Ende des Hufeisenfalles auf der canadischen Seite, von wo man den besten Blick auf diesen Fall hat, ohne in dem Grade wie gegenüber eingeengt zu sein. Die Zeitungen bringen neuerdings Nachricht von dem Einsturz eines großen Felsen am Niagarafall; wenn die Beschreibung nicht täuscht, so ist es wohl dieser Table Rock, dem schon längst dieses Ende prophezeit wurde, denn er hing über der Fluth der fortdauernden Wirkung des Wasserstaubes ausgesetzt; Tausende haben auf ihm gestanden und die Möglichkeit seines baldigen Einsturzes, wohl meist kalten Blutes besprochen. Neben Table Rock ist ein Etablissement, wo man sich in ein Fremdenbuch einschreiben und wasserdichte Anzüge bekommen kann, um „hinter den Hufeisenfall" zu gehen; man zieht alle üblichen Kleider aus, versieht sich mit einem wollenen Hemd, Wachstuchhosen und Mantel, schweren Schuhen, und steigt zunächst eine hölzerne Treppe hinab zum Ufer des Wasserbeckens, in das der Fall stürzt. Der Führer hieß mich ihn am Rockschooß fassen, und so zog er mich auf einen schmalen in den Felsen gearbeiteten, zum wesentlichen Theil wohl natürlichen Fußpfad, der dem fast senkrechten Felsen über den der Fall stürzt, abgewonnen ist. Rechts hat man die Felswand, links etwa 20 Fuß unter sich das Becken in das die unendliche Wassermasse sich ergießt, und neben sich diese selbst, ich meine etwa 20 Fuß von der Felswand; das Getöse und der Luftdruck ist vollkommen betäubend, der schlüpfrige Pfad ist zum Theil nur $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, und der Felsen hängt oft so über, daß

* Es ist in den Vereinigten Staaten ein ganz allgemeiner Gebrauch, dieselben schlechtweg Amerika, und was sie angeht amerikanisch zu nennen, eine Sitte die ich aus Bequemlichkeit öfters nachgeahmt habe.

man mit dem Kopfe anstößt; der leiseste Fehltritt ist rettungsloser Untergang. Früher waren Ketten entlang dem Pfade angebracht, aber sie sind weggenommen. Plötzlich erklärt dann der Führer, man sei am Ende, weiter gehe es nicht, und man kehrt um ohne das Geringste gesehen zu haben, durch und durch naß von dem herabstürzenden Wasser, und mit dem beschämenden Bekenntniß sein Leben aus bloßer Eitelkeit auf eine unverantwortliche, nutzlose Weise auf's Spiel gesetzt zu haben. Dafür bekommt man aber ein Certificat, daß Herr N. N. has passed behind the great falling sheet of water to Termination Rock, being 230 feet behind the great Horseshoe Fall. Es ist eine Expedition von der Art, daß man bei unbefangener Erinnerung daran von Schauder ergriffen wird. Uebrigens ist sie so sehr Modesache, selbst für Damen, daß ein rüstiger Mann sich ihr kaum entziehen kann, wenn er überhaupt die Fälle gesehen haben will. Am Clifton House ist eine zwar etwas bewegte und mühevolle, aber doch gefahrlose Ueberfahrt über den Strom, und man landet fast am untern Ende des amerikanischen Falls. Um diese Fahrt zu vermeiden, die wegen des Herabsteigens und Wiederheraufsteigens von Ufer zu Ufer gar umständlich, und für ängstliche Leute etwas unbehaglich ist, auch um des wirklichen Verkehrs willen mag das neue Unternehmen entstanden sein eine Kettenbrücke zu bauen, welche eine Spannung von 800 Fuß, nicht ganz so lang wie die große Kettenbrücke bei Freiburg in der Schweiz, eine Höhe über dem Fluß von 230 Fuß haben soll. Ich habe sie, da sie erst im Jahr 1849 fertig geworden, nicht gesehen, auch das Projekt selbst ist neuer; so kühn ein solches Werk ist, so wird doch dieser Wettstreit menschlicher Vermessenheit mit dem großartigsten Wunderwerk der Natur einen störenden Eindruck machen. Der Fährmann jenes Boots, ein kräftiger junger Engländer verleitete mich und noch einen Gast aus Clifton House zu einem zweiten Wagestück, das nicht so unheimlich und undankbar wie jener Gang unter den Fall, aber vielleicht noch gefährlicher war; er versprach nämlich uns mit einem zweiten Ruderer nach dem Hufeisenfall zu, und wo möglich innerhalb des Hufeisens zu bringen. Gesagt gethan; jeder der Bootleute nahm zwei Ruder, und sie brachten uns nun zuerst an der Fronte des amerikanischen Falls vorüber nach dem Hufeisen zu; der Andrang der Wellen, die Brandung an den Felsblöcken die hier herabgestürzt waren und am Fuß des Falles lagen, war furchtbar, das durch die Macht des Falles in die Tiefe gedrückte Wasser bildete Wirbel an Wirbel, die unsere Ruderer mit großer Geschicklichkeit benutzten um sich durch sie fördern zu lassen. Der Blick auf die Wassermasse des Falles von unten und aus dieser Nähe war herrlich, zuletzt begrüßte er uns aber mit einem tüchtigen Schauer. Wir gelangten nun bis unterhalb Goat Island, wo zwischen den beiden Fällen das Wasser auffallend ruhig war; der eine Ruderer, der nur gewohnt war bis zu diesem übrigens nicht unrühmlichen Ziele vorzudringen, wollte nicht mehr weiter, unser Führer setzte es aber auf unsern Wunsch durch, uns um die Spitze des Felsens, auf dem oben am Hufeisenfall der Thurm steht,

auch wirklich innerhalb des Falles zu bringen; es gelang, aber nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr daß unser Boot von den regellos von allen Seiten herandringenden Wellen, die hereinschlugen und uns ganz durchnäßten, umgeworfen oder von den Wirbeln ergriffen, und wer weiß wohin geschleudert und versenkt wurde, denn diese Wirbel vermögen auch einen Gegenstand dem Falle näher zu spülen, und gerade in der Regellosigkeit der Wellen liegt die Schwierigkeit für den Ruderer, der selbst hohen Wellen in offener See ohne Gefahr folgen oder selbst trotzen mag, so lange sie nur von einer Seite kommen. In diesem außerordentlichen Moment suchte ich mein kaltes Blut möglichst zu behalten und die Situation zu beobachten; zu sehen war hier nichts mehr, da uns dichter Nebel einhüllte, das Brausen und Lärmen des Wassers war unendlich, besonders habe ich aber den Eindruck festgehalten, daß alles Wasser neben uns mit erbsengroßen Luftblasen gefüllt war; das ist die Luft welche durch den Druck des Falles mit hinuntergewirbelt wird. Unser rüstiger Schiffer der keine Furcht kannte, hielt aus so lang er konnte; als er weiteres Vordringen für unmöglich hielt, wandte er plötzlich den Kahn, und in wenigen Augenblicken waren wir die Strecke welche zurückzulegen uns wohl eine halbe Stunde gekostet hatte, wieder heruntergeschleudert. Das bestandene Abenteuer freute uns nicht wenig, da wir die Ueberzeugung hegen durften, daß kein Sterblicher weiter vorgedrungen; dies, obendrein mit dem schmeichelhaften Zusatz daß keiner so weit gelangt sei, versicherten uns denn auch viele Bewohner der Gegend, deren mehrere unsere Fahrt mit angesehen hatten. Unternommen wird auch diese Tour im Sommer fast täglich, wenn auch in weit geringerer Ausdehnung; es bleibt aber immer ein undankbares Unternehmen, da man gerade da wo es am gefährlichsten ist, am wenigsten sieht.

Unser Fährmann hatte wie es schien nach dieser Expedition Gefallen an uns gefunden, und schlug uns deßhalb noch eine andere Tour vor, die zwar nicht gefährlich sein, aber doch das gewöhnliche Maaß der Rüstigkeit übertreffen sollte, nämlich einen Gang nach dem Whirlpool, dem großen Wirbel drei englische Meilen unterhalb des Falles, wovon die erste Meile zu Wasser zurückgelegt werden sollte, der Rest am Wasser her, da der Strom dort nahe dem Wirbel zu reißend und gefährlich wird. Andere vernünftige Leute fahren oben auf dem Plateau bis in die Nähe des Whirlpool, und wenn sie ihn in der Nähe sehen wollen, so steigen sie den nicht sehr hohen Abhang auf gebahntem Wege hinab. Angesichts einer so kurzen Tour hielten wir es nicht einmal der Mühe werth, mehr als ein gewöhnliches leichtes Frühstück zu uns zu nehmen, und da ich schon manches Dickicht durchkrochen und auf manchen Felsen geklettert bin, so machte ich von dem ganzen Unternehmen wenig Aufhebens. Aber ich werde an dasselbe denken so lang ich lebe, denn solche Schwierigkeiten des Fortkommens und solche Strapazen, bei schmerzlichem Hunger obendrein sind mir, dem Himmel sei Dank! nicht wieder vorgekommen. Unser Führer und Verführer erwartete uns am Landungsplatz, und der Kahn brachte uns mit

der raschen Strömung bald so weit daß es hohe Zeit war zu landen, so lange wir noch dem Wasser zu widerstehen vermochten; der Anblick des Wassers ist auf dieser Strecke, und selbst mehr oberhalb, ziemlich ruhig, die Bewegung ist nur bemerkbar durch das Schwanken des Boots, und die tiefe Aufregung verräth sich besonders durch den Schaum der auf der Oberfläche dahingleitet. Die Ufer welche nahe dem Fall fast senkrecht und nackt sind, sind unterhalb bis ans Wasser dicht bewachsen, besonders von Lebensbäumen, aber auch Laubholz. Durch diesen Wald sollten wir am Wasser hin den kurzen Weg von zwei englischen Meilen, kaum $^3/_4$ Stunden, zurücklegen; wir brauchten dazu sechs volle Stunden unsäglicher Anstrengung. Man denke sich einen Urwald den vielleicht nie ein menschlicher Fuß, gewiß nie eine Axt heimgesucht, dicht verwachsen, der Boden aus Dammerde bestehend, in die wir bei jedem Tritt bis au den Leib hineintraten; ganze Stämme, die in diesem sich ewig aus sich selbst verjüngenden Walde vor Alter umgestürzt waren, lagen scheinbar noch unversehrt im Dickicht; trat man dann auf einen solchen vielleicht fußdicken Stamm, so knickte er morsch zusammen, kurz man war in ein Allerheiligstes der jungfräulichen Natur geführt, von dem man sich kein Bild zu machen im Stande ist; auch gebe ich zu, daß der Glaube an diese Abenteuer das volle Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Beschreibers in Anspruch nimmt, indeß wer dieses bei einer Reisebeschreibung nicht hat, thut am besten das Buch gar nicht in die Hand zu nehmen. Oft wehrten uns Felsen die in den Strom hineinragten den Fortschritt, und diese mußten dann mühselig überstiegen werden, denn sie watend oder auch schwimmend zu umgehen, dazu war der Strom viel zu reißend. So brauchten wir einmal über eine halbe Stunde um einen Punkt zu erreichen, der kaum zehn Schritte vor uns lag. Saure wilde Weinbeeren die sich da fanden waren uns eine köstliche Erquickung, ohne die wir verschmachtet wären.

So sehr wir geneigt waren die ganze Tour zu verwünschen, so war doch die Scenerie unendlich großartig; dasselbe felsige und bewaldete Ufer wie das unsrige uns gegenüber, und dazwischen der immer enger zusammengedrängte wildtosende Strom. Eine Hauptzierde des rechten Ufers ist der Manitou-Felsen, Felsen des „großen Geistes" in indianischer Sprachweise, in dieser majestätisch wilden Umgebung allerdings nicht unwerth, dem Naturmenschen wie eine göttliche Stätte zu erscheinen. Bald darauf mündet der Strom in jenen runden, von hohen felsigen Bergen umgebenen Kessel, in dem er sich in reißendem Wirbel herumtreibt, um beinahe im rechten Winkel mit dem Einfluß heraus, und durch eben so enge steile Ufer in der Richtung des Ontario-Sees weiter zu strömen. Diese wilde schauerliche Scene läßt keine Beschreibung zu, sie ist aber eines Besuches so werth wie die Fälle selbst; der Eindruck wird noch erhöht durch die Sage, daß alles was der Fall mit sich hinabreißt, Baumstämme, Boote, lebende Wesen, erst hier wieder zum Vorschein kommt; dies ist nicht genau richtig, doch trifft es oft ein, und der Wirbel gewährt über-

haupt das Bild, als ob hier erst die empörten Wassermassen, die nach dem Sturz anscheinend glatt dahin geflossen, sich austobten, um unterhalb wieder eine ruhigere Strömung anzunehmen. Noch eine Stunde (die siebente) mühsamen Kletterns, und wir waren auf der Höhe bei einer Ansiedlung. Mit wüthendem Hunger stürzten wir uns alle drei auf einige unreife Aepfel, die hier im Garten unter den Bäumen lagen, und aßen sie in uns hinein; seit sieben Stunden der größten Anstrengung und nach einem ungenügenden Frühstück wohl eine natürliche Sache; weniger natürlich war es, daß wir auf dieses hin das einzige was die gastfreien Bewohner uns bieten konnten, Milch und Butterbrod den Aepfeln zugesellten, und am wenigsten natürlich, daß diese Mahlzeit uns nichts schadete. Nachdem wir uns einigermaaßen erholt hatten, traten wir da es schon dämmerig war den anderthalbstündigen Rückweg nach Clifton House auf gebahnter Straße an, und erreichten es nicht wenig zerschlagen. Dort hatte man uns bereits verunglückt geglaubt, da die Andern so wenig als wir dachten daß wir so spät wiederkommen würden, auch sind Unglücksfälle am Niagara nichts seltenes, und er pflegt jedes Jahr sein Opfer zu fordern. Erst sechs Wochen vor uns war ein Engländer beim Gang hinter den Hufeisenfall verunglückt, und sein Leichnam noch nicht wieder aufgefunden; denselben Sommer fiel eine etwas überspannte Dame, die sich bei Table Rock einen allzu romantischen Sitz ausgesucht hatte, in die Tiefe und starb nach wenigen Stunden. Haarsträubende Geschichten von schrecklichen Todesarten und wunderbaren Rettungen gehen hier im Schwange, öfters sind Fahrzeuge mit Menschen hinabgerissen worden, manche die in den Stromschnellen dem Fall schon zugetrieben wurden, retteten sich auf die Inselchen die dort liegen, und wurden dort mit Mühe und Gefahr erlöst. Das großartigste Schauspiel muß das in dem canadischen Aufstand im Jahr 1837 angezündete und dem Strom überlassene Dampfschiff Caroline gewährt haben, das brennend in den Fall hinabstürzte; mein waghalsiger Fährmann behauptete es gesehen zu haben. Es wird gemeinhin erzählt und geglaubt, ein berühmter Schwimmer und Taucher, Sam Patch habe sich in den Fall gestürzt und sei lebendig wieder hervorgekommen; dies ist unrichtig, derselbe hat vielmehr von einem an 100 Fuß hohen Gerüst, das unterhalb Goat Island, also an jener Stelle wo das Wasser zwischen den beiden Fällen ruhiger ist, errichtet war, einen übrigens hinlänglich kühnen Sprung glücklich gewagt; der Mann verunglückte später bei einem ähnlichen Kunststück am Genesseefall bei Rochester.

Ich hatte die halsbrechenden und beschwerlichen Touren herzlich satt, und beschloß die übrigen Tage recht in Behaglichkeit zu genießen; zum Genuß brauchte es dort in der That nichts, als die herrlichen Fälle im Auge hier und dort herumzustreifen, und sich in ihren Anblick zu vertiefen. An jedem der Ufer befindet sich eine Camera obscura, wo man zur Abwechslung das Bild auch einmal eingerahmt und verkleinert betrachten kann; auch sonstige Einrichtungen zum Besten der Besucher, und nicht minder des Geldbeutels der Unternehmer,

sind zahlreich vorhanden, Sammlungen von Naturalien, indianische Curiositäten, von denen hier ein Hauptstapelplatz ist, und ähnliches. Die großartigste Idee zur Förderung der Bequemlichkeit des Fremden ist aber den Yankees auf dem amerikanischen Ufer vorbehalten gewesen; dort hat nämlich ein unternehmender Kopf, der einen Wegweiser durch die Gegend geschrieben hat, die ganze Umgebung des Falls mit angenagelten Bretchen numerirt, und knüpft in seinem Werke an diese Nummern an. Leider ist der Handwerksneid der andern Herausgeber von Wegweisern, und insbesondere der zweibeinigen Wegweiser fortwährend darauf aus ihm seine Bretchen abzureißen, und so den Niagara wieder in das alte Chaos zu versetzen, wo man noch eines Führers bedurfte. Der Gedanke steht wohl so einzig in der Welt — selbst die Schweiz nicht ausgenommen — da, wie der Niagara-Fall selbst. Mich dauerte oft ein alter kummervoller Führer in Clifton House, der nie beschäftigt war, und dem die Bretchen des Herrn Hulett, so heißt der große Mann, den Schlaf, und schlimmer noch das Brod raubten.

Sehr oft hat es mich unterhalten, wie begierig die Amerikaner sind bei guter Gelegenheit eines Stücks Romantik habhaft zu werden, die allerdings zwischen ihren nüchternen Einrichtungen sich selten genug antreffen läßt; besonders spekuliren Freund Hulett's Geschmacksgenossen in dieser Waare, und letzterem ist es gelungen, in seinem Wegweiser in der Person des „Eremiten der Fälle" eine ganz romantische Person einzufangen: er hieß Francis Abbot, lebte zwei Jahre als Einsiedler und Menschenfeind an den Fällen und ging nur des Nachts aus, wo er sorglos auf den gefährlichsten Wegen umherwanderte. Er wusch sich nicht, spielte Guitarre, dichtete, aber hinterließ nichts Schriftliches und ertrank beim Baden. In ähnlicher Weise enthält die an Ort und Stelle verkäufliche Beschreibung des Trenton-Falls eine Menge unverdaulicher Romantik. Reelle Romantik bis zum Uebermaaß bot seiner Zeit die Nachbarschaft der Indianer.

Von dem Thurm am Hufeisenfall beobachtete ich einmal in dem aufwirbelnden Staub einen Regenbogen von 240 Grad, ein seltsamer und schöner Anblick; auch Mondregenbogen werden gesehen. Prächtig muß im Winter die Eiszapfenbildung und der Sturz der Eisschollen über den Fall sein, sonst ist aber ein Winteraufenthalt in diesen Breiten Amerika's, an den Seen obendrein, wenig einladend. Wenn der Wind von Lake Erie her weht, soll der Strom oft sehr schnell um 6—12 Fuß steigen, das Wasser sieht aber dann trüb und garstig aus; ich selbst habe an einem Baum auf Goat Island Spuren des Wassers 8 Fuß über dem damaligen Wasserspiegel beobachtet. Ueber das Rauschen der Fälle wird viel gefabelt, man will es bis Toronto am Ontario-See, 24 englische Meilen weit gehört haben, was in so fern denkbar ist, da das enge, hohe vielleicht als Schallleiter dienende Flußbett gerade Toronto gegenüber ausmündet, und von dort nur die Wasserfläche des Sees dazwischen liegt. Dagegen verschwindet es oft in einer Entfernung von kaum einer Meile,

und ist überhaupt nicht so auffallender Art als man meint. Auch das ist eine Fabel, daß das Rauschen die Vögel abhalte in der Gegend des Niagara sich aufzuhalten; ich habe deren rings herum aller Orten gar viele angetroffen, wohl aber beobachtete ich einmal einen Raben, der im Begriff über den Fall zu fliegen, offenbar erschreckt umwandte und sich in die Bäume von Goat Island stürzte. Aehnliches sah ich bei einem Flug kleiner Vögel, es ist aber darin nichts erstaunliches. Noch sind auf dem canadischen Ufer die Burning Springs sehenswerth, Quellen, welche brennbares Gas in Masse entwickeln; geschickt aufgefangen brennt es in einer Flamme von 3/4 Zoll Durchmesser constant, es verlohnte sich daher wohl der Mühe, es zur Beleuchtung zu fassen.

Halbe Tage lang schlenderte ich, die Flinte auf dem Rücken, allein in den Wäldern herum und genoß das prächtige Herbstwetter, die über alle Beschreibung schöne bunte Färbung der amerikanischen Wälder, welche durch den Reichthum an verschiedenen Holzarten eine Abwechslung in der Schattirung erhält, die man kaum in kleinem Maaßstabe bei uns in schön gepflanzten Parks, die namentlich auch amerikanische Eichen und Ahorne enthalten, sehen kann. Ich pflegte querfeldein zu ziehen, das Land ist dort so viel kultivirt, daß man nicht Gefahr läuft sich zu verirren; in den zum Eigenthum abgezäunten Wäldern weidete das Vieh in halber Freiheit, die Schweine besonders die sich bei der Eichel-, Nuß- und Kastanienmast gar wohl befinden, sie glotzen den Vorübergehenden halb scheu, halb trotzig an, und schießen vorüber ins Dickicht. In diesen Wäldern übte ich das abscheuliche Vorrecht des Tyrannen der Schöpfung, indem ich aus Neugier manch armes Vögelchen herunterschoß, um sein Gefieder in der Nähe besehen zu können; ein Naturalienhändler an den Fällen balgte sie mir geschickt ab, und ergänzte meine Ausbente mit den selteneren Exemplaren. Bei aller Mordlust konnte ich aber der Raben nicht habhaft werden, die jene Wälder in ungeheuern Flügen und mit einem Krächzen, das in der Ferne dem Kläffen einer Meute Hunde gleicht, durchziehen; sie sind so listig wie bei uns, und wenn man sich noch so genau merkt wo sie sich niedergelassen haben, so erspäht man doch keinen, und wenn dann einer nach dem andern abfliegt, wird man erst inne daß sie an Stellen versteckt waren, wo man es gar nicht möglich hielt.

Eine weitere Excursion umfaßte die beiden Ufer vom Fall bis zum Wiederbeginn der Schifffahrt; man gelangt auf einem sehr romantischen Weg auf der amerikanischen Seite hinab nach Lewiston, setzt mittelst einer von Pferden getriebenen Fähre über den auch hier noch sehr wilden Strom, und erreicht den canadischen Ort Queenston. Die ganze Umgebung des Niagara ist der Schauplatz kriegerischer Ereignisse bis in die neuere Zeit gewesen, wo während des Krieges von 1812—15 zwischen England und Amerika der britische General Brock auf den Höhen bei Queenston den Heldentod starb; man errichtete auf seinem Grab an einem herrlichen, den Ontario-See beherrschenden Punkte eine Säule als Denkmal, welche einen hervorragenden Zug in der Landschaft bildet.

Ein canadischer Rebell, Namens Lett, faßte im Jahre 1840 aus Rachsucht den Plan dieses nationale Denkmal zu zerstören, und legte eine Mine in dem Postament an um es in die Luft zu sprengen; aber der Schaft der für eine Treppe ausgehöhlten Säule wirkte wie eine Kanone, die Treppenstufen wurden oben herausgeschleudert, und die Säule blieb, wenn auch geborsten und schwer beschädigt, aufrecht stehen. Jener Lett wurde später wegen des Versuchs, ein britisches Dampfboot auf dem Ontario in Brand zu stecken, von amerikanischen Gerichten zu vieljähriger Zuchthausstrafe verurtheilt; mit seiner ersten, jedoch nicht erwiesenen That ist es ihm übrigens gelungen, den Ruf eines Herostrat auf lange Zeit sich zu sichern, denn das Denkmal Brock's ist ein zu augenfälliger Punkt an dem von Millionen besuchten Niagara, als daß nicht jene schändliche That, schon der merkwürdigen Explosion wegen, im Gedächtniß der Menschen, und vor allem in dem Wegweiser des betriebsamen Herrn Hulett bewahrt bleiben sollte. Auf dem Rückweg von Queenston nach dem Clifton House sind förmliche Bestände von Lebensbäumen (Thuja occidentalis) an den Bergabhängen, jedoch nicht so dicht, daß nicht die einzelnen Exemplare sich zu einem schönen pyramidalen Wuchs hätten entwickeln können. Wo ich in amerikanischen Wäldern ungemischte Bestände gesehen habe, war es immer Nadelholz.

Auf meiner leider so unvollständigen Reise durch Nordamerika habe ich weiter nichts als diese kleine Strecke von Canada gesehen. Diese britische Besitzung ist als einzig übrig gebliebene Colonie auf dem nordamerikanischen Festland in einer abnormen Lage, doppelt so, da Canada nicht die glücklichen klimatischen und geographischen Verhältnisse hat wie sein Nachbar nach Süden, neben dem Aufschwung der Vereinigten Staaten also stets zurückbleiben wird. Die Frage, ob letztere die treugebliebenen canadischen Provinzen zu sich herüber ziehen werden, wird oft aufgeworfen, und läßt sich darum nicht ohne weiteres entscheiden, weil der Fortschritt der Machtentwicklung der Vereinigten Staaten unberechenbar ist; das ist aber keine Frage, daß es nicht wie bei Texas durch Annexation (ein naiver Ausdruck!) sondern durch förmliche Eroberung wird geschehen müssen; der canadische Ansiedler bleibt mit vollem Bewußtsein Engländer, so wie denn auch wenige Engländer, aber desto mehr Irländer nach dem Gebiet der Vereinigten Staaten auswandern. Jenes Umsichgreifen der Amerikaner durch die Kühnheit und Ueberlegenheit der Ansiedler, welche sei es in die Wildniß oder in Nachbarländer wie die mexicanischen Provinzen, vordringen und diese vorgeschobenen Posten zäh behaupten, bis der nachdringende Zug der Auswanderer das ganze Land förmlich amerikanisirt hat, jene Art des Umsichgreifens bedroht allerdings ganz Mexico, selbst Cuba, gegenüber Canada aber ist ein solches Eindringen nicht möglich. Die dort bewahrte englische Nationalität hat gerade durch die Nachbarschaft des abtrünnigen Bruders an Schärfe gegen diesen gewonnen; die Nationalität amerikanischer Ansiedler, auch wenn sie massenhaft kämen, was gegen den natürlichen

Strom der Auswanderer ist, würde von den Engländern absorbirt werden, nicht umgekehrt. Daß die Partei für Abfall von England trotz ihrer Regsamkeit nicht groß ist, geht schon daraus hervor, daß im andern Falle dieser Abfall unaufhaltsam vor sich gehen würde.

Auf der canadischen Seite der Fälle lernte ich einen wunderlichen Kauz von Engländer kennen, der nur auf einen Monat einen Ausflug nach Amerika gemacht hatte, nur Canada bereiste, und aus Antipathie keinen Fuß auf Yankeeboden setzen wollte; damit strafte er freilich sich selbst am meisten.

Von besonderem Interesse ist noch ein auf der amerikanischen Seite gelegenes Indianerdorf, Tuscarora, wo einige armselige Reste des einst großen so benannten Stammes angesiedelt, ich möchte sagen zahm gemacht sind. Es sind, wie man mir sagte, alle schon Mischlinge, deren Anblick mir den peinlichsten Eindruck machte. Man muß den Eifer der Missionäre preisen, die die Bekehrung dieses Häufchens betreiben und wenigstens das Heil ihrer Seelen zu sichern bestrebt sind, in diese Welt aber und ihre Civilisation sind sie nicht passend, und dieses Indianerdorf wird so wenig eine Zukunft haben wie die ganze Race, wenn auch dieser Weg ihrer Absorption der mildere und christlichere ist. Wirklich zähmbar ist der Indianer nicht, von unserer Kultur weiß er nur die Schattenseiten sich anzueignen, und die Laster die wir ihm mittheilen, sind die stärksten Waffen in dem Vernichtungskampf gegen dieses dem Untergang geweihte Geschlecht. Ob das vielfache Unrecht der Weißen gegen die Indianer oder die vielfachen lobenswerthen Bestrebungen, sie zu friedlichen Genossen europäischer Kultur und Sitte zu machen, überwiegen,* darüber enthalte ich mich des Urtheils; das gerechte Mitleiden würde aber in unklare Sentimentalität ausarten, wenn wir ein haltbares Recht der Indianer auf den Besitz ihrer alten Jagdgründe gegen den weißen Eindringling vertheidigen und nicht das höhere Recht der Civilisation über den Zustand des Wilden anerkennen wollten; denn das ist gerade die Charakteristik dieses Zustandes, daß der Begriff des Eigenthums und insbesondere des Grundeigenthums ihm fremd bleibt. Gegenwärtig, wo unter dem Schutz der Centralregierung alle Stämme jenseit des Mississippi angesiedelt und den Conflikten mit den Einwanderern entrückt sind, sind jedenfalls beide Theile besser daran, als in der letzten Zeit zuvor.

Ich hatte den Besuch in Tuscarora auf den Sonntag verlegt und wohnte dem Gottesdienst in der Missionskapelle bei; ein Missionär predigte, und ein neben ihm stehender Indianer verdolmetschte Satz für Satz in die höchst unmelodische Indianersprache, in der ich in der That jene wohlklingenden Worte nicht wiederfand, welche so manchen Fluß, See und Ort in Amerika noch von der Indianerzeit her zieren. Der Gesang wurde von einer Baßgeige in Ermangelung einer Orgel begleitet; die weinerliche Weise der englischen

* Vergl. Andree, Nordamerika. S. 267 ff.

Hymnen erhöhte den melancholischen Eindruck des Ganzen. Natürlich folgten die armen Indianer der Predigt mit nur geringer Aufmerksamkeit, namentlich die alten Leute legten sich während derselben auf die Bänke und schliefen. Nach der Kirche besuchten wir einige ihrer europäisirten Hütten und kauften Kleinigkeiten von ihnen; ihre Haltung war in hohem Grade apathisch, die armen Menschen waren offenbar mit ihrer ganzen Existenz sich selbst zur Last. Die Gesichtszüge hatten wenig edles und den scharfen Schnitt nicht, der nach den vorhandenen Abbildungen die reine Race charakterisiren soll; besonders entstellte sie die niedrige Stirn, in die das lange schlichte Haar hineinhing. Die Männer trugen meist Ueberröcke, die Weiber hatten noch die nationellen Hosen und mittelkurze Röcke. Der Eigenthümer von Clifton House erzählte mir bei diesem Anlaß, wie er einmal im Westen, bei einer Auszahlung Seitens der Regierung, an 3000 Indianer beisammen gesehen habe, von denen 2000 betrunken gewesen. Es ist schon traurig diese Stämme vom schnöden Geld abhängig zu sehen, und darum machten mir auch immer die Waaren einen melancholischen Eindruck, welche sie von weiter Ferne her nach dem Stapelplatz am Niagara bringen; es sind meist Ledersocken (mocassins), Körbchen u. s. w. von Baumrinde, die künstlich bearbeitet und mit feingespaltenen Stachelschweinborsten gestickt ist.

Wichtiger und der Jagdlust der Indianer würdiger sind die Lieferungen an lebendigen Thieren der Wildniß, selbst des höheren Nordens, die sie ebenfalls an den Niagara zum Verkauf bringen. Außer einem Seeadler sah ich dort ein paar prächtige Schneeeulen, einen dreifarbigen Fuchs, eine Anzahl Waschbären, ein Stinkthier; besonders interessirte mich aber eine junge Bärenfamilie, schwarze amerikanische Bären, einen Sommer alt und so groß und pelzreich wie Pudel; zwei derselben kaufte ich, und ich will dem Leser ihre weiteren Schicksale nicht vorenthalten. Mein erstes war einen Käfig fertigen und sie nach New-York adressiren zu lassen, wo sie bald nach meiner Rückkehr dahin ebenfalls ankamen; am Landungsplatze des Dampfboots ausgeschifft, machten sie das Glück einer Kuchenverkäuferin, welche alle ihre Waare an die Umstehenden los wurde, denn sie wußten aufrecht stehend und mit ausgebreiteten Armen so beweglich zu winseln und zu betteln, daß Niemand ihnen eine Gabe verweigern konnte. In New York erhandelte ich ihnen eine Passage auf einem Bremer Schiff; der biedere Capitain versprach sie nicht nur bestens zu pflegen, sondern sie auch sobald er auf hoher See wäre freizulassen, denn solches Gethier auf dem Schiffe sei gerade seine Freude. Wie ich später erfuhr, hat er denn auch sein Versprechen treulich gehalten, und an ihren Klettereien auf den Masten vielen Spaß gehabt. Sogar in die Kajüte durften sie ihm kommen, bis einmal der eine dort eines Zuckerfasses habhaft wurde und sich in dessen Inhalt dergestalt vertiefte, daß als die Leute mit Prügeln herbeieilten, er mit dem Fäßchen auf dem Kopf davon und auf das Deck lief. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1847 fand ich sie dort vor,

es waren aus den beiden Pudelchen wackere Gesellen mit prächtigem schwarzem Fell geworden, aber noch so zahm, daß ich in ihren Behälter hineingehen konnte und sie mir den Zucker aus der Hand fraßen. Man hatte sie mir in einem Stalle aufbewahrt, wo sie mehrmals an dem Fachwerke der Wände hinaufgeklettert und ausgebrochen waren; eines Morgens schauten sie fröhlich aus der Dachluke heraus; bei aller scheinbaren Plumpheit besaßen sie eine unglaubliche Leichtigkeit im Klettern. Viele Leute pflegten sie zu besuchen und auch zu ihnen hineinzugehen, dann untersuchten sie die Taschen des Besuchers nach Futter, und wurden sehr zudringlich wenn sich nichts fand, ja sie beohrfeigten einmal einen Unglücklichen der seinen Vorrath von Leckerbissen erschöpft hatte, aber doch nur im Spiel; in solchen Krisen mußte der Wärter mit seinen Holzschuhen ihnen ernstlich zusprechen, was sie sehr unterwürfig annahmen. Sie erhielten nie Fleisch, sondern Kartoffeln, Runkelrüben, Aepfel; von letzteren pflegten sie schön glänzend und fett am Leibe zu werden, die andere Kost war ihnen aber nicht nahrhaft genug, und dann mußte Brod dazu gefüttert werden; Zucker war ihnen das liebste, aus Honig machten sie sich aber nichts. Es war ein Pärchen, und sie haben meines Wissens zweimal Junge gehabt, sie aber beidemal aufgefressen. Der schwarze Bär, der vorzüglich Pflanzennahrung in der Wildniß zu sich nimmt, ist ein beliebter Braten, und im Westen hält man ihn nicht selten in Gefangenschaft um ihn förmlich zu mästen und zu schlachten. Später war es mir vergönnt die Thiere Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Hessen verehren zu dürfen, und sie bewohnten bis auf die neueste Zeit einen eigens erbauten Zwinger im Schloßgraben zu Darmstadt, zum Vergnügen des Publikums und zum Heil der Marktweiber, von denen die Vorübergehenden Aepfel für die Bären kaufen.

Mit diesem denkwürdigen Bärenkauf schließen sich denn meine Erlebnisse am Niagara ab; mit schwerem Herzen verließ ich am 14. October Nachmittags die Fälle und fuhr auf einer Pferdebahn bis Chippewa am canadischen Ufer, zwei englische Meilen oberhalb, von wo ein Dampfboot uns in drei Stunden nach Buffalo brachte.

Fünfter Abschnitt.

Am Erie-See — Ueber Auswanderung — Rückkehr nach New-York.

Das Dampfschiff Lexington sollte von Buffalo nach Erie, ebenfalls am Erie-See gelegen abgehen, und ich benutzte diese Fahrgelegenheit, da ich dorthin Empfehlungen an deutsche Ansiedler hatte. Man muß sich keine poetische Fahrt auf einem Binnensee versprechen, wenn man den Erie bereist, denn bei einer Breite bis zu 60 und Länge von 240 englischen Meilen ist man nahezu

wie auf offener See und wird unter Umständen die flachen Ufer ganz, jedenfalls aber das eine derselben aus den Augen verlieren. Ein großartiger Handel und eine höchst ausgedehnte Schiffahrt von mehr als 50 Dampfbooten und an 300 andern Fahrzeugen, selbst einigen Dreimastern, beleben ihn; sogar eine Seeschlacht zwischen der britischen und amerikanischen Seeflotille hat im Jahr 1813 auf ihm stattgefunden.

Wir bewunderten bei der Ausfahrt den an Schiffen reichen Hafen Buffalo's, dem selbst ein Leuchtthurm nicht fehlt noch fehlen darf; auf freiem Wasser machten wir auch bald die Erfahrung, daß der Wellenschlag des Sees bedeutend genug ist um einiges Unbehagen hervorzubringen; gerade die kurzen Wellen solcher kleinen Gewässer erzeugen das unangenehmste Schwanken des Schiffs. Trotz dieser Unbequemlichkeit fühlte ich, einmal eingeschifft, eine starke Versuchung mit dem Boot weiter nach Westen als nach Erie zu gehen, und alsbald einen Blick in den Staat Michigan oder Ohio zu werfen; nur aus untergeordneten Gründen ließ ich von diesem Gedanken ab, und als wir nach neunstündiger Fahrt in dem schönen sichern, durch eine Landzunge geschützten Hafen von Erie anlegten, ging ich an's Land, wiewohl nicht ohne Sehnsucht nach dem fernen Westen. Meine Enthaltsamkeit sollte jedoch glänzend belohnt werden: in jener Nacht vom 15. zum 16. Oktober entstand auf dem Erie-See ein furchtbarer Sturm, der zwei Dampfboote und eine Anzahl andere Fahrzeuge theils an den Strand trieb, theils versenkte, und allein in der Umgegend von Buffalo an 60 Menschen das Leben gekostet hat; der Schade an Kanälen und Bauwerken an den Ufern, an Wohnungen, Waaren u. s. w. wurde nach Millionen berechnet. Auf einem jener Dampfschiffe ertrank ein greulicher Gotteslästerer, der atheistische Schriften an Bord feil gehalten hatte, was als eine sichtbare Strafe Gottes bezeichnet wurde. Als ich nun nach einer ruhigen Nacht und einem eben so behaglichen Frühstück in dem Wirthshause saß und an nichts arges dachte, da traten auf einmal unsere Reisegefährten von der Lexington verstört und ermattet ins Zimmer; sie waren bald nachdem sie uns Abends 6 Uhr in Erie zurückgelassen, vom Sturme erfaßt worden, konnten nicht weiter, wurden jämmerlich seekrank und dankten dem Himmel, als sie Morgens um 11 Uhr nach dreimaligem vergeblichem Versuch wieder in den Hafen von Erie zurückkehren konnten.

Unweit Erie wohnte Baron Louis von Buseck, an welchen ich von Freunden in New-York empfohlen war; es wurde mir von ihm und seiner jungen Gattin die gastfreiste und herzlichste Aufnahme zu Theil, und mein Wunsch das Ansiedlerleben und die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse im Innern kennen zu lernen, in bereitwilligster Weise erfüllt. Von Buseck besaß als Antheil einer schon vom Vater begonnenen Andsiedlung einen Landstrich von etwa 150 Morgen, zum großen Theil schon kultivirt, zum Theil noch aus Urwald bestehend, dessen Bebauung er sich mit eben so viel Energie als Anspruchlosigkeit widmete; der deutsche Edelmann legte mit seinem Knecht

wacker Hand an bei allen landwirthschaftlichen Arbeiten und bahnte sich seinen Weg durchs Leben vielleicht mühselig, aber ehrenvoll und seines Standes würdig.

Von der Existenz des Einwanderers der sein Heil in der Urbarmachung und Bebauung eines Stückes neuen Landes versucht, wurde mir hier theils durch eigene Anschauung, theils durch die Erzählungen meines Gastfreundes ein Bild gewährt. Ist der Ansiedler, wie die Mehrzahl, darauf angewiesen gewesen mit dem Ankauf eines noch unbebauten Landstrichs zu beginnen, so thürmen sich gerade zum Beginn die allergrößten Schwierigkeiten vor ihm auf, selbst vorausgesetzt daß ihn nicht gewissenlose Agenten oder Verkäufer an einen Besitz gewiesen haben, wo er von vornherein dem Untergang geweiht ist; vielmehr denken wir uns schönes fruchtbares Land, von den Verkehrslinien nicht allzuweit entfernt und von hülfreichen Nachbarn umgeben; aber dieses Land ist von Urwald, von Stämmen und Gestrüpp jedes Alters bedeckt, der überreiche Humus erzeugt Ausdünstungen die das kalte Fieber hervorrufen, und noch ist nicht einmal ein Dach zur Unterkunft vorhanden; das ist der schlimmste Moment, und Tausende holen sich bei dem ersten Anfang den Keim zu Krankheit und Tod, oder verzagen und gehen zu Grunde. Für den ersten nothdürftigen Bau eines Blockhauses sind indeß nach allgemeinem Herkommen die Nachbarn bereit Hülfe zu leisten, das Gestrüpp wird theils abgebrannt, theils abgehauen, und nur Bäume von allzugroßem Umfange, sowie die Stümpfe der übrigen größeren Bäume bleiben stehen, die ersteren werden geringelt, so daß sie absterben, und man nimmt an daß mit 12—15 Jahren alles verfault ist und die Felder den Charakter des Halbbarbarischen verlieren, den jene Stümpfe und dürren Stämme ihnen auf's ausdrucksvollste verleihen. Natürlich geht die Arbeit, wenn sie vielleicht hundert und mehr Morgen umfassen soll, langsam durch Jahre vorwärts, und mit ihrem Fortschreiten erweitert sich dann der Hausstand und die Wohlhabenheit des Ansiedlers in stetiger Zunahme. Ein Stück Wald behält man aber in seinem alten Zustande, sowohl um des Holzbedarfs als um der Weide für das Vieh willen. Im ersten Jahre hat sich der Ansiedler damit geholfen, daß er ein Stück Land von seinem Nachbar für die halbe Ernte pachtet und mit Getreide bebaut, sein eigenes Feld bestellt er zuerst mit Weizen, im nächsten Jahr mit Klee und Gras, und läßt es so liegen, während er mit dem Weizen auf das wieder neu urbargemachte Stück übergeht. Ein besonders wichtiges Gewächs ist der Mais, von dem man an dem rauhen Erie-See besonders eine Sorte, Dreimonatkorn genannt, baut. Eine nicht geringe Arbeit sind die Zäune (Fences, im amerikanisch-deutsch schlechtweg Fenz), welche aus gespaltenem Holz angelegt werden; es ist eine eigene Fertigkeit sie so zu reißen, daß Zeit und Arbeitskraft gespart werden. Der Ansiedler begnügt sich, diese an 10 Fuß langen Stücken Holz ohne Befestigung im Zickzack, mehrere Lagen übereinander dem Feld entlang zu legen. Alles wird eingezäunt, das Feld und der

Wald, denn das Vieh läuft mit Ausnahme der Milchkühe die man sorgfältiger behandelt, frei herum, sei es auf jenen Gras- und Kleestücken, oder im Wald selbst. Das Hornvieh ist sehr stattlich und wird in Ehren gehalten, wie man schon an den beliebten vergoldeten Knöpfen an den Spitzen der Hörner sieht; der Pferdeschlag ist durch ganz Nordamerka vortrefflich, von feinem englischem Bau, aber durch stärkeren Hals unterschieden; wahre Freude aber erlebt der Freund ländlicher Fruchtbarkeit an dem Schweinevoll: ein Wald bei einer amerikanischen Farm ist in der That ein wahrer Saupark, in dem die unsaubern Thiere sich endlos vermehren und in der unendlichen Mast reichliche Nahrung finden; schon am Niagara-Fall habe ich erwähnt, wie sie halb wild in diesem Zustande leben, und es mögen nicht selten Exemplare unter diesen emancipirten Bestien sein, denen man unbewaffnet am besten aus dem Wege geht. Von Buseck wußte mir nicht anzugeben wie viel hundert Schweine er hatte, er bekümmerte sich nicht um sie, und nur kurze Zeit zuvor hatte er nach dem Beispiel seiner Nachbarn eine ganze Anzahl ohne weiteres todtgeschlagen, weil sie ihm lästig wurden, und bei dem allgemeinen Schweinereichthum von Absatz gar keine Rede war. Die ungeheuren Schlächtereien zum Zwecke des Einsalzens in Cincinnati (Ohio) sind weltbekannt; man versicherte mich, daß man auf dem Ohio zuweilen Schinken und Speck mit ins Feuer der Dampfkessel werfe wegen ihrer Werthlosigkeit, und bei den berüchtigten Wettrennen der Dampfboote spielt ohnehin Speck als mächtiger Beförderer der Gluth eine große Rolle; die Passagiere selbst pflegen dann dem Restaurateur des Boots seine Speckseiten zu diesem edeln Zweck abzukaufen.

Entsprechend diesem Naturzustande des Hausviehs ist das Mittel sich einen Braten zu verschaffen, daß man hinausgeht und sich ein Schwein, Kalb oder Schaf schießt. Ich mußte einmal recht lachen, als wir spazieren fuhren und v. Buseck bemerkte, wie dem einen Pferd, welches wenn es außer Dienst war mit dem übrigen Vieh weidete, schon wieder der Schwanz abgefressen war; er hatte ein Kalb wegen dieser erneuten Unthat im Verdacht und schwur in großem Zorn, er wolle nun auch gleich wenn er nach Hause komme das Kalb todtschießen.

Wo ein solcher Ueberfluß an landwirthschaftlichen Erzeugnissen ist, muß natürlich der Preis derselben sehr niedrig stehen, und mehr als das, viele Produkte haben gar keinen Preis. Ein fettes Schwein von 200 Pfund wird für 10 Gulden, ein gewöhnliches für 48 Kreuzer bis 1 Gulden unseres Geldes verkauft, eine gute Kuh kostet 12—15 Gulden und ein fetter Ochs nicht viel mehr. Ein dortiger Farmer sagte mir, er wäre glücklich wenn er seine Ochsen Stück für Stück das Pfund zu 1 Cent = $1\frac{1}{2}$ kr. verkaufen könnte. Es gibt dort Viehhändler, die mehrmals im Jahr, namentlich aus Illinois, Ochsenheerden von wohl 500 Stück die sie das Stück für 5 Dollars eingekauft haben, nach New-York treiben, wo das Stück 25—30 Dollars gilt; diese Leute sollen oft 30 engl. Meilen, also 10 Wegstunden den Tag machen. Natürlich ist

dieser Zustand für den Landwirth der seinen Wohlstand durch vernünftige Spekulation zu mehren sucht, nicht erfreulich, und v. Buseck klagte bitter über die schlechten Zeiten. Aber man denke sich solche schlechte Zeiten, wo man aus Ueberfluß an Schweinebraten die Thiere todtschlägt! Was mangelt ist baares Geld, und in diesem Winkel des Landes, der übrigens so sehr abgelegen noch nicht einmal ist, entwickeln sich daraus die eigenthümlichsten Verhältnisse; so war in dem Städtchen Erie ein reicher Kaufmann und Fabrikant, welcher bei diesem Geldmangel zur Auszahlung seiner Arbeiter ein eigenes Privat-Papiergeld creirt hatte; da der Mann Credit besaß, so wurden die einzelnen Scheine die die Arbeiter zur Bestreitung ihrer ersten Bedürfnisse sofort in Umlauf setzten, unbedenklich honorirt, sie häuften sich aber in den Kassen anderer Leute allmälig an, und da größere Zahlungen in diesem Geld nicht gern angenommen wurden, so blieb den Besitzern desselben nichts übrig, als Kunden jenes reichen Mannes zu werden, der damit die Preise so ziemlich in seiner Hand hatte. Andererseits kehrte man auch wieder in den primitiven Zustand des Tauschhandels zurück; auf der Landstraße die bei v. Buseck's Hause vorbeiführte, begegnete uns eines Tags ein Yankee, der auf seinem Gaul sitzend eine Taschenuhr hoch empor hielt, und unter Anpreisung derselben sie für zwei Stiere ausbot.

Absatz, und Wohlfeilheit der Industriegegenstände sind sonach die großen Bedürfnisse des amerikanischen Ansiedlers, und da die demokratische Partei auf ihr Programm niedrige Eingangszölle gesetzt hatte, so war es weder meinem vortrefflichen Freund v. Buseck, noch einem andern der dortigen Ansiedler übel zu nehmen, daß sie mit Leib und Seele Demokraten waren; freilich muß man sich einen amerikanischen Demokraten nicht wie Herrn Wühlhuber in den fliegenden Blättern mit Schlapphut, Säbel und rother Feder denken, oder einen Chef der demokratischen Partei ohne weiteres als einen Demagogen; so ist es natürlich nicht, und obwohl allerdings die demokratische Partei in den Vereinigten Staaten im allgemeinen gegen Concentration der Autorität ist, und mehr rohe Elemente unter sich zählt als die Whigs, so laufen doch nebenher sehr wichtige materielle Fragen, die genügen können einen Mann mit gutem Gewissen zur demokratischen Partei hinüber zu führen; Leute à la Wühlhuber aber hat Amerika nur insoweit, als die letzten Jahre sie mit dieser Importation beglückt haben, und wie schon die unvergleichlichen fliegenden Blätter bildlich darstellen, werden sie im Kampf mit den Stämmen der Urwälder bald zahm werden.

Das Präsidentenwahlfieber war übrigens in diesem Winkel Pennsylvaniens nicht minder heftig wie anderswo, gerade deßhalb weil die Leute sich an reelle, für ihr Wohl und Wehe entscheidende Dinge hielten. Ob Clay oder Polk der bessere Mann oder Staatsmann, darnach fragte ohnehin in den ganzen Vereinigten Staaten kein Mensch, und ein Whigblatt war nicht gerade irre, als es den Demokraten statt des Rufes: Polk and Dallas (Dallas

war der Candidat der Vicepräsidentschaft) in den Mund legte: „Pork and Dollars.“

Inmitten dieser Anhänger Polk's hat'e ein deutscher Jude in Erie die sonderbare Spekulation gemacht, daß er einen Ausverkauf seines Kleidermagazins in der Weise ankündigte, daß er sich verbindlich machte die Gegenstände umsonst zu lassen, wenn Polk siegen würde, aber dafür den doppelten Preis verlangte, wenn die Whigs siegreich blieben. Sofern es dem Manne um raschen Absatz zu thun war, hatte er ganz richtig spekulirt, denn für die Demokraten war es Ehrensache den Handschuh aufzunehmen, und nicht minder Ehrensache für die Whigs einen Gesinnungsgenossen von solcher Opferbereitschaft mit ihrer Kundschaft zu bedenken. Bei alle dem denke ich, daß die Waaren sehr unverkäuflich gewesen sein müssen, um den Mann zu einem solchen verzweifelten Hazardspiel zu vermögen.

In einer neu angelegten Farm liegt eine Kraft der Entwicklung, die etwas sehr anziehendes hat und dem deutschen Ansiedler sein Besitzthum werth macht; nicht so der Yankee, der auch den Grundbesitz, dieses der Natur und der Bedeutung nach festeste Eigenthum nur als currente Waare betrachtet; der Yankee der gerade keine andere Spekulation vorhat, kauft sich eine Farm in mehr oder weniger kultivirtem Zustande, bebaut sie, lebt auf ihr, aber verkauft sie in dem Augenblick, wo ihm eine profitable Summe dafür geboten wird; dann zieht er weiter westlich, wo er für sein Geld eine schönere größere Besitzung erwerben kann; aber auch diese fesselt ihn nicht stärker, und auch von dort zieht er vielleicht wieder westlich. Diese Sinnesart, sowie der kühne abenteuernde Sinn des Südländers der Vereinigten Staaten sind die Gründe jener reißend schnell vorschreitenden Colonisirung des fernen Westens, während noch nahe dem atlantischen Ocean und den Strömen im Osten Platz für Tausende und aber Tausende ist; auf diesem Wege der friedlichen, wenn auch oft nur halb friedlichen Eroberung haben die Vereinigten Staaten sich ein ungeheures Gebiet gewonnen, das ihnen Niemand entreißen wird, bis der Einfluß entgegenstehender Interessen einmal das ganze Staatsgebäude auseinander fallen macht. Noch eine andere, weniger ehrenwerthe Spekulation machte mir v. Buseck bemerklich: es erscheint eines schönen Tages ein Wagen gestopft voll Menschen und Hausrath, einer Yankeefamilie gehörig, der Hausvater findet ein zu vermiethendes Wohnhaus mit etwas Land, und siedelt sich dort an bis zum ersten oder zweitenmal der Miethzins fällig ist; dann wird an einem schönen Sonntagmorgen, wenn alle andern Leute an die Kirche denken, noch ein tüchtiges Feuer auf dem Herd angezündet, damit der Schlot brav raucht und das Haus bewohnt aussieht, die Familie ist aber mit Mann und Maus verschwunden, um weiter westwärts ihr Glück zu versuchen; einen solchen Cumpan hatte v. Buseck einige Zeit zum Nachbar.

Das eben Gesagte enthält zugleich die Folgerung, daß der Amerikaner, und insbesondere der eigentliche Yankee der östlichen und auch mittleren Staaten

überhaupt nicht geeignet ist, einen eigenen Stand, geschweige einen Ansiedler- oder Bauernstand bilden zu helfen; der Sinn des Grundbesitzes, wie ihn besonders der Deutsche auffaßt, ist ihm ganz fremd, und er zeichnet sich vielmehr durch jene Vielseitigkeit bei der Wahl von Berufsarten aus, die ihn heute zum Ansiedler, morgen zum Schulmeister, Arzt oder gar Prediger, übermorgen zum Handelsmann oder Politiker macht; das eine Ziel das er nicht aus dem Auge verliert, bleibt aber der Reichthum, und er ist zähe genug, diesem Ziel manche Zeit hindurch auf rauhen und beschwerlichen Wegen zu folgen. Darum ist es auch merkwürdig, wie solche Leute in der Regel an allen Enden der Union gewesen sind, und auf diese Art zuletzt in einem Grade gewürfelt werden, wie keine regelmäßige Bildung es bewirken kann.

Im Gegensatz zu diesem wandernden Yankeethum hat sich gerade in Pennsylvanien, dem auch Erie als nordwestliches Ende des großen Oblongums das dieser Staat bildet, angehört, ein stabiler, im wesentlichen deutsch gebliebener Bauernstand ausgebildet; Stabilismus ist gerade das Merkmal dieses Standes, und gleichzeitig etwas absonderliches für Amerika, das noch fast nirgends zur Consolidirung gekommen ist. Ich habe von diesem pennsylvanisch-deutschen Bauernstand selbst nicht viel gesehen, aber viel gehört: dort hält man an dem ererbten Besitz fest und bleibt demselben durch eigenhändige Bebauung innig verbunden, bewahrt deutsche Sitte und, wenn auch in einer oft greulichen Entstellung die deutsche Sprache; den Deutschen geht es ihnen gegenüber so wie den Engländern mit ihren Stammgenossen in Amerika, sie sind uns zu ähnlich und doch wieder zu sehr aus der Art geschlagen, um uns zu gefallen; sie haben daher unter den eingewanderten Deutschen den Ruf plump hochmüthig gegen den Landsmann aus Deutschland zu sein, als hätten sie das wirkliche Deutschland in ihrem Pennsylvanien, dabei unwissend und schwerfällig.* Dennoch müssen wir mit Freuden uns an die Thatsache halten, daß an diesem Orte wenigstens das in Amerika so reichlich vorhandene deutsche Element concentrirt ist, und zugleich in einer Weise sich entfaltet hat, die dem Amerikaner Achtung abfordert; nur in politischer Weisheit sind sie weit zurück hinter den Amerikanern, deren keiner um eine Meinung in den abstrusesten politischen Fragen verlegen ist, und darin einigermaaßen gering geschätzt, aber das gereicht ihnen gerade zum Lobe.

Es führt uns dies auf das wichtige Kapitel der deutschen Auswanderung; die Zeiten sind vorüber, wo eine möglichst starke Einwohnerzahl das Streben und der Stolz einer Regierung war, vielmehr hat man einsehen gelernt, daß der durch Zerstückelung des Besitzes und andere unheilvolle

* Folgendes Schulexamen, welches zugleich den Materialismus und das Deutsch dieser Pennsylvanier charakterisirt, wurde mir verbürgt; der Lehrer fragt: „Mein Sohn, weißst du auch woher die Weintrauben kommen?“ Antwort: „Die Ueintrauben kommen aus dem Schtohr (store).“ — Aber wo nimmt sie denn der Schtohrkieper (storekeeper) her? — „Das neeß ich nicht.“

Maaßregeln sowohl gehäuften als entarteten Bevölkerung vieler Orten nur durch Auswanderung geholfen werden kann. Dazu kommen die Einflüsse der Revolution von 1848; halten wir gleich die Ueberzeugung fest, daß diese Revolution, frevelhaft begonnen und schmachvoll zerronnen, unter Gottes gnädiger Obhut zum Segen Deutschlands geworden ist, so ist doch manches redliche Gemüth nicht im Stande, nach dem Scheitern überspannter Hoffnungen sich in die Wirklichkeit wieder zu finden, in Schaaren Verführter ist der Glaube an jede Autorität geschwunden, noch andere zittern vor einem neuen Ausbruch wüster Anarchie; diesen allen möchten wir die Auswanderung so sehr erleichtert wissen als nur möglich, denn unser Heilungsproceß fordert eine solche Ausscheidung krankhafter Säfte.

Das Natürliche für ein Land das eine Stätte für seine Auswanderer sucht, ist gewiß, daß es dieselben nicht nur möglichst leicht und billig an ihren Bestimmungsort zu befördern wünscht, sondern auch ihre Nationalität zu erhalten, die neue Ansiedlung zur Ehre und zum Vortheil des Mutterlandes heranwachsen zu sehen hofft, so wie die alten Griechen ihre Colonien anlegten. Wer vermöchte sich daher kalt gegenüber der Aussicht zu verhalten, daß dereinst Ungarn und die Donauländer durch deutschen Fleiß eine friedliche Eroberung Deutschlands zu werden bestimmt sind. Sie sind es, aber die Zeit scheint noch nicht gekommen, und da ohnehin diese Seite der Frage uns hier gar fern liegt, so wenden wir uns sofort zur Betrachtung der Länder, welche außerhalb Europa das Ziel deutscher Auswanderung werden könnten. Man hat mit Umgehung der so natürlich sich darbietenden Vereinigten Staaten deren viele probirt, Verblendung und Unwissenheit, wie heillose Seelenverkäuferei haben Opfer auf Opfer gefordert, und dennoch erstehen noch täglich wahnsinnige Projekte, welche Auswanderer nach tropischen Ländern verlocken sollen. Und indem ich hier meine Stimme — wollte Gott laut genug, daß alle sie hörten denen es nützen kann — gegen diesen Unfug erhebe, vermag ich dem Leser das Gefühl schmerzlichen Unmuths nicht zu schildern, das mich ergreift so oft ich ein solches Auswanderungsprojekt auftauchen sehe; kein denkbares Interesse leitet mich, dieses zu verdammen oder jenes anzupreisen, als das Interesse an dem Wohl von Nebenmenschen und Landsleuten, die unsere gewissenhafte Fürsorge in dieser Sache um so mehr in Anspruch nehmen, als es ja der letzte Dienst ist den sie vom Vaterlande verlangen. Ich habe während eines mehrjährigen Aufenthaltes innerhalb der Tropen die verschiedenartigsten Abstufungen von Land und Klima kennen gelernt, deren Beobachtung mir eifrig angelegen sein lassen, und bin zu der von Kennern jener Länder kaum je bestrittenen Ueberzeugung gelangt, daß alle Tropenländer, sei es nun Westindien, Demerara, Java, Indien, Brasilien, Mittelamerika sammt der Musquitoküste, für den europäischen Ansiedler unbedingt verderblich sind. Die Natur hat für diese Länder eigene Menschenracen geschaffen, zugleich den Boden mit solcher Ueppigkeit des Wachsthums bedacht, daß der

Bewohner nur geringe Arbeit nöthig hat um seinen Lebensunterhalt zu beschaffen; sie versagt aber das Wachsthum europäischer Nahrungsmittel, des Getreides insbesondere, welches wohl nicht zufällig das Hauptnahrungsmittel der gemäßigten Zone geworden ist. Für den der solche Winke mißachtet, hat sie die Abschreckungsmittel der glühenden unerträglichen Sonnenstrahlen, der verderblichen klimatischen Fieber, welche den Einheimischen verschonen und nur den Europäer heimsuchen. Eine Schaar kleinerer, immer noch beträchtlicher Uebel schließt sich an das größte, die unmittelbare Lebensgefahr an: indem die Natur den Anbau des Getreides und der Kartoffeln verbietet, untergräbt sie nicht nur von vornherein sein Wohlbefinden, sondern macht ihm auch die Kultur unmöglich, welche die regelmäßigste, sicherste, ihm gewohnteste ist; dafür würde sie den Bau von Kaffee, Zucker, wohl gar Reis * im Sumpf anweisen, ihn somit an die Spekulation mit diesen Handelsartikeln ketten, statt des Anbaus des eigenen ersten Lebensbedürfnisses. Das Klima, wenn es nicht tödtet, erschlafft Körper und Seele, die Nachkommenschaft der Europäer in Tropenländern trägt ohne Ausnahme jenen creolischen Typus der Sinnlichkeit und Schlaffheit; wie nun gar wenn der deutsche Auswanderer, wie er denn in diesen Ländern keine Genossen seiner Race in dem Stande der gemeinen Arbeiter findet, sich in Vermischung mit den Negern, Malayen, Hindus, Indianern des Landes einläßt, zum sichern schmählichen Untergange seiner Nationalität und seines Geschlechts; die Natur will trotz aller Philanthropen keine Mischlinge, und beweist es denen in tausend Fällen, die nur hören und sehen wollen. Ohnehin ist in jenen Ländern, wo die schwere und gemeine Arbeit von Negern oder Eingebornen geschieht, dieselbe mißachtet, der Verkehr mit diesen zieht den Europäer herab, der mit den Frauen, wenn nur sinnlich, demoralisirt, wenn legitim und dauernd, begründet dauernde Entwürdigung des eigenen Hauses und Geschlechtes. Es ist nicht zu verwundern, und in der That ein Erfahrungssatz, daß ein solcher Unglücklicher den letzten Trost in den Illusionen findet, zu denen die Trunkenheit ihn erhebt, und siehe, auch auf diesem Wege zum Verderben kommt ihm die Eigenthümlichkeit des Landes bereitwillig mit wohlfeilen geistigen Getränken, schlechtem Rum, Arrac u. s. w. entgegen, und die Trunksucht wiederum überantwortet ihn desto sicherer der Krankheit und dem Tod.

Allerdings leben Europäer genug in den Tropen, und wer sich in seiner Lebensweise Vorsicht und Bequemlichkeit gönnt, gönnen kann, die Tageshitze vermeidet und mäßig lebt, kann sich dort sehr wohl befinden. Darum sind die tropischen Colonien dem wirklich geschickten Handwerker, der mit einem kleinen Kapital einwandert, seine Kräfte zu schonen weiß und vor Dürftigkeit sicher ist, selbst entschieden zu empfehlen, denn tüchtige Arbeiter sind gar sehr gesucht, und der Verdienst ist ungemein groß, wenn er auch für manchen

* Reis ist bekanntlich sehr wenig nahrhaft, und genügt dem Europäer nicht.

heimathlichen Genuß keinen Ersatz bietet. Die große Masse der Auswanderer aber, unwissend und hülflos, oft roh und ausschweifend, oder in der Colonie selbst so geworden, wird unfehlbar zu Grunde gehen. Tausende von Ansiedlern in Tropenländern sind zu allen Zeiten so geopfert worden, und die verblendeten Anstifter neuer Auswanderungen dahin wissen zu ihrer Rechtfertigung auch keinen einzigen Fall des glücklichen Gelingens anzuführen.

Ich weiß übrigens recht wohl, daß man in den Hochgebirgen tropischer Länder gesundes Klima findet, wovon die bekannte Schweizercolonie in Brasilien ein Beleg ist; so hat auch Java ein vortreffliches Hochland, und die peruanische Küste hat wegen der nahen Cordilleras überhaupt kein tropisches Klima. Aber es fallen da nur die von den genannten Uebelständen weg, welche sich aufs Klima beziehen, und ohnehin sind solche Gebirgslande zu massenhafter Auswanderung nicht geeignet, ganz abgesehen von der Gefahr, daß die Auswanderer sich doch in die Ebenen verlieren. In Peru, das in den acht Jahren vor meinem Aufenthalt dort sieben Revolutionen gehabt hat, ist nicht gut wohnen.

Von außertropischen Ländern ist Neuholland viel empfohlen, aber es ist viel zu entlegen, und somit sowohl der Transport dahin für massenhafte Auswanderung zu kostspielig, als der Verkehr mit dem Mutterlande zu sehr erschwert. La Plata hätte manches für sich, aber sein politischer Zustand ist grauenvoll. Chile, von allen südamerikanischen Republiken die am besten geordnete, ist auch genannt worden, aber es ist ebenfalls zu entlegen; ganz verkehrt sind die Pläne, Südseeinseln zu colonisiren, die am Ende der Welt ohne Hülfe, ohne Verkehr liegen, und nicht einmal eine Ausbreitung der Colonie zulassen.

Diese letztern Pläne wenigstens wären entschuldigt, läge vor uns nicht das prächtige reiche Nordamerika, ein Land durch ein unerhörtes Zusammentreffen glücklicher Umstände begünstigt, von Genossen des germanischen Stammes bevölkert, die mit Kraft und Glück auf den überkommenen Grundlagen europäischer Civilisation weiterbauen, und auf viele Jahre noch des stetigen Zunehmens ihrer Blüthe gewiß sind; ein Land, wo Millionen Deutsche bereits Unterkommen, zum großen Theil Gedeihen gefunden und dem deutschen Namen Achtung erworben haben, wo ein glückliches Klima und unendliche Fruchtbarkeit des Bodens jedem Ansiedler wenn nicht Reichthum, doch das tägliche Brod verheißen, wo trotz der Neuheit der Staaten der Schutz der Person und des Eigenthums gesichert ist; ein Land endlich, dessen Entfernung weniger bedeutend erscheint, schon lange nicht mehr gescheut wird, und lebhaften und billigen Verkehr zuläßt.

Die Staaten mittlerer Breite eignen sich vor allen zur deutschen Ansiedlung, einerseits weil sie schon viele Deutsche haben, andererseits weil die östlichen Staaten schon zu bevölkert sind, in den südlichen Staaten aber die Sklavenarbeit die Achtung vor Feldarbeit herabsetzt, auch das Klima zum

Theil nicht mehr zuträglich für den europäischen Feldarbeiter ist; das Goldland Californien ist kein Ort für den ehrenfesten Ansiedler. Viele Tausende haben innerhalb jenes weiten Landstrichs ihr Glück gefunden, Tausende freilich sind verunglückt, meist die Opfer der Seelenverkäufer und ihres eigenen Mißtrauens gegen heilsamen Rath. Und selbst jetzt noch, wo Auswanderung zu den Alltäglichkeiten gehört, hören wir fortwährend von Auswanderern, die in ihren Hoffnungen getäuscht, meist in den Seestädten rathlos umherirren, und weder die Mittel zur Ansiedlung noch zur Rückkehr in die Heimath haben. Ich kenne diese Klasse Unglücklicher und ihre Leidensgeschichten nur zu gut aus meinen Besuchen deutscher Gefangener in amerikanischen Strafanstalten; dort wäre in der That für den oft leichtfertigen Auswanderer etwas zu lernen.

Man kann annehmen, daß dermalen die Beförderung der Auswanderer, so weit sie von deutschen Häfen aus erfolgt, wenigstens an keinen groben Mißbräuchen mehr leidet; namentlich erfreuen sich die Bremer Schiffe und überhaupt alle Dispositionen dieser freien Stadt zu Gunsten der Auswanderer des besten Rufes, was dieser ebenso zur Ehre als zum Vortheil gereichen muß. Ich kenne in allen Welttheilen viele Bremenser Kaufleute und Capitains, und habe sie überall thätig, unternehmend und zuverlässig und demgemäß hochgeachtet gefunden, hier gar nicht zu reden von der gastfreien Aufnahme, die ich bei so manchem von ihnen erfahren. Auf einem Bremer Schiff, oder überhaupt auf einem deutschen, denn nachtheiliges habe ich auch über die andern nie gehört, wird sich also der Auswanderer so wohl befinden, als es nur in dem unbehaglichen Zwischendeck möglich ist, und es ist höchst unklug, wenn ein Deutscher, es sei denn der Kürze des Weges halber, durch Benutzung fremdländischer Schiffe sich dieser Sicherheit entzieht; leider kommt es gar nicht vor, daß ein Deutscher der auswandern will, sich vor seiner Abreise über das was ihm zu wissen noth thut, bei solchen informirt, die ihm wohl rathen könnten: man lasse einen Staat ein Auswanderungsbüreau zu unentgeltlicher Auskunft für Jedermann errichten, und neun Zehntel der Auswanderer werden es nicht benutzen, das übrige Zehntel aber den empfangenen Rath nicht befolgen, vielmehr darin den ersten Genuß der neuen Freiheit feiern, daß sie sich über diese Bevormundung hinwegsetzen, zum Theil ein Beleg für das bekannte angeborne Mißtrauen des deutschen Bauern, aber freilich auch dafür, daß man nicht sehr glücklich in der Ueberwindung desselben gewesen. So kommt es daß die armen Auswanderer oft eine Jahreszeit wählen, wo sie von den Stürmen des atlantischen Oceans jämmerlich mitgenommen werden, daß andere die sich einem Agenten im Binnenlande anvertrauen, manchmal Wochen lang im Hafen auf Beförderung warten, und ihr bischen Erspartes zusetzen müssen; im letzteren Falle hälfe wohl eine empfindliche Geldstrafe, die für jeden solchen Fall der bei dem betreffenden Consul zur Anzeige käme, den Agenten unnachsichtlich träfe. Ist der Auswanderer glücklich in dem amerikanischen Hafen angelangt, wo jetzt nach neueren Bestimmungen in einigen

Staaten der Nachweis einer kleinen Habe vernünftiger Weise verlangt zu werden scheint, wo aber zugleich der letzte Schutz der Heimath aufhört, so beginnt eine Reihe von Versuchungen für den armen meist unwissenden, unbeholfenen, der Landessprache natürlich unkundigen Menschen, der leider gar mancher erliegt. Was hilft es, daß in New-York zum Beispiel ein Agent der vortrefflichen deutschen Gesellschaft, die aus den achtbarsten Deutschen der Stadt besteht und solche Agenten eigens besoldet, ihn nach einem honetten Wirthshaus und nach dem Büreau dieser Gesellschaft weist? Der Arme weiß gerade so viel, daß im Hafen eine Menge gefährlicher Seelenverkäufer auf ihn lauern, und seine übel angewendete Weisheit heißt ihn den redlichen Mann stehen lassen und lieber dem deutschen Wirth folgen, der ihn unter der Bezeigung landsmännischer Freundlichkeit in sein Haus zu locken weiß. Es ist schändlich zu sagen, mir aber gerade durch die oft mit der bittersten Reue vorgebrachten Erzählungen der armen Gefangenen wohl bekannt, wie gerade Deutsche diesen gottlosen Verrath gegen ihre armen Landsleute üben. Hat der Ankömmling Geld, so wird ihm ein verbündeter Agent zugeschickt, von dem Wirth als ein verläßiger Mann aufs wärmste empfohlen, der ihm unter falschen Vorspiegelungen ein Stück Land entweder von schlechtem Boden, oder in tiefer Wildniß gelegen, oder nicht einmal Eigenthum des Verkäufers, zu einem enormen Preise aufschwatzt; hat er dagegen nichts als sein bischen bewegliche Habe, so ist die abscheuliche Praxis die, daß der Wirth ihn so lange im Hause behält und zu Ausgaben, zum Trinken verleitet, als seine Habe die Zeche deckt, dann wird er unter Zurückbehaltung derselben als Pfand auf die Straße geworfen. Natürlich ist in den Seestädten nicht in dem Grade Mangel an Arbeitern, daß jeder sofort sein Brod im Tagelohn fände; unser Auswanderer stiehlt daher aus Hunger und Noth, wird ertappt und kommt ins Gefängniß, oder es glückt ihm und er treibt das Gewerbe fort, um moralisch ganz unterzugehen. Das war die Geschichte von fast allen den zum Verbrechen verleiteten Deutschen, deren Schicksal in dem großen Staatsgefängniß in Philadelphia und sonstwie zu meiner Kenntniß gekommen. Den besten Rather und Helfer in leiblicher und geistlicher Noth finden Deutsche in New-York an meinem vortrefflichen Freund, dem Pfarrer Stohlmann an der deutschen St. Matthäi-Gemeinde, in Philadelphia an dem dortigen ersten deutschen Geistlichen Dr. theol. Demme; beide Männer sind Zierden ihres Standes und genau bewandert auch in dem, was dem Auswanderer zu seinem Fortkommen noth thut.

Umsicht beim Ankauf des Landes wird immer nöthig sein, selbst wenn der Auswanderer solchen Verkäufern entgeht, die ihm ein Stück Wasser statt eines Stückes Landes, wie oben erzählt ist, aufzubinden fähig sind; obgleich neues Land im Durchschnitt weit fruchtbarer ist als unsere ausgesogenen Aecker, so besteht doch natürlich ein großer Unterschied in den Bodensorten, den klimatischen Verhältnissen, der Nähe natürlicher und künstlicher Verbin-

dungslinien, der Leichtigkeit des Absatzes, der Nachbarschaft; der Einzelne würde überhaupt viel wagen, wenn er in Einsamkeit seine Ansiedlung beginnen wollte; am glücklichsten ist er, wenn er in der Nähe von Stammesgenossen wo möglich schon urbar gemachtes Land ankaufen kann, doch ist letzteres keine unumgängliche Bedingung, und was die Nachbarschaft betrifft, so wird bald kein Bezirk Deutschlands mehr sein, der nicht schon in Amerika vertreten ist, so daß in sehr vielen Fällen der neue Ankömmling schon sein Ziel kennt. Die Transportmittel in Amerika sind billig und ausgedehnt, und der Ansiedler der erst zu einer bleibenden Stätte gelangt ist, hat die schlimmsten Gefahren überstanden, wiewohl wir die Wechselfieber, welche den Körper stark angreifen und bei Vernachlässigung tödtlich werden können, nicht zu gering anschlagen wollen. Nicht jeder Einwanderer ist in dem Falle, sofort eine eigene Ansiedlung begründen zu können, und es ist kein Unglück wenn er, indem er sich erst ein Sümmchen zusammenspart, zuvor das Land genauer kennen lernt; ein Paar tüchtige Arme finden in Amerika nicht nur das tägliche Brod, sondern auch ansehnlichen Gewinn, freilich nicht in dem tiefen Westen, wo der eines Arbeiters bedürftige Farmer selbst nicht zu baarem Gelde kommen kann, auch nicht mehr in den Seestädten, die sowohl Proletariat als Gesindel bereits besitzen. Dagegen bieten die Seestädte und größeren Orte dem geschickten Handwerker eine Quelle sichern Verdienstes, wenn es ihm auch nicht im ersten Augenblick gelingt seinen Platz zu finden; im allgemeinen ist der Bedarf an geschickten Handwerkern und die Bereitwilligkeit sie gut zu bezahlen, überall in den Colonien groß.

Setzen wir also nochmals Amerika Deutschland gegenüber, jenes reich genug Millionen von Ansiedlern das tägliche Brod, und weit mehr als das zu gewähren, viele tausende rüstiger und geschickter Hände reichlich zu bezahlen, dieses überreich an Menschenkräften, aber außer Stand sie alle zu verwerthen, und obendrein durch den Andrang dieser Ueberzähligen gegen Besitz und Herkommen auf's tiefste erschüttert. So sinnlos die Forderung des Rechtes auf Arbeit und auf Genuß Seitens des Einzelnen an den Staat ist, so sehr muß eine christliche Auffassung der geselligen Zustände geneigt sein, jenen Ansprüchen die die gebieterische Noth eingibt, mit thätiger Hülfe zuvorzukommen. Alles was Conservative und Pseudoconservative in unsern Tagen zur Repression widerstrebender Kräfte thun, bleibt ungenügend, so lange nicht die Herzen dieser Widerstrebenden durch lebendiges Christenthum versöhnt werden, und diesem leihen wir nur eine höchst unvollkommene Hülfe, wenn wir uns begnügen, den Armen allenfalls gute Prediger hinzusetzen und uns hier und da mit einem Almosen abzufinden; ja wir haben tägliche Gelegenheit uns zu verwundern, daß noch so viel Unterwürfigkeit und Entsagung im Armen lebt, wenn wir die frevelhafte Gleichgültigkeit der Welt gegen ihn betrachten; die Christenpflicht sollte uns vielmehr lehren, daß ein Staat ein unglücklicher ist, wo für die Mehrzahl nicht die Kinder sorgenfrei heranwachsen,

der betriebsame Mann Hoffnung hat Wohlstand zu gewinnen, der hülflose Greis nicht hungern und frieren muß. Es ist erstaunlich, wie mit der Angst vor der Anarchie auch das Interesse an der Lösung der socialen Frage wieder eingeschlummert ist; wir möchten diesen Vorwurf nicht verdienen, und weisen deßhalb angelegentlichst auf die Organisation der Auswanderung, als eines der sichersten und wirksamsten Mittel hin die Last der Armuth die auf unsern Staaten und Gemeinden liegt, zu erleichtern; sie gänzlich zu heben, dazu ist das Uebel zu tief eingefressen und — Amerika zu entlegen, der Transport mithin zu kostbar. Colonien haben wir einmal nicht, und können aus vielen Gründen, die nicht hierher gehören, keine haben, es würde aber ein leichtes sein und nicht einmal namhafte Geldopfer erheischen, dem Auswanderer einen im hohen Grade wirksamen Schutz angedeihen zu lassen, und durch Beseitigung der Gefahren seines Unternehmens ihm den Weg zu den Vortheilen zu bahnen, die Amerika seinerseits ihm bietet. Was dem Auswanderer am meisten noth thut, ist fast ausschließlich guter Rath, und gerade den sucht und findet er am wenigsten, am allerwenigsten an lauteren Quellen; eine solche Quelle aber sollte in aller Reichhaltigkeit und Reinheit den Angehörigen jedes Staates geboten sein, sowohl im Mutterlande als bei der Ankunft in Amerika: in letzterer Beziehung thäten Consuln noth (es ist wahrlich einerlei ob Consuln einzelner Staaten, oder Zollvereins- oder allgemein deutsche Consuln), die hauptsächlich in Rücksicht auf diesen Beruf der Fürsorge für Auswanderer ausgewählt und stark genug besoldet wären, um nicht nur mit Lust und Liebe, sondern auch mit Aufwendung aller ihrer Kräfte ihr Amt zu versehen. Ich will gewiß den dermaligen deutschen Consuln in Amerika nicht zu nahe treten, ich kenne und schätze viele von ihnen persönlich, und weiß von ihnen auch, daß sie gern und eifrig sich ihrer einwandernden Landsleute annehmen, wo der Fall es gibt; aber es ist eben dermalen ganz ungewöhnlich, daß der Einwanderer an den Consul seines ehemaligen Vaterlandes auch nur denkt, und dann haben diese Männer in der That andere Geschäfte, als dem meist nicht sehr empfänglichen Auswanderer mit gutem Rathe nachzugehen. Diese Unempfänglichkeit die ich schon oben berührte, wird allerdings anfangs ungemein schwer zu überwinden sein, da wir aber daran festhalten, daß eine Regierung die Vertrauen verdient, dasselbe auch finden wird, namentlich in den untern Ständen, und der gute Erfolg auch bald für die Sache sprechen würde, so können wir dieses Hemmniß nicht für unübersteiglich halten. Auf was sich diese Fürsorge erstrecken sollte, dazu enthält das Voranstehende reichliches Material; was wir aber für das Ersprießlichste halten würden, wäre der Ankauf großer Landstriche in den Vereinigten Staaten durch deutsche Regierungen als Privatbesitz, welcher dann ausschließlich zur Bebauung durch auswandernde Staatsangehörige, mögen dieselben auf eigene, Gemeinde- oder Regierungskosten auswandern, bestimmt wäre. Die Zeit ist wohl schon vorüber, wo ein solcher Ankauf mit Vortheil in Staaten wie Ohio und Indiana

gemacht werden könnte; aber der fernere Westen bietet noch unendlich viel Raum und ist nicht so unzugänglich, als geglaubt wird. Der Kaufpreis des Landes könnte unter Garantie der Gemeinden der Auswanderer dem Einzelnen creditirt werden; auch die Beförderung bis an Ort und Stelle wäre durch verläßige Agenten zu überwachen, und da ein Hauptzweck der wäre, den Einzelnen vor Verkümmern in den Hafenstädten zu bewahren, so wäre die Vorausbezahlung für jene Reise erforderlich. Im übrigen aber müßte sich die heimische Regierung jeder Bevormundung der Leute enthalten, sowohl um die Eifersucht der Amerikaner nicht zu reizen, als um das Gefühl der Auswanderer selbst zu schonen; denn man darf nicht vergessen, daß diese Leute fast ohne Ausnahme mit dem Vaterland in ihrem Sinn vollständig gebrochen haben. Nur die Hülfe die begehrt würde, wäre ihnen, diese aber bereitwillig zu leisten, die Hauptsache läge ja ohnehin schon in der Gewährung angemessenen Besitzes und der sicheren Hinweisung an den Ort, wo sie gedeihen können.

Der Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas verfolgte diese Grundsätze, und ging noch weiter, indem er ein Creditirungssystem der wichtigsten ersten Lebensbedürfnisse mit der übrigen Fürsorge für seine Auswanderer verband. Die Namen der hohen Unternehmer bürgen für den Patriotismus und die Uneigennützigkeit dieses Plans, so wie sie freilich schmutzige Angriffe ganz besonders zu provociren geeignet sind; was den Fortgang der Sache betrifft, so scheint man schweres Lehrgeld hinsichtlich der vortheilhaften und zweckmäßigen Verwaltung bezahlt zu haben, im allgemeinen wird aber ein Auswanderer glücklich zu preisen sein, der unter solcher schützender und wohlmeinender Fürsorge seine Ansiedlung beginnen kann. Das Klima, wiewohl verderblich an der Küste, wird gerühmt; ich wage jedoch ohne eigene Anschauung nicht dasselbe als gut zu verbürgen, und kann deßhalb die Räthlichkeit des ganzen Unternehmens nur unter dieser Voraussetzung zugestehen; mein Wunsch freilich wäre, daß derselbe Geld- und Kräfteaufwand einem Landstrich in den oben gedachten mittlern Staaten gewidmet worden wäre.

Zum Schluß dieser Betrachtungen über Auswanderung und Auswanderer möge noch einiges über die Nation folgen, welche nebst den Deutschen die größte Zahl von Auswanderern nach Amerika geliefert hat — die Irländer. Es ist nur zu bekannt, wie das unglückliche Irland sich in einem Zustand der Auflösung befindet, der die Bewohner, trotz ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an ihre Insel, zu Tausenden über's Meer treibt; man ist stets sehr bereit gewesen, die Schuld dieses Zustandes allein dem englischen Joche das auf Irland laste, zuzuschreiben, wer aber die Irländer in Amerika beobachtet hat, lernt einsehen wie ungerecht diese Ansicht ist. Während der Deutsche mit dem Rufe der Betriebsamkeit, Genügsamkeit, Ehrlichkeit allgemein geachtet in Amerika dasteht, und Deutsche nicht nur die besten und wohlhabendsten Ansiedler, sondern auch die angesehensten und geachtetsten Kaufleute und Gewerbtreibenden sind, rekrutirt sich aus den Irländern der klägliche Stand der

Eisenbahnarbeiter, der armseligsten Taglöhner in den großen Städten, und wenn man — was mir übrigens nur einmal geschehen ist — in den Vereinigten Staaten einen Bettler antrifft, so ist es gewiß ein Irländer. In dem irischen Charakter liegen edle Züge, er hat ein warmes und liebevolles Herz und ist aller guten Regungen fähig, aber mit dieser Empfänglichkeit ist ein Leichtsinn und ein Mangel an Betriebsamkeit verbunden, der über alle Beschreibung geht. Darum wohnt der Irländer in Amerika wie in seinem Vaterlande in einer elenden Hütte, und die lieben Schweine theilen sie mit ihm; der Reichthum des Landes hindert ihn freilich am Verhungern, aber eben so wenig verbessert sich sein Wohlstand, und der Nutzen den er seinem neuen Vaterlande bringt, beschränkt sich auf seine Arbeit an Eisenbahnen und Kanälen, die allerdings ohne diese massenhafte irische Einwanderung kaum bestehen könnten, denn der Deutsche und Amerikaner hat Ersprießlicheres zu thun, als solche Erdarbeiten. Ein boshafter englischer Schriftsteller konnte daher zur Zeit als die amerikanischen Staaten ihre Schulden nicht bezahlten, wohl sagen: „er sehe nichts bemerkenswerthes für den Engländer in den großartigen amerikanischen Kanal- und Eisenbahnverbindungen, da sie mit englischem Geld und irischen Armen ausgeführt seien." Die Amerikaner selbst hegen keine sonderliche Achtung für diese Nation, die sich selbst auf der untersten Stufe der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten ihren Platz gewählt hat; die Abneigung gegen ihren Katholicismus kommt hinzu, denn der Amerikaner ist auf gut englisch fanatischer Protestant. Nur bei Wahlen, wo die Stimme des Irländers so schwer wiegt wie die des Enkels eines „Revolutionary Hero" (ein Hauptehrentitel in den Vereinigten Staaten), schmeicheln ihnen beide Parteien; so sollte auch ein Spaßvogel einmal eine Versammlung, unter der viele Irländer waren, haranguiren, und begann mit der emphatischen Phrase: „Who builds our railways? The Irishmen!" Hurrah in der Versammlung. „Who digs our canals? The Irishmen!" — Hurrah! „Who fills our almshouses? The Irishmen!" Hur — kill him! kill him! und sie hätten ihn in Wirklichkeit beinahe todtgeschlagen, wie billig.

In Baron Buseck's Hause verlebte ich durch die Güte und Gastfreundschaft meiner Wirthe einige sehr angenehme Tage, die mir einen deutlichen Begriff von dem Ansiedlerleben beibrachten. Unsern Mittagstisch theilten der deutsche Knecht und eine weibliche „Gehülfin"; unter andern Bedingungen würde man keine Dienstboten gefunden haben, aber die Leute benahmen sich anständig und bescheiden. Der Tisch eines Ansiedlers, auch von geringern Ansprüchen, ist stets mit Fleisch wohl besetzt, von andern guten Dingen ist Mais, und die vielerlei Gerichte und Backwerke die man aus seinem Mehl bereitet, eine Hauptressource im Urwald; ich kenne kaum etwas besseres als einzelne dieser Maiskuchen; auch eine Art Brei oder Polenta davon, Hominy genannt, die auf allen Tischen erscheint, ist köstlich. Im unreifen Zustand wird der ganze Maiskolben gekocht, heiß auf den Tisch gebracht, mit Butter

bestrichen und so verzehrt, indem man nach Art der Eichhörnchen den Kolben mit beiden Händen hält, und die Körner mit den Zähnen abknabbert. Ländlich sittlich, aber als ich diese Procedur zum erstenmal an öffentlicher Tafel in Boston, und zwar gar von Damen sah, hatte ich kaum den Muth sie nachzuahmen. Indem der Mais bei uns viel gebaut, aber nicht recht gewürdigt wird, glaube ich daß viele Schuld an der Unkenntniß oder Nichtbeachtung der Regel liegt, daß Maismehl sich nur drei Wochen lang aufbewahren läßt, dann aber bitter wird; die ganzen Kolben und Körner dagegen kann man im Vorrath Jahre lang aufheben, und man thut wohl, seinen Bedarf immer in kleinen Quantitäten mahlen zu lassen. Bei dem Interesse das man hier und da am Maisbau hat, glaube ich meine Notizen über die Art ihn in jener Gegend zu betreiben, hier wiedergeben zu sollen. Man pflanzt namentlich eine frühe, schnell reifende Sorte, das schon erwähnte Dreimonatskorn, sobald kein Frost mehr zu befürchten ist, in gut gearbeitetes aber sandiges, wenn es sein muß selbst mageres Land, und zwar die Pflanzen im Quadrat je 3—4 Fuß von einander. Die ersten 3—4 Wochen wird er oft gehäufelt, dazwischen zieht man Rüben oder Kürbisse. Wenn er anfängt zu reifen, wird die Pflanze bis zu dem Kolben gestutzt, und die Abfälle zu Heu gemacht; dieses ist vorzüglich für Vieh, die Kolbenhülsen geben Bettstroh. Die Körner werden in der Mühle leicht geschroten, dann gesiebt; das Uebrige dient zur Mast und zum Branntweinbrennen.

Indem v. B. mich über das Ansiederleben, die Kultur des Bodens und das Klima belehrte, fehlte es leider nicht an der Illustration seiner Behauptung, daß letzteres abscheulich und die üble Jahreszeit über die Maaßen lang sei, wofür er die große Hitze des Sommers beklagte. Der auch als gefährlich für die Schifffahrt übel berüchtigte Erie-See erhält diesen Landstrich gerade nach der schlimmsten Seite zu offen gegen Stürme und Frost, und während in diesen Tagen so vieles Unglück auf dem See geschah, hatten auch wir einen Sturm der das Haus fast umwehte. Dieser Sturm verdarb mir auch ein Vergnügen, dessen ich mich seiner Originalität halber billig zeitlebens hätte rühmen können: es war nämlich bei Besichtigung des v. B.'schen Besitzes, und eines noch mit Wald bestandenen Stücks verabredet worden, diesen etwa 30 Morgen großen Walddistrikt zu Ehren des achtzehnten Oktober's feierlich anzubrennen; bei einem Sturm von dieser Heftigkeit wäre aber dieses stolze Unternehmen allzu gefährlich für die Nachbarschaft gewesen. Trotz des schlechten Wetters machten wir manche Spaziergänge in Wald und Feld, die in solcher Begleitung natürlich sehr belehrend und unterhaltend für mich waren, auch erlegten wir an dem damals kaum vollendeten Kanal, welcher von Pittsburgh nach Erie führt, Enten und anderes Wassergeflügel, darunter eine ganz kleine Schnepfenart; besonderes Vergnügen gewährte mir aber ein Besuch bei dem Bruder Clemens von Buseck, der nahebei angesiedelt ist. Sein Haus, ein eigentliches Blockhaus, erregte von vornherein mein Interesse: die Stämme

werden von außen nicht einmal geglättet, wohl aber da wo sie auf einander liegen, und innen wo sie eine ebene Wand bilden sollen; wo ein Kamin oder Herd angebracht werden soll, bedarf es natürlich eines steinernen Schlotes oder selbst einer Brandmauer. Diese Blockhäuser, obgleich wir damit den Begriff des Rohesten verbinden, sind an Ort und Stelle gar nicht verachtet, sie sind warm und angenehm zu bewohnen; die unvermeidlichen Ritzen mögen allerdings Ungeziefer beherbergen, wiewohl ich darüber keine besondere Klage hörte; dort zu Lande ist es nicht so bedenklich wie in Guiana, wo ich einmal in einem alten hölzernen Hause wohnen mußte, das ein wahres Scorpioneneest war.

Clemens von Buseck war ein gewaltiger Jäger, der sich lange im fernen Westen an den Rocky Mountains aufgehalten und dort vielerlei Abenteuer bestanden hatte, sogar einen grauen Bär (grisly bear, Ursus ferox) hatte er erlegt, ein so gefährliches Thier, daß selbst die Indianer seine Erlegung der Scalpirung eines Feindes gleich achten; wie der Königstiger läßt er, einmal verwundet, nicht nach, bis entweder er oder der Jäger auf dem Platze bleibt; der Büffel (Bison) wurde als flüchtig und ungefährlich geschildert, da er sich nie gegen seine Verfolger kehrt; es läuft in der Heerde immer einer hinter dem andern her. Auf unser Bitten begleitete uns C. v. B. ins Freie, um einige Proben seiner Schießkunst abzulegen, die zu unserer wahren Bewunderung ausfielen; er erlegte Eichhörnchen und kleine Vögel fast ohne Fehlschuß mit der Kugel und traf ein Geldstück so groß wie einen Zwanziger auf 30 Schritt, auf den ersten Schuß. Die Kunst die Büchse zu gebrauchen, die hier ein Deutscher sich mit so viel Erfolg angeeignet hatte, ist in Nordamerika weit verbreitet, und in der That für den Ansiedler nöthig genug; die Kaltblütigkeit des Amerikaners macht ihn besonders geschickt zur Führung dieser Waffe. Die amerikanischen Büchsen, im Lande selbst gemacht und an Feinheit der Ausstattung freilich den unsrigen sehr nachstehend, schießen, was die Hauptsache ist, vortrefflich, sie haben meist ein sehr kleines Kaliber, bis zu 120 Kugeln auf's Pfund, mäßig viel Eisen, aber einen langen Lauf bei äußerst schmaler Schäftung, so daß sie sehr viel Vorgewicht haben und zum Schießen aus freier Hand nicht wohl zu benutzen sind. Ich kaufte eine nach Landesart elegante Büchse für 22 Dollars.

Man hat hier Rothwild, aber von der Beschwerlichkeit, ja Vergeblichkeit des Pürschganges in einem Urwald macht man sich keinen Begriff, wenn man nur unsere wohl durchforsteten Wälder kennt. Wie soll man sich anschleichen, wenn man jeden Augenblick über Baumstämme klettern muß oder in Dammerde versinkt? Es gehört dazu die Ruhe und Gewandtheit des Indianers, und wenigstens eine weit und sicher tragende Büchse. Von Verfolgung des angeschossenen Wildes ist gar keine Rede durch dieses Dickicht, und mancher deutsche Nimrod ist da schon von seinen Jagdgedanken in den amerikanischen Urwäldern zurückgekommen. Große Raubthiere gibt es in diesen halbkultivirten Gegenden nicht mehr; der Waschbär oder Racoon, oder einfach 'Coon, wie der selbst

mit Buchstaben sparsame Yankee ihn nennt, ist kaum größer als ein Fuchs, und nur den Hühnern verderblich; großen Schaden thut er am Mais so lange er unreif ist. Man jagt ihn mit Hunden auf und beobachtet ihn, wenn er nach seiner Art in einen hohlen Baum flieht, in dem er sich tief verkriecht; nun wird der Baum gefällt, die obere Oeffnung verstopft und unten ein Einschag gemacht, durch den man einen Hund hineinläßt. Der 'Coon, ein gewandtes, leicht zähmbares Thier das viel in der Gefangenschaft gehalten wird, ist, warum weiß ich nicht, zugleich das von den Whigs adoptirte Emblem; „ganz recht," sagen die demokratischen Ansiedler, welchen die Schutzzölle der Whigs ein Greuel sind, „er stiehlt uns unsere Nahrung." Auch eine Beutelratte, das Opossum oder 'Possum, ist häufig und als Eierdieb berüchtigt; wenn es geschlagen oder gefangen wird stellt es sich todt. Das Stinkthier stellt ebenfalls den Hühnern und Eiern nach, aber statt es zu verfolgen, complimentirt man es lieber aus dem Hause, damit es nur den über alle Maaßen scheußlichen Gestank unterläßt. An Eichhörnchen hat man das große schwarze, ein kleineres rothes mit weißem Bauch und schwarzer Einfassung, und das kleine gestreifte in Höhlen wohnende Erdeichhorn; letzteres ist in den Wäldern ungemein häufig und huscht einem immer vor den Füßen herum; die zahllosen Eicheln und süßen Kastanien (eine Sorte mit kleiner Frucht die sehr gemein ist) gewähren ihnen reichliche Nahrung, aber sie thun auch in den Maisfeldern abscheulichen Schaden. Das schwarze Eichhorn, bedeutend größer als das unsrige, muß dem Schützen oft als Ziel herhalten; wie das deutsche wagt es nicht, wenn es merkt daß es verfolgt wird, seine Stelle zu verlassen, und wird um so leichter erlegt. Ich kann noch ein:ge Schlangenfabeln hinzufügen, und es ist seltsam, wie überall die Geschichte dieses unheimlichen Thiers mit abenteuerlichen Ausschmückungen entstellt wird: so ist dort eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt und wie ein Reif weiter rollt; eine andere, der Racer, verfolgt den Menschen und erreicht ihn trotz der schnellsten Flucht; eine dritte, die schwarze Schlange windet sich um seinen Leib, der Yankee zieht kaltblütig sein Messer und schneidet sie mitten von einander.

Da das Wetter gar so unfreundlich war, und überdieß die Nachricht von den großen Dingen, die aus Anlaß der nahen Präsidentenwahl in New-York vor sich gehen sollten, bis in unsere friedliche Gegend gelangt war, so nahm ich am 19. Oktober von meinen lieben Wirthen Abschied, und schiffte mich am nächsten Morgen in Erie auf dem schönen Hochdruckdampfboot Missouri ein, dessen Maschinen mit ihrer einfachen Construktion aber gewaltigen Wirkung großen Reiz der Neuheit hatten; das gewaltsame Ausstoßen des Dampfes nach jedem Kolbenhub macht einen wunderbaren unheimlichen Eindruck; Näheres über die Hochdruckdampfboote bei Gelegenheit der Beschreibung ihrer Heimath, des Südens. Es war Sonntag, und die „Bar" für den Getränkeverkauf geschlossen, worüber ich mich eher getröstet hätte als über den gleichfalls

gehemmten Verkauf von Büchern, die sonst in den bekannten wohlfeilen Ausgaben allenthalben für den Reisenden zu haben sind. Trotz der Schnelligkeit unseres Bootes brauchten wir wieder neun Stunden bis Buffalo, da der See noch immer sehr bewegt war, und wir mit vielem Zeitverlust den leider zahlreichen Schiffstrümmern und Holzstücken nachfuhren, um vielleicht hie und da einem Schiffbrüchigen beistehen zu können. In Buffalo selbst hörten wir viele Erzählungen über das durch den Sturm angerichtete Unglück, und sahen an das Ufer geworfene Kanalboote.

Die Reise von Buffalo nach Albany mit der Eisenbahn machte ich diesmal direkt in 26 Stunden ohne besondere Ermüdung und ohne Abenteuer, ein ganz unglaubliches abgerechnet, das uns in Rochester aufstieß. Dort nämlich wurden Zeitungsblätter in die Wagen geworfen, welche das nahe bevorstehende Ende der Welt in ausführlicher und bombastischer Weise verkündeten, und denn auch die arglosen Passagiere dieses Eisenbahnzuges aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf den am 23. Oktober nunmehr definitiv bevorstehenden Weltuntergang aufmerksam machen sollten; es war ausführlich nach Bibelstellen berechnet, wie in diesem Jahr das Ende kommen müsse, und der zehnte Tag des siebenten Monats war der Tag; in der Sprache der Vernünftigen ist das einfach der 10. Juli, aber da an diesem die Welt nicht hatte untergehen mögen, so rechneten sie nun den 23. Oktober heraus, behielten aber jenen zehnten Tag des siebenten Monats der Consequenz halber bei, mit großen Lettern gedruckt. Wir lachten herzlich über das Zeug, ohne damals zu ahnen, daß, wie es nach der Hand an den Tag kam und allgemein besprochen wurde, die Zahl der Bethörten eine namhafte gewesen war. Ein Schotte Namens Miller hatte diese Sekte gestiftet, die sich nach ihm Milleriten nannte, und in dem an religiösen Extremen so reichen Amerika allenthalben Anhänger gewann; selbst in New-York schlossen viele Leute ihre Läden und schrieben darauf: „the Lord cometh!“ Andere gaben ihre Habe den Armen und bezahlten gewissenhaft ihre Schulden,* ein Zimmermann der ein Haus zu bauen unternommen, weigerte sich seinen Contrakt zu erfüllen, weil es ja doch unnütz sei, ein spekulativer Yankee aber in Massachusetts kündigte, um als ehrlicher Mann vor seinem Tod seine Schulden zu bezahlen, einen Ausverkauf an. Bei Philadelphia war eine große Schaar am Vorabend in

* Bei Durchlesung dieses Manuscripts erzählt mir Prinz Emil von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, in kaiserlich russischen Diensten, wie im Jahr 1851 im Kaukasus sich bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß ganz ähnliches ereignete: in den Dörfern der Tschetschenzen riefen die Mollah's alles Volk in die Moschee, verkündigten, selbst bestürzt, den göttlichen Zorn, und ermahnten die Gläubigen von ihrer Habe den Armen zu geben, ehe es zu spät sei; so gab der eine ein Pferd, der andere einen Hammel oder ein Rind, oder auch viele Stücke. Als nun die Sonne sehr bald wieder aus der Verfinsterung hervortrat, freuten sich die am meisten, welche zu spät vom Felde gekommen waren, um sich jene geistliche Ermahnung zu Herzen nehmen zu können.

den Wald gezogen, hatten Himmelfahrtsröcke (Ascension robes), nach aerostatischen Gesetzen gebaut, angezogen und so das Ende erwartet, und wurden am andern Morgen halb todt vor Hunger, Kälte und Angst aufgefunden; andere setzten sich in ihren Himmelfahrtsröcken auf die Gräber der Ihrigen; in Albany ließen böse Buben zur Pein der ohnehin genug geängsteten Kreaturen plötzlich eine Posaune in ihrem Versammlungssaal erschallen, während sie gleichzeitig Tauben, mit Feuerwerk an die Füße gebunden, fliegen ließen. Außer diesen mehrentheils verbürgten Geschichten erfanden die Zeitungen noch eine Menge dazu, unter andern von einem Wittwer, der mit seiner zweiten Frau in Himmelfahrtsröcken nach dem Kirchhof gewandert sei; als er sich eben auf das Grab der ersten Frau erwartungsvoll niedergelassen, da sei die zweite durch die Eifersucht kurirt worden und nach Hause gelaufen. Ernster war es, daß viele dieser armen Thoren, was sie an Geld oder Kostbarkeiten besaßen, auf die Straßen geworfen, oder schlimmer noch an den Fonds der Sekte geschenkt hatten, und es sprach sich allgemeine Entrüstung gegen jenen Miller aus, dessen Prophetenthum auf die nichtswürdigste Beutelschneiderei hinauszulaufen schien.

In Albany besuchte ich mehrere öffentliche Gebäude, unter anderen das Capitol, den Sitz der gesetzgebenden Versammlungen des Staats von New-York, dessen Hauptstadt Albany ist. Muß man es gleich dem Gemeingeist der Amerikaner nachrühmen, daß sie auf öffentliche Gebäude große Summen freigebig verwenden, so fehlt leider gar oft der Geschmack, und diese Summen werden edleren Kunstschöpfungen entzogen; c'est tout comme chez nous. In der Staatsbibliothek bewunderte ich Audubon's zoologische Abbildungen aus Amerika, aber auch die Liberalität in der Erlaubniß zur Benutzung, deren Uebermaaß einige häßliche Flecken auf diesem und anderen Prachtwerken zur Folge gehabt hatte.

Da ich am 23. Morgens in New-York sein wollte, benutzte ich das Nachtdampfboot Knickerbocker (der Name ist aus Irving's Werken), ein großes prächtiges Boot mit einer Menge Schlafkajüten und Betten, in denen der Glückliche der eines erobert, sanft schlafend an sein Reiseziel gelangt. Wir waren an 400 Passagiere, und diese Boote sind immer so besetzt, weil der Geschäftsmann die Gelegenheit eine Nacht ohne Ermüdung zur Reise zu benützen hoch anschlägt. Nach zehnstündiger Fahrt waren wir in New-York.

Sechster Abschnitt.

Präsidentenwahl — Parteiwesen.

Aus dem Gedränge am Landungsplatze, in das hinein die Miethkutscher ihre Peitschen wie Angelruthen zu senken pflegen, um Fahrgäste zu erhalten, brachte mich ein solches Individuum, dessen Angelschnur ich als Zeichen seiner Erwählung ergriffen, wohlbehalten nach Carlton House, einem schönen Gasthofe im obern Theil von Broadway. Bei meiner ersten Ankunft in New-York hatte ich anfangs das ungeheure und berühmte Astor House versucht, und zog dann in ein Privathaus in Broadway an dessen unterem Ende; am besten befand ich mich in meinem jetzigen Quartier, wo ich zugleich dem Mittelpunkt der Bewegung, die New-York bei herannahender Präsidentenwahl erfüllte, nahe blieb.

Der Tag meiner Ankunft war einer großen Demonstration der Whigs gewidmet, bei welcher diese in einer langen Procession durch die Straßen die Zahl und das gute Aussehen ihrer Parteigenossen der Welt vorzuführen, zugleich durch alle möglichen Ausschmückungen des Zuges die Augen der Zuschauer zu blenden beabsichtigten. Wohl eine Stunde lang bewegte sich diese Procession von mehreren tausend Menschen an meinen Fenstern vorüber, alle Whigclubs aus der Nachbarschaft, ja von Albany und Boston hatten Gesandtschaften geschickt oder waren gar Mann für Mann erschienen, angesehene Parteiführer paradirten zu Pferd und zu Wagen, Musikbanden, Flaggen, Banner mit Inschriften und Emblemen, ganze Schiffe, Wagen mit Produkten, mit Darstellungen der Industrie, lebendige Waschbären als Embleme des Whiggismus, aber sehr trübselig auf Bäumen sitzend die getragen und gefahren wurden, Rindviehheerden, eine große Cavalcade junger Männer, und die unabsehbare Reihe von Fußgängern, alle in Festkleidern und mit Bändern, Schleifen, Medaillen geschmückt, paarweise oder zu drei und vier hinter ihren Bannern herziehend, bildeten eine imposante und wahrhaft glänzende Parade, die sich durch Broadway hindurch bewegte unter fortwährendem Hurrahrufen des Zuges selbst, der Zuschauer in den Straßen und an den Fenstern; an den letzteren, die mit Fahnen geschmückt waren, zeigten sich besonders viele Damen, denn es ist schon erwähnt, wie diese eine Neigung für den Whiggismus haben, im Gegensatz zu der plumperen Demokratie; wo nun gar die Damen mit ihren Tüchern wehten, antworteten die unten mit doppeltem Applaus; auch auf dem Balcon des Carlton House war eine Schaar schöner Damen versammelt, und als nun gerade bei meiner Wohnung, wo ich mit einigen Bekannten im Fenster lag, wiederholtes lautes Hurrah ertönte, wurde endlich ich selbst von dem die andern Menschen in Amerika beherrschenden Wahlfieber der Art ergriffen, daß auch ich in ein lautes „Hurrah for Clay!“ ausbrach

und mit Schwenken des Schnupftuches mich einigermaaßen wie ein Unkluger geberdete. Was ich schon in der Antwort an den Stimmensammler auf der Empire erklärt hatte, meine Parteinahme für Clay, das kam in jenem denkwürdigen Moment zum feierlichen Bekenntniß, ich habe von da an treulich bei meiner Partei ausgehalten, bei der nächsten Procession Fähnchen mit „Clay and Frelinghuysen“ (letzterer der proponirte Vicepräsident) aus dem Fenster gesteckt, und mich bei der endlichen Niederlage „meiner“ Partei so geärgert, daß ich es in der That selbst nicht mehr begreifen kann. Aber dieses Wahlfieber ist so ansteckend, daß bei nahe bevorstehender Wahl, ja selbst Monate vorher kein Mensch in der ganzen Union mehr bei ruhigem Verstand ist; alle Bande, selbst die der Familie lösen sich, die der Parteigenossenschaft treten an die Stelle, und jeder bleibt, auch wenn er aus unklaren oder selbst unlautern Motiven Partei genommen hat, der einmal gewählten Fahne treu. Weit weniger um Proselyten zu machen, denn diese sind wie gesagt nicht zu haben, sondern aus innerem Behagen an der Aufregung in die man sich einmal begeben hat, überbieten sich die Parteien in Processionen, Versammlungen, Festen, zu denen sie berühmte Redner oft weither verschreiben, die Zeitungen, die schon längst die Candidatennamen an der Spitze ihres Blattes tragen, reden sich in die tollste Leidenschaft hinein, und wenn man die Angriffe auf die wechselseitigen Präsidentschaftscandidaten liest, so meint der Ungefangene, es seien die beiden größten Vaterlandsfeinde, wo nicht gar Bösewichter im ganzen Lande, um deren Wahl es sich handle; in letzterer Beziehung darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Presse, obwohl sie von den Parteien benutzt wird, mit äußerst wenigen Ausnahmen von keiner derselben Achtung genießt.

Es ist bekannt, daß die Verständigung jeder Partei über die von ihr aufzustellenden Candidaten in gemessener Berathung erfolgt; die ausgewählten Namen werden nun zu einmüthiger Nachachtung den einzelnen Clubs und der Oeffentlichkeit übergeben, und je weiter sich die Parteibewegung von jenem Mittelpunkte entfernt, desto mehr verliert sie natürlich an Selbstbewußtsein und sittlichem Ernst; wo eine Genossenschaft aus Millionen zur Wahl Gleichberechtigter besteht, da sind natürlich der Blinden und Kurzsichtigen gar viele, welche den Schweif einer in ihren Leitern vielleicht höchst achtbaren und patriotischen Partei bilden, und dabei auch ihr eigenes Schäfchen ins Trockene zu bringen suchen; in letzterer Beziehung ist der abscheuliche Unfug, welcher mit der Verdrängung politischer Gegner aus ihren Aemtern getrieben wird, eine besondere Aufmunterung für eine Menge ehrgeiziger Individuen; diese tief demoralisirende, wahrhaft staatsgefährliche Unsitte hat zuerst General Jackson, als er Präsident wurde, in die Mode gebracht; ich komme auf dieselbe zurück, es leuchtet aber auf den ersten Blick ein, daß das Uebel zu denen gehört, die weit leichter eingeführt als wieder abgeschafft sind. Im allgemeinen aber muß man sagen, daß von den Amerikanern das vielsagende Recht ihr

Staatsoberhaupt sich frei zu wählen, durchschnittlich mit Würde geübt wird; auch sind die Parteien sehr consolidirt, was aus der Thatsache am deutlichsten hervorgeht, daß, obgleich die Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten indirekt ist (der Art daß jeder Wähler so viele Wahlmänner bezeichnet, als jeder Staat sendet), dennoch die einzelnen Staaten nie anders als einstimmig ihre Stimmenzahl abgeben; ein Beweis nicht nur für die Disciplin unter den Wählern, die sich alle auf die vorgeschriebenen Wahlmänner vereinigen, sondern auch für die Festigkeit der letzteren. Käuflich sollen dem allgemeinen Ruf nach nur die Stimmen der Irländer sein, und man behauptet ferner, daß die reichen Kaufleute in den großen Städten bei den Wahlen ungeheure Summen an das Proletariat das sich in diesen Städten vorfindet, verausgaben; solche Dinge sind indeß natürlich schwer zu beweisen, und in den Gehässigkeiten der Zeitungen über Wahlbestechung, Betrug beim Stimmen u. s. w. liegt jedenfalls viel Uebertreibung. Obgleich es an armen Deutschen nicht fehlt, und man nicht abgeneigt ist diese mit den Irländern als Bestandtheile des Proletariats in vielen Beziehungen zusammenzuwerfen, so habe ich doch den Vorwurf der Käuflichkeit bei diesem Anlaß nicht gegen sie aussprechen hören; übrigens ist der Deutsche in Amerika, der sich weiß macht daß er einem gewaltigen Druck entronnen, aus natürlicher Gegenwirkung regelmäßig Demokrat, wobei das nicht außer Acht zu lassen ist, daß die meisten Deutschen ausgewandert sind, weil sie Pariah's ihres Standes, sei es Bauern-, Handwerker-, Literatenstand, waren.

Der Eifer und die Gewissenhaftigkeit der Wähler offenbart sich öfters in bezeichnenden Anekdoten, an denen auch die diesmalige Wahl reich war; so wurde einem Whig, einem armen Teufel, die Versuchung eines Paars Stiefel gestellt, wenn er für Polk stimmen wollte; der Mann konnte die Stiefel recht gut brauchen, trug aber großes Bedenken seine politische Ehre um diesen schnöden Preis hinzugeben; so ging er zu einem Freunde den er als Demokraten kannte, und indem er ihm seinen Fall vortrug, bat er ihn für Clay zu stimmen, wenn er selbst für Polk stimmen werde, keine Partei werde dabei etwas verlieren und er die Stiefel obendrein gewinnen. Gesagt gethan, und der gewissenhafte Whig hatte noch obendrein die Genugthuung, seinen demokratischen Versucher tüchtig auslachen zu können. In einem andern Fall fährt im Innern ein reicher Mann zu dem Wahlort; dort ist ein arges Gedränge und voraussichtlich vor langer Zeit gar nicht zum Stimmen zu kommen. Da fragte der Herr seinen Kutscher für wen er stimmen wolle: natürlich für Polk. „Und ich für Clay," sagt der Herr, „fahren wir getrost wieder nach Hause, unsere Stimmen heben sich gegenseitig auf." Letzteres Stückchen hätte man um ein Haar in Deutschland auch aufführen können! Am meisten Spaß machte mir aber eine Geschichte die unter meinen Augen vorging: ein wackerer Deutscher in New-York hatte von Anfang an erklärt, er wolle von der ganzen Wählerei nichts wissen, und wurde deßhalb von seinen zwei Söhnen, die

beide blutjung, aber nicht minder eifrige Politiker waren, der eine Whig, der andere Locofoco, unablässig gequält; endlich am entscheidenden Tage wird der demokratische Sohn so dringend, daß der Vater sich erweichen läßt: er geht mit dem Sohne hin und stimmt — für die Whigs.

Eine Merkwürdigkeit des Wahlfiebers sind die oft unsinnig hohen Wetten, und es gilt als Ehrensache eine solche Wette nicht auszuschlagen, weil das an seiner Partei verzweifeln hieße. In New-York verlor diesmal ein Kaufmann von einem Vermögen von etwa 45,000 Dollars 40,000.

Man lebte in jenen Tagen von gar nichts als von Politik, die leitenden Fragen wurden nicht sowohl mehr debattirt, als in kurzen Phrasen und Schlagwörtern in den Zeitungen und auf den Rednerbühnen orakelmäßig ausposaunt; jene Procession, die sich wenige Tage darauf noch glänzender wiederholte, war einer der Ausbrüche des Fiebers, und der Ruhm den die eine oder andere Partei bei solchen Anlässen etwa erntete, war der Maaßstab zu den sanguinischsten Hoffnungen; in der That zweifelte keine Partei an dem vollständigsten Succeß, und eben so wenig an dem vollkommenen Ruin des Landes, wenn die heillose, jeder Niederträchtigkeit und Bosheit fähige Gegenpartei dennoch das Uebergewicht gewinnen sollte. An solchen Processionstagen war die ganze Stadt in fieberhafter Aufregung, jeder war auf den Beinen, um entweder das stolze Auftreten seiner Partei zu bewundern, oder seinen Haß an diesem übermüthigen Treiben der Gegner zu schärfen. Besonders war — von meiner eigenen Parteinahme diesmal abgesehen — nicht zu läugnen, daß der zahlreiche, aus anständigen Leuten bestehende Anhang der Whigs bei diesen Processionen wirklich ein gutes Licht auf die Partei warf; wenn sie auch in voller Glorie, mit Bändern und Medaillen geschmückt in Broadway einherstolzirend, sich etwas in die Brust warfen, so waren sie doch in ihrer Art bescheiden und sittsam, und die Sympathie der Damen für sie konnte allein schon genügen einen Unbefangenen ihnen geneigt zu machen. Es war auch von den Flaggen an den Fenstern in den wohlhabenderen Straßen abgesehen, in der ganzen Stadt etwas festliches; selbst den Pferden hatte man die Nationalfarben angebunden, und ein Kerl der in Broadway junge Hunde feil hielt, hatte sich nicht entblödet, den Thieren kleine Nationalflaggen an die Ohren zu befestigen; von den Tausenden die an ihm vorbeiwogten, fiel es indeß niemanden ein, ihn wegen dieser Profanation zur Rechenschaft zu ziehen.

Auf alle Fälle mußten solche Erfolge der Whigs die Gegenpartei nachdenklich machen, und sie veranstalteten deßhalb wenige Tage darauf eine ungeheure Procession mit Fackeln, bengalischem Feuer, Transparenten und sonstigen Dingen, die bei Nacht leuchten; freilich sagten die Whigs gleich, die ganze nächtliche Procession sei nur deßhalb angestellt, weil sie sich schämen müßten ihre Parteigenossen bei Tage sehen zu lassen, worin sie, wie ich glaube, nicht ganz Unrecht hatten: die bunte Wirthschaft eines solchen Fackel-

zuges mit mehr blendenden Effekten als solidem Glanz war wohl ganz die Sache der Partei, welche gerade in der Stadt New-York in einer großen Schaar proletarischer Einwanderer einen mehr nützlichen als präsentabeln Anhang besaß. Sehr komisch war es nun, wie die Democraten ihrerseits das Heil der Schifffahrt, der Industrie, der Landwirthschaft ebenso unfehlbar aus ihrem Programm herleiteten, wie die andern, und deßhalb alle jene Embleme, wie sie bei den Whigprocessionen paradirt hatten, auch für sich vindicirten; besonders hatten sie als Hauptstück ein riesenhaft erleuchtetes Schiff auf einem Wagen, statt der lebensgroßen Clay's eben so ansehnliche Polk's, und den amerikanischen Adler hatten sie ohnehin gemein, sammt der nicht sehr prägnanten Devise: „E pluribus unum", die indeß der Amerikaner mit der Uebersetzung: „Alle für Einen, Einer für Alle" zu verbessern pflegt. Eine solenne Prügelei pflegte diese Aufzüge zu beendigen, wie es allerdings in der menschlichen Natur aller Länder zu liegen scheint.

So lebhaft meine Wighs sich gerirten, so fehlte doch der Enthusiasmus, welcher vor vier Jahren bei der Wahl des General Harrison geherrscht, und diesem whiggistischen Candidaten einen glänzenden Erfolg gesichert hatte. Harrison, ein alter, durch eine Schlacht bei Tippecanoe namhafter Soldat, wurde als eine ehrwürdige, durch größte Einfachheit der Sitten glänzende Persönlichkeit vorgeschoben; man erzählte sich Charakterzüge von ihm, wie er in einem Blockhause lebend alle landwirthschaftlichen Arbeiten eigenhändig betrieb, und ihn unter anderm ein Revolutionary soldier beim Keltern von Hard cider antraf, wie er denn diesen alten Kameraden aufs gastfreiste empfing, aber ihm nichts aus seinem frugalen Haushalt vorzusetzen wußte, als eben jenen Hard cider oder gemeinen Aepfelwein. Von nun an mußte jeder Whig ein Blockhaus im Modell haben, mit Puppen die den General Harrison an der Ciderkelter und den Revolutionary hero darstellten; der Lieblingsrefrain der Whigs bei ihren Zusammenkünften aber war:

Tippecanoe
And Tyler too!

Tyler war der Vicepräsident ihrer Wahl. Dazu tranken sie Hard cider und ersetzten, was diesem Getränk an Geist abgeht, durch Enthusiasmus, mancher Whig seufzte aber doch im Stillen über den herben Trank. Angenehmer trank sich freilich der Henry Clay Champagne, der zu meiner Zeit allenthalben verkauft und getrunken wurde, eine ungemein gute Spekulation. Den guten alten General Harrison brachten seine Verehrer binnen Monatsfrist durch Ovationen und Festlichkeiten aller Art förmlich ums Leben; der Constitution gemäß folgte ihm der Vicepräsident Tyler, von den Whigs später als Apostat verabscheut, da er sein verfassungsmäßiges Veto gegen Beschlüsse des in seinen Majoritäten damals whiggistischen Congresses einlegte.

Henry Clay, als einer der größten Staatsmänner Amerika's auch in Europa anerkannt, war schon siebenundsechzig Jahre alt, als die Whigpartei

ihn auf der Convention zu Baltimore im Frühjahr 1844 zu ihrem Candidaten, bereits zum drittenmal erhob. Es hat mir oft in der Seele weh gethan, wie man diesen alten hochverdienten Staatsmann in den Strudel des Parteitreibens hineingezogen, ihn der Zudringlichkeit seiner Freunde und den giftigen Angriffen seiner Gegner ausgesetzt hat, um ihn nach monatelanger äußerster Spannung einer bittern schmerzlichen Enttäuschung auszusetzen, seine politische Laufbahn mit einer Manifestation der öffentlichen Ungunst zu krönen. In unsern monarchischen Staaten, wo die der menschlichen Natur immerhin lockende höchste Stelle dem Streben des Einzelnen abgeschnitten ist, macht man sich wohl kaum einen Begriff von dem gewiß sehr edlen Trieb der einen Staatsmann erfüllen muß, am Ende einer ruhmvollen Laufbahn der Lenker von Millionen zu werden, ein Ziel das innerhalb der vernünftigen Schranken seines Ehrgeizes liegt. Clay's Feinde haben auch seinen Privatcharakter verunglimpft; eine Untersuchung darüber liegt mir fern, um so mehr als sich während der Höhe des Parteitreibens unmöglich ein Urtheil über einen amerikanischen Staatsmann fällen ließ, der von der einen Seite vergöttert, von der andern mit Koth beworfen wurde; doch scheint nach meinem Gefühl die demokratische Partei dem Vorwurf nicht entgehen zu können, daß sie es an Pietät gegen den im Dienst des Vaterlandes ergrauten Politiker hat fehlen lassen; auch nicht eine Andeutung dieser Art habe ich in ihren Parteiblättern gefunden. Die Whigs empfanden auch in diesem Sinne ihre spätere Niederlage sehr schmerzlich. Nachher kam ein meines Erachtens in allen Fällen unglückliches Projekt auf, ihm bei lebendigem Leibe ein Denkmal zu errichten. Frelinghuysen, der Candidat zur Vicepräsidentschaft, war Kanzler der Universität New-York; ich hatte die Ehre ihn, und zwar wenige Stunden vor seiner Niederlage kennen zu lernen, ein stattlicher Mann, niederdeutscher Abkunft, von Vertrauen erweckendem Aeußern und würdiger Haltung: „a good cause stands to be defeated“ sagte er mir prophetisch in Bezug auf die bevorstehende Entscheidung.

Gegen James Knox Polk (sie sprechen das l nie aus, wie in folks, Norfolk) wußten seine Gegner nichts Schlimmes vorzubringen; er war ein wenig bekannter, unbescholtener und allerdings in allen bisherigen Stellen erprobter Mann; die Whigs waren edelmüthig genug sich auf die Erklärung zu beschränken: wir kennen den Mann nicht, statt ihn eben auch anzuschwärzen. Das schlimmste was sie sagten war, daß man sich seine Candidatur nur durch die damals in erster Höhe grassirende Polkamanie erklären könne, der Partei selbst fällt wohl die Taktik von ein paar schlechten Zeitungen nicht zur Last, die die Missethaten eines Menschen der auch Polk geheißen, ohne weiteres diesem Polk in die Schuhe schoben. Der spätere Vicepräsident Dallas war früher Gesandter in St. Petersburg gewesen.

Was die politischen Programme der beiden Parteien betrifft, so ist die damalige gegenseitige Stellung gar sehr veraltet, und ich werde mich um so

mehr kurz fassen, da ich deren weitere Entwicklung nicht habe verfolgen können; interessant ist es aber, daß es die unendlich folgenschwere Annexation von Texas war, im Widerstand gegen welche die Whigs ihre Niederlage erlitten: es war jene Entscheidung der wahre Abschnitt zwischen den alten Vereinigten Staaten und dem jungen Amerika, das den ganzen neuen Continent zu verschlingen droht; jene hatten bis dahin ihre Jugendkraft und den Reichthum ihrer Hülfsmittel der eigenen inneren Entwicklung und Ausbildung gewidmet, man schätzte an diesem jungen blühenden Reich seine Friedfertigkeit, seine Enthaltsamkeit von politischen Händeln, und mancher Optimist war geneigt es den europäischen Mächten als Beispiel hinzustellen, wie man äußere Händel hintansetzen und nur der Beglückung seiner Staatsgenossen leben solle. Die Whigs hatten unbezweifelt Recht, wenn sie „the Union as it is“ auf ihre Fahne schrieben und damit die Veränderung des Wesens der Union durch jene Erweiterung derselben prophezeiten, eine andere Frage ist es, ob sie politisch klug handelten indem sie sich dieser Entwicklung widersetzten. Clay hatte in einem veröffentlichten Schreiben die Annexation als dishonorable bezeichnet, ein dem europäischen Legitimisten schwer begreiflicher Ausspruch, da unser Staatsrecht keinen Anhaltspunkt darüber gibt, inwiefern ein Bestandtheil der rebellischen Colonie Mexico das Recht habe, sich von derselben wiederum loszusagen und sich selbstständig oder als Glied eines andern Staatswesens zu gestalten; für Amerika dagegen ist diese Frage, die sich täglich bei einem der Vereinigten Staaten wiederholen könnte, von erweislichem Interesse, und eine gegenseitige völkerrechtliche Garantie in derselben würde jedenfalls dem Schwächeren werthvoll sein. Die Frage ob die Vereinigten Staaten in solcher Weise sich vergrößern sollen, ist nun längst entschieden; damals aber war sie mit ihren Licht- und Schattenseiten, ihren Gefahren und Lockungen nationaler Größe ein Gegenstand der heftigsten Debatte; selbst van Buren, der frühere demokratische Präsident war gegen die Annexation, und konnte bei der Popularität derselben nicht mehr seiner Partei als Panier dienen. Für die überkräftige, thatenlustige und um den Rechtspunkt wenig bekümmerte Masse der Ansiedlerbevölkerung war die Aussicht der Vergrößerung, auch auf die Gefahr hin sich mit den Mexicanern darum raufen zu müssen, so recht nach ihrem Sinn; die gemäßigt Gesinnten dagegen erkannten nicht nur jene Gefahr der Ausartung für die Vereinigten Staaten wie sie waren, sondern sie scheuten auch die Wechselfälle eines Kriegs mit Mexico, das sie mehr noch durch seine klimatischen Verhältnisse als durch die Wehrhaftigkeit seiner Bevölkerung geschützt glaubten. Andere beklagten die 25 Millionen Dollars Schulden von Texas, wieder andere die Kräftigung der Sklaverei durch den Zutritt eines Sklavenstaates: — kurz Texas war ein Erisapfel bester Qualität für die Parteien. Eine andere Streitfrage war der Zolltarif; die whiggistischen Majoritäten des Congresses im Jahre 1842 hatten einen Tarif mit einem gewissen Grad von Schutz einheimischer Industrie durchgesetzt, und die Festhaltung, wo nicht

Erhöhung dieses Schutzes war eine Intention der Whigs, welche eine selbstständige Industrie im Lande zu schaffen wünschten; statt fortwährend den Markt mit allen nur denkbaren europäischen Artikeln überschwemmt zu sehen, während die Industrieerzeugnisse, in denen die Amerikaner excellirten oder nur die Concurrenz bestehen konnten, sich an den Fingern herzählen ließen. Dagegen meinten die Demokraten, das Land bedürfe der Hände zum Ackerbau und könne sie für die Fabrikarbeit nicht sparen; der Ansiedler insbesondere könne bei mangelndem Absatz seiner Producte nicht theueres Geld für die ihm nöthigen Industriegegenstände zahlen, um die Fabrikanten zu bereichern; lieber möge man durch niedrige Zölle sich zugleich einen Absatz für die Erzeugnisse des Ackerbaues sichern. Wie sehr die Industrie der Vereinigten Staaten in ihrer Kindheit, davon gab mir gerade in jener Zeit eine Ausstellung in New-York, auf die man sich einigermaaßen etwas zu Gute that, einen deutlichen Beweis, und vorausgesetzt daß die Industrie überhaupt ein wünschenswerthes Ding für sie war, bedurfte das zarte Pflänzlein der amerikanischen Industrie des Schutzes recht sehr für sein Aufkommen. Andererseits haben wir in Erie gesehen, wie wenig dem Ansiedler mit einer solchen Maaßregel gedient sein würde. Natürlich werden diese Contraste in dem Bedürfniß der nordöstlichen Seeküste und des übrigen Landes immer greller, je mehr wir westlich und südlich kommen, wo gar keine Industrie besteht, vielmehr der Charakter der Colonie vorherrscht. Ein dritter, ebenfalls dem Zwiespalt zwischen dem commerziellen Interesse und den Uebrigen verwandter Streitpunkt war die Geld- und Bankfrage. Es ist bekannt, wie in den dreißiger Jahren das wahrhaft schwindelnd hoch aufgethürmte Gebäude der amerikanischen Banken schmählich über den Haufen fiel, und das äußere Wohl von Tausenden mit begrub. Damals war der Banknotenumlauf siebenmal so groß gewesen, als der Baarvorrath auf den sie gegründet waren; nach dieser Calamität hatten sich neue Banken auf das Verhältniß von 1 : 3 gebildet, aber zu meiner Zeit nahm man doch wieder an, daß vier- bis fünfmal so viel Noten als Kapital der Banken vorhanden waren. Dieser Zustand war in der That unleidlich: während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten habe ich nur einmal einen Silberdollar in die Hand bekommen, dagegen war das Land überschwemmt von Banknoten, d. i. von Privatbanknoten einzelner Bankgesellschaften, von denen viele allerdings vollkommenen Credit verdienten, andere aber nur mit Verlust ausgegeben werden konnten, derer gar nicht zu gedenken, die wegen Bankerotts werthlos oder nachgemacht waren; die Geschäftsleute hatten lange gedruckte periodisch erscheinende Register über die beiden letzten Sorten, man kann sich aber denken wie übel der Fremde daran war. Dieser alle Verkehrsverhältnisse erschütternde Mißstand war das Augenmerk aller verständigen und rechtlichen Leute im Lande, die paar Spekulanten ausgenommen die Gewinn davon hatten; aber während die Whigs eine Nationalbank mit Zweigbanken vorschlugen, wollten die Demokraten von nichts wissen, als von

baarer Münze; gleichwie ihr alter Held Jackson als Präsident durch seine Feindschaft gegen die Banken deren großen Sturz herbeigeführt hatte, so dachten auch sie gegen diese Institute, und selbst eine Nationalbank mißfiel ihnen: das heiße dem Präsidenten „the sword and the purse," zum Schwert der ausübenden Gewalt auch noch die Macht des Geldes in die Hand geben, meinten sie.

Aus dem obigen allen ergibt sich, daß die große Spaltung der Parteien sich sehr einfach auf die großen realen Interessen zurückführen läßt, welche damals gerade zu Tage lagen: die Whigs wollten ruhige Entwicklung des Landes, Blüthe der Industrie, vortheilhafte Anlage des Kapitals, die Locofocos* Platz für die kühne und kräftige Ansiedlerbevölkerung, Erleichterung des Farmers, Sicherheit gegen Geldschwindeleien; es ergibt sich hieraus ferner, daß der Mehrzahl nach der Whig einen feineren Rock trägt, der Locofoco die derbere Hand hat, darum sind sie aber doch beide im richtigen Sinn des Worts Demokraten, einverstanden mit den großen Grundlagen ihrer Institutionen, und allen monarchischen und aristokratischen Anschauungen im äußersten Grade fremd. Was aber ganz besonders das Parteitreiben in Amerika charakterisirt, es von dem in Deutschland und andern wirklich monarchischen Ländern wesentlich unterscheidet, ist die Berechtigung der Parteien sowohl an sich, als einander gegenüber. Eine Partei die bei uns die Anerkennung der Volkssouveränetät oder gar die Republik zum Ziel ihres Wirkens macht, ist wesentlich revolutionär, zu deutsch hochverrätherisch, und es ist deßhalb nicht möglich daß ein Mann mit klarem Kopf und reinem Herzen zugleich einer solchen Partei trotz seinem Eide anhänge: jede Einwirkung auf den Gang des Staats, welche der Einzelne gegen den Willen des rechtmäßigen Herrn, sei dieser Wille nun im concreten Fall oder bleibend in der Verfassung ausgesprochen, unternimmt, ist anmaaßlich und verbrecherisch; die Verfassung der Vereinigten Staaten aber macht das Volk selbst zum rechtmäßigen Herrn in einer Menge der wichtigsten Fälle, und darum dürfen seine Parteien es wagen den Kopf hoch zu tragen und sich ihren Bestrebungen, seien dieselben auch zuweilen noch so extravagant, mit gutem Gewissen und mit Ehren hinzugeben. Das was in diesem Treiben wahrhaft destruktiv ist, die Macht der Parteien nämlich die Union zu zerreißen, wenn sie einmal zu eng für alle streitenden Interessen ihrer Bürger werden wird, liegt im einzelnen Falle meist zu fern, um das freie und getroste Auftreten der Parteien zu stören.

So wie in dem Parteitreiben kein Andrang gegen die Staatsordnung liegt, so ist auch kein Anlaß zu der Aeußerung von Freiheitsschwindel: Freiheit

* Der Name ist oft genug erklärt: bei einer Versammlung der Demokraten ging durch eine Bosheit der Gegner das Gas aus und sie saßen im Dunkeln, wo ein großes Geschrei nach Locofoco matches (ein marktschreierischer Name für Zündhölzchen) sich erhob. Die Partei selbst gebrauchte den Namen nicht, ohne ihn indeß als Beleidigung zu nehmen.

hat jeder Amerikaner soviel sein Herz begehrt, und der einzige Tyrann der ihm zu schaffen macht, ist die öffentliche Meinung, ein freilich gar gestrenger und launischer Herr, über den er sich aber consequenter Weise nicht beklagen darf; daß die Parteibegeisterung manchen Redner zu Phrasen über die ruhmvollen und unvergleichlichen Institutionen Amerika's verleitet, (für die dann gewöhnlich nur ein würdiges Simile sich findet, der „donnernde Niagara“ der in keiner amerikanischen Rede gemeinen Schlages fehlt) ist kein Beweis des Gegentheils.

Um die Präsidentenwahl noch verwickelter zu machen, traten noch zwei Parteicombinationen, in New-York wenigstens, hinzu, welche den andern manche schwere Stunde bereiteten; fürs erste hatte die Liberty Party, die Partei der Abolitionisten, welche die Sklavenfrage wie man zu sagen pflegt über das Knie abgebrochen, und die Union mit Einem Federstrich von dem Uebel der Sklaverei befreit wissen wollte, sich einen eigenen Präsidentschaftscandidaten aus ihrer Mitte aufgestellt, natürlich ohne die Möglichkeit eines Erfolgs; einen praktischen Werth bekam diese Demonstration aber dadurch, daß die Parteien sich gegenseitig mit großer Bitterkeit beschuldigten, dieselbe zu dem Zweck angestiftet zu haben um Leute der Gegenpartei zu verführen, statt für ihren Candidaten für den Freiheitsmann zu stimmen, während sie selbst im entscheidenden Moment abzuspringen gedächten. Außerdem bestand noch die Native American Party, eine schon vor einiger Zeit gestiftete Partei, die aber diesmal erst eine eigentliche politische Rolle spielte: ihre Tendenz war gegen den Einfluß gerichtet, welchen die Einwanderer durch ihre bloße Zahl an den Orten übten, wo sie sich, oft in der kläglichsten und unwürdigsten Lage, festgesetzt hatten, zunächst gegen die Irländer, dann auch gegen die Deutschen. Das Gesetz bestimmte, daß ein Einwanderer in fünf Jahren von dem Tage an, wo er seine Intention Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen erklärt, recipirt werden konnte, die gedachte Partei aber verlangte daß ein und zwanzig Jahre zur Ausübung aller Bürgerrechte erforderlich sein sollten, indem sie alberner Weise gerade diese Zahl mit dem Grunde unterstützten, daß ja auch ein geborner Amerikaner ein und zwanzig Jahre in den Vereinigten Staaten alt geworden sein müsse um Stimmrecht und Bürgerrecht zu haben.* In der Sache selbst hatten sie — obgleich die Deutschen in New-York gewaltig darüber aufgebracht waren — weit mehr Recht als Unrecht, denn jenes Gesetz war auf den Ansiedler berechnet, der in wenigen Jahren eben durch seine Ansiedlung ein stetiges Interesse an seinem adoptirten Vaterlande gewinnt, während die massenhafte, in früheren Jahren unerhörte Auswanderung in den großen Städten ein Proletariat erzeugt hatte, das ohne Begriff von dem Wesen des Landes, ohne

* Darin fanden die Deutschen gerade die stärkste Beleidigung, daß man einen gesetzten Mann der vielleicht 15 Jahre im Lande war, mit einem halbwüchsigen unreifen Jungen parallelisirte.

Interesse an dessen Wohlergehen dem ersten besten Demagogen anheimfiel, der seine Stimme zu erkaufen Lust trug. Da nun besonders die demokratische Partei durch solche Stimmen, selbst ohne Bestechung Zuwachs erhielt, so schlossen die Natives wie sie schlechtweg genannt wurden, Freundschaft mit den Whigs, das heißt sie versprachen diesen für Clay zu stimmen, wenn sie dafür die Vertheidigung jener Grundsätze übernehmen wollten. Diesem Compromiß folgte, wie man gleich sehen wird, die Strafe auf dem Fuße.

Es war für unser aller Nerven eine barmherzige Fügung, daß der Wahltag nicht mehr weit entfernt war; für jeden Staat ist ein bestimmter Tag zur Wahl, diese Tage sind aber für die einzelnen verschieden. So liefen denn schon vor dem 5. November, der für den Staat von New-York festgesetzt war, Nachrichten verschiedenen Inhalts ein, die die Hoffnungen der Parteien bald erhöhten, bald herabstimmten: Rhode Island, der kleinste der Staaten hatte seine paar Stimmen an Clay gegeben, dafür wurde es als „glorious little Rhode Island" in den Zeitungen belobt, wie man etwa einem Schooßhündchen schön thut; Pennsylvanien stimmte für Polk, darauf hatte man aber seine Rechnung gemacht, und verzog keine Miene trotz des Jubels der Locos. Das letzte Ereigniß vorher war eine Procession der Natives, die sich im Gefühl daß sie den Ausschlag geben könnten, breit genug machten; den Abend erfolgte ihre Vereinigung mit den Whigs, und den nächsten Tag war die Wahl. Bei der ungemein großen Aufregung hatte man die Einrichtung getroffen, daß in den siebzehn Stadtbezirken Wahlbureaux (Polls) errichtet waren, wodurch Gedränge und Unordnungen vermieden wurden; in der That war es keine der letzten Parteipraktiken gewesen, mit einer handfesten Bande die Stätte zu besetzen und die Gegner fern zu halten, wo nicht gar wegzuprügeln; die bei allen Wahlaffären übel berüchtigten Irländer sollten denn auch an diesem Unfug die Hauptschuld haben, sowie man sie auch der Unsitte verdächtig hielt an verschiedenen Orten wiederholt zu wählen; schon darum war es für jede Partei wichtig, Vertrauensmänner an jeder Wahlstätte zu haben, die zugleich die gedruckten Formulare der Wahlzettel, bereits die Namen der Wahlmänner enthaltend, an ihre Getreuen austheilten, und der ängstlich harrenden Welt von Zeit zu Zeit eine Schätzung des bisherigen Resultats zu geben im Stande waren. Ich ging an dem Tag nach mehreren Polls und fand daß es sehr ruhig zuging; bis Nachts zwölf Uhr dauerte die Sichtung und Zählung der abgegebenen Stimmen, und siehe da, der Sieg hatte sich in der Stadt New-York zu Gunsten der Demokraten entschieden. Diesen war es nicht übel zu nehmen, daß sie in tiefer Nacht noch zu kanoniren anhuben, um so weniger als doch kein Mensch in der ganzen Stadt vor dem Bekanntwerden des Resultates schlafen ging; die Whigs, die den Verlust der Stadt gar nicht für möglich gehalten hatten, waren sehr niedergeschlagen, und mußten sich obendrein den Vorwurf machen, durch ihre übereilte Allianz mit den Natives dieses Unheil auf sich beschworen zu haben, denn was von Deutschen und Irländern

noch nicht entschlossen gewesen war gegen sie zu stimmen, hatte es nun gewiß gethan. Indeß war noch nicht alle Hoffnung verloren, daß der Staat von New-York whiggistisch stimmen würde; drei Tage verlebten die beiden Parteien in der äußersten Spannung, indem die aus den westlichen Bezirken einlaufenden Nachrichten bald der einen bald der andern Zuwachs brachten; die Hauptquartiere waren gestopft voll eifriger Clubmitglieder die auf Neuigkeiten paßten, welche meist mit den Hudson-Dampfbooten kommen mußten; so groß war zuletzt die Spannung, daß die unaufhörlich in Extrablättern erscheinenden Zeitungen nicht einmal mehr das übliche Renommiren und Aufschneiden wagten, sondern sich auf die Mittheilung der unbestechlichen Zahlen beschränkten; wer auf der Straße ein Zeitungsblatt hatte, wurde von heißhungrigen Politikern unaufhörlich angefallen. Am 8. Mittags endlich war das Schicksal entschieden, die 36 Stimmen des großen Staates von New-York gehörten den Demokraten, und somit war auch die Wahl Polk's gesichert. In den Zeitungen loderte nun das dem Erlöschen nahe Feuer noch einmal auf, und die Whigblätter wußten über die schändlichen Wahlumtriebe der glücklichen Gegner eine Menge der grellsten Geschichten aufzutischen: hier war ein freigeborner amerikanischer Bürger von einer Bande Irländer schmählich geprügelt worden, dort war eine ganze Schiffsladung derselben verhaßten Nation von Philadelphia, wo sie bereits gestimmt, in New-York losgelassen worden, um noch einmal und wo möglich mehrmals für Polk zu stimmen; die Andern antworteten natürlich eben so derb, aber im Bewußtsein des Sieges weniger giftig, und damit brach die lang genährte Fehde ab oder verlief sich in harmlosere Neckereien; so berichtete eine Whigzeitung, es sei ein Mann in Virginien gerade beschäftigt gewesen einen Keller zu graben, als er von Polk's Sieg hörte; da habe er augenblicklich die Arbeit eingestellt, da er bei den bevorstehenden niedrigen Zöllen ihn wohlfeiler könne aus England kommen lassen. Ich merkte es an mir selbst und an meinen Bekannten beider Parteien, daß die Spannung der Gemüther nach entschiedener Sache alsbald nachließ, ja kein Mensch mehr sich um die weiteren Resultate bekümmerte, da man doch sonst jede einzelne Stimme gezählt und gewogen hatte. Und wenn im nächsten Jahr der Präsident Polk nach New-York gekommen ist, so wird er als Staatsoberhaupt von einstimmigem Jubel empfangen worden sein, ohne daß gerade von den Leidenschaftlichsten auch nur einer sich die Feindseligkeit vom vergangenen Herbst zurückgerufen haben wird. Ich wiederhole hier, daß die Haltung der Amerikaner in dieser Zeit leidenschaftlicher Erregung im allgemeinen eine ansprechende war; der Rausch war kein unedler und unwürdiger, so komisch auch manche Extravaganzen waren, die in demselben verübt wurden.

Es mag denjenigen meiner Leser, die mich als einen specifisch aristokratisch Gesinnten kennen, auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, daß ich diese den unsrigen so ganz verschiedenen politischen Gebilde nicht nur ohne Befremden, sondern eher mit einer gewissen Vorliebe betrachte; aber ich meine es ist leicht

am rechten Ort sich zu verständigen und zu vertragen, und etwas anzuerkennen was dort seinen guten Gang geht, so wenig es für uns passen würde. Rückhaltslos klage ich in Deutschland jene vormärzlichen Staatskünstler an, die das aristokratische Element allenthalben wo es naturwüchsig war, zu ersticken bestrebt waren,* und dadurch nicht nur den Sturm von 1848 heraufbeschwören halfen, sondern auch die fern hielten, die auf den ersten Ruf bereit gewesen wären in die unvertheidigte Bresche zu treten; aber eben so sinnlos würde ich einen Staatsmann nennen, der etwa den Amerikanern eine Dynastie und aristokratische Einflüsse, wie die Phrase ist, „octroyiren" wollte. Kein Wort hier über die Fabrikanten papierner Constitutionen, für die die amerikanische Verfassung sowohl Autorität als Fundgrube zu sein pflegte; aber auch viele Amerikaner verfallen in den Fehler, ihre Institutionen für musterhaft, statt einfach für sachgemäß zu halten, und verderben uns die aufrichtige Freude an ihrem Gedeihen, indem sie uns wohlmeinend zwar, aber oft prahlerisch jene Staatsformen anempfehlen die für uns reines Gift sein würden.

Die amerikanische Verfassung, wenngleich aus Empörung hervorgegangen und auf Grundsätze gebaut, die in übereilter Anwendung auf Europa endloses Unheil hervorgebracht haben, nimmt unsere Achtung in Anspruch, da sie der glücklich gewählte Rahmen ist, innerhalb dessen die Vereinigten Staaten in mehr als sechzigjährigem Frieden mit sich selbst Gedeihen und Entwicklung in einem Maaße gefunden haben. welche nicht nur zu ihrem eigenen Heile dienten, sondern auch Hunderttausenden von europäischen Einwanderern lockend erschienen sind. Das erstere müssen wir um so höher anschlagen, wenn wir den kläglichen Zustand der benachbarten ehemalig spanischen Colonien in Amerika betrachten, welche in endlosen Bürgerkriegen ihre besten Kräfte aufgerieben haben; Einzelheiten wie die Trennungsbestrebungen von Süd-Carolina und Georgia liegen uns bei diesem allgemeinen Ueberblick fern; dieser Erfolg aber ist ein Beleg, daß das Maaß der Centralisation welches die Verfassung gewählt, die rechte Mitte hält um sowohl die einzelnen Staaten vor Entartung in dieser oder jener Richtung zu bewahren, als auch ihrem Selbstbewußtsein keinen Zwang anzuthun, der die Union ihnen verhaßt machen würde. Leichter und weniger verdienstlich ist es, in einem Lande wo Jeder das tägliche Brod und festen Besitz findet, mit laxen Gesetzen zu regieren; es lernt der leicht die öffentliche Ordnung schätzen und seinerseits aufrecht erhalten, der bei der Unordnung zu Schaden kommen würde; darum daß die Natur der Dinge ein

* Herr v. Raumer gibt an einer Stelle, wo er Amerika preist (II. 522), seinen Lesern die Phrase zum besten: „Wir sollten weinen daß europäische Dorfjunker behaupten, sie hätten das Recht und die Geschicklichkeit für ganze Gemeinden zu denken und zu handeln." Möge der große Professor sich die Erwiederung gefallen lassen, daß es nicht nur zum Weinen ist, sondern in der That viele Thränen, und viel Blut obendrein gekostet hat, daß deutsche Professoren vor einigen Jahren behauptet haben, sie hätten das Recht und die Geschicklichkeit für ganz Deutschland zu denken und zu handeln.

hohes Maaß der Freiheit für ihn möglich macht, mag er zu beneiden sein, dieselbe Freiheit aber die in dem Urwald löblich und gedeihlich ist, wird schon in New-York zum Uebel, und in dieser Stadt hat man ebensowohl „auf das Volk schießen" lassen müssen, wie es leider bei uns nothwendig gewesen ist. Und je mehr die Bevölkerung dichter wird, um so mehr wird der rechtliche Bürger in den Vereinigten Staaten über die Tyrannei der Freiheit seufzen, wie er es schon jetzt thut: die Pöbelaufstände in Boston, New-York, Philadelphia, oft beschrieben und commentirt, sind Zeugen dieser Tyrannei; es ist aber ein großer Irrthum sie mit den Akten der Lynchjustiz * in den neucultivirten Landestheilen zusammenzuhalten; diese bezeichnen erst den Uebergang in den gesetzlichen Zustand, da oft die achtbarsten Männer eines Orts sich zusammengethan haben, um sich freilich auf rohe Weise gegen Uebelthäter zu schützen, die der Arm des Gesetzes nicht erreichen konnte; jene sind nichts als ein Beleg, daß diese großen Seestädte sich allmälig europäisiren, daß sie wie alle großen Städte Eiterbeulen der Gesellschaft werden, für die der weise Arzt zum Schutz des ganzen Körpers Messer und Brenneisen bereit halten soll. Gegen diese Thaten der Zuchtlosigkeit ist die Autorität in den Vereinigten Staaten oft zu schwach gewesen, und es sind schmachvolle Dinge geschehen, keines aber zu vergleichen der über allen Ausdruck scheußlichen Abschlachtung des Fürsten Lichnowsky und des Generals v. Auerswald, mit der die deutsche Revolution sich besudelt hat. Daß die Vereinigten Staaten, wenn ihnen eine stetige Entwicklung gegönnt bleibt, auch gegen diese Uebel rechte und wirksame Mittel finden werden, ist nicht zu bezweifeln; für ihren Ernst darin bürgen ihre trefflichen für ganz Europa musterhaften Strafgefängnisse, und eine Menge sinniger und praktischer Einrichtungen zum Besten der Hülfsbedürftigen und Gefallenen; dafür bürgt vor allem das Beste was sie haben, die das Land durchdringende Gottesfurcht. Der treffliche Julius, dessen Werk über Nordamerika's sittliche Zustände ein Muster einer guten, mit sittlichem Ernst aufgefaßten Charakterschilderung ist, sagt: „Amerika wird groß sein, wenn es gut ist;" billiger aber würde er den Satz umgedreht haben: Amerika wird gut sein, wenn es groß ist.

Wenn wir an dem guten Stern der Vereinigten Staaten auch in schwierigen Lagen nicht gern verzweifeln, so sehen wir doch mit ernstem Bedenken, wie in dem Lauf der Jahre deren Entwicklung einen Gang genommen hat,

* Wenn in dem bekannten Fall von Vicksburgh eine Bande zuchtloser Bösewichter die Stadt der Art terrorisirte, daß kein Mann und keine Frau mehr vor ihren Unbilden sicher war, und die rechtlichen Einwohner zusammentraten, fünf der Rädelsführer bei Todesstrafe die Stadt verboten und dieselbe nach Ablauf der Frist von 24 Stunden durch Hängen wirklich vollzogen, demnächst aber öffentlich in gemessener Sprache sich rechtfertigten, so kann man wohl die Machtlosigkeit der regelmäßigen Justiz beklagen, die zu solcher Selbsthülfe führte, wird es aber schwer finden, einen Vorwurf gegen die Verüber derselben zu begründen.

der sie den alten Grundlagen entfremdet und den Gefahren mit jedem Jahr näher führt, denen sie bisher so glücklich entgangen waren; es ist das Ueberhandnehmen des Parteitreibens, die Souveränetät der Parteien, welche von ihrem Majoritätenbeschluß die ganze Richtung des Staatsschiffs abhängig machen, die Erdrückung staatsmännischen Willens durch die Entscheidung der Massen. Das Grundgesetz, welches die Ernennung des Staatsoberhauptes durch die Stimmen der Bürger anordnet, stammt aus einer Zeit, wo der Unabhängigkeitskrieg und große Ereignisse eine Schule hervorragender Männer herangezogen hatten, so hervorragend daß es zum politischen Bekenntnisse des Volkes gehörte, ihnen Verehrung zu bezeigen und sie auf den Präsidentenstuhl zu berufen: man wählte den Mann weil er Vertrauen verdiente; jetzt wo es oft die größte Mühe kostet einen allseitig populären Candidaten auszusuchen, ist es nicht der Mann mit seinen Eigenschaften und Grundsätzen, sondern es ist ein Panier, von dem man fordert daß es mit den Parteiforderungen sich beschreiben lasse: er wird nicht von der Achtung der Parteien erhoben um dem Volke zu dienen, sondern er ist der Partei dienstbar vor der Wahl, und soll ihr dienstbar bleiben als Präsident. So tritt einerseits die Persönlichkeit des Mannes, der dem Sinne der Verfassung nach der beste Mann des Landes sein soll, zurück, andererseits der souveräne Wille der Partei hervor. So war auch früher jedesmaliger Vicepräsident der Candidat zur Präsidentschaft, welcher die nächstgrößte Stimmenzahl auf sich vereinigte, eine in jeder Weise verständige, versöhnliche, würdige Bestimmung; der Parteigeist aber gefällt sich in dem neuen Gesetz, daß auch den Vicepräsidenten die siegende Partei gleichzeitig erwählt; dem Gegencandidaten gilt das vae victis, das in dem Fall von Clay's Niederlage gerade recht grell hervortrat und die Gemüther erbitterte. So schreibt noch Story in dem hochangesehenen Commentar über die Verfassung, indem er das Institut der Wahlmänner zur Präsidentenwahl bezeichnet: dieser Modus werde die vereinte Thätigkeit und Weisheit einer auserlesenen Zahl namhafter Bürger dem Wahlact sichern, weniger Aufregung und mehr Ueberlegung mit sich bringen als eine Volkswahl. Jetzt sind die Wahlmänner nicht etwa die besten, besonnensten Männer des Staates, sondern einfach Leute von so determinirter Parteifarbe, daß ihre Erwählung keinen Zweifel läßt daß sie ohne weiteres für den Candidaten ihrer Partei stimmen; von Berathschlagung ist keine Rede, es sind abermals bloß Parteiwerkzeuge, sämmtlich der numerisch größern Zahl in einem Staate angehörig, und so heißt es abermals vae victis, und die Partei der Whigs im Staat von New-York zum Beispiel, die nur um weniges schwächer als die Gegner war, mußte sich tief erbittert fühlen, daß diesem Wahlmodus zufolge alle 36 Stimmen des Staats ihr entgegen waren.

Indem auf diese Weise die Parteien eine wahre Souveränetät üben, liegt es in der menschlichen Natur diese Souveränetät auch so weit auszudehnen, als Ehrsucht und Interesse es wünschenswerth machen; so ist denn der

Gebrauch des Aemterwechsels hereingebrochen in einer Ausdehnung die unglaublich ist. Ich verwahre mich nur kurz gegen die Anschauung, als könne eine legitime Regierung getadelt werden, wenn sie Individuen von illoyalen Tendenzen, auch bei sonst guter Amtsführung des Dienstes entläßt; in Amerika aber kommen wir vielmehr auf die Gleichberechtigung der Parteien zurück, ein Mann ist gleich treu gegen die Staatsordnung, mag er Whig oder Locofoco sein, und die Entlassung eines Bediensteten aus einem nicht wesentlich politischen Amt, bloß aus Ungunst der Sieger ist willkürlich und gehässig. Seitdem dieser Unfug eingerissen ist, wechseln mit dem Präsidenten nicht nur Minister und Centralbeamte aller Art, sondern auch der letzte Schreiber, zahllose Postmeister in dem ungeheuern Land werden fortgejagt, in den Städten wechseln mit der Mayor's(Bürgermeister)wahl alle Leute die das Brod der Stadt essen, bis zum Gassenkehrer. Natürlich gibt es verständige Machthaber, die Ausnahmen zulassen, aber die Regel ist dieser Wechsel. Nun besitzt allerdings Amerika keinen Beamtenstand wie z. B. Deutschland, der sich auf nichts anderes im Leben rüstet, als auf den öffentlichen Dienst, und ein Privilegium auf lebenslängliche Versorgung und Machtbesitz anspricht; nichts desto weniger aber gibt es eine Menge thätiger und rechtlicher Beamten, welche um einen ehrlichen Erwerb durch den ungünstigen Ausfall einer politischen Wahl zu ihrem und der Ihrigen Nachtheil gebracht werden, und die von ihrer Dienstführung ganz unabhängige Calamität schwer empfinden. Freilich gewinnt die Partei damit ein auf Tod und Leben ergebenes Mitglied, aber zum tiefen Schaden und Verderb des Dienstes, ja einer ganzen großen Klasse von Menschen. In ersterer Beziehung wird natürlich die Tüchtigkeit dem Parteieifer hintangesetzt, der bewährte Mann aus dem Dienst gerissen, für den minder Ehrlichen die Versuchung nahe gelegt sein Schäfchen bei Zeiten ins Trockene zu bringen, ehe die nächste Wahl ihm die Möglichkeit dazu verschließt und ihn auf die Straße setzt. Damit wird auch die Achtung vor der Autorität gemindert, besonders aber wird der abscheuliche Schaden gestiftet, daß eine Race von Sykophanten geflissentlich herangezogen wird, die alle einflußreichen politischen Männer umgeben, ihnen schmeicheln und dienen, und ihren Eifer als Merkmal der Befähigung zu einem fetten Posten ausgeben; dem schamlosesten Nepotismus obendrein ist Thür und Thor geöffnet. Unabhängige Männer die sich in dieser Schaar nicht mögen blicken lassen, werden vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, und mögen sich überhaupt zu keinem Dienst verstehen, der aus frivolen Gründen ihnen vielleicht gerade dann entrissen werden wird, wenn sie ihn lieb gewonnen, sich ihrer Amtspflicht Meister gemacht haben. Natürlich wird von gesetzten Leuten dieses Unwesen scharf getadelt und als unheilvoll bezeichnet, und wir finden z. B. in Philadelphia bei dem großen Staatsgefängniß Vorkehrungen, daß das Personal dieser wichtigen Anstalt nicht vom Parteiwechsel abhängig sei. Dagegen war bei diesem ewigen Wechsel und der Unsicherheit des Brods z. B. die eigentliche Spitzbubenpolizei in New-York,

für eine so große Stadt eine ernste Aufgabe, ganz erbärmlich, und ihre Agenten standen im Ruf meist gleichzeitig mit dem Dieb und dem Bestohlenen zu unterhandeln, so daß Letzterer im glücklichsten Fall nur durch große Opfer wieder zu dem Seinen kam. Im allgemeinen ist dieser Aemterwechsel ein zu mächtiger Hebel für Parteiintrigue, als daß eine zukünftige Partei, ohne politischen Selbstmord zu begehen, sich entschließen könnte demselben zu ihren Gunsten edelmüthig zu entsagen; es wird also dieser Krebsschaden weiter und weiter fressen, eine furchtbare Verantwortung für seinen Urheber, den General Jackson.

Jene Souveränetät der Parteien, indem sie sich auf eine Majorität von vielleicht wenigen Stimmen stützt, übt einen weit empfindlicheren Despotismus als der Herrscher aus einer absoluten Dynastie, denn die Gewöhnung an die Unterthänigkeit fehlt der unterworfenen Partei. Und wie Ursache und Folge hier in Wechselwirkung stehen, so hat, um wieder auf das Concrete zu kommen, der absolute Wille der demokratischen Partei die kaum schwächere Minorität auf die Bahn maaßlosen Fortschrittes gedrängt, indem er die Annexation von Texas decretirte, den Krieg mit Mexico hervorrief und aus der Beute dieses Krieges sich abermals eine ungeheure Gebietererweiterung zulegte; noch verhängnißvoller wurden diese Ereignisse durch den Goldreichthum Californiens, der die Thatkraft ebenso mächtig anspornte, als er moralisch zum Gift wurde. Daß es die Zukunft der germanischen Ansiedler in Amerika ist, über den ganzen Continent hin, so weit nicht das rein tropische Klima entgegensteht, die ausgearteten Abkommen der spanischen Eroberer zu verdrängen, das dürfte zuzugeben sein, und damit können wir auch die Entschließung der Vereinigten Staaten begreiflich finden, sich damals bei guter Gelegenheit durch die Aufnahme von Texas in jener Richtung zu vergrößern; aber indem wir jenen weltgeschichtlichen Beruf annehmen, prophezeien wir gleichzeitig den Verfall der dermaligen Union, die Trennung in verschiedene Theile, und damit leider Zerwürfnisse und Bürgerkriege als unausbleiblich, wenn auch noch nicht nahe gerückt; wenn schon in der Union wie sie vor 1845 bestand die Contraste von Osten und Westen, Süden und Norden zu dem bedenklichsten Zwiespalt der Interessen führten, und die wichtigsten Fragen von Schutzzöllen oder Freihandel, Begünstigung der Seeküste oder des Binnenlandes, Sklaverei oder Philanthropismus nicht beigelegt werden konnten, sondern durch Majoritätsbeschlüsse gewaltsam entschieden oder durch Compromisse beschwichtigt werden mußten, so steigern sich diese Contraste und diese Schwierigkeiten bis aufs Aeußerste mit jeder Meile süd- und westwärts die die Vereinigten Staaten fortan erwerben werden. Mexico das seine Wehrlosigkeit bewiesen hat, ist ihnen verfallen, Panama und die andern Uebergänge zwischen den zwei Oceanen sind aus politischen Gründen lockend wegen der Verbindung mit Californien, und einigermaaßen geschützt nur durch ihr verderbliches Klima; Cuba das schon durch die Nachbarschaft eine Menge amerikanischer Elemente aufgenommen, ist ein köstlicher Preis für die Tausende von Freibeutern zu Land und

zur See, die in den Urwäldern abgehärtet, in dem wilden Leben der westlichen Territorien oder gar Californiens gegen zarte Gewissensscrupel gestählt, jeden Augenblick bereit sind gegen die geharnischte spanische Macht auf jener Insel einen verzweifelten Kampf zu unternehmen. Noch hat die Regierung der Vereinigten Staaten diesen rechtlosen Abenteurerfahrten den Ernst der Gesetze entgegengehalten, aber wie lange wird es währen ehe die Majorität des Landes, des Westens insbesondere jenen welthistorischen Beruf dem Völkerrecht voransetzt, und die Staatsgewalt selbst in ungerechte Eroberungskriege fortreißt? Und je größer dann ihr Succeß sein wird, desto näher wird der Augenblick des Zerfalles treten, ein Zerfall der bei der Kraft und Energie der Gegner in Kämpfen von furchtbarer Erbitterung enden muß.

Denken wir uns das jetzige Amerika, allenfalls mit dem Zuwachs von Mexico und Cuba, in der Hand eines mächtigen angestammten Selbstherrschers, so wird er einen solchen Auseinanderfall zu unterdrücken, die verschiedenen Interessen selbst eines solchen Reiches abzuwägen wissen, er wird als weiser Regent deren eines dem andern opfern, die Benachtheiligten, Unzufriedenen mit fester Hand im Zaum halten müssen, aber er wird Mittel finden die Integrität des Reiches zu wahren, und wird Glanz und Wohlstand demselben sichern, so lange überhaupt die Nationalität und Frische in seinem Volke sich erhält. Ein solches Reich Amerika ist in der That ein anziehendes Thema zu Träumereien, aber die Möglichkeit einer Dynastie ist durch den Entwicklungsgang des Landes ausgeschlossen, vielmehr sagt es der Nation zu, sich nur durch ihre eigenen Interessen beherrschen zu lassen, deren Abwägung einem Dritten nicht anzuvertrauen; darum eben wird in dem Augenblick wo die streitenden Interessen sich mit gutem Willen nicht mehr versöhnen lassen, jene Trennung eintreten, welche jeder unbefangene Beobachter prophezeien muß, wenn er auch den Zeitpunkt nicht anzugeben vermag; daß dieser durch die letzten Ereignisse bedeutend näher gerückt ist, kann eben so wenig zweifelhaft sein.

So fern die Vereinigten Staaten den europäischen Händeln zu liegen scheinen, so bringen doch gerade diese letzten Veränderungen die Möglichkeit eines Conflikts mit diesem oder jenem Staate Europa's ebenfalls näher. Wenn wir gerade in diesen Tagen lesen, daß Henry Clay auf dem Sterbebette seinen Landsleuten das Festhalten an der Nichteinmischung als politisches Testament anempfiehlt, so vermögen wir der Weisheit des sterbenden Staatsmannes nur Verehrung zu zollen, aber gerade in seiner Warnung liegt die Anerkenntniß, daß die Gefahr der Uebertretung drohend ist: bereits hat die unkluge und taktlose Sympathie für einen europäischen Rebellenhäuptling die völkerrechtlichen Beziehungen zu einer europäischen Macht in beklagenswerther Weise getrübt, und mit der Unkenntniß europäischer Zustände scheint leider die Leidenschaftlichkeit Hand in Hand gehen zu wollen.

Es ist oft die ziemlich vorwitzige Frage aufgeworfen worden, ob die

Amerikaner mit der Zeit einen König haben werden: wer einigermaaßen Land und Leute der Vereinigten Staaten kennt, wird sich rasch zu der Antwort entscheiden, daß eine solche Eventualität dermalen und bei dem jetzigen Volkscharakter undenkbar ist; ebenso wie bei uns Kultur und Sitte des Volks sich in der Anlehnung an Adel und Fürstenthum entwickelt haben, und deßhalb der besonnene Deutsche weder an einen „Einheitsstaat" noch an eine Republik denkt, so hat sich in Amerika der Einzelne so ganz selbstständig und nur durch eigene Kraft sein Loos geschaffen, daß Monarchie und Aristokratie ihm völlig fremd, und ihm nur als nutzlose und kostspielige Schnörkel an seiner Verfassung erscheinen würden; selbst ein gewaltiger Geist wie Napoleon würde in jedem Blockhaus der Vereinigten Staaten einen zähen Gegner finden. Wenn aber Amerika immer mehr die Tyrannei der Parteien geschmeckt, im Verlauf der Zeiten in Kämpfen und Bürgerkriegen vielleicht auch den Druck der Diktaturen bestanden haben wird, dann liegt es wohl im Bereich der Möglichkeit, daß seine Regeneration durch monarchische Dynastien herbeigeführt werde; ebenso wie Gottes Vorsehung diesem Lande einen Washington geschickt hat, dessen reiner Charakter seine Revolution geläutert, so mag eine große Persönlichkeit nochmals berufen sein diese in ihrem Kern gesunde und treffliche Nation von verderblichen Abwegen zurückzuführen.

Siebenter Abschnitt.

Nationalcharakter — Englische Beurtheiler — Deutsche — Kirchliches.

Ich reihe an obige Skizze das Parteiwesens nunmehr einiges über Nationalcharakter und Landessitte, wie es sich dem Besucher des Landes darstellt. Im Aeußern sind die Amerikaner von der Natur entschieden begünstigt, die Frauen sind fast alle hübsch, wiewohl ihnen Fülle abgeht, besonders aber ist die männliche Jugend auffallend schön; der brünette Teint herrscht vor, was sich theils aus der Abkunft von dem normannischen Stamm Englands erklärt, ohne Zweifel aber auch durch das Klima, wenn auch durch allmälige Uebergänge herbeigeführt wird; fast alle Gesichter haben denselben Typus, ungemein schnell verwittern aber die Züge der Männer, wofür theils ebenfalls das Klima, in großem Maaß die nicht genug zu tadelnde Unsitte des Tabakkauens, endlich die frühe geistige Reife des jungen Amerikaners einen Grund abgibt; im spätern Alter sieht man fast nur magere Männer, corpulente Männer sind äußerst selten, und einen wirklich dicken Amerikaner sah ich nur einmal, zu meinem Leidwesen als Gefährten im Wagen. Die Form des Umgangs wie die ganze Lebensweise, Hauseinrichtung u. s. w. sind der englischen Sitte nachgebildet, an welche der Deutsche sich schnell und gern

gewöhnt; wiefern die Copie dem Original entspreche, das zu loben oder zu rügen ist zunächst Sache der Engländer selbst, denen es freilich oft schwer wird in diesem Falle billig zu sein. Mit dem englischen Zuschnitt stimmt insbesondere das Bestehen der großen Klasse der Gentlemen, derjenigen welche durch anständige Denkart und Manieren das Recht beanspruchen selbst von den Vornehmsten als ihres Gleichen behandelt zu werden. Wie sehr diese Klasse trotz der englischen Ausschließlichkeit sich nach unten ausdehnt, ist bekannt; man kann sich denn denken wie weit das in Amerika geht: mit Ausnahme der Irländer die so hoch nicht hinaus wollen, und der Urwäldler die sich aller civilisirten Sitte entfremden, dafür aber nicht weniger von sich selbst halten, umfaßt der Stand der Gentlemen alle englisch gebornen Amerikaner, und während der gebildete Deutsche natürlich hinzugezählt wird, fühlt der eingewanderte Deutsche des niedern oder kleinen Mittelstandes einige Verlegenheit, diesen neuen Rock so unbefangen zu tragen als ob er ihm gehörte. Männliche Bediente europäischer Abkunft hat man nicht, da Neger und Farbige verwendet werden, weibliche Dienstboten sind ohne weiteres Damen, und so ist es denn dem Fremden in der That leicht sein „Complimentirbuch" und seinen „Umgang mit Menschen" auf amerikanische Weise einzurichten, indem er jedem Europäer ohne weiteres alle gesellschaftlichen Ehren erweist; ich habe einmal mit einem Landsmann die Frage erörtert, ob es nöthig sei dem mit ein paar Stiefeln eintretenden Schusterjungen einen Stuhl zu bieten, und der Landeskenntniß desselben, welche bejahend antwortete, mich fügend willig dem jungen Bürger der Vereinigten Staaten jenes Merkmal gesellschaftlicher Anerkenntniß gezollt; etwas mehr wider die Natur ging es mir, da mein Schneider während ich ein von ihm geliefertes Kleidungsstück anprobirte, sich an den Tisch setzte und — in meinen Papieren blätterte; da ich indeß nicht einen persönlichen Insult sondern nur etwas alltägliches voraussetzen durfte, so begnügte ich mich die Geschichte stillschweigend in mein Tagebuch zu notiren, sobald der Schneider es aus der Hand gelegt hatte. Groß ist aber die Klage über die Naseweisheit der Kammerzofen, die in einem mir bekannten Fall so weit ging daß das Zöschen eines schönen Sonntagmorgens im Hut hereintrat, sich neben ihre Gebieterin auf das Sopha setzte wie eine Besuchende, und sich freundlich nach ihrem Befinden erkundigte; jene Dame, obwohl die Gattin eines Demokraten, der die Independenz jener Jungfrau belachte und pries, gestand mir daß sie Angesichts solcher Thatsachen entschieden Whig geworden sei. Solche Auswüchse werden indeß zurückgehalten durch die Uebernahme der meisten Dienstbotenstellen, aller schweren und schmutzigen Arbeit in Haus, Straße und Hafen Seitens der Schwarzen und Farbigen; es ist dadurch allerdings die Gemeinschaft der Weißen mehr zusammengedrängt, wie in allen Ländern wo fremde Racen neben den Europäern stehen, namentlich auch in Westindien. Ganz gewiß ist Amerika reich an Männern von vollendet guter Erziehung, bei diesem Umfang der Gesellschaft wird man aber natürlich unter

den Gebildeten mehr rohe Elemente, dafür aber unter den Ständen die bei uns auf gesellschaftliche Abgeschlossenheit verzichten, weit bessere Formen, und ein anständiges Selbstgefühl finden; die Bildung in den östlichen Staaten der Union ist notorisch gut und alle Klassen der Bevölkerung umfassend, ja nach manchen Reiseberichten zu urtheilen allzu reichlich, namentlich für die weibliche Jugend. Der unermeßliche Vortheil der dem amerikanischen Volke daraus erwächst, daß die besten englischen Werke in wohlfeilen Nachdrucken allgemein zugänglich werden, wird stark ausgebeutet, es ist schwer zu sagen ob mit Unrecht oder Recht, so zornig auch die englischen Buchhändler über dieses lucrum cessans sind. Was dem Südländer und Urwäldler an Formen und Wissen abgeht, ersetzt er durch ein freies selbstvertrauendes Wesen das sehr anspricht.

Nur kurz werde hier der Unterschied zwischen dem Yankee im engern Sinn (im weitern Sinn wird der Ausdruck Yankee für die amerikanische Nation, und zwar von ihnen selbst gebraucht) und dem Südländer festgestellt: Ersterer, dem wir bisher am meisten begegnet sind, ist der zähe, vielgewandte, ehrbare aber darum nicht selten heuchlerische, hauptsächlich der Industrie und dem Gelderwerb geweihte Bewohner der östlichen Staaten, unübertrefflich geschildert in dem berühmten „Sam Slick“ mit allen seinen Tugenden und Fehlern; seinem erfindungsreichen Kopf und dabei oft sehr weiten Gewissen in Handel und Wandel entspringen die Yankee tricks, deren wir schon einige haben kennen lernen, und denen die Krone aufgesetzt wird durch die Geschichte jenes Yankee, der seine Frau verlor, untröstlich war, aber bald in das Unvermeidliche sich fügend ihre theuern Reste verwerthete, indem er sie in den Schlot hängte und wohlgeräuchert an ein Museum als Mumie verkaufte. Ueber solche Geschichten, und es mögen deren viele erfunden sein, nur die von der Mumie nicht, lacht Niemand mehr als der Südländer, zugleich hegt er aber eine gewisse Abneigung gegen das pfiffige, aller Ritterlichkeit vollständig entgegengesetzte Treiben des Yankee gewöhnlichen Schlages; das wärmere Blut und eben die Ritterlichkeit, die man dem Virginier und den andern Südländern allgemein beilegt, das Erbtheil jener Ansiedler unter Sir Walter Raleigh, gedeiht in den südlichen Staaten, wo das Colonialleben vorherrscht und das eigentliche Haschen nach Geld, Handel und Industrie zurücktritt. Dafür ist aber der Süden und Westen die Heimath der sechsläufigen Pistolen, des Bowie-knife, mörderischer Raufereien und der Lynchjustiz, gewiß große Schattenseiten, die aber doch als Jugendfehler dieser Landstriche einige Nachsicht verdienen; ihr allmäliges Verschwinden ist wenigstens möglich, ja wahrscheinlich. Muth und Festigkeit ist beiden eigen, und man muß deßhalb in dem Urtheil, daß der Amerikaner nur dem Mammon anhänge, vorsichtig sein: der Mammoncultus erzeugt unfehlbar Feigheit.

Daß der Amerikaner gleich dem Engländer in der Masse des Volkes Gottesfurcht bewahrt hat, haben wir schon hervorgehoben, und wir kommen

darauf zurück; wie bei uns bis zu den letzten Jahren die große Mehrzahl sich schämte sich als Christen zu bekennen, so schämt sich dort Jemand als Freigeist zu erscheinen, ein wahrhaft ehrender Vorzug einer Nation, daß sie ihr Bekenntniß frei auszusprechen wagt. Der Norden hat mehr Kirchen, dafür freilich auch mehr Scheinheiligkeit, der Süden vielleicht mehr ruchlose Naturen die des Heiligen spotten; jener zahme Rationalismus aber, der in Deutschland mehr als ein halbes Jahrhundert lang seine Rolle gespielt, Gottlob! ausgespielt hat, findet in Amerika keinen Boden, höchstens unter solchen Deutschen die aus jener unseligen Periode stammen. *

Der stärkste Beweis daß der Kern des amerikanischen Lebens gesund ist, ist die allgemeine Achtung vor den Frauen, die sich unter anderm in einer fast ungemessenen Freiheit derselben bethätigt: eine junge Dame kann am Arm eines ihr einigermaaßen bekannten jungen Herrn gehen wohin sie will, selbst zu Gesellschaften und Bällen, ohne daß Jemand ein Arg dabei findet, und die Frauen lohnen dieses Vertrauen mit musterhafter Treue und Gewissenhaftigkeit. Wer es zu würdigen weiß, wie sehr von der Tugend und Pflichttreue der Frauen und Mütter der ganze sociale Bestand eines Volkes abhängt, der wird die Amerikaner wegen dieses köstlichen Besitzes glücklich preisen und achten müssen. Psychologisch interessant ist es übrigens bei verschiedenen Völkern zu beobachten, wie Mißtrauen und Zwang gegen die Frauen stets mit Untreue, Sittenlosigkeit und Verderb des Familienlebens Hand in Hand gehen.

Um einen Zug insbesondere aus dem Leben New-York's hervorzuheben, gebe ich einen Abriß der Art und Weise wie ein junger Mensch in dem dort überwiegenden Kaufmannsstande heranwächst: ein solcher Junge auch aus den ersten Häusern wird schon mit 9—11 Jahren in einem Geschäft untergebracht, wo er sofort 20—25 Dollars jährlichen Lohn erhält und sich so herauf arbeitet zu höheren Stellen; oft wird er dazwischen wieder auf eine Zeit herausgenommen und in eine Schule gesteckt, in welcher aber alles abstrakte und klassische Studium fern bleibt, welches vielmehr nur für die bestimmt ist, die später auf der Universität sich zu einem sogenannten Brodstudium vorbereiten wollen. Oft leben solche Lehrlinge schon als Kinder außerhalb des elterlichen Hauses in einem Kosthause (Boarding house) und sind sehr unabhängig; ihre Schule für die Welt vollendet sich aber im Verkehr mit ihren Altersgenossen, und es soll in diesen Banden halbwüchsiger Buben hin und wieder ein ganz abscheulicher Geist der Zuchtlosigkeit herrschen, dergestalt daß sie auch mit

* Vergleiche Löher über die Deutschen in Amerika, S. 221 ff., der dieselben wegen ihrer religiösen Freisinnigkeit belobt, und ihnen obendrein die Nationalisirung der Amerikaner als Ziel vorsteckt. Das Buch ist übrigens aus dem Jahr 1847. Derselbe macht den pikanten, aber doch nicht ganz billigen Vergleich der eigentlichen Yankees mit den Juden, indem er ihnen Werkheiligkeit, Ueberschätzung des Gesetzes, und dabei dieselbe Gier nach Geld und Gut und Beharrlichkeit bei dessen Erwerb vorwirft.

bösartigen Neckereien und Anfällen die Straßen förmlich unsicher machen. So kann ein junger Mensch bis er volljährig wird ein ganz artiges Stück Welt gesehen haben; zu den Dingen in denen sie sich austoben, gehört unter andern das Spritzenwesen, welches wie Milizdienst angerechnet wird, und zum namhaften Theil von dieser tollen Jugend versehen wird; sie haben über die Maaßen elegante, oft mit schönen Malereien gezierte Spritzen, welche von der Mannschaft selbst in raschem Lauf gezogen werden; beim Dienst entwickeln sie starken Ehrgeiz und Wetteifer, und löschen vortrefflich, wenn es nicht gerade ein paar rivalen Mannschaften einfällt sich zu prügeln, welches dringende Geschäft dann freilich dem Löschen vorgeht. Ein hoffnungsvoller junger Amerikaner versicherte mich einst, da von der Größe Amerika's und auch von Feuerspritzen die Rede war, die ganze Gemäldegallerie von Versailles enthalte kein so vollendetes Meisterstück wie die Malerei auf der fashionablen Spritze zu der er gehörte. Nach einer rasch durchtobten Jugend kommt auch die Gesetztheit früher, und frühzeitige Heirathen sind allgemeine Sitte, so daß ein Junggeselle von 25—30 Jahren schon ein alter Hagestolz ist. Es wurde mir einmal der hohe Genuß zu Theil mit anzuhören, wie zwei alte Jungfern einen meiner Bekannten, einen Deutschen von 28 Jahren zum Heirathen zu bekehren suchten, und ihm das elende, hülf- und nutzlose Leben eines Hagestolzen nicht beweglich genug schildern konnten, zuletzt damit drohend daß auf die Existenz solcher unnützer Geschöpfe eine Kopfsteuer gelegt werden müsse; es waren politische Damen, eigentlich gekommen um zu einem Denkmal Clay's bei seinen Lebzeiten zu collectiren. Originell, aber recht gescheidt für ein Land wo Geld so lockend ist, ist die Sitte daß man den Töchtern nie eine Aussteuer mitgibt, sondern sie auf den Tod der Eltern verweist.

Ich komme hier nochmals auf den Charakter der Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens zurück: Alles schafft und drängt, und weder der reiche Müssiggänger noch der gebildete Geist der nur den Musen und Grazien opfern möchte, finden das Leben auf die Dauer behaglich. Darum pflegen eine Menge Amerikaner nicht nur auf mehrjährigen Reisen in Europa sich an den Reizen der alten Welt zu erfreuen, sondern viele haben sich ganz expatriirt und leben in Italien, Paris u. s. w. Dies ist nicht als Vorwurf gemeint, und würde es nur für den sein, der nach der Art Mancher den Vorzug in jeder Herrlichkeit für Amerika vindiciren wollte.

Was nun die nationelle Erscheinung des Amerikaners gegenüber dem Europäer betrifft, so wüßte ich sie nicht besser zu bezeichnen, als indem ich sie eine jugendliche nenne; das amerikanische Volk ist jung und kräftig, fast zu reich an Gesundheit und deßhalb zur Prahlerei geneigt, und der Europäer mag ihn ansehen wie der ältere Mann den Jüngling, dessen Jugendkraft er wohlgefällig und doch mit stillem Neid betrachtet, und dessen Ueberschätzung seiner selbst er lächelnd übersieht, wenn sie mit guten Dispositionen gepaart ist. „Let the young Lion roar“ war die großgedruckte Ueberschrift eines in

meine Hände gekommenen Plakats, in dem ein Whigclub von jungen Männern zu irgend einer Parteidemonstration aufforderte; ich möchte dieses Motto geradezu vor gegenwärtigen Abschnitt setzen. Der junge Löwe läßt sich das auch nicht zweimal sagen, und brüllt oft etwas laut und unmelodisch für unsere verwöhnten Ohren; natürlich hat der Amerikaner, der die ungeheuren Fortschritte und das Gedeihen seines Vaterlandes vor Augen sieht, Hunderttausende von Europäern als Glücksuchende an seinen Ufern erblickt, keinen Maaßstab zur Beurtheilung Europa's, und er macht sich dieselbe oft sehr leicht, indem er die alte Welt als den altersschwachen Greis, sein Amerika als den glücklichen und kräftigen, zugleich auch lachenden Erben betrachtet; wenn er Amerika mit Grund für das blühendste, für die numerische Mehrzahl seiner Bewohner glücklichste Land halten darf, so ist der Irrthum verzeihlich es ohne weiteres für das größte, bestregierte zu halten. Ein unparteiischer und umsichtiger Amerikaner dagegen verkennt nicht, wie alles Gedeihliche und Große seines Landes aus der Uebertragung europäischer, oft schon stark entwickelter Pfropfreiser hervorgewachsen ist, und gesteht zu, daß je mehr Amerika in dem glücklichen Falle ist weitgediehene Resultate europäischer Kultur in sich aufzunehmen, desto größer seine Verpflichtung zum Dank und zur Anerkenntniß der Quelle seines Gedeihens; damit erwirbt er denn auch den Anspruch auf unsere Anerkennung dessen was er wetteifernd mit uns leistet, während wir gegen den übermüthigen Verächter Europa's eine schneidende Waffe in den Vergleichen zwischen seinen und unsern Leistungen haben würden. Jeder Amerikaner glaubt als Träger eines Theils der Nationalsouverainetät sein Land vertreten zu müssen, und thut es nicht selten mit dem Gefühl, als wolle man den jungen Parvenü unter den Völkern nicht gelten lassen, oft mit dem Auftreten des Schülers im zweiten Theil des Faust. Halb stolz, halb schüchtern kommt er dem Europäer mit der sprüchwörtlich gewordenen Frage entgegen: „How do you like our country?“ Den Deutschen nun ist es stets am besten gelungen die Amerikaner unbefangen zu beurtheilen und mit ihnen Freundschaft zu halten, und wir freuen uns dessen, wenngleich wir gegen solche Anpreisung Amerika's Verwahrung einlegen, die den dortigen politischen Zuschnitt uns als Muster vorhält; was in Amerika Gutes für uns zu lernen wäre, alles namentlich was das inhaltschwere Wort Selfgovernment umfaßt, sehen wir besser in England ab, wo es uns näher und verwandter entwickelt ist. Der Franzose seinerseits ist dem Yankeethum so über die Maaßen fremdartig, daß deren keiner sich je amerikanisirt. Am Engländer bewährt sich der alte Satz, daß die Feindschaften zwischen Verwandten und alten Freunden die bittersten sind. Ohnehin fällt es dem Engländer schwer fremde Art anzuerkennen, und selbst wir Deutsche, obgleich immer noch ihre besten Freunde, könnten uns über ihre absprechenden Urtheile, welche bei den alltäglichen Touristen meist mit den tausendmal kritisirten schmalen Betten der rheinischen Gasthöfe beginnen, reichlich beklagen; gegenüber den Yankee's kommt nun wirklicher politischer Haß,

gegründet auf den Succeß ihrer Abtrünnigkeit hinzu, und die eigentliche Abneigung wird genährt durch die allzugroße Aehnlichkeit in der Landessitte, indem jede Abweichung von der englischen Art, ja jede verschiedene Aussprache eines englischen Worts entweder eine Verschlechterung wirklich ist oder ihnen unfehlbar als solche angerechnet wird.* Die Art und Weise wie seit zwanzig Jahren Reisende auf Reisende aus England die Vereinigten Staaten nach jedem Mißstand, nach jeder kleinen Nationalsünde durchstöbert haben, ist denn den guten Amerikanern gewaltig auf die Nerven gefallen; da man in der That jedem Menschen- oder Staaten-Individuum eine Menge Dinge aufweisen kann, die wirklich nicht gut oder, noch schlimmer, lächerlich sind, so ist sowohl ihr Stolz als ihre Eitelkeit aufs peinlichste verletzt, um so mehr als der Amerikaner im Stillen auf das englische Urtheil den größten Werth legt, und unter Europa überhaupt nur England versteht. Als ich in Amerika war, herrschte immer noch heftige Erbitterung über Dickens (Boz), von welchem sie sich besonders übel behandelt glaubten; es muß mit diesem freilich ganz eigen gegangen sein: als die Nachricht sich verbreitete daß der große Novellist, der gefeierte treue und wohlwollende Zeichner menschlicher Sitten in Amerika angekommen sei, strömte Alles bewußt und unbewußt zusammen, um dem Löwen schön zu thun und ihn bei gutem Humor zu erhalten, leider ohne daran zu denken daß gerade dieser Andrang ihm später Stoff zu seinen bittersten Satyren geben würde; er wurde fast erdrückt mit Liebkosungen, Einladungen, Festessen, Besuchen, Alles stand ihm offen, Jedermann war in Festkleidern, aber auch in banger Erwartung des Buches das da kommen sollte; bei dem Rufe dieses Schriftstellers war man auf ein Werk gefaßt, das in den Geist des Landes tief eindringend, ein wichtiges Material zur Beurtheilung Amerika's geben und zugleich in weitesten Kreisen gelesen werden würde. Der arme Dickens, der eigentlich auf seiner ganzen Reise wie ein Gast der Amerikaner behandelt worden war, als solcher hundertmal aus Höflichkeit sein freies Urtheil hatte gefangen geben müssen, zugleich aber auch wußte daß sein englisches Publikum nicht leicht zu Gunsten der Amerikaner zu bestechen war, fand sich in einer übeln Lage, und ergriff den übeln Ausweg den Amerikanern, wie man zu sagen pflegt, den Pelz zu waschen ohne ihn naß zu machen; so erschienen seine American Notes, ohne Vergleich die schwächste seiner Leistungen, in welcher er zaghaft nirgends mit seinem Urtheil einzudringen wagt, und obendrein den Amerikanern fortwährend zu verstehen gibt, wie er darauf gefaßt sei daß sie wie empfindliche Kinder nicht im Stande sein würden seine Wahrheit zu ertragen. Das Buch wurde sehr schlecht empfangen, aber das war das schlimmste noch nicht, denn nun holte Dickens im Unmuth seine Reisenotizen nochmals hervor und schrieb jene Kapitel in seinem Martin Chuzzlewit,

* Die besten Friedensstifter sind die immer mehr in einander verwachsenden materiellen Interessen beider Nationen.

in denen er die Amerikaner auf's unbarmherzigste geißelt; diese sind seiner Feder vollkommen würdig, aber einseitig, ungerecht und ungezogen, und obendrein ein Geständniß der Schwäche, daß der Verfasser sich über die schlechte Aufnahme seines Werkes mehr geärgert hatte, als jene über das Werk selbst. Die zweite Erbitterung war nun ebenso gerecht als groß, und war in meiner Zeit ein förmlicher Glaubensartikel geworden. In New-York, wo er eine Bemerkung über das Diebsviertel, Five Points, hingeworfen hatte, tauften die dankbaren Bürger diesen Ort in Dickens Place um; ein heißblütiger Südländer aber schwur mir, er werde sein Bett unter dem Leibe hergeben, wenn Dickens, scilicet bei seiner nächsten Anwesenheit in Amerika, werde getheert und gefedert werden, ein Schicksal gegen das ihn keine Macht der Erde in diesem Falle würde schützen können.

Und dennoch darf England auf seine ehemalige Colonie stolz sein, denn was in ihr gut und groß ist, verdankt sie zunächst den überkommenen englischen Einrichtungen und Anschauungen, und sein Geist lebt, wenn auch durch die Natur der Dinge hier und da verändert, zum Ruhm des Mutterlandes fort, während z. B. kaum eine Spur französischen Geistes der einst mächtigen Ansiedlungen dieser Nation sich in Amerika erhalten hat. Zwar können deutsche Institutionen neben den englischen nicht Boden gewinnen, trotz drei Millionen von deutscher Abkunft; wir dürfen indeß nicht daran verzweifeln, daß der deutsche Charakter, dem englischen ohnehin so nahe verwandt, bestimmt sei ein wesentliches Element des amerikanischen Nationalcharakters zu werden; während der Amerikaner uns in Unternehmungsgeist, in kirchlichem Sinn, in Verträglichkeit ein Muster sein kann, wird deutsche Rechtlichkeit und Gründlichkeit, sowie jene unvergleichliche Gabe der auch unübersetzbaren Gemüthlichkeit ein erfreulicher Gewinn sein. Antipathisch sind sich die zwei Nationen jedenfalls nicht, und der Deutsche findet sich nicht nur leicht, sondern auch mit guter Manier in die Landesart. Freilich gibt es tragikomische Beispiele von Deutschen, die es sich förmlich zur Pflicht machen sich unter den Amerikanern unglücklich zu fühlen. Ein sehr lesenswerthes Buch über die Deutschen in Amerika von Franz Löher gibt neben vielen interessanten historischen und statistischen Notizen über alte und neue deutsche Einwanderung, Machtverhältnisse der deutschen Ansiedler u. s. w., ein höchst lebhaftes Bild sowohl des Zustandes als der Anschauungsweise der Deutschamerikaner, letzteres um so mehr, da er ganz aus derselben heraus schreibt. Herrscht in allen der gesunde kernige Sinn wie in diesem Buche, und ist wie ich nicht bezweifle der Zusammenhalt unter ihnen doch so groß wie er da beschrieben ist, so ist keine Besorgniß um die Zukunft der Deutschen in Amerika; aber auch die Kehrseite schildert er, und liest ihnen den Text über ihre ewigen Zänkereien und Eifersüchteleien, und ich gebe zugleich als Probe der Darstellung von ihm hier folgendes Bild der „deutschen Einheit" in Amerika.

„.... Zu der Abneigung welche die Religion hervorbringt, kommt die

landsmannschaftliche. Zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen zieht sich eine weite Kluft. Die ersten verachten die andern aus denselben Gründen, welche der Englische für seinen Hohn gegen die Deutschen angibt; die Plattdeutschen, heißt es, seien dumm, ehrlich, langsam, arbeiteten und lebten im Schmutz, kurz sie hielten nichts auf sich selbst. Die Geschmähten, welche kurzweg sich durch Redlichkeit und Arbeitsamkeit auszeichnen und an Vermögen täglich gewinnen, erwiedern die Vorwürfe durch Gegenbeweise oder durch Schimpfworte als Windmacher, Affe, Schwindler. Der ewigen Nergeleien müde bauten sich die plattdeutschen Protestanten in Cincinnati eine eigene Kirche, schrieben darüber: norddeutsche protestantische Kirche — und setzten fest, daß kein Hochdeutscher in den Kirchenrath gewählt werden könne. Innerhalb dieser beiden großen Heerlager spielen dann noch die kleineren Feindseligkeiten. Der Münsterländer meint, der Hesse wäre eigentlich ein schlechterer Mann als er, der Hesse, es sei der Preuße viel dummer, der Schwabe, der Bayer sei viel gröber, und so geht's umgekehrt. Schlägt Jemand etwas vor, so hört man wohl: „was will denn der Schwab? der verfluchte Preuß da?" Der Rhein- und Mainfranke ist noch der vernünftigste von allen." Dann berührt er, nur zu wahr, die büreaukratischen Plackereien, durch die gerade aus den nicht ganz Armen eine große Zahl zur Auswanderung getrieben worden sei, folgert daraus die Abneigung und das Mißtrauen gegen die Gebildeten unter den Ausgewanderten, und bezeichnet dann den Grund aller möglichen Privatfeindschaften eben so naiv als treffend mit dem Satze: „der Deutsche verlangt einmal von dem andern, er solle ein Seraph sein." Zuletzt gibt er uns aber auch den Trost daß es mit der Einigkeit sichtlich besser werde.

Nach Löher S. 355 betrüge die Anzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 3,909,000, fast vier Millionen; die in der Stadt New-York allein werden auf 50,000 angeschlagen, auf 80,000 mit denen in der nächsten Umgegend; das Uebergewicht der Deutschen in Pennsylvanien ist bereits erwähnt, bekannt ist es wie dicht sie in Ohio, Indiana, Illinois und weiterhin angesiedelt sind. Es liegt im Blute, in der Race ein so unvertilgbarer Ausdruck, daß die Furcht alle diese Elemente des Deutschthums absorbirt zu sehen, ungegründet ist; vieles aber reibt sich ab, und zwar auf der Seite des Schwächern, so namentlich die Sprache, die bei der nahen Verwandtschaft mit der englischen bald von den greulichsten Barbarismen der Art durchzogen wird, daß man kaum ein Wort versteht. Zur Beschäftigung mit deutscher Literatur* hat freilich der Farmer wenig Zeit, und das Deutsch der Zeitungen

* Als charakteristisch theile ich die Liste deutschen Verlags eines Buchhändlers in Cincinnati mit: Schiller's Werke in verschiedenen Ausgaben von zwei Dollars an; Goethe's, E. T. W. Hoffmann's, Jean Paul's, Tieck's Werke; Rotteck's Weltgeschichte; van der Velde's Werke; Raumer's Vereinigte Staaten; Sam. Ludwigh's Reisejournal; Holthaus Wanderungen; Sue's ewiger Jude; Sue's Geheimnisse von Paris; Körner's Werke; Volnay's Ruinen; Walesrode's unterthänige Reden; Herwegh's 21 Bogen aus der

die er liest taugt meist selbst nicht viel; zunehmende Befestigung der Ansiedlungen und Wohlstand werden auch dieses Bedürfniß mehr wecken, besonders wenn der Anstoß aus den Städten kommt. Der rechtsgelehrte, ärztliche und geistliche Beruf müssen es sich eben angelegen sein lassen das heilige Feuer der Wissenschaften, wenn auch vorerst als bescheidenes Flämmchen zu erhalten.

In New-York selbst versammelte sich ein Kern ehrenfester Deutschen um den vortrefflichen Pastor Stohlmann, einen Westphalen, der mit seinen würdigen Eltern als sehr junger Mann ansgewandert war, erst die Seelsorge jener Deutschen um Erie versah, und nun die Hauptstütze der übergroßen deutschen Gemeinde in New-York war. Ein gläubiger Christ, wie deren zu jener Zeit in den meisten Theilen Deutschlands nicht viele auf der Kanzel standen, dabei von glänzender Rednergabe, lebhaftem Geist und der glücklichsten Persönlichkeit war er ganz der Mann einen Vereinigungspunkt seiner Landsleute zu bilden, und mehr als das — Tausenden den Segen und den Trost des Wortes Gottes zu spenden. Man kann sich denken welche merkwürdige Seelsorge dieser Mann hat, da doch vielleicht kein Deutscher anders als mit bewegtem Gemüthe, wie mancher mit Sorge und Gram, mit zernichteten Hoffnungen den amerikanischen Boden betritt; es ist mir unvergeßlich wie er uns einmal in der Kirche die sprüchwörtliche Redensart anführte: „es wird dem Menschen an der Wiege nicht gesungen, was ihm im Leben zustoßen soll," und ich meinen Blick über die zahlreiche Versammlung streifen ließ, von denen es wohl den allerwenigsten an der Wiege gesungen worden, daß sie ihr Lebensglück in Amerika suchen sollten. Möge ihm Gott lohnen, was er an Tausenden von diesen gethan, ein wahrer Trost und Zuflucht für Betrübte und Hülflose, der beste Rathgeber den ich dem deutschen Auswanderer empfehlen kann.

Die Sonntagabende in Stohlmann's Hause waren so belehrend als unterhaltend. Die Gesellschaft meist von lange ansäßigen namhaften Männern verschiedenen Berufes lieferte den Beweis, daß der Deutsche wenn er fortfährt höheres im Auge zu haben als den täglichen Erwerb, auch die deutsche Art nicht einbüßt, wenn er auch noch so lange unter dem dürren Yankeethum gelebt hat. Junge Theologen, denen das Glück zu Theil wurde sich unter dem Einfluß dieses Mannes auszubilden, und andere junge Leute machten den übrigen Theil der Gesellschaft aus, in der wir uns jedesmal ganz vortrefflich, oft bis tief in die Nacht hinein unterhielten. Während sie mich über Land und Leute zu belehren wußten, hatte ich freilich das Feld für mich zur Mittheilung des Neuesten aus Deutschland, und hoffe ihnen wenigstens eine reinere Quelle gewesen zu sein als die nichtswürdige deutsche Schnellpost. Anderen ehrenwerthen und liebenswürdigen Deutschen war der Umgang und der Kreis Stohlmann's zu kirchlich; freilich zog S. jeden der mit ihm in Berührung

Schweiz; Heine's Buch der Lieder; die Jobsiade; Luther's Hauspostille; desselben kleiner Cathechismus (sic); Schreibmaterialien, Messer, Scheeren und Schießgewehre.

kam unwiderstehlich an, aber mancher hielt sich geflissentlich fern, und ein Deutscher mit dem ich einmal über S.'s Vorzüge sprach, meinte das sei wohl gut und schön, aber hinter den Bergen wohnten auch noch Leute, nämlich für ihn ein Prediger der Universalisten, einer gemüthlichen Sekte, in welcher jeder Mensch mit dem Tode selig wird.

Da der Deutsche in Amerika von vornherein für einen Virtuosen gilt, so trieben sie in New-York ziemlich viel Musik, und waren damit allenthalben willkommen. Man läuft dort mit einem bischen Klavierspiel leicht Gefahr für einen „Professor" der Musik gehalten zu werden. Die Deutschen theilen diese Gabe der Natur mit den Negern, und darum sind alle Musikanten in Amerika Deutsche oder Neger. Der deutsche Gesang und besonders das herrliche deutsche Volkslied sind in allen Welttheilen hochangesehen, und die Deutschen in China bewahren wahrscheinlich noch die von mir nach besten Kräften vierstimmig gesetzten Volkslieder, wenn nicht inzwischen ein Musikalischerer sie ihnen besser arrangirt hat; je seltener man auswärts Männergesang hört, desto ergreifender sind gerade die alten lieben Melodien, die manchem der sonst nicht weichherzig ist die Thränen in die Augen treiben.

Außerdem daß ein bedeutender Stadttheil New-York's am East River fast ganz von Deutschen bewohnt ist, haben dieselben ein Gewerbe und einen Ort in eigenthümlicher Weise monopolisirt, nämlich die Groceries oder Victualienläden, welche regelmäßig und zweckmäßig an den Eckhäusern angebracht zu sein pflegen. Da sieht man dann oft einen wohlgenährten deutschen Landsmann stehen, immer eine einigermaaßen auffallende Erscheinung neben den dürren Yankee's. Löher sagt indem er von jenem Stadttheil spricht: „man kann dort in der Regel Jeden der mit mehr Gemächlichkeit als Zierlichkeit gekleidet ist, sofort deutsch anreden."

Ich muß Löher in der oben citirten Bemerkung Recht geben, daß abgesehen von denen die aus politischer Uebereilung oder Verkehrtheit ihr Vaterland haben meiden müssen, gar viele den leidigen Plackereien des sogenannten Polizeistaats aus dem Wege gegangen sind; darum muß man von diesen Leuten keine Begeisterung für die deutschen Institutionen verlangen, die sie von der unliebenswürdigsten Seite und in ihrer Ausartung kennen gelernt haben. Obgleich ein Mitglied des Standes, der, freilich gar unverdient, die Gehässigkeit dieser Dinge mit trägt, muß ich doch sagen, daß ich von den Deutschen in Amerika fast nur herzliches Entgegenkommen gefunden habe; zuweilen habe ich im Stillen beobachtet, wie mancher brave Mann über das Maaß der Höflichkeit gegen den deutschen Edelmann im Zweifel war, ob er ihm der Rarität wegen mehr, oder der Freiheit wegen weniger gewähren sollte, zu kurz bin ich aber doch dabei selten gekommen. Andererseits war Amerika schon damals keineswegs arm an oberflächlichen, absprechenden verdorbenen sogenannten Gebildeten, denen man am besten von weitem aus dem Wege ging; die auserlesenen Geister dieser Art tummelten sich in der deutschen Schnellpost, einem

Blatt des niedersten Cynismus, dessen Heros gerade damals der Königsmörder Tscheck war; da es gewandt redigirt wurde und pikante Correspondenzen hatte, so fand es nur zu viele Leser. In religiöser Beziehung hatten kurz vorher einige verlorne Gesellen eine atheistische Kirche aufgerichtet, der indeß das Positive doch zu sehr abging als daß sie Dauer hätte haben mögen. Was dermalen für ein Treiben ruchloser Verführer und unseliger Verführter dort sein mag, ist schauderhaft zu denken. Es gereicht meinem trefflichen Stohlmann zur Ehre, daß er gegen diese unsaubern Geister muthig auftrat und sich ihre giftige Feindschaft zuzog. Katzenmusiken waren die Orden jener Jahre, und ungewöhnlicher Weise hat sich ein solcher Orden auch nach Amerika verirrt.

Diese traurigen Specimina deutscher Auswanderung, die krankhaften Ausscheidungen der Epidemie von 1848, werden leider die Achtung vor den Deutschen in Amerika nicht erhöhen, während sonst der bessere Amerikaner jederzeit geneigt ist den Werth der deutschen Einwanderung vollständig zu würdigen; der Nativismus in den Seestädten wird dadurch wieder Nahrung erhalten; dieser aber wiederum das Gute haben daß die Deutschen sich fester aneinander schließen. Die bessern Elemente unter jenen politischen Auswanderern, die Verführten, wird die gesunde Natur Amerika's bald sich assimiliren, und der verderbliche Einfluß der Verführer wird dann von selbst schwinden.

Wir haben nun über die kirchlichen Verhältnisse Amerika's noch kurz einen Ueberblick zu geben, da sie zu den auffallendsten und am meisten mißverstandenen gehören. Die absolute Religionsfreiheit, die officielle Indifferenz des Staates gegen jedes Bekenntniß bilden einen so seltsamen Contrast zu unsern zunächst protestantischen kirchlichen Zuständen, daß die Betrachtung derselben anfangs förmlich verwirrt. Für ein Land das keine Geschichte, also auch keine Religionsgeschichte hat, hat diese religiöse Freiheit gewiß wesentliche Vorzüge; in Amerika kommt noch hinzu daß seine kurze Vergangenheit auf Ansiedler hinweist, Puritaner und Quäker, die gerade wegen Glaubenszwang dort ein Asyl suchten. Die hier angeregte Frage ist eine hohe und schwierige, und wir vermessen uns nicht über dieselbe abzusprechen, der Erfolg hat aber gezeigt daß Frömmigkeit und lebhaftes Interesse an kirchlichen Dingen dabei gedeihen; andererseits haben wir die Beispiele nur zu nahe, wie nicht nur unter staatlichem Kirchenregiment, sondern selbst unter wahrhaft frommen Landesherren unsere protestantische Kirche der Mehrheit nach in einen Zustand gerathen war wo sie aufhörte Kirche zu sein, und der nutzlose leere Rationalismus der auf den Kanzeln sich aufblies es in der That bedauern ließ, daß man so viel schönes Geld an Pfarrer und Pfarreien hing, und nicht lieber landwirthschaftliche Verbesserungen dafür einführte; gar keine Kirche wäre schon darum besser gewesen, weil dann das tiefe Bedürfniß im Menschen den einen oder andern angeregt hätte nach dem Wort Gottes zu forschen, so aber machte man dem unglücklichen Volk obendrein weiß, es besitze Gottes Wort in jenen armseligen hohlen Phrasen. Ein solcher Zustand nun ist in

Amerika geradezu unmöglich, denn weil für den Rationalismus kein Mensch einen Pfennig geben, geschweige denn für ihn leben und sterben mag, so wären alle rationalistischen Kirchen in dem Sande auf den sie gegründet waren, ohne weiteres verdorrt; eine Kirche in Amerika kostet aber von vornherein Geld, und setzt deßhalb auch ein thätiges Interesse voraus. Freilich würde eine Staatskirche mancher armen Gemeinde zu einer Seelsorge verhelfen, die sie jetzt nicht erschwingen kann, und mancher übereilten Sektenbildung könnte vorgebeugt werden, selbst mit heilsamer Gewalt, da wo offenbar Verblendung oder Beutelschneiderei zu Grunde liegt; dieses ist die Schattenseite, dennoch aber wenn wir die Sekten und ihre Wirksamkeit durchgehen, finden wir viel mehr Gutes als Böses, und müssen wenigstens die Leute des sie belebenden religiösen Eifers halber preisen.

Die Mehrzahl der Gebildeten beherrscht der Wunsch einer stetig geordneten Kirche anzugehören, und darum behauptet die bischöfliche Kirche, von der Englands nur in einigen kleinen Punkten abweichend, ihren Rang; dieselbe ist auch nach englischen Begriffen orthodox, da dem Dogma der durch Handauflegen sich vererbenden Priesterweihe durch die noch im vorigen Jahrhundert erfolgte Weihe zweier amerikanischer Bischöfe in England Genüge geleistet ist (Julius I. 188). Es wird dem Deutschen schwer an dieser englisch-bischöflichen Kirche Gefallen zu finden; auch in Amerika leidet sie an Mängeln, und zu meiner Zeit machten häßliche Processe gegen zwei ihrer Bischöfe ein übles Aufsehen. Von den unendlichen Sekten, deren Aufzählung ich unterlasse, zeichnen sich die Methodisten durch ihre Vehemenz und damit durch ihren Einfluß auf den unwissenden und kirchlich vernachlässigten Theil der Bevölkerung aus; sie ziehen besonders die Schwarzen und Farbigen an, und zählen in ihren sechs Sektenabtheilungen nicht weniger als 1,270,000 Communicanten, wie Löher angibt. Einige dieser Methodistensekten sind harmlos, andere aber zum Anbinden toll, wie ich mit einem Auszug aus meinem Tagebuche während meines Aufenthaltes in New-York darzuthun suchen will.

Schon von fern schallte uns ein seltsames Geheul aus der Kirche entgegen, und wir bemerkten daß die rasende Begeisterung, die oft auf eine solche Höhe steigt, daß die Erleuchteten den Schaum vor dem Munde sich auf der Erde herumwälzen, schon einen gehörigen Grad erreicht hatte. Mit einem Führer der das Ding schon öfters mitgemacht hatte, ließ ich mich auf einer unbesetzten und dunkeln Gallerie (es war 9 Uhr Abends) nieder, und bekämpfte Angesichts des abenteuerlichen Spektakels vor uns mit aller Mühe die Versuchung zum Lachen, die am Ende nur durch das Gefühl des Ekels und Unwillens zu bewältigen war, den diese scheußliche Entweihung des Heiligen erregte. Die Kirche war gedrängt voll, nur halb und unheimlich beleuchtet, und innerhalb eines Geländers um den Altar herum standen etwa ein Dutzend der Bekehrten und Heiligen, theils predigend, wobei einer den andern zu überschreien suchte, theils mit der Tröstung und Bekehrung der heulenden Sünder beschäftigt, die

außerhalb um das Geländer herum knieten, und sie auffordernd dem Teufel zu entsagen und in ihre gesegnete und bekehrte Gemeinschaft, their saved fraternity einzutreten. Es waren meist junge Leute, auch Mädchen, die je nachdem sie vom Geiste ergriffen wurden, heulend auf den Altar losstürzten oder von ihren mitleidigen Nächsten dahin geschleppt wurden: dort nahmen sie die Heiligen in die Arme, sie mit verzerrter Geberde besprechend und mit den Händen klopfend, wie man Leuten auf den Rücken klopft die sich verschluckt haben. Das Geheul aber, womit die Congregation die Predigten fortwährend begleitete, kann ich als treuer Erzähler mit nichts anderem vergleichen als mit Katzengequeil, und bei so verschiedenen Personen jedes Alters und Geschlechts war der Chor ziemlich vollstimmig. Wenn den Rednern Athem und Gedanken ausgingen, begannen sie einen Gesang,

Solch ein Lied das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!

der aber einem wilden Studentenliede ähnlicher war als einer Kirchenhymne; mein Löher sagt auch, daß sie bei der anglo-amerikanischen Melodienarmuth sich nicht selten an deutschen Volks- und Gassenliedern vergreifen. Jetzt trat ein Mensch auf und fing, nachdem er die schwächeren Versuche seiner Genossen mit einer wahren Bärenstimme niedergedonnert hatte, an: „I would not allow any person to look down upon me" —. Nun geht es über uns her, die wir von der Gallerie aus auf die Heiligen herabgeblickt haben, war unser gemeinschaftlicher Gedanke, und es ward uns übel zu Muthe, denn auf die Gallerie stürmen und uns in Stücke reißen wäre dem fanatischen Haufen bei dem Stadium der Begeisterung, bei dem sie angelangt waren, ein Kleines gewesen. Zu unserer Beruhigung fuhr er aber fort: „as a Christian" und ergoß sich nun in Betrachtungen über den herrlichen Stand eines bekehrten Christen wie er. „Don't you recollect," fing er unter dem Geheul der Menge das sich während seiner erschütternden Rede ansehnlich verstärkt hatte, wieder an: „Don't you recollect the face of Moses did shine (auf dieses Wort legte er nach Art der Betrunkenen einen gewaltigen Nachdruck) when he came down from the mountain?" Er schien eben eine Nutzanwendung auf sein eigenes greulich verzerrtes Gesicht machen zu wollen, aber wir hatten es herzlich satt, und stürzten die Treppe hinunter auf die Straße, wo uns noch lange die Stimme des neuen Moses nachtönte, so daß die Vorübergehenden verwundert stehen blieben. Mir war es eine wahre Erleichterung diesem Pandämonium entronnen zu sein, mein Begleiter aber entschuldigte daß die Vorstellung diesmal so zahm und uninteressant abgelaufen sei; auch erzählte er mir von einem mauvais sujet, das bei diesen Versammlungen unter den jungen weiblichen Heiligen Abenteuer suchte und fand.

Diesen Extravaganzen stehen die sogenannten Camp Meetings nahe, hauptsächlich von Methodisten in der lobenswerthen Absicht abgehalten, solchen Landstrichen die keine Seelsorge noch Kirche haben, wenigstens einmal eine

geistliche Anregung zu gewähren. Zu diesen Versammlungen in der Wildniß strömen Tausende herbei, sie verderben's aber fast immer mit der fanatischen Manier die armen Sünder mit Macht in den Abgrund der Verdammniß zu stoßen und so für die Bekehrung empfänglich zu machen, und stiften Schaden in Fülle, indem sie Einzelne geradezu um den Verstand bringen, Andere in den Wahn versetzen, daß eine solche gewaltsame Kur und Reinigung der Seele Ablaß für Vergangenheit und Zukunft gebe. Aber freilich gerade das letztere paßt sich dem vermeintlichen Bedürfnisse des halbverwilderten Urwäldlers an.

Nun kommt noch das Heer der falschen Propheten und ihrer Gläubigen, Mormonen, Milleriten * und wie sie heißen, und derer die förmlich von fixen Ideen besessen sind, wie die tanzenden Quäker, die obendrein ehelos leben, und ähnliche auch deutsche Sekten. Da es denn einmal in der Welt so ist, daß keine denkbare Thorheit nicht auch ihre Anhänger, und dazu ihre Erklärer aus der heiligen Schrift findet, so ist es ein Glück daß sie in Amerika Raum haben ihren oft gar harmlosen Wunderlichkeiten nachzuhängen. Löher rühmt den Fleiß, die Stille und Verträglichkeit der vielerlei Sektirer, die man oft in Deutschland bitter verfolgt hat, weil sie in die vorhandenen Rubriken nicht paßten.

Die Fortschritte der römischen Kirche, die hier wie überall klug, selbstbewußt und einig auftritt, sind groß; auch hier wird ihr der Vorwurf gemacht, daß sie mehr die Vergrößerung ihrer Heerde und den eigenen Glanz als das Seelenheil des Einzelnen im Auge behalte. Wenn der Amerikaner im allgemeinen das Sektenwesen, selbst seine krassesten Verirrungen mit gleichgültigem Auge betrachtet, so widmet er der katholischen Kirche auf gut englisch Mißtrauen und Haß in vollem Maaße. Eben so wie der Engländer den Amerikaner nicht leiden mag, weil er ihm zu nahe verwandt und ähnlich ist, so erwehrt sich die englische bischöfliche Kirche, von allen akatholischen Kirchen die papistischste, mit leidenschaftlicher Abneigung der „Popery“; dieses Gefühl hat sich auf Amerika übertragen, und dem Amerikaner der sich gern den sovereign citizen der Vereinigten Staaten nennt ist der Gedanke besonders widerwärtig, daß Jemand anders, gar in Europa der Papst, Einfluß und Autorität über derlei souververäne Bürger üben solle, und es vermischt sich mit der legitimen Wachsamkeit gegen Rom der Ausdruck einer bizarren ächt amerikanischen Auffassung; darum besonders haßt er auch den katholischen Irländer, und die schmählichsten Akte von Unbotmäßigkeit und Gewalthätigkeit des Pöbels in den Seestädten sind gegen katholische Kirchen und Klöster verübt worden; ** aber gerade diese Abscheulichkeiten finden von mancher Seite, von wo man es nicht erwartete, beredte Entschuldigung, weil sie gegen eine fremde usur-

* Die Milleriten zwar werden jetzt wohl untergegangen sein, nachdem die Welt trotz ihrer Prophezeiung dreimal nicht untergegangen ist.

** Noch im März 1844 wurden zwei katholische Kirchen in Philadelphia vom Pöbel verbrannt.

patorische Macht gerichtet gewesen sein. Unabsehbar würden die Folgen einer Anlehnung der einen oder andern politischen Partei an den wohlorganisirten Katholicismus sein.

Was nun endlich unsere lutherische Kirche betrifft, so ist der Geist unter ihren Seelsorgern wahrhaft erquickend; sie sind in verschiedenen Synodalverbänden vereinigt, und wissen das Bekenntniß ihrer Kirche treu und rein aufrecht zu erhalten. Neben Stohlmann haben sie in Philadelphia den hochachtbaren und überlegenen Dr. theol. Demme, und viele andere vortreffliche, eifrige und hingebende Männer. Aber Hingebung erfordert auch eine Seelsorge die über anderthalb Millionen Deutsche zwar von 350 Geistlichen versehen wird, aber doch bei der unendlichen Zerstreuung dieser Glaubensgenossen immer nicht befriedigend erfüllt werden kann. Nur ein Citat aus einem Büchelchen: „die Noth der deutschen Lutheraner in Nordamerika" von Pastor Wyneken, einem Mann von seltenem Glaubensmuth und Aufopferung, wird ein hinreichendes Licht auf diese Zustände werfen: „Selbst nachdem ich drei Jahre in meinem Kreis von ungefähr hundert englischen Meilen umhergepredigt hatte, entdeckte ich Ansiedlungen die nichts von mir, und ich nichts von ihnen gehört hatte, obgleich sie nicht weit von den Plätzen wohnten wo ich zu predigen pflegte. Ihre „Mühlwege" schlugen nach einer andern Seite hin aus dem Wald. Nachdem ich erst mit einer dieser Ansiedlungen bekannt geworden, erscholl der Ruf von dem „Prediger" in der Nachbarschaft bald weiter, und Vorstellung kam über Vorstellung: ich solle doch kommen und ihnen predigen, ihre Kinder taufen, ihre Jugend unterrichten. Brüder, was denkt ihr wie mir zu Muthe war, als ich es ihnen abschlagen mußte weil ich wöchentlich im Durchschnitt schon fünf-, oft neunmal zu predigen, außerdem Unterricht zu geben, Bibel- und Betstunden zu halten hatte, kurz weil es mir unmöglich war." Oefters mußte er Erwachsene taufen, einmal die Mutter mit dem Kinde. Auch er klagt über den verderblichen Einfluß der Methodisten, denen die kirchlich verwahrlosten einzelnen Ansiedler in die Hände fallen, dann über die reiche katholische Kirche, die manchen zu sich hinüberlocke. Wir aber wollen an der Hoffnung festhalten, daß mit Gottes Segen in den Händen dieser bekenntnißtreuen und eifrigen lutherischen Geistlichen das Beste was der deutschen Bevölkerung in Amerika beschieden sein kann, aufbehalten werde.

Zum Schluß noch zwei Sonderbarkeiten. Erstens die Mäßigkeitsvereine, über deren absoluten Werth oder Unwerth hier nur kurz gesagt sein soll, daß sie für ein in Trunksucht untergegangenes Volk gewiß ein unendlicher Segen sein würden, daß es im allgemeinen wohl am vernünftigsten ist, ihnen gegenüber mit jenem englischen Schriftsteller auf die Hochzeit von Cana zu verweisen, und daß unsere deutschen Mäßigkeitsvereine, da wir Wein trinken und den armen Leuten den Schnaps mißgönnen wollen, nicht viel werth sind. Indeß die Amerikaner sind ernstlicher in der Sache, und wenn, wie schon oben erzählt ist, eine abgemattete Löschmannschaft sich mit Limonade

wärmt und restaurirt, so schießen sie auch ein gutes Stück über ihr Ziel hinaus; den Beweis aber, daß eine Enthaltung von allem geistigen Getränk auch unter den schwierigsten Umständen möglich und unschädlich ist, liefert die amerikanische Handelsmarine die zum großen Theil aus sogenannten Temperance Ships besteht, auf denen nie ein Tropfen Branntwein gereicht wird; nach gewöhnlichem Vorurtheil würde man dem Matrosen, der Nässe, Kälte, Hitze, momentane außerordentliche Anstrengung bestehen muß, den Branntwein selbst als Medicin anempfehlen. Daß eine solche Entsagung den Leuten auf die Letzt nicht unerträglich wird, ist einfach dadurch bewiesen daß sich immer willig Matrosen zu solchen Schiffen finden. Ich besuchte einmal ein solches Mäßigkeitsschiff: der erste Steuermann empfing mich in Abwesenheit des Capitains und setzte mir Orangen vor, den Mangel an Wein mit der Sitte des Schiffs entschuldigend. Als ich alles Merkwürdige desselben besehen und mich im Boot wieder ans Land begeben hatte, begegnete mir dort der Capitain, eben im Begriff an Bord zu gehen, dermaaßen betrunken daß er nicht stehen konnte und von zwei Matrosen geführt werden mußte. Die Mäßigkeitsvereine in New-York, zuweilen so fanatischer Denkart, daß junge Männer und Mädchen sich verschwören keinen nicht mäßigen Ehegatten zu wählen, halten oft Zusammenkünfte, bei denen es etwas trocken hergehen mag; man sagt ihnen auch nach, daß sie zur Erhöhung solcher Festlichkeiten unglückliche Trunkenbolde in der Straße auflesen und im Stadium des moralischen und physischen Unbehagens vor den Verein stellen, wo so ein Unglücklicher willig dem Trunke entsagt, meist aber am nächsten Morgen von der ganzen Sache nichts mehr weiß. In Philadelphia sah ich sogar eine zum Tode verurtheilte Mörderin, die seit ihrer Gefangenschaft in einen Mäßigkeitsverein getreten war und ihr Pledge, das Diplom über ihr Gelöbniß in ihrer Zelle hängen hatte. Sie lassen es sich indeß löblicher Weise angelegen sein, bekehrten Trinkern ein gutes und dauerndes Unterkommen zu verschaffen.

Die Freimaurer endlich gehören eigentlich noch zum Sektenwesen; sie blühen sehr in den Vereinigten Staaten, und haben sogar feierliche Umzüge in den Straßen. Eingeweihte rühmen das Maaß geheimer Weisheit die dort zu finden sei, und sagen aus, der dreiunddreißigste Grad sei in Amerika noch eine Bagatelle. Uebrigens ist mit den Freimaurern des Landes nicht zu spaßen, denn es ist wo nicht constatirt doch allgemein geglaubt, daß sie vor längeren Jahren einen Verräther ihrer Geheimnisse, Morgan geheißen, verdehmt, umgebracht und in den Ontario-See versenkt haben. *

* Julius, I. 389.

Achter Abschnitt.

Philadelphia — Gefängnisse — Oeffentliche Anstalten.

Am 18. November endlich riß ich mich von New-York los, theilweise durch das Wetter welches in den letzten Tagen eingetreten war in meinem Entschlusse bestärkt. Noch bis in die Mitte November hinein genießen die Amerikaner der mittleren Breiten ihren Indian Summer, dem Altweibersommer Deutschlands vergleichbar, aber noch schöner, stiller, reiner und weit später als bei uns; da es nun ernstlich kalt wurde und sogar fror, so zog ich ziemlich leichten Herzens südwärts. Die Eisenbahn beginnt gegenüber New-York auf dem Ufer von New-Jersey, durchschneidet diesen Staat der Länge nach, auch die Hauptstadt Trenton berührend, und bringt den Reisenden bei Bristol an den Delaware, von wo man die letzten 20 englische Meilen zu Dampfboot zurücklegt; die ganze Entfernung beträgt 86 englische Meilen. Hier auf einer Eisenbahn im Osten und zwischen zwei großen Städten konnte ich mich von der Wahrheit der öfters gemachten Bemerkung überzeugen, daß der Amerikaner auf Reisen immer seine besten Kleider anzieht; woher diese sonderbare und für ein so ökonomisches Volk unpraktische Sitte kommt, weiß ich durchaus nicht; der Wunsch wenig Gepäck zu führen und doch eine anständige Kleidung bei sich zu haben kann es nicht sein, denn sie schleppen, da die Ueberfracht nichts kostet, unmäßig große Kisten weit eher als Koffer mit sich, worüber sich freilich der Reisende nicht zu beklagen hat.

Philadelphia, die zweitgrößte Stadt der Union, an dem für Seeschiffe zugänglichen Delaware gelegen, macht gar nicht den Eindruck der See- und Handelsstadt; die Ruhe seiner Straßen, die langweilige Regelmäßigkeit und die wahrhaft holländische Reinlichkeit sind sprüchwörtlich. Die Straßen sind schnurgerade, treffen rechtwinklig auf einander und sind in der einen Richtung numerirt, was den Eindruck der Langeweile noch erhöht; schöne Plätze mit Rasen und stattlichen Bäumen, Squares im englischen Sinn, auch Alleen in den Straßen beleben und geben etwas Abwechslung. Wie überhaupt der weiße Marmor ein häufiges Produkt Amerika's ist und seinen Städten zur beneidenswerthen Zierde gereicht, so auch hier; gerade hier aber ist seine Verwendung am verschwenderischsten, die Privathäuser sind in englischer und New-Yorker Weise von Backsteinen erbaut, und die Fensterbänke, Thürschwellen und Treppenstufen sind ganze Straßen entlang ohne Ausnahme weißer Marmor. Humoristische Reisende klagen über die Wasserfluthen aus den Eimern waschwüthiger Dienstmädchen, denen der Besucher Philadelphia's ausgesetzt sei; allerdings fordert schon der blendend weiße Marmor zu sorgfältiger Reinhaltung auf, und die Stadt besitzt gleich New-York ungeheure Wasserwerke, welche der Gemeingeist der Bürgerschaft zum vielseitigen Nutzen und Frommen aller

Klassen geschaffen hat; ein hochliegendes Bassin an dem Fluß Schuylkill dicht bei der Stadt empfängt das aus dem Fluß gehobene Wasser und versorgt in jeder nur wünschenswerthen Menge die ganze Stadt. An stattlichen öffentlichen Gebäuden in verschiedenem Styl, fast sämmtlich von weißem Marmor, ist auch hier kein Mangel, auch ist abermals ein Parthenon zum Zollgebäude entweiht.

Mit ihren Vorstädten erstreckt sich die Stadt weithin, und sie ist die einzige in Amerika, wo das Auge des Beschauers nicht am Horizont wenigstens den Urwald gewahrt. Erst wenn man eine solche dem Blick bereits ganz entwöhnte Aussicht vor sich hat, erinnert man sich wie verschieden die europäischen weiten, zahmen und cultivirten Landschaften von dem sind was man seither gesehen, und wird von einem heimathlichen Hauch angeweht.

Die Amerikaner, die in keiner Hinsicht so leicht etwas auf ihr Land kommen lassen, läugneten ab daß es kalt sei, trotz dem Thermometer, als ich mich bitter darüber beklagte. Sonst sind sie das frostigste Volk der Welt, alle ihre Kirchen sind geheizt und Teppiche sind nach englischer Art allenthalben gelegt; ob die Steinkohlenkamine bei strenger Kälte genügen, möchte ich bezweifeln.

Ich war so glücklich während meines Aufenthalts in Philadelphia mit einer Anzahl der gediegensten Männer zu verkehren, solchen namentlich, welche den großartigen und ruhmwürdigen öffentlichen Anstalten der Stadt vorstehen. Besonders lernte ich unter diesen viele Quäker kennen, die immer noch in dieser Stadt ihres William Penn eine sehr zahlreiche und hochgeachtete Klasse der Bevölkerung bilden; es erweckt sofort ein günstiges Vorurtheil wenn man hört der Mann sei ein Quäker, sie sind ehrenfest, verträglich, dem leeren Prunke abhold, dafür dem Soliden, sei es auch solide Eleganz, zugethan; besonders in Handelsgeschäften zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, aber nicht minder durch Schlauheit * und Gewandtheit aus. Die Alten und Strengern halten noch am Schnitt der Kleider und der beliebten grauen Farbe derselben, nicht minder an dem Du (thee, nicht thou), das im Englischen wo man kein vertrauliches Du hat doppelt auffällt; dagegen sind andere fast ganz emancipirt von der alten Quäkersitte, und man erfährt nur zufällig daß sie dazu

* Ein Geschichtchen wo diese zwei Eigenschaften in freilich kaum mehr verträglicher Weise concurriren, ist dieses: Ein Quäker besaß ein Schiff das zur See war, und ließ es deßhalb versichern; unmittelbar darauf erfährt er auf Privatwegen, daß sein Schiff verloren gegangen ist; da er nun befürchtet es möge die Versicherung noch nicht eingetragen sein, und von dem Versicherer ganz unterlassen werden sobald jener Verlust bekannt werde, schreibt er demselben ein paar Zeilen: „Du brauchst mein Schiff nicht zu versichern, ich habe Nachrichten davon.“ Ganz nach seiner schlauen Berechnung beeilt sich nun der Versicherer, der in der That die Versicherung noch nicht eingetragen hatte, das nachträglich zu thun, und antwortet dem Andern: die Versicherung sei schon vollzogen gewesen und könne nicht rückgängig werden.

gehören. Ich wohnte einer ihrer Versammlungen bei, die an die Stelle feierlichen Gottesdienstes treten; in dem völlig schmucklosen Saale saßen die Männer rechts, die Weiber links, Alles in tiefer Stille und in einer Haltung die tiefes Nachdenken ausdrückte; da Niemand vom Geiste sich getrieben fühlte das Wort zu ergreifen, so saß die ganze Versammlung regungslos fünf Viertelstunden lang da, bis einige sich erhoben und so die Gemeinde eben so stille auseinanderging. Die Quäker haben nichts überspanntes, aber viel wunderliches; so dulden sie in dem großen Staatsgefängniß, wo im Vorstande die Quäker vorherrschen, keine Waffe, weil sie solche Gewalt für unrechtmäßig halten, sind aber weit entfernt etwa die unfreiwillige Gefangenhaltung zu bestreiten; da sie aber Niemanden zu nahe treten, so läßt man sie unangefochten und hat sie gern, wie ja überhaupt liebenswürdige Schwächen die höchsten geselligen Tugenden sein können.

Philadelphia besitzt eine mehr als hundertjährige deutsch-lutherische Kirche, und das Jubiläum derselben wurde als etwas in Amerika wirklich seltenes festlich begangen; eine artige Spielerei war es daß der Festprediger den Text wählte: „Und dem Engel der Gemeine zu Philadelphia schreibe u. s. w.," Offenbarung III. 7—13; der eigentliche Inhalt dieses Textes paßte übrigens in überraschender Weise für die Gelegenheit. Dieser Gemeinde stand der schon erwähnte Dr. theol. Demme aus Altenburg vor, anerkannt als die erste Autorität der deutsch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten; der ungemein großen Freundlichkeit dieses vorzüglichen Mannes, der sich trotz seiner vielfachen Amtspflichten in jeder Weise meiner annahm, bin ich bleibend dankbar, namentlich auch für den Zutritt zu alle den vortrefflichen Anstalten die Philadelphia hat; einmal durch Dr. Demme bei den leitenden Personen eingeführt, habe ich dort so große Freundlichkeit und Zuvorkommenheit erfahren, daß ich es nicht genug rühmen kann. In erster Linie steht natürlich das Gefängnißwesen, da in Philadelphia selbst sich die große Strafanstalt befindet, in welcher das pennsylvanische System der Einzelhaft am längsten geübt wird und am glänzendsten sich bewährt hat. * Besonders hier fand ich das wohlwollendste, freisinnigste Entgegenkommen, in einer Weise und in einem Umfang wie kaum eine europäische Anstalt irgend einer Art einem fremden Besucher geöffnet wird.

Indem ich mir vorsetze, dem Leser meine in dieser hochwichtigen Sache gefaßte Ueberzeugung ausführlich darzulegen und dieselbe durch Erzählung meiner eigenen Erfahrungen und Beobachtungen zu unterstützen, wünsche ich zuvor mich über die Vorfragen mit ihm zu verständigen. Zunächst will ich,

* Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Pentonville bei London, wo die zur Deportation Verurtheilten zuvor 18 Monate eingesperrt werden, zum Studium des Systems der Einzelhaft nicht geeignet ist, da die Aussicht auf Freilassung nach Aufhebung der Einzelhaft, und auf die Deportation nach derselben, zwei ganz verschiedene Effekte haben müssen.

indem ich diese Besserungsgefängnisse vertrete, keine einseitige Besserungstheorie, sondern ich betrachte dieses Besserungssystem lediglich als ein Mittel zur Durchführung der absoluten Strafrechtstheorie, welche den Verbrecher straft um des Rechts, um der göttlichen Gerechtigkeit willen; die Bestrafung selbst aber will ich veredelt und auch dem bestraften Individuum heilsam gemacht wissen durch Zurückführung seines verbrecherischen Willens zu Gott, durch seine religiöse Besserung, und je mehr die pennsylvanische Einzelhaft diesen Zweck begünstigt, während sie auch von den andern Zwecken der Bestrafung — Abschreckung, Verhütung u. s. w. — keinen vernachlässigt, desto mehr wird sie nach jenen Prämissen empfehlenswerth erscheinen; andrerseits kann eine Strafart von solch gewaltiger Einwirkung auf die Seele des Gefangenen nur aus obigem Zweck gerechtfertigt werden, und der religiöse und politische Radicalismus, welcher die Richtschnur des göttlichen Willens ablehnt, und die Frage was Recht und Unrecht sei von der Willkür der herrschenden Partei abhängig macht, ist in seiner Feindschaft gegen die pennsylvanischen Gefängnisse vollkommen consequent. Es ist darum auch eine Anomalie, daß ein Strafsystem das tiefer als je eine Staatseinrichtung in den freien Willen eingreift, aus dem republikanischen Amerika zu uns gelangt ist.

Nicht ohne innere Erregung nähert man sich dem Orte, auf den Tausende in Europa mit Bewunderung und Wißbegierde, aber Tausende mit Abneigung und Mißtrauen ihr Augenmerk richten, und eben so lebhaft ist der sinnliche Eindruck des großen castellartigen Gebäudes mit seinen riesenhaften Mauern und festen Thürmen, hinter denen Verbrechen und Verzweiflung, aber auch die edelsten Bestrebungen rettender Liebe wohnen. Meine nächste Empfehlung an die Autoritäten der Anstalt ging von den Herren Gebrüdern Tellkampf in New-York aus, von denen der eine Professor am Columbia College, der andere aber Arzt war; beide hatten mich mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit behandelt, und insbesondere mir vieles über Gefängnißwesen mitgetheilt, wie auch ihr Werk über dasselbe, das Resultat vielseitiger eifriger Forschungen geschenkt: dasselbe Buch, das unter den Freunden des pennsylvanischen Systems mit Recht so vielen Tadel erfahren hat; auf der andern Seite geleitete mich der verehrte Dr. Demme dahin, durch lange Erfahrung ein warmer Anhänger der Anstalt und ihrer Leiter. Der mich nun zunächst anging, war der Direktor (Warden) der Anstalt, Mr. Thompson, eine durch das vorgesetzte Comité überaus glücklich gewählte Persönlichkeit: ein Mann von ernster und energischer Art, dabei von christlicher Gesinnung und Eifer für seine wichtige Aufgabe durchdrungen, hatte er überdies in seinem früheren Berufe als Vorsteher eines großen industriellen Etablissements im Westen Gelegenheit gehabt die schwere Kunst des Herrschens zu üben, und es trat mir in diesem Mann sofort eine wichtige Verkörperung des Systems entgegen, dessen glückliche Ausführung so ganz wesentlich von der Persönlichkeit des hochbetrauten und schwer verantwortlichen obersten Vorstands abhängt; er

kann in einer Anstalt wo die Macht über den Einzelnen so ungeheuer ist wie in der getrennten Zelle, unendlich wichtiges leisten, aber auch entsetzlichen Mißbrauch mit seiner Gewalt treiben. Es war mir beschieden mit diesem schon durch seinen Posten merkwürdigen Mann viel in Berührung zu kommen; seine und des Comité's Liberalität in der Gestattung jeder Belehrung, jedes Verkehrs mit den Gefangenen, jeder Einsicht war der moralischen Größe der Anstalt und des reinen Bewußtseins ihrer Lenker wahrhaft würdig, und verpflichtet mich zu der lebhaftesten Dankbarkeit, der ich freudig hier Worte leihe; ich habe denn von der mir gewordenen Erlaubniß auch ausreichenden Gebrauch gemacht, und die Zeit meines Aufenthalts in Philadelphia fast ausschließlich im Gefängnisse zugebracht; da das Gefängniß ziemlich weit von der Stadt liegt, so behielt mich der freundliche Direktor oft zum Essen, und verwendete auch diese Muße zur Ertheilung nützlicher Auskunft, worauf ich dann wieder an mein Tagwerk ging.

Aus vielen Beschreibungen und Plänen ist das Aeußere der Anstalt hinlänglich bekannt, und wir rekapituliren nur kurz, daß eine gewaltige unübersteigliche Mauer von 30 Fuß Höhe mit Wartthürmen an den Ecken in einem ungeheuren Viereck die eigentlichen Gebäude umschließt; in der Frontmauer liegt auch die Wohnung des Direktors, mit Zinnen und Spitzbögen dem Styl des Ganzen angepaßt. Hier machte nun Mr. Thompson mich gleich aufmerksam, wie in Deutschland, wo stehende Heere und Wachmannschaften reichlich zu haben, diese riesenhaften und enorm kostspieligen Bauten sehr wohl erspart werden könnten, und solche Vorkehrungen genügen würden die dem etwaigen Verkehr mit der Außenwelt begegneten. Hier wo aus der bereits erwähnten Quäkercaprice zur Bändigung von vielleicht 500 Verbrechern nicht einmal ein Säbel in der Anstalt gehalten werden darf, und wo zahlreiche Mannschaften ohnehin sowohl unzuverläſſig als höchst kostspielig sein würden, mußte man die steinernen unerbittlichen und der Zeit trotzenden Wächter vorziehen. Im Innern nun liegt der aus acht (weniger einem, wo der Eingang vom Thor her ist) in der Mitte zusammenstoßenden Flügeln bestehende Stern der Gefängnißgebäude, jeder einzelne Flügel der Länge nach von einem Gang durchschnitten, der gerade auf die Beobachtungshalle in der Mitte des Ganzen läuft. Es sind sonach alle diese Gänge von dort zu übersehen, die Zellen liegen an beiden Seiten derselben, und kein Gefangener könnte nach innen zu seine Zelle verlassen, ohne den Blicken der Dienstthuenden ausgesetzt zu sein; entlang den Zellen nach außen und mit je einer correspondirend liegen die sogenannten Spazierhöfe, ebenfalls von Mauern umgeben, aber der freien Luft und Sonne zugänglich. Die älteren Flügel haben ein Stockwerk, die neuern deren zwei, und letztere auch im obern Stockwerk Gefängnißzellen, natürlich ohne Spazierhöfe.

In Philadelphia befindet sich noch ein zweites Zellengefängniß in der Vorstadt Moyamensing, dem Bezirke (County, Grafschaft) angehörig, wo

theils Untersuchungsgefangene, theils zu kürzerer Haft Verurtheilte aufbewahrt werden; diese zwei Kategorien sind in zwei parallelen Flügeln getrennt. Die Spazierhöfe fehlen hier ganz, sowie in mehreren Gefängnissen des Systems an andern Orten, z. B. Trenton, außerdem sind die Gebäude vielstöckig, wodurch die Kosten sehr vermindert werden. Auch diese Anstalt wurde mir mit seltener Freundlichkeit durch ihren vortrefflichen Vorstand Herrn Freed, (von deutscher Abkunft, Fried) geöffnet, und ich brachte auch in dieser mehrere Tage zu und erfreute mich der Belehrungen dieses wackern, umsichtigen und menschenfreundlichen Mannes, der früher Beamter in einem Gefängniß alter Art gewesen war und von dem Unterschiede zu sagen wußte.

Auch dieses Gebäude ist in dem Castellgeschmack (castellated gothic) gebaut, dicht daneben ist ein egyptischer Tempel hingesetzt, zum Schuldgefängniß bestimmt, aber damals unbenutzt wegen Abschaffung der Haft für Schulden.

Die Technik sowohl des Baues selbst als der Vorrichtungen für Luft, Licht, Wärme, Reinlichkeit in den einzelnen Zellen ist im Laufe der Jahre durch unablässigen Eifer ungemein vorgeschritten, und in den Anstalten zu Philadelphia selbst sind diese Fortschritte in den verschiedenen successiv erbauten Flügeln sehr kenntlich; übertroffen werden dieselben natürlich in den später erbauten Gefängnissen, wo man die älteren Erfahrungen benutzen konnte, und man ist bereits dahin gelangt der ernsten Pflicht, dem Sträfling nicht durch willkürliche Plagen sein Loos zu erschweren, in erfreulicher Weise zu genügen. Wenn bei allen Verbesserungen dieser Art laut den vorhandenen Berichten immer die Schwierigkeit in den Vordergrund tritt, durch Abzüge, Leitungen u. s. w. nicht Verkehrsmittel für die getrennten Gefangenen zu schaffen, und wenn der gründlichen Abstellung dieses Uebelstandes rastlose, selbst ängstliche Sorgfalt gewidmet wird, so mag dies auf den ersten Blick befremden, übereilt würde es aber sein mit Raumer diese Sorgfalt Pedanterie zu nennen; ruht doch das ganze System wesentlich auf der Absonderung des Sträflings von diesem verderblichen Verkehr mit andern Verbrechern.

Herr v. Raumer bestreitet zwar (I. 499) von vornherein die Anwendbarkeit des Wortes System auf die Gesammtheit der Merkmale, durch welche die pennsylvanischen Strafgefängnisse sich von andern Anstalten unterscheiden; wir würden ihm dies etwa bei den sogenannten Auburn'schen Gefängnissen zugeben, wo gemeinsame Arbeit und Trennung bei Nacht eingeführt ist, denn diese gehören eben nur dem allgemeinen System an, welches Verbrecher an der Freiheit straft, sie in Zucht hält, aber in Berührung mit einander läßt; die pennsylvanische Schule dagegen stellt das Princip oben an, daß die verhängte Freiheitsstrafe nur unter der Bedingung der völligen Absonderung von dem Verkehr mit andern Sträflingen ihres strafenden Erfolgs einerseits, ihrer heilsamen Wirkungen andererseits sicher sei; diese völlig abgerundete, auf alle bei der Bestrafung überhaupt in Betracht kommende Momente einen überwiegenden

Einfluß beanspruchende Doctrin dürfte doch wohl selbstständig genug dastehen, um ein System im wissenschaftlichen Sinn zu begründen.

Wichtiger als die Betrachtung aller der merkwürdigen Einzelheiten der Anstalt war mir die persönliche Berührung mit den Gefangenen selbst, insbesondere mit den Deutschen, deren im Ganzen 34, nämlich 23 im Staatsgefängniß und 11 im Grafschaftsgefängniß eingeschlossen waren; durch die Muttersprache war mir der vertrautere Verkehr mit ihnen natürlich sehr erleichtert, und ich durfte ihrerseits auf größere Offenheit gegenüber dem Landsmann rechnen, während zugleich die Wirkung der Strafe gerade auf deutsche Gemüther für mich von sehr wesentlichem Interesse war. Meinen Wünschen kam selbst die Bitte der Gefängnißbeamten entgegen, doch ja die Deutschen alle zu sehen und zu prüfen, denn die Behauptungen der Herren Tellkampf, daß fast alle deutsche Gefangene in Wahnsinn verfallen wären, hatten die Freunde des Systems und am meisten die Vorsteher mit schmerzlichem Unwillen erfüllt. Freilich hatten sie an mir nur einen Laien, sie erzeigten mir indeß das Vertrauen mich eines unbefangenen und ehrlichen Urtheils für fähig zu halten, und in der That erforderte die Beurtheilung der Thatsache ob 34 Gefangene fast alle ohne Ausnahme irre waren oder nicht, weder ärztliche noch philosophische Weisheit ungewöhnlichen Grades. Es ist mir jetzt noch unbegreiflich, wie die gedachten Herren, welche nach Ausweis ihres Buches der Prüfung aller andern Details der Gefängnißsache sich aufs genaueste und umsichtigste unterzogen haben, sich zu Behauptungen konnten verleiten lassen, die jederzeit auf die einfachste Weise zu widerlegen waren, und deren Widerlegung den Werth ihrer ganzen Arbeit in den Augen jedes Unbefangenen herabsetzen mußte. Letzteres ist wahrhaft zu beklagen, da das Buch voll der stärksten Argumente für das Trennungssystem ist. Auf die Aufforderung des Dr. Demme glaubte ich mich der Pflicht nicht entziehen zu dürfen, mein ehrliches Zeugniß, wie ich die deutschen Gefangenen gefunden, zu dessen Disposition zu stellen, und so ist damals ein Brief von mir an Dr. Varrentrapp, den Herausgeber der Jahrbücher der Gefängnißkunde in deren sechstem Bande abgedruckt worden, in welchem die Tellkampf'schen Anklagen entschieden in Abrede gestellt sind.

Es wurde nun meine Aufgabe diese unglücklichen Landsleute Mann für Mann, und zwar jeden wiederholt zu besuchen, und besonders die genauer zu beobachten, die mir selbst des Irrsinns verdächtig erschienen, oder mir als solche bezeichnet wurden; letzteres geschah in beiden Anstalten durch die Gefängnißbeamten selbst, welche dadurch den besten Beweis gaben, daß die Ergründung der Wahrheit ihnen am Herzen lag. Ich bezeichne die Fälle genauer welche in Betracht kommen können; der erste war ein alter wunderlicher Sprachlehrer im Grafschaftsgefängniß, schon zum zweitenmal bestraft, der von seiner zweijährigen Strafzeit die Hälfte verbüßt hatte; er hatte eine höchst geläufige Zunge und ein sonderbares Wesen, was den des Deutschen

unkundigen Aufseher verleitet haben mochte ihn für wahnsinnig zu halten; mir machte er den Eindruck nicht, und auch die andern Aufseher widersprachen. Der zweite Fall, im Staatsgefängniß, war ein armer alter Mann der aus Noth sich zum Stehlen hatte verleiten lassen, kein Wort englisch sprach, die sitzende Lebensart nicht vertragen konnte, und dazu glaubte daß die englischen Aufseher mit denen er sich nicht verständigen konnte, kein Wohlwollen für ihn hätten; der Arme fühlte sich, obwohl seine Strafzeit zu Ende ging, höchst unglücklich und hatte sogar Selbstmordgedanken. Ein solcher Zustand war so natürlich, und ein schwermüthiger Mensch der sich von Allen verlassen glaubt bietet einen für Dritte so auffallenden Anblick dar, daß ich auch hier keine Veranlassung hatte die künstliche Erklärung des Wahnsinns aufzusuchen, doch folgte ich jedem seiner Worte genau, und fand in seiner ganzen Leidensgeschichte, die er mir sehr umständlich erzählte, nichts unzusammenhängendes oder verfängliches. Weit verdächtiger erschien mir der Fall eines Mannes, der nach fast zweijähriger Strafzeit über Kopfweh und heißes Blut klagte, auch mit der Hand an der Stirn zu spielen pflegte; im Gespräch war der Mann ganz bei Sinnen, indeß will ich für einen Fall dieser Art mein Urtheil als Laie gern suspendiren. Die Klage über Kopfweh war nicht selten, und erklärt sich wohl zum Theil aus der dumpfen Luft die sich viele Gefangene aus Abneigung gegen die Ventilation, die sie geflissentlich verstopfen, in ihren Zellen bereiten; mehrfach hörte ich die Klage über Abnahme des Gedächtnisses, welches mir durch den Mangel an Uebung desselben erklärlich und unverfänglich erschien: ich fand dagegen daß sie sich der Unterhaltung mit mir bei dem nächsten Besuche fast wörtlich erinnerten. Ein wahrhaft Wahnsinniger war allerdings im Staatsgefängniß, ein alter Franzose, der wegen Pferdediebstahl verurtheilt, schon verrückt wahrscheinlich in Folge einer alten Kopfwunde ins Gefängniß kam, und trotz der vielfachen Remonstrationen Thompson's dort noch immer als an dem schicklichsten Platze aufbewahrt wurde, weil der Staat kein Irrenhaus besaß. Er machte den Aufsehern viel zu schaffen, behauptete unter Napoleon und Cockerill Kriegsdienste geleistet zu haben, und lag mit einer Schaar Neger in lebhafter Fehde die sich am Dach seiner Zelle eingenistet hatten.

Wenn ich somit die Nachforschung nach Wahnsinnigen mit gutem Gewissen fallen lassen kann, so gewährten doch die armen gefangenen Deutschen einen peinlichen interessanten und lehrreichen Anblick. Es waren unter den 34 nur 4 wirkliche Spitzbuben und Bösewichter, von den andern gestanden die meisten ihr Vergehen wo nicht beim ersten, doch bei späteren Besuchen ein, und bewiesen sich fast alle reuig und willig ein besseres Leben anzufangen, wenn sie ihre Zeit abgebüßt hätten. Ihre Freude einen theilnehmenden Landsmann zu finden war meist groß, und sie erzählten mir dann offenherzig ihre Schicksale, denn nach einigen Weiterungen ließ man mich immer allein mit ihnen in ihrer Zelle. Ihre Geschichte war in vielen Fällen dieselbe: sie waren

aus Unstetigkeit, oft gegen den Rath der Ihrigen ausgewandert, waren in Amerika entblößt von allem angekommen, wohl gar nichtswürdigen Wirthen und andern falschen Freunden in die Hände gefallen, hatten dann in der Noth gestohlen und klagten nun sich selbst an, öfters auch die Gerichte, von denen sie bei Unkenntniß der Sprache unbillig behandelt worden seien. Andere waren ihren Betheuerungen nach ganz unschuldig, meist die schlimmsten, manche waren aber auch wieder so offen und unverdorbenen Herzens, daß man ihnen herzliche Theilnahme nicht versagen konnte. Besonders interessirte mich ein armer junger Mensch, rechtlicher Leute Kind aus Baden, wegen eines Diebstahls verurtheilt; er meinte es geschehe ihm schon recht, weil er gegen den Willen seiner Eltern ausgewandert; durch die kleine Gabe von ein paar Saiten zu einer Guitarre die er sich gefertigt hatte, machte ich ihn sehr glücklich und dankbar. Von Amerika wollte er nichts mehr wissen, sondern zurückkehren und sich redlich nähren; dann wollte er mich auch besuchen, wenn ich mich seiner nicht schämte. Er rühmte Thompson's Menschenfreundlichkeit der ihn zuweilen beim Schlachten helfen lasse, da er das verstehe. Ein anderer junger Mann, dessen Strafzeit von zwei Jahren zu Ende ging, meinte er wolle nicht wieder hinein; hier lerne man mehr als in zwölf Jahren draußen in der Welt. Noch ein anderer junger Deutscher sagte mir: „Wer sich hier nicht zu Gott wendet, der hat kein Herz." Einen Würtemberger sah ich am Vorabend der Entlassung aus 4½jähriger Strafzeit; er war viel krank gewesen, hatte auch viermal zu entspringen versucht. Das sei ein ander Ding als die deutschen Gefängnisse, meinte er. Dieser war ein geschickter Schreiner, sein Spazierhof war zur Werkstatt eingerichtet. Ein Deutschamerikaner wegen Todtschlags auf 4 Jahre verurtheilt, ein Verbrechen bei dem die Strafzumessung weit mehr der Schwere der That als dem Grad verbrecherischen Sinnes folgt, gestand dennoch wie ihm recht geschehen sei, er sei ein Gotteslästerer gewesen und danke Gott für seine Bekehrung. Uebrigens „könne man überall glücklich und unglücklich sein." Ein junger Würtemberger, zwanzig Jahre alt, war nach seiner Einwanderung in Amerika unter die Methodisten gerathen, deren Art dem gefühlreichen Schwaben zusagte; in der Noth freilich hätten sie ihn verlassen, klagte er mir, er bewegte sich aber immer noch in methodistischen phantastischen Anschauungen; in der Anstalt hieß er nur der Träumer, da er Traumgesichte hatte, wie Christus in seiner Zelle erscheine und dem Schließer sage, ihm, dem Gefangenen, seien seine Sünden vergeben. Sonst war er bei Sinnen, klagte sich selbst an wie er seinen Eltern nicht gefolgt, und zuletzt zum Stehlen gekommen sei. Daß ein solcher Mensch bei schwärmerischer Disposition in und außer dem Gefängniß durch die Methodisten um seinen Verstand gebracht werden kann, ist kein Zweifel, und die leidigen Methodisten sind auch für die Gefängnisse ein wahrer Krebsschaden, da sie sich in diese zumeist eindrängen und die armen der Aufrichtung bedürftigen Menschen vollends in den Abgrund der Verzweiflung hinabstoßen. Bei der

offiziellen Indifferenz gegen die Kirche kann eine Bevorzugung der einen oder der andern Sekte in einer solchen Anstalt nicht stattfinden, und wer einen Geistlichen seiner Sekte erbittet, dem wird er gerufen; ein eigentlicher Gefängnißgeistlicher ist nicht zulässig, und nur durch Winkelzüge hatte man in der Eigenschaft als Morallehrer (Moral Instructor) einen Geistlichen von der Sekte der Baptisten, einen anspruchlosen Mann von gewinnender Art, anstellen können.

Eine besondere Art unter den deutschen Gefangenen waren die, welche früher in Deutschland als rechtliche, selbst stattliche Bürger eine Stelle eingenommen: einer von diesen, der auf 4 Jahre in dem Grafschaftsgefängniß (ohne die wichtige Gunst der Spazierhöfe) saß, war gebildet und hielt etwas auf sich; er ertrug die Strafe leidlich gut, gab aber zu daß sie schwer sei: „sie könnte einen Mann toll machen, der nicht über sich nachdächte.“ Vielleicht hatte er als Gebildeter diesen stehenden Vorwurf gegen diese Gefängnisse gehört. Dennoch zog er sie der Gefangenschaft im Gemisch mit rohen Verbrechern vor, und so dachten die Gebildeten alle. Ein kleiner lebhafter Mann mit glänzenden Augen, der drei Tage nach seiner Entlassung von dreijähriger Strafzeit einen Raubmord versucht hatte, rief mir, als ich das erstemal in seine Zelle blickte, mit einer Art wildem Stolz zu: „Bin auf zehn Jahre hier!“ Das zweitemal wurde er zutraulicher, nahm die Sache als unabänderlich und meinte er werde es ertragen können; den Raubmord wollte er im Trunke unternommen haben.

Ein alter Holländer in den Sechzigen, ein geständiger Dieb, der von vier Jahren die größere Hälfte ausgestanden hatte, fand sich in sein Schicksal, klagte nicht und sagte: „Gott verläßt die Deutschen nicht,“ zu denen er sich wohl rechnete. Ein anderer alter Mann, seines Zeichens Vagabund, früher und zwar seit 1793 Soldat, mit bei Waterloo gewesen, lobte alles, auch das System, und sprach seine Zufriedenheit aus in seinen alten Tagen an einem so behaglichen Orte unterkriechen zu können, die Kost sei vortrefflich, jeden Tag Fleisch und andere gute Dinge, weit besser als er es je gehabt, Lager, Wohnung und Heizung alles nach Wunsch. Es fehlte noch daß man ihn bedauerte, daß dieser auf fünf Jahre prädestinirte Zustand schon in wenigen Monaten zu Ende gehen sollte. Sein Seitenstück war auch ein alter Soldat von Waterloo her, ein Preuße, der einen alten Rock gestohlen hatte der ihm vielleicht recht noth gethan. Er hatte als Soldat selbst oft Wache vor Gefangenen gestanden, und schien in dieser Wiederkehr und Umkehr der menschlichen Dinge den Beleg zu finden daß seine gleichmüthige Lebensphilosophie die richtige sei. Er war geradezu comfortable, gestand mir er habe sich nie in seinem Leben behaglicher gefühlt, und bat mich nur den „Englischen“ nichts davon zu sagen, damit sie nicht etwa ihm eine Verschärfung angedeihen ließen. Als ich ihm im Gespräch sagte, wie viele seiner Mitgefangenen sich unglücklich fühlten, mochte er es gar nicht begreifen. Er war ganz wohl und munter,

sein Gedächtniß ungeschwächt; seine Zelle hielt er gegen die Sitte der übrigen sehr luftig.

Mehrere gerade von den Deutschen waren durch die Machtvollkommenheit des Direktors mit der Gunst bedacht worden, die im Hause nöthigen Dienste in der Küche, zur Feuerung u. s. w. zu thun; von der Ansicht ausgehend daß der Deutsche als Fremdling und Gemüthsmensch besondere Schonung bedürfe, pflegte er an diese vorzugsweise für solche Fälle zu denken, was Gott ihm lohnen möge. Auch Farbige und Neger, auf die erfahrungsmäßig das System der Einzelhaft am wenigsten passen will, sah man frei herumgehen. Zu diesen Begünstigten gehörte auch der arme schwergeprüfte Deutsche Carl L—, gemeinhin Charley genannt, von Dickens auch erwähnt, dessen Strafzeit durch die Gerichte verdoppelt worden war, weil ein falscher Zeuge aussagte, er habe bereits in einem Strafhause gesessen; diesen singulären Fall, der den armen Menschen zu wiederholten Selbstmordversuchen trieb, kann man vernünftiger Weise dem System nicht zur Last rechnen. Die komische Figur des Gefängnisses war der fliegende Holländer, flying Dutchman (Dutchman ist für den Amerikaner des Klanges wegen auch der Deutsche, er nimmt sich nie die Mühe die zwei Nationen zu scheiden); dieser, ein Mensch von merkwürdiger Beweglichkeit des Geistes und Körpers, der Zunge besonders, durfte als Einheizer frei herumgehen weil bei ihm die Geschwätzigkeit nahezu ein organischer Fehler war, mit dem man ihn in keine Zelle sperren konnte. Er kam auch bald herbeigelaufen, machte mir die Honneurs seiner nicht eben ehrenvollen Lebensgeschichte, und würzte dieselbe mit Axiomen seiner Lebensphilosophie die entschieden fatalistischen Gepräges war. Den ernsthaften schweigsamen Yankee's sah man an, daß sie mit diesem Subjekt geradezu nicht wußten was anfangen, und wie ihn beurtheilen; wenn man seinen unverwüstlichen Gleichmuth und Leichtsinn für Verrücktheit geben will, so wäre diese Art wenigstens keine denkbare Folge der Einzelhaft.

Auch dafür wurden mir Belege, wie von kleinen Dingen das Behagen eines solchen armen Gefangenen abhängen kann, und wie der Deutsche, wenn er sich nicht verständlich zu machen weiß, auch hierin doppelt schlimm daran ist: einer der Gefangenen, ein ziemlich stumpfer Mensch, klagte mir wie der Syrop (Molasses) den man ihm Abends reiche, ihm ekelhaft und völlig ungenießbar sei; aus Unbeholfenheit, vielleicht auch aus Unkunde der Sprache, hatte er sein Anliegen bisher nicht vorbringen können, und mich kostete es nur ein Wort bei dem guten Thompson, der sofort befahl dem Mann künftig Thee zu reichen, nach amerikanischer Reichlichkeit der Mahlzeiten auch für den Gefangenen kein ungewöhnlicher Genuß.

Bezeichnend und belehrend, wenn auch nichts weniger als ansprechend war die Lebensgeschichte eines deutschen Gauners, der das reiche Feld Amerika's mit Gewandtheit und Vielseitigkeit ausgebeutet hatte: von Haus aus Theologe wurde er Buchhändler, warf sich dann auf den Handel mit Oelgemälden, der

bei einem weiten Gewissen und dem geringen Grad amerikanischer Kunstkennerschaft ergiebig genug sein mochte, doch gab er ihn auf, kaufte sich einen Medicinkasten und zog als Doctor in das Land; als ich ihm mein starkes Befremden über letztere Gewissenlosigkeit aussprach, und andeutete wie manchen armen Kranken er um seine Gesundheit oder gar ums Leben gebracht haben möge, zuckte er gleichgültig mit den Achseln; nach der Doctorschaft hatte er sich als Sprachlehrer versucht, und zugleich seinen Buchhandel auf neuen Grundlagen wieder aufgerichtet: er organisirte nämlich eine Diebsbande von Knaben, die ihm aller Orten Bücher zusammenstehlen mußten, und für jedes von ihm einen Cent oder so erhielten; über dieser Schändlichkeit wurde er ertappt und auf zwei Jahre eingesperrt. Seine saubere Lebensgeschichte erzählte er mir mit einer gewissen naiven Objektivität und ohne eine Spur von Reue; er sprach gewählt, kannte seinen Goethe und „Nordamerika's sittliche Zustände" von Julius, und ließ diesem just nicht für ihn geschriebenen Buch, sowie dem pennsylvanischen System Anerkennung widerfahren; er erklärte sich wohl zu befinden, wiewohl er blaß aussah, und versicherte sein Geist sei so lebhaft und munter wie nur je; freilich war er, mit Fiesco's Worten, ein hartgesottener Sünder. Ein Anderer dieses Schlags war wie alle die schlausten Spitzbuben ungemein demüthig und unterwürfig; er beklagte die mangelhafte Einrichtung des Appartements in dem er mich empfing, und wußte nicht wie er, ein armer ungelehrter Mann, meine „Gräflichen Gnaden" unterhalten solle. Unschuldig war er wie Reineke Fuchs und studirte nichts als die Bibel, er war aber wie männiglich bekannt, einer der gefährlichsten Spitzbuben im ganzen Lande, und namentlich als Fälscher berüchtigt. Mehrmals hatte er in äußerst listiger Weise versucht durchzubrechen, und er war einmal schon aufs Dach des Gebäudes gelangt und harrte an einen Schornstein gelehnt des günstigen Moments zur weitern Flucht, als der Wächter im Mondschein seinen Schatten gewahrte. Dieser Sträfling war von allen der einzige der sich über Thompson beklagte, und man wird abnehmen wie viel seine Anklage wiegt; auch über das Personal beider Gefängnisse hörte ich nur von Einem Sträfling Beschwerden: im allgemeinen sind diese Männer sehr glücklich gewählt, und ihr Dienst der einerseits alle scharfen Zuchtmittel entbehren kann, andererseits ihnen tägliche Gelegenheit gibt menschenfreundliche Regungen für jeden einzelnen der ihnen anvertrauten Unglücklichen, denen sie so viel sein können, zu hegen, veredelt sichtlich ihre Naturen, und ein größerer Unterschied als der zwischen ihnen und einem Büttel gemeiner Art ist nicht denkbar.

Bis zuletzt habe ich mir einen des Meineids überführten Juden, nicht aus der niedersten Klasse, aufgespart, der sein Verbrechen mit einer so nichtswürdigen Gleichgültigkeit angab, daß ich glaubte ernsten Tons erwiedern zu sollen, daß er über die Strafe eines solchen Verbrechens sich nicht beklagen dürfe. Unbeschämt gab er mir zur Antwort: „Ja, lieber Freund (!), das können Sie nicht wissen, wie ein armer Mann dran ist," und als ich

unwillig die Zelle verließ, rief er mir einlenkend und neugierig nach: „Um Vergebung, wo sein Se her?“ Nicht weit von seiner Zelle saß sein Mitschuldiger, untröstlich und in Thränen, da er sich unschuldig bekannte und alles auf den schändlichen Juden wälzte. Er sei so etwas gar nicht fähig, er sei ein honetter Mann, habe den Floridakrieg mitgemacht und sei Vorstand gewesen von wohl vierzehn Gesellschaften und Vereinen! Um diesen Glanzpunkt seines bürgerlichen Lebens drehten sich seine Klagen, und der Verlust der öffentlichen Achtung schien ihm das empfindlichste; auch hielt ich es für Pflicht ihn Thompson's besonderer Rücksicht zu empfehlen.

Deutsche Frauen waren nicht unter den Sträflingen, und die übrigen oben nicht erwähnten Deutschen boten nichts ungewöhnliches. Man wird bemerken, welche charakteristische Merkmale die Lage dieser deutschen Gefangenen bezeichnen: fast allgemein Noth und Enttäuschung, die peinlichen Empfindungen durch Heimweh und Selbstanklage gesteigert, Schwierigkeit sich verständlich zu machen und aus dem Gespräch mit dem Gefängnißpersonal Aufheiterung zu schöpfen, wozu empfindlicher Mangel an deutschen Büchern kommt, im allgemeinen größere Empfänglichkeit für die Leiden des Gemüths, endlich die eigentliche Verbrechernatur, welche vielfache Widerstandskraft besitzt und auf welche das System eigentlich berechnet ist, fast gar nicht unter ihnen vertreten. Wohl die Hälfte von diesen armen Verirrten hätte man in gemeinsamer Haft halten dürfen. Wenn dennoch dieser Zustand in keinem Fall zu Wahnsinn führte, den meisten erträglich war und einigen wenigen sogar behaglich erschien, so dürfen wir mit gutem Gewissen die unbedenkliche Anwendbarkeit der Einzelhaft auf Deutsche in Deutschland aus diesen Vorgängen herleiten. Uebereinstimmend theilten mir die Gefangenen mit, daß die erste Zeit die schwerste sei, daß Beschäftigung dann als die einzige Rettung vor Verzweiflung erscheine, und daß der Sonntag, an dem sie unbeschäftigt seien, ihnen am längsten werde. Wenn auch fast alle die Schwere der Strafe vollkommen empfanden, so sprach sich doch nirgends Bitterkeit aus, vielmehr erkannten die meisten mit warmem Danke die Bestrebungen ihrer Aufseher an, ihnen ihr Loos in jeder thunlichen Weise zu erleichtern.

Aus dem Obigen, daß es mir vergönnt war mich nach Belieben mit den Gefangenen zu unterhalten, ergibt sich von selbst die Widerlegung des oberflächlichen Irrthums, als sei Einsamkeit des Sträflings Grundsatz dieses Systems; Bücher auf Bücher sind geschrieben worden aus denen sich die Unrichtigkeit dieser Annahme ergibt, aber noch immer findet man eine Menge der Gebildetsten die es nicht besser wissen, und hauptsächlich auf diese falsche Voraussetzung gründen sich die schiefen und feindseligen Urtheile der Welt. So falsch ist dieselbe, daß im Gegentheil die Lenker der Anstalt es für besonders wünschenswerth halten, wenn die Besuche solcher Personen, deren Umgang den Gefangenen heilsam sein kann, möglichst zahlreich sind; die Gesetze selbst gewähren vielen Personen, z. B. den Mitgliedern der gesetzgebenden

Körper (was offenbar zu weit geht) das Recht zu Besuchen; eine menschenfreundliche Gesellschaft zur Linderung des Elends in Gefängnissen hat für ihre Ausschußmitglieder dasselbe Recht; von den Personen aber welche in direkter Beziehung zu der Anstalt stehen, den Inspektoren (Mitgliedern des leitenden Comité's) und dem Direktor werden sie ohnehin regelmäßig besucht, von letzterem der Vorschrift nach täglich, was indeß bei der Zahl der Gefangenen, 400—500, unausführbar ist. Die Aufseher sind zu täglich mehrmaligem Besuch verpflichtet, dazu kommt der regelmäßige Besuch des Arztes, des Geistlichen, des Schullehrers welcher zum Besten der Illiteraten angestellt ist. Gleichfalls ergibt sich aus meiner obigen Erzählung daß die Sträflinge beschäftigt werden, was hervorzuheben der gleichfalls verbreitete Irrthum der Welt mich veranlaßt; der unglückliche Gedanke die Gefangenen ohne Arbeit zu lassen hat allerdings vor langer Zeit einmal Vertreter gefunden, ist aber schon seit Jahrzehnten gänzlich aufgegeben. Will der Leser diese zwei von mir so eben widerlegten Punkte, daß diese Gefangenschaft weder einsam noch unbeschäftigt ist, ins Auge fassen, so wird er hoffe ich ein starkes Theil der Abneigung gegen die Einzelhaft schwinden sehen.

Von den übrigen, nicht deutschen Gefangenen zeigte man mir auf meinen Wunsch nur die, welche besonderes Interesse gewährten; die dort eingesperrten Amerikaner gehören ohnehin der Mehrheit nach zu einer ganz andern Kategorie von Verbrechern: während bei den Deutschen Noth oder Rohheit die Hebel gewesen waren, herrschte bei diesen die Gewinnsucht vor, um so mehr als arge Verbrechen gegen die Person den nördlicheren Staaten der Union weniger eigen sind. Gerade solchen Verbrechern pflegt aber auch eine gewisse Zähigkeit und eine Resignation eigen zu sein, die schlimmsten Falls nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung das Uebel der Strafe mit der Chance des glücklich verübten Verbrechens vergleicht und sich in den Ausschlag ergibt; ohnehin ist der Yankee weit zäher, gemüthlichen Einwirkungen weniger unterworfen als der Deutsche, davon ganz abgesehen daß er von alle dem nichts empfindet, was den Deutschen als Fremden quält. Besonders überraschte mich das gute Aussehen und das klare Auge eines Amerikaners der von neun Jahren acht überstanden hatte; ein anderer, früher ein renommirter Gasthofsdieb, hatte sich eine Art Marionetten gemacht, die er zu seiner Unterhaltung in komischen Bewegungen tanzen ließ, und auch uns vorführte. Ein farbiges Mädchen welches in seiner Gefangenschaft der Belehrung zugänglich geworden war, pries laut und pathetisch ihr Geschick, daß sie auf diesem Wege zum Glauben geführt worden sei; doch lag in ihrer Art etwas was mir nicht gefiel, und wenn auch nicht ihre Aufrichtigkeit verdächtig machte, doch zu beweisen schien daß hier ein Methodist thätig gewesen war und dem armen Geschöpf mehr gewaltsam als stetig diese Richtung aufgezwungen hatte. Gerade bei dem roheren Gemüth der Neger und Farbigen finden, wie schon vorher bemerkt, die Methodisten die größte Bildsamkeit, doppelt so wenn der Gegenstand solcher Eindrücke in wehrloser

Gefangenschaft kein Gegengewicht gegen dieselben hat. Diesen weiblichen Gefangenen waren in den zweistöckigen Flügeln die oberen Zellen eingeräumt, und zwar zum Ersatz der Spazierhöfe je zwei Gemächer; man meinte daß die Frauen noch am ersten dieser Wohlthat der freien Luft entbehren könnten. In dem Grafschaftsgefängniß wurde mir auch eine zum Tode verurtheilte farbige Mörderin gezeigt, welche schon seit zwei Jahren ihr Urtheil empfangen hatte, und nunmehr beruhigt war daß es nicht würde vollzogen werden. Diese war es, in deren Zelle das Diplom daß sie einem Mäßigkeitsverein angehöre hing. Der amerikanischen Denkart ist es widerstrebend eine Frau hinzurichten, und so gedachte man auch diese noch einige Zeit gefangen zu halten und dann freizulassen. Selbst die Verurtheilung schuldiger Frauen findet vor den Geschworenen oft Schwierigkeiten; auch lassen sich hin und wieder Stimmen vernehmen, welche die getrennte Haft bei weiblichen Sträflingen für weniger angemessen halten; sie folgern dies aus der weiblichen Natur, welche einerseits zu einer determinirten fortgesetzt verbrecherischen Richtung gegen die Gesellschaft nicht hinneige, andererseits auch noch im Zustand tiefer Erniedrigung ein versöhnendes Element in sich habe, das die Besserung solcher Gefangenen selbst in Gesellschaft möglich mache. So viel wahres darin ist, so zeigt uns doch dagegen die Erfahrung unter den weiblichen Verbrechern Megären, an die keine männliche Verworfenheit reicht.

Neben den unfreiwilligen Bewohnern dieser Gefängnisse lernte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung einen freiwilligen kennen, in der Person eines Engländers der sich Mr. H— nannte. Dieser Sonderling war vor einiger Zeit nach Philadelphia gekommen, hatte Mr. Thompson den Wunsch ausgesprochen als Gefangener in dem Staatsgefängniß aufgenommen zu werden, wurde aber von diesem der dazu keine Befugniß zu haben glaubte, abgewiesen; dabei beruhigte er sich jedoch nicht, suchte sein Anliegen mit allen Gründen zu rechtfertigen und deutete zuletzt an, daß im schlimmsten Falle die Begehung eines Verbrechens ihm zur Erfüllung desselben verhelfen werde. Thompson der inzwischen sich überzeugt hatte daß es dem Sonderling Ernst sei, sagte ihm nun, diese Drohung ein Verbrechen zu verüben möge er nur gehörigen Orts wiederholen, so werde man willig genug sein ihn einzusperren; sie gingen also zusammen vor den Richter, wo Thompson den H— als einen denuncirte, der ein Verbrechen zu begehen beabsichtige; H— stellte das nicht in Abrede und wurde zur Leistung einer Caution von 5000 Dollars verurtheilt daß er sich gut aufführen werde. Diese Cautionsleistung verweigerte er natürlich, und er wurde nun in aller Form verhaftet und nach dem Grafschaftsgefängniß abgeführt. Dort blieb er volle achtzehn Monate, ließ sich behandeln wie ein anderer Gefangener, machte aber doch seinem Aufseher mancherlei zu schaffen, so daß dieser, wie er mir selbst erzählte, ganz zufrieden war den wunderlichen Gast ziehen zu sehen; er bezahlte nach Ablauf jener Zeit nämlich gutwillig seine Caution und unternahm nun eine Vergnügungsreise durch die Vereinigten

Staaten. Nach drei Monaten kehrte er zurück, ging gerades Wegs zu Thompson und sprach diesem die Bitte aus nunmehr auch das Staatsgefängniß probiren zu dürfen; Thompson weigerte sich diesmal nicht mehr, stellte jedoch die Bedingung, daß er sich so lange er bei ihm verweile der Hausordnung unbedingt füge. So war Mr. H— seit einigen Wochen in seiner Zelle, als Thompson mich aufforderte auch diese Merkwürdigkeit zu betrachten. Er war ein junger stattlicher Mann, anscheinend von guter Abkunft und Erziehung, der als wir eintraten von seinem Webstuhl aufstand und sich in ein Gespräch einließ. Er versicherte sich vollkommen gesund an Körper und Geist zu fühlen, war der Ansicht daß die Einzelhaft auch unter andern Umständen als den seinigen ein erträgliches Ding sei, schrieb aber sein Wohlbefinden hauptsächlich dem Gebrauch zu sich jeden Morgen über und über kalt zu waschen. Der einzige Luxus seiner Zelle war eine Uhr, und es steht noch dahin, ob eine solche eine Erleichterung oder eine Erschwerung einförmiger Existenz zu nennen ist. Er war mit der Beschaffenheit der Zellen in dem Gefängniß von Moyamensing besser zufrieden, erkannte aber die große Wohlthat des Spazierhofs an. Mit Fragen über den Grund seines sonderbaren Betragens in ihn zu dringen hielt ich für unbescheiden, da ich wußte daß er sich beharrlich weigerte auf solche Fragen zu antworten. Einige meinten es handle sich um eine Wette; andere, dieser junge Mann wolle eine Neigung zur Verschwendung auf diese Weise unterdrücken, und gleichzeitig sein Vermögen durch diese freilich im äußersten Grade sparsame Lebensweise restauriren. Vielleicht daß er aus Interesse für Gefängnißwesen an sich selbst diese Probe anstellen wollte.

Ich betrachte es als eine besondere Gunst, auch einigen Entlassungsscenen beigewohnt zu haben, da in diesen gerade der versöhnende, veredelnde Einfluß des pennsylvanischen Systems auf das Verhältniß zwischen dem Sträfling und den Dienern der strafenden Gerechtigkeit sich am schönsten ausspricht. So wenig im Gefängnisse der Gedanke, den Verbrecher strafen zu wollen, aufhören soll, so gewährt doch die Einzelhaft den unendlichen Vorzug daß in der materiellen unabänderlich bestimmten Lage des Sträflings ihm die Schwere des Gesetzes, in der Persönlichkeit seiner Aufseher aber, die selten oder nie als Zuchtmeister gegen ihn auftreten müssen, die Versöhnung entgegentritt. Ein Sträfling nahm mit allen Zeichen tiefer Rührung Abschied, schüttelte uns Anwesenden allen die Hand und sagte, es gehe ihm nahe, von so guten Freunden Abschied zu nehmen. Aehnlich ein anderer, dem nach dreijähriger Gefangenschaft ein Ueberverdienst* von 90 Dollars eingehändigt wurde. Er nahm diese wie ein Geschenk, sagte er hätte nie so viel Geld beisammen

* Man folgt der vernünftigen Auffassung, zwar kein Recht des Sträflings auf Arbeitslohn zu erkennen, aber durch Gestattung einer belohnten Arbeit über die regelmäßige Anforderung hinaus, die Arbeitsamkeit zu befördern und demnächst bei der Entlassung dem Fleißigen einiges Geld mitzugeben. Die Entblößung von solchem hat manchen kaum Befreiten wieder zu Verbrechen geführt.

gesehen, und sprach den Entschluß aus mit diesem Schatz zu seiner Frau zu gehen und ein ehrlicher Mann zu werden.

Diese Anhänglichkeit an die Gefängnißbeamten erstreckt sich wohl auch bis jenseit der Mauern der Anstalt, wie ein auch in anderer Hinsicht interessanter Vorfall beweist: Thompson hatte einem Sträfling den er selbst solcher Gunst für würdig hielt, die Erleichterung gestattet bei der Herstellung seiner eigenen Dienstwohnung als Tüncher zu arbeiten, indem er ihm nur das Versprechen abnahm, die Gelegenheit nicht zur Entweichung zu mißbrauchen; der Mann aber brach seine Zusage und entfloh. Dem Direktor war die Sache äußerst unangenehm, um so mehr da er sich selbst vielleicht tadeln mußte, diesem seiner Obhut anbefohlenen Menschen zu viel Vertrauen geschenkt zu haben, und er sann auf Mittel des Flüchtlings wieder habhaft zu werden; da erinnerte er sich zweier Spitzbuben, die während ihrer Haft menschlich von ihm behandelt worden waren, und ihren Dank beim Scheiden mit den Worten ausgedrückt hatten, sie würden sich glücklich schätzen ihm einmal durch die That erkenntlich werden zu können. Er ließ die zwei Leute kommen, machte sie mit der Sache bekannt und forderte sie auf ihm zur Habhaftwerdung seines Sträflings behülflich zu sein, wenn es ihnen mit ihrer Dankbarkeit wirklich ernst sei. Zu seiner Verwunderung aber erklärten die beiden Spitzbuben, das sei gegen ihre Ehre einen Genossen zu verrathen, und weigerten sich rundweg sich an der Sache zu betheiligen. Da stellte ihnen Thompson vor, wie sie aus eigener Erfahrung sich erinnern müßten, daß er jedem seiner Gefangenen gern jede Erleichterung zu Theil werden lasse, die sich mit seiner Pflicht vertrage; so habe er auch gegen den Entsprungenen gehandelt, der diese Milde mißbraucht und sein Versprechen schmählich gebrochen habe; müsse er solche Erfahrungen machen, so könne er auch in Zukunft keine Milderungen in der Behandlung seiner Sträflinge mehr eintreten lassen, so leid es ihm auch thue. Das leuchtete ihnen ein: der Mann habe sein Wort gebrochen und sei für die ganze Zunft verderblich geworden, indem er Thompson seine bisherige Milde verleiden müsse, sie seien bereit ihm behülflich zu sein und erbäten sich nur eine Frist zum Auskundschaften. Nach wenigen Tagen kamen sie wieder, und führten Thompson nach eingebrochener Dunkelheit in eine entlegene Straße, dort zeigten sie ihm ein erleuchtetes Fenster und versicherten ihn daß hier der Entsprungene, im Begriff von Philadelphia wegzureisen, sich aufhalte; zugleich gaben sie alle wissenswerthen Einzelheiten an, erklärten aber bestimmt daß sie hiermit ihre Pflicht erfüllt glaubten und zu einer weiteren Beihülfe sich nicht verstehen könnten. Thompson, ein starker, entschlossener Mann, dringt nur mit einem Knüttel bewaffnet in das Haus, findet alle Angaben genau zutreffend, packt im rechten Augenblick seinen Mann bei der Kehle, schleppt den Ueberraschten die Treppe hinunter in einen bereit gehaltenen Wagen, und führt ihn im Triumph nach dem Gefängniß zurück.

Ich habe versucht durch unbefangene Darstellung meiner Eindrücke bei

der Besichtigung der pennsylvanischen Gefängnisse dem Leser ein ebenfalls unbefangenes Urtheil über dieselben zu lassen; es möge mir indeß vergönnt sein nun auch mein Urtheil zum Schlusse hinzuzufügen, zu welchem Zweck ich einiges über die Auburnschen Strafgefängnisse in Amerika, deren stolzestes Muster, Singsing, ich selbst besichtigt habe, vorausschicke, da gerade diese Gefängnißart, indem sie die Mängel der Strafanstalten mit gemeinsamer Haft am energischsten zu bekämpfen sucht, wohl dazu gemacht ist, den Anstalten nach dem pennsylvanischen System als Folie zu dienen. Wir befleißigen uns dabei der Unparteilichkeit, im Gegensatz zu der Verbissenheit welche die Parteien in der Gefängnißsache ergriffen hat, und zur Erörterung der Sache selbst wenig heilsam ist.

Auch die Begründer der Auburnschen Gefängnisse waren von der traurigen Wahrheit durchdrungen, wie bei der alten Gefängnißzucht der fortwährende Verkehr der Sträflinge unter einander nicht nur allen Samen des Guten, den eine gewisse Fürsorge ausstreuen mochte, erstickte, die minder Verderbten in die gefährlichste Schule versetzte, sondern auch aus diesem Verkehr heillose und dem öffentlichen Wohl feindliche Verbindungen für's Leben hervorgingen — mit einem Wort, daß fast ohne Ausnahme die Verbrecher die Strafanstalten verworfener verließen als sie dieselben betreten hatten. Diesen Verkehr durch absolut getrennte Haft zu beseitigen entschloß man sich jedoch nicht,* wiewohl man in der Trennung für die Nacht eine allerdings wichtige Reform einführte. In den Zellen welche zu diesem Behuf vorhanden, übrigens viel kleiner als in Philadelphia sind, bringen die Gefangenen auch den Sonntag zu, sowie in den meisten Anstalten die Mahlzeiten dort eingenommen werden; es bleibt also nur die Zeit der gemeinsamen Arbeit übrig, während der der schädliche Verkehr der Sträflinge unter einander im Wege der Disciplin zu unterdrücken ist. Hier unternimmt es also die öffentliche Gewalt, der menschlichen Natur im Verbrecher einen Zwang der unerträglichsten Art aufzuerlegen, indem sie absolute Schweigsamkeit und Enthaltsamkeit von jeder Verständigung unter den Sträflingen gebieterisch verlangt und durchzusetzen weiß. Den Triumph dieser Methode sehen wir in der erwähnten Strafanstalt von Singsing im Staate New-York, von Sträflingen erbaut, von 800—1000 bewohnt, bewacht von einer Handvoll Menschen, ohne Umfangsmauer frei an einem schiffbaren Strome gelegen: denn auch die Versuchung zur Flucht wird durch eiserne Disciplin unterdrückt. Daß sie eisern sei bekennen die Anhänger dieses Systems offen, ja mit Stolz; die Autorität hat hier den offenen Kampf mit dem verbrecherischen Willen aufgenommen, die Peitsche als unausbleibliche Strafe der geringsten Uebertretung erhält die Ordnung und zugleich das Leben der wenigen Aufseher, deren auf Terrorismus gestütztes Ansehen nie

* Nicht nur abgesonderte, sondern selbst einsame Gefangenschaft ist keineswegs etwas neues in der Welt, und in was für Kerkern wurde sonst mancher Gefangene aufbewahrt! Diese einfache Thatsache wird gar oft übersehen.

im geringsten erschüttert werden darf, wenn nicht das Ganze sofort stürzen soll. Je größer die Anstalt, desto schroffer diese Gegensätze und desto vermessener das Unternehmen, auf Gewalt und Furcht ein dauerndes Gebäude zu gründen; in kleineren Anstalten Amerika's hat man die erzielten Erfolge mit Befriedigung aufgenommen, je laxer aber die Disciplin, desto ausgebreiteter natürlich die Verbindungen der Sträflinge unter einander.

Der Sprachgebrauch begreift unter der Kategorie der amerikanischen Besserungsgefängnisse auch die Auburnschen; allerdings ist jene äußerste Strenge geeignet den Verbrecher von der Rückkehr in die Strafanstalt abzuschrecken, und damit seinen Willen zu einer sogenannten bürgerlichen Besserung zu bestimmen; es bedarf aber keiner Ausführung daß die grimmige Verachtung die ihm fortwährend entgegengesetzt wird,* der andauernde Kampf mit der Disciplin, weit entfernt ihn zur Erkenntniß der Gerechtigkeit seiner Strafe zu bringen, Erbitterung und Ingrimm in ihm erregen und seine Feindschaft gegen die gesellschaftliche Ordnung bekräftigen muß. Ebenso muß sich das Gemüth des Aufsehers verhärten, der natürliche Regungen fortwährend grausam zu bestrafen hat, und der offene Krieg mit den Sträflingen, die fortwährende Lebensgefahr in der er schwebt, auch in seinem Innern Erbitterung hervorrufen. Ohnehin ist es sehr problematisch, ob die Anknüpfung von Verbindungen unter verschlagenen, willensstarken und zum Widerstand gereizten Menschen vollständig gehindert werden kann, und um so weniger rechtfertigt sich eine Härte die nicht einmal Zweck sondern nur Mittel sein soll, dem höheren Zweck einer Strafanstalt aber geradezu feindlich ist.

Die Einzelhaft ihrerseits erfüllt zunächst den großen Zweck, den Gefangenen vollkommen in die Botmäßigkeit der strafenden Gewalt des Staates zu bringen, und jeden Einfluß auf denselben den sie nicht dulden will abzuschneiden. In den Gefängnissen anderer Art bleibt auch bei der härtesten Hauszucht dem Sträfling die Freiheit gegen die Vorschriften der Anstalt anzukämpfen, eine verwerfliche Selbstständigkeit zu behaupten, und dieselbe erhebt den verhärteten Bösewicht zu einer Aristokratie des Verbrecherstandes, der von den Genossen die Anerkennung nicht versagt wird; in der abgeschiedenen Zelle dagegen ist der Verbrecher nur sich selbst, seinem Gewissen gegenüber gestellt, das er nicht durch heterogene Eindrücke zu beschwichtigen, nicht durch die Empfindung äußerer Mißhandlung in seiner Verstocktheit zu bestärken vermag; der nothwendige Zusammenhang zwischen seinem Verbrechen und

* Charakteristisch ist die Anekdote bei Beaumont und Tocqueville, wie der Direktor von Singsing auf die Kunde, daß ein Sträfling sich vermessen habe ihn umzubringen, diesen zu sich bescheidet und ihm befiehlt ihn zu rasiren. Und als der Mensch, verblüfft durch ein solches Entgegentreten, den aufgetragenen Dienst in aller Ordnung verrichtet, redet er ihn an: „Ich wußte daß du mich ermorden wolltest, aber ich wollte dir zeigen, wie ich auch weiß, daß du so feig als schlecht bist." Ein Beispiel seltener Beherztheit, aber was für Früchte muß es bringen!

seiner Strafe tritt ihm unvermeidlich vor die Seele, und muß auch dem Verstocktesten endlich zum Bewußtsein werden. Somit ist der Zweck wirklich Strafe zu üben gesichert, die vollständige Unterdrückung des verbrecherischen Willens erreicht, und um diesen Zustand ertragen zu können gibt es nur ein Mittel, die Unterwerfung dieses Willens unter die Staatsordnung, deren Nichtachtung er eben durch sein Verbrechen bethätigt hat. Die Strafe wird dadurch zugleich menschlicher und eindringlicher, indem der Verbrecher gezwungen ist sie an sich selbst zu vollziehen. Und indem diese Strafe den Verbrecher zur Berufung auf sein eigenes besseres Selbst hinleitet, ehrt sie selbst in dem Gefallenen die Menschenwürde, deren Unterdrückung durch andere Strafarten das schlimmste Uebel ist, das der Staat zufügen kann.

Aber indem die Macht unfehlbar gegeben ist den Willen des Verbrechers zu beugen, tritt die Pflicht in den Vordergrund denselben nicht durch Mißbrauch dieser Macht zu knicken. Wir bezweifeln gar nicht, daß auch der kräftigste Geist in der pennsylvanischen Zelle zum Wahnsinn getrieben werden könne, aber wir bestreiten daß dies die Folge sein müsse. Das ist gerade das Edle des Berufes den hier der Staat übernimmt, daß er den gebändigten Verbrecher aufzurichten, zu leiten, zur Gemeinschaft der Menschen zurückzuführen vermag, daß die meisten Straffälle ihm den Gefangenen auf diesem Wege entgegenführen. Das oberste Mittel aber, denselben in dem Bewußtsein seines Unrechts und der sittlichen Nothwendigkeit seiner Strafe zu befestigen, also auch in ihm selbst das Gleichgewicht der durch ihn verletzten Ordnung herzustellen, muß die religiöse Belehrung als einzig sichere und heilsame Quelle der Moral sein. Darum ist eines der ersten Erfordernisse eines Besserungsgefängnisses ein gläubiger, berufstreuer Seelsorger, der zugleich Umsicht und Menschenkenntniß genug besitzt, sich weder mit einer kraftlosen, auf die Unfähigkeit Böses zu thun gegründeten Zerknirschung zu begnügen, noch geheuchelte Reue für ächt zu nehmen; vielmehr soll und wird der wahren Bekehrung auch der thätige Wille der Besserung folgen, welcher zugleich das wirksamste Mittel gegen eine verderbliche Niedergeschlagenheit sein wird. Weltliche Mittel müssen sich dem anschließen, in dem Gefangenen einerseits die Thatkraft zu erhalten, andererseits ihm Gewohnheiten und Fertigkeiten beizubringen, die ihm nach seiner Entlassung förderlich sein werden. Darum ist die anhaltende Beschäftigung mit Recht als Bedürfniß anerkannt; Handwerke sollen theils erlernt, theils fortgeübt werden, * und werden eine werthvolle Mitgabe für die Freilassung sein; auch die Beschäftigung mit ersprießlicher profaner Lectüre soll nicht verwehrt sein. Vortrefflich ist die Einrichtung zu

* Das Geschrei des Brodneides über Concurrenz der Erzeugnisse der Gefangenen wird eine verständige Regierung, des höhern Zweckes eingedenk, wohl nicht beachten, und es verschmähen, aus Deferenz für solchen Unverstand die Tretmühle als Surrogat organischer Arbeit einzuführen.

Philadelphia, daß ein Schullehrer eigens angestellt ist, um den Gefangenen nöthigenfalls Lesen und Schreiben beizubringen.

Neben diesen allgemeinen Grundzügen der Behandlung ergibt sich die größte Mannichfaltigkeit für die einzelnen Gefangenen, und hierin, in der ermöglichten Erhaltung der Individualität liegt die wahre Glanzseite des Systems. Die gemeinsame Aufbewahrung der Sträflinge läßt weder die genaue Erforschung der Individualitäten zu, noch duldet sie der allgemeinen Ordnung wegen Ungleichheit in der Behandlung. In solchen Anstalten kann der Sträfling nur als Mitglied des Verbrecherstandes in Betracht kommen, und in der Herabstoßung in diesen Stand liegt die Vernichtung der Individualität; bei der Einzelhaft hingegen ist die Möglichkeit gegeben die Behandlung dem Einzelnen anzupassen, somit die wahre Gleichheit in der Strafe herbeizuführen; die Abstufungen des Standes, der Bildung, der Bedürfnisse, der Arbeitsfähigkeit, die Verschiedenheit in der Verderbtheit, der moralischen Kraft, der Empfänglichkeit und Reizbarkeit verdienen eine gerechte Würdigung, die bei gemeinsamer Einsperrung nicht durchzuführen ist.

Bei einem System das solche feine Schattirungen zuläßt, und ferner eine gesteigerte Empfänglichkeit des Sträflings für gemüthliche Eindrücke bewirkt, sind auch Rücksichten die anscheinend sehr ins Kleine gehen, von Werth, und sollten nicht übersehen werden. Die Bewegung in freier Luft kann an sich nicht zu den bloß untergeordneten Erfordernissen des körperlichen und geistigen Wohlbefindens gerechnet werden, und die Einrichtung daß viele Gefangene in beiden philadelphischen Gefängnissen sie entbehren, ist keineswegs nachahmenswerth; wir würden aber selbst in den vielfach vorgeschlagenen Spazierhöfen zur gemeinsamen successiven Benützung, die freilich den Bau viel weniger kostspielig machen, aber auch die Communication unter den Gefangenen erleichtern, einen vollständigen Ersatz nicht finden. Gerade die Verbindung der Zelle mit dem angrenzenden Spazierhof macht diese lustig und freundlich und weniger beengend für den Gefangenen; derselbe legt meist besondern Werth darauf, das Höfchen als sein Eigenthum zu betrachten, es mit Blumen oder in anderer Weise auszuschmücken. Diese harmlosen Erholungs- und Aufheiterungsmittel verwerfe man ja nicht, dehne sie, wo es gewünscht wird selbst dahin aus, das Halten irgend eines geeigneten Thieres zu gestatten. Ueberhaupt läßt die Einzelhaft manche Einflüsse zu, welche das Gemüth des Sträflings mildern und erweichen, ihn in den reineren Beziehungen zur Welt erhalten. Außer den öfteren Besuchen der Personen welche ihr Beruf dahin führt, sind die Besuche Solcher nur zu befördern, welche Takt mit Menschenfreundlichkeit verbinden; ja wir möchten gern den schriftlichen und persönlichen Verkehr mit der Familie, der das stärkste und edelste Band zwischen dem Verbrecher und der Welt bilden sollte, möglichst freigeben, wo wir des guten Einflusses der Angehörigen gewiß wären.

Wir gehen noch mehr ins Kleine ein, und wünschen wo möglich jedem

Gefangenen den Sonnenschein, eine Bauart und Einrichtung der Zelle die möglichst wenig kasernenmäßig ist, und den Gedanken von ihm fern hält, daß er in seiner Gefangenschaft im gleichen Unglück mit Hunderten untergegangen, kein Gegenstand der individuellen Fürsorge mehr sei; die Fenster dürfen nicht zu klein sein, und sollten sich zum Blick wenigstens auf den blauen Himmel öffnen lassen,* was in einem der philadelphischen Gefängnisse, wo die nöthige Ventilation anderweitig erzeugt wird, nicht der Fall ist; es ist selbst nicht gleichgültig ob dem Gefangenen seine Kost durch eine Luke wie in einen Käfig gereicht wird, oder ob der Aufseher jedesmal in seine Zelle tritt. Die Rücksicht auf solche Illusionen des Gefangenen streift für den oberflächlichen Beobachter ans Lächerliche; wer indeß Sträflinge in Einzelhaft beobachtet und befragt, so zu sagen in ihrer Seele gelesen, oder auch nur auf die eigene Empfänglichkeit für solche Dinge bei gedrückter Stimmung geachtet hat, wird ihren Werth nicht übersehen, vielmehr die Pflicht erkennen, auch diese Mittel dem großen Zwecke dienstbar zu machen.

Gerade dieser höhere Beruf des Besserungsgefängnisses erfordert aber einen Lenker von weit anderer Art, als hinreicht die Zucht in einem Gefängniß alter Art aufrecht zu erhalten. Er erfordert einen Mann von christlicher Gesinnung und muthigem Bekenntniß, zugleich aber überlegenem Geist und Charakter, dem der Staat weite Vollmacht unbedenklich anvertrauen darf; es erweist sich ein solcher Posten als ein wahrer Ehrenposten, den der Beste nicht verschmähen sollte. Wie sehr der Dienst in einem Besserungsgefängnisse auch den Charakter der untern Beamten mildert, sie durch das Bewußtsein eines edlen Berufes, der Mitarbeit an einem großen Werk über den bloßen Miethling sittlich erhebt, ist schon oben erwähnt worden; es wird indeß nicht genügen, sich auf den mildernden Einfluß des Systems lediglich zu verlassen, sondern die Auswahl dieses Personals wird auf den Grund höherer Eigenschaften erfolgen müssen, als sie für einen handfesten Schließer gewöhnlichen Schlages genügend sein mögen.

Ist ein solches Personal geschaffen, so wird der Direktor der Anstalt willig die Charaktere seiner Gefangenen zu erforschen sich bemühen, und es ist deßhalb wünschenswerth die Gefängnisse nicht allzugroß anzulegen, damit nicht auch hier wieder das Kasernenmäßige die Wirksamkeit des Systems lähmt. Er wird, ohne den Gefangenen vergessen zu lassen daß er gerechte Strafe erleidet, den Ausdruck der ernsten Liebe, ja selbst der Herzlichkeit in den Verkehr mit demselben legen, und sogar an das Ehrgefühl in einzelnen Fällen appelliren können; die Hülflosigkeit des Gefangenen wird seinen Wunsch beleben, jede Erleichterung die mit dem Zweck verträglich ist, je nach der Eigenthümlichkeit des Individuums zu gewähren; er wird dessen Zutrauen um so

* Beherzigenswerth ist, was Raumer (I. 503) über die Beraubung der Eindrücke durchs Auge sagt.

eher gewinnen, als er selten genöthigt ist, die sich von selbst ergebende Hauszucht durch Strafen zu erhalten, oder gar Unmögliches, wie in den Auburnschen Gefängnissen das Stillschweigen, durch Härte zu erzwingen. Die körperliche Züchtigung, die abscheulichen Fesseln unserer Strafanstalten fallen ganz weg. Ein Gleiches wird den Unterbeamten, die täglich mehrmals in Berührung mit den Gefangenen kommen, möglich sein, und die letzteren werden mehr und mehr von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß der Staat, indem er ihnen gerechte und harte Strafe auferlegt, nicht aufhört ihre Persönlichkeit anzuerkennen, sie als Menschen gelten zu lassen. Auch das Gefühl wird selbst den Verhärteten beschleichen, daß es „noch gute Menschen gebe," und die Rückwirkung für die Strafzeit wie für die Zukunft die segensreichste sein.

Es wird nicht behauptet werden können, daß ein System von solcher Elasticität dem Sträfling nur den Ausweg der Verzweiflung und des Wahnsinns lasse, doch sind bei der Verschiedenheit der menschlichen Naturen auch Fälle von Individuen denkbar, für welche die Einzelhaft selbst in der schonendsten Form als unerträglich sich erweist. Hier bleibt der, freilich nur mit großer Vorsicht zu ergreifende Ausweg, daß dem Vorstande auch diese Ausnahme gestattet sei, einen Gefangenen von der Einzelhaft für immer oder temporär zu befreien. Im Staatsgefängniß zu Philadelphia ist auch dies üblich und mit Recht ist dem Arzt der Anstalt ein gewichtiger Einfluß bei der Erwägung solcher Fragen eingeräumt.

Ob an die großen Befugnisse der Gefängnißverwaltung auch ein Recht der Abkürzung der Strafe gereiht werden dürfe, wie der bewährte Mr. Thompson vorschlägt, ist eine für unsere Verhältnisse neue und bedenkliche Frage. Dieselbe aufzuwerfen ist allerdings consequent, da die Strafe der Einzelhaft, ihrer individualisirenden Richtung nach, dem Gefängnißvorstand neben dem Richter die Einsicht gewährt, wann und mit welchem Maaße der Strafe das Aequivalent des Verbrechens erfüllt ist. Thompson, der übrigens diese Befugniß höchstens auf $^1/_{10}$ der Strafe erstreckt haben will, gründet sich zunächst auf den Zweck der Disciplin und Leitung der Gefangenen, und kann bei einer so geringen Reduction der Begünstigung einer einseitigen Besserungstheorie nicht wohl verdächtigt werden, um so mehr da der erfahrene Mann sich durch falsche Reue und Unterwürfigkeit nicht wird täuschen lassen; ferner bezieht er sich auf die große Vollmacht der Richter in Amerika hinsichtlich der Strafzumessung, sowie auf den Mißbrauch den die vom Volk gewählten, ihren Wählern gern gefälligen obersten Autoritäten mit dem Begnadigungsrecht treiben. Es liegt nahe, die regelmäßige Ausübung jener Befugniß bei uns dem ohnehin bestehenden landesherrlichen Begnadigungsrecht zuzuschieben, indeß lassen sich hiegegen wichtige Bedenken anführen. Das Begnadigungsrecht ist das höchste der Krone, indem es recht eigentlich die Autorität von Gott im Landesherrn darstellt; es soll einmal in solchen Fällen eintreten, wo der Staat mit seinem formellen Recht in Widerspruch mit dem göttlichen

Recht geräth, ferner im Sinn der christlichen Liebe Gnade für Recht in solchen Fällen ergehen lassen, wo äußere Umstände dazu auffordern, ohne daß das Gemeinwohl darunter litte, hauptsächlich der Fall der Amnestie, freilich nicht der nach dem Sinne des Liberalismus. Es darf aber dieses oberste und heilige Recht nicht durch Alltäglichkeit herabgewürdigt werden, und dies geschieht nicht nur, wenn eine oberste Autorität den Einflüssen der Demagogie verfällt, sondern wiewohl in niederm Grade auch wenn das Begnadigungsrecht zur regelmäßigen Aushülfe der Justiz verwendet würde. Die Gefahren jenes Vorschlags im allgemeinen sind einleuchtend, und indem wir ihn mit Angabe seines höchst beachtenswerthen Urhebers anführen, tragen wir doch Bedenken ihn unsererseits ohne weiteres zu befürworten.

Nachdem wir gesehen haben, wie das Trennungssystem zunächst den Zweck der Strafe zu erfüllen, sodann seinem Wesen nach vorzüglich die Besserung des Sträflings zu bewirken geeignet ist, haben wir andere Nebenrücksichten zu betrachten, welche der Zweckmäßigkeit des Systems das Wort reden. Deren wichtigste, welche sich an dem Sträfling selbst erweist, ist die Bewahrung vor dem verderblichen Verkehr mit andern Verbrechern. Wir haben gesehen, wie sie nur bei der Einzelhaft vollständig erreicht wird, und schon auf die heilsame Wirkung der Strafe selbst wesentlichen Einfluß übt: nicht minder werthvoll ist sie für den Sträfling nach seiner Entlassung. In unsern alten Strafanstalten wird derselbe aus seiner Kaste in die Verbrecherkaste gestoßen; mehr noch als Verbrechen und Strafe entehrt ihn in den Augen der Welt diese Degradation, und indem sie eine Kluft zwischen dem Bestraften und den „ehrlichen Leuten" befestigt, macht sie es ihm doppelt unmöglich sich nach der Befreiung dem Umgange mit seinen Genossen in der Strafanstalt zu entziehen; ja sie drängt ihn zu ihnen hin, und führt ihn direkt oder indirekt, willig oder willenlos zu neuen Verbrechen. Die Annalen der peinlichen Processe predigen diese Thatsache zu laut, als daß weitere Ausführung hier nöthig wäre; jede Polizeibehörde einer größeren Stadt kennt diese Corporation der Verbrecherkaste, deren Genossen sie sofort ins Auge zu fassen hat, wenn ein Verbrechen von unbekannter Hand verübt ist.

Anders bei dem aus der Einzelhaft entlassenen Gefangenen. Zwar hat derselbe in Deutschland nicht die Leichtigkeit wie in den Vereinigten Staaten, deren unabsehbares Gebiet ihm allenthalben Raum für die Begründung einer ehrlichen Existenz gibt, ohne daß seine neue Umgebung seine Vergangenheit auch nur ahnt; indeß bleibt doch auch bei uns die Möglichkeit für den wenigstens, der nicht Verbrecher von Gewerbe ist, einen Zufluchtsort zu finden, weil man weiß daß er in der Strafanstalt wenigstens nicht schlimmer geworden ist; und wenn er auch den Nachstellungen solcher, die wie er gefallen sind, nicht entgeht, so fehlt doch jene zu der Erneuerung des Umgangs verlockende Intimität, die auf den festen Grund gemeinschaftlichen Leidens gebaut, und unvermeidliche Folge der gemeinsamen Haft ist.

Wie sehr die Sicherheit des Staats durch die Beschränkung jener Verbrecherkaste gewinnt, liegt am Tage.

Ein wesentlicher Vortheil der Einzelhaft für den Sträfling wie für den Staat ist ferner die Ermöglichung die Strafzeiten abzukürzen. Eine langjährige Strafzeit mit dadurch bedingter leichter Zucht verfehlt den Zweck zu strafen, indem der Zustand des Gefangenen theils durch Gewöhnung, theils durch Abstumpfung zuletzt aufhört Strafe zu sein, ja es gibt Kategorien von Verbrechern, die von Anfang an in einer leichten Haft mit guter Körperpflege kaum eine Strafe sehen, und bei der Vermehrung des Proletariats häufen sich die Fälle, wo ein Verbrechen begangen wird um der guten Pflege des Gefängnisses theilhaftig zu werden. Die Concentration der Uebel, mit welchen dagegen die Strafgewalt den Verbrecher bei der Einzelhaft heimsucht, ist so stetig daß Gewöhnung sie zwar erträglicher, fast nie aber leicht erscheinen lassen, geschweige dem unverbesserlichen Subjekt erwünscht machen kann. Es tritt also von vornherein der polizeiliche Zweck der langjährigen Unschädlichmachung* mehr in den Hintergrund, außerdem aber erreichen wir durch jene Concentration der Strafe, daß der Verbrecher den ethischen Zusammenhang zwischen Verbrechen und Strafe während der ganzen Dauer der Strafzeit empfindet; endlich erfüllen wir den Zweck, daß wir denselben nicht ganz aus seinem Lebensgange herausreißen, was ungerechtfertigt ist, so lange sein Verbrechen ihn nicht überhaupt des Lebens in der menschlichen Gesellschaft unwürdig macht. Während langwierige Gefangenschaft die Besserung des Verbrechers für den Staat fast zwecklos macht, verfolgt ein System welches bei kürzerer Gefangenschaft hinreichend straft, den weit würdigeren Weg, den gebesserten Verbrecher der Gesellschaft als brauchbares Glied wiederzugeben.

Es schließt sich eng an das Obige die durch die Einzelhaft bewirkte Abschreckung, sowohl des einmal bestraften Verbrechers als der Allgemeinheit, und damit die Verhütung von Verbrechen. Freilich soll sie nicht durch den panischen Schrecken bezweckt werden, welchen der große Haufe vor den entstellenden Schilderungen des Trennungssystems hegt, wohl aber liegt in der Strafe wie sie ist, hinreichend Abschreckendes für den verbrecherischen Sinn. Gerade der verhärtete Bösewicht findet in der hergebrachten Zuchthausstrafe kein so schweres Uebel; es ist Thatsache daß gerade solche zu klug sind durch Widerspenstigkeit die disciplinäre Gewalt zu provociren, und als sogenannte „gute Gefangene" selbst das Wohlwollen ihrer Hüter zu gewinnen wissen; sie ferner finden in der Anerkennung, ja Bewunderung ihrer Genossen in der Strafanstalt eine Genugthuung, die ihre Stimmung erhöht und ihre verbrecherische Willensrichtung befestigt. Dem Sträfling in der Einzelzelle ist

* Die lebenslängliche Einsperrung wird zur nackten Polizeimaaßregel, und insofern sie nur bei todeswürdigen Verbrechen und concreter Todeswürdigkeit zur Anwendung kommt, dürfte sie lediglich der Ausfluß krankhafter Scheu vor Anwendung der Todesstrafe sein.

dieses Feld des Ehrgeizes versperrt, der Umgang welcher seinen Sinn erfreut abgeschnitten, und je schlechter er ist, desto abschreckender ist es für ihn sich den Einflüssen des Guten bloßgeben zu müssen, sich in einer Laufbahn des Verbrechens wesentlich und wirksam gehemmt zu finden.

Sind wir im Besitz einer wahrhaft abschreckenden Strafart, so dürfen wir zugleich hoffen weniger strafen zu müssen, da wir selbst schlimmsten Falles in höherem Maaße als bisher eine sogenannte bürgerliche Besserung, Unterwerfung unter die Macht des Staats, erzielen werden; namentlich wird aber eine solche Strafart uns in den Stand setzen die Anwendung der Todesstrafe zu vermindern. Diese Strafe, so unzweifelhaft sie nach göttlichem Rechte zulässig ist, bleibt die traurigste Nothwendigkeit des Staates, und gerade der Umstand daß sie hauptsächlich nur nach einer Seite hin, zur Abschreckung Anderer nämlich, ihren Zweck richtig erfüllt, während sie in sehr vielen Fällen dem Verbrecher gegenüber über den Zweck hinausgeht, macht das stetige Hinwirken auf die Verminderung ihrer Anwendung zu einem höchst wünschenswerthen Ziele der Gesetzgebung.

Wir erwähnen endlich noch die bereits berührte Gleichheit der Strafe für die verschiedenen Stände und Bildungsstufen, welche bei uns ein noch weit dringenderes Erforderniß ist als in Amerika. Es ist eben so ungerecht den Gebildeten mit den rohesten Verbrechern in Gemeinschaft zu bringen, wo er unendlich härtere Strafe leidet als jene, als demselben in der Form der sogenannten Festungsstrafe eine Vergünstigung zu gewähren, die seine Strafe außer Verhältniß zu der setzt, welche der Staat für sein Verbrechen ursprünglich vorgesehen hat. Die rechte Berücksichtigung dieser Verschiedenheiten, ohne das Recht zu schwächen und andererseits den Schein der Parteilichkeit zu geben, wird nur bei der Einzelhaft möglich sein.

Eine ernste Schattenseite der pennsylvanischen Gefängnisse sind die enormen Baukosten. Indeß kann der Staat den Gewinn eines wirklich segensreichen Strafsystems nicht zu hoch erkaufen. Man empfiehlt oft leichthin die Deportation, und vergißt daß eine Strafcolonie ebenfalls kostspielige Etablissements erfordert, eine bloße Ausstoßung der Verbrecher aber die Zahl der Verbrechen ins unendliche vermehren würde.

Bekennen wir zum Schluß einer Darstellung, die wenigstens den ernsteren Leser nicht ermüdet haben möge, daß das von uns geschilderte Strafsystem, indem es wesentlich auf der christlichen Staatsauffassung beruht, auf die Beachtung aller derer in Deutschland dringenden Anspruch macht, welche mit uns nur in der Wiederherstellung der göttlichen Autorität das Heil unseres zerrütteten Vaterlandes erkennen.*

* Der Verfasser hat auf die oben dargestellten Erfahrungen und Beobachtungen seine Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Systems der Einzelhaft und seiner Anwendbarkeit in Deutschland gegründet, aber er unterläßt nicht darauf hinzuweisen, daß die großen Fortschritte welche man seit jener Zeit in der Ausbildung des Systems gemacht, die

Eine Wohlthätigkeitsanstalt von ungeheurer Ausdehnung ist das **Armenhaus** (Almshouse) mit 190,000 Dollars jährlichen Einkünften. Als ich dasselbe besuchte wurden 1600 Hülfsbedürftige darin verpflegt, im Winter sind es 2000, und im Nothfall vermag man 2500 aufzunehmen. Außer den Pfründnern werden auch Kranke in die Hospitalabtheilung aufgenommen, und für Irre sind eigene Säle vorhanden; in letzteren ging es etwas bunt her, und die Aufsicht schien mangelhaft. Dieser Anstalt, die ein großartiger aber keineswegs alleinstehender Beleg für den Gemeingeist und Wohlthätigkeitssinn der Amerikaner ist, kann bei uns wohl nur das Juliushospital in Würzburg verglichen werden, wiewohl der Werth für die medicinische Wissenschaft zurücktritt. Besonders haben arme Einwanderer, und unter diesen vorzugsweise die Irländer die Wohlthat eines solchen Zufluchtsortes zu preisen, und letztere werden als eine große Last desselben angesehen, da sie bei ihrer Nachlässigkeit und Sorglosigkeit es oft vorziehen sich dort füttern zu lassen, da sie recht gut Arbeit und Auskommen finden könnten.

In der Nähe von Philadelphia ist noch ein sehr sehenswerthes **Irrenhaus**, eine Privatanstalt aus menschenfreundlichen Absichten gestiftet, in welcher solche Irren, heilbare und unheilbare aufgenommen werden die entweder selbst oder durch Unterstützung ihrer Freunde, Gemeinde u. s. w. Kostgeld bezahlen können. Es ist eine schöne große Anstalt mit vierzig Morgen Garten und Ackerland umgeben, schmuck und heiter, und somit recht geeignet für die Unglücklichen die sie bewohnen. In einem Rechenschaftsbericht, der vor mir liegt, spricht sich der Arzt der Anstalt in einer Weise über deren Zweck aus, die jedenfalls ansprechend ist, wenngleich sie mancher Mann vom Fach angreifen möchte: er geht von dem Satze aus, daß ein Wahnsinniger gar nicht ein ganz besonderes gleichsam von Gott verlassenes und ausgestoßenes Geschöpf sei, das auf immer mit Besorgniß und Mißtrauen betrachtet werden müsse, vielmehr sei dem Wahnsinn ein Jeder ausgesetzt, der ein Gehirn habe,* wie der welcher eine Lunge habe der Schwindsucht u. s. w.; eine Krankheit der Seele will er der Regel nach für so heilbar und aus äußeren Gründen möglicherweise entspringend betrachtet wissen wie jedes andere Leiden, und er warnt vor dem Wahn, als sei einem Menschen der einmal irre gewesen, nie gründlich und sicher zu helfen, und vor der Unsitte auf einen solchen wirklich oder figürlich mit Fingern zu zeigen. Darum will er auch die Anstalt Hospital genannt

Bedenken gegen dasselbe um ein sehr bedeutendes zu vermindern geeignet sind. In dem **Eingemauertsein** des Gefangenen von Philadelphia, der seine Zelle nebst angrenzendem Spazierhof vielleicht während seiner ganzen Strafzeit nie verläßt, liegt immerhin etwas Abschreckendes. Der Gefangene in den deutschen Anstalten von Bruchsal und Moabit verläßt seine Zelle **täglich mehrmals**, um sich in den Spazierhof, die Kirche oder die Schule zu begeben, während übrigens das Princip der Absonderung der Sträflinge von einander mit gleicher Consequenz aufrecht erhalten wird. Anm. zur 2. Ausg.

* Vergl. **Tieck's** Novelle: „die Reisenden."

wissen, als das übliche Wort für jede Heilanstalt. Besonders empfohlen wird, die Kranken zur Anstalt zu senden ehe das Leiden chronisch werde, zugleich aber die Zusendung von delirirenden Fieberkranken verbeten, welche hienach vorgekommen zu sein scheint.

Von diesem Standpunkt erschiene es allerdings als Pedanterie, wenn andere Irrenärzte jeden ihrer Patienten einer genau abgemessenen individualisirenden Behandlung unterwerfen, und ihn lieber in Absonderung halten als ihn der Gefahr schädlicher Einflüsse auszusetzen; in der Anstalt in Philadelphia ist in der That das Gegentheil eingeführt, denn die Irren jedes Geschlechtes, die Gefährlichen und Unreinlichen ausgenommen, leben dort mit einander in zwangloser und gemüthlicher Geselligkeit. Dasselbe Princip wird in dem Irrenhaus bei New-York beobachtet, wo die Irren wirklich zu beneiden sind; die Lage der Anstalt auf Manhattan-Island ist unübertrefflich schön. Es mag diese Behandlung für leichte Geistesstörungen vielleicht die zweckmäßigste sein, für ernstlich Wahnsinnige sollte man aber denken, daß die Extravaganzen ihrer Genossen die gefährlichsten Aufregungen und Anknüpfungspunkte für eigene Tollheiten geben müßten. So citiren englische Schriftsteller den lehrreichen Fall eines Narren der von einem Genossen als König begrüßt, sofort sich Krone und Scepter beilegte und König blieb sein Leben lang. Wie dem aber sei, und als Laie will ich nicht darüber absprechen, die Irren der männlichen Abtheilung in welche wir geführt wurden, gewährten wirklich den Anblick einer ganz ehrbaren Gesellschaft; sie hielten sich mehrentheils in einem Gesellschaftszimmer auf, wo Bücher, Zeitungen, Spiele aller Art zu ihrer Verfügung standen, und man hörte und sah nichts anderes als was Andre in einem solchen Lokal thun und treiben würden. Da die anwesenden Herren als vernünftig behandelt wurden, so war es auch schicklich, daß ich als Fremder ihnen vorgestellt wurde, wobei ich mich über die Maaßen verlegen fühlte, und zwar wie ich gestehen muß aus Eitelkeit: der Gedanke stieg in mir auf, daß so ein vernünftiger Alltagsmensch, der nicht einmal eine präsentable fixe Idee als geistiges Privateigenthum aufweisen kann, einem Narren wie ein ganz platter, einfältiger Pinsel vorkommen muß; in einer einfältigen Rolle fühlt sich aber Jeder verlegen. Meine neuen Bekannten hatten eigentlich ein sehr behagliches Leben; nicht nur daß sie sehr hübsch wohnten und aller geselligen Freuden genossen, so standen ihnen auch der weite Garten, Ackerfeld, Werkstätten, eine Miniatur-Eisenbahn zur Unterhaltung und Beschäftigung abwechselnd zu Gebote, die Ruhigeren machten Ausflüge zu Wagen und zu Schiff, dem sonntäglichen Gottesdienst wohnten fast alle bei. Sogar eine Zeitung, ein Wochenblatt, den „Illuminator" schrieben sie, von der der Arzt in jenem Rechenschaftsbericht meint, es sei Schade daß sie nicht gedruckt werde, und in dem Schamgefühl das jeder rechtliche Amerikaner für die schlechte Presse des Landes hat, hinzusetzt, sie würde sich sehr vortheilhaft neben der Mehrzahl der übrigen Blätter ausnehmen. Von Zwang war nur eine Spur, so unmerklich daß man

mich darauf aufmerksam machen mußte: die Fenster nämlich waren Schiebfenster, in höchst sinnreicher und nachahmenswerther Weise so construirt, daß sie sich nicht weit genug in die Höhe schoben um herausspringen oder fallen zu können, und daß ihre Rahmen die aus Eisen waren, ein Gitter ersetzten und diesen gehässigen Anblick vermieden. Als man mir die verschiedenen Etablissements zeigte, kamen wir auch an einer Kegelbahn* vorüber, wo sie in so lauter Fröhlichkeit sich ergingen, daß ich Zweifel hatte ob nicht die schweren Kegelkugeln in ihrer Hand hie und da gefährlich werden könnten.

Unter 280 Fällen finden wir bei nicht weniger als 52 Sorge für Reichthum, Bankerott u. s. w. als Ursachen des Wahnsinns genannt, unglückliche Liebe nur 10, religiöse Ueberspanntheit 21, politische Ueberspanntheit 2, Tabakmißbrauch 2 Fälle: diese sämmtlichen Zahlen sehr charakteristisch.

Unter den öffentlichen Anstalten Philadelphia's ist noch besonders erwähnenswerth das von Stephen Girard, einem französischen Einwanderer gestiftete Girard's College; Girard war in Philadelphia, was der Deutsche Astor in New-York, ein Millionär der als ganz armer junger Mensch herüber gekommen war, und sowohl durch Betriebsamkeit als durch die ungeheuren Ressourcen des Landes sich ein kolossales Vermögen zu sammeln wußte. Die mit einer großen Summe in seinem Testament dotirte Schulanstalt ist durch die Clausel merkwürdig, welche alle Geistlichen, welcher Sekte sie auch seien, auf ewige Zeiten von der Anstalt ausschließt; dieselbe lautet wörtlich: „that no ecclesiastic, missionary, or minister of any sect whatever shall ever hold or exercise any station or duty whatever in said college, nor shall any such person ever come within the premises appropriated to the purposes of said college.“ Man vermuthet, daß der Unfug der Sekten die sich christliche nennen, den alten Franzosen zu dieser Demonstration verleitet habe, welche Seitens der eifrigen Sektirer als ein Zeugniß antichristlichen Sinnes dargestellt und in leidenschaftlicher Weise angeschuldigt wurde; Andere machten darauf aufmerksam, wie die Bibel ja nicht ausgeschlossen sei, und wie es wohl entschuldigt werden könne, wenn der Stifter ein so reich dotirtes Unternehmen nicht in die Hände unsinniger oder heuchlerischer Religionsparteien möge fallen lassen. Zur Zeit meiner Anwesenheit stand das Gebäude halb fertig da, ein kolossaler Tempel von blendend weißem Marmor auf einer Anhöhe bei der Stadt.

Die Gerechtigkeit erfordert hier nochmals besonders hervorzuheben, wie ungemein reich nicht nur Philadelphia, sondern alle die östlichen Staaten und Städte an gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten und Stiftungen sind; wenn wir in Deutschland uns rühmen können Treffliches in dieser Hinsicht zu

* Die Amerikaner kegeln viel und gern, haben aber zehn Kegel; als einmal, ich weiß nicht in welchem Staate, das Kegelspiel, nine pins, verboten wurde, umging man das Verbot, indem man ten pins einführte, und so hat sich diese Zahl erhalten; sie stehen so: ∴∵

besitzen, so haben wir auch Jahrhunderte daran gesammelt, die Reichthümer fürstlicher Häuser als Hülfe dabei gehabt, und Zeiten dazu benutzt wo die Freigebigkeit in dieser Richtung als strengste Gewissenssache galt; in Amerika drängt sich alles auf ein Jahrhundert zusammen, auf die Mittel Einzelner und einer Bevölkerung, der man sonst überwiegende Vorliebe für Geldgewinn nicht mit Unrecht vorwirft. Diese großartigen Schöpfungen aber nehmen ein nicht geringes Theil des Tadels der Geldgier hinweg. Freigebigkeit in nutzbringenden öffentlichen Unternehmungen haben wir schon mehrmals zu rühmen gehabt.

In Philadelphia lebt ein merkwürdiger Mann, Dr. Constantin Hering, der geistreiche Schriftsteller der Homöopathie, dessen „Hausarzt" trotz aller Verkennung und Verleumdung jetzt schon in der eilften Auflage besteht. Mein verehrter Lehrer Dr. Lenz in Schnepfenthal, der klassische Beschreiber der deutschen Schlangen, war mit Dr. Hering, der seinerseits durch das Schlangengift von Trigonocephalus Lachesis die Homöopathie mit einem wichtigen Mittel bereichert hat, in literarische Freundschaft gerathen, und ich hatte Grüße von Ersterem zu überbringen. Mit Beschämung gestehe ich daß ich den trefflichen Mann nur wie eine Curiosität anstaunte, denn ich war damals ein so arger Ketzer als mancher Leser, der dieses kopfschüttelnd liest. In Amerika wo keine Medicinalcollegien blühen, hat die Homöopathie eine eigene Akademie, da sie bei uns selbst um die Errichtung von Lehrstühlen vergebens bettelt; während das Elend unserer Armen alles Maaß überschreitet, fällt es keinem Staatsmann ein an den Millionen zu sparen, die der Arme gerade dann wenn er nichts verdienen kann und eher Unterstützung genießen sollte, für theure und obendrein verderbliche Arzneien in die Apotheken tragen muß.

Eine fernere Sehenswürdigkeit ist die berühmte Maschinenfabrik von Norris, in welcher Mr. Richard Norris mich in sehr gefälliger Weise herumführte. Man baut dort Locomotiven von 5—10,000 Dollars, letztere von der schwersten Art und achträdrig; es war damals gerade eine große Lieferung für Oesterreich im Gange, und es spricht für das Verdienst der Fabrik daß sie aus so weiter Ferne die Concurrenz bestehen konnte; inzwischen ist allerdings bei uns manche stattliche Fabrik emporgewachsen. Der Betrieb war so stark daß durchschnittlich Woche für Woche eine Locomotive abgeliefert werden konnte.

Als ich von dem Norris'schen Etablissement nach Hause zurückkehrte, bin ich einem Anblick begegnet der eigentlich über alle Begriffe ist: zwei Schweine in der Straße die sich um einen gesalzenen Schweinekopf bissen! Schweine sieht man zwar in allen amerikanischen Städten herumlaufen, und sie sind sogar nützlich wegen des Unraths den sie wegfressen, jener Cannibalismus aber wirft meiner Ansicht nach einen tieferen Schatten auf den Charakter dieser Bestien als irgend etwas, was bis dahin über diesen Gegenstand gesagt oder geschrieben worden ist.

Neunter Abschnitt.

Baltimore — Washington — Congreß — der Präsident.

Das immer unfreundlicher werdende Wetter des Spätherbstes trieb mich am 28. abermals südwärts nach **Baltimore**, 97 englische Meilen von Philadelphia. Wir fanden auf der Bahn abscheuliches Glatteis, so daß wir volle 9 Stunden zu der kleinen Strecke brauchten. Wie praktisch man in Amerika reist, davon hatte ich eine neue Probe auf dieser Fahrt: man passirt den ansehnlich breiten Susquehannah auf einer Dampffähre, welche sehr solid in zwei Etagen gezimmert ist; auf dem obersten Deck sind Schienen gelegt, und auf diese rollt mit Ausnahme der Locomotive der ganze Zug und wird übergesetzt, während unten die Passagiere ein bereitstehendes Frühstück einnehmen. So wird gar keine Zeit unnöthig verloren, und für die Bequemlichkeit der Reisenden obendrein gesorgt.

New-York, Philadelphia und Baltimore, wie sie in der Reihe da liegen, sind in derselben Folge die drei größten Städte der Vereinigten Staaten, an Schönheit der Lage aber steht Baltimore selbst dem prächtigen New-York kaum nach, wenngleich in einem andern Genre. Auch hier stößt See und Hafen dicht an die Stadt, aber dieser Arm der Chesapeake-Bay ist bedeutend schmaler als die Wassermassen welche New-York umgeben. Dafür ziert Baltimore die Lage an einer Anhöhe, gekrönt von der riesigen Kuppel eines öffentlichen Gebäudes; auch die Washington-Säule, 180 Fuß hoch mit einer Statue ragt hoch empor. Eine stattliche Kuppel hat auch die katholische Kathedrale, außer welcher noch 10 Kirchen dieser Confession vorhanden sind; dafür ist auch hier der Sitz eines Erzbischofs.

Das Klima Baltimore's gilt nicht nur für besonders gesund, sondern auch für das mildeste und angenehmste der vereinigten Staaten; am 1. December konnten wir dort Rosen im Freien pflücken und am offenen Fenster sitzen, und von der scharfen Kälte in Philadelphia und von dem Schnee der inzwischen in New-York schon gefallen war, fand sich keine Spur. So genoß ich denn zum erstenmal die Aussicht, durch meine Reise den Winter um sein Recht betrügen zu können, und es ist das ein Gefühl als ob man in eine bessere Welt käme.

City Hotel ist ein renommirter Gasthof, in dem ich mich vortrefflich befand; er liegt zugleich schön, dicht daran steht das allegorische Denkmal einer erfolgreichen Vertheidigung der Stadt im Krieg des Jahres 1814 gegen die Engländer. Weiter hinauf gelangt man an die Washington-Säule die man ersteigen kann, und von deren Spitze man eine schöne Aussicht hat. Als ich nun die Anhöhe hinab schlenderte, wurde ich von einem ernst aussehenden Mann der dort ebenfalls spazierte, angehalten und befragt. ob auch ich zu

der Sabbath-Convention gekommen sei. Verwundert verneinte ich die Frage, gab mich als einen Ausländer und zwar Deutschen zu erkennen, und erfuhr nun daß eine Besprechung von Geistlichen und Laien über die Angelegenheit der Sonntagsfeier verabredet worden, welche in diesen Tagen in Baltimore stattfinden sollte, zugleich griff er aber mich als Deutschen scharf an wegen des üblen Rufes in dem Deutschland in Bezug auf die Heilighaltung des Sonntags stehe. Wie ich mich damals gegen den wackern und in seiner Sache sehr eifrigen Mann vertheidigt habe, ist mir nicht mehr klar erinnerlich, auf alle Fälle hatte ich aber keine sonderlich gute Sache zu verfechten, wenngleich auch die Amerikaner, den Engländern nachahmend, in ein Extrem verfallen. Baltimore ist gerade dafür, wie überhaupt für Nord und Süd der Grenzort, und während man in den nordöstlichen Staaten den Sonntag (schon durch die beliebte Bezeichnung „Sabbath" die alttestamentliche Auffassung andeutend) mit ächt puritanischer Strenge feiert, geschieht dafür im Süden und Westen so wenig oder weniger noch als bei uns. Ich bin seit der Begegnung mit dem Geistlichen in Baltimore so manchen Sonntag in englischen Landen und mit Engländern gewesen, und habe mit mir selbst wie mit ihnen die Frage so oft erwogen, wie weit wir und wie weit Jene im Recht sind, daß es mir wohl vergönnt ist auch hier noch ein Wort darüber zu sagen. Das biblische Gebot enthält zwei Richtungen, Heilighaltung des Sabbaths und Verbot der Arbeit; in Bezug auf letzteres ist uns in der neutestamentlichen Erzählung der Jünger die Aehren rauften, und in dem was daran geknüpft ist, der Anhaltspunkt gegeben, wie wir im christlichen Sinne von dem strikten Buchstaben nicht gefesselt sind; muthwillige und überflüssige Arbeit aber, Beschäftigung der dienenden Klassen zu unserem Vergnügen sind damit nicht gerechtfertigt, und es ergibt sich daraus, daß wir den Engländern noch gar vieles nachzuahmen haben: Einschränkung von Handel und Verkehr, Aufhebung oder wenigstens starke Beschränkung des Reisens sind nicht nur um der Heilighaltung des Sonntags durch den Einzelnen willen, sondern hauptsächlich durch die Rücksicht auf diejenigen geboten, die auch an diesen Tagen uns für unser Geld dienstbar sind, und von der Heilighaltung des Tages sowohl als von der heilsamen Ruhe abgehalten werden. Es ist in dieser Beziehung der Sonntag eine so wichtige Einrichtung, daß kein deistischer Gesetzgeber ihn wird umstoßen mögen. Was dagegen die Heilighaltung Seitens der Einzelnen betrifft, so gehen die englischen Anschauungen weit ab von den unsrigen. Wenn die christliche Moral überhaupt gewisse Beschäftigungen und Vergnügungen verbietet, so sollen sie auch am Sonntag nicht statthaft sein; sind sie aber vor Gott unschuldig, warum sollen sie eine Entweihung des Sonntags seyn, vorausgesetzt daß sie Niemanden Anstoß bereiten? Freilich hat z. B. unser Volk, für das die Gebildeten und Vornehme denken und sorgen sollen, manche Sonntagsvergnügungen die nicht zu billigen sind, dafür aber auch eine Menge, die sich auf Naturgenuß und harmlose Fröhlichkeit

beschränken, bei denen so wenig Schlimmes geschieht als wenn sie zu Hause säßen. Man bedenke doch, was man der arbeitenden Klasse mit dem Sonntagsgenuß entziehen würde, und erinnere sich der Sonntage an denen wir uns von dem Schulzwang erholten, wem es so schwer fallen sollte sich in die Lage Jener zu versetzen. Gerade dem deutschen Bedürfniß gemüthlichen Genusses ist solche Erholung entsprechend, und mit dem besten Willen kann ohnehin kein Mensch, sei er Deutscher oder Amerikaner, seine Seelenkräfte auf heilige Dinge einen ganzen Tag concentriren, und gerade der Zwang macht unlustig. Was ich da sage, ist nun freilich dem Anglo-Amerikaner eitel Aergerniß. Nicht nur daß viele am Sonntag nicht einmal kochen, sondern kalte Sachen vom vorigen Tag essen, was cum grano salis wohl auch zu vermeiden wäre, ohne den Dienstboten erhebliche Arbeit zu machen, so enthalten sie sich am Sonntag jeder Verbindung mit der Welt, viele lesen keine Zeitung, manche nicht einmal Briefe, geschweige weltliche oder unterhaltende Bücher; * nicht nur Karten sind verpönt, sondern auch Schach, und selbst die harmlose Musik. Als ich in Westindien eines Sonntags im Hause eines englischen Bekannten mich dem Clavier näherte, bat er mich besorgt doch ja nur sacred music zu spielen, und schob mir einen Band mit solcher hin. Willfährig schlug ich ihn auf, und fand — einen Chor aus der Zauberflöte als englische Hymne arrangirt.

Der südliche Charakter Baltimore's sprach sich schon in der Gesellschaft im Wirthshause aus; während im Norden in einem solchen einförmige Stille herrscht und das Essen selbst nur als Geschäft gilt, war das City Hotel zu allen Tageszeiten von Gästen angefüllt, die im Vorübergehen oder gar um die Zeit todtzuschlagen eintraten, um einen Schluck zu thun und ihre Bekannten zu sprechen. In den Augen des Yankee welch ein verwerfliches und unkluges Unternehmen, ein so nutzbares und Geld werthes Ding wie die edle Zeit todtzuschlagen! Eine eigene Menschenklasse, die sogenannten Loafers, Tagdiebe, besteht in diesen Städten des Südens, welche hauptsächlich in den Gasthöfen sich finden, sei es um sich wirklich nur herumzutreiben, oder um bei guter Gelegenheit ein Mittagessen zu erlangen oder ein Geschäft zu machen. Arbeitsscheu ist ein Ding das der Yankee im engern Sinn nicht kennt, und sowie ihn der rastlose Trieb Geld zu gewinnen zu manchem schlimmen Streich führt, so ist dem andern der Müssiggang gefährlich, der dann zu aller möglichen Verderbniß, Hazardspiel und Betrug, Gewaltthaten und Mord führt. So wird aus dem Loafer der Gambler, eine förmlich definirte Klasse verruchter zu jeder Unthat bereiter Gesellen, deren geringstes Unrecht das ist nach

* Wenn sie keine Theater besuchen, so rechten wir weniger mit ihnen, in Anbetracht daß unsere heutigen Theater mit ihren sonntäglichen Stücken oft nichts anderes sind als eine wohlgebaute Kapelle, die nach dem alten Sprüchwort der Teufel sich neben der Kirche aufgerichtet hat. Man denke nur an die schamlosen Profanationen in dem „Propheten.“

welchem sie ihren Namen führen, wenngleich Hazardspiel als die Wurzel alles jenes Uebels genannt werden kann. In den Händen des Gamblers findet sich denn auch die schon erwähnte sechsläufige Pistole, und in seiner Tasche oder vielmehr in seinem Nacken unter dem Rocke steckend, zum raschen Griff gerecht das Mordmesser, Bowie knife genannt; und indem diese sich bewaffnen, ist es freilich auch dem Friedfertigsten gerathen zur Defensive ähnliche Mordinstrumente zu führen. Diesen Zustand haben wir indeß in dem friedlichen Baltimore noch nicht zu suchen, er beginnt viel ferner im Westen und wird immer mehr zurückgedrängt, je mehr die Ansiedlung sich consolidirt. Sonst galt New-Orleans für den Sammelplatz des Auswurfs von ganz Nordamerika, dann zog er sich nach dem damals einzeln stehenden Texas,* wenn die Gesetze der Vereinigten Staaten unzuträglich wurden; in neuester Zeit muß nach den vorliegenden Berichten das schlimmste Gesindel dem lockenden Goldreichthum Californiens nachgezogen sein, in welchem Lande ein entsetzlicher Zustand von Gesetzlosigkeit herrschen mag, sofern die Regierung nicht ganz ungewöhnliche Maaßregeln ergriffen hat.

In Baltimore hatte ich das Erstemal Gelegenheit einem amerikanischen Rout beizuwohnen; die Gesellschaft aus mehreren hundert Personen bestehend war in allen Stockwerken des Hauses vertheilt, welches von der gewöhnlichen Größe anglo-amerikanischer Häuser, drei Fenster breit, drei Fenster hoch war. In einem Stockwerk tanzte man nach der Musik, welche vier in einer Ecke stehende Neger executirten. Es war mir etwas eng und heiß in dieser großen Gesellschaft, in der ich ohnehin fast Niemand kannte, und darum blieb ich nicht lange; deutsche Freunde sagten mir nachher daß ich sehr Unrecht gehabt nicht das Souper abzuwarten, bei welchem die landesübliche Aufmerksamkeit für das schöne Geschlecht darin hervorzutreten pflege, daß jeder Herr seine Dame mit den am Büffet eroberten Delicatessen förmlich füttere; da ich diesen Atzungsprozeß nicht gesehen, so enthalte ich mich einer tiefer gehenden Kritik. Die größere Geselligkeit des Südens trat mir überhaupt in einer sehr freundlichen Weise schon hier entgegen, indem ich von mehreren Deutschen, besonders den Herren Oelrichs und Luerman die liebenswürdigste Aufnahme erfuhr; unter anderm führte man mich als Gast in einen Club ein, der erst vor wenigen Wochen gegründet und ein Versuch war, eine exclusive gute Gesellschaft zu versammeln; ich brachte dort die angenehmsten Stunden zu, sowie denn nichts den Fremden leichter über die Geselligkeit und die Eigenthümlichkeiten eines Orts ins Klare bringt, als wenn er in solcher geschlossener Gesellschaft verschiedenen Charakteren begegnen kann, und durch die ihm zu Theil gewordene Introduktion keinem derselben ganz fremd gegenüber steht. Auch einen Reise-

* G. T. T., das heißt gone to Texas, war bis zur Annexation das Prädicat, welches man hypothetischer Weise jedem entlaufenen Menschen anhängte der nicht gut gethan hatte, und von dem man nicht wußte was aus ihm geworden.

gefährten von der Acadia fand ich wieder, welcher mir die Honneurs des Besten machte was Baltimore besitzt; er gab nämlich mir und ein paar Freunden ein Diner in jenem Club, bei welchem die gerade in der Jahreszeit vorkommenden Canvass back ducks das Hauptgericht waren. Es ist das eine wilde Ente, ein Strichvogel der im Herbst in ungeheuren Flügen sich in den Buchten der Chesapeake-Bay findet, wo alle Welt dann in Kähnen und sonstwie auf die Jagd zieht. Die Genüsse des Gaumens sind etwas so vergängliches, daß es mir dermalen nicht mehr möglich ist mich in Begeisterung über den Wohlgeschmack dieser Enten zu versetzen, und dem entsprechend dem Leser eine glühende Beschreibung desselben zu geben; es genüge deßhalb die trockene Notiz, daß die fragliche Ente für das beste gilt, was der Mensch überhaupt essen kann, und daß hier und da Exemplare davon, wenn auch nicht gar frisch, nach Paris gekommen und vor dem Forum der dortigen Feinschmecker in ihrer ganzen Unübertrefflichkeit anerkannt worden sind.

Der Eröffnung des Congresses wegen verließ ich schon am 2. December das schöne Baltimore, und legte die Fahrt nach dem 40 englische Meilen entfernten Washington in nur 1½ Stunden zurück, für Amerika und auch für uns eine sehr schnelle Fahrt. Unterwegs ist ein hoher prachtvoller Viadukt bemerkenswerth, wohl das bedeutendste Werk der Art in Amerika, wo man kostspielige Eisenbahnbauten möglichst vermeidet. In Washington war kaum Unterkommen zu finden, denn alles war voll von Abgeordneten zum Congreß, und außerdem strömten wie ein Heuschreckenschwarm alle die leidigen Aemterjäger herein, welche nach nunmehr entschiedener Präsidentenwahl ihre Ansprüche zu betreiben und ihre Verdienste ins rechte Licht zu setzen sich anschickten. Da der damalige Präsident, obgleich von Haus aus Whig, ebenfalls demokratisch regiert hatte, so war indeß die zu theilende Beute nicht groß.

Große Zuvorkommenheit und Gastfreiheit erwies mir ein junger Rechtsgelehrter, Mr. Mandeville Carlisle, an welchen ich von Baltimore Briefe mitgebracht hatte, und seiner Güte verdankte ich nicht nur die Bekanntschaft vieler interessanter und namhafter Personen, sondern auch große Erleichterung im Zutritt zu allen Sehenswürdigkeiten. Einer Sitzung des Congresses im Capitol beizuwohnen eilte ich am meisten, da man mir so viel von der Herrlichkeit desselben vorgeredet, und derlei Spektakel in jener glücklichen Zeit den Reiz der Neuheit besaßen. Es stand gerade die Sitzung bevor, in welcher die Botschaft des Präsidenten feierlich dem Hause der Repräsentanten überreicht werden sollte, und unter Mr. Carlisle's Leitung wurde mir ein sehr günstiger, wenn auch durch eine Menge von politischen Damen beengter Platz auf einer Gallerie zu Theil, von wo ich den halbrunden Saal mit allen seinen politischen Persönlichkeiten überschauen konnte. Punkt zwölf trat der Thürsteher mit wichtiger Geberde herein „a message from the President of the United States“ anmeldend, darauf Mr. Tyler jun., seines Vaters Sohn und Sekretär, welcher nun auch seinerseits mit feierlichen Worten: „Gentlemen

of the House of Representatives, I am directed by the President of the United States to deliver to you this sealed message," das Dokument in die Hände des Sprechers niederlegte. Merkwürdiger Weise waren in demselben Augenblick die Pagen des Hauses beschäftigt hunderte von Abdrücken der versiegelten Botschaft herumzugeben, und auch wir selbst hatten sie alsbald in Händen; es war auch recht unterhaltend, während ein Schreiber das lange Schriftstück ablas, ihm Wort für Wort zu folgen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wir alles was er da las, schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen konnten. Die Botschaft, in großer Weitläufigkeit abgefaßt, enthielt in Bezug auf Texas eine sowohl den Anschauungen des Präsidenten als dem Sinn der nun vollendeten Volkswahl seines Nachfolgers entsprechende Deduktion über die Legitimität amerikanischer Einmischung, aus welcher ein mir bekanntes Mitglied der mexicanischen Gesandtschaft ohne Prophet zu sein den bevorstehenden Krieg vorhersagen konnte; indem hier zum erstenmal diese Absichten auf Texas in officieller Sprache als der ausdrückliche Nationalwille erklärt wurden, konnte man den Moment wohl einen historisch merkwürdigen nennen. Geschäfte und Debatten kamen nicht weiter vor, nur daß der alte Expräsident John Quincy Adams, ein ehrwürdiger aber altersschwacher Greis, seinen hergebrachten Antrag auf Aufhebung des Satzes der Geschäftsordnung vorbrachte, welcher die Entgegennahme von Petitionen wegen Abschaffung der Sklaverei verbietet. Sofort erhob sich, als dieser Zankapfel in die Versammlung rollte, ein Gegner aus den Sklavenstaaten mit dem Antrag auf Verwerfung.

Der Leser wird bereits ersehen haben, daß leere Ceremonie in dieser republikanischen Versammlung nicht verschmäht wird, und das Wort Pagen in einer Beschreibung Amerika's wird ihn mit Recht befremdet haben. Diese sogenannten Pagen des Repräsentantenhauses sind Jungen aus den wohlhabenderen Familien Washingtons (natürlich von der herrschenden Partei), einfach schwarz gekleidet, welche unter dem Regiment des Thürstehers solche Dienste wie die oben beschriebenen leisten, und dafür einen Dollar täglich bekommen. Der Sitzungssaal ist würdig, nur etwas überladen mit Adlern, deren ich drei von verschiedener Größe, Gestalt und Farbe zählte. Sinnig ist die Uhr, welche die Muse der Geschichte auf einem antiken Wagen darstellt, auf dessen Rade das Zifferblatt angebracht ist. Der viel kleinere Saal des Senats, dessen Mitglieder bekanntlich aus jedem Staate je zwei sind, ist in gleichem Charakter, auch enthält das große Gebäude eine beträchtliche Anzahl von Räumen zu öffentlichen Zwecken, reich an Gemälden und Werken der bildenden Kunst und durchaus würdig ausgestattet, wenn auch keineswegs staunenswerth für ein europäisches Auge. Der Bau des Capitols imponirt sowohl durch seine Lage die die Stadt von einer Anhöhe beherrscht, als durch seine Größe und Höhe, letztere durch eine gewaltige Kuppel vermehrt; auch kann das Ganze nur ansprechend genannt werden, wiewohl Kenner die architektonische Reinheit bestreiten. Nach der Stadt zu schließen sich steinerne Terrassen an das

Gebäude, Parkanlagen und schöne Alleen umgeben das Ganze; zum erstenmal gewahrte ich hier immergrüne Sträucher als Wahrzeichen eines glücklicheren Klima's. Eine sehr berühmte halbnackte Marmorstatue Washington's saß trotz diesem wie frierend in einer Bretterhütte; in diese hätte ich lieber ein Bildwerk gewünscht, welches die hintere Fronte des Capitols verunziert; ich hatte es stets für einen Kegelspieler oder Athleten gehalten, weil es eine Kugel zum Wurf bereit hielt, schämte mich gewaltig als ich später hörte dort stehe Columbus, und tröste mich erst jetzt wieder, wo ich beim Durchblättern verschiedener Werke über Amerika einstimmigen Spott und herbe Kritik über diese Gruppe finde. An diesem Orte ist das thatsächliche Geständniß des amerikanischen mangelhaften Geschmacks freilich doppelt schlimm angebracht.

Erst seit dem Jahre 1800 ist Washington der Sitz der Centralregierung und des Congresses, und Washington hat die Einweihung nicht mehr erlebt. Sehr schmerzlich empfindet man es, daß die Engländer im Jahre 1814 Washington einnehmen, und das Capitol und des Präsidenten Wohnung sowie andere öffentliche Gebäude in Brand stecken konnten; dafür gewährte es den Engländern aber wieder eine ganz besondere Schadenfreude, ihre Abneigung gerade in der Zerstörung des Nationalheiligthums an den Tag legen zu können. Verglichen mit dem englischen Grundsatz den wir neuerdings so oft haben hören müssen, daß jede Nation sich ihre Regierungsform selbst zu geben das Recht habe, kann man übrigens jenes Verfahren nicht edel nennen. Löblich ist es indeß, daß wenigstens die friedlichen und ersprießlichen Sammlungen des Patent Office ausdrücklich verschont wurden. Auf die Zerstörung der reichen Seestädte werden übrigens die Engländer bei Conflicten mit den Amerikanern immer angewiesen sein, und es ist z. B. in dem kleinen Umfang von New-York ein so namhafter Theil des Nationalreichthums vertreten, daß eine Expedition gegen diese Stadt sehr lockend erscheinen müßte. Inwiefern die Amerikaner bei ihrem geringen stehenden Heer im Stande sein würden solche Häfen rasch und wirksam in Vertheidigungsstand zu setzen, müßte ein Sachverständiger beurtheilen, der obendrein unparteiisch wäre, und deren habe ich natürlich weder unter den Amerikanern noch unter den Engländern viele antreffen können.

Es hat sich an Washington wie an so mancher Stadt und Ansiedlung gezeigt, wie schwer es ist der natürlichen Entwicklung Zwang anzuthun, und so ist die Stadt welche als Mittelpunkt eines mächtigen Staatenbundes billiger Weise dessen Glanz repräsentiren sollte, wenig mehr als ein Dorf; die Prachtgebäude welche aufgeführt sind und unkluger Weise in dem ganzen Ort vertheilt sind, statt daß man Eine schöne Straße daraus hätte bilden sollen, stechen grell gegen die übrigen Häuser ab, und die Hauptstraße selbst enthält wahrhaft armselige Hütten; es ist die Pennsylvania Avenue, schief vom Capitol auslaufend, während die Louisiana Avenue, welche in einem Winkel von 45° mit jener ebenfalls von dort aus gezogen ist, noch halb im

Sumpf liegt oder damals wenigstens lag. Den Amerikanern geht dieser Uebelstand sehr nahe und verletzt ihre Nationaleitelkeit, denn obgleich sie die Entschuldigung anführen können daß es der Hauptstadt eben an einem Hofe fehle, dessen Reichthümer und Herrlichkeit Unternehmungsgeist und Geschmack herbeiziehen könnten, so haben sie doch zu viel Prätention etwas Glanzvolles aus Washington zu machen bereits an den Tag gelegt, um hier mit dem Stolz der Mutter der Gracchen auszureichen. Nur der Congreß bringt vom December an Leben in die öde Stadt.

Die Amtswohnung des Präsidenten, White House genannt, liegt am Ende der Hauptstraße und hat den Charakter eines adeligen Landsitzes, ohne sonderlich geschmackvoll zu sein; doch ist sie würdig und die Räume zweckentsprechend, die innere Einrichtung freilich war gerade damals arg mitgenommen, weßhalb auch in jener Zeit der Congreß eine namhafte Summe zur neuen Ausschmückung verwilligte. Natürlich ist der Andrang derer die aus allen Theilen der Vereinigten Staaten dem Präsidenten aufwarten, zu groß als daß derselbe sich auf große kostspielige Feste einlassen könnte, vielmehr ist dafür in der Besoldung mit 25,000 Dollars die Grenze gegeben, welche allen Prunk, alles Hofähnliche ausschließt. Aber der einzelne Amerikaner, der nicht vergißt daß auch er bei der Erwählung des Präsidenten ein Wort mitzureden gehabt, weiß in den Verkehr mit dem Staatsoberhaupt, so wenig ceremoniös er auch ist, einen hübschen Ausdruck von Ehrerbietung zu legen. Beim Präsidenten Tyler hatte der k. k. österreichische Geschäftsträger Herr v. Hülsemann die Gewogenheit mich einzuführen, derselbe der jetzt durch Veranlassung des Kossuthschwindels seinen Posten verlassen hat. Wir fuhren eines Abends nach White House, wo uns der Präsident und seine Gemahlin in zwangloser Weise empfingen, ganz in der Weise vornehmer Häuser in europäischen Städten; die Gesellschaft war klein und enthielt unter andern Madame Calderon de la Barca, die Gemahlin des spanischen Gesandten und bekannte Verfasserin eines werthvollen Reisewerks über Mexico. Der Präsident selbst war ein schon bejahrter Mann, ansehnlich und von sehr verbindlichen Formen; seine junge Gemahlin, welche er erst während seiner Präsidentschaft geheirathet hatte, war in Europa, auch am Rhein gewesen, und es war mir höchst willkommen der deutschen Heimath gedenken zu dürfen. Der Stern Tyler's war am Untergehen, und darum nahmen sich auch nicht viele die Mühe ihm zu schmeicheln; durch seine Umkehr gegen die Maaßregeln der Partei die ihn gewählt, hatte er diese zu erbitterten Feinden sich gemacht, seine neue Partei nicht, wenigstens in dem Grade nicht gewonnen, daß er ein populärer Präsidentschaftscandidat hätte werden können. Das alles schließt aber nicht aus, daß er als ehrlicher Mann sich über das Parteitreiben gestellt, und das gethan habe was er für Recht hielt; in den damaligen Parteimechanismus Amerika's paßten aber solche Leute nicht. Ich hatte auch die Ehre den berühmten Staatsmann des Südens, John Calhoun kennen zu lernen; er würdigte mich einiger

Bemerkungen über die Aehnlichkeit zwischen dem deutschen Bund und der amerikanischen Bundesverfassung.

Interessant ist ein Besuch des Patent Office, wo tausende von Modellen aufbewahrt werden, namentlich solche auf welche ein Erfindungspatent gelöst worden ist; ihre Zahl nimmt Wunder, da das Maschinenwesen in Amerika verhältnißmäßig noch wenig entwickelt ist; der amerikanische Erfindungsgeist zwar ist schon durch Fulton glorreich bewährt: das Originalmodell des ersten Dampfschiffs das im Jahr 1804 den Hudson befuhr, sah ich in New-York, es war nach Art der Schraubendampfschiffe mit zwei Rädern hinten versehen die in ihrer Bewegung divergirten. Das ethnographische Cabinet der Entdeckungsexpedition welche vor einigen Jahren unter Wilkes ausgesandt worden war, bildet einen werthvollen Bestandtheil der übrigens noch etwas dürftigen und lückenhaften Nationalsammlungen; originell sind die hier aufbewahrten Kostbarkeiten und sonstigen Präsente, welche Beamte der Vereinigten Staaten von auswärtigen Herrschern empfangen und der Vorschrift gemäß abgeliefert hatten, Dosen und ähnliches, und gar ein kostbarer Teppich der aufgerollt in einem Glasschrank stand. Wenn die Engländer in Indien gegenüber den ungeheuern Reichthümern und den Ränken eingeborner Fürsten eine ähnliche Bestimmung getroffen haben, so ist der Fall wohl ein anderer; angewendet auf hochbetraute Staatsbeamte und gegenüber europäischen Höfen erscheint eine solche Maaßregel engherzig und unwürdig, am allermeisten schädlich für den Dienst selbst den man damit sittlich heben zu wollen scheint. Mitunter führt diese Regel zu komischen Vorfällen: so sandte, als van Buren Präsident war, der Imaum von Muscat am persischen Meerbusen seinem guten Bruder dem „König van Buren" einige prächtige arabische Pferde, die dieser wohl mit Bedauern zur Auktion hat wandern sehen, weniger wohl den Löwen, mit dem der Kaiser von Marocco Seine amerikanische Majestät beschenkte.

Zehnter Abschnitt.

Virginien — Richmond — die Sklavenfrage.

Um nach Richmond, der Hauptstadt Virginiens zu gelangen, hat man erst eine Strecke auf dem Potomac mit dem Dampfschiff zurückzulegen; da dasselbe Morgens um 3 Uhr abgehen sollte, fand ich es das klügste an Bord zu schlafen wie die meisten Passagiere, und ging spät Abends hinunter an den Fluß. Es war eine prächtige sternenhelle Nacht, das prachtvolle Sternbild des Schiffs trat mir zum erstenmal vollständig vor die Augen, und im Norden verschwand der letzte Stern im Schweif des großen Bären bereits am

Horizont. Nichts aber gibt so das Gefühl der Ferne von der Heimath als die Veränderung des gestirnten Himmels, der doch das Unwandelbarste ist; recht fern habe ich mich erst gefühlt, als auch der Polarstern bei meiner Reise in Südamerika verschwand, und wahrhaft einsam als ich später bei den Antipoden mir sagen mußte, daß nicht einmal ein Himmelskörper mehr war, auf den ich gemeinsam mit den Lieben zu Haus das Auge richten konnte. So angenehm das Astronomisiren gerade auf dem Wasser ist, so forderte doch die Natur ihr Recht, und ich suchte mir in der Kajüte die ringsum eine Menge von Betten, mehrere Reihen über einander hatte, eine Lagerstätte aus, wo ich wohl oder übel und in etwas gemischter Gesellschaft die Nacht zubrachte. Morgens um 8 waren wir an der Station, wo die Eisenbahn uns aufnahm und in vier Stunden durch schöne Kiefern und immergrüne Wälder hindurch nach Richmond brachte. Exchange Hotel ist dort der Gasthof indem sich nach südlicher Art alle Welt zusammenfindet, in demselben Gebäude ist obendrein noch ein Lesekabinet, was die Frequenz noch erhöht;* die Sauberkeit der Gasthöfe in New-York vermißt man hier freilich, fühlt sich aber durch die Art der Menschen mehr angesprochen; an der Bar, dem Buffet wo alles fortwährend um einen Schluck zu nehmen hindrängt, knüpft sich manche, wenn auch oberflächliche Bekanntschaft an, gerade von der Art, wie sie dem Fremden der das Land kennen lernen will, von Werth sind; die offene, dabei muntere und gesellige Art des Südländers gibt sich dann gar bald in ihrer Natur, und der Fremde ist um so eher willkommen, als gerade die amerikanischen Eigenthümlichkeiten welche dem Europäer nicht gefallen wollen, specifische

* Gelehrte Anmerkung, also nicht für Damen. Unvergeßlich ist mir eine Episode aus jenem Gasthof, veranlaßt gerade durch die übergroße Frequenz desselben. Wenn man das weitläufige Gebäude durchwandernd, am Ende langer Gänge auf eine Reihe verschlossener Thüren stieß, wurde das Auge durch eben so viele Plakate gefesselt, welche, im Vorrath gedruckt, die Willensmeinung des Wirths in pathetischen Ausdrücken aussprachen, er finde sich weder verpflichtet noch sonst veranlaßt, für alle Leute die in sein Haus kämen diejenige Bequemlichkeit bereit zu halten, welche hinter jenen Thüren verborgen war; seine Gäste möchten sich die Schlüssel an der Bar, wo dieselben aufbewahrt würden, holen. Dort ruhten sie denn auch, der legitimen Benutzer harrend, an lange Stäbe mit Kettchen befestigt. Wer dann gegen zehn Uhr Vormittags — eine durch ärztliche Autorität und allgemeinste Landessitte geheiligte Stunde — jenen Gang betrat, konnte ganzen Zügen von Stabträgern, die obendrein mit den Ketten daran ein unheimliches Gerassel verübten, begegnen, und begriff von diesem Aufzug nichts, ja konnte selbst erschreckt werden, wenn er nicht jene Plakate zuvor gelesen. Ueberhaupt enthält Amerika auch in dieser Richtung Charakteristisches: unweit von New-York entdeckte ich einen Ort von ultrarepublikanischer Construction, fünfen zugleich zugänglich, und zur Garantie gegen monopolisirende Benutzung mit einer Glasthüre ohne Riegel versehen. Im Westen sagte ein Farmer zu seinem Gast der eine Frage wagte, ihn feierlich vor die Thüre des Hauses führend: „Wählen Sie hier nach Belieben einen Platz, wir haben noch keine Zeit gehabt „einen“ zu bauen.“

Yankeeeigenschaften, und als solche auch dem Southerner verhaßt sind. Ich bedauere noch jetzt lebhaft, daß ich dem üblen Beispiel der meisten Reisenden folgend, die südlichen Staaten nur im Flug gesehen habe; dort ist auch patriarchalische Gastfreiheit zu Hause, und die alten Familien Virginiens sind ihrer ritterlichen Art wegen hochangesehen, und es ist ein Vorzug ihnen nahe stehen zu dürfen.

In Richmond waren es indeß abermals Deutsche die mich freundlich empfingen; ein Herr Schaer aus Bremen, eben erst mit seiner jungen Frau etablirt, behandelte mich mit aller Zuvorkommenheit, machte mich mit den dortigen Deutschen bekannt und ließ mich alle Herrlichkeit des Ortes sehen. Derselbe tritt gegen die bisher bereisten Hauptstädte der Seestaaten sehr zurück, da er nur 27,000 Einwohner, worunter zwei Fünftel Farbige, besitzt; es beginnt eben hier schon der Colonialcharakter, und Handel und Industrie erstrecken sich hauptsächlich auf das was der Staat erzeugt. Darum ist Richmond ein wichtiger Platz für den Tabakshandel, es werden dort an 25,000 Faß Tabak jährlich als Kautabak präparirt, ebensoviel wird ausgeführt zu Schnupf- und Rauchtabak, jedoch nicht zu Cigarren. In den Straßen konnte man fortwährend Auktionen dieses edlen Produkts sehen, zu denen das Publikum durch Hörnerblasen eingeladen wurde; ich erinnere mich eines rauhen, strammen, sieben Fuß hohen Gesellen in Lederhosen, der vor der Thür eines Magazins stehend in die Posaune stieß, als gälte es den Mauern Jericho's. Ueberhaupt ist in den südlichen Städten schon manches abweichende, alles mehr dem Nutzen als der Zierde gewidmet, weniger Luxus in öffentlichen Bauten, überhaupt weniger Kirchen. Daß die Straßen weder wohl geebnet noch wohl beleuchtet sind, davon machte ich eine Erfahrung als ich eines Abends nach Hause kommend in einen Keller stürzte; aber auch am hellen Tage begegnete es mir als ich in einer der Straßen spazieren ging, daß ich unerwartet an zwölf Stufen einer Treppe herunterfiel, die hier den obern Stadttheil mit dem untern verbindet; es war mir aber rührend, mich sofort von einer Menge theilnehmender Weißer und Schwarzer umringt zu sehen, die mich fragten ob ich gefallen sei und mich abputzten, d. h. die Weißen fragten und die Schwarzen putzten ab; in den regelmäßigen Straßen New-York's wäre man freilich nicht so gefallen, aber es hätte auch kein Mensch Zeit gehabt einen aufzuheben.

Das Laster des Tabakkauens, welches obwohl dem Norden keineswegs fremd, im Süden in besonderer Blüthe steht, ist von Andern bis zum Ueberdruß beschrieben; es ist allerdings eine sehr widersinnige, ekelhafte und ungesunde Angewöhnung, aber unvertilgbar, denn schon der halbwüchsige junge Mann fängt an das gute Beispiel der Alten nachzuahmen und gewöhnt sich trotz greulicher Uebelkeit an den Genuß,* der ihm wie etwas recht Männ-

* Eine gute Anweisung sich das Kauen anzugewöhnen theilte man mir mit:

liches erscheint. Die Hand auf's Herz sind wir mit dem Rauchen nicht besser, und so wenig wie wir hält der Amerikaner das Kauen für eine Tugend. So bediente sich auch eine Tabakfabrik eines schlauen Mittels ihre Waare anzupreisen, indem sie in eine Zeitung setzen ließ, die Herren — und — verdienten getheert und gefedert zu werden, da der Vortrefflichkeit ihrer Waare nun kein Mensch mehr widerstehen könne, und die ganze Welt in dem Laster des Kauens versinken müsse. Ob die Fabrik welche ich in Richmond besuchte solches Lob und solchen Tadel verdiente, kann ich nicht bestätigen, denn es war mir nicht möglich die Kunst des Kauens weder an ihrem Fabrikat noch an einem andern zu üben; ich betrachtete aber mit Interesse, wie die Röllchen Kautabak gewickelt und demnächst in platte, scharfkantige Stücken gepreßt werden, wie sie der Kauer in der Tasche führt, und von denen er mit dem Messer von Zeit zu Zeit ein Stück abschneidet und in den Mund schiebt. Achtzig Negersklaven lagen der Arbeit ob, jene Rollen zu machen, und die Art der Manipulation war eben nicht geeignet den Ekel vor dem Fabrikat zu vermindern. Es war das erstemal daß ich Sklaven bei der Arbeit sah, sie schienen munter und guter Dinge, und der Gesang mit dem sie die Arbeit begleiteten klang nicht gedrückt; nach der Peitsche des Aufsehers sah ich mich vergebens um.

Auch die Deutschen waren darauf angewiesen, sich die Arbeitskräfte ihres Hauses aus der Zahl der Sklaven zu verschaffen, denn freie Neger gibt es nicht und weiße Dienstboten sind nicht zu brauchen, am wenigsten neben den schwarzen. Man konnte einen stämmigen Burschen für 120 Dollars jährlich miethen, für 400 Dollars einen kaufen, und die täglich vorkommenden Auktionen von Sklaven boten dazu reichliche Gelegenheit. Die Leute wurden milde behandelt, und das Gesetz schützte sie in gewissen Ansprüchen auf Nahrung, Kleidung und menschliche Behandlung.

Es ist denn hier endlich der Ort über Farbige, Racenvorurtheil und Sklaverei zu sprechen, eine Aufgabe an die ich ungern gehe, weil das blinde Vorurtheil einer unbefangenen Auffassung dieser Fragen gar so schwer Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es ist ganz erbaulich, was Leute die nie einen Neger gesehen, höchstens Toussaint Louverture in einem Roman kennen gelernt haben, über die Gleichheit aller sterblichen Menschen, über den Greuel der Sklaverei und über die Verworfenheit eines amerikanischen Pflanzers zu predigen wissen, und kein dankbares Amt diesen ungemein wohlmeinenden und am rechten Ort auch verständigen Leuten zu sagen, daß sie in den Tag hineinreden. Doch will ich mein Urtheil, gegründet auf den Besuch vieler Colonien mit freien und unfreien Arbeitern, die Insel Haiti mit eingerechnet, wo sie gar nicht arbeiten mögen, dem Leser nicht vorenthalten, das ich ihm nicht

man steckt das Zeug Abends beim Schlafengehen in den Mund und erwacht dann freilich sehr elend, aber das Schlimmste ist überstanden.

als ein besonders scharfsinniges, wohl aber als ein ehrliches, vielerwogenes vorlege. Es theilen es — trotz der heimischen Vorurtheile — fast alle unbefangene deutsche Beobachter; insbesondere will ich mich auf Raumer und Andree berufen, welch letzterer eben so umständlich als gründlich und verständig die Frage erörtert. Ich lege um so mehr Werth auf diese Citate, da sie dem Einwurf begegnen können, als sei meine Ansicht wesentlich dem „freiheitfeindlichen" Gesichtspunkt eigen.

Es ist nutzlos die Frage vom abstrakt philosophischen Gesichtspunkte zu betrachten, denn mit der Theorie daß alle Menschen zu gleichem Anrecht auf die Genüsse dieser Welt und auf die Freiheit ihrer Aneignung geschaffen seien, vermögen wir ja nicht einmal die Frage zu beantworten warum dieser reich, jener arm, dieser als König, jener als gemeiner Soldat auf Erden leben müsse, und wenn wir die Menschenrechte als unveräußerlich obenanstellen, so fragt es sich ob wir den Verbrecher einsperren, den Mörder gar um's Leben bringen dürfen; auch wenn wir vom christlichen Standpunkte aus diese Menschenrechte beleuchten, so finden wir z. B. die Sklaverei als solche, die doch zu Christi Zeiten bestand, nirgends verboten, vielmehr in der ganzen christlichen Lehre die wiederholte Bestätigung des Satzes daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, daß also absolute Staatsnormen nicht durch dieselbe festgestellt werden sollen. Wohl aber finden wir darin die Vorschrift, daß der Reiche die Noth des Armen lindern, der König seine Macht und Herrlichkeit zu Gottes Ehre bethätigen, daß die Gemeinschaft der Menschen die Harmlosen gegen Verbrechen schützen und die verletzte göttliche Gerechtigkeit wieder in ihre Autorität auf Erden einsetzen soll. So ist also auch ein Rechtszustand denkbar, welcher eine besondere Klasse von Menschen sowohl zum allgemeinen Besten als zu dem ihrigen der Ausübung ihrer Rechte für unfähig erklärt, den Uebrigen eine überwiegende Gewalt über ihren Willen, über ihr Wohl und Wehe einräumt. Denkbar sage ich, denn dies ist abstrakt gesprochen um zu belegen, daß wir damit der Frage selbst noch nicht näher gerückt sind.

Bei Betrachtung der Sache wie sie ist, haben wir zuvörderst die Abscheulichkeit des überseeischen Sklavenhandels, der gewaltsamen Entführung von Menschen in ein anderes Land, wo sie fremdem Eigennutz dienstbar werden sollen, rückhaltlos zu verdammen; auch ist hierüber keine Erörterung nöthig, da dieser Handel keine Vertheidiger findet und überall, und gerade in den Vereinigten Staaten schon seit 1776 gesetzlich abgeschafft ist; wenn dennoch der Sage nach noch Einschmuggelungen von Sklaven in die Vereinigten Staaten stattfinden, es ist sehr zu bezweifeln ob in irgend bedeutendem Maaße, so lastet diese Uebertretung nur auf Einzelnen. Die Thatsache aber liegt zu Ehren der Amerikaner vor, daß eine ihrer ersten Handlungen nach der Losreißung von England die Abschaffung des Sklavenhandels war, sowie denn auch die Colonien schon vorher dringende Vorstellungen gegen die Einfuhr von Sklaven, schwarzen und weißen, an das Mutterland gerichtet hatten.

Es ist bekannt wie man englischer Seits nicht nur Verbrecher, sondern auch Tagediebe, verlaufene Menschen, natürlich dabei auch manchen Unschuldigen nach Amerika verschiffte und in Leibeigenschaft verkaufte. Wenn eine intendirte Anklage Englands über diese Unbill in der Unabhängigkeitserklärung nicht ihren Platz finden konnte (Julius I. 375), so beweist das nur, daß man das von England eingepflanzte Uebel für zu eingewurzelt hielt, um sich zu diesem Ausdruck des Unwillens auch durch wirkliche Abschaffung der Sklaverei zu legitimiren.

Wir haben es also bei der Sklaverei in Amerika hauptsächlich mit einem fait accompli zu thun, dessen Ursprung den Amerikanern nicht zur Last fällt, mit einer inmitten der zwanzig Millionen Weißen lebenden Bevölkerung von nahe drei und einer halben Million Schwarzen und Farbigen, von denen an drei Millionen Sklaven sind. Diese Zahlen (approximativ nach Andree, p. 455) beweisen von vornherein daß die Frage eine ernste und wichtige ist, daß sie unendlich tiefer in die Zustände und Interessen Amerika's eingreift, als in die englischen die im Jahre 1834 ausgeführte Emancipation der Sklaven in den westindischen Colonien. Dort hat man außer der ungenügenden Entschädigungssumme von zwanzig Millionen Pfund Sterling, welche die Hälfte des wirklichen Werths der Sklaven deckte, den Wohlstand jener Colonien allerdings aufgeopfert, und damit direkt und indirekt die sehr blendende Maaßregel der Emancipation theuer genug bezahlt; aber die bedenkliche Entwicklung der socialen Zustände auf jenen Inseln wird keinen Rückschlag auf England ausüben, vielmehr müßte ein solcher Rückschlag eher den Rivalen auf Cuba und in den Sklavenstaaten gefährlich werden. In den Vereinigten Staaten dagegen würde die Emancipation der drei Millionen Sklaven nicht nur den politischen, socialen und materiellen Bestand des Südens geradezu umkehren, sondern auch auf die nördlichen Staaten, als unmittelbare Nachbarn und zu demselben Staatenbund vereinigt, den entscheidendsten Einfluß üben; es würde sich mit einem Wort um eine Lebensfrage handeln, und diese zu übereilen könnte nur ein Feind oder ein völlig verblendeter Freund rathen.

Was nun den materiellen Zustand der Sklaven betrifft, so ist es anerkannt, wie in den Vereinigten Staaten die Form der Sklaverei eine milde ist; in den Städten und in den Haushalten im engern Sinne werden sie ohnehin fast nicht anders behandelt als freie Dienstboten, mit dem Unterschied daß der Herr für den erkrankenden, hülfsbedürftigen, altersschwachen Sklaven weit lebhafteres Interesse fühlt als für den Miethling; ich kann aufrichtig versichern, daß gerade in den Sklavenstaaten mir nie ein Beispiel rauher Behandlung eines Negers vor Augen gekommen ist, während es eine besondere Liebhaberei mancher Leute in den andern Staaten ist, die Neger gar nicht anders als „schwarze Teufel," „d-d nigger," was schon an und für sich eine ignominiose Verdrehung für negro ist, zu tituliren und in jeder Weise wegwerfend zu behandeln. Die Mehrzahl der Neger sind glebae

adscripti der Pflanzungen, auf denen sie große Familien bilden und, wie es ja schon das Interesse des Herrn fordert, eines patriarchalischen Schutzes genießen, von dessen Ausdehnung mir manche überraschende Züge erzählt worden sind; es ist bekannt daß oft die Kinder des Herrn mit den Negerkindern wie Spielkameraden aufwachsen, und diese ihnen dann mit lebenslänglicher Treue anhängen, daß die meisten Herren willig alles thun, um die Familienverhältnisse der Einzelnen so wohl zu regeln als nur thunlich. Für solche Beweise von Menschenfreundlichkeit ist Niemand empfänglicher als der Neger, welchem jene Treue angeboren die sonst dem Menschen nicht, wohl aber dem Hunde eigen ist; ich mache diesen von Walter Scott entlehnten Vergleich, ohne damit entwürdigen zu wollen, weil mir in der That wahrhaft rührende Beweise von Negertreue und Dankbarkeit bekannt sind, wie sie unter uns Weißen nicht üblich ist. Man hat Beispiele, daß Neger mit ihren Herren in die nördlichen Staaten reisten, und von den Emissären der abolitionistischen Partei mit großen Versprechungen gelockt wurden unter ihrer Beihülfe nach Canada zu entfliehen: sie wiesen aber solche Zumuthungen verächtlich von sich und blieben ihrem Herrn treu; dies begegnete unter andern auch dem berühmten Clay, welcher später dem treuen Diener die Freiheit schenkte. Sowie der Sklave in den Vereinigten Staaten keineswegs aufhört Subjekt gewisser Rechte zu sein, so beschäftigen sich auch die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten mit seiner Wohlfahrt, bestimmen das Maaß der Arbeit und der Feiertage, das Gehörige an Speise und Kleidung, beschränken das Züchtigungsrecht 2c., und wenn der eine oder andere Staat in dieser Beziehung zurücksteht oder einzelne einer böswilligen Ausbeutung fähige Bestimmungen aufgestellt hat, so muß man nicht vergessen, wie sehr z. B. in den Staaten jenseit des Mississippi das gesammte Staatswesen noch unentfaltet ist. Man vergesse auch nicht daß die Weißen in den Sklavenstaaten Christen sind (nach den grellen Schilderungen der gegenüber stehenden Fanatiker zwar sind sie wörtlich schlimmer als reißende Thiere), unter denen eine öffentliche Meinung zu Gunsten menschenfreundlicher Behandlung der armen Sklaven stets die Oberhand behalten wird. Ferner liegt im Charakter des Südländers sowohl Energie als Herzensgüte, die beiden großen Erfordernisse für einen Herrn. Der sicherste Maaßstab hiefür dürfte in dem Umstand liegen, daß man von Sklavenaufständen in den Vereinigten Staaten nichts hört, welche bei dem numerischen Uebergewicht der Sklaven nicht ausbleiben würden, wenn dieselben durch Härte zum Widerstand gereizt würden. Es wird in jeder Hinsicht das eigene Interesse hier das stärkste Motiv zur Milde sein. Daß Härten vorkommen, namentlich Seitens der Sklavenhändler, welche eine im ganzen Lande verachtete Klasse bilden, ist kein Zweifel; damit vergleiche man aber den Zustand und die herzlose Behandlung der weißen Sklaven in unsern Fabriken und in den berüchtigten Kohlengruben des philanthropischen Englands!

Der Neger selbst hat allerdings nicht den innern Trieb zur Arbeit wie

der Nordländer, welcher durch die Ungunst des Klima's auf mühsame Gewinnung seines Unterhaltes angewiesen ist; aber seine Körperbeschaffenheit macht ihm dieselbe leicht, und sein Sinn ist so heiter daß er sich in den Zwang findet, und jede Erleichterung desselben, jede ihm gewährte Vergnügung jubelnd begrüßt; während der Philanthrop sich den Neger in seinen Mußestunden über Menschenrechte philosophirend und Rache gegen seine Bedrücker brütend denkt, findet derselbe in Wahrheit vollkommenen Ersatz für des Tages Last in Tanz und Musik und in einer herzhaften Mahlzeit. Zahlreich sind die Fälle von Sklaven die die angebotene Freilassung verschmähten, weil das Schutzverhältniß ihnen werthvoller war, und gerade in meiner Zeit kam ein Fall vor, wo eine durch Testament emancipirte Negerfamilie in Virginien freiwillig den Gesetzen des Staates sich darbot, welche einen befreiten Neger der in Jahresfrist nicht den Staat verläßt, mit erneutem Verlust der Freiheit bedrohen.

Der grundrechtwüthige Abolitionist freilich läßt sich durch diese Thatsachen nicht irre machen, erwägt auch die Frage nicht, ob durch besonnenen Fortschritt der Zustand der Sklaven am Ende so erträglich gemacht und so gesichert werden könne, daß jede Gefahr von Mißhandlung schwindet, sondern er bringt geradezu auf sofortige Abschaffung der Sklaverei, sofortige Herstellung gleicher Rechte zwischen Weißen und Farbigen. Bei dieser schon an sich sinnlosen Forderung vergißt er völlig das materielle Unrecht welches er seinen Mitbürgern im Süden anthut, den politischen und finanziellen Ruin der Staaten welchen doch der Norden durch innige Bande verknüpft ist, und der Mann ist noch zu loben, wenn nicht schnöde Parteiinteressen ihn neben jener Philanthropie antreiben, wie es leider vielfach der Fall ist. Die Mittel welche diese abolitionistische Partei anwendet sind eben so verwerflich: Emissäre und Brandschriften werden in die Sklavenstaaten entsendet, alle Sklavenhalter als Unmenschen, als Bedrücker und Räuber dargestellt, gegen welche sich zu empören Recht und Pflicht sei; einzelne Sklaven werden, an den Grenzen namentlich, gestohlen und nach Canada entführt, und von allem diesem unter dem Schutz amerikanischer Preß- und anderer Freiheit ein ungeheurer Lärm gemacht. Es ist gewiß nicht löblich, aber sehr begreiflich, wenn die Sklavenhalter auf's äußerste gereizt einen solchen Aufwiegler den sie ertappen nicht nur theeren und federn, sondern wohl auch aufhängen, und einem solchen widerfährt unzweifelhaft sein Recht, wenn man die Gemeingefährlichkeit des Verbrechens erwägt. Obendrein wird der humane Zweck dieser Aufwiegelungen durch nichts mehr gefährdet, als durch die Erbitterung die auf der andern Seite nothwendiger Weise die Folge sein muß; dieselbe führt nur zu schärferer Behandlung und Beaufsichtigung der Sklaven, und unter anderem zu jenem so schwer angegriffenen, einseitig verdammten Verbot die Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Als Nothwehr aber gegen zügellose Preßfreiheit und arglistige Aufwiegelung fällt diese Maaßregel gerade denen zur Last, die am leidenschaftlichsten dagegen declamiren. Auch das ist der Gemeingefähr-

lichkeit wegen entschuldbar, daß der allgemeine Unwille sich mit äußerster Schärfe gegen Personen kehrt, welche den herrschenden Ansichten zum Trotz geselligen Umgang mit Farbigen pflegen oder gar, sofern das nicht in den Gesetzen verboten ist, eheliche Verbindungen eingehen. Gegen letztere spricht am stärksten die unlautere, oft verbrecherische Abstammung farbiger Personen.

Für den weniger gewaltsamen Gegner der Sklaverei bieten sich nun manche andere Aussichten, dieselbe zu beseitigen; es liegt aber die Wahrheit nahe, daß ein tief eingewurzelter, zur vollen Geltung und Entwicklung gekommener Zustand dieser Art nur durch allmälige vorsichtige Maaßregeln verdrängt werden kann, wenn nicht unabsehbarer Nachtheil und Verwirrung entstehen soll. Es ist leicht gesagt, die Sklavenbesitzer sollen entschädigt werden; aber wenn die Entschädigung des Werthes der Sklaven auch wirklich unverkürzt in der Ausdehnung geleistet werden sollte, daß die Entschädigungssumme den bisherigen vollen Ertrag der von nun an werthlos werdenden Ländereien vertritt, so sehen wir doch den Nationalwohlstand, die Produktivität der südlichen Staaten geradezu vernichtet; denn es ist ein thörichter, durch die Erfahrungen aus den englischen Colonien Westindiens längst widerlegter Irrthum, daß der freie Neger ein fleißiger und unternehmender selbstständiger Colonist werden könne. Vielmehr wird derselbe auf dem entwertheten Grund und Boden nur so viel ziehen, um von der Hand in den Mund leben zu können, wie er es in den englischen Colonien und auf seinem Haiti thut, alle Industrie, alle geistige Kultur gänzlich vernachlässigen, und eine politische Stellung nur dadurch einnehmen, daß er arglos, träg und unwissend ein unvergleichliches Material zur Bearbeitung durch Demagogen abgibt. Diese inerte Masse in der Eigenschaft als „free and enlightened citizens of the United States" (amerikanische Lieblingsphrase) zu einem selbstständigen Faktor der Republik der Vereinigten Staaten mit gleichen Rechten, gleichem Gewicht bei den Wahlen erheben zu wollen, ist ein Gedanke der nur durch gänzliche Unkenntniß des Negercharakters und seiner Entwicklung in den verschiedenen Ländern entschuldbar ist, ein Verrath an der Civilisation aber und an dem Bestand der Vereinigten Staaten, wenn er mit klarem Bewußtsein ausgesprochen und angepriesen wird. Dennoch wäre eine andere Consequenz der Emancipation nicht denkbar, und eine Unterdrückung der gleichberechtigten Neger durch die öffentliche Meinung wie in den sklavenfreien Staaten wäre im Süden bei ihrem numerischen Gewicht nicht möglich.

Sich der Neger auf friedlichem Wege zu entledigen, sie in ihr Afrika zurück zu verschiffen, hat man von amerikanischer Seite die Ansiedlung Liberia* gegründet, und es wird von Zeit zu Zeit ein freigekaufter Neger mit großem Gepränge durch die Abolitionisten hinübergeschafft; wenn diese Colonie nicht

* Liberia, als selbstständige Republik von England, Frankreich, Preußen anerkannt, hat als einziger christlicher Negerstaat in Afrika übrigens große Wichtigkeit.

mehr und nicht weniger als viertausend im Lauf vieler Jahre hinübergeschaffter amerikanischer Neger unter ihrer Bevölkerung enthält, währenddem in einem Jahr zwanzigmal so viel im Lande geboren werden, so zeigt sich auf den ersten Blick die Nutzlosigkeit dieses wohlgemeinten Unternehmens. Es gibt nur ein Mittel das friedlich und naturgemäß die Sklaverei zurückdrängen, die Vereinigten Staaten vor dem Bruch bewahren kann, der gerade durch diese mit äußerster Leidenschaft aufgefaßte Frage zwischen Süden und Norden droht: eine solche Entwicklung freier weißer Ansiedlung, daß sie auch auf das Gebiet der eigentlichen Sklavendistrikte überströmt; diesen Ausgang würden alle denen die Civilisation am Herzen liegt, freudig begrüßen, nur mache man sich keine sanguinische Hoffnungen von der Ausdehnung dieser Colonisirung durch Weiße; die Landstriche im äußersten Süden der Union welche zum Zuckerbau, selbst die welche zum Reis- und Baumwollenbau sich eignen, sind nicht das Erbtheil des Europäers, vielmehr gerade der Negerrace und solcher Racen die die Natur für heiße Klimate bestimmt hat. Zehnmal verwerflicher als die Sklaverei ist das Beginnen, europäische Ansiedler in solche Klimate in einen sichern Untergang zu locken, und würde das Unternehmen in einem großen Maaßstabe begonnen, so würde vielleicht ein zweiter Las Casas wieder auf die Negerrace, und zwar aus Menschlichkeit wie Jener verweisen müssen.

Während somit Staaten wie Kentucky, Maryland, selbst Virginien täglich der Sklavenarbeit mehr entbehren lernen, und die Möglichkeit einer baldigen Abschaffung der Sklaverei dort ruhig erörtert werden kann, gebe man sich nicht der Hoffnung hin, daß dieser Entwicklungsgang an den Mündungen des Mississippi und am Golf von Mexiko sich wiederholen könne. Vielmehr würden wir es als die friedlichste Lösung der Sklavenfrage betrachten müssen, wenn die Negerbevölkerung immer mehr in das tropische Amerika zurückgedrängt würde, welches die europäische Betriebsamkeit ihnen nicht streitig machen kann, und wo sie, freilich nicht mit Glanz, aber mit Behagen vielleicht eine Anzahl Staaten wie Haiti bilden würden, an geistiger Kultur ihrer afrikanischen Heimath analog, aber hoffentlich friedlicher als Haiti, das durch seine blutige, gewaltsame Empörung den Charakter der Gewaltsamkeit in sein politisches Leben gelegt hat. Wer die unglaubliche Abnahme der Produktivität und geistigen Regsamkeit auf den westindischen Inseln wo die Sklaverei abgeschafft ist, beobachtet hat, wird die Annahme nicht unwahrscheinlich finden, daß diese alle bestimmt sind kleine Negerstaaten zu werden, die an der Krücke überkommener europäischer Formen und durch das Christenthum geläutert, unter jenem glücklichen Himmel eine harmlose Existenz führen können, um so harmloser je mehr sich jetzt schon die früheren weißen Pflanzer von dort zurückziehen. Das Opfer dieser Landstriche wäre eine Sühne für den Fluch der Einführung der Sklaverei; denn daß jede politische Unthat, und die Verschleppung der armen Schwarzen ist eine sehr schwere, ihre Sühne finden

muß, lehrt uns die Geschichte auf unwiderlegliche Weise. Sie straft sich auch in den Sklavenstaaten selbst, denn das Verhältniß zwischen den herrschenden Weißen und der Sklavenbevölkerung ist eine unabläßige Anregung zu schlimmen und heftigen Leidenschaften, und drückt auf die öffentliche Moral, wenn auch nicht in dem Maaße wie mancher Fanatiker es sich ausmalt.

Obgleich meine Studien des Negercharakters hauptsächlich Westindien angehören, so will ich doch hier schon einen Ueberblick meiner Auffassung geben. Ich halte von vornherein die Ueberzeugung fest, daß die Neger so gut wie wir mit unsterblichen Seelen begabt, zur Erlösung bestimmt und unsere Nächsten sind, und ich übergehe diese Assertion, die dem Europäer müssig, ja lächerlich erscheinen mag, nicht, weil mancher die Negerrace in einem Zustande der Abgestumpftheit gesehen hat, wo er auch hieran irre werden könnte; dagegen lehrt mich die Erfahrung nach längerem Aufenthalt unter Indianern, Mongolen, Malayen, Hindus, Abyssiniern, daß keine andere Menschenrace sich in gewissen constanten Merkmalen so weit von dem Ideal menschlicher Schönheit und Würde entfernt als der Neger. Die Farbe schlage ich dabei gering an, denn die Hindus auf der Malabarküste sind schwärzer als irgend ein Neger und doch edel gestaltet; im Neger aber tritt überall das Unedle, die Caricatur hervor und erzeugt eine natürliche ästhetische Abneigung, gesteigert durch ein Merkmal das nicht zu unterschätzen ist, durch den widrigen Geruch seiner Ausdünstung. Der Kopf des Negers weicht durch das Vortreten der Kauwerkzeuge, durch die niedere Stirn, durch die Wolle statt der Haare wesentlich von dem Kopf irgend einer Race ab, das Geistige tritt zurück, das Thierische vor; der Körper ist durch athletischen Bau stark begünstigt, aber die Waden, dieses sehr charakteristische Merkmal des Menschen, verschwinden, und mit allen diesen Kennzeichen erscheint er fast als ein physiologisches Verbindungsglied mit den Affen. Geistig ist der Neger stumpf, vorwiegend sinnlich, dabei ungemein gutartig von Herzen und zur Anhänglichkeit an begabtere Wesen geneigt; die Ausnahmen höherer Fähigkeiten sind sehr selten, und nicht immer richtig constatirt, da oft farbige Mischlinge als Neger bezeichnet werden. Das Zusammenleben der Neger mit den Europäern in freien Staaten müßte, wenn nicht diese allgemeine Unterordnung bestände, öfter überlegene Negergeister hervorrufen; die Pariahstellung des Negers in denselben schlösse dies so wenig aus, als sie das Uebergreifen jüdischen Genies bei uns ausgeschlossen hat. Doch genügt das Vorkommen einzelner, um die specifische Gleichheit der Menschenracen zu bestätigen. Man möge uns ein Beispiel zu Gute halten das wir einem englischen Physiologen entlehnen: wie die verschiedenen Hunderacen sich in ihrer Begabung wesentlich unterscheiden, der ungelehrige Spitz mit der wunderbaren Empfänglichkeit des Hühnerhundes keinen Vergleich aushält, und keine Dressur dem einen die Fertigkeiten des andern beibringen kann, so sind auch die Menschenracen in ihren Fähigkeiten verschieden, ohne daß man in diesem oder jenem Fall die

Aufstellung unterschiedener Arten billigen dürfte. Nehmen wir hierzu den Wink der Natur selbst, daß sie den Neger in den Welttheil versetzt hat, der einerseits die wenigste künstliche Sorge für Nahrung, Kleidung und sonstige Kultur erfordert, andererseits mit seinem compakten Continent dem Völkerverkehr die geringsten Anhaltspunkte bietet, so bestätigt sich das Urtheil, daß der Neger nicht dazu berufen ist die Spitzen der Civilisation zu erklimmen, mit den mehr begünstigten Racen zu wetteifern, und es ergibt sich ohnehin von selbst, daß er in tausendjährige Barbarei versunken schwerlich der Entwicklung europäischen Geistes mehr wird folgen können. Daneben aber bekennen wir ausdrücklich die Pflicht der Nächstenliebe gegen diese minder begabten, in so vielen Fällen auf unsern Schutz angewiesenen Nebenmenschen.

Die farbigen Mischlinge sind nicht geeignet die Racen einander näher zu rücken; zwar gibt uns der Umstand daß Farbige sich fortpflanzen, unähnlich den Maulthieren und anderen Bastarden, einen neuen Beleg für die Einheit der Species Mensch, aber der Charakter dieser Mischlinge bietet ein auffallendes Symptom: die Mischung von Europäern mit Malayen, Hindus und Indianern erzeugt ein schlaffes, gutmüthiges aber wenig begabtes Geschlecht, und der Stammbaum der ersteren insbesondere pflegt schnell zu erlöschen; dagegen fehlt es dem Mulatten und den weitern Verzweigungen weder an Spannkraft noch an Auffassungsgabe, ihre körperliche Schönheit ist oft groß, aber im Charakter ist etwas Tückisches, ja Diabolisches, hundertfältig erkannt von Leuten die mit Farbigen näher verkehrt haben, es leuchtet namentlich unheimlich aus den schwarzen Augen der verführerischen farbigen Frauen. Diese Naturanlage wird noch gefördert durch die Zwitterstellung der Farbigen zwischen den beiden Hauptracen, und glühender Haß besteht überall wo er sich entwickeln kann zwischen Negern und Mulatten, nirgends mehr als in Haiti. Bezeichnend genug erhält sich das Merkmal farbiger Abstammung auch dann wenn selbst die letzte Spur brauner Farbe an den Nägelrändern gewichen ist, in der Unfähigkeit zu erröthen. Indem wir aber die Mischlinge keiner Art zu etwas Erfreulichem werden sehen, sollten wir die Warnung der Natur die darin liegt, nicht verkennen.

Die obigen Fragen liegen natürlich auch den Bewohnern der freien Staaten nahe, welche zahlreiche Schwarze und Farbige unter ihren Bürgern zählen; je zahlreicher sie sind, je freier sie zu Reichthum und Unabhängigkeit hier gelangen können, desto dringender ist es geboten gewesen gegenüber der fremden Race eine feste Haltung einzunehmen; so ist denn in dem freien Amerika die Abnormität ausgebildet, daß die menschliche Gesellschaft aus zwei unvereinbar geschiedenen Kasten besteht; dieser Absonderung liegt das Prinzip zu Grunde, daß die europäische Race durch die Vermischung mit der andern unwiederbringlich ausarten würde. Dieses Princip ist physiologisch unzweifelhaft richtig, und ebenso unzweifelhaft ist die Berechtigung einer ihrer Würde sich bewußten Nation, gegen diese Entartung eine unübersteigliche Scheide-

wand zu ziehen. So ist eine Ehe zwischen Weißen und Farbigen ein Unding, und würde sie doch geschlossen, so zöge sie vollständigen Verlust der Kaste nach sich; kein Abkömmling der Negerrace gelangt zu einem Amt, einer einflußreichen Stellung, er ist von aller Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen, und das consequenter Weise, da keine Familienverbindung mit ihm möglich ist; er kann im Gasthaus, im Wagen, im Theater nicht mit dem Weißen zusammentreffen, er kann — und hier sind wir an der Grenze des Rechten angelangt — in keiner Kirche der Weißen einen Platz besitzen; gegen das letztere erklärt sich die katholische Kirche mit Recht, und befolgt eine andere Sitte.

Alles das klingt für europäische Ohren außerordentlich schroff, und bei uns freilich werden die Farbigen die hie und da auftauchen rasch absorbirt, ohne daß Jemand an Entehrung dabei dächte; versetzen wir uns aber um gerecht zu sein, in das schroffe Gegenüberstehen der Farben in Amerika, so werden wir darin zwar eine neue Wirkung des Fluchs der Sklaverei, aber nicht eine frevelhafte Auflehnung gegen die Natur erblicken können, wie es oberflächlicher Beobachtung erscheinen möchte.

Uebrigens glaube man nicht, daß die Abolitionisten in der Nichtachtung dieser Vorurtheile die Reinheit ihrer Grundsätze an den Tag legen; so viele Selbstverläugnung besitzen sie nicht, und wenn sie bei einer Parteidemonstration sich herablassen neben ihnen zu sitzen, oder gar Arm in Arm mit ihnen zu gehen, so wird davon als einem Ereigniß großes Wesen gemacht. Ebenso ist es in den englischen Colonien, und wenn hie und da ein fremd hergesandter Gouverneur auf den Einfall kommt seine Vorurtheilsfreiheit durch geselligen Verkehr mit Farbigen zu bethätigen, so merkt er bald meist zu seinem eigenen Nachtheil, daß die Ansichten über Farbe tiefer in der weißen Bevölkerung gewurzelt sind als die Achtung vor der Weisheit des neuen Machthabers.

Wie traurig die Rückwirkung dieser herrschenden Gesinnung auf die schuldlosen Farbigen ist, und wie gerade hierin wieder das alte Unrecht sich strafen muß, liegt am Tage; die Farbigen bilden eine unstete Bevölkerung, meist in persönlichen Diensten wie Kellner, Bediente, Barbiere, sodann zu schweren und niedrigen Arbeiten, Lasttragen u. s. w. verwendet; die wenigsten sind Ansiedler, und die stetige Betriebsamkeit dieses Berufs sagt ihnen nicht zu, doch sah ich einige bei Erie. Dem eigentlichen Verbrecherstande welcher in großen Städten zu bestehen pflegt, strömen eine Menge dieser Ausgestoßenen zu, und zeichnen sich in diesem durch Brutalität und ungeheure Körperstärke meist als sehr gefährlich aus. Und in diesem neuen Stande mag denn auch wohl der Racenunterschied zurücktreten.

Eilfter Abschnitt.

Nord- und Südcarolina — Georgia — Alabama.

Nun ging meine Reise rasch, leider zu rasch südwärts, und die vier Staaten in der Ueberschrift dieses Abschnitts habe ich nur durchflogen. Ich verließ Richmond mit der Eisenbahn am 11. Mittags, und hatte mir vorgesetzt die 240 engl. Meilen bis Wilmington am südlichen Ende Nordcarolina's in einer Strecke zurückzulegen; dazu bedurften wir nicht weniger als 27 Stunden, eine Geschwindigkeit, die jener der englischen Stage Coaches bedeutend nachsteht, und ich sollte hier die Probe ablegen mich mit meinen geliebten Südländern auch unter wahrhaft schwierigen Umständen zu vertragen; wir hatten erbärmliche unbequeme Wagen, mit den Sitzen rings an den Wänden herum, und sie stießen auf der roh construirten Bahn ganz fürchterlich. In Petersburg gab es einigen Aufenthalt, da wir an fünfzig Sklaven, auf einem Transport begriffen, aufnehmen mußten. Auf den wenig bebauten Strecken dieser Staaten wäre es die größte Thorheit kostbare Eisenbahnen zu bauen, man muß sich also am Ende begnügen überhaupt nur von der Stelle zu kommen, und dankbar sein daß sie einen nicht durch schnelles Fahren auf einer solchen Bahn in Lebensgefahr bringen. Wie entfernt die Amerikaner insbesondere von der Thorheit sind, den Wohlstand ganzer Länder in präsentablen Bahnhöfen zu verbauen, davon wurde mir auf der Station Weldon ein neuer Beweis: dort mußten wir eine Weile auf einen andern Zug warten, es war Nacht und bitter kalt, so zogen denn Einige von uns nach einem Raum, der Schreibstube, Gepäckbureau und Wartsaal erster bis letzter Klasse in Einem war, und wo wir uns um einen Ofen recht angenehm wärmten, doch schien mir die offenstehende Thür die wohlthätigen Wirkungen dieses Ofens zu paralysiren und ich ging sie zuzumachen; eilig sprang aber einer der Diensthuenden herbei, öffnete sie wieder und belehrte mich das dürfe beileibe nicht geschehen, die Lampe auf dem Tisch, durch die offene Thür sichtbar, sei das Signal für den ankommenden Zug, der sonst an der Station vorbeifahren würde. Da mußten wir denn das kleinere Uebel für das größere nehmen, und lachten unmäßig über die compendiöse Einrichtung; Lachen und Gemüthlichkeit ging überhaupt auf dieser Reise Hand in Hand mit großer Beschränkung der Bequemlichkeit. Der neue, durch jene Lampe glücklich hereingeleitete Zug hatte noch abscheulichere Wagen, dasmal zwar nach der gewöhnlichen amerikanischen Art die schon beschrieben ist. Ein eiserner Ofen fehlte nicht, und mein Schicksal war es in dessen unmittelbarer Nähe zu sitzen, der Art daß auch auf der zweisitzigen Bank Niemand mehr neben mir Platz nahm, wegen der Glühhitze. Ich glaubte schon dafür dem Schicksal dankbar sein zu sollen, aber meine Nachbarn die eben so schlecht saßen, erspähten kaum den leeren Raum, als

sie von allen Seiten her denselben zu occupiren kamen, und bald zählte ich nicht minder als sechs Beine neben mir auf dem Sitz. Außerdem war der Ofen der Gesellschaft bald zu heiß bald zu kalt; das Fenster daneben und neben mir sollte im Interesse der Allgemeinheit bald geöffnet und bald geschlossen sein, und diese Verhandlungen wurden mit einer Lebhaftigkeit geführt, daß auch nicht ein Augenblick Ruhe die ganze Nacht hindurch zu erlangen war; kurz es waren wirklich alle Dämonen die die Intendanz der kleinen Leiden des menschlichen Lebens unter sich haben, auf mich losgelassen; aber dennoch war es bei der natürlichen gutmüthigen Art meiner Reisegefährten, die nicht mehr Lärm machten als ihnen in innerster Seele Bedürfniß war, unmöglich auch nur einen Augenblick die gute Laune zu verlieren.

Der Morgen war frisch und es hatte gereift, gegen neun Uhr kamen wir an die Frühstücksstation, die einen ziemlich wilden Anstrich hatte, man wusch sich ohne weiteres im Freien, dehnte seine verkrümmten Glieder, schluckte seinen Thee oder Kaffee, versüßt mit ekelhaftem gelbem Rohzucker hinunter und ließ sich die guten kleinen Maiskuchen, Indian cakes, schmecken. Dann ging es wieder weiter durch trostlose Sümpfe und dichte Wildniß; aber die immergrünen Bäume und Sträucher haben noch zu sehr den Reiz der Neuheit, als daß sie nicht den Nordländer mit Entzücken erfüllen sollten. Was wir von Baumwollenfeldern sahen war schon abgeerntet, und nur einzelne dürftige etwa drei Fuß hohe Stauden mit ihren weißen Büscheln gaben einen Begriff wie ein solches Feld aussehen mag.

In Wilmington, dem Endpunkt dieser Eisenbahn und unserer beschwerlichen Reise, besteigt man ein Dampfschiff; der Ort liegt unweit des Cape Fear, welches die Südspitze Nordcarolina's bildet, an dem schiffbaren Fluß gleichen Namens, von dort gelangt man in die offene See und der Küste entlang nach Charleston, dem Hafen- und Stapelplatz Südcarolina's. Wir brauchten von 5 Uhr Abends bis 11 Uhr Vormittags, schliefen leidlich, fanden uns aber am Morgen in schlechter Verfassung gegenüber dem Frühstückstisch; ich der ich noch vor wenigen Monaten unter den Kränksten an Bord der Acadia gewesen war, überzählte mit einigem Stolz, daß von den 25 Passagieren nur zehn von uns erscheinen konnten; aber auch mir war schlecht genug zu Muthe. Auf diesem Schiff, wenn ich mich recht erinnere, was indeß zur Sache welche ich wirklich erlebt habe nichts thut, waren für sämmtliche Passagiere nur zwei Waschbecken vorhanden, und ein um eine Rolle befestigtes Handtuch; bei solchen Reinigungsapparaten kann es einem denn auch begegnen, daß man von seinem Nachbar um die Benützung seiner Zahnbürste angesprochen wird, wie das auch einmal geschehen ist.

Die Küste ist flach, Charleston mit seinen freundlich angestrichenen Häusern und grünen Bäumen — man vergesse den 13. December nicht — nimmt sich aber sehr lachend aus. Auch diese Stadt, obwohl ansehnlich und ein bedeutender Handelsplatz, zeichnet sich durch nichts abweichendes von dem

allgemeinen Städtecharakter Amerika's aus; in einem großen kasernenmäßigen Wirthshaus fand ich wie gewohnt gute Unterkunft; ich ging aber alsbald wieder aus, weil mir ein Naturwunder, von dem ich zufälliger Weise zuvor nichts gehört hatte, bei der Ankunft in die Augen gefallen war; schon bei der Einfahrt in den Hafen hatte ich zahlreiche graue Vögel von der Größe eines Kolkraben, aber dem Fluge nach entschieden Raubvögel bemerkt welche über der Stadt schwebten; an den Fleischbänken aber vorbeikommend, welchen dort ein ansehnliches Gebäude gewidmet ist, gewahrte ich eine ganze Menge dieser Vögel, die sich denn bei näherer Betrachtung als die bekannten Aasgeier, englisch Turkey Buzzard, spanisch Urubu oder Aura, ergaben. Charleston ist der erste Ort wo ich sie sah, von nun an fand ich sie fast allgemein im wärmeren Amerika, meist als freiwillige Diener der Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei unter gesetzlichem Schutze stehend und geachtet, wenn auch nicht geliebt; auch in Charleston zahlt 5 Dollars Strafe wer einen erlegt, was ganz recht ist, wiewohl sie mit ihrem schwebenden Flug und ihrer geringen Scheuheit das einladendste Ziel besonders für die Kugel sind; der Nutzen den diese Thiere, ebenso wie im Orient die Schakals durch die Wegzehrung von Aas stiften, in Klimaten wo obendrein alles so rasch in Fäulniß übergeht, ist unsäglich groß. An jenen Fleischbänken nahm man sich gar nicht die Mühe die Abfälle wegzuwerfen, denn sie holten sich dieselben von selbst, so zahm wie Tauben und zwar hundertweis auf der Straße herumlaufend. Dabei ist es aber mit seiner grauen Farbe, dem nackten Kopf und dem unehrlichen Erwerb ein ekelhaftes Thier, und die Nachbarn der Orte wo sie ihr Wesen treiben, wissen ihre Häuser durch Glasscherben, Nägel und Spitzen gar nicht genug vor den unsaubern Vögeln zu schützen, die jedes kleine Gesims benutzen von wo aus sie ihre Beute abwarten und erspähen können. Am abscheulichsten sehen sie nach einem Platzregen aus, wenn sie die Flügel halb ausgespannt träge dasitzen, oder auch auf den Dächern auf und ab galoppirend ihr Gefieder wieder trocknen lassen; überhaupt aber gibt es nichts widrigeres als einen von seinem ekeln Fraß übersättigten Geier.

Auch hier wieder miethete ich mir ein amerikanisches Einspännerchen, um Entdeckungsreisen in die Umgegend zu machen; das frische Grün, selbst der Orangenbäume, während ich wenige Tage vorher schon alles entblättert im Norden verlassen hatte, war herrlich; an den Bäumen sah ich zum erstenmal die langen grauen Flechten des spanischen Mooses wie graue Bärte hängen, ähnlich unserer deutschen Haarflechte, Parmelia plicata, aber weit länger. Unter den Spaziergängern an einem Sonntag Nachmittag hatte ich die farbige Bevölkerung zu bewundern, welche schaarenweise und im höchsten Staat sich diese Erholung vergönnte. Hier im Süden, wo ihre Stellung eine noch genauer definirte ist als im Norden, überlassen sie sich ihrer Putzsucht mit der größten Wonne und Abenteuerlichkeit; weiße Kleider der Damen mit violetten Strümpfen und weißen Ballschuhen, grelle Farben der Tücher und Bänder,

groteske Hüte oder Kopftücher, nehmen sich mit der braunen oder schwarzen Hautfarbe ganz prächtig aus, und die colored gentlemen wetteifern in Dandy-Tracht mit ihren für solche Schönheit sehr empfänglichen Hälften. Die Zwanglosigkeit und Harmlosigkeit der Negerbevölkerung tritt überhaupt im Süden angenehm hervor, und Niemand mißgönnt ihnen ihre Freude, während ein armer Neger der in solchem Prunke sich in den freien Staaten sehen läßt, mit Spott und Hohn verfolgt wird.

In Amerika, wo statt des baaren Geldes die leidigen Noten der Privatbanken herrschend sind, hat der Reisende ewigen Aerger mit seinem Gelde; nun hatte ich mich in New-York und Baltimore durch guten Rath mit so soliden Noten versehen, daß ich dieselben allenthalben, bei den Wechslern wenigstens absetzen konnte; in Charleston aber kam mir der Gedanke, daß ich für die weitere Reise im Südwesten besser mit Noten aus diesen Staaten auskommen würde; ein ungemein artiger, gefälliger junger Wechsler übernahm mit größter Bereitwilligkeit die Besorgung dieses Geschäfts, und war so uneigennützig nicht einmal eine Provision für sich in Anspruch zu nehmen. Als ich nun auf der Weiterreise in den Fall kam mein neues Geld auszugeben, hatte ich mit jedem einzelnen Dollar Aerger und Zank, der Gauner hatte mir eine Sammlung der schlechtesten Noten von weit und breit aufgehängt, einige derselben wollte gar kein Mensch nehmen, und ich war glücklich, dieselben in Mobile, wo die saubere Bank bestand von der sie emittirt waren, mit 8 Procent Verlust los zu werden. Solche Betrügereien können dort, wo Niemand alle die Banken und ihren Credit kennt, auch an dem Vorsichtigsten verübt werden; andererseits macht man, namentlich zwischen den verschiedenen westindischen Inseln und auf dem Wege dahin oft halb unwillkürlich profitable Wechselgeschäfte; jede Goldunze die ich von New-Orleans nach Cuba mitnahm, brachte mir einen baaren Gewinn, ich glaube von einem Dollar.

Von Charleston nach Hamburg am Savannahfluß, der die Grenze zwischen Südcarolina und Georgia bildet, galt es wieder eine mehr als neunstündige Fahrt, leider denkwürdig durch einen Unglücksfall. Ein Mann der auf oder dicht an der Bahn geritten war, wurde von seinem Pferd das vor dem nahenden Zug scheute, auf die Schienen geworfen und überfahren. Wir ließen den Unglücklichen nach kurzem Aufenthalt in den Händen von Leuten, die glücklicher Weise in der Nähe waren. Gegenüber Hamburg liegt auf der Georgischen Seite Augusta, und hier beschlossen mehrere von uns die lange und beschwerliche Fahrt die den Reisenden nach New-Orleans bevorstand, durch eine Nachtruhe zu unterbrechen. Der Ort besaß ein gutes Wirthshaus, wo wir an einem hoch lodernden Kaminfeuer den Abend angenehm verplauderten und uns die patriarchalische Landessitte begierig aneigneten, welche wir dort an den Gästen absahen: Jedermann ließ sich nämlich in einem höchst einladenden kleinen irdenen Krug einen Schlaftrunk, vortrefflichen Madeirapunsch zustellen, welch schöne Sitte die Gemüthlichkeit außerordentlich erhöhte. In der angenehmen Umgebung des

Städtchens machten wir am nächsten Tag einige Ausflüge, fanden auch unsere Unterhaltung bei der im Gasthof stattfindenden Lotterieziehung; diese Versuchung Fortuna's ist in den östlichen Staaten verboten, im Süden wo die Aufregung des Wettens, des Hazardspiels gesucht ist, blüht auch das Lotteriespiel. Am Abend kam die Gesellschaft die den Tag nach uns Charleston verlassen hatte an, mit manchem Bekannten darunter; die ganze Karawane die großentheils nach New-Orleans zog, um dort die fröhliche Winterszeit zu genießen, hatte schon sich näher an einander geschlossen, und mit vielen bin ich bis zum Reiseziel in guter und angenehmer Gesellschaft verblieben. Wir setzten uns also zu Jenen in die Wagen, die ich hier abermals in meinem Tagebuch mit der Note „schlecht" bezeichnet finde, und waren nach zwölfstündiger Fahrt früh Morgens an einer Station, deren Namen mir nicht bestimmt erinnerlich ist, angelangt, wo das Ende der Welt anfängt. Von dort bis nach Montgomery in Alabama, wo ein Dampfschiff uns aufnehmen und zum Golf von Mexico nach Mobile führen sollte, waren es noch volle 180 engl. Meilen, von denen nur eine ganz kleine Strecke vor Montgomery Eisenbahn hatte. Jetzt galt es also für eine mehrtägige Reise in einer Postkutsche auf schlechten Wegen einen mannhaften Entschluß, der nicht verzögert werden durfte, wenn man vor Weihnachten noch New-Orleans erreichen wollte. Mehrere Wagen standen bereit, und ich der ich von einer Mail Coach hatte sprechen hören, hielt diese als zur Beförderung der öffentlichen Postsendung bestimmt für die beste und rascheste Art fortzukommen, nahm also frisch und fröhlich meinen Platz in dieser, und war noch recht stolz darauf trotz dem Andrang der andern Passagiere dieses Vorzugs mich theilhaftig gemacht zu haben. Aber ach! grausamer ist wohl nie ein Postreisender enttäuscht worden; bei näherer Besichtigung ergab sich, daß die Mail Coach sich nur dadurch von den andern Kutschen unterschied, daß man die Felleisen und Säcke, und ich hätte nie geglaubt daß diese Correspondenz so bedeutend wäre, im Innern des Wagens aufgethürmt und eingepfropft hatte; für die Passagiere die hier Platz finden sollten war kaum der dürftigste Raum, und selbst das Ein- und Aussteigen nur durch außerordentliches Einzwängen möglich, was eine unglückliche Dame aus Charleston am härtesten erproben mußte. Sich als Reisegefährten dieser verwünschten Postsäcke auf zweimal vierundzwanzig Stunden unwiderruflich verdungen zu haben, ging über den Spaß, und ich fühlte mich für dasmal völlig außer Stande die Vorzüglichkeit oder auch nur Erträglichkeit amerikanischer Einrichtungen anzuerkennen. Schon auf der Frühstücksstation ließen die übrigen Wagen uns als die Schwerfälligsten im Stich, um von nun an uns voraneilend allenthalben das Beste der in diesen Landstrichen nicht raffinirt ausgestatteten Tafeln aufzuzehren. Doch fanden wir es in Jackson, einem der 112 Orte die den Namen des alten Kriegshelden und Präsidenten tragen, nicht übel, und wie überall in Amerika reichlichen Vorrath an gutem Fleisch und Maisgerichten. Nach Tische um mir eine Abwechslung zu gönnen, legte ich mich auf das Dach des Wagens, zu

welchem Zweck der mitleidige Kutscher mir eine Pferdedecke verabfolgte, und stärkte Leib und Seele theils durch die ausgestreckte Lage, theils durch den freien Ueberblick auf die hübsche waldige und hügelige Landschaft; zugleich überzeugte ich mich aber auch von der Schlechtigkeit des Weges, und erwog nachdenklich die Höhe meines Sturzes vom Dach, wenn wir umwerfen sollten. Es war überhaupt zu unsicher auch die Nacht auf meiner Warte zuzubringen, und so zwängte ich mich des Abends wieder zu den Postsäcken und der Familie von Charleston hinein, welch letztere aus Mann, Frau und Kind bestehend um kein Haar zufriedener mit ihrem Loose war als ich selbst. Solch eine ganze Gesellschaft mißvergnügter Passagiere ist trotz dem Werth den man auf Leidensgenossenschaft gemeinhin legt, eben auch nicht erfreulich, und ich sah dieselben sehr gern scheiden, indem ich sie zugleich wegen ihrer Erlösung beneidete. Dafür bekam ich nun am zweiten Morgen einen Arzt zum Gesellschafter, einen rauhen Gesellen, der damit anfing mir aufzuzählen wie viel hundert Beine er abgeschnitten habe; auch eine Menge Schlangenbisse wollte er kurirt haben, als sei das etwas alltägliches; als ich aber bei diesem Anlaß das Chlor als ein gegen Otterngift in Deutschland bewährtes Mittel erwähnte, hatte dieser Mann der Wissenschaft von einem solchen Stoff noch nie etwas vernommen. Unser Gespräch wurde bald noch lebhafter als wir auf Sklaverei zu reden kamen, und als ich da in aller Unschuld dieselbe als ein nothwendiges Uebel für den Süden erklärte, brach er auf einmal mit einem Erguß leidenschaftlicher und zorniger Beredtsamkeit über mich los, der mich bald überzeugte, daß ich es mit einem jener Anti-Abolitionisten zu thun hatte, die aus Parteihaß und Eigennutz sich ebenso unsinnig geberden wie ihre extremen Gegner unter den Philanthropisten in der Londoner Exeter Hall. Mein Gegner vermaß sich nichts geringeres, als aus der Bibel das Gebot der Sklaverei als ein heiliges, von allen christlichen Völkern aufrecht zu erhaltendes herzuleiten: das sei der Fluch Noah's gegen seinen unehrerbietigen Sohn Ham (1. Mose IX. 25—27) und ihn zu vollziehen die Sache jedes guten Christen; wer sich dessen weigere und den Bestand der Sklaverei zu vermindern trachte, dagegen ein Feind Gottes und der Menschen. Das war mir denn doch zu arg und ich sagte ihm über seine unchristliche Bibelauslegung ernstlich die Meinung, auf die Gefahr hin daß er mich an der nächsten Station als einen Abolitionisten dem Theeren und Federn preisgab. Zu solchen Auswüchsen führt die leidenschaftliche Behandlung der Sklavenfrage, und zu solcher Wiedervergeltung mag sich hie und da ein Sklavenhalter gedrängt fühlen, dem die Gegner alle menschliche Eigenschaft absprechen; doch muß ich zur Ehre des Südens sagen, daß jener Arzt der einzige Mensch war bei dem ich solche Ansichten traf.

In Columbus wurde Mittag gemacht, und dort passirten wir mit dem Flusse Chattahoochee die Grenze des Staates Alabama. Die Stelle ist berüchtigt, da in der Zeit vor Erhebung des jenseitigen Gebietes zu einem Staat

zahllose Gewaltthaten von wilden Abenteurern gegen die Bewohner von Columbus verübt worden sind, deren Ahndung die Uebelthäter durch Flucht über den Grenzfluß leicht zu entgehen wußten. Jetzt fährt man frei und unbesorgt in das schöne fruchtbare Alabama hinüber, und die Gattung Abenteurer die damals so weit im Osten ihr Wesen trieben, sind schon längst weit über den Mississippi hinübergedrängt oder sind freiwillig der californischen Goldernte nachgezogen. Nun lag noch eine Nacht vor uns, die einigermaaßen durch das Eindringen eines neuen Passagiers verschlimmert wurde; als er sich ziemlich vierschrötig zum Schlafen zurecht richtete, bat er uns mit der mir schon nicht mehr neuen reizenden Gutmüthigkeit, wir möchten ihn nur herzhaft knuffen, wenn er uns im Schlaf beschwerlich fallen sollte. Vor dem Ziele unserer Fahrt hatten wir noch einmal auszusteigen, um den Wagen der sich in den grundlosen Wegen festgefahren hatte, aus dem Schmutz herauszuarbeiten, und dann endlich, am 20. Morgens vor Tagesanbruch, leuchtete uns durch den Wald das gastliche Feuer des Wirthshauses entgegen, von wo aus wir wieder auf die Eisenbahn gelangen sollten. Als wir herankamen, fand sich's wie in diesem glücklichen Lande weder das Klima noch die menschliche Verderbtheit Thüren nöthig machen: das hölzerne Haus in welches wir nun traten besaß deren nicht, und eben deßhalb hatte das Kaminfeuer, welches man den erwarteten Reisenden zu Ehren angezündet, uns schon von fernher durch die offenen Räume geleuchtet; der Ort dessen Gemüthlichkeit mich damals so sehr angenehm berührte, scheint in seiner patriarchalischen Anspruchslosigkeit nicht einmal einen Namen zu besitzen, den mir angegebenen finde ich wenigstens auf keiner Karte und in keinem Buch; um so glücklicher ist er, und mit seiner Thürlosigkeit paßt er auch gar nicht in unsere schlechte Welt.

Noch fünf Stunden herzlich schlechte Eisenbahn und wir waren in Montgomery, dem Ort nach dem wir uns nun schon manchen Tag gesehnt hatten, der indeß darum nichts außerordentliches aufzuweisen hatte. Hier gelangten wir an den Alabama-Fluß, der aus dem Coosa und Talapoosa einige Meilen oberhalb gebildet wird, und von da an große Dampfboote trägt; ein solches lag denn auch zu unserer Aufnahme bereit, nicht minder freilich zur Aufnahme zahlloser Baumwollenballen, wodurch die Abfahrt und später die ganze Reise verzögert wurde. Dieser Baumwollentransport ist die Seele der Dampfschifffahrt auf den Strömen des Westens und Südens: ein Boot welches nach Mobile oder New-Orleans bestimmt ist, legt von Station zu Station an um so lange Ballen der umfangreichen aber bekanntlich nicht gewichtigen Waare zu sammeln, bis auch der letzte freie Raum ausgefüllt ist; darum ist die Fahrt stromabwärts langsam und langweilig, und der Personentransport ist eben Nebensache; ist aber das Schiff an dem Stapelplatz angelangt und auf Rückfracht bedacht, so ist ihm bei der ungeheuren Concurrenz und dem nun hervortretenden Bedarf einer großen Passagierzahl der Ruf der Schnelligkeit unschätzbar, und diesen zu begründen stürzt sich jeder Capitain blindlings in

jene berüchtigten Wettrennen. Sie sagen die mächtige Strömung dieser Flüsse, namentlich im Frühjahr, erfordere kräftige Hochdruckmaschinen; wie dem aber auch sei, so eignen sich letztere mit der bedeutenden Veränderlichkeit ihrer Spannung zu solchen Wettrennen ganz besonders, und Verwegenheit in der übertriebenen Belastung der Sicherheitsventile kann einem langsameren Boot oft den Ruf größerer Raschheit neben dem geben, welches einen vorsichtigeren Führer hat. Nichts ist wohl schwerer auszurotten als eine üblich gewordene Waghalsigkeit, weil jeder Einzelne eine Ehre darein setzt sie mitzumachen, und selbst der Gemäßigte welcher dieses Spiel mit Menschenleben ernstlich mißbilligt, läßt sich wenn er in den Fall versetzt wird, hinreißen oder verschmäht es wenigstens Furcht zu zeigen, wenn dieselbe auch noch so gerechtfertigt ist; Furchtsamkeit oder auch nur Vorsicht ist aber ohnehin kein amerikanischer Charakterzug. Auf meiner Reise stromabwärts hatte ich keine Gelegenheit ein Wettrennen zu erleben, habe aber oft das Thema besprochen und immer hören müssen, daß der einzelne Passagier nicht umhin könne sich für die Ehre des Boots das er erwählt hat zu begeistern; erzählt man doch selbst wie eine Dame, in gerechter Furcht in die Luft gesprengt, ersäuft, gebrüht zu werden dem Capitain Vorstellungen gemacht habe; da habe sie dieser an die Seite des Boots geführt, ihr das wetteifernde feindliche Boot gezeigt und sie gefragt, ob sie denn wirklich wolle daß dieses den Sieg davon trage; da habe sie gesagt: Nein! und habe selbst dem Capitain eine Fünf-Dollarnote eingehändigt, um dafür aus der Vorrathskammer Speck zur Vermehrung der Gluth in die Feuerung zu werfen.

Unser Dampfboot Dallas war denn auch ein solches Hochdruckboot, von derselben abenteuerlichen Construction welche auf dem Mississippi üblich ist; es war flach gebaut, die Kessel lagen auf Deck, und an der Seite neben jedem Schaufelrade die mächtigen Maschinen mit horizontalen Cylindern und von der Einfachheit der Construction welche dem Hochdruck eigen ist. Was die Maschine an Raum nicht wegnahm war zur Aufnahme von Baumwollballen bestimmt, und über dem ersten Verdeck erhob sich ein zweites Stockwerk, bestehend aus einer langen Gallerie die als Kajüte diente, auf beiden Seiten mit Reihen kleiner Privatkajüten, die recht gut eingerichtet waren. Hinten war noch, wie auf allen amerikanischen Booten, ein besonderer Damensalon. Ueber das oberste Deck hinaus ragten nun noch die zwei, wohl einen Fuß im Durchmesser haltenden Dampfröhren, aus denen nach jedem Kolbenhub der Dampf gewaltsam ausgestoßen wurde, eine unheimliche Musik die wir Tag und Nacht zu hören hatten.

Die Fahrt auf dem Alabama zwischen hohen, meist bewaldeten und mit Schilf bewachsenen Ufern war sehr romantisch; der Fluß ist nicht breit und hat viele Krümmungen, so daß man ganz eingeschlossen ist; kein Fahrzeug belebt den Strom, auf dem lange Strecken hindurch das einförmige Blasen unserer Maschine das einzige Geräusch war; nur zuweilen begegneten wir einem

andern Dampfboot, dessen Anblick dann alles auf's Verdeck zog; es scheint daß die Dampfboote hier den ganzen Verkehr monopolisiren, neben dem Urwald eine Illustration der merkwürdigen in vielen Dingen so treibhausmäßigen Entwicklung des Landes. Von Zeit zu Zeit kam eine Pflanzung, wo der leidige Aufenthalt wegen der Baumwollballen, deren wir zuletzt 1074 an Bord hatten, sich wiederholte, da dann die kolossalen Ballen unter dem Gebrüll der Neger das hohe Ufer hinabgerollt wurden; obendrein war er zu ungewisser Dauer, als daß man mit Muße sich in's Innere des Uferlandes hätte verlieren können; doch gingen wir des Zeitvertreibs halber oft an's Land, wo mich besonders die sonderbaren Schilfarten interessirten, darunter eine geästete von wohl 20 Fuß Höhe, dann wieder das fächerförmige Palmetto-Schilf. Schöne blaue Reiher und Flüge wilder Enten, die in den verschiedensten Arten auf den amerikanischen Flüssen heimisch sind, alles gar nicht scheu, belebten zuweilen die Aussicht, und man konnte glauben in tiefer Wildniß auf einer Entdeckungsreise begriffen zu sein. Wilde Truthühner wurden wenigstens todt an Bord gebracht, sie waren unserer grauen Sorte ganz ähnlich und schmeckten köstlich.

Unsere ganze süd- und westwärts gehende Gesellschaft war sehr umgänglich, und es waren sehr angenehme und gebildete Leute unter ihnen; die Fahrt war indeß etwas langweilig und die Unterhaltung stockte oft, trotz dem im Süden so überwiegenden Gebrauch mitten in der Conversation den Andern aufzufordern: „Come, let us take something!“ dann geht es an die Bar, und Jeder nimmt nach seinem Gefallen einen Schluck, des Tags ein paar Dutzend mal, und man kann es ohne unhöflich zu sein nicht einmal ausschlagen. Es ist eine arge Unsitte, so gesellig und harmlos sie erscheint, und führt manchen mit der Zeit zum Trunk und zum Ruin der Gesundheit.*

Nur einigemal kamen wir an größere Orte, Selma, Cahawba, wo ein Fluß dieses Namens mündet, auch an Canton fuhren wir vorüber. Erst am zweiten Tage spät erreichten wir Claiborne, bis wohin seefähige Fahrzeuge dringen, und das wir in den ewigen Windungen des Alabama gar nicht mehr für erreichbar gehalten hatten. Das Fleisch an Bord fing schon an den wahrnehmbaren Beweis zu liefern, daß man auch in der Küche an keine so lange Fahrt gedacht hatte, und das Leben wurde durch diese neue Plage nicht eben angenehmer; selbst der Quell der Tinte, aus dem Erfrischung für manche langweilige Stunde fließt, war mir zuletzt ausgegangen. Am dritten Morgen endlich begrüßten wir jubelnd den Blick auf freieres Wasser und in der Ferne auf den Golf von Mexico, und langten gegen Mittag in Mobile an, dem

* Noch ganz neuerdings höre ich daß man, den verderblichen Einfluß des Trinkens, auf junge Leute namentlich, erkennend, in dem Staat Maine den Verbrauch und die Einfuhr von Branntwein förmlich gesetzlich verboten hat und dies Verbot in andern Staaten nachzuahmen gedenkt. Es läßt sich ein solches despotisches Verbot in vieler Hinsicht rechtfertigen, aber kaum vom amerikanischen Standpunkt.

ersehnten Ziel unserer langen und zum Theil so beschwerlichen Reise durch das Innere jener südlichen Staaten.

Mobile ist eine schöne Stadt mit breiten Straßen, und als Hafenplatz an der Mündung eines bedeutenden Stroms und seiner Arme, die ganz Alabama durchfließen, namhaft; die Ausfuhr von Baumwolle ist nächst New-Orleans hier die stärkste und wird auf mehr als 300,000 Ballen im Jahr berechnet. Die kurze Muße benützte ich, um mit Einigen von der Reisegesellschaft ein dem Ort charakteristisches Etablissement zu betrachten, eine Presse für Baumwollenballen; sie wird durch Dampf getrieben und reducirt die von den Pflanzungen ankommenden Ballen von etwa 500 Pfund wohl auf die Hälfte des Umfangs in wenigen Augenblicken. Eigenthümlich ist es, daß diese Manipulation, welche für jeden Ballen $12^1/_2$ Cents kostet, auf Rechnung der Schiffer geschieht welche Ladungen Baumwolle übernommen haben; durch dieses Pressen gewinnen sie natürlich viel Platz für weitere Fracht, deren sie von der ohnehin leichten Waare viel einnehmen können.

Auffallend war mir in den Straßen die Menge von öffentlichen Lokalen, das Uebermaaß des Genusses geistiger Getränke abermals beurkundend. Wir nahmen uns nur kurze Zeit zu einem Frühstück und gingen dann nach dem Dampfschiff Fashion, welches uns nach New-Orleans hinbringen sollte. Schon der Name des Schiffs, seine zierliche Ausstattung, die Niederdruckmaschinen welche bei allen Seedampfschiffen üblich sind, aber zugleich an die eleganten Boote des Hudson erinnern, eine vortreffliche Küche, alles das behagte uns, die wir schon halb zu Urwäldlern geworden waren, ungemein; dabei war die Fahrt, obwohl in offener See, vollkommen ruhig, und obendrein bogen wir bald in das Fahrwasser zwischen dem Festland des Staates Mississippi und den Inseln entlang demselben ein. Am nächsten Morgen waren wir im Lake Pontchartrain, der mit der See durch einen engen Kanal in Verbindung steht. Von dort nach New-Orleans und dem Mississippi ist es nur eine kleine Strecke, vier englische Meilen, aber der mächtige „Vater der Ströme" verschmäht es sich in ein so unbedeutendes Wasser zu ergießen und strömt noch 100 englische Meilen südwärts bis zum Golf von Mexico. Diese letzte Eisenbahn der Vereinigten Staaten die ich befahren habe, benützte ich nur mit dem lebhaft empfundenen frommen Wunsche daß ich doch wenigstens nicht zu guter Letzt auf einer amerikanischen Eisenbahn den Hals brechen möchte, wozu dieselben namentlich im Süden sich so trefflich eignen; es ging zum Glück auch dasmal gut ab, und auch die giftigen Sümpfe die wir durchfuhren, im Sommer eine der Ursachen der furchtbaren Epidemien welche New-Orleans heimsuchen, waren in dieser Jahreszeit nicht gefahrdrohend.

Zwölfter Abschnitt.

New-Orleans — Abreise nach Westindien.

Der Einzug unserer Reisegesellschaft erfolgte am 24. December, am Heiligen Abend, und die Ankunft an einem so interessanten Ziel, welches zugleich nach manchen Beschwerlichkeiten alle Genüsse des civilisirten Lebens wieder versprach, genügte schon den Tag zu einem festlichen zu machen. Es hat mich bei der Lektüre von Reisebeschreibungen immer lebhaft berührt, wenn die Reisenden an solchen europäischen Festtagen etwa gerade verunglückt, von Hunger gepeinigt, von Menschenfressern umgeben oder sonst vom Schicksal verfolgt sind; da man auf solche Tage besonders zu achten pflegt, so macht es den Eindruck als käme dies Zusammentreffen oft vor; eine in jämmerlicher Seekrankheit bestehende Pfingstfreude habe ich selbst einmal bestanden, und im vorliegenden Fall war ich herzlich froh und dankbar, mein Weihnachten nicht auf dem Alabama oder gar in der Georgischen Postkutsche feiern zu müssen, buchstäblich unter Larven, d. i. Postfelleisen, die einzige fühlende Brust. Obgleich es mir nahe ging daß ich das erste Weihnachten, dieses Familienfest vor allen, in der Fremde ohne Hoffnung einen Christbaum* auch nur zu erblicken, zubringen sollte, so fand ich doch wieder eine Entschädigung in dem prächtigen Klima, welches zu dem Weihnachtswetter in Deutschland den glücklichsten Contrast bildete. An diesem Tage saß ich am offenen Fenster, und ich hätte es schließen müssen, wäre der Tag nicht gerade kühl gewesen, nur 18°, während wir mehrmals 20—23° hatten, von Einheizen war natürlich keine Rede, alles ging in Sommerkleidern und suchte die Schattenseite der Straßen auf; einen Neger sah ich im Felde mit nacktem Oberleib arbeiten. Die Natur schläft freilich, aber man bemerkt es kaum, und die blühenden Rosen in den Gärten, die Menge immergrüner Gewächse, die Orangenbäume mit ihren Früchten lassen es vergessen, daß dies alles im Sommer noch unendlich schöner und blühender ist. Eine solche zauberhafte Weihnachtsbescheerung war denn doch auch etwas werth.

Der erste Anblick der Stadt vom Lake Pontchartrain aus ist nicht imponirend, man betritt dieselbe an ihrem französischen Ende, welches gegen die Reinlichkeit der amerikanischen Straßen sehr unvortheilhaft absticht; dagegen erfreut der europäische Anblick der ersteren das Herz, und wenn man die französischen Inschriften an den Läden liest, so könnte man sich fast in Deutschland träumen. Durch ein Gewirr enger Straßen gelangten wir nach St. Charles Hotel, dem ersten Gasthof der Stadt, der Vereinigten Staaten und wie ich keinen Augenblick bezweifle, der ganzen Welt. Schon das Aeußere

* Bei Boston und New-York sah ich unsre Weiß- und Rothtanne als seltnen Zierbaum, so wie man bei uns canadische Pinus-Arten anpflanzt.

ist imponirend, sechsstöckig mit einer schönen Säulenfronte, und die Kuppel welche das Ganze krönt, ist die Hauptzierde der Ansicht von New-Orleans; es waren damals drei- bis vierhundert Gäste im Hause, und dennoch fand der Einzelne eine so aufmerksame Bedienung und so guten Tisch als er nur wünschen konnte. Um den Gewohnheiten der verschiedenen Gäste zu genügen war das Frühstück bis Mittags 12 bereit, zweimal table d'hôte und Abends wieder von 9—12 kalte Küche in reichster Auswahl. Für jeden Tag wurde ein ellenlanger Speisezettel gedruckt, dessen glänzendes Programm in der wirklichen Erscheinung des Tisches seine volle Bestätigung fand; Ananas und andere Südfrüchte waren hier ohnehin keine Seltenheit mehr, machten aber auf die Nordländer den größten Eindruck. Das Raffinement der ganzen Einrichtung wird am besten durch die Thatsache illustrirt, daß man jedem Gaste nach Tisch zweierlei Kaffee, Habana oder Rio, zur Auswahl bot. Neben diesem ersten Gasthof gab es noch viele andere, zum Theil ebenfalls von sehr stattlichem Zuschnitt, und alles ist auf den plötzlichen Zuwachs der Bevölkerung im Winter, der nach Einigen bis zu 50,000 Seelen betragen soll, berechnet. Nicht nur daß in jener Jahreszeit der Baumwollenhandel Tausende als Schiffer und Händler hierher führt, so ziehen sich außerdem eine Menge Nordländer, welche dem Winter entfliehen und zugleich die glänzende Saison in dieser großen und lebensfrohen Stadt mitmachen wollen, nach New-Orleans, und mancher der seine Ernte hierher geleitet hat, verjubelt auch hier deren Ertrag, sowie der Theepflanzer in China den Erlös seines Produktes in dem nicht minder großstädtischen und leichtfertigen Canton zu vergeuden pflegt. Es ist eben der Welt und der großen Ströme Lauf. Zugleich zieht sich denn auch nach einem solchen Mittelpunkt alles hin was von dem überflüssigen Geld dieser Zugvögel lebt, und in der Höhe der Saison drängen sich Bälle, Wettrennen, Theater und was sonst für Vergnügungen sich ersinnen lassen. Ueberhaupt hat New-Orleans einen sehr viel lebensfroheren Charakter als irgend eine der großen Städte Nordamerika's, wozu die zahlreiche die Mehrzahl bildende französische und spanische Bevölkerung viel beiträgt; zugleich ist es aber auch die einzige wirklich große Stadt welche dem Süden ausschließlich angehört. Dazu kommt der hier vorherrschende Katholicismus welcher insbesondere die puritanische Sonntagsfeier verwischt, und alle Welt feiert diesen Tag mit harmlosen oder nicht harmlosen geräuschvollen Vergnügungen. Nur neun Kirchen für die 120,000 Seelen bilden einen starken Abstich gegen das übrige Amerika.

So herrlich und in Freuden man nun im Winter in New-Orleans lebt, so verödet ist es im Sommer wenn das schreckliche gelbe Fieber einzieht; dann bleibt Niemand in der Stadt den nicht Noth oder Pflicht fesselt, und es sollen manchmal nicht genug Träger und Todtengräber vorhanden gewesen sein. Im Jahr 1843 starben in der schlimmsten Zeit täglich 150 Menschen, besonders schlimm war es auch 1832, da die Cholera mit dem gelben Fieber

zusammenkam; ein mir wohlbekannter amerikanischer Capitain langte im September 1834 an der Mississippi-Mündung an, wo er in dem Lootsenstädtchen blieb und das Schiff unter der Leitung des Steuermanns hinauf nach New-Orleans schickte; dort starben in sechs Tagen von den 16 Passagieren alle bis auf einen, alle Matrosen, und nur der Steuermann und ein Aufwärter blieben am Leben! Wiewohl es nun bekannt ist, daß das gelbe Fieber selbst an gesund gelegenen Orten wo es einmal durch Verschleppung und Ansteckung sich eingenistet hat, Jahre hindurch jährlich wiederkehrt, so bedarf es doch hier keiner künstlichen Erklärung, denn die Stadt liegt entsetzlich ungesund, auf Marschboden gebaut, von Sümpfen umgeben, den mächtigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, dabei unter einem Breitengrade (30°), wo die Sonne dem Europäer bereits feindselig wird. Das Getränke ist Mississippi- oder Cisternenwasser; die im Ueberfluß vorhandenen Südfrüchte mögen auch Vielen verderblich werden.

Trotz dieser furchtbaren jedes Jahr wiederkehrenden Sterblichkeit gewinnt New-Orleans jährlich an Einwohnern und Handelsunternehmungen; in der That ist seine Lage an der Mündung des Mississippi mit seinen gewaltigen Nebenströmen, mit dem unendlich fruchtbaren und reichen Binnenlande hinter sich, vor sich den Golf von Mexico mit seinen zahlreichen Handelsplätzen, so überaus günstig für den Verkehr, daß kein Fieber den Spekulationsgeist der hier seine Stätte findet, wird im Zaum halten können. Vielleicht auch daß die Austrocknung der Sümpfe und der zunehmende Anbau mit der Zeit das Uebel wenigstens beschränkt.

Auch an den Mississippi-Mündungen sind Gräber von Hunderten verunglückter deutscher Auswanderer, wie denn fast kein Land von verderblichem Klima sie nicht aufzuweisen hat. Die Notiz ist nicht überflüssig, da man eine Wette darauf eingehen möchte, daß wir in den nächsten zehn Jahren auch von einem Auswanderungsprojekt nach Louisiana hören werden. Doch existiren, wenn ich nicht irre, unter der Lootsenbevölkerung an der Mündung Deutsche, da man mir von einem deutschen Geistlichen erzählt hat, der dort eine Gemeinde hatte und sich nebenbei die Zeit mit Alligatorfang vertrieb; seine größte That war der Fang eines solchen Ungethüms von 16 Fuß in einer Schlinge; sie banden ihm zu dritt die Vorderfüße auf den Rücken,* befestigten dann die Schlinge, weil er ihnen zu stark war, an einen Baum und tödteten ihn mit einem Schlag auf die Stirn.

Die Empfehlungsbriefe welche ich nach New-Orleans gebracht hatte, erwiesen sich von geringem Werth, und somit wurde es mir schwer mit der Lebensart des Ortes bekannt zu werden; meine Reisegefährten hingegen, die freilich selbst fremd waren, erzeigten mir jede Freundlichkeit und führten mich auch hie und da ein. Ich erinnere mich einer sehr gemüthlichen Whistpartie,

* Auf diese Weise transportirt man in Westindien den Leguan, die freilich sehr unschuldige eßbare Eidechse.

die durch Feuerlärm unterbrochen wurde; die ganze Gesellschaft lief wie besessen aus einander; denn wenn es in New-Orleans brennt, so gilt es bei der unendlichen Leichtigkeit der Bauart meist gleich einer ganzen Straße. Erst im Mai des Jahrs waren 292 Häuser in einer Feuersbrunst zerstört worden; oft ist noch obendrein Böswilligkeit der Grund, wenn etwa ein Spekulant einen großen Laden mit wohlversicherten aber schlecht verkäuflichen Waaren hat, und das Ganze in Brand steckt; so wurde unter anderem ein Kleidermagazin in jener Zeit „verwerthet."

Die leichte Bauart ist durch den unsichern Grund bedingt, und das schöne St. Charles Hotel hatte sich in zwölf Jahren volle drei Fuß gesenkt. Wo das Amerikanerthum über die alte französische Sitte des Orts das Uebergewicht bekommt, da breitet es sich auch gleich mit seinen gebrechlichen Backsteinhäusern, deren Wände hier manchmal nur neun Zoll betragen, aus. Sonst sieht man viele hell angestrichene Häuser. Den Glanzpunkt von New-Orleans und seinem Leben und Treiben bildet die Levee am Mississippi, so heißt der, der Ueberschwemmungen halber am ganzen Ufer sich erstreckende hohe, an der Hauptstelle 600 Fuß breite Damm, auf welchem in dieser Jahreszeit zahllose Baumwollenballen lagern; der Fluß macht hier einen Bogen um dessen äußere Krümmung sich die Stadt zieht; eine unabsehbare Reihe von Dampfbooten die die Baumwolle gebracht haben, und Seeschiffe die sie aufzunehmen bestimmt sind, liegen hier hart am Ufer; letztere, mit den Flaggen aller Völker, begrüßt man überall freudig, wo man ihnen in der Fremde begegnet, sie sind die wahren Kosmopoliten, überall heimisch; mißtrauisch dagegen betrachtete ich die abenteuerlich gebauten Flußboote, die jetzt so ruhig da lagen und bald das tolle Wettrennen flußaufwärts beginnen sollten: wer weiß wie vielen von ihnen ein gewaltsames, grausenvolles Ende bestimmt war. Es ist der Mühe werth sich mit der Dampffähre (es war ein sonderbares Ding mit dem Rad in der Mitte) nach Algiers am gegenüberliegenden Ufer übersetzen zu lassen; der Strom hat hier nur die mittlere Breite des Rheins, wiewohl er an 150 Fuß tief ist, und von drüben nimmt sich der Blick auf die hell geweißten vielstöckigen Gebäude an der Levee so europäisch, ja rheinisch aus, daß man in Deutz oder Castel zu sein glaubt; die Kuppel von St. Charles Hotel müßte denn freilich den ehrwürdigen Mainzer Dom vertreten. Die Schiffe durfte man auch nicht zu genau betrachten, wenn die Illusion nicht schwinden sollte.

Nun ist es billig daß ich den Leser auch an den Festen Theil nehmen lasse, welche mir den Aufenthalt in New-Orleans unterhaltend machten. Gleich am Tage unserer Ankunft fand ein großes Wettrennen statt, von dem ich nur erwähnen will, daß es in vollständig fashionablem Styl und zwar um den hohen Gewinn von 2000 Dollars vor sich ging; interessant aber war der Anblick des Publikums, welches sich in festlichem Gedränge bei dieser Zusammenkunft der schönen Welt herumtrieb. Große Buden waren aufgeschlagen in welchen Wirthschaften und namentlich Spielhöllen aufgerichtet waren, ich weiß

nicht wie viele Roulettes eine neben der andern; die Klügeren unter der wett- und gewinnlustigen Zuschauermenge wagten ihre Habe nicht an den Tischen dieser gewiß der verworfensten Gambler-Klasse angehörigen Bankhalter, sondern wetteten unter einander und zwar naiver Weise meist in Baumwollenballen, deren sie grösseren Vorrath hatten als vielleicht an baarem Gelde; ein Ballen von gewöhnlicher Größe war an 40 Dollars werth. Unter den gefährlichen Schönen, die in großer Anzahl unter der bunten Menge vertreten waren, mußten einige in einem stolzen Viergespann die Aufmerksamkeit besonders erregen; es war die erste Equipage mit vier Pferden die ich in den Vereinigten Staaten sah. Zum Schluß brach noch eine Tribüne mit Zuschauern unter schrecklichem Gepolter ein, zum Glück ohne ernstlichen Unfall; aber ein Büffet das ein Wirth unter derselben errichtet und mit Porzellangeschirr reichlich besetzt hatte, gab viele Scherben.

Berühmt sind die öffentlichen Bälle, auf denen Herren aller Art, aber nur farbige Frauen erscheinen, welch letztere oft so weiß als der weißeste Europäer dennoch unwiederbringlich einer andern Kaste angehören und eine ehrliche Stellung in der Welt nicht einnehmen können; es sind Maskenbälle und an Abenteuern aller Art reich, weßhalb auch jeder Eintretende an der Kasse seine Waffen, deren der Südländer stets bei sich trägt, sei es auch nur ein Dolchmesser, ablegen muß. Den Ball selbst fand ich über Erwarten wenig brillant, und die gerühmte Schönheit der Quadroons blieb mir durch die Masken verborgen. Später habe ich in Westindien gar viele Gelegenheit gehabt farbige Schönheiten zu bewundern; die Augen sind ohne Ausnahme schön, der Teint aber oft lederartig; fast immer liegt ein pikanter selbst unheimlicher Ausdruck in ihren Gesichtern, ihrem gefährlichen Charakter entsprechend. Interessantere Studien machte einer meiner Reisegefährten aus Südcarolina, der in eine gar fröhliche Gesellschaft gerieth, sich betrank, und am nächsten Morgen sich um eine goldene Uhr und ein Taschenbuch mit einer namhaften Summe leichter fand.

In den Theatern hatten wir viel Spaß; zuvörderst sah ich auf der französischen Bühne die Dame blanche und hörte zum erstenmal in Amerika leidliche Musik; in einem der andern wurde uns ein pathetisches Stück, die letzten Tage von Pompeji aufgetischt, sehr zum Weinen; was die Scenerie betrifft, so hing im Prunkgemach einer edlen Römerin eine Karte von Yucatan, und in der Ansicht der Stadt Pompeji that sich ein gothischer Kirchthum hervor. Ein anderes Stück, the fair one with the golden locks, eine Zauberposse, war höchst komisch wegen des falschen Pathos, und außerdem wegen der amerikanischen Auffassung eines königlichen Hofs, und die Skizze der Handlung ist wohl der Aufzeichnung werth: König Lacrymoso, Verfasser mehrerer zurückgewiesener Anträge an die goldlockige Fee Lucidora, tritt weinend auf in einem grauen Frack, die Krone auf dem Kopf; ein Page folgt mit einem Dutzend Schnupftücher, deren er jeden Augenblick eines naß weint. Sich

ermannend schreibt er einen neuen Liebesbrief, wozu der Rücken eines der Hofherren ihm als Pult dienen muß, wischt die Feder in dessen Perrücke aus und entsendet seinen Favoriten Graceful zu der spröden Schönen; der Brief wird überliefert, nach einigen schwermüthigen Präludien fällt Graceful in eine der abgedroschensten Negermelodien ein, das Publikum lacht unbändig und die Feen auf der Bühne hüpfen wie toll herum. Graceful soll der Fee erst drei Dienste erweisen, er zieht aus und findet Gelegenheit einen Fisch von einem trockenen Tode zu erretten, eine Krähe gegen einen Raubvogel zu schützen, eine Eule von einer Leimruthe zu erlösen, und all dieses Gethier tritt lebensgroß auf der Bühne auf, spricht und agirt, und das Publikum ist außer sich, zumal es in dem Accent der Krähe den Negercharakter, in der Eule den Irländer erkennt. Nun gewinnt Graceful leicht den Zauberring der auf dem Meeresboden liegt, erschlägt einen ungefügen Riesen dem die Krähe erst die Augen aushacken muß, und entsendet die Eule mit einer Schnapsflasche um den Hals nach dem Wasser des Lebens. Mit diesen drei Stücken kehrt er nun zu der Schönen zurück, die sich nicht länger sträubt dem Pagen an des Königs Hof zu folgen, aber inzwischen diesen eben so schön als das Portrait des alten Königs häßlich findet. Dieser ist voll Freude über die Ankunft der Geliebten, geräth aber bald in Eifersucht, der er durch Parodien Richard's III., Othello's und wer weiß wessen noch Ausdruck verleiht. Um sich zu restauriren greift er nach der Flasche mit dem Wasser des Lebens, aber sie ist verwechselt und er trinkt in seinem Wahn ein Cosmeticum der alten Oberhofmeisterin Mollymopsa aus. Die Folgen sind schrecklich, er stürzt innerlich brennend auf die Bühne, schreit nach einer Feuerspritze und gibt unter sehr unköniglichen Geberden und den lächerlichsten Parodien den Geist auf; die Hofleute tragen den Leichnam säuberlich hinaus, lassen ihn aber fallen und der todte König wirft ihnen im Zorn noch seine Perrücke an den Kopf. Letzte Scene: Hochzeit, Besteigung des vakanten Throns und allgemeine Zufriedenheit.

Das Gehirn aus welchem all dieser Unsinn entsprossen ist, gehört einem Theaterunternehmer in New-York, Mitchell, an, und man hat eine Menge köstlicher Parodien von ihm. Als das Dickens-Fieber dort wüthete, setzte er eine Parodie in Scene, „Boz“ betitelt, in der alle die Lächerlichkeiten des Empfangs des gefeierten Novellisten, zum Theil mit starken Farben wiedergegeben waren. So wird unter anderem für ihn eine Feuersbrunst veranstaltet, das Löschwesen zu bewundern, und ein Dampfschiff in die Luft gesprengt; überbildete Damen stürzen herein und wollen sein Portrait machen, seine Büste in Marmor hauen u. s. w.

In einem Circus bewunderte ich treffliche Reiter und schöne wohldressirte Pferde, besonders aber einen Menschen von ungeheurer Gelenkigkeit, der sich den Gummimann (India rubber man) nannte, da er in der That nicht aus Muskeln und Knochen, sondern aus Gummi zu bestehen schien. Außerdem wurden in diesem Circus vortreffliche Harlequinaden aufgeführt, die man

bei uns leider fast gar nicht sieht; es ist immer die vielfach variirte Mythe, wie Harlequin mit seiner Colombine von zwei täppischen Gesellen, Pantalon und Clown verfolgt wird, aber mittelst der magischen Kraft seiner Pritsche die Verfolger immer in Noth und Elend zu bringen weiß. So bereiten sie ihm einmal eine Falle mit einem Mühlstein, wie sie aber daran rollen und heben, fällt derselbe um und schlägt den Clown ganz platt, mit großer Mühe wird er dann mit einem Blasebalg wieder aufgeblasen und durch die Pritsche des verstohlen zusehenden Harlequin wieder belebt. Ich weiß nicht warum wir dem Phantastischen und Grotesken so wenig Raum auf der Bühne zum Heil unseres Zwerchfells gönnen; es schadet dem Geschmack des Publikums gewiß nicht so viel als die französischen und deutschen Rührstücke mit Thränenströmen und falschen Motiven, mit falschem Pathos und falscher Moral, und als die platten Darstellungen des wirklich Gemeinen in den Lokalpossen.

Neben diesen Schauspielen wohnte ich auch dem Spektakel einer öffentlichen Schwurgerichtssitzung bei; das Publikum war hier bedeutend gemischter, weil es nichts kostet, und die Enthüllung alltäglichen niedrigen Verbrechens doch den Gebildeten weniger anzieht, vielmehr ihren Werth als Bildungsschule der niederen Volksklassen vorzugsweise behauptet. Es kamen auch nur gemeine Fälle vor, und als die Geschworenen einmal etwas zu lange berathschlagten, schickte der Richter zweimal hinaus sie zu fragen ob sie denn noch nicht mit ihrem Verdict fertig wären. Innig befriedigt und in meiner Vorliebe für das treffliche Institut der Schwurgerichte bestärkt, verließ ich diesen Tempel der Themis vulgivaga.

So war denn die Reise bis zum südlichen Ende der Vereinigten Staaten glücklich zurückgelegt, und ich rüstete mich zur Abreise nach Westindien auf dem Dampfschiff Alabama, das am 4. Januar nach Habana abgehen sollte; ein dichter Nebel verzögerte unsere Abfahrt bis zum Nachmittag und hielt uns auch im Flusse noch so lange auf, daß wir erst den nächsten Abend die Mündung erreichten. Inzwischen hatten wir Gelegenheit gehabt vom Schiff aus die stattlichen Zuckerpflanzungen zu bewundern, deren manche an dreißig Negerhütten in einer Straße gebaut zählten; Schiffe begegneten uns, von Dampfbooten den Strom hinaufgeschleppt, unter andern die Leontine von Bremen. Der Lootse welcher von dem Dörfchen Balize an der Südostmündung des Stromes an Bord gekommen, hielt die Ausfahrt am Abend für gefährlich; dieselbe ist vierzehn Fuß tief, aber verschlammt, welchen Schlamm jedoch der Kiel eines Dampfschiffs leicht durchschneidet. Erst am 6. Januar Morgens 9 Uhr ließen wir die nordamerikanische Küste und das gelbe Wasser des Mississippi hinter uns und steuerten der hohen See zu.

Zweiter Theil.

Reise in Westindien und Südamerika.

Erster Abschnitt.

Habana.

Wir erreichten Habana, das Ziel einer kurzen aber stürmischen Ueberfahrt von der Mündung des Mississippi her, am 9. Januar 1845 in der Nacht. Mit höchster Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages, an welchem mir der Eintritt in die Herrlichkeit der Tropen beschieden sein sollte, und diese letzte Nacht die wir noch an Bord im Hafen zubringen mußten, war wohl für manchen von uns, wie für mich selbst eine schlaflose. Der erste Blick auf Stadt und Hafen ist weniger prächtig als schön und charakteristisch, und da er auf Palmen fällt, poetisch genug: hohe, theils felsige Ufer sind von gewaltigen Befestigungen gekrönt, welche die enge Einfahrt wie das weite Becken dieses wegen seiner Größe und Sicherheit weltberühmten Hafens beherrschen; östlich auf einer grünen Hügelreihe erheben sich die Castelle des Morro und nach innen der Cabaña, an deren Fuße mein glückliches Auge die ersten Palmen erblickte; gegenüber die Stadt, ziemlich flach gelegen, deren Thürme hinter dem Mastenwald zahlreicher Schiffe hervorragen; die Kirchen, ehrwürdig aussehende Kolosse von alterthümlichem Charakter, dann die Häuser mit flachen Dächern, bald hoch bald niedrig, mit Arkaden und Gallerien versehen, und in den lebhaftesten Farben, blau, gelb und grün angestrichen, erfreuen den Blick, dem nach den schmuck- und ausdrucklosen Backsteinmassen der Vereinigten Staaten ein solches Bild doppelt willkommen ist. Ein prächtiger reiner Himmel und eine weiche Wärme der Luft, die in dieser Jahreszeit noch nicht drückend ist, vollenden den Eindruck.

Man hatte uns alsbald nach einem Gasthof gewiesen, der unter der Leitung eines Nordamerikaners nordischen Comfort mit den Vorzügen, welche die Bauart der Wohnungen in heißen Ländern gewährt, zu vereinigen versprach. In der That bestand Mansion House, das war der Name, mehr aus offenen Gallerien als aus geschlossenen Räumen; weite offene Gänge umgeben von allen Seiten den inneren Hof, für den Genuß der frischen Luft wie des Schattens gleich zweckmäßig, und hier war nicht nur jede Bequemlichkeit des Aufenthalts, sondern auch der Speisetisch hergerichtet, während

nur eine geringe Zahl von Kammern nach außen zu zum nothdürftigen Unterkommen der Bewohner diente. Hier mußte denn die Abwesenheit jeder Wohnlichkeit, der geplättete Fußboden, die Läden welche die Fenster ersetzten, für einen erfreulichen Beleg des glücklichen Klima's gelten, das jede Fürsorge in welcher der arme Nordländer seinen Comfort sucht, entbehrlich machte.

Dieser Gasthof war der Sammelplatz einer Zahl von Deutschen, welche theils fremd wie ich und Gäste im Haus, theils schon länger ansässig, sich Mittags und sonst dort zu vereinigen pflegten. Ich fand vielen angenehmen Umgang unter ihnen, und wir genoßen so doppelt die größeren und kleineren Ausflüge in der neuen, so reizenden Umgebung. Wenn der Fremde in einer europäischen Stadt es sich meist angelegen sein läßt, die Sehenswürdigkeiten in ungemüthlicher Hast abzufertigen, so lädt das tropische Klima dagegen zum trägen Genuß aller Eindrücke ein, ja es verbietet jede Uebermüdung, die, in der Sonnenhitze namentlich, gefährlich werden würde.

Ein erster Ausgang in den Straßen von Habana ist höchst anziehend und an neuen exotischen Bildern reich. Durch die engen und winkeligen Straßen, die nach südlicher Art den Anwohnern wie ein Vorplatz ihrer Häuser dienen, treibt sich eine bunte Menge; neben den stattlichen Figuren der Spanier die Neger in abenteuerlichem, dem Klima entsprechendem Aufzuge; Reiter auf Pferden und Maulthieren, die meist in raschem Galopp daher sprengen, bedrängen unablässig den Fußgänger, und gar das landesübliche Fuhrwerk der Volante, welches auf den Fremden einen großen Eindruck zu machen pflegt: die Volante ist zweisitzig mit Verdeck, hat zwei Räder von sechs Fuß und eine unmäßig lange Gabeldeichsel, dergestalt daß das Pferd wohl zehn Fuß von der Achse entfernt ist; das auffallendste aber ist daß der Sitzkasten nicht über der Achse, sondern in der Gabeldeichsel hängt und gleichmäßig auf Achse und Pferd lastet; dieses ist meist ein Pony, mit kurz abrasirter Mähne, den Schweif in einen Zopf geflochten der an den Sattel gebunden ist; auf dem armen Thier, das so ganz gegen die Regeln des Gleichgewichts seine Last ziehen muß, sitzt obendrein der Calesero, ein Neger in Jockeyjacke und ungeheuren Lederkamaschen, meist die Sporen an den nackten Fuß geschnallt. Man sitzt bequem in diesem seltsamen Fuhrwerke, und ist durch das Verdeck und ein noch davor gespanntes blaues Tuch gegen die Sonne geschützt; hoch und niedrig bedient sich der Volante, die das Wahrzeichen von Habana und oft sehr elegant geschmückt ist, ja als theuerster Besitz bei mangelndem Raume nicht selten im Wohnzimmer ihren Platz findet. So originell und hübsch die Volante sich in der Straße ausnimmt, so verderblich ist sie dem Fußgänger und Reiter, der oft von den hohen breitspurigen Rädern noch erreicht wird, wenn er dem Pferde längst ausgewichen ist. In den ungepflasterten Straßen fehlt es an Staub und Schmutz nicht, desto angenehmer aber ist es, daß dieselben ganze Strecken hindurch mit Leinwanddächern von Haus zu Haus überspannt sind.

Man pflegt den Fremden zuerst auf die Plaza de armas, den Haupt- und Paradeplatz, der in keiner spanischen Stadt fehlt, zu führen; und der Eindruck ist allerdings ein schöner und mir unvergeßlicher. Die Statue des Königs Ferdinand VII., beschattet von vier herrlich gewachsenen Königspalmen, nimmt die Mitte des ansehnlich großen Platzes ein, den auf einer Seite der Palast des Generalcapitains, in maurischen Formen, und andere ansehnliche Gebäude begrenzen, sämmtlich in den lebhaftesten Farben angestrichen, die sich an dem tief blauen, immer klaren Himmel gar schön abzeichnen; bei uns würden solche Farben sich geradezu abgeschmackt ausnehmen. In einem bescheidenen Winkel steht die Kapelle des Columbus, auf der Stelle errichtet, wo er die erste Messe auf dem neu entdeckten Cuba lesen ließ. Allabendlich versammelt sich auf der Plaza die schöne Welt, um in der Kühle sich zu ergehen und die treffliche Militärmusik zu hören, für den Reisenden der aus Nordamerika kommt ein lang entbehrter Genuß. Diese Musik und die südliche Umgebung in einer unendlich klaren Mondbeleuchtung vereinigen sich zu einem wahrhaft zauberischen Effekt, und die Plaza de armas von Habana gehört zu den Reiseerinnerungen, die eine schmerzliche und leidenschaftliche Sehnsucht in mir erwecken können; das schöne Wort Goethe's, daß wer Neapel gesehen, nie ganz unglücklich werden könne, läßt sich recht eigentlich auch auf die Tropen anwenden; aber umgekehrt möchte ich auch sagen, daß wer solche Herrlichkeit geschaut, jenen Stachel der Sehnsucht lebenslang fühlen, und in diesem Sinne auch nie ganz glücklich wieder werden wird.

Neben dieser Plaza besitzt die Stadt wenige Schönheiten, die ausgenommen welche sie dem hochverdienten Generalcapitain Tacon verdankt; das Presidio de Tacon (Gefängniß) ist vielleicht das schönste Gebäude von Habana, nicht minder großartig ist das von ihm erbaute Theater, und die von ihm angelegten Spazierwege. Der Paseo de Tacon und de Isabel segunda sind unschätzbar für die Bewohner der Stadt; auf letzterem besonders pflegen die Damen in ihren Volanten einen Corso in unabsehbarer Reihe zu halten, während schöne Promenaden für Fußgänger daneben angelegt sind; eine Statue der Königin, als Kind dargestellt, ist freilich ein Muster einer unkünstlerischen Idee, weiterhin verewigt eine Marmorgruppe die indianische Königin Habana, von der die Stadt ihren Namen, vollständig San Cristobal de la Habana* herleitet. Die Stadt verläuft weithin in Vorstädte mit sehr unansehnlichen Gebäuden, während die innere Stadt meist große, weitläufige Häuser enthält, nach Nürnberger Art um einen großen Hof herumgebaut, aber freilich

* Ich schreibe Habana, nicht Havana oder gar Havannah, weil die Spanier selbst der Regel nach so schreiben. Im Spanischen, gehen indeß b und v so in einander über, daß ich z. B. Billard einmal Villar geschrieben gesehen habe, auf einem Wirthshausschild freilich, nicht in der Grammatik. Der Titel Habana's ist außerdem siempre fidelisima, und auch Cuba trägt den wohlverdienten Namen la siempre fiel (fidèle) Isla de Cuba.

weit luftiger. Glasfenster gehören zu den Seltenheiten, und es sind nur hie und da als besonderer Luxus Scheiben in die Läden eingelassen, oft reichen die Fensteröffnungen bis auf den Boden des Zimmers und sind nur vergittert. So zeichnet sich auch das Innere durch große Einfachheit der Ausstattung, selbst bei den Reichsten aus, vor allem sind weite luftige Räume geschätzt, die man durch Tapeten, Teppiche oder schwere Möbel nicht beengen mag; diese letztern besonders sind auf Kühlung berechnet, und der Ehrenplatz den man dem Besucher anweist, ist der Sessel der am meisten im Zuge steht.

Die winterliche Kühle, auf der Nordküste Cuba's noch sehr bemerklich, welche das Thermometer kaum über 21° steigen ließ, war dem Genuß der Umgegend sehr förderlich, und obwohl die nächste Umgebung der Stadt sich durch armen Boden und geringe Fruchtbarkeit auszeichnet, hat man doch überall den schönen Blick auf Stadt und See, und auf prächtige Palmengruppen; eine wirklich tropische Landschaft muß man aber erst im Innern suchen. Die immer malerischen und in ihren Umrissen graziösen Befestigungen, an denen die nächste Umgegend Habana's so reich ist, zieren dieselbe ungemein; nach dem Fort Principe, westlich am Seeufer gelegen, führt jener Paseo de Tacon, ein mit schönen Anlagen gezierter Spaziergang; östlich von dem Hafen und über die Citadelle Cabaña hinaus machte ich interessante Ausflüge an der Seeküste, welche durch ihren Muschelreichthum besonders lohnten, aber sonst das Bild einer traurigen Einöde gaben: dort sah ich zum erstenmal den Cactus in seiner Naturwüchsigkeit, bis zu ästigen Bäumen von 10—15 Fuß Höhe emporgeschossen, und beobachtete wie diese Pflanze ganz und gar als die Distel der Tropen besonders an steinigen und unfruchtbaren Stellen zu gedeihen pflegt. Wenn ich Muscheln eingetragen hatte, so wurde ich nicht selten überrascht meine Ausbeute am nächsten Tag auf der Flucht zu finden, denn fast jedes der ans Ufer gespülten Gehäuse pflegte jenen merkwürdigen Bernhardskrebs zu beherbergen, der mit dem schuppenlosen Schwanz sich in solchen geborgten Wohnungen befestigt und sich ganz in ihnen verkriecht, dieselben auch wieder aufsucht wenn man ihn gewaltsam daraus entfernt.

Unser Lieblingsspaziergang pflegte nach der Punta, einem Castell an der westlichen Spitze des Hafens zu führen, wo beim Nordwind eine heftige Brandung stattfindet; dieses Vergnügen wurde uns indeß sehr verleidet, seit wir von einem Detachement Soldaten überrascht wurden, die gerade dort eine greuliche Prügelexecution an einem Neger vornahmen, wenige Tage darauf wurden an derselben Stelle gar ein paar Soldaten erschossen, und da war es mit unserer Vorliebe für den Ort vorbei. Allerdings war gerade der Fall dieser zwei Verbrecher eben so haarsträubend, als belehrend für die Sittengeschichte Habana's: es waren dies zwei Soldaten, Catalanen von Geburt, welche in einem der spanischen Regimenter auf Cuba * dienten, und

* Die Regierung pflegt Cuba als Strafstation zu benutzen.

Streit mit einander bekommen hatten, den sie nach Landessitte mit Messern auszufechten beabsichtigten; sie gehen hin sich bei demselben Händler ein paar Messer von gleicher Größe auszusuchen, als dem Einen Bedenken kommen, daß sie als Landsleute im fremden Lande einander doch nicht feindlich sein sollten; er theilt seine versöhnlichen Gedanken dem Andern mit, der sie willig aufnimmt, aber fragt: „Was sollen wir nun mit den Messern anfangen?" Da antwortet der Erste: „Laff' uns einen paisano (Eingebornen, Creolen) umbringen." Gesagt gethan, sie stoßen dem Ersten Besten dem sie begegnen, einem jungen allgemein geachteten Mann von guter Familie, ihre Messer in die Brust, schlitzen noch einem Neger der sich dazwischen wirft, den Bauch auf, werden aber dann, und zwar in einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet gepackt, und erlitten die verdiente Strafe, durch Erschießen von hinten, in jenen Tagen. Mehr als eine Greuelthat die während meines kurzen Aufenthalts in Habana vorging, finde ich in meinem Tagebuch aufgezeichnet; so brachte gleich am ersten Tag ein wegen einer Mordthat flüchtiger Neger, der in einem Boote über die Bai zu entkommen suchte, als er sich von seinen Verfolgern erreicht sah, erst den Fährmann um und sprang dann in die See, wo ein Haifisch, von denen die Bai wimmelt, ihn fast augenblicklich verschlang. Solche alltägliche Schauderscenen erinnerten an die schlimmsten Zeiten der Verderbniß der Colonie, indeß versicherte man mich daß es doch jetzt weit besser sei als früher; ein desto schwärzeres Bild entwarf man von der Zeit ehe der treffliche Tacon Generalcapitain (von 1834—38) war. Damals wagte es Niemand des Abends auszugehen; am Tage hielt man sich mit größter Aengstlichkeit den Rücken frei, und flüchtete sofort auf die andere Seite der Straße, sowie man eine nur halb verdächtige Figur erblickte; um die Straßenecken lavirte man in weiten Bogen, und wenn gar Jemand Geld mußte transportiren lassen, so genügte ein Geleit von Soldaten nicht, sondern man schloß die tragenden Neger mit Ketten an die Geldkasse an, um so deren Raub zu erschweren. Tacon verbot das Tragen von Waffen, wie er schon begonnen hatte das Hazardspiel, als die Wurzel alles Uebels zu verbieten; und als er seinen Befehlen mit eiserner Strenge Folge verschaffte, auch einige angesehene Uebelthäter schonungslos hinrichten ließ, erlebte die Colonie bald die Früchte seiner heilsamen Maaßregeln, und seine Verdienste finden in bleibender dankbarer Anerkennung den schönsten Lohn. Dermalen war Habana nicht nur wirklich sicher, sondern die Gefahren denen der Fremde etwas ausgesetzt war, drohten eher von den Dienern der öffentlichen Sicherheit als von Uebelthätern. Es war eine sprüchwörtliche Warnung geworden, welche Jeder dem später Angekommenen mit großem Eifer mitzutheilen pflegte — vor den Schildwachen und Nachtwächtern, und vor dem Vieh in den Straßen. Erstere nämlich pflegten Jeden der auf Anrufen nicht alsbald, und zwar auf gut castilianisch antwortete, ohne Umstände niederzuschießen, und man citirte wirkliche beklagenswerthe Folgen bloßer Mißverständnisse; besonders

waren die Serenos * oder Nachtwächter mit ihren Lanzen von uns gefürchtet, und das Losungswort España, und auf weiteres Anrufen Paisano, pflegte mit großer Willigkeit zu erfolgen. Was die Warnung vor den Maulthieren und Rindern betrifft, so war sie ebenso nützlich, denn diese Thiere pflegen sehr übel behandelt und dadurch tückisch selbst gegen Vorübergehende zu werden.

Wie die Ueppigkeit tropischer Länder von den Schattenseiten feindlichen Klima's und gefährlicher Thiere begleitet ist, so hat in ähnlicher Weise der köstliche Besitz der Insel Cuba solche Schattenseiten in den höchst ernsten und gefährlichen politischen und socialen Verhältnissen. Ein militärischer Despotismus wie er dort besteht, ist mehr denn irgendwo gerechtfertigt, und wenn auch in den Distrikten wo die großen Pflanzungen sind, schroffe Aeußerungen der Autorität wenig oder nicht vorkommen, so erfordert eine Stadt von 180,000 Einwohnern mit ihrer gemischten Bevölkerung die sie zu einer Art Weltstadt macht, schon an sich ein energisches Auftreten, von den eigenthümlichen Schwierigkeiten ganz abgesehen welche hier vorliegen. Cuba als letzter größerer Rest des einst unermeßlichen spanisch-indischen Reiches, aber immer noch „ein Königreich werth", reizt um so mehr die Habgier und die Vergrößerungssucht der Nachbarn, und wenn England durch die Durchführung der Negeremancipation faktisch darauf verzichtet hat, Reichthum und Macht aus Westindien zu schöpfen, also auch auf Cuba nur einen bedingten Werth legen kann, so ist dessen Erwerbung desto lockender für nordamerikanischen Unternehmungsgeist, und schon strategisch sehr werthvoll, da Cuba den Golf von Mexico in einer den Anliegern sehr bedenklichen Weise beherrscht. Nicht minder reizt der unendliche Reichthum der Natur, die großen noch unbebauten Strecken und die Lage dicht am Wendekreise, sowie die Frische des gebirgigen Theils, welche die Einwanderung von Weißen, freilich nicht zur Feldarbeit, erleichtert. Erwägt man dabei die ansehnliche Menge von Amerikanern welche sich in den verschiedensten Berufsarten bereits dort angesiedelt, sowie das Vorhandensein einer mißvergnügten Partei unter den Colonisten, die nirgends fehlt, so bedarf es kaum noch des Hinblicks auf die jüngsten Anfälle auf Cuba, um die scharfe Wachsamkeit der spanischen Regierung gerechtfertigt zu finden. Allerdings macht dieselbe im Contrast zu der laxen Regierungsform der Vereinigten Staaten einen eigenthümlichen Eindruck; zehntausend Mann spanischer Truppen bildeten schon damals die Besatzung von Habana, und weitere zehntausend waren in andere Garnisonen vertheilt; die martialische Haltung dieser eingebornen spanischen Mannschaft die von drei zu drei Jahren wechselt, fällt neben dem schlaffen, weichlichen Wesen des Creolen ** hinlänglich in die Augen,

* Sie haben auch das Wetter jede Stunde auszurufen, und da unter diesem glücklichen Himmelsstrich das heitere Wetter die Regel bildet, ist dieser Name, der glaube ich auch in spanischen Städten üblich ist, entstanden.

** Creole ist jeder in einer tropischen Colonie von weißen Eltern Geborne, im

um es begreiflich zu finden, daß die Regierung Jenen lieber als den Letzteren die Sicherheit eines so beneideten Besitzes anvertraut; sie folgt dabei ihren alten Traditionen, welche die Autorität in den Colonien stets in die Hände von Angehörigen des Mutterlandes gelegt, die eingebornen Creolen aber von wirklichem Machtbesitz ausgeschlossen erblicken läßt; wir werden dem creolischen Charakter fortan noch öfter begegnen und die Auffassung begreifen lernen, daß der Creole, sinnlich und indolent, mehr zum Beherrschtwerden als zum Herrschen geschaffen sei. Daß aber ein Stand welchen man systematisch vom Antheil an der Herrschaft ausschließt, damit ein Herd der Unzufriedenheit wird, ist natürlich genug. Verhängnißvoll ist darum die Phrase die neulich im Senat der Vereinigten Staaten fiel: „wir achten die Rechte Spaniens, aber wir wissen daß die Frucht wenn sie reif ist, uns von selbst in den Schooß fallen wird." Wird England es wagen, den Ruf seiner Unbezwinglichkeit zur See in einem verzweifelten Kampf um Cuba auf's Spiel zu setzen, wenn es so weit ist?

Nicht minder ernst fordern die Sklaverei-Verhältnisse zur Wachsamkeit auf. Die Schwarzen in einer Bevölkerungszahl von 550,000 stehen nur 450,000 Weißen gegenüber, die Neger auf Cuba sind überdies im Durchschnitt um mehrere Generationen der afrikanischen Abstammung näher als in Nordamerika, und der noch lange nicht vollständig unterdrückte Sklavenhandel und Schmuggel führt dieser schwarzen Bevölkerung alljährlich Elemente zu, die Wildheit und Thatkraft in ihr lebendig erhalten. Eine Negerverschwörung der gefährlichsten Art im Frühjahr 1844 wurde nur durch einen Zufall unmittelbar vor dem Ausbruch entdeckt: es war nichts geringeres im Werke, als sämmtliche Soldaten an einem Tage zu vergiften; die schwarzen Arbeiter in allen Bäckereien waren gewonnen, und für den Fall des Gelingens war schon ein Präsident von schwarzem Blute bestellt, der nach der Ermordung aller Weißen das Regiment wie in Haiti übernehmen sollte. Der Präsident und viele Rädelsführer wurden hingerichtet, die meisten freien Neger von der Insel verbannt, und unter den aufgestandenen Schwarzen ein furchtbares Blutbad angerichtet. Die Untersuchungscommission von Matanzas bezeichnete rückhaltlos den ehemaligen englischen Consul Turnbull als den Urheber und Leiter dieses verdammlichen Unternehmens. Wenn ein Engländer in diesem Fall sich in seine Philantropie zu hüllen vermag, so leuchtet doch ein, daß auch ein anderer Feind der spanischen Macht auf Cuba sich der furchtbaren, aber freilich zweischneidigen Waffe mit Erfolg bedienen würde können, die Neger gegen ihre Unterdrücker zu bewaffnen.

Der Generalcapitain, in dessen Hand eine fast königliche Gewalt und

engern Sinne namentlich der Abkömmling der romanischen Völkerstämme, Franzosen, Spanier, Portugiesen. So sprechen die Yankees von Creolen in New-Orleans, unter denen sie die Abkömmlinge der ursprünglichen französischen Ansiedler verstehen.

die schwere Verantwortlichkeit dieser Herrschaft gelegt ist, tritt überall mit entsprechenden Ehren und Glanze auf; nicht leicht sah ich eine schönere Mannesgestalt mit stolzerem Anstand, als den damaligen Generalcapitain O'Donnell, einen Mann der übrigens, und zwar gerade bei Anlaß jener Negerverschwörung, leistete was sein Aeußeres versprach. Ich konnte ihn und sein volles glänzendes Gefolge, sowie die ganze vornehme Welt von Habana bei einem festlichen Anlaß in aller Muße betrachten, als am Geburtstag der Infantin Luisa eine neu erbaute Corvette, die den Namen der Prinzessin tragen sollte, vom Stapel lief. Nichts fehlte zu einem vollkommenen militärisch-monarchischen Pomp, auch die hohe Geistlichkeit war zugegen und besprengte Schiff und Gerüst mit Weihwasser, bevor die Stützen weggeschlagen wurden; eine ungeschickte Inconsequenz aber war es, daß man diese gefahrvolle Arbeit trotz des erflehten Segens Galeerensträflingen übertrug, die in ihren Ketten einen höchst seltsamen Contrast zu der glänzenden, festlichen Gesellschaft bildeten. Es ist ein interessanter Anblick, wenn der Koloß des Schiffrumpfes in's Wasser hinabschießt, und wie eine Nußschale auf- und niedertaucht, ehe er eine ruhige Lage gewinnt. Während ich schon zuvor Gelegenheit gehabt hatte die gefeierten Schönen Habana's bei Kerzenlicht zu bewundern, überraschte mich hier der olivenfarbene Teint den sie am Tage zeigen; frische Farben gedeihen nicht in den Tropen, und auch die Dauer der weiblichen Schönheit ist nur kurz, da die meisten schon vor dreißig Jahren verblüht sind, und der unerfreulichen Alternative von unschöner Corpulenz oder trauriger Magerkeit unfehlbar entgegen gehen sollen. Die Gesellschaft glänzte von Orden, und das spanische Gouvernement beurtheilt den creolischen Charakter gewiß richtig, wenn es mit diesen freigebig ist; aber selbst halbwüchsige Knaben sah ich mit Decorationen geziert, und man kann wohl sagen, daß für einen solchen ein Orden moralisch ein Stein um den Hals ist, der jeden Versuch ihn zu ernstem Streben und Thatkraft zu erziehen rettungslos ersäuft.

Ein Schauspiel anderer Art waren die Stiergefechte, welche in dem Circus des nahen Dorfes Regla, an der Bai gelegen, stattfinden; mit einer Dampffähre setzt man über, unter gewaltigem Andrang der Bevölkerung von Habana. Dieses Schauspiel ist hier nicht fashionable, Damen besuchen es gar nicht, und auch von Männern mehr die niedere und Mittelklasse, also eine starke Abweichung von der nationalen Sitte Spaniens und auch andrer spanisch-amerikanischer Länder; in Lima manövriren sogar Soldaten zur Erhöhung des Festes im Circus, und in Mexico sollen die angesehensten jungen Leute als Dilettanten auftreten. Wir Deutsche, hier wie in Lima, pflegten jedesmal gewaltig auf das Rohe und Entsittlichende dieses Schauspiels zu schelten, und gingen hernach, wie unwiderstehlich angezogen, doch sämmtlich hin; es liegt eben in jedem Menschen der Hang zum Abenteuerlichen, Romantischen, und das Wilde und Gefährliche reizt um so mehr, je zahmer sonst unsere Gesetze und Zustände sind. Ganz analog ist das Interesse an

Hinrichtungen, zu denen freilich viel Pöbel, aber doch nicht bloß Pöbel läuft. Ich übergehe die Beschreibung der Einzelheiten, da sie mit den bekannten Einrichtungen und Vorgängen bei den spanischen Stiergefechten übereinstimmen. Die Theilnahme des Publikums war die leidenschaftlichste und lauteste, im Beifall wie im Mißfallen; und es konnte nicht fehlen daß auch wir wie Besessene mitschrieen, wenn etwa ein tapferer Stier ein Pferd sammt dem Reiter niederrannte, oder ein verwegener Kämpfer den Hörnern seines Feindes mit knapper Noth entwischte; am brillantesten war der Anblick, wenn einer der Fechter mit unglaublicher Keckheit und Gewandtheit dem anstürmenden Stier mit einem Fuß zwischen die Hörner trat, und in einem Sprung über ihn hinweg war. Ein einarmiger Matador pflegte stets mit einem sichern Stoß hinter das Schulterblatt den Stier fast augenblicklich niederzustrecken, und wie die zu diesem Zweck bereit gehaltenen Maulthiere das getödtete Thier im Galopp wegschleiften, begrüßte ungeheurer Lärm und Jubel den Sieger; die Nächstsitzenden schüttelten ihm glückwünschend die Hand, während Andere Geldstücke herunterwarfen und die Hüte schwenkten. Desto größer war das Geschrei und Trommeln des Unwillens, wenn der Stoß eines minder geschickten Matadors fehl ging, oder gar das arme Thier, mit dem Degen in der Schulter steckend, brüllend weiter rannte. Dann wurden Neger abgesandt, die dem Stier auf unehrliche Weise ein Ende machen mußten, indem sie ihm erst hinterrücks die Sehnen abhieben; die eigentlichen Kämpfer waren alle Altspanier. Zuletzt wurde ein Stier der sich durch Feigheit verächtlich gemacht hatte, auf allgemeines brüllendes Verlangen von Bluthunden niedergerissen: es waren deren sechs, die sich sofort auf ihr Opfer warfen und es an Ohren, Schnauze, Kehle und überhaupt an den empfindlichsten Theilen packten; es war ein widriges Schauspiel, schon deßhalb weil sechs dieser großen, kühnen Hunde in dem engen Circus offenbar viel zu stark für den Stier waren; erzählte man sich doch in Habana von dem kleinen Hunde (Terrier) eines Engländers, der es allein mit einem Stier aufnahm, indem er sich regelmäßig in dessen Schnauze verbiß und das Thier durch den Schmerz förmlich betäubte und wehrlos machte.

Der Zuschauer beim Stiergefecht fühlt sich so begeistert und erhitzt, daß er alle Gefahr vergißt und keinen sehnlicheren Wunsch kennt, als in die Arena hinab zu springen und seine Gewandtheit neben der der geschulten Kämpfer zu versuchen. Die Sympathie ist aber unwillkürlich immer auf Seite des Stiers, und der größte Jubel erschallt wenn dieser eine Großthat ausführt. Daß solche Schauspiele die Rohheit der Sitten steigern, und zu den oben citirten blutigen Thaten in Habana in einem Causalverhältniß stehen, wird sich nicht bestreiten lassen. Uebrigens sind die Stiergefechte hier sehr zahm und unblutig, da bei den zwei Vorstellungen denen ich beiwohnte kein Mensch erheblich verletzt, und nur einem Pferd der Bauch aufgeschlitzt wurde. Nicht nur der spanische Stier, sondern auch der in Mexico sollen ungleich wilder und gefährlicher seyn.

Einen Maskenball im Teatro de Tacon verfehlten wir nicht zu besuchen; dieses prachtvolle Haus wird der Größe nach als drittes in der Welt neben San Carlo und der Scala classificirt, und imponirt durch seine Größe und edle Einfachheit; die Zurichtung für den Ball ließ die Weite der Räume noch sichtlicher werden. Alles ist sehr luftig und die Logen sind nach hinten nur durch Jalousien von den Foyers geschieden, in denen man sich aufhält um seine Cigarre rauchen und zugleich die Vorstellung durch die Jalousien hindurch sehen zu können. Die Kirche und die innern Räume des Theaters sind in der That die einzigen Orte in Habana wo man nicht raucht. Was jenen Ball anlangt, so mußte ich, mit der spanischen Sprache unvertraut, darauf verzichten meinen Witz im Gespräch mit den schönen Masken zu versuchen, und ich trug nur die dürre Frucht der Beobachtung davon, daß der Habanero wie alle Tropenbewohner die langsamen Tänze, als dem Klima angemessen, vorzieht. Darum hatte auch jener Hindu recht, als er beim Anblick eines englischen Balls in Indien verwundert fragte, warum die Herrschaften die beschwerliche Aufführung der Darstellung denn nicht ihren Dienstboten auftrügen.

Ich darf die zahlreichen Beweise von Zuvorkommenheit und Gastfreiheit nicht unerwähnt lassen, welche die Deutschen in Habana, besonders Herr Ulrich Zellweger, Mitglied des großen Hauses Drake Brothers und Co., der preußische Consulatsverweser Herr Puttfarcken und andere mir erwiesen; ihrer Belehrung verdankte ich außerdem manche werthvolle Aufschlüsse über Land und Leute. Hier wie in ganz Amerika stehen die deutschen Kaufleute hoch angesehen da, und zählen meist als die ersten an kaufmännischer Geltung; so einträglich aber die überseeischen Geschäfte in den Colonien sein mögen, so große Opfer und Entsagungen erlegt doch das Leben in denselben gerade dem gemüthlichen Deutschen auf; in Habana war es fast der einzige Genuß, in der Vorstadt des Cerro für theures Geld ein Bauernhaus, oft gar ohne Garten gemiethet zu haben, und in diesem einige ruhige Stunden des Sonntags zuzubringen.

Bevor ich nun den Leser ersuche mich auf einen Ausflug in's Innere zu begleiten, wird er mit Recht zuvor einiges über Habana-Tabak und Cigarren zu hören verlangen; so sehr ist in der Phantasie des Europäers das Bild der schönen Habana von bläulichen duftenden Wolken des edlen Krautes umhüllt, daß man darnach eben am ersten fragt. Der eigentliche Tabaksdistrikt, die Vuelta de abajo beginnt zwanzig Stunden westlich von Habana, hält an zwanzig Stunden im Quadrat, und ist durch kleine Küstenflüsse sehr wasserreich; ursprünglich wurden nur die Niederungen an diesen mit Tabak bebaut, seitdem der Bedarf aber gestiegen, auch die anliegenden Strecken; die Pflanzungen, welche im Ganzen 60 bis 70,000 Menschen beschäftigen, pflegen selten mehr als 100 Morgen zu halten, und die Besitzer sind mehrentheils kleine Landwirthe, die sämmtlich ihre festen Kunden in Habana haben, so daß es für

den einzelnen sich neu etablirenden Fabrikanten schwer oder unmöglich ist, sich ächten Tabak zu verschaffen. Die Vuelta de abajo erzeugte im Jahr 1836 — 90,000 Ballen zu 120 bis 140 Pfund, 1837 — 60,000, 1838 — 75,000, 1839 — 100,000, 1840 — 120,000, 1841 — 130,000, 1842 — 50,000, 1843 — 130,000 Ballen. Davon pflegen in guten Jahren 1% der ersten Blättersorte, libra oder calidad zu gehören, die sehr gesuchten ganz schwarzen Blätter, 8% injuriada de primera, 12% segunda, 20% tercera, 59% cuarta. Im Jahr 1811 war kein einziges Blatt zu brauchen, obwohl die Ernte reichlich ausfiel. Zu dem Vuelta de abajo-Tabak, der im März zu Markte gebracht wird, kommen nun noch die andern Sorten: Partido, aus der Umgegend von Habana, wird früher geerntet und ist darum theurer, aber geringer; der Cuba-Tabak aus dem südöstlichen und mittleren Theil der Insel, der Principe-Tabak, unansehnlich grau aber wohlschmeckend, aus der Gegend von Manzanillo, aber in Principe verarbeitet. Die ganze Production betrug jährlich 400,000 Ballen, in einem Werth von 7—8 Millionen Dollars, wovon jedoch die größere Hälfte in der Colonie bleibt, da man auf den Kopf täglich 5 Cigarren (oder deren Gewicht in Cigarretten) rechnet. Die ganze Ausfuhr betrug 100,000 Ballen und 200 Millionen Cigarren, wovon auf die Vuelta de abajo 15,000 Ballen und 160 Millionen Cigarren kommen.

Die obigen Angaben, natürlich für die Zeit meiner Anwesenheit in Cuba geltend, sind bewährten Quellen entnommen, aber doch wieder unsicher durch die oft unwahren Angaben der Pflanzer und durch den Schmuggel; auf dem Ballen oder dem Tausend Cigarren liegt ein kleiner Ausfuhrzoll von 5 Realen, 5/8 Dollar, aber auch eingeschmuggelt wurde schon damals viel Tabak, namentlich aus Kentucky. Es liegt hierin und im Obigen hinreichender Stoff einen leidenschaftlichen Raucher nachdenklich zu machen, da er die traurige Gewißheit erlangen muß, daß es nur wenig ächten Tabak, und sehr viel unächten in der Welt gibt, und daß er selbst in Habana mit Kentucky-Tabak abgespeist werden kann. Bei der reißenden Zunahme des Cigarrenrauchens wird dieses Uebel noch gestiegen sein; aber auch damals schon machte man an Ort und Stelle einen großen Unterschied zwischen den Erzeugnissen der verschiedenen Fabrikanten, und einzelne Firmen von altem Ruf, wie Cabañas y Carbajal, die erste von allen, hatten gar nichts feil, so daß ich von diesen nur durch besondere List eines deutschen Freundes, der doch Bestellungen von ein paar hunderttausend bei ihnen liegen hatte, zweitausend für schweres Geld erlangen konnte. Unter den übrigen Fabrikanten hatte auch an Ort und Stelle der bekannte Deutsche Upmann einen vortrefflichen Ruf, dagegen habe ich auch in Habana selbst einzelne schmählich schlechte Cigarren zu rauchen bekommen.

Die Blätter werden wenn sie reif sind abgeschnitten und getrocknet, sodann vor dem Verpacken mit einer Lauge von alten Blättern angespritzt; diese Behandlung ist ein Geheimniß, die besagte Lauge soll jedoch keine fremden Bestandtheile enthalten. Nun werden die Blätter in die Fabrik geliefert und

sortirt; die größten und schönsten geben die Deckblätter zu den Regalias, und solche recht vollkommene Blätter fühlen sich so weich und nachgiebig wie Leder an; es werden die Rippen entfernt, und wohl sechs Deckblätter daraus gemacht; die schlechtesten Blätter dienen nur zur Füllung. Ich habe eine solche Fabrik gesehen die gegen hundert Menschen beschäftigte, weiße und schwarze Arbeiter durcheinander; das Wickeln von 1000 Stück wird mit 3—4 Dollars bezahlt, und mancher liefert mehr als das den Tag, von den Regalias freilich kaum 500. Das Märchen daß die Neger die Cigarren auf dem nackten Schenkel rollen, ist glücklicherweise nicht begründet, vielmehr geschieht dies auf saubern Mahagonibrettchen; dagegen befeuchtet der Arbeiter, ehe er die Spitze dreht, die Fingerspitzen mit Speichel.* Die Kleisterkleberei unserer deutschen Fabrikanten weiß der dortige Arbeiter ganz zu vermeiden, sowie auch die ächte Habana-Cigarre sich durch feste Wicklung stets sehr vortheilhaft unterscheidet.

Zu den Irrthümern über die Cigarrenfabrikation gehört, daß man glaubt die drei Farben colorado, colorado claro und amarillo (brown, light brown und yellow) mit ihren weiteren feinen Nuancen repräsentirten verschiedene Tabaksorten und würden apart gemacht oder gar gefärbt: vielmehr werden die Cigarren erst nachdem sie fertig sind nach der Farbe sortirt; die dunkelsten bleiben größtentheils in der Colonie, da der Spanier sie ebenso schätzt als der europäische Raucher sie scheut; indeß darf diese Farbe so wenig als überhaupt eine ächte Habana dem Geschmack anders als mild erscheinen, sowie auch das sie charakterisirt, daß man sie frisch aus der Hand des Wicklers weg rauchen kann. Großer Irrthum herrscht auch hinsichtlich der Namen, in denen sie im Handel vorkommen: comunes oder regulares sind die gewöhnlichen, die Namen regalias (Accent beileibe auf dem i), medias regalias, panatelas, trabucos u. s. w. bezeichnen gewisse hergebrachte Formen der Verfertigung, dagegen Namen wie Norma, Victoria, dos Hermanos, dos Amigos die verschiedenen Firmen der Fabriken. Zu meiner Zeit kosteten die comunes 10 bis 15 Dollars, regalias 26—30 Dollars, und vorzüglich große und schöne Sorten 40 Dollars; capriciösen und vornehmen Liebhabern zu Gefallen verstand man sich indeß auch dazu, durch noch höhere Preise einzelne Sorten werthvoller erscheinen zu lassen. Inzwischen sind die Preise wohl bei größerem Bedarf gestiegen, und einzelne renommirte Fabriken, wie eben Cabañas, stellten jederzeit die ihrigen willkürlich höher; im allgemeinen wird man aber entnehmen, wie unmäßig die Preise sind welche in Deutschland dem Raucher abverlangt werden. Eine ganz besondere Delicatesse, die früher gar nicht in den regelmäßigen Handel kam und mit Gold aufgewogen wurde, sind die Vegueros oder

* Dieses und die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen in die Kisten stampfen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen. Sie meinen Nebenmenschen mitzutheilen, gereicht mir zur innigen Schadenfreude, damit ich diese Kenntniß nicht allein in meine Seele zu verschließen brauche, sondern mir Leidensgenossen in der Verkümmerung der liebsten Genüsse erwerbe.

Plantation cigars; es pflegen nämlich die Tabakpflanzer bei Uebergabe ihrer Ernte ihren ständigen Kunden ein Päckchen Cigarren, aus ausgesucht vollkommenen Blättern auf der Pflanzung selbst gefertigt, zum Präsent zu machen; sie sind sehr ungeschickt gewickelt und brennen deßhalb schlecht, aber der Geschmack ist köstlich. Jetzt wird auch mit Cigarren die eigens in dieser Form gefertigt und in Aloeblätter gepackt sind, Handel getrieben, es ist aber nicht jene werthvolle und für den Raucher unschätzbare Waare.

Es bleibt jetzt noch die große Frage zu erörtern, ob in europäischen Fabriken aus Habana-Blättern eine eben so vorzügliche Cigarre herzustellen sei, wie an Ort und Stelle. Sehr praktisch ist diese Frage nicht, da wohl wenige solche Cigarren ohne Zusatz einer unedleren Füllung gemacht werden; ich habe indeß das Für und Wider öfters mit Weitläufigkeit erörtern hören. Viele geben einen Unterschied nicht zu, und meinen daß die Lauge welche vor der Fabrikation zur Erweichung angewendet werde, und welche notorisch immer nur aus andern Tabakblättern gemacht sei, in ihrer Zusammensetzung auch bei uns müsse nachzumachen sein; andre meinen, der Umstand daß man nach der Verschiffung die unterdeß wieder trocken gewordenen Ballen von neuem anfeuchten müsse, alterire die Blätter in bedenklicher Weise, welcher Meinung die Thatsache jedoch widerspricht, daß auch die besseren Fabriken in Habana nur zweijährige, also wieder anzufeuchtende Blätter verarbeiten; so viel steht fest, daß auch die Seereise den Cigarren leicht nachtheilig wird, wenn sie vor der Feuchtigkeit nicht sehr sorgfältig bewahrt werden.

Man hat den Habana-Tabak oft in andere Gegenden zu verpflanzen gesucht, aber wenn schon der Unterschied zwischen der Vuelta de abajo und dem übrigen Cuba nicht auszugleichen ist, so sind solche Versuche noch weniger geglückt. In Florida zum Beispiel, dessen Lage und Klima Cuba sehr nahe ist, hat man zwar von Ansehen genau dieselbe Pflanze, aber ein Blatt das wie Stroh schmeckt, erzielt. Ich selbst hatte etwas Tabaksamen mitgebracht und im Garten angesät, wo die Pflanze sich zwar vollständig entwickelte, auch wieder Samen trug, aber rauchen mochte Niemand davon.

In Habana raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewohl das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das erste daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch gestellt wird, herbeiruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den genäschigen Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hängend. Es gibt Raucher die 30—40 Cigarren täglich consumiren, und in Habana selbst habe ich es öfters auf 20 gebracht; es erklärt sich daraus, daß dort eben kein Ort ist wo man nicht raucht. Im allgemeinen raucht der Spanier mehr Cigarretten (cigarros), die er selbst kunstreich in Papier wickelt, als Cigarren wie wir es nennen (tabacos).

Sowie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in Habana besonders die Verpflichtung dem ersten besten Feuer zu geben heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: „Su candela“ (Ihr Feuer) überhören oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Coquetterie der Höflichkeit etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen der ihn in der Straße anhält, vorausgesetzt daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen.

Zweiter Abschnitt.

Angerona — Santiago de Cuba.

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Eifer die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitzthum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cuba's kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabanó auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn,* eine Anstalt die ganz im amerikanischen Styl, doch mit soliden Schienen und mit Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter, mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen, über die Sicherheit der Bahn. Von San Antonio aus hatte ich eine Strecke von 9 Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Theil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleen welche die Landstraße uud die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmuthigste Abwechslung zwischen frischem dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristischste Merkmal der tropischen Natur sich auf und nieder winden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum.

* Es war damals die einzige Bahn außerhalb Europa und Nordamerika, und ich bin oft weitgereisten Leuten die schon länger in der Fremde waren, begegnet, welche noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten, und sich auf den Anblick dieses Wunders bei der Heimkehr freuten.

für eine Allee; auf dem glatten, einige Fuß über der Wurzel ausgebuchteten säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fortsetzenden Blattscheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngsten noch unentwickelten Blattes tragend,* und Stamm für Stamm derselbe regelmäßige schlanke Wuchs. Wie man sich Angerona nähert, erblickt man als schönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge, Las Lomas del Cusco, welche sich hoch und in den kühnsten Formen aufthürmen. Eine vierfache, wohl zehn Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich schöne Avenue von Angerona, eine Avenue wie kein europäischer Palast eine ähnliche besitzt. Die gastlichste Aufnahme harrte meiner, obgleich ich durch Hitze und Staub schier zum Landstreicher von Gestalt umgewandelt, mit sehr geringem Selbstvertrauen eintrat, und meinen Empfehlungsbrief meinem freundlichen Wirth so weit als möglich entgegenzustrecken für nöthig fand.

Herr Andreas Souchay, oder wie wir ihn nach spanischer Weise stets nannten, Don André, der Besitzer dieser herrlichen Pflanzung, ist ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl fast allen Deutschen die Cuba bereist haben in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während sein alter Onkel, ein Sonderling von dem er dies Besitzthum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachsen ließ, und schon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgestellte Göttin des Schweigens den Besucher wegscheuchte, war ihm ein Gast um so willkommener, und die steinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigsame in Mitte unserer fröhlichen Geselligkeit. Neben dem Reiz welchen eine gastfreie deutsche Häuslichkeit und der Genuß eines paradiesisch schönen Landes dem Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen Fleiß in höchste Blüthe gebrachten Besitzung, und die Art wie ein ehrenfester und stetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeistern wußte, das höchste Interesse.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise dringend dazu aufforderten; der Ertrag war jährlich 2000—3000 Centner Kaffee und 2000—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das ganze ist einem Park vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen, hier zunächst kommen die Palmen aber wegen des prosaischen Zweckes in

* Dieser Spitze halber gilt sie auf einigen westindischen Inseln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders der Königspalme als Schweinemast haben. Von Cocospalmen, die die salzreiche Meeresküste lieben, war nur wenig da.

Ich gebe nun, genau nach Don André's werthvollen Mittheilungen, einige Notizen über die vor allem zu erwähnende Kaffee- und Zuckerkultur, und werde gelegentlich der Beschreibung andrer Colonien die lokalen Abweichungen auf diesen nachtragen. Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt, und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 5 Fuß und einem Umfang von 3 Fuß Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar, und dauert bei guter Pflege und auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden bis zu 30 Jahren, das Erdreich wird deßhalb häufig von Unkraut gesäubert, und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein röthlicher, diesem Theil Cuba's eigenthümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Frühlingstagen die weißen Blüthen hervorgetreten, und im Laufe des Sommers die hellrothen der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und December die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen an langen Tischen Bohne für Bohne sortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweis in Säcke von Aloebast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden, die dritte aber enthält den Ausschuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher stand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum 6—7, und die schlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man schiebt diesen ungeheuren, den ganzen Wohlstand der Colonie erschütternden Abfall besonders dem Emporblühen der brasilianischen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deßhalb seine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahre geschnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufschießen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, drei bis viermal im Jahre, und das Schneiden vom December bis Mai; während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei vertikal stehenden Walzen bestehend, wird durch acht Ochsen getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tag wieder zu arbeiten; Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen,

und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger ist, horizontal. Bei dem Reichthum an Viehweide sind indeß die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und Don André pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation die manchen Unvorsichtigen ein Glied gekostet hat; die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, nach dem Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Uebung erfordern soll; durch eine so einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrop geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt und die nach unten gerichtete Spitze des Huts geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Syrop fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halben Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient diese süße und wie man sagt gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren, gelben, noch syrophaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Jener weiße Zucker ist so rein, daß er ohne weiteres zum Koch- und Tischgebrauch tauglich ist, und einer deutschen Hausfrau müßte das Herz aufgehen, wenn sie sähe wie im Souchay'schen Hause, so oft der Zucker- und Kaffeevorrath erschöpft ist, die leere Büchse kurzer Hand in die Vorrathshäuser gesandt wird. Die Zuckerpreise betragen zwischen $1/2$ und $2 1/2$ Dollar für 25 Pfund nach der Qualität, aber auch nach dem Marktbedürfniß; der Preis wechselt fast täglich. Der Absatzort für Zucker und Kaffee ist Habana.

Man ersieht aus Obigem, daß die landwirthschaftlichen Arbeiten beim Kaffee bedeutend, beim Zucker höchst gering sind, daß aber andrerseits der geerntete Kaffee fast gar keine Umstände erfordert, während es beim Zucker umgekehrt ist. Darum nennt der Spanier die Kaffeepflanzung schlechtweg Cafetal, die Zuckerpflanzung Ingenio, und es erfordert die Umwandlung der Kaffeeplantagen zum Zuckerbau Kapital und Unternehmungsgeist, was manchem abgeht und seinen Ruin herbeiführt. Während die Sklaverei und der Reichthum an Weidegrundstücken in Cuba jedoch billige Arbeitskräfte dem Pflanzer an die Hand geben, muß der englisch-westindische Colonist, dem diese fast gänzlich fehlen, sich mit künstlichen und kostspieligen an Ort und Stelle nicht einmal zu reparirenden Maschinen zu helfen suchen, und dort ist der,

welcher nicht an eine solche Anlage ein Bedeutendes wagt, geradezu verloren. Don André brauchte für seine neu einzurichtende Zuckerfabrikation nur 6000 Dollars zu verwenden, während ich in Guiana einen Siedeapparat allein für 25,000 Dollars sah.

Ein so werthvoller und großartiger landwirthschaftlicher wie industrieller Betrieb erfordert einen in vieler Hinsicht tüchtigen Vorstand, und die Blüthe Angerona's enthält kein geringes Lob für Don André; am bemerkenswerthesten aber fand ich die Art und Weise, wie derselbe seine Herrschaft über einen weit bedenklicheren Theil seines Besitzes, über eine Negerbevölkerung von nicht weniger als 320 Köpfen auffaßt und übt. Seit seinem zweiundzwanzigsten Jahre Vorsteher dieser Pflanzung hat er alle Erfahrungen und Einsichten sich angeeignet, die er zur Beherrschung eines Elementes nöthig hat, das ihn zehnmal verderbt hätte, wäre er demselben nicht vollkommen gewachsen; dafür sind aber auch seine Neger die bestgehaltenen, arbeitsamsten, ruhigsten Sklaven der Insel, seine Autorität steht unerschütterlich fest wie die eines höheren Wesens, für das die Neger ihn in der That halten, und bei dem großen Aufstande von 1844 war seine Negerfamilie von jeder Ansteckung frei geblieben. Nicht daß er ein sogenannter gütiger Herr wäre, denn er ist unerbittlich streng, aber consequent und gerecht, und seine Leute wissen das. Hören wir die Aussprüche eines Mannes, der von Natur gutherzig und liebenswürdig, gewiß keinen grausamen Zug in seinem Charakter hat, und der, freilich von allen Illusionen des Neulings frei, sich in seiner langjährigen Erfahrung durch den vollständigsten Succeß bekräftigt findet.

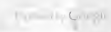
Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht: das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischem Triebe, oder aus schlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, dagegen sie die Uebermacht respectiren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, sowie abergläubische Furcht sie zurückhielten. Die vielfachen Versuche in anderer Weise als mit der Peitsche, und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehlgeschlagen, ebenso wie alle andern Versuche auf edlere Triebe als auf die roheste Sinnlichkeit zu wirken. Es ist keiner unter den Negern der nicht schon die Peitsche erhalten hat, aber auch keiner der sie nicht verdient hätte. Von persönlicher Anhänglichkeit ist unter hunderten kaum ein Beispiel, selbst bei denen die durch humane Behandlung oder besondere Vergünstigungen dazu aufgefordert erscheinen. Souchay herrscht durch Ernst und Consequenz, und durch die Bethätigung persönlichen Muthes, selbst mit Ostentation, ferner durch ein ausgedehntes Spionirsystem, wie durch eine genaue Kenntniß der Neger-

physiognomie, wodurch er sich den Nimbus der Allwissenheit erhält: sie halten den Amo, den Herrn für einen großen Zauberer. Mit größter Schlauheit * wissen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benützen; sie sind die geschicktesten Heuchler; um die Aufseher für sich zu gewinnen, sich einen Vortheil zuzuwenden oder dieselben zur Unachtsamkeit zu verführen, wenden sie jedes Mittel an; ihre größte Freude ist Zwietracht zwischen den Weißen zu stiften, was sie durch Zwischenträgereien zu bewerkstelligen suchen, daher ihre Trostlosigkeit als der Herr der Gevatter des Majoral (Aufsehers) wird. Ihre Sucht zu stehlen übersteigt alle Grenzen, und geht bei einigen so weit daß sie das eigene Essen wegwerfen, um das vielleicht schlechtere des Nebenmanns sich anzueignen. Ihre Rache ist kalt und tückisch, und wirksam genug durch ihre feine Kenntniß der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich sind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl sich selbst, um dem Herrn zu schaden.

Das religiöse Gefühl schlummert, obwohl Sitte und Gesetz der Colonie auf Seelsorge Bedacht nehmen, selbst das Sterbebette des Negers zeigt keine sittliche Erhebung über den habituellen Zustand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewissensqualen, aber sehr dumpfer und materieller Art, zu leiden. Fetischdienst und heimliche Gebete sind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram stehen im höchsten Ansehen: Scorpionstachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelschnäbel, Zangen der Buschspinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Messern und Zäumen; manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver versetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuser gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüssel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen diese Dinge versteckt am Leibe, um zu verhüten daß Spitzbubereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufsehers vergraben um ihn krank zu machen, oder im Pferdestall angebracht damit die Pferde lahm werden, oder von Männern, Müttern, Vätern versteckt, um die Augen der Weißen auf ihre Töchter und Weiber zu lenken; anderes die Weißen zu verblenden, zu verhüten daß sie nicht zu früh aufwachen, oder um den Hunden Witterung und Beißigkeit zu benehmen. Sie behexen sich auch untereinander und zaubern dagegen. Manche alte kluge Neger stehlen nie selber, sondern verführen junge dazu, unter dem Vorgeben sie durch ein Amulett vor Entdeckung sichern zu wollen; der Junge erhält einen kleinen Antheil und verräth höchst selten seinen Anstifter.

Ihre Sinnlichkeit ist vollkommen thierisch, und von ehelicher Liebe und Treue ist keine Spur. Zwar gibt der Herr die Paare nach ihrer eigenen Wahl zusammen, und bestraft die Untreue, aber ohne irgend weiteren Erfolg.

* Diese Schlauheit des Fuchses neben moralischer Stumpfheit verführt zu dem Citat, das sich der Leser von der Universität her erinnern wird: „der Fuchs ist schlau, aber er denkt nicht."



Entsteht Unfriede wegen Ehebruchs, so ist es nur weil die Bezahlung ausbleibt, welche Gemeingut des Haushalts ist, oder wenn sonst Zank zwischen Mann und Liebhaber sich erhebt; vielmehr sieht der Mann ein Verhältniß gern, durch das sein Mittagstisch besser bestellt ist, und wenn der Liebhaber sehr gut bezahlt, so ist er äußerst eifersüchtig gegen Dritte, um jenen nicht zu verscheuchen. Die Anhänglichkeit zwischen Verwandten ist ziemlich groß, und für den Vater hehlen, stehlen und Cigarren betteln ist eine große Kindespflicht.

Die Afrikaner verachten die Creolneger, die in der Colonie gebornen, und umgekehrt, jedoch ist diese Abneigung nicht sehr intensiv; desto mehr zwischen Schwarzen und Farbigen. Farbige Herren gelten für die unmenschlichsten, und die schwarzen Unteraufseher sind die grausamsten, willkürlichsten Despoten.

Je untergeordneter die geistigen Fähigkeiten, desto kräftiger und entwickelter der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Gesundheit, jedoch ist die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß. Charakteristisch ist die Dicke des Schädels und dagegen die Schwächlichkeit der Beine; während sie ersteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnißmäßig schwacher Schlag oder Stoß um das Gleichgewicht der letzteren zu erschüttern; sie tragen auch alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft ist keiner nervösen Abspannung unterworfen, und im Nothfall können sie ungeheure Mahlzeiten, im Vorrath wie die Raubthiere, zu sich nehmen; die Zähne sind sprüchwörtlich schön, im allgemeinen die Natur gesund und voll Heilkraft: fast ihr ganzer Arzneibedarf beschränkt sich auf das purgirende Ricinusöl (Palma Christi, Castor oil). Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine zehnjährige Wittwe gezeigt; die Fruchtbarkeit ist groß, aber es sterben ungemein viel Neugeborne durch die Brutalität ihrer Mütter, auch wohl wegen der schlechten Säfte besonders der afrikanischen Neger. Die Entbindung erfolgt oft in fünf Minuten Zeit, und ohne große Erschöpfung für die Mutter. Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an daß unter 900 Negern einer das Alter von hundert Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältniß wie 1 : 4000 angegeben wird. Besonders geborne Afrikaner werden zuweilen mißmuthig, was bis zum Selbstmord führt; die Sucht zu letzterem wird zuweilen epidemisch, unterstützt durch den Glauben daß sie nach dem Tode nach Afrika zurückkehren; Souchay steuerte diesem Uebel, indem er solche Leichen seciren ließ, spanische Pflanzer ergriffen das grausenhafte Mittel die Hände der Todten auf das Grab zu pflanzen, und ihnen im Glauben der Neger durch diese Verstümmelung die Rückkehr nach dem Heimathland abzuschneiden.

Indem ich in Obigem fast wörtlich die Mittheilungen Don André's wiedergebe, tritt mir selbst die Beobachtung lebhaft entgegen, daß diese Auffassung des Negercharakters in Cuba, obwohl gewiß richtig und reiflich erwogen, doch gegen die weitere Entwicklung und höhere Gesittung der Neger in andern

Colonien bei weitem das dunkelste Gemälde gibt. Meine Ansicht über Bildsamkeit und Fähigkeiten der Negerrace habe ich schon bei Gelegenheit der Sklaverei in Nordamerika ausgesprochen, und ich habe dort bereits gesagt, daß der Neger stets vorwiegend sinnlich und gegen sittliche Eindrücke stumpf sich verhält; in Cuba findet sich aber jedenfalls die niedrigste Stufe der Colonialneger, es liegt dies in der fortwährend starken Zufuhr afrikanischer Neger, die sowohl unmittelbar aus der tiefsten Barbarei als insbesondere aus höchst blutigen und krassen Verhältnissen, wie sie in den afrikanischen Negerstaaten herrschen, dorthin verpflanzt werden. Daher die Wildheit und Energie des Negers auf Cuba, und daher die Erscheinung die in Souchay's Erzählungen am meisten zu überraschen geeignet ist, daß unter diesen Naturmenschen so wenig Anhänglichkeit und Dankbarkeit für gute Behandlung sich entwickelt. Indeß erzählt Don André doch einzelne Beispiele des Gegentheils: ein riesenhafter, wilder Neger war entflohen und umschlich die Pflanzung mit Mordgedanken gegen die Weißen; ein andrer Neger entdeckt ihn und verfolgt den Flüchtling unter lautem Geschrei, obgleich dieser, bewaffnet, ihn mit dem Tode bedroht und ihm schon mehrere Wunden beigebracht hat; endlich gelingt es ihn zu fangen, und da erst gibt sich der andre zufrieden, und sinkt halb leblos und schwer verwundet nieder. Auch Madame S. sprach von der Anhänglichkeit ihrer Hausnegerinnen; wohl mag es sein, daß die Weiblichkeit selbst in dieser unvollkommenen Form die Negerin an die Weiße ihres Geschlechtes fesselt; ich erinnere an die amerikanischen Gefängnisse, wo die Anstellung von Aufseherinnen für die weiblichen Gefangenen das Schicksal dieser erleichterte und von augenscheinlich wohlthätigem Einfluß war.

Es dürfte hier wohl der Ort sein, einiges was ich auf meiner Tour durch Westindien über den Sklavenhandel und den Zustand der Negerstaaten gehört, einzuschalten, da es zur richtigen Beurtheilung des afrikanischen Negers förderlich ist. Ich verdanke vieles der Art den Mittheilungen eines Engländers Mr. Butts, den ich in Guiana kennen lernte; von dem dortigen britischen Gouvernement nach Guinea gesandt, um der an Arbeitermangel dahin siechenden Colonie freie Einwanderer zu gewinnen, hatte er mit der größten Ausdauer an 700 englische Meilen zu Fuß, darunter 300 barfuß zurückgelegt, indem er aus Vorsicht gegen Beraubung sein Schiff mit tausenderlei Waaren und Geschenken der Küste entlang die er bereiste, folgen ließ. Ausgerüstet mit diesen Schätzen, die sein Ansehen als „Mund der Königin Victoria" bekräftigen sollten, zog er von Stamm zu Stamm, und knüpfte diplomatische Relationen mit den kleinen Königen an: Könige nannte er sie trotz der Kleinheit ihrer Reiche, wegen ihrer absoluten Gewalt, auch über Leben und Tod. Als Baumwollmann (Bezeichnung der Weißen wegen ihrer Farbe) überall gut aufgenommen, erlangte er sogar von einem dortigen Oberkönig die Königswürde über mehrere Stämme, mit den Insignien eines elfenbeinernen Armbands. Butts sagt daß es unter diesen Negerstämmen abscheulich zugehe, sie

seien zwar gutmüthig, aber allen Lastern der Sinnlichkeit ergeben, dabei in fortwährender Fehde, und diebisch über alle Maaßen;* er bestreitet die sehr verbreitete Ansicht, daß die Kriegsgefangenen der Regel nach verkauft werden, vielmehr sei Sklaverei die Strafe für Verbrechen, freilich auch für sehr geringe Vergehen, zum Beispiel wenn Jemand das Unglück gehabt eine der Frauen des Königs zu erblicken; in der Noth verkaufen sie aber selbst die eigenen Kinder. Da jeder Stamm Sklaven für den eigenen Gebrauch hat, erklärt es sich daß die Neger selbst gar kein Uebel in dem überseeischen Sklavenhandel sehen, im Gegentheil denselben als ein sehr vortheilhaftes, nationalökonomisch wichtiges Ding betrachten; Butts hatte auch deßhalb die größte Mühe den Negerkönigen die Natur seiner Sendung begreiflich zu machen. Einst erwiederte man ihm auf seine Frage, ob taugliche Subjekte zur Verschiffung nach Amerika vorhanden seien, es seien so viele da als er nur kaufen wolle, worauf Butts dem König beizubringen suchte, daß er die Leute nicht zu kaufen beabsichtige, und daß dieselben drüben für ihre Arbeit bezahlt werden sollten; der König fragte: wie viel? Antwort, ein fleißiger Mann könne wohl 10 Dollars den Monat verdienen. Da sagte der König: „Ihr Engländer müßt entweder große Narren oder große Spitzbuben sein; wenn ihr mir für jeden Mann ein für allemal 10 Dollars gebt, so habt ihr ihn dann umsonst, und ihr sagt ihr wollet ihm monatlich so viel geben!“ — Der Preis eines Sklaven ist allerdings nur 10—15 Dollars; rechnet man daß die Verschiffungskosten per Kopf etwa 30 Dollars betragen, und daß ein solcher Neger in Brasilien oder Cuba um 300—400 Dollars verkauft wird, so begreift man daß der Sklavenhandel trotz aller Erschwerungen immer noch lohnend und verführerisch bleibt, und daß die übliche Annahme nicht übertrieben ist, der Sklavenhändler gewinne, und wenn er von fünf Schiffen auch nur eines glücklich hinüber bringe. Butts besuchte unter andern die Gallinas, ein vorzügliches Emporium dieses abscheulichen Handels, und beobachtete dort ein Beispiel von der Unzulänglichkeit der Maaßregeln zur Unterdrückung desselben: vom Deck eines englischen Kriegsschiffs sah er am Ufer die paarweise geketteten Sklaven gehen, die Engländer aber hatten nach einer jener feinen pharisäischen Distinktionen mit denen ihre Gesetzgebung geziert ist, kein Recht diesem Uebel zu steuern.

Die Sklavenschiffe beschreibt Butts noch schrecklicher als gewöhnlich: das Zwischendeck sei nur $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und die Neger liegen nicht, sondern sitzen mit gespreizten ausgestreckten Beinen, jeder dicht zwischen den Beinen seines Hintermanns. Dagegen sei die Behandlung human, und sie werden nur bei schlimmem Wetter unter Deck eingesperrt, ein Loos das bei stürmischer See ja selbst die meisten Auswanderer trifft. Dennoch sei selbst die Ausdünstung eines Negerschiffs so furchtbar, daß man schon beim Eintritt in einen Hafen rieche

* Dies widerlegt die Doktrin der Abolitionisten, welche nur aus der Sklaverei alle Fehler der Neger, somit auch ihre Diebsgelüste herleiten wollen.

daß ein solches da vor Anker sich befinde. Sämmtliche Schiffe sind klein, aber vorzügliche Schnellsegler, und darum wenn sie weggenommen werden, stets eine sehr gesuchte Waare; ich habe mehrere solche ehemalige Sklavenschiffe als Paketboote verwendet gesehen.

Nur ein Stamm, die Kruman's duldet keine Sklaverei, und die wenigen welche von Sklavenhändlern überrascht und fortgeschleppt werden, pflegen ins Wasser zu springen oder sich den Bauch aufzuschlitzen, um dieser Schmach zu entgehen. Sie sind eine schöne, kräftige Race, kenntlich durch einen gebeizten Strich über die Stirn und den Rücken der Nase. Die jungen Männer, nicht aber die Weiber welche nicht aus dem Lande dürfen, haben die Sitte in die Fremde zu gehen und Erwerb zu suchen, namentlich werden sie Matrosen an Bord der dort stationirten englischen Kriegsschiffe, welche durch diese Aushülfe ihre weiße Mannschaft schonen. Sie bleiben oft zehn Jahre aus, und kommen dann beladen mit Schätzen von Schießpulver, Nägeln, Knöpfen, Spiegeln und ähnlichen Herrlichkeiten der civilisirten Welt, zurück; der ganze Schatz wird indeß sofort vom König und vom Familienhaupt confiscirt, welche dafür die Verpflichtung übernehmen den ehemaligen Besitzer zu unterhalten, und ihm so viele Weiber zu geben, als er nach dem Maaßstab des Erworbenen verdient; so viele Weiber als möglich zu haben, ist das große Ziel der Glückseligkeit. Wenn einer unter ihnen anscheinend ein großes Vermögen erworben hat, so pflegen die Nachbarn zusammen zu treten und über den möglichen Grund solchen Wohlstandes zu berathschlagen; regelmäßig endigt eine solche Versammlung mit einem Anfall auf die Habe des Beneideten.

Die Neger sind nach Butts' Meinung alle Menschenfresser,* wenigstens insgeheim. Jene Kruman's haben obendrein die Liebhaberei das Fleisch der Weißen besonders wohlschmeckend zu finden, wie sie Butts selbst gestanden. So hatten sie vor einiger Zeit die Mannschaft von zwei Booten eines Kriegsschiffs rein ausgefressen; in der Regel verzehren sie jedoch nur Kriegsgefangene und die Leichen der im Kampf gefallenen Feinde. Die meisten Stämme sind Teufelanbeter, da sie sagen: „Gott ist gut, und will uns nichts Uebles, aber den Teufel müssen wir zu besänftigen suchen." Jeder König hat seinen Teufelsmann, d. h. Priester und Beschwörer, der Oberpriester heißt der große Teufel und wohnt im Teufelsbusch, der ein großes Heiligthum ist zu dem die Neger weit und breit wallfahrten. Da gerade während Butts' Anwesenheit ein großer Festtag und Consultation des Orakels einfiel, wünschte Butts ebenfalls dahin zu reisen, wurde aber durch das schlechte Wetter gezwungen einen seiner Mitkönige an den großen Teufel abzusenden. Mit einem wahrhaft königlichen Geschenk von einem Pfund Tabak und einer großen Flasche Rum machte sich die schwarze Majestät auf den Weg, nachdem Butts vorher in

* Die Delicatesse ist, auch in Sumatra bei den dortigen Menschenfressern, das Innere der Hände. Schönes Resultat der vergleichenden Kulturgeschichte!

listiger Weise vorgebeugt hatte, daß der König die Geschenke nicht selbst aufzehre, indem er ihm einschärfte dieselben ausdrücklich in seinem, Butts' Namen zu überreichen; werde er sie berühren oder sie für sich selbst opfern, so werde der Teufel doch merken von wem sie kommen, und ihn bestrafen. Der Teufel war billiger Weise sehr entzückt von solcher Freigebigkeit, und gab folgenden gnädigen Bescheid: „Der König Butts ist ein großer weißer Teufel, und ein Freund der Schwarzen. Was er beginnt wird gelingen, und wehe dem der ihn oder sein Eigenthum beschädigt." Von diesem Augenblick an war seine Habe vollkommen sicher, da Niemand mehr sich getraute ihn auch nur um eines Strohhalms Werth zu bestehlen. Während des Orakels ruhen alle Fehden der Stämme; wird dennoch Blut vergossen, so schließt der große Teufel alsbald sein Heiligthum und öffnet es nicht eher wieder, als bis der Kopf des Thäters an einem gewissen heiligen Baum in einem Kübel mit Palmwein zur Sühne aufgehängt ist. Unter seinen mitgebrachten Curiositäten hatte Butts auch ein mit Wachs verklebtes Ziegenhorn, ganz ähnlich einem Amulett das ich in Angerona gesehen. Das war ein „Teufel" der Kruman's, den er durch große Bestechungen von einem Priester sich verschafft hatte. Die diabolische Kraft dieses Horns ist so groß, daß ein Neger, damit berührt, vor abergläubischem Schrecken todt hinfallen würde; auch verweigerte Butts, diesen Teufel zur Probe seinem jungen aus Afrika mitgebrachten Burschen zu zeigen: mit dem Ding sei nicht zu spaßen, sagte er.

Das Duell der Neger besteht im Trinken von vergiftetem Wasser; beide bekommen Bauchgrimmen, und „der Lebende hat Recht."

Höchst originell ist die Art und Weise, wie Neuigkeiten durchs Land gesendet werden: während der König in der Versammlung sitzt, kniet ein Läufer hinter ihm und lauscht; sowie der König meint daß derselbe für seine Fassungsgabe genug gehört, gibt er ihm einen Fußtritt, und fort stürmt dieser in vollster Eile, wohl 10 englische Meilen weit, bis er erschöpft hinsinkt und einem andern seine Botschaft vertraut, der ebenso fortrennt. So geht die Nachricht an einem Tag bis 180 englische Meilen weit, und unterdeß hat der König schon wieder einem andern und dritten einen Fußtritt zur Fortsetzung der Depesche gegeben.

Die Verkehrsverhältnisse mit dem Binnenlande sind sehr unvollkommen, da es die Politik der Küstenstämme ist, allen Handel mit enormem Vortheil nur durch ihre Hände gehen zu lassen. Butts hatte daher einmal einen Abgesandten mit Rum und Tabak an die Könige jener Landstriche abgefertigt, der König an der Küste fing aber den Boten auf, und Butts der ihn in der Rathsversammlung deßhalb zur Rede setzte, gerieth bei diesem Anlaß in eine kritische Lage. Wie große Affen, mit feindseligen Mienen und ihre Speere in der Hand, hätten die Häuptlinge da gesessen, erzählte er, und der König in der Mitte, offenbar in der Stimmung ihn zu insultiren, ja wohl gar umzubringen. Ganz gegen die Courtoisie des Landes sprach er, obgleich

wie alle Könige der Küste des Englischen mächtig, in der Landessprache zu den Häuptlingen, und streifte obendrein, wie er seinen Mantel um die Schulter schlug, Butts absichtlich mit dem Zipfel desselben. Dieser sah ein daß sein Leben in Gefahr war, sowie er sich ungestraft herabwürdigen ließe; er zog also den Säbel und drohte den König in Stücken zu hauen, wenn er ihm nicht sofort Genugthuung gebe. Das wirkte, Seine Majestät gab auf englisch und in der Negersprache eine Ehrenerklärung, aber, setzte er hinzu, er fordere jeden Anwesenden auf zu bezeugen, daß er gegen seine Herrscherpflicht gehandelt haben würde, hätte er solche ungeheure Reichthümer (zwei Flaschen Rum und ein Bündel Tabak!) ungehindert ins Innere ziehen lassen.

Von dem Zustand des Handelsverkehrs unter diesen Umständen gab Butts folgende Illustration aus Sierra Leone: ein Neger kommt zur Stadt mit etwas Pfeffer oder Arrow root, um sich ein Hemd einzutauschen; nach langem Suchen findet er einen Mann der seine Produkte brauchen kann, der aber sagt: „Hemden habe ich nicht, aber ich will dir einen Hut dafür geben." Der Aermste nimmt den Hut und läuft ein paar Tage mit ihm herum, bis er ihn etwa gegen ein Paar Schuhe vertauschen kann; wenn er dann endlich diese gegen ein Hemd wieder los wird, geht er fröhlich nach Hause, ohne zu ahnen daß er in der verlornen Zeit genug hätte erwerben können, um sich einen Hut, ein Paar Schuhe und ein Hemd zu kaufen.

In Liberia ergötzte sich Butts an der hohen Miene, die die halbgebildeten aus Amerika herübergekommenen Neger gegen ihre Stammgenossen annehmen, indem sie dieselben Niggers nennen, sich selbst aber für Weiße ausgeben. „Wir wissen wohl, sagten sie, um Butts Verwunderung zu beschwichtigen, daß wir eben so schwarz sind wie sie, wenn wir es ihnen aber zugäben, so wäre gar nichts mit ihnen anzufangen."

Der Leser dankt mir wohl diese Abschweifung, welche ich schon deßhalb nicht unterdrücken mochte, weil Mr. Butts meines Wissens nichts über seine Expedition veröffentlicht hat, und die Art wie er mir seine Erlebnisse mittheilte das Gepräge der Wahrheit trug. Weniger wird man den vielen Erzählungen der Sklavenhändler über afrikanische Sitten trauen dürfen, doch citire ich aus einem solchen Bericht, daß ein afrikanischer König an seinem Geburtstage jährlich dreißig Neger enthaupten zu lassen pflege, um seinen Vorfahren ins Jenseits Nachricht von seinem Wohlbefinden zukommen zu lassen, ein andrer König eigene Corps unterhalte, um seine Gefangenen alle auffressen zu lassen. An die Erzählung des wilden Zustandes in jenen Negerstaaten schließen sich Proben wilder Energie an, wie sie auch in Cuba namentlich bei jener großen Revolte im Jahre 1844 zu Tage kamen. Ein Sklave hieb, als die Verschwörung entdeckt war, wacker auf seine Brüder mit ein, und erklärte auf Befragen: „ich thue es, weil die Hunde zu früh losgeschlagen haben," und als man ihm ungeachtet dieser trotzigen Antwort die Freiheit anbot, schlug er sie aus, „weil er dann die Gelegenheit verliere seinen Herrn zu ermorden." Ein Anderer

stürzte sich von einem Felsen hinab, an den man ihn geführt hatte um ein Versteck von Waffen anzugeben. Negerverschwörungen sind in Cuba so häufig, als in den Vereinigten Staaten selten, und es leuchtet ein daß diese Vorkommnisse auf die Behandlung der Sklaven zurückwirken müssen. Uebrigens ziehen viele Herren den afrikanischen Neger dem Creolneger vor, und erklären die größere Zahmheit des letzteren vielmehr für Entartung, die mit zahlreichen dem ursprünglichen Negercharakter fremden Fehlern Hand in Hand gehe.

Die gesetzlich verbotene Einfuhr von Sklaven wird schwer ganz zu unterdrücken sein, so lange der Handel so einträglich ist, und es somit dem Händler der Mühe werth ist die Nachsicht der Küstenwächter und Anderer zu erkaufen, so lange insbesondere der dringende Bedarf nach Sklaven die Colonisten wenigstens indirekt in ein Bündniß mit den Sklavenhändlern bringt. Es scheint daß im allgemeinen die Sklavenbevölkerung der Kolonien sich auf natürlichem Wege eher vermindert als vermehrt, und jedenfalls den durch neue Plantagenanlagen gesteigerten Bedarf nicht deckt, während die der freien Schwarzen in den englischen Colonien bei dem behaglichen Zustand in dem sie leben, entschieden im Zunehmen ist. Zeuge der wenigstens formellen Fürsorge für Unterdrückung der Sklaveneinfuhr ist eine abgetakelte englische Fregatte im Hafen von Habana, vertragsmäßig dort stationirt um den befreiten Negern als vorläufiges Depot zu dienen, zugleich aber ein zweites Gibraltar, oder Helgoland, oder Malta, oder Aden der weitgreifenden Engländer.

Nicht selten gelangen Neger fürstlichen Geblütes nach Cuba, und diese pflegen von ihren Stammesgenossen mit großer Ehrfurcht behandelt zu werden, dergestalt daß sie sich vor ihnen selbst niederwerfen. Eine Prinzessin wollte durchaus nicht arbeiten, dagegen fand sich ein alter Prinz in Souchay's Besitz mit guter Manier in seine Lage, ließ sich auch selbst die Peitsche gefallen, die ihn zuweilen traf, wiewohl er rücksichtsvoll behandelt wurde. Sein Leichenbegängniß wurde durch die Theilnahme der übrigen Afrikaner zu einem sehr glänzenden.

Kehren wir nun nach Angerona zurück und betrachten die materielle Lage der Sklaven. Der Neger steht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern also nicht sehr früh) auf und begibt sich an seine Arbeit; um 8 Uhr erhält er ein Frühstück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch und Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann alle in dem Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet als mancher deutsche Taglöhner. Sonntags wird blos bis 9 Uhr Morgens gearbeitet, der übrige Tag ist ihnen ganz frei gegeben, sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen

für ihr Vieh, namentlich ein oder ein paar Schweine* die jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vortheils durch Zwang angehalten werden muß. Will er sich freikaufen, so ordnet das Gesetz an daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, es kaufen sich aber gerade die ordentlichen und somit bemittelten am seltensten los, weil sie die Last der Arbeit und die Strafe nicht scheuen, und den sichern Unterhalt wohl zu schätzen wissen. So äußerte eine Sklavin Souchay's der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken ob sie dann auch satt zu essen finden werde; hier habe sie doch ihr tägliches Brod gehabt, und Schläge nur wenn sie es verdient. Die Strafen bestehen in der Peitsche, sodann in Geldstrafen bei Vermögenden und Entziehung des Schweins; selten reicht aber letzteres ohne ersteres aus. Vor der Revolte durfte der Herr nur 25 Schläge verhängen, welche Beschränkung dann wegfiel, weniger als das stehen jedem weißen Aufseher zu, den schwarzen Unteraufsehern nur 4; bei strengeren Strafen pflegte Don André eine Art Gericht zu halten und auch die Ansichten der übrigen Neger zu vernehmen. Die in Strafe befindlichen müssen die Nacht im Block, getrennt von ihrer Familie schlafen, auch des Sonntags arbeiten. Für die Kranken ist ein eigenes Spital vorhanden, die ärztliche Behandlung ist aber bei diesen Naturmenschen sehr einfach. So wie der Neger alle seine Arbeit mit Gesang zu begleiten liebt und eine unverwüstliche Heiterkeit an den Tag legt, so ist auch die Haupterholung Musik und Tanz, und zwar letzterer nach der nationalen Trommel, einem Rindsfell über einen Holztopf gespannt; die Tänze sind höchst unanständig.

Die religiöse Fürsorge betreffend, die natürlich ausschließlich katholisch ist, so kommt der Geistliche von Zeit zu Zeit die Neugebornen zu taufen, die Uebrigen das Credo, das Vaterunser, das Ave Maria und andre Gebete zu lehren; Sonntags betet einer der Neger vor. Viele spanische Herren sind in dieser Hinsicht sehr sorgfältig und gewissenhaft. Seine Neger trauen zu lassen, mochte sich Don André nie entschließen, denn wie er unverhohlen sagte, heiße das bei dem völligen Mangel einer sittlichen Auffassung der Ehe die Perlen vor die Säue werfen. Die Mütter werden 1—2 Monate vor der Niederkunft in das „Creolenhaus" gebracht, und bleiben dort bis 40 Tage nach der Geburt von Arbeit verschont; dann bleiben die Kinder in diesem Creolenhaus unter der Aufsicht besonderer Wartfrauen, bis sie heranwachsen

* Durch ganz Amerika bekannt ist die Vorliebe der Neger für die Schweine, was man witziger Weise aus dem Respekt für ein Wesen herleitet, das allein auf der ganzen Pflanzung nicht zu arbeiten brauche. So legt man einem Neger die Betrachtung in den Mund: der arme Neger müsse sich abarbeiten, selbst der Herr gehe seinen Geschäften nach, Pferde und Rinder müssen tragen und ziehen, der Hund wenigstens Wache halten; nur das Schwein habe nichts zu thun als fressen und davon auszuruhen — „him gentleman."

und arbeitsfähig werden; die erwachsenen Mädchen bleiben bis zum 15. oder 16. Jahr im „Kloster," und werden dann nach eigner Wahl zur Ehe zusammengegeben.

Es ist im Obigen vieles was der Leser von Onkel Tom's Hütte* nicht wird zusammenreimen können, da ich jedoch in Westindien gelernt habe daß es unmöglich ist einen Mohren weiß zu waschen, so will ich nichts weiter hierüber sagen. Allerdings ist Don André's Negerhof ein Muster, und die naive Klage seiner Sklaven, daß es bei ihm gar so schwer sei bei der strengen Ordnung etwas zu stehlen, ist wohl die schlimmste Beschwerde die sie vorzubringen haben. Indeß herrscht gerade auf Cuba bei den Pflanzern mehr unzweckmäßige Milde als Strenge, und zumal die Hausneger, welche ein reicher creolischer Pflanzer zu Dutzenden um sich und seine Familie versammelt, sollen oft Muster von Verzogenheit, Unverschämtheit und Nichtsnutzigkeit sein.

Auch der blühende Zustand von Angerona überhaupt ist leider ein von den Creolen unerreichtes Ideal. Während Don André mit seltener Tüchtigkeit, und gestützt auf tüchtige deutsche Untergebene seine Pflanzung mit theoretischer und praktischer Einsicht verwaltet, fehlen dem trägen Creolen die Kenntnisse, welche zu erwerben unter seiner vermeintlichen Würde ist, und die Energie, welche Geburt und Klima ihm versagt haben; da jeder Weiße hier Herr sein will, und es für unehrlich gilt sein Brod durch Thätigkeit zu verdienen, so muß er seine Dienststellen mit elenden Subjekten besetzen: selbst der eigne Sohn darf sich nicht erniedrigen unter dem Vater zu dienen. So gehen die Sachen schlechter und schlechter; die Preise sind ungünstig, das Erdreich ausgesogen, die Neger verwildern, und der sprüchwörtliche Reichthum der westindischen Pflanzer ist zu der traurigsten, oft nicht einmal mehr verhüllten Dürftigkeit herabgesunken. Hier ist eine Pflanzung wo die Neger nichts zu essen bekommen wenn sie es sich nicht stehlen, dort eine Familie die ihre Thüren verschließt wenn sie sich zu Tische setzt, damit nicht ein ungebetener Gast das spärliche Mahl zu theilen komme; es ist traurig zu hören, wie der Glanz und die ungemessene spanische Gastfreundschaft, die noch zehn Jahre vorher in voller Blüthe standen, sich so plötzlich vor dem hereingebrochenen Elend haben verkriechen müssen. Und gerade den Glanz liebt der spanische

* Es hat dieser Tendenzroman, welcher erschienen ist seit ich im ersten Band des vorliegenden Werks Anlaß hatte meine Ansicht über die Sklavenfrage auszusprechen, das lesende Publikum in starke Aufregung versetzt, und das Urtheil derer welche dieser Frage fern stehen, nicht wenig getrübt. Die möglichen Folgen welche der von mir wahrlich nicht geläugnete Fluch der Sklaverei haben kann, sind in ergreifender, aber einseitiger und grell übertriebener Weise dargestellt, und wie es bei solchen Produktionen zu geben pflegt, ist zur praktischen Lösung der Frage auch gar nichts geleistet. Vielmehr wird die praktische Folge eine entschieden schädliche auf die Stimmung der südlichen Staaten sein, und die Sklaven der Verfasserin eben so zu danken haben, wie der Hirtenjunge dem Don Quixote für die Vertretung seines Rechts bei seinem Herrn.

Creole über alles; hat doch vor längeren Jahren ein Reicher in Habana die Achsen und den Radbeschlag seiner Volante von Silber, die übrigen Zierrathen von Gold fertigen lassen, bis der Gouverneur diesen Uebermuth untersagte.

Wenden wir uns lieber zu der freundlicheren Einfachheit des Souchay'schen Hauses zurück, wo eben so grenzenlose Gastfreiheit, aber ohne Prunksucht mir einen so behaglichen als belehrenden Aufenthalt gewährte. Bei dessen beschränkter Dauer konnte man von dem Gefühl unberührt bleiben, daß man auf einem Vulkan stand, und es galt mir nur wie eine Curiosität daß die Briefbeschwerer in dem Hause geladene Terzerolen waren. Auch mit der Nähe des Sklavenelends, das dem unbefangenen Deutschen als ein Elend stets erscheinen muß, versöhnte die Munterkeit und Lustigkeit der Neger, jenes köstliche Geschenk mit dem die Natur ihnen ihren Zustand erleichtert. Neben der Annehmlichkeit des geselligen Lebens mit einem liebenswürdigen deutschen Ehepaar und mit mehreren gebildeten und wackern Landsleuten, gab es täglich interessante Ausflüge und Scenen von höchst willkommener Neuheit. Meinen Jubel über die Herrlichkeit der tropischen Vegetation vermochten meine Wirthe mit dem Einwurf, es sei ja Winter und die Natur schlafe, nicht zu dämpfen, und tägliche Spaziergänge in der ausgedehnten Pflanzung waren überreich an Genuß. Einmal galt es aus eigner Erfahrung die Bereitung des Palmkohls kennen zu lernen, indem wir eine junge Königspalme unbarmherzig umhieben und aus dem obersten Schößling den Kern der noch unentwickelten Blattkeime herausschälten, den man uns nachher zu einem wirklich vortrefflichen Gemüse herrichtete. Ein andermal jagten wir in der Kaffeeplantage den verwilderten Hühnern nach, die sich in förmlichen Ketten verstrichen hatten, und aufzubaumen pflegten wenn man sie jagte, aber ihrer Scheuheit halber kaum zu erlegen waren; nach Don André's Anweisung war die Hauptsache den Hahn von der Kette wegzuschießen, worauf die Hennen sich wieder in die Nähe des Hofs gewöhnten. Manch andrer Vogel mußte ebenfalls den Reiz der Neuheit seines Gefieders theuer bezahlen. Einmal gab man mir das Schauspiel, wie die Hunde der Pflanzung, eine unendliche Meute von allen Racen, die Fährte eines Negers, der eigens dazu abgeschickt und auf einen Baum zu klettern angewiesen worden war, verfolgte und den Menschen dort stellte, bis der Herr herbeikam und ihn erlöste. Man hat die besondere Race der berüchtigten Bluthunde nicht mehr, und die Klasse ist so umfassend wie bei uns die der Fleischerhunde, aber diese Thiere waren zur Verfolgung entflohener Neger besonders eingeübt, und Don André ließ, nicht ohne Ostentation, öfters eine solche Probe anstellen; alle Hunde von Haus und Hof, große und kleine laufen mit, einer führt regelmäßig, und wenn Pero Bruto, Vater Brutus, ein würdevoller alter Köter nicht bei Laune war, so war der Erfolg bei allen Unternehmungen der Meute nur halb. So lange der Flüchtling sich nicht zur Wehr setzt, und stehen bleibt, thun sie ihm nichts zu Leide.

Mancherlei größere Ausflüge reihten sich an das an, was die nächste

Umgebung bot. Mehrere Pflanzungen der Nachbarschaft wurden besehen, und die spanische Gastfreiheit erprobt; es ist in der That das erste Wort des Spaniers den man besucht, das Haus und alles was sein ist, zur Verfügung des Gastes zu stellen, und man muß sich wohl hüten dies oder jenes zu loben, wenn man nicht will daß es mit den Worten „a su disposicion" einem zum Geschenk gemacht werden soll. Die spanische Courtoisie berührt überhaupt im geselligen Umgang höchst angenehm, Schade daß sie im Creolen mit so wenigen Eigenschaften der männlichen Thatkraft und Tüchtigkeit gepaart ist. Die jungen Deutschen in Angerona, in jeder Weise der gesellschaftlichen Anerkennung würdig und durch ihre Thätigkeit achtbar, verloren durch eben diese letztere Eigenschaft in den Augen der Creolen, die sie als Leute die für Geld Dienst thaten nicht für voll gelten ließen; man begreift was für unglückliche Folgen eine solche verkehrte Auffassung für Leute haben muß, die sich somit jede Wirksamkeit von vornherein abschneiden. Es fehlt dann nur noch, daß sie wie die reichen Chinesen, zum sichtbaren Beleg daß sie nicht nöthig haben zu arbeiten, sich die Nägel der rechten Hand zollang wachsen lassen. So verfallen sie in Unthätigkeit und Apathie, und finden ihr Lebensglück nur in der Sinnlichkeit und in der Aufregung des Hazardspiels, dem sie leidenschaftlich zugethan sind; freilich ist letzteres als das einzige ehrliche Mittel in der Welt ohne Anstrengung Geld zu erwerben, ganz gemacht für eine so indolente Bevölkerung, es wirkt aber auch in dieser Richtung zurück und verleidet seinem Anhänger jede Betriebsamkeit vollends. Es gehören in diese Kategorie die in allen spanischen Colonien leidenschaftlich geliebten Hahnenkämpfe, welche durch hohe Wetten noch die wahre Würze erhalten; natürlich durfte ich nicht versäumen dieses nationale Vergnügen kennen zu lernen, und dies zu bewerkstelligen ist nicht schwer, da jeder Ort auf Cuba seinen bedeckten Circus hat, an dem sich besonders am Sonntag die Liebhaber zu versammeln pflegen; wir fuhren also nach dem benachbarten Städtchen Artemisa, wo wir bereits den Kampfplatz gedrängt voll fanden. Die Gesellschaft hätte ein Europäer den Costümen nach für höchst gemischt angesprochen, denn die meisten Herren trugen die beliebte Tracht von Hemd und Hose, ersteres über letztere, meist mit einem bunten Schnupftuch malerisch umgürtet; ein Strohhut und Pantoffeln vollenden den nicht einmal sehr reinlichen Anzug; der westindischen Aristokratie der Farbe gemäß waren aber alle Anwesenden Caballeros, und ihre gesellschaftlichen Formen straften den Titel nicht Lügen. Der Eintritt ist gratis, aber es ist schicklich zu wetten, und da ich die Anwesenden nicht kannte, auch den Werth der einzelnen Hähne nicht zu unterscheiden wußte, so bediente ich mich nach Landesart des „Kupplers," der eine kleine Vergütung für seinen Rath und seine Mühe erhält. Es wurde fast nur in Gold gewettet, die Leidenschaft und tobende Aufregung der Zuschauer folgte dem Kampf in jedem Stadium seines Verlaufes, und wenn der Sieg entschieden war, pflegten die Gewinner sich und uns in ihrer Glückseligkeit zu umarmen. Bevor der Kampf beginnt werden die Hähne gewogen,

und dann von den Eigenthümern selbst in die Arena, die etwa 10—12 Fuß Durchmesser halten mag, getragen. Der Aufzug der unglücklichen Kämpfer ist der kläglichste, und von der ritterlichen Figur des Hahns bleibt bei den üblichen Zurüstungen desselben zum Streite wenig übrig: Rücken, Hals und Hintertheil werden kahl gerupft, die Flügel beschnitten und die Enden der Schwungfedern scharf gespitzt, eben so die Sporen. Nun werden die zwei Gegner mit den Köpfen gegen einander gesetzt und gleichzeitig losgelassen, und es erfolgen zuerst ein paar heftige Sprünge gegen einander, worauf sofort der eine die Flucht ergreift und von dem andern hart gefolgt im Kreise herum läuft. Diese Verfolgung dauert oft mehrere Minuten, sie ist aber nicht sowohl ein Zeichen der Schwäche des einen Hahns, sondern meist Kriegslist, um im rechten Moment wieder die Offensive ergreifen zu können; der Kampf wird aber dadurch zum Uebermaaß verlängert. Von Zeit zu Zeit nehmen die Herren ihre Hähne auf, lecken ihnen das Blut ab, bespucken sie mit Wasser, und der Kampf beginnt mit neuer Heftigkeit; der mit dem Messer scharf zugespitzte Sporn ist die gefährlichste Waffe, und das Ende ist, daß der eine dem Gegner dieselbe in die Brust oder auch ins Genick stößt. Der einzelne Kampf dauert in der Regel über eine halbe Stunde, und wird dem Neuling durch jene Entstellung der Thiere und durch die Abhetzerei ganz ekelhaft. An jenem Tage wurden fünf Hähne abgeschlachtet.

Nach Artemisa pflegten wir überhaupt nicht selten zu kutschiren, und ich vergesse nicht leicht eine Rückkehr bei Nacht, als Don André's Bruder, der die Zügel führte, mir eine Pistole zur Vorkehr gegen Räuberanfälle in die Hand gab, und mich ersuchte sie lieber gleich gespannt zu halten, denn die Räuber pflegten urplötzlich zu erscheinen und keinen Spaß zu verstehen. Man wird begreifen, daß ich unter solchen angenehmen Erwartungen, hinter jedem Busch die angekündigten Feinde erspähend, von der schönen tropischen Mondlandschaft diesmal wenig genoß. Cuba wimmelt von Raubgesindel, und es geht auch Jedermann bewaffnet auf dem Lande; eine ganz praktische Verordnung verbietet das Tragen von Dolchen und Pistolen die nicht fußlang sind, bei strengster Strafe, während größere, nicht versteckbare Waffen außerhalb der Städte erlaubt sind.

Auch mehrere Jagdpartien in größerem Maaßstab wurden durch Don André's Güte veranstaltet, die eine eine Wasserjagd in den Sümpfen der Südküste, zu der wir sechs Mann hoch, mit Negern, Troß und Hunden ausrückten. Fünf Stunden Weges hatten wir zu reiten bis wir in die Savanen kamen, wo plötzlich die Gegend einen ganz neuen Charakter annimmt. Eine weite, doch nicht öde Fläche, von den merkwürdigen Fächerpalmen beschattet, dann wieder ein Wald von treibhausartig duftenden Bäumen, die von den mannichfaltigsten Schlingpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden waren, das war eine ganz neue, unbeschreiblich anziehende Scenerie. Dazwischen die Lagunen, die in dieser Zeit nur spärliches Wasser enthielten, aber doch endlosem Wassergeflügel zur Zuflucht dienten, den prachtvollen Silberreihern,

die schneeweiß und von der Größe eines Kranichs und in verschiedenen kleineren Arten, leider nur zu scheu und fern über uns schwebten, und im Sonnenlicht einen zauberischen Anblick boten, unzähligen Enten, Tauchern, Rohrdommeln und anderem nie gesehenem Wild; besonders die Entenschwärme, denen ich im Herbst auf den großen Flüssen Nordamerika's begegnet war, fand ich hier am Ziel ihrer Wanderschaft nach Süden wieder. Unser Hauptrevier war eine große stundenlange Lagune, an deren Ufer wir erst einen herzhaften Imbiß nahmen. Nun blieb freilich keine Wahl, wenn wir dem wilden Geflügel ankommen wollten, als getrost in den Sumpf zu waten; die weniger Eifrigen wurden als Strandreiter organisirt, um das wegzuschießen was etwa dem Ufer zufliegen würde, wir andern patschten wohlgemuth wohl eine halbe Stunde weit bis über die Kniee durchs Wasser, Einer fiel gar in seinem Schützenenthusiasmus mitten hinein und kühlte seinen Eifer und den Brand seines Gewehrs; dabei stach die Sonne auf uns hernieder, und ich bestand wahre Tantalusqualen des Durstes mitten im Wasser, bis ich mich nicht länger überwinden konnte, und aus der hohlen Hand das Sumpfwasser in unmäßiger Menge schlürfte, eine sehr große Unvorsichtigkeit besonders in diesem Klima, die ich jedoch nachher durch den trefflichen Gin, den in ganz Westindien unerläßlichen Wachholderschnaps wieder gut zu machen suchte. Unsere Mühe wurde indeß reichlich durch die Ausbeute belohnt; besonders interessirte mich ein in ganzen Ketten vor uns auffliegender Kampfhahn, schön braun und gelb, mit gelben Lappen am Kopf und spitzen gelben Knorpelfortsätzen am Flügelgelenk; im Ganzen brachten wir wohl fünfzig Stück, zum Theil eßbaren Geflügels heim, leider keinen von jenen schönen Silberreihern, deren ich später gar manchen erlegt habe, denn sie sind Gemeingut der ganzen heißen Zone, in Amerika wie in Indien. Aber nun die Trockenscene am Ufer! Meine Schuhe und Inexpressibles, welche ich auf Anrathen wegen des schneidenden Schilfes anbehalten, mußten freilich als Opfer der Diana verbleiben, und auch unsere übrige Persönlichkeit war so durchnäßt, daß wir uns ohne weiteres in die Sonne legen und trocknen mußten; am schlimmsten waren bemeldete Strandreiter daran, die sich durch ihren Jagdeifer doch hier und da hatten verleiten lassen unvorbereitet ins Wasser zu waten. Als wir so da lagen, das getödtete Geflügel neben uns, hatte der Anblick desselben unglaublich schnell die scharfsinnigen Aasgeier herbeigezogen, welche uns nun fast ohne Scheu umschwebten; es war ein zu lockendes Ziel, als daß wir uns aus Achtung für die große Nützlichkeit dieser Thiere hätten enthalten können noch auf ein paar von ihnen zu feuern; einer derselben hatte eine Flugbreite von 5 Fuß 8 Zoll. Mit dem was an Kleidung uns übrig blieb setzten wir uns nun wieder zu Pferde, erlegten auch noch auf dem Heimweg dieses und jenes; mir wurde noch ein Täubchen, nicht größer als ein Sperling zu Theil, eine der unendlich zahlreichen Arten der amerikanischen Tauben. Eine fröhliche Rücktour und ein doppelt freundlicher Empfang für die beutebeladenen Jäger beschloß den Tag.

In Cuba reitet alles, mehrentheils mexicanische Ponies, die sehr dauerhaft sind; aus nördlichen Ländern eingeführte Pferde leiden leicht durch das Klima. Allgemein im spanischen Amerika sind die Paßgänger, welche bei dieser sanften Gangart, wo immer die Beine der einen Seite gleichzeitig aufgehoben werden, sehr wenig ermüden und doch stark fördern, da weder Reiter noch Pferd das schnellere Tempo zu ihrer Erholung durch Schritt zu unterbrechen nöthig haben. Die schon beschriebene häßliche Sitte dem Pferd die Mähne zu scheeren, so daß sie einen förmlichen Kamm auf dem Hals bildet, und den Schweif in einen Zopf geflochten an den Sattel zu binden, ist auch bei Reitpferden üblich. Eine ähnliche groteske Liebhaberei ist die für Schecken, die für etwas absonderlich schönes gelten und theuer bezahlt werden. Der spanische Caballero verschmäht es etwas anderes als einen Hengst zu reiten, diese Thiere sind aber, obgleich man bei dem Klima das Gegentheil vermuthen sollte, sehr ruhig und verträglich.

Auch mir war in Angerona ein Leibpferd, ein schöner Brauner, Romeo mit Namen, dem ich das zärtliche spanische Diminutiv Romeito beilegte, zugetheilt worden, und also gut beritten begrüßte ich mit besondrer Freude die Aussicht auf eine Hirschjagd zu Pferde; Cuba enthält, wie so viele Inseln,* von Natur keine so große vierfüßige Thiere wie Hirsche, ein spanischer Conde aber hatte vor etwa 50 Jahren mexicanisches Wild in dem schon erwähnten Gebirge El Cusco angesetzt, wo es sich bei der Abwesenheit größerer Raubthiere sehr stark vermehrt hatte. Diesmal ritten wir noch in der Nacht weg, und erfreuten uns an dem prachtvoll glänzenden Sternhimmel, der unter der Breite von 23° schon wieder viel neues für den Nordländer zeigte. Die Landschaft ist höchst malerisch: hohe, edelgeformte Berge die sich schroff aus der Ebene erheben, einzelne Pflanzungen, die Felder voll der großblättrigen Banane, und dazwischen die eben so exotischen Formen der herrlichen Königspalme, während das Gebirge einen heimathlichen Anstrich hatte. Von der Höhe übersah man an beiden Enden der hier schmalen Insel im Norden den Golf von Mexico, im Süden das caraibische Meer, ein entzückender Anblick nicht nur wegen seiner geographischen Merkwürdigkeit, die doch auch sicher etwas berauschendes für den Europäer hat. Berg auf Berg ab, die Flinte auf dem Rücken ging nun die tolle Jagd, einem aufgeschreckten Hirsch nach, ich selbst in Entzücken über die herrliche Natur um mich und über das wilde Treiben verloren, bis mich ein plötzlicher Sturz meines Pferdes, das im raschen Galopp auf dem thauigen Rasen ausgeglitten war, aus meinen unzeitigen Poesien weckte. Da lag ich mit dem ehrlichen Romeito, er links, ich rechts; es hatte aber zum Glück keinem von uns etwas geschadet, obgleich das Gewehr auf das ich stürzte mir billig einige Rippen hätte knicken müssen, und so ging's fröhlich weiter;

* Das nicht viel größere Java indeß hat Rhinoceros und Tiger, und Sumatra obendrein Elephanten.

den von einem der Jagdgenossen angeschossenen Hirsch bekamen wir indeß nicht. Im eigentlichen Jagdrevier stellten wir uns nun systematisch an, die Neger mit den Hunden spürten die Schlucht hinauf, die wir umstellt hatten, und bald sah ich ein paar der artigen Thierchen mir gegenüber, jedoch außer Schußweite ruhig weiden, bis der Lärm der Treiber sie aufschreckte. Don André von seinem Schimmelchen herab, das mauerfest stand, schoß eines der Thiere, die einzige Beute die uns diesen Tag beschieden war, wiewohl wir bis zum Abend mit großer Ausdauer spürten und jagten. Das Anziehendste war der immer wechselnde Anblick der Berggegend und die Neuheit einer solchen Gebirgsjagd zu Pferde; sie gewährt den Vortheil daß man sich einen günstigen Punkt zum Schießen jeden Augenblick rasch wählen kann, und die Pferde stehen vortrefflich im Feuer. Das erlegte Wild war ein Thier, in dem wir leider drei Embryonen fanden, zugleich tröstete uns aber dieser Beleg enormer Fruchtbarkeit.

Don André, in der Fauna und Flora Cuba's wohl bewandert, theilte mir darüber viel Interessantes mit, wovon ich jedoch nur kurze Auszüge, mit besonderer Rücksicht auf das was ich selbst gesehen, gebe. Die Bemerkung wird dabei für andere Dilettanten im Reisefach von Nutzen sein, daß man sich doch ja nicht mit der theoretischen Kenntniß der europäischen Natur begnügen möge, wenn man eine Reise in tropische Länder unternimmt; obgleich den Naturwissenschaften nicht gerade fremd, fühlte ich mich namentlich gegenüber der tropischen Pflanzenwelt wie vor einem versiegelten Buch, da die hauptsächlichen Familien des natürlichen Systems, die doch durch die Analogie der Formen am sichersten ein Wegweiser zu sein versprechen, für die fraglichen Zonen so ganz verschieden sind. Im allgemeinen wird der Europäer in der heißen Zone durch die so wenig abweichende Form der Bäume überrascht, die exotischen Formen, insbesondere die Palmen, bilden nur die Ausnahme; ganz eigenthümlich ist freilich das immergrüne Laub, das wir als dunkel und saftgrün glänzend aus unsern Treibhäusern kennen, dem Grün eines Buchenwalds im Mai kommt es aber doch nicht gleich, und der edle Wuchs des Eichenstammes ist auch ohne Gleichen. Während der Urwald Nordamerika's gegenüber unsern kultivirten Wäldern und Gebüschen das Charakteristische hat, daß die Natur fortwährend aus der Verwesung neues Leben hervorruft und kein Fleckchen leblos läßt, steigert sich diese üppige Naturthätigkeit in den Tropen zu dem Wuchern der Schlingpflanzen, welche das eigentliche Merkmal der tropischen Vegetation abgeben. Sie laufen an den Bäumen hinauf, senken ihre Luftwurzeln aus den Aesten herab, selbst wieder bis auf die Erde, und bilden so Stämme für sich; aber nicht zufrieden das Lebende noch mehr mit Leben zu bereichern, unternehmen sie es auch als wahre Schmarotzer den Baum durch ihre Umschlingungen zu ersticken, der ihnen den ersten Halt gegeben hat, und oft sieht man nun einen Baum dastehen, der aber nur aus zusammengewundenen Ranken dieser Schmarotzer besteht, die den eigentlichen Stamm

des wirklichen Baumes längst erdrückt, und seine verwesende Substanz zur eigenen Nahrung aufgezehrt haben. So wie hier durch ein Spiel die Gestalt eines Baumes hervorgebracht ist, kann man überhaupt die Betrachtung in den Tropen anstellen, wie die Natur in ihrer vollen Entwicklung über ihre gewöhnlichen Regeln und Formen hinaus geht, und spielend neue, der vermessene Sterbliche möchte sagen geistreiche Bildungen schafft: hier ein Säugethier mit einem Schnabel,* dort ein Vogel, dem der Gebrauch der Flügel fehlt, wie Strauß und Pinguin; die Palmen sind den Bäumen entsprechende Gewächse aus einer Abtheilung der Pflanzenwelt die sonst nichts Baumartiges und Beständiges kennt, die Farrenkräuter erheben sich wiederum zum Palmenwuchs; bei der Cajou-Nuß gefällt sie sich eine zweifältige Frucht zu erzeugen, den fleischigen wohlschmeckenden Blüthenboden und die eigentliche Nuß. Solche Betrachtungen, in welchen man die Natur in ihrem Schaffen belauscht zu haben glaubt, ziehen den der sie macht unwillkürlich an, so wie beschränkte Menschen die Weisheit der Vorsehung da am meisten preisen, wo ihr Walten ihnen recht handgreiflich wird. Als ob der Bau des niedersten Gewürms und des einfachsten Grashalms nicht eben so wunderbar wäre, als die Schöpfungen die uns gemeinhin als die stolzesten erscheinen.

Einen andern Gesichtspunkt für die Anschauung der Tropen entnehme ich Schubert's Symbolik des Traums, da er die antediluvianische Natur mit ihren Pflanzen die alle den Akotyledonen und Monokotyledonen angehören, mit ihren riesenhaften aber harmlosen Mammuths als die reine, paradiesische bezeichnet, während parallel mit dem der Sünde verfallenen Menschengeschlecht erst das übrige Gethier und Gewächs mit seinen giftigen und gefährlichen Eigenschaften entstanden sei. Wenn wir, natürlich genug, die Reste und die Aehnlichkeit des Paradieses in den Tropen suchen, so charakterisirt allerdings diese nichts mehr als die prachtvollen Monokotyledonen: Palmen, Bananen, Aloe, die ungeheuren Rohrarten wie Bambus, und daneben das immerwährende von keinem Winter bedrohte Leben; daß aber gerade hier die Natur die gewaltigsten Gegengewichte angebracht habe, das zeigt sich durch die Menge der reißenden und giftigen Thiere, den Zerstörungstrieb der Insektenwelt, und in den Pflanzen durch die unendlich große Menge der Gifte welche sie enthalten. Ungeheuer ist die Höhe und Stärke der Bäume, welche alles Maaß der unsrigen übersteigt: so warf der Orkan des Jahres 1844, der die ganze Insel verwüstete, bei Angerona einen Baum von 9 Fuß Durchmesser um, der noch in der Höhe von 80 Fuß Aeste von 4 Fuß Durchmesser hatte; ein anderer ähnlicher Baum schlug bei seinem Sturz einen Mann vier Fuß tief in die Erde. Nervige und gedrungene Stämme sind der tropischen Natur eigen, und besonders in der Bildung der Wurzeln und deren Anschluß an den Stamm eigenthümlich; hierher gehören namentlich jene ganz platten, sehr bezeichnend

* Zumal ist ja in Neuholland „alles verkehrt."

Bretterwurzeln genannten Bildungen am untern Stamm. Das Holz der Bäume auf Cuba zeichnet sich meist durch seine ungemeine Schwere und Festigkeit wie durch bunte Farben aus, es wächst dort auch das eigentliche Eisenholz; Don André hatte die hübsche Aufmerksamkeit gehabt, Proben der schönsten Hölzer für Billardqueues schneiden zu lassen und mir zu verehren, leider sind sie unterwegs verunglückt. Neben so werthvollen Hölzern spielt die Palme nur eine sehr untergeordnete Rolle der Nützlichkeit; als Monokotyledone ohnehin den Gräsern und Lilien näher verwandt als den Bäumen, dient sie kaum durch ihre poröse Rinde zu Wasserleitungen und Trögen, und eine Kugel fliegt auf hundert Schritt durch eine Königspalme von 2 Fuß Dicke. Ein festeres Gewebe hat bekanntlich die Cocospalme, aus der die bekannten Stöcke gemacht werden; sie gedeiht hauptsächlich im salzreichen Boden des Meeresstrandes, und es waren ihrer in Angerona nur einige wenige angepflanzt, während die Königspalme überall auch wild üppig emporschoß; letztere hat aber immer etwas steifes, was sie eben besonders zu Alleen und Avenuen qualificirt, während in dem gebogenen, überhängenden Stamme der Cocospalme und in der fein gefiederten Blätterkrone etwas sehr anmuthiges liegt, selbst wo ihrer viele stehen; sonst sind ganze Palmenwälder, z. B. die Dattelhaine Egyptens das einförmigste was man sehen kann. Neben den Palmen zeigt die Banane, in Java Pisang genannt, mit den bekannten hellgrünen langen und breiten Blättern, oft 10 bis 12 Fuß hoch, die am meisten exotische Form, und wirkt mithin am eindrücklichsten auf den Europäer; dazu kommt, daß sie nordwärts und bergaufwärts am längsten aushält. Neben ihren vortrefflichen Früchten, die ich dann zu beschreiben mir vorbehalte, wo ich im Verlauf meiner Wanderungen dahin komme wo ich nichts anderes mehr zu essen hatte, lobte Don André den Nutzen der ganzen saftigen Pflanze bei Feuersbrünsten als sogenannte Löschwische, um das Feuer auszuschlagen; ohnehin fürchtet man auf einer Pflanzung wo so viele Hände zum Löschen bereit sind, diese Gefahr wenig. Das Bambusrohr, meines Wissens aus dem tropischen Asien verpflanzt, wo es jedenfalls weit häufiger ist, in seinen fast fußdicken und schlank emporgeschossenen Stämmen doch immer noch die Grasart darstellend, ist ebenfalls malerisch und exotisch anzusehen; der durch Knoten abgetheilte Schoß wird von den Negern zu aller Art Gefäßen benützt; es ist aber kein Vergleich zu der tausenderlei Benützung des Bambus in China und Indien. Die Ananas sah ich schon bei Habana auf Feldern, wie unsere Kohlköpfe gepflanzt; fast übereinstimmend sagen alle Europäer aus, daß die tropische Frucht zwar größer, süßer und festeren Fleisches sei, aber nicht aromatischer als das Erzeugniß unserer Treibhäuser; sonderbarer Weise trägt die kultivirte Ananas auch hier keinen entwickelten Samen, und ich sah die kleinen braunen Körner nur einmal bei einer wilden Ananas, die ein Indianer aus dem Innern Guiana's zum Verkauf brachte; man wird sie ziemlich leicht überdrüssig, und mir ist ein Apfel lieber als eine Ananas oder eine Orange, obgleich ich

damals nicht so dachte. Von Orangen habe ich in ganz Westindien keine von der feinen Schale und Güte der von Messina gefunden, wohl aber in Guiana und im indischen Archipelagus; ganz komisch kommt es einem vor, sie grün zu essen und doch reif zu finden; die sehr beliebten großen Arten, Pompelmusen, sind ein schlechtes Essen. Unter den Aloearten ist eine schmalblätterige, so scharf gezähnte, daß sie undurchdringliche Hecken gibt, auch die Ananas wird in Westindien häufig in die Hecken gepflanzt, und die Cactusarten. Ueberhaupt ist gar nicht zu sagen, was für heillose Stacheln die Tropen allenthalben entwickeln, indem sie auch in dieser Weise dem europäischen Eindringling den Genuß eines Paradieses wehren, das nun der Mensch einmal nicht haben soll; wer wie ich sich einmal, obendrein leicht bekleidet, in ein solches Stachelnest gesetzt hat, weiß davon zu reden. Als etwas sehr alltägliches zeigte man mir an Mauern hinrankend die Königin der Nacht, in jener Zeit jedoch ohne Blüthe.

An einheimischen Säugethieren ist wie schon gesagt großer Mangel, und Don André wußte mir nur ein nächtliches Nagethier, etwa von der Größe eines Kaninchens, Jutia genannt anzugeben, das auf Bäumen lebe, einen Wickelschwanz habe und eßbar sei. Dafür hat man auf der großen, zu drei Fünftel noch unbebauten Insel zahllose Heerden verwilderter Schweine, Ziegen und besonders Rindvieh; sollen doch allein bei der großen Dürre des Jahrs 1844 davon 400,000 Stück verschmachtet sein. Ein anderer Feind sind die ebenfalls verwilderten Hunde, welche mit bewunderungswürdiger Schlauheit diese Heerden zu umzingeln, ein einzelnes Stück von den übrigen abzutrennen und niederzureißen pflegen; sie leben paarweis, vereinigen sich aber zu ihren Jagdzügen. Um die Katzen vor ähnlicher Verwilderung zu bewahren hat man hier das sinnreiche Mittel, ihnen die Ohren zu stutzen; der in dieselben tröpfelnde Regen oder Thau soll ihnen alle Wanderungen verleiden. Affen hat man so wenig als die größeren Papageien, und sie fehlen auf den meisten Inseln, während Guiana ihr Paradies ist; Parroquits und Colibris sind desto häufiger. Von Giftschlangen hört man fast nichts, wahrhaft zahllos sind aber die Eidechsen jeder Art, deren eine unserer gemeinen Lacerta agilis ganz gleich ist, andere sind in der Weise des bekannten Gecko dickköpfig und im Aeußeren fast molchartig. Die ganz ungeheure Menge der Eidechsen in beiden Indien läßt sich mit einem Anstrich von Glaublichkeit kaum beschreiben, und pflegt den Europäer zu frappiren; man liebt sie als Vertilger des Ungeziefers, und sieht sie der Musquitos halber sogar in Zimmern und Betten gern. Das Chamäleon ist häufig in den Kaffeepflanzungen und wird bis 1½ Fuß lang. Einen interessanten Kampf zwischen einer Buschspinne und einer großen Hornisse bekam ich zu sehen; letztere wird Caballito del Diabolo, Teufelspferd genannt, und ist ein Ungethüm von 1½ Zoll langem Leibe, stahlblau von Farbe; zum Glück lebt sie einsam, sie ist der natürliche Feind jener Spinne, welche keine der größten, aber mit scharfen Zangen bewehrt und giftig ist; die Spinne legt sich förmlich auf den Rücken um sich zu wehren, wird aber doch von dem

Stachel der Hornisse erreicht und umgebracht; der Sieger flog in weitem Kreise an der Erde hin um seine Beute herum, und ich mochte sie ihm nicht streitig machen. Diese Spinnen machen kein Gewebe. Die ganz große Spinne, von der Größe einer welschen Nuß und mit den haarigen Beinen zusammen fast wie eine Faust groß aussehend, habe ich in Westindien öfters gesehen, einmal in meinem Bett, ein andermal im Rockärmel eines Bekannten; sie soll nicht giftig sein. Merkwürdig ist der Reichthum an großen Leuchtkäfern, besonders Elater; die creolischen Damen pflegen die unglücklichen Thiere an Fäden gereiht wie einen Schmuck zu tragen. Neben Ameisen finden sich Termitenarten, mit langem und breitem Hinterleib und ohne die schlanke Taille jener; die sogenannte Comajen macht Nester von 2—3 Fuß Durchmesser aus faulem Holz an den Baumwurzeln, zuweilen auch hoch an den Aesten; sie zernagt alles und thut an Gebäuden und Vorräthen großen Schaden. Man vergiftet sie, indem man ein kleines Stück Arsenik ihnen in den Weg legt; einige fressen davon und sterben, die übrigen fressen die Leichen der Ihrigen auf, und so geht das Gift durch den ganzen Ameisenstaat. Die geflügelten Individuen, Männchen, fliegen haufenweise ans Licht und werfen durch ein eigenthümliches Schnicken ihre Flügel ab, worauf sie weiter laufen.

Zum Schluß noch eine meteorologische Notiz über die Regenzeit: sie beginnt nach Don André's Angabe auf der Nordküste von Cuba mit Anfang oder Mitte Mai, dauert durch den August bis in den September, und ist im Mai und Anfang Juni am schlimmsten; gewöhnlich regnet es den Nachmittag ein paar Stunden, oft dauert der Platzregen ganze Tage, häufig mit Gewitter; im Juli und August finden oft wochenlange Unterbrechungen statt: sobald der Regen aufhört ist der Himmel wieder klar. Es widerlegt sich schon hierdurch der alltägliche Irrthum als sei die Regenzeit der Winter dieser Länder, vielmehr steht sie mit der sommerlichen Sonnenwende in Verbindung, und Gegenden die innerhalb der Wendekreise, nicht wie Cuba an der Grenze liegen, haben daher oft zwei Regenzeiten, analog den zwei Zeiten wo die Sonne senkrecht über ihnen steht. Uebrigens ist die Regenzeit für jede Insel eine besondere, oft ganz verschieden selbst bei gleicher Breite, und so kann man es möglich machen, wie es mir gelungen, zwei volle Jahre innerhalb der Tropen zu reisen, ohne von der Regenzeit anders als vorübergehend berührt zu werden; am Aequator im indischen Archipelagus regnet es freilich mancher Orten, z. B. in Singapore und in einzelnen Theilen Java's jeden Tag.

Beladen mit allen den reichen neuen Erfahrungen, die ich dem Leser so unvollkommen wiedergegeben habe, nahm ich nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt von den vortrefflichen Souchay's Abschied, um zunächst wieder nach Habana zurückzukehren; Staub und Hitze waren aber dort inzwischen so arg geworden, daß ich meine Abreise nach Batabanó, gerade südlich am Meer, möglichst beschleunigte, und dieselbe am 11. März antrat. Dorthin führt die Eisenbahn, auf der man schnell ans Ziel gelangt; unterwegs wird nur

gefrühstückt, und bei dem Anlaß machte ich die ethnographische Bemerkung, daß man auf Cuba für wildfremde Menschen die mit am Tisch gesessen haben, bezahlen muß, wenn diese etwa ohne Bezahlung davongehen; ein vorsichtiger Mann hat also auf seine Mitgäste ein scharfes Auge.

In dem Hafenstädtchen Batabanó erwartete uns das Dampfschiff, das mich nebst 100 Passagieren der Südküste entlang nach Santiago de Cuba führen sollte. Es führte den stolzen Namem Cisne (Schwan), eine bittre Ironie auf einen alten schwimmenden Kasten, der schon vor 18 Jahren in Baltimore „condemnirt“ d. h. für unbrauchbar erklärt, nun aber hierher verkauft worden war; auf dem überfüllten Schiff waren nur zwei Privatkajüten, deren mir zum Glück eine zu Theil wurde, ein Waschbecken und zwei Handtücher genügten zur Reinigung der Gesellschaft, und alles starrte von Schmutz: daß das Schiff gescheuert, die Betten gemacht oder überhaupt die geringste Sorgfalt auf Reinlichkeit, die doch zur See so nöthig und in der That allgemein üblich ist, verwendet worden wäre, davon war keine Rede; das Tischtuch hatte nach einer mäßigen Berechnung drei bis vier Reisen gemacht seit es gewaschen worden, und die Speisen waren, reichlich gewürzt mit Schmutz, Oel und Knoblauch, völlig ungenießbar, auch wenn man den Ekel vor dem garstigen Tischtuch hätte überwinden mögen. Auf Haiti bei den Negern habe ich mehr Sauberkeit gefunden. Es ist ganz eigen wie die Reinlichkeit bei den Völkern zonenweise variirt: bekanntlich ist der Schmutz im hohen Norden und im Gebirge Bedürfniß zum Schutz gegen die Kälte, und als ich in den Cordilleras in einer Höhe von 15,000 Fuß hauste, erschien mir wie Andern die Berührung des kalten Wassers förmlich schmerzhaft; in unserer gemäßigten Zone ist man leidlich reinlich, während diese schöne Tugend nach Südeuropa zu stark abnimmt. Dagegen ist der wirkliche Tropenländer das Ideal von Reinlichkeit, und die Neger, Südindier, Javanesen kennen nichts besseres als das Bad und liegen fortwährend im Wasser. Im spanischen Südamerika, Colombia, ist der Küstenländer äußerst reinlich, der Gebirgsbewohner starrt von Schmutz, und das ist sogar das Kriterium sie zu unterscheiden.

Die Städtchen an der Südküste an denen wir anliefen, sind ohne Interesse; in Santa Cruz war uns der Brodvorrath ausgegangen, und wir hofften uns dort zu verproviantiren, aber da ergab sich's daß nur ein Bäcker da war, und den hatten sie wegen Schmuggelns eingesteckt, so daß der ganze Ort und wir mit für sein Vergehen büßen mußten. Ohnehin aufgebracht gegen die schmutzige und armselige Wirthschaft, mußte ich an die klügeren Schildbürger denken, die in einem analogen Fall dem hochweisen Rath vorstellten, sie hätten nur einen Bäcker, aber zwei Schneider, und man möge doch von diesen einen aufhenken und den Bäcker laufen lassen.

Die ganze Südküste, die erste Strecke ausgenommen, ist sehr romantisch; kolossale, kühne vulkanische Bergformen, die schroff aus dem Meere zu einer Höhe von wohl 3—4000 Fuß aufsteigen. Es leuchtete mir auf dieser Fahrt

zum erstenmal die Struktur der westindischen Inselkette ein, die offenbar ein einziges großes bogenförmiges Felsenriff ist. Die Westseite Cuba's erscheint bloß aufgeschwemmt, aber gegen das Ende hin erheben sich wieder jene Berge des Cusco die ich oben beschrieben habe. Die vulkanische Form begleitet nun den Reisenden durch die ganze Inselreihe bis zum Orinocco, sie läßt sich lebhaft vergegenwärtigen durch die Formen unseres rheinischen Siebengebirges.

Fünf volle Tage dauerte die Geduldsprobe dieser Fahrt, welche durch die Schlechtigkeit des Schiffs und das Anlegen an den einzelnen Orten so ungebührlich verzögert wurde; so ganz klein wie es auf unsern Generalkarten von Amerika erscheint ist indeß Cuba auch nicht, es ist an Flächeninhalt größer als Bayern, und in seiner fischförmigen Gestalt enorm lang. In der Nacht vom 16. auf den 17. liefen wir in den Hafen von Santiago ein, und am Morgen beim Erwachen lag die herrlichste Landschaft vor uns: ein großer kesselförmiger Hafen, nach außen ganz geschlossen, und durch eine enge Einfahrt die zu durchsegeln man wohl eine Stunde braucht, mit der See in Verbindung, ist rings von hohen vulkanischen Gebirgen umgeben, welche nach der See zu sich in Hügel der verschiedensten Form und Größe abdachen; auf einem dieser Hügel liegt die Stadt, die obgleich 50,000 Einwohner zählend, sich sehr dorfartig ländlich ausnimmt. Die Häuser sind fast alle einstöckig, wegen der Erdbeben,* mit Verandah's und Gallerien umgeben, die Straßen so steil, daß sie kaum den Gebrauch von Wagen zulassen; aber am Ende jeder dieser geraden Straßen erblickt man wieder die herrlichste Fernsicht auf das grüne, wohl bewaldete Gebirge, die letzten Häuser verlaufen sich ganz ins Grüne, und was für ein Grün ist es! Palmen gibt es nur wenige, man vermißt sie aber nicht. Die Plaza de armas ist ganz von den üppigsten Blumenbeeten bedeckt, und dient wie in Habana der schönen Welt Abends zum Vereinigungspunkt bei trefflicher Militärmusik; an der einen Seite steht die Kathedrale, freilich plump und geschmacklos, an den andern die Wohnungen der Vornehmen, nicht großartig, aber allerliebst durch bunte Farben und Bogengänge. Alles ist wohnlich und heiter, und die Häuser waren noch vom vorigen Tage, Palmsonntag, mit natürlich ächten Palmzweigen geschmückt.

Man empfahl mir das kleine Logirhaus einer alten farbigen Französin, in welchem ich eine gewählte, nicht zahlreiche Gesellschaft von Pflanzern und Andern vorfand; ein paar Dutzend Hutfutterale auf einem Schranke aufgespeichert bezeichneten das Haus als ein solches, wo die Pflanzer bei ihren Ausflügen in die Stadt einzukehren und jenes Abzeichen städtischer Form aufzubewahren pflegten. Santiago wimmelt von französischen Creolen, deren nach der Katastrophe auf dem nahen Haiti eine Menge hieher geflüchtet waren;

* Die Zeitungen melden von einem furchtbaren Erdbeben, das Santiago kürzlich heimgesucht; zu meiner Zeit gab man sich dem eigenthümlichen Wahne hin, die neueröffneten großen Kupferminen seien ein Ableiter dagegen geworden, und fing an zweistöckige Häuser zu bauen.

als Gesellschafter bei einem kurzen Aufenthalt im Wirthshaus waren sie angenehm genug.

In Santiago machte ich zum erstenmal die Erfahrung, daß der Europäer in jenen Ländern sich resigniren muß den mittleren Theil des Tages im Hause zuzubringen, und sich zu beschäftigen wie er kann; wir hatten bereits 26° R. den Tag über, und diese Temperatur, welche übrigens förmlich die Regel in Westindien ist, wird zwar im Schatten und in der Ruhe nicht lästig, wehrt aber doch das Ausgehen vollkommen. Diese Stunden gezwungener Trägheit in einem Welttheil wo die Bibliothek selten der best ausgestattete Theil der Häuser ist, bringen anfangs den Reisenden völlig in Verzweiflung, und die Ausführlichkeit der Tagebücher und Reisebriefe, zu der man sich gewöhnt, füllt die Zeit doch nur unvollständig aus, eben weil man nur den kleinsten Theil des Tages über Sehenswürdiges in sich aufnimmt; die Indolenz, welche das erschlaffende Klima nur zu bald lehrt, ist der beste Trost. Dasmal war nun das Stillleben in der kleinen Wirthschaft so ergötzlich, daß ich die Feder in der Hand reichliche Beschäftigung fand, unsere gute alte Wirthin in allem ihrem Thun und Treiben zu verewigen. Voll übergütiger Sorgfalt für ihre Gäste watschelte sie in dem ganzen Häuschen herum, besonders auf die Küche und die Zucht ihrer Neger die größte Aufmerksamkeit verwendend. In der That war die Alte nicht leicht zu bedienen, und der Satz daß die Farbigen für ihre Stammverwandten eher strenger als gütiger sind, bewährte sich auch hier; wenn sie ihr Mittagsschläfchen hielt, mußte ihr kleiner Neger mit dem Fliegenwedel neben ihr ausharren, und man glaubte eine Fee zu sehen, die einen armen Jungen in ihre Behausung gelockt und verzaubert, und zu schnödem Dienst gefangen hält; ihr Zauberstab aber war die Peitsche, wiewohl sie uns einmal klagte, diese Executionen würden ihr bei ihren 73 Jahren recht beschwerlich; neulich wollte sie eine Negerin prügeln, griff sich dabei aber so an, daß die Delinquentin selbst die andern Dienerinnen zu Hülfe rufen und Madame ganz erschöpft zu Bette bringen mußte. Ein andermal rief man mich mit großem Gelächter herbei, da stand ein armer Negerjunge von acht Jahren, bitterlich weinend und wie ein Rasender auf einer bestimmten Stelle auf- und abhüpfend; unser Gelächter und unsre Bitten setzten der Strafe bald ein Ziel, welche jedenfalls sinnreich genug war und die Kräfte der Alten schonte. Obgleich ganz weiß von Farbe rechnete sie sich mit vieler Bonhommie zu den Schwarzen, und sagte als einmal über gesellschaftliche Verhältnisse sich ein lebhaftes Gespräch erhob, sie wisse nicht wie „les blancs“ darin dächten.

Groß war die Devotion unserer Alten; jeden Morgen mit Tagesanbruch wanderte sie zur Messe, von ihrem kleinen Neger gefolgt, der ihr ein Stühlchen und einen Teppich nachtrug. In ihrem Zimmer, in das mein profanes Auge einmal drang, hingen wohl 30 Heiligenbilder, das ganze Haus war bekreuzt und mit Zettelchen beklebt, an meiner Thür eins mit der Inschrift: Allelujah, ora pro nobis! offenbar ein neuer Heiliger. Dabei war sie indeß nicht bigott,

und sagte uns daß ihr Geistlicher sie belehrt habe, unsere Religion sei nicht sehr verschieden von der ihrigen. Ueberhaupt ist man hier sehr tolerant, in Südamerika dagegen nicht; obgleich es auf Cuba ein Erforderniß der Niederlassung ist, daß man ein guter katholischer Christ sei, so beweist doch die Menge der in Habana ansässigen Protestanten, daß man es nicht genau nimmt und die Sache so oder so vertuscht, wovon ich mehrere Beispiele kenne.

Der Verderb des Familienlebens, welcher in den Colonien besonders durch die Stellung der farbigen Frauen droht, ist überall arg, in Santiago sind aber selbst die wilden Ehen mit Weißen, oft von guter Familie und Erziehung, an der Tagesordnung und vollkommen recipirt; man schließt Contracte auf 5, 10 und mehr Jahre, und die Kinder erben nach Gewohnheitsrecht $^1/_3$ des Nachlasses. Eine wirkliche Heirath erfolgt dann höchstens auf dem Sterbebette, indem man bis dahin die Befriedigung gehabt hat, sich durch die Lösbarkeit des Verhältnisses vor den Tücken der schönen Creolinnen sicher zu stellen. Die Deutschen, die das nicht mitmachen, werden dafür „Bestien, Hermaphroditen und Gothen" genannt, und allerdings, zu ihrer Ehre sei es gesagt, gewöhnen sich unsere Landsleute nirgends an die unverhüllte Frivolität der meisten Colonien. Klima und Lebensverhältnisse fordern allerdings auf, einen andern Maaßstab anzulegen als in einem deutschen Landstädtchen; wenn aber z. B. auf Cuba die Sitte auf manchen Pflanzungen herrscht, den Söhnen des Hauses mit zwölf Jahren eine Sklavin beizugesellen, so übersteigt eine solche Verirrung jedes Maaß von Toleranz.

In Santiago erwartete ich das englische Dampfschiff Trent, und beschränkte mich während des kurzen Aufenthalts auf einige Spazierritte in die schöne Umgegend, deren einer mir indeß durch den Fund wilder Passionsblumen denkwürdig ist. Mein Reiseziel war Haiti, und da zwischen dieser Insel und Cuba kein Verkehr stattfindet, vielmehr von beiden Regierungen völlig untersagt ist, so mußte ich den Umweg über Jamaica wählen; wir kommen dahin zurück, und auch die prächtigen westindischen Dampfschiffe werden wir noch oft benutzen, darum übergehen wir die Beschreibung von Beidem, und landen ohne weiteres am Morgen des 26. März im Hafen von Jacmel auf Haiti.

Dritter Abschnitt.

Haiti.

Die Bai von Jacmel, an der Südküste der Insel Haiti gelegen, präsentirt sich gerade so wie die Küsten von Jamaica und dem südöstlichen Cuba, und das Zusammengehören der ganzen Inselreihe erweist sich abermals. Ein Boot des Dampfschiffs brachte mich die lange Bai hinauf bis zu einem

elenden Gerüst, einer Art Landungsplatz, wo mich sofort eine solche gehäufte Menge abenteuerlicher Scenen überraschte, daß ich wirklich mit dem Gefühl von der civilisirten Welt zum erstenmal auf meiner Reise Abschied zu nehmen, ans Land stieg. Die ewige Angst der Haitier, daß einer ihrer dutzendweis verjagten Kaiser, Könige oder Parteihäupter einen Landungsversuch wagen möchte, war die Veranlassung daß an der Landungstreppe ein Spalier von 10—12 Soldaten aufgestellt war, abgesehen von den zahlreichen Officieren, Zollbeamten und Hafenmeistern, welche alle in Uniform paradirten, und sich mit so lächerlichem Hochmuth in ihren bunten Röcken brüsteten, daß gleich zum Anfang eine unwiderstehliche Lachlust mich in ernstliche Gefahr brachte mir den Volksunwillen zuzuziehen; in der That sollte Niemand Haiti besuchen, wer nicht mit Lachen an sich halten kann. Ein Heer von officiellen und nicht officiellen Fragern bestürmte nun die angekommenen Passagiere um Neuigkeiten von der Reise, von dem Dampfschiffe, von Jamaica, und wie wahre Kinder wußten sie in ihrer Neugier gar kein Ende zu finden. So schleppte man uns, nachdem man zuvor unsere Cigarrendosen par douce violence rein ausgeplündert, in eine Art Paßbureau, wo man uns Stühle anbot und wo leider das Examen von neuem anging, da einer der Paßbeamten, ein heller Farbiger, unter Napoleon die deutschen Kriege mitgemacht hatte, und von mir aus jeder Stadt die er in Deutschland gesehen, die neuesten Neuigkeiten begehrte.

Die Oeffnung des Zollhauses erwartend saßen wir in unserem Asyl und betrachteten die seltsamen Bilder vor uns mit möglichster Unbefangenheit. Zuvörderst die Heeresmacht, welche so eben abgelöst wurde, da man sich überzeugte daß in keinem der angekommenen Passagiere ein verkleideter Exkaiser verborgen sei. Der Totaleindruck war ein höchst mannichfaltiger, da die gesegnete Liberté und Egalité keinen strengen Dienst zuzulassen schien, namentlich ließ sich über die Grundfarbe der Uniformen von vornherein gar nichts bestimmen, da sie theils mit fremdartigem Stoff, zu deutsch Schmutz überzogen, theils völlig zerlumpt waren; ungeheuer rostige Flinten, Säbel oder Degen nach Belieben, die Säbelkuppel meist um die Schulter statt um den Leib, mehr oder minder zerrissene Hosen, aber beileibe keine Schuhe und Strümpfe. Den seltsamsten Effekt machte die abenteuerliche Mannichfaltigkeit der Kopfbedeckungen mit den darunter steckenden kohlschwarzen rohen und stupiden Gesichtern; der eine hatte eine Art Czako mit großen rothen Troddeln, während sein Nachbar zwar den Czako, nicht aber die Zierde jener Troddeln besaß; ein dritter hatte den eigentlichen Kopf des Czako's auf einem alten breitrandigen Strohhut befestigt, um der Hitze zu begegnen, ein andrer trug einen alten Filzhut, oder gar nur ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen. Den Officier dieser edlen Truppe zeichnete ein dreieckiger Hut von unsinniger Größe, darauf die blau und rothe Nationalkokarde, sowie eine dicke goldne Epaulette auf der einen Schulter aus; im übrigen war er barfuß wie die andern, und war so eben mit wenig militärischer Haltung auf eine Bank niedergesunken, während

seine Getreuen das Gewehr vor ihm präsentirten und dabei ihre Waffen nach jeder Richtung hin hielten, nur nicht nach oben.

Nachdem das Gepäck im Zollhaus abgefertigt worden war, zog ich mich in die Wohnung eines gastfreien farbigen Kaufmanns, der einen deutschen Associé hatte, zurück, und hoffte die heiße Zeit des Tages nun in Ruhe verbringen zu können; schon war aber ein neuer Quälgeist erschienen, der die neu angekommenen ausländischen Geschöpfe dem commandirenden General und dem Platzcommandanten vorzeigen sollte, und mich hierzu mit vielen Bücklingen einlud. Der General Geffrard,* ein junger heller Farbiger, welcher im Lande großen Einfluß besitzen soll, war gar nicht übel: er sprach nicht das landesübliche creolische Kauderwelsch, sondern geläufiges Französisch, und der Firniß dieser Sprache ließ ihn wirklich sehr gewandt und artig erscheinen. Ich hörte später, daß er aus Aux Cayes sei, wo die Leute gebildeter zu sein pflegten. Der General beeilte sich in einigen rosenfarb gehaltenen Bemerkungen mich von dem glücklichen Zustande des Landes zu unterrichten, und die täglichen Revolutionen, welche in einem jungen Staate etwas natürliches seien, zu entschuldigen; darauf sagte man sich gegenseitig viel Schönes und ich empfahl mich. Wenn ich bei diesem hochstehenden, von seiner Umgebung mit großer Ehrfurcht behandelten Manne eine gewisse Verlegenheit wahrnahm, mit welcher er dem Weißen gegenüber seine schwarze Heimath repräsentirte, so war der alte Oberst zu dem man mich nun führte, desto behaglicher und selbstzufriedener in seiner Würde; sein kohlschwarzes Gesicht und sein nach dem wahren Ideal der äthiopischen Race geformter Schädel erregte mir wieder einen kleinen Lachkrampf, den ich möglichst bekämpfte. Man bat mich um meinen Paß, den ein Subalterner dem Commandanten hinreichte, bis eine Handbewegung ihn belehrte, daß der Alte mit solchen Dingen wie Lesen nicht behelligt zu sein wünschte; dafür ließ er sich das glücklicherweise französisch abgefaßte Aktenstück zu zweimalen von seinem Schreiber vorlesen. Ich litt unendlich und suchte die Audienz möglichst abzukürzen, um draußen den ersten besten lächerlichen oder nicht lächerlichen Gegenstand zum Vorwand für ein bauchererschütterndes Lachen zu nehmen.

Jacmel, ein elender Hafenort von kaum 4000 Einwohnern liegt sehr hübsch am Abhang hoher Berge, welche sich zu beiden Seiten des Orts weit ins Meer erstrecken und so eine lange, verhältnißmäßig schmale Bai bilden. Die ganze Umgebung ist fruchtbar und reich bewachsen; in französischen Zeiten soll sie schön angebaut gewesen sein, ist aber jetzt so verwildert wie die ganze Insel. Der Hafen ist durch einige Castelle beschützt, die seit der Revolution zerfallen, dennoch von den Behörden mit eifersüchtiger Angst gegen neugierige Besucher bewacht werden. Die Place d'Armes, ein elender Schutthaufen, ist durch eine herrliche Aussicht auf die untere Stadt und die Umgebung

* Gegenwärtig Präsident. Anm. zur 2. Ausgabe.

bemerkenswerth; auf ihr sah und hörte ich Abends den Zapfenstreich, abermals eine grelle militärische Caricatur.

Als ich am nächsten Morgen gegen halb vier Uhr aufstand, um alsbald die Reise nach Port-au-Prince anzutreten, hörte ich in einem Nachbarhause Musik, Gesang und mißtönende Stimmen trunkener Fröhlichkeit, die mich schon den Abend und die Nacht hindurch gestört hatten. Ich dachte es ist eine Hochzeit, und ergab mich drein, als ich aber an dem vermeintlichen Hause der Freude vorüberritt, sah man durch die offene Hausthür eine geschmückte Leiche stehen, und die tiefbetrübten Verwandten unter der Verandah zechen und jubiliren. Diese würdige Weise der Trauer hatten sie die ganze Nacht hindurch getrieben, und wie ich später hörte ist sie ganz nationell; der Ehrenplatz bei einem solchen Gelag, das schon durch die rasche Verwesung in heißen Ländern widrig werden muß, ist zu Häupten der Leiche.

Man hatte mir von Jacmel einen Führer und Packthiere mitgegeben, und so zogen wir in einer förmlichen Karawane einher; hin und wieder wurde ein Vagabund aufgegriffen, der die Thiere mit dem Prügel eine Strecke antreiben mußte. Als die Sonne allmälig die Spitzen, dann die niedern Regionen der Berge, und endlich auch die Schluchten die wir durchzogen, erhellte, fand ich mich zu meiner großen Freude in der üppigsten Gegend die ich je gesehen. Unser Weg ging theils den Gebirgsbächen entlang, theils kreuzte er sie, blieb aber den größten Theil dieses Tages in den tiefen und zugleich reichsten Strecken. Die herrlichsten Bäume, mit reichen Schlingpflanzen geziert, die jetzt schon anfingen die schönsten und seltensten Blüthen zu entwickeln, ein Heer von Colibris, Parroquits, Schmetterlingen waren die Zierde dieser Tour, die in der Morgenfrische nichts beschwerliches hatte. Einzelne Hütten und ihre mit den malerischen Bananen bepflanzten Umgebungen erhöhten den Reiz und die Mannichfaltigkeit; wir selbst kehrten in einem Häuschen ein, das von Kienspänen förmlich geflochten war und einen sehr luftigen Aufenthalt bot. Hier erquickten wir uns an dem mitgenommenen Mundvorrath und an dem was die Negerfamilie mit großer Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit beischleppte. Hier sah ich denn zum erstenmal in der Nähe eines dieser kleinen Negerbesitzthümer der Insel, welche zerstreut gelegen, durch den Ertrag nur der allernächsten Umgebung die geringen Bedürfnisse der Familie decken, während nebenan die fruchtbarsten Strecken der einst so reichen Insel herrenlos und unbebaut da liegen, ohne den trägen Anwohner zu reizen. Die Bewohner sind die wahren Naturmenschen, und mehrmals begegneten wir am Bach waschenden oder badenden Männern und Weibern in Mutter Eva's Kostüm, ohne daß sie über die vorbeiziehenden Wanderer sonderlich erschrocken wären.

Bis zum späten Nachmittag durchzogen wir diese Thäler und Schluchten; dann endlich fängt man allmälig an zu steigen bis an den Fuß des Hauptberges, an welchem sich der Weg nun sehr steil hinaufwindet. Ein europäisches Pferd, selbst kaum ein Schweizer Bergpferd würde schwerlich das leisten was

unsere elend aussehenden Thiere, die obendrein auf ebner Erde fortwährend stolperten. Bald hatten wir die reiche Gegend tief unter uns; neben der Königspalme steht hier die Kiefer, und auch die Aloe, welche wie der Cactus die dürren Vegetationsstrecken der Tropenwelt charakterisirt; es war empfindlich kühl, als wir den wohl zwischen 4—5000 Fuß hohen Paß des Gros Morne überschritten. Tief unten erblickt man die See in einer entzückenden Fernsicht, und näher die Schluchten durch die wir heraufgelangt waren, mit den zerstreuten Häuschen. Mit sinkender Sonne näherten wir uns dem Nachtquartier am Abhange des Bergs, vor uns lag nun die wegen ihrer Schönheit hochberühmte Bai von Port-au-Prince, von der wir indeß nur die äußere Hälfte, noch nicht die Gegend der Stadt übersahen. Nach einer starken Tour, während der ich über 12 Stunden zu Pferde zugebracht hatte, langten wir bei einer Negerhütte, La belle fortune an, die von einem jungen sehr rohen, aber gutmüthigen Paar Schwarzer bewohnt wurde. Der Name mochte von einer früher etwa dort gelegenen Pflanzung herrühren. Ein Abendessen aus den einfachsten Erzeugnissen des kleinen Besitzthums, Eiern, Bananen und Yamswurzel, ohne Brod, aber reinlich bereitet und aufgetragen, war meinen Ansprüchen, zumal auf Haiti reichlich genug; ich gedachte des Schmutzes auf Cuba und stellte Vergleichungen an, die den Creolen eben nicht zur Ehre gereichten.

Ich habe später zur Genüge erfahren daß der Reisende in einer solchen Lage vollkommen sicher ist, daß das Negervolk Kleinigkeiten zwar stiehlt wie die Raben, aber einen bedeutenden Diebstahl oder gar Raub nie unternimmt, überhaupt daß der Weiße in Haiti nie die geringste Gefahr läuft. Nun war ich aber bis dahin mit der Art des Landes ganz unbekannt, kannte nur im allgemeinen den verworrenen Zustand des Staats, und konnte am Ende eine besondere Zärtlichkeit der Haitier für die Weißen auch nicht voraussetzen; da denn mein Führer, ein Soldat der einem Marodeur so ähnlich sah wie ein Ei dem andern, den Morgen mit einem gewaltigen Säbel ausgerückt war, so hatte auch ich mich bis an die Zähne bewaffnet, und hielt hier in der einsamen Negerbehausung Vorsicht für gerathen. Darum stand mir auch die kindische Neugier gar nicht an, mit der die armen harmlosen Seelen meine Waffen, Koffer und sonstiges Reisegeräthe betrachteten. Die Leutchen räumten mir ihr Schlafgemach, in dem ich zwar eine förmliche Waffenwacht, die unter diesen Umständen wirklich quixotisch war, begann, aber von der Ermüdung des Ritts überwältigt neben meinen Mordgewehren bald ruhig einschlummerte.

Unsere weitere Tour am nächsten Morgen ging in der Ebene auf ein Dörfchen, Graisier zu, wo gefrühstückt werden sollte. Ehe wir aber dieses Ziel erreichten, schallte uns plötzlich militärischer Zuruf entgegen; es ward ein Feldposten, durch einige zusammengestellte Flinten angedeutet, sichtbar, zunächst aber ein Soldat der auf den Bauch ausgestreckt, aber das Gewehr zur Hand,

Schildwache lag, und daneben sitzend der Officier, dessen fast einzige Bekleidung ein enormer dreieckiger Hut war. Da gab es einige Paßumständlichkeiten, welche sich bei einem der nächsten Posten mit Variationen wiederholten; diesmal war es ein größerer Trupp, und der Officier saß auf einer Hängmatte, seine Beine in der Luft hin und her wiegend, wahrscheinlich um zu zeigen daß er Stiefel anhatte. Nun ergab sich eine große und absonderliche Schwierigkeit: die weise Polizei von Haiti, einsehend wie schwer es ist ein zureichendes Signalement eines Menschen zu geben, hat ihre descriptive Thätigkeit den Thieren zugewandt, da denn die Reisepferde an Farbe, Brand und Abzeichen genau beschrieben und im Paß angemerkt sind; wir aber hatten hinter dem Rücken der Polizei unterwegs ein armes kleines Eselein gemiethet um das Gepäck besser zu vertheilen, das nicht auf dem Paß stand. Dieser arme Dulder lag halbtodt auf der Erde an unserm Haltpunkt, gewiß ein Beleg daß er nichts Polizeiwidriges im Schilde führe, es gab aber dennoch einen lebhaften Zank zwischen meinem Soldaten und dem Officier, welcher ohne sonderlichen Respekt zwischen Vorgesetztem und Untergebenem geführt wurde; der Officier wandte sich von Zeit zu Zeit an seine Soldaten, welche den Chor machten und sein Verfahren billigten. So ging es hin und her, einmal mit lautem Gelächter, dann mit heftigem Zorn, bis endlich der Bann gelöst und wir entlassen wurden.

Graisier, abermals ein Garnisonsplatz, ist an der Abdachung der Berge zur Bai gelegen. Sehr romantisch nahm sich ein riesenhafter, weithin schattender Feigenbaum aus, der den Soldaten statt eines Zeltes diente; hier nun gewann der scharfe Verdacht welchen die Regierung gegen Reisende zu haben schien, Halt und Richtung, indem man mich geradezu befragte, ob ich nicht hochverrätherische Correspondenzen des Expräsidenten Rivière führe, und alle meine Papiere zu sehen begehrte. Der Leser wird mir glauben, daß ich einer solchen dilettantischen Einmischung in die innere Politik Haiti's nicht schuldig war, und das glaubten Jene mir denn auch. Von da an geht es immer am Seeufer weiter, trotz des erfrischenden Seewindes eine heiße Tour; Nachmittags drei Uhr erblickten wir endlich, aus dem Gebüsch hervortretend, die Stadt Port-au-Prince in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Wir sahen sie mit dem Vordergrund eines hübschen Dörfchens und dichtbelaubter Mangobäume, gerade in der glücklichsten Beleuchtung; hinten eine majestätische Bergreihe, dazwischen ein ebenes, sich zur See abdachendes Terrain, und auf dem Vordergrund desselben ganz von der See umgeben die Stadt, deren weißliche Gebäude sich in dem blauen Wasser das sie einfaßte, gar schön ausnahmen. Sie scheint von dieser Seite auf einer Landzunge zu liegen, und wir mußten den Umweg um die ganze Bucht machen, ein reichlich lohnender Aufenthalt, denn wir kamen nun durch die allerüppigste mit Landhäusern und Gärten gezierte Partie der Gegend. Besonders zeichnet sich der Garten eines Franzosen, Mr. Desjardins aus, welcher — ein seltener Fall in den Tropen —

der herrlichen Natur durch Landschaftsgärtnerei zu Hülfe gekommen ist; ein Bassin von hohem Bambus umschattet, das in weitem Kreise darum gepflanzt ist, ist ein besonders glücklicher Gedanke. Dieser Reichthum der Natur wie er sich auf diesem Wege enthüllte, war mir neu und nie gesehen, obgleich ich bereits kein Neuling in den Tropen mehr war, und die ganze Ansicht betrachte ich auch jetzt noch als eine der herrlichsten die ich kenne.

Wenn ich den Negern in jenen abgelegenen und friedlichen Hütten des Gros Morne den behaglichen Besitz vollkommener Freiheit von Herzen gönnte, so erscheint es als eine widerwärtige Anmaaßung, wenn dieselbe Race in einer großen Stadt von überkommener civilisirter Form vereinigt, die europäische Kultur nachzuahmen sich den Schein gibt. Port-au-Prince, oder wie es damals hieß, Port Républicain, einst die stolze und üppige Hauptstadt der Reine des Antilles, ist jetzt ein wahrhaft armseliger Ort. Trotz seiner geraden, weiten Straßen und seiner romantischen Lage entbehrt er jedes Anstrichs von Wohnlichkeit und Ordnung; zu den französischen Zeiten war die Stadt wohl gepflastert, die Häuser aus der alten Zeit die stehen geblieben sind, meist von Stein und mit Bogengängen, sind stattlich genug, besonders schön aber sollte das Gouvernementsgebäude werden, welches am höchsten Theile der Stadt gelegen, den ganzen Platz und den Hafen beherrscht haben würde; ein großer terrassenförmiger Platz mit Springbrunnen geziert liegt davor, aber alles vollkommen verwildert, das noch unvollendete Gebäude wurde bei der Revolution dem Boden gleich gemacht; das Pflaster der Straßen ist mit der Zeit aufgerissen worden oder so vernachlässigt, daß es wahrhaft halsbrechend ist des Abends auszugehen, und daß ein Bekannter von mir bei der Regenzeit in der Hauptstraße bis über den Kopf in ein Loch voll Wasser fiel und nahezu ertrunken wäre. Die jetzigen Häuser sind von Holz oder Backstein, die Mehrzahl ist einstöckig, und selbst die besseren mit Schindeln gedeckt. Ein Kranz von Forts umgibt die Stadt, welche sämmtlich aus der französischen Zeit stammen, und greulich vernachlässigt, zum Theil nur noch mit Sandfässern fest gemacht sind; der Hafen ist ohne irgend einen Damm, Quai oder etwas der Art, und nur spärlich von Schiffen besucht, welche den tief gesunkenen Handel mit den Produkten der so reichen Insel unterhalten; das Ganze enthüllt bei jedem Schritte den Charakter, daß alle Kultur wo sie etwa vorhanden ist, von den ehemaligen Herren überkommen, und so lange von den jetzigen Besitzern geduldet ist, als sie nicht von selbst über den Haufen fällt.

Während der Neger, den ich auch hier als von Natur höchst gutmüthig kennen lernte, auf dieser Insel deren ausschließlichen Besitz er erlangt hat, ein harmloses Pflanzenleben führen könnte, und es in der That fern von den Städten und dem Erschütterungskreis politischer Bewegungen auch führt, ist es das natürliche Loos dieses abnormen Staates geworden, daß herrschsüchtige Charaktere, sowohl einzelne besonders begabte und in der Revolutionszeit zu Energie und Selbstbewußtsein erstarkte Schwarze, als hauptsächlich Farbige

das Staatswohl zum Spielball ihres Ehrgeizes gemacht und die blutigsten Katastrophen herbeigeführt haben; es genügt zu sagen, daß man in einer dieser Phasen sich zum förmlichen eigentlichen Constitutionalismus, wie er auf dem Papier steht, verstiegen hat, um die Einsicht zu gewinnen, daß alle Symptome politischer Civilisation auf Haiti ganz auf der Oberfläche der Bevölkerung haften, und ebenso ist es mit fast allen andern Einrichtungen europäischer Art, von denen ich dem Leser manche werde zu erwähnen haben, deren Nennung ihn anfangs in seinem Urtheil ganz irre führen könnte. Allerdings kann man in Haiti von gesetzgebenden Körpern, Kammern, Codificationen, hohen Schulen u. s. w. reden, wird aber bei näherem Eingehen inne, daß alle diese Dinge das mehr oder minder harmlose Spielwerk Einzelner, hauptsächlich der Anzahl intelligenter und zum Theil in Europa gebildeter Farbiger sind, durch die das Wohl und die Kultur des Volkes in den wenigsten Fällen gefördert, in vielen untergraben wird. Dahin gehören besonders die endlosen Bürgerkriege und Revolutionen, welche bloß dem Bedürfniß Einzelner und deren Parteianhänger zu Liebe das Ganze in seinem Gedeihen hindern. Diesen Charakter trägt denn die Geschichte des unabhängigen Haiti von Anfang an, nicht minder den blutiger Grausamkeit und thierischer Wildheit; zuerst Greuelscenen aller Art in dem Kampf der Weißen und der Neger, dann noch unversöhnlichere Feindschaft zwischen Schwarzen und Farbigen. Von den Franzosen erzählt man, sie hätten die gefangenen Neger in die Erde gegraben, ihnen die Köpfe mit Pechkränzen umwickelt, und so angezündet; dafür henkten die Neger ihre Opfer, lebendig geschunden an den Beinen auf, und bestrichen sie um Insekten anzulocken mit Honig. Toussaint Louverture, dessen Leben und Thaten noch mehr Gegenstand des Romans als der Geschichte geworden, hatte ungeheure Schätze aufgehäuft und vergraben lassen; er verwendete hiezu ein Detachement Soldaten, die er als sie von dieser Arbeit zurückkamen, umzingeln und zur Bewahrung des Geheimnisses bis auf den letzten Mann niedermachen ließ; noch neuerdings wurden Nachgrabungen nach diesen Schätzen angestellt. Der schwarze Kaiser Dessalines, der aus Toussaint's Fall sich erhob, hat ebenfalls einen Schatz vergraben; als er die Farbigen und Weißen ermorden lassen wollte, stifteten Pétion und Christophe eine Verschwörung an, und Ersterer stellte 20,000 Mann auf, die Dessalines beim Eintritt in die Stadt ohne Ordre versammelt fand; er fuhr sie an und hieb mit der Reitpeitsche auf die Empörer ein, die scheu zurückwichen, bis ein Corporal, Garat ihn niederschoß. Christophe, nun zum Präsidenten gewählt, weigerte sich die Verfassung zu beschwören, worauf Pétion, Farbiger, sich an seiner Statt wählen läßt, und ihn von Port-au-Prince zurückschlägt. Nun begründete der Andre mit seinem Anhang das Königreich am Cap Haitien, welches sich neben der Republik von 1806—1820 erhielt. Christophe, ein Creolneger von der englischen Insel St. Christopher, war der merkwürdigste unter allen Gewalthabern Haiti's, sowohl wegen seiner Erfolge als wegen der wirklich

hervorragenden geistigen Anlagen, durch welche er sich von seinen Stammgenossen als seltene Ausnahme hervorthat. In richtiger Beurtheilung des indolenten Charakters seiner Landsleute pflegte er sie zur Schule, zum Kaffeebau u. s. w. prügeln zu lassen; in den Schulen ließ er aus Haß gegen die Franzosen die englische Sprache lehren. Finanzen und öffentliche Ordnung gediehen unter ihm, der sich seines Herrschertalents wohl bewußt war, und Friedrich den Großen und andere Regenten nachzuahmen affektirte; so erbaute er sich ein Sans-souci, auch um Napoleons Anerkennung buhlte er und schrieb diesem einen Brief: „au plus grand des blancs le plus grand des noirs;“ seinen Anführern verlieh er Herzogstitel in napoleonischer Weise, prügelte sie aber und mißbrauchte ihre Weiber, was nur der Duc d'Avancé, Guerrier, sich nicht gefallen ließ; als der König einst den Stock gegen ihn aufhob, legte er die Hand an den Degen mit den Worten: „Frappez, Sire, mais vous êtes mort.“ Da reichte ihm der König anerkennend die Hand. Auch der spätere Präsident Pierrot war als Christophe's Schwager Duc de Marmelade, nach einem Oertchen beim Cap. Einem andern Officier, Riché, hatte er einige mißbilligende Worte über seine Heirath mit einer Farbigen gesagt: da gibt dieser die Frau seinen Soldaten preis, und wirft seine farbigen Kinder aus dem zweiten Stock des Hauses in die Bajonette der unten Stehenden. Das war selbst für Christophe's Nerven zu arg; mit den Worten: „mais vous êtes un scélérat“ stößt er ihm mit dem Stock ein Auge aus, und läßt ihn ins Gefängniß werfen. Ich habe das alte einäugige Ungeheuer noch als Obersten in Port-au-Prince gesehen, wo er um dieser Römerthat willen sehr in Ansehen stand; später ist er gar Präsident geworden. König Christophe war despotisch und grausam; sein Capri war das von ihm erbaute Castell la Ferrière, wo er zum Zeitvertreib auf Vorüberziehende zu feuern pflegte, auch seiner Tochter Anleitung in der weiblichen Kunst des Kanonenschießens gegeben haben soll; einmal hieß er sie einen so eben von ihm selbst abgeschickten Courier aufs Korn nehmen, und sie schoß ihn richtig über den Haufen. Seine Grausamkeit machte ihn verhaßt, und als man ihn einst auf einem seiner Kriegszüge todt sagte, ließen die Weiber in der Hauptstadt, welche die Ermordung ihrer Männer oder Liebhaber zu beklagen hatten, ein Tedeum abhalten; Christophe kommt zurück, veranstaltet ebenfalls ein Tedeum, läßt die Kirche umstellen und jene Weiber gefangen nehmen und verschwinden. So trieb er sein Wesen bis zum Jahre 1820, und überlebte seinen Rivalen Pétion. Als dann dessen Nachfolger Boyer einen neuen Angriff auf das Königreich im Norden vorbereitete und am Cap eine Revolte ausbrach, lag Christophe gerade krank; vergebens suchte er in einem stärkenden Bad (einem Pfefferbad) die Kraft zu Pferde zu steigen, und in dem Gefühl daß es mit ihm zu Ende gehe, erschoß er sich. *

* Ein Descendent Christophe's, der sich Prinz Christophe nennen ließ, trieb sich noch ganz neuerdings in Westindien herum und war einmal Passagier auf dem west-

Pétion hatte die Republik des Südens inzwischen eben so milde regiert, als Jener durch Grausamkeit sich hervorthat; er gilt für den besten unter den Regenten Haiti's, und wird von ihnen sogar der Große genannt, doch heißt es von ihm, er habe verstanden zweckmäßig zu tödten, wenn das Staatswohl es zu erfordern schien; aus Gram über einen Mordversuch gegen ihn, und wie man sagt über die Undankbarkeit Boyer's der ihm Alles verdankte, starb er im Jahre 1818 den freiwilligen Hungertod. Ihm folgte Boyer, abermals ein Farbiger, als Präsident auf Lebenszeit, und zwar seit Christophe's Ende über die ganze Insel. Er wird als ein gescheidter Mann geschildert, der gute Formen hatte, auch selbst repräsentirte und Diners gab, und die Staatsmaschine durch das Einhalten europäischer namentlich constitutioneller Formen im Gang zu erhalten wußte; durch Eitelkeit und die Prätention alles am besten zu wissen schadete er aber seinen Erfolgen, weßhalb die Gegenpartei ihm nachsagte er habe Haiti keine blühende Entwicklung gegönnt; Aufhetzereien und Spaltungen zu stiften verstand er meisterlich; den Weißen war er nicht günstig, verbot Heirathen mit ihnen und erschwerte ihre Niederlassung. Nachdem er 25 Jahre lang sich auf der schiefen Ebene des Constitutionalismus bewegt hatte, brachte ihn ein verfassungswidriger Eingriff in die Composition des Senats zu Falle, und durch eine unblutige militärische Revolution wurde er von Hérard, dit Rivière, einem Farbigen verdrängt. Boyer zog sich in freiwillige Verbannung nach Jamaica zurück, wo er 1845 noch lebte, beim Abschied prophezeite er aber seinen Mitbürgern eine neue Revolution in Jahresfrist. Rivière, von der intelligenteren Partei der Farbigen getragen, machte dem Constitutionalismus noch größere Concessionen, ließ aber die von ihm beschworne Verfassung alsbald durch das ihm ebenfalls ergebene Heer umstoßen. Unter ihm riß sich der östliche ehemals spanische Theil der Insel los, und gestaltete sich als dominikanische Republik; die Versuche der Wiedereroberung scheiterten an der Schwierigkeit, in den unbebauten Strecken welche die feindlichen zwei Staaten trennen, ein Heer zu verproviantiren, sowie an dem geringen Sinn der Neger für abstrakte militärische gloire. Es scheint, daß in jener Zeit die Haitier das was kein Verstand der Verständigen damals erkennen wollte, die Lüge in der modernen Staatsform, in kindlicher Einfalt über Bord warfen, denn als nun Rivière nach Boyer's Prophezeiung verjagt wurde, setzten sie den alten Guerrier, einen kohlschwarzen beschränkten Mann, der nicht einmal schreiben konnte, aber brav und ehrenhaft, zum Präsidenten ein, gaben ihm einen Staatsrath zur Seite und vergaßen die Kammern wieder herzustellen. Guerrier hatte nur einen Fehler, daß er des Morgens 7 Uhr schon betrunken war, und die leere Rumflasche vor sich die sich meldenden Sollicitanten kaum noch mit

indischen Dampfer Trent, Capt. Boxer, wo er seine Frau fortwährend prügelte und anderes Unwesen trieb, so daß Capt. B. ihm die Kajüte verbot. Dafür drohte er, er werde die Trent, sowie sie sich im Hafen von Jacmel blicken lassen werde, nehmen und verbrennen lassen.

lallender Junge an den Staatssekretär zu verweisen im Stande war. Neben seinen vorher schon erwähnten Antecedentien gereicht ihm auch das zum Ruhme, daß er in den 11 Monaten seiner Präsidentschaft kein Blut vergossen hat, und als er gerade während meines Aufenthalts starb, folgten ihm Lob und Anerkennung nach, ja in der begeisterten Redeweise eines Zeitungsschreibers von Port-au-Prince war er der Bayard Haiti's, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Seinen Nachfolger Pierrot habe ich noch in der Hauptstadt einziehen sehen; man war damals entschlossen nur einen Schwarzen zu wählen, und um allen Conflikten vorzubeugen, den Ehrgeizigsten unter den Generalen. Soulouque, jetzt Kaiser Faustin, habe ich damals wohl nennen hören, doch weiß ich nichts von ihm zu erzählen.

Die letzten Lebens- und Regierungstage Guerrier's wurden durch einen Versuch Rivière's sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen, beunruhigt, und diese Episode der Geschichte von Haiti habe ich zu meinem großen Ergötzen mit erlebt. Das Gerücht von seiner bevorstehenden Invasion war die Ursache von jenen militärischen Vorsichtsmaaßregeln auf der Route zwischen Jacmel und Port-au-Prince gewesen, und wenige Tage nach meiner Ankunft sandte auch die britische Colonialregierung von Jamaica ein kleines Kriegsschiff, um die haitische Regierung freundnachbarlich zu benachrichtigen, daß Rivière, der auf jener Insel ein Asyl gefunden, dort Mannschaften an sich gezogen habe, und in einem kleinen Fahrzeug mit Waffen wohl versehen auszulaufen im Begriff sei; man habe sich nicht berechtigt gefühlt einzuschreiten, verfehle aber nicht die dienliche Nachricht davon zu geben. Ich muß bezweifeln, ob die guten Haitier bei aller Intelligenz die die abolitionistischen Engländer ihnen zugestehen, Fassungsgabe genug besaßen um sich in diese Casuistik zu finden; jedenfalls wäre es ihnen lieber gewesen, wenn die Engländer statt der freundschaftlichen Benachrichtigung den Rivière ohne weiteres festgenommen hätten, und es entstand die größte Verwirrung und Angst im Lande. Diese politische Angst ist eine besonders charakteristische Eigenschaft im haitischen Staatswesen, und sie ist natürlich genug da wo ein unglückliches inertes Volk das Spielzeug herrschsüchtiger Parteien ist, welche auch ihrerseits zu wenig fest wurzeln um nicht um ihren Machtbesitz fortwährend zu zittern. Diesmal erwachte der alte Haß der Schwarzen gegen die Farbigen wieder in seiner ganzen Lebhaftigkeit, da man Letzteren Sympathie und Mitwissenschaft mit jenem Landungsversuch zutraute; aber auch außerdem sollte Rivière beim Volke seiner „Leutseligkeit“ halber großen Anhang besitzen, besonders bei den Weibern, die bei seiner Verbannung heulten und klagten. Da nun auch auf die Treue der Truppen kein großes Zutrauen gesetzt wurde, so war die Lage der Dinge kritisch und die Bestürzung allgemein, alle Geschäfte wurden eingestellt, und die erschreckten Gemüther vergrößerten die umlaufenden Gerüchte in's Abenteuerlichste. Die Regierung war indeß so klug sich sofort aller Häupter der Partei Rivière's zu bemächtigen, und so für den Fall daß ein gemeinschaftliches

Handeln vorbereitet war, dasselbe zu lähmen. Nun gab es bewegte Tage, und ich genoß dieselben doppelt, da ich mich ungewöhnlich guter Connexionen zu erfreuen hatte; mein farbiger Bedienter * nämlich, ein Eingeborner, war mit den Officieren der Garnison sehr befreundet, und empfing mit deren Besuchen stets die neuesten Neuigkeiten, möglichst grell ausgemalt. Die Verhaftungen dauerten fort, eine Anzahl Rivièristen suchte sich aus dem schlecht verwahrten Gefängniß zu befreien, die Wache feuerte, und fünf wurden mehr oder minder schwer verwundet. Auch ein unglücklicher Franzose, ein Weißer, wurde als „cosmopolite" beim Kopf genommen und eingesteckt. Dazwischen wurde alle waffenfähige Mannschaft zum Dienst gepreßt, selbst die Schüler in den oberften Klassen, und die Widerspenstigen gefangen gesetzt, darunter unser Koch, und mit letzterem Ereigniß fingen auch wir an den unheilvollen Zustand des Landes schwer zu empfinden. Das Arsenal, 100 Schritt von meiner Wohnung, pflanzte Kanonen auf, die Straße zu bestreichen, eine Proclamation die unter klingendem Spiel verlesen wurde, setzte auf Rivière's Kopf einen Preis von 10,000 Gourdes oder haitischen Dollars, auf seine geflüchteten Anhänger aus den „ersten Familien des Landes" 500. Großer Schrecken entstand, als einem gestorbenen General zu Ehren Kanonensalven abgefeuert wurden. In Aux Cayes wurden vier Rivièristen erschossen, ohne Appell, denn die Leute meinten vor einem Jahre bei einer andern Revolte seien ja auch Schwarze erschossen worden, und jetzt habe das Blatt sich gewendet; dagegen wurden aber auch sechs Schwarze festgenommen, welche eine allgemeine Ermordung der Farbigen anstiften wollten. Bei einer Parade ließ ein Officier eine Abtheilung Farbiger durch die Uebrigen umzingeln, und dann zum Einhauen commandiren; es blieb aber beim Befehl, wiewohl das Gerücht schon ein entsetzliches Blutbad aus dem Ereigniß machte.

Da nun das nächste Dampfschiff die Nachricht brachte, Rivière habe sich wirklich mit 50 Mann und 2 Kanonen in Kingston auf Jamaica eingeschifft, so wurde am 12. April die Insel unter großem Lärm in Kriegszustand erklärt. Rivière war nun auch bei Jacmel gesehen worden, und sollte sogar ein gegen ihn ausgeschicktes Kanonenboot genommen haben; aber so gefährlich war es nicht, vielmehr war der ganze Ueberfall durch die energischen Maaßregeln der Regierung aller Hoffnung verlustig gegangen, und als Rivière nach einigen Tagen wirklich landete, geschah es um einem Wachtposten mit flehender Geberde den Mangel an Wasser und Lebensmitteln auf seinem Schiff vorzustellen; die Wachtmannschaft aber, statt ihn festzunehmen und die 10,000 Dollars zu verdienen, warf die Gewehre weg und lief davon, um sich in solche fatale politische Händel nicht zu verwickeln. Rivière zog sich nun

* Ich hatte ihn unterwegs zwischen Jacmel und Port-au-Prince in einem sehr abgerissenen Zustand aufgelesen; es war ein ordentlicher Mensch, schon alt mit grauen Haaren, welch letztere ihn aber nicht verhinderten mir beim Abschied zu sagen, ich habe wie ein Vater an ihm gehandelt.

erst auf ein benachbartes Inselchen zurück, und als ich nach einigen Wochen nach der dänischen Colonie St. Thomas kam, lag dort sein Schooner vor Anker und das Unternehmen war aufgegeben.

Am 16. starb der alte Guerrier auf dem Lustschloß St. Marc, beiläufig gesagt das erste natürliche Ende eines Herrschers von Haiti, da die früheren Regierungswechsel alle durch Mord, Selbstmord oder Verjagung statt hatten. Dieses Ereigniß würde noch vor wenigen Tagen die Rivièrischen Plane außerordentlich gefördert haben, aber nun war seine Partei zersprengt und eingeschüchtert, und da der Staatsrath mit raschem einstimmigem Entschluß den General Pierrot proclamirte, so kehrte Ruhe und Sicherheitsgefühl in die geängstete Hauptstadt wieder ein. Was uns Weiße betraf, so hatte dieses Gefühl uns nie verlassen, und die zu unserem Schutze herüber gesandte britische Fregatte Spartan erwies sich als überflüssig, da Niemand daran dachte, uns auch nur mit einer Miene zu beleidigen. Pierrot war ein alter General der am Cap unter seiner Truppe unbedingten Anhang besaß, und durch deren martialischen, vor den andern Truppen sich auszeichnenden Geist den größten Anspruch auf Machtbesitz zu haben schien, und jedenfalls einen andern nicht hätte aufkommen lassen. Nur zweifelte man einige Zeit, ob er sich herablassen würde zur Uebernahme der Präsidentschaft nach Port-au-Prince zu kommen, und nicht vorzöge am Cap König auf eigene Faust zu werden. Pierrot war denn abermals ein Schwarzer, und es machte einen bedenklichen Eindruck, daß er sofort einen schwarzen Rebellen, Jacques Acaon, der im vorigen Jahr Greuel aller Art gegen Farbige verübt hatte und unter Guerrier sich nicht zeigen durfte, zu Gnaden aufnahm, nicht minder einen General, der bei dem letzten Erdbeben zum Schutz des Cap Haitien gesandt, vorgezogen hatte die Stadt zu plündern, und deßhalb auf den Tod gefangen saß.

Ich hoffe durch diese verworrene Aufzählung der Thatsachen dem Leser den Eindruck der Verworrenheit gegeben zu haben, in der wir damals lebten. Der im Ganzen unblutige Charakter der Krise verdarb mir den Spaß nicht, mich an diesen sonderbaren Erlebnissen wahrhaft zu ergötzen, zumal da durch Pierrot's Erhebung die ganze Episode nunmehr zur Harlequinade gestempelt erschien. Wir hätten das gern laut gesagt, hätte man nicht selbst ein paar Personen, die die Melodie des harmlosen Liedchens: „Prête-moi ta plume, mon ami Pierrot!“ halblaut gesummt hatten, von Staatswegen übel mitgespielt.

Ich verdankte dem dänischen Generalconsul Herrn Seeger, und seinen Associés, den Herren Schulz und Strack viele Freundlichkeiten; da Ersterer zwar mir alle Gastfreiheit erwies, jedoch mich nicht zu beherbergen vermochte, so suchte ich mir in einem Häuschen das schon von mehreren jungen Deutschen bewohnt wurde Unterkunft, und war glücklich sie zu erhalten, da es keine Wirthshäuser gibt, und an dem gemeinschaftlichen Tisch einen Platz zu finden: ich hätte sonst mir meine Provisionen auf dem Markt selbst kaufen

müssen. Wohl die Hälfte der achtzig Europäer in Port-au-Prince sind Deutsche, natürlich nicht alle zum Umgang geeignet; in dem kleineren Kreise in den ich gerieth, fand ich wohlwollende Aufnahme und angenehme Geselligkeit; es ist aber in einer Colonie wie diese, wo anregender Umgang absolut nicht existirt, eine schlimme Schattenseite, daß fast der einzige Genuß und Erholung in Gelagen gesucht werden müssen, bei denen das Maaß gar oft überschritten wird. Für mich bot nun freilich der sechswöchentliche Aufenthalt Anregung genug, und ich habe dort mein Gedächtniß mit interessanten Dingen förmlich vollstopfen müssen. Ich erwähne bei diesem Anlaß, daß flüchtige Reisen von Land zu Land, gar bei einer Ausdehnung wie die meinigen, nicht nur ein unbehagliches Gefühl geben, als müsse man fortwährend fürchten von dem Gelernten und Erfahrenen etwas zu verlieren, sondern auch Ordnung und Sicherheit des Gedächtnisses leider vollkommen zerstören. In ersterer Beziehung sind genaue Tagebücher und an Ort und Stelle geschriebene Schilderungen unerläßlich, wenn man nicht will daß die Bilder sich bald vollständig verwischen und mit andern Eindrücken anderer Länder verschwimmen. Ich möchte diesen Rath denen die er angeht, gern recht eindrücklich machen.

Ich beginne mit der Darstellung des eigentlichen Volks von Haiti, der Schwarzen: sie sind der Natur der Sache nach, wie durch ihre Anzahl, da sie sieben Achtel der Bevölkerung von 850,000 Seelen bilden, das wesentliche Element der Bevölkerung. Wenn die Geschichte der Insel an Zügen von Niederträchtigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit reich ist, so erklärt sich diese Erscheinung theils aus der Schule blutiger Empörung durch welche eine Generation gegangen, theils aus den Anreizungen zum Bösen welche entfesselter Ehrgeiz und Herrschsucht mit sich bringen, theils aber dadurch, daß in einem zerrütteten Lande gerade die Schlimmsten hervortreten und eine Rolle zu spielen trachten. Dieser blutige Charakter, wenn er gleich durch die Todfeindschaft zwischen Farbigen und Schwarzen stets in Anregung erhalten wird, hat sich doch in den Zeiten vieljährigen friedlichen Regiments sehr beruhigt, und die natürliche Gutmüthigkeit der Neger tritt im allgemeinen stark hervor. Sie sind wahre Kinder und nur in den Städten verderbt, die besseren Eigenschaften des Naturmenschen, Gastfreiheit, Dankbarkeit für empfangenes Gute (sowie freilich auch Rachsucht), Liebe zu den Ihrigen, persönlicher Muth wohnen ihnen bei; zu letzterem gehört indeß die Bemerkung, daß sie erbärmliche Soldaten sind; im letzten Krieg gegen Santo Domingo* pflegten sie beim ersten Kanonenschuß auf die Erde zu fallen und beim zweiten auf allen Vieren davon zu laufen; doch ließen sie sich darum nicht feig schelten, sondern meinten nur die fremden Händel gingen sie nichts an; es liegt gewissermaaßen auch darin ein Zug von Harmlosigkeit. Feige sind sie in der That

* Nicht San Domingo. So auch Santo Tomas, Santo Torribio, und immer Santo statt San, wenn des Heiligen Namen mit Do oder To beginnt.

nicht, und ihre Weiber namentlich verfallen eher ins andere Extrem, indem sie sich bei Zweikämpfen auf den Straßen wie Furien geberden, und sich förmlich die Kleider vom Leibe reißen; auch über die schlechte Haltung der Truppen in dem eben erwähnten Feldzug sollen sie sehr ungehalten gegen ihre Männer gewesen sein. Auch wohlthätig sind sie in hohem Grade, und die Bettelei, die freilich in einem so fruchtbaren Lande nicht füglich entschuldbar ist, findet reichliche Nahrung. Begünstigt durch die unendliche Fruchtbarkeit des Bodens und das glücklichste Klima, dann durch die geringe Zahl der Bevölkerung, nur 650 auf die Quadratmeile, findet der Haitier seinen Lebensunterhalt leicht genug, und er ergibt sich in der glücklichen Sicherheit der Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse ganz der Trägheit, welche die Grundanlage seiner Race ist. Hier kann der Abolitionist lernen, wie der Schwarze die Kultivirung eines Landes und die Ausbeutung seiner Ressourcen versteht, und hier hätten die, welche an die Emancipation der Sklaven auf den britischen Inseln sanguinische Hoffnungen blühender Entwicklung knüpften, im voraus die Erfolge studiren können, wie sie denn in vollem Maaße und in voller Analogie von Haiti eingetreten sind. Der Neger welcher sich auf dieser Insel, vielleicht auf dem üppigen Boden einer zerstörten Pflanzung niedergelassen hat, bedarf nur einer luftigen leichten Hütte, die er sich schnell und ohne Kosten aufrichtet; ein paar Beete mit Bananen und Yamswurzeln und ein paar Fruchtbäume ernähren ihn und die ganze Familie Jahr aus Jahr ein, und schlimmsten Falls wenn das Erdreich mit der Zeit ausgesogen ist, rückt er mit seinem Gärtchen ein paar Ruthen weiter. Andere Bedürfnisse hat er nicht, denn die Kleidung ist ihm nicht sowohl Bedürfniß als Putz, und um diese in der Stadt zu erkaufen, pflückt er sich in der Zeit der Kaffeereise einen Sack mit Bohnen von den Bäumen die in seiner Nachbarschaft noch von alter Zeit her wuchern; deren selbst anzupflanzen, oder auch nur alles zu pflücken was neben ihm ungepflanzt reif wird, ist ihm zu unbequem, und wie die Lilie auf dem Felde zieht er nur eben so viel Nahrung an sich, als er zu seinem physischen Behagen bedarf; von dem Trieb sich mit raffinirteren Genüssen zu umgeben, sich zu bereichern, die Natur sich dienstbar zu machen ist keine Rede; sein höchster Luxus ist ein Spiegel, allenfalls etwas englisches Fayencegeschirr, das der poetische Reisende zu seinem Aerger in mancher Hütte findet, wo er aus Calebassen oder Cocosschalen zu speisen hoffte. Wie vergeblich da die Erwartungen sind, aus einer Negeransiedlung nationalökonomische Resultate emporwachsen zu sehen, liegt wohl am Tage, und diese harmlose Barbarei ist der natürliche Zustand Haiti's, und er wird sich immer mehr, zum Glück der Bevölkerung obendrein, befestigen, je mehr der Ehrgeiz unter den Parteihäuptern und die daran sich knüpfenden Versuche eine treibhausartige Kultur zu erziehen, schwinden werden.

Natürlich ist die Erscheinung dieser Menschen eine sehr rohe, und so ist auch ihre Sprache, das Creolische, „das aus französischen und spanischen

Wurzelwörtern entstellt, weder Declination noch Conjugation, noch syntaktische Formen hat. Einige Proben, die zum Theil auch in die Sprache der Gebildeten hineinragen, folgen hier: Bai heißt holen, bai assiette, bai feu; me bai feu, ich hole Feuer. Gagner ist das englische to have got, haben; me gagne pain, j'ai du pain. Comment voyez, wie geht's? C'affaire vous, c'est votre affaire. Pas connai, ich weiß nicht. T'en prie ist das wahre haitische Commandowort, und die Antwort heißt oft: pas voulé. Sau dit (vollkommen wie Sau lautend), vous dites? sau voulé, was willst du? Taffia ist Schnaps. Mouché oder mochié statt monsieur. Die Redensart zum Abschiednehmen ist: excusez! worauf der Andere sagt, faites, geh' nur! Den Weißen redet der gemeine Mann blanc oder petit blanc an, es gibt aber noch eine andere Redensart, die weit weniger höflich ist. Ganz merkwürdig ist eine Interjection ah oder uh, im Discant ausgestoßen, die der Ungebildete alle Augenblicke gebraucht; sie ist der Ausdruck der Zuversicht, der Freude, des Uebermuths, und klingt nicht sehr civilisirt.

Das Nationallaster der Neger ist die Sucht zu stehlen, und sie ist wie man glauben möchte, physisch wie beim Raben, denn sie können nichts Glänzendes liegen sehen; dagegen sind nicht nur große Diebstähle und Raubanfälle sehr selten, sondern man kann auch im Großen völlig auf die Leute zählen, wie z. B. die Kaufleute von Port-au-Prince kein Bedenken tragen, einen einzelnen Mann mit beträchtlichen Summen über das Gebirge nach Jacmel zu schicken; Harmlosigkeit und Ehrlichkeit, aber auch Mangel an Unternehmungssinn und Furcht vor Strafe erklären diese Erscheinung. Fatal für die Spitzbuben ist die Sitte, daß ein ertappter Dieb wenn er zur Wache geführt wird von jedem Vorübergehenden schonungslos gehauen werden darf.

Die Bevölkerung bekennt sich zum Christenthum, und zwar zur katholischen Kirche, aber es liegt in religiöser Beziehung alles im Argen, und es geht auch hierin wieder das Uebel von der Hauptstadt aus. Ich erwartete neben freilich laxen Sitten lebhaftes, wenn auch sinnliches religiöses Gefühl zu finden, und dachte mir es möge in Haiti eine Analogie zu Süditalien bestehen, aber der Unterschied ist gewaltig groß. Die Stadt Port-au-Prince besitzt für ihre 22,000 Einwohner nur eine kleine Kirche (abgesehen von den Privatkapellen einiger Missionare), in welcher man höchstens eine Anzahl Weiber findet. Die Männer, zumal die jungen, stehen draußen unter der breiten Verandah und gucken zum Fenster hinein, aber nicht aus Andacht, sondern um die Schönen darinnen zu bewundern; kaum daß sie den Hut abnehmen, sie schwatzen, lachen, ignoriren den Gottesdienst, und daß die andern von innen herausgucken ist der Welt Lauf. Ich selbst habe den fashionablen Sonntagmorgen-Spaziergang, welcher ein nicht eben lobenswerther Gebrauch auch der jungen Deutschen ist, mitgemacht, und kann als Augenzeuge reden. Vor der offenen Kirche ist der große Markt für tägliche Lebensbedürfnisse, welcher nie mehr besucht ist als am Sonntag, und am Sonntag

während der Kirche habe ich mit angesehen, daß ein Regiment mit klingendem Spiel über den Platz zog, um die allgemeine Entwürdigung noch zu erhöhen. Ein Bekannter von mir hatte am letzten Charfreitag mit angehört, wie in der Kirche das Stabat mater aufgeführt wurde und das Volk in der Verandah es nachsang, nicht aus Andacht, sondern zum Spaß oder Spott wie man will.

Es ist schmerzlich zu sehen, daß eine Bevölkerung der wir die Gleichheit mit begabteren Menschenkindern gerade nur in dem Punkte zugestehen, daß die Gnade Gottes auch für sie dieselbe sei, in solche Frivolität verfallen ist; junge Leute die das religiöse Bedürfniß fühlen zu communiciren, können das vor dem Spott der Ihrigen in der Stadt gar nicht wagen, sondern pflegen sich heimlich nach einem Dorf in der Nähe zu begeben. Natürlich ist diese leichtfertige Entfremdung vom Heiligen den Landbewohnern nicht eigen, und ich weiß ein Beispiel daß ein Abenteurer Geld verdiente, indem er in der Verkleidung eines Priesters auf den abgelegenen Ortschaften und einzelnen Besitzthümern herumzog, geistliche Handlungen zu verrichten und besonders zu taufen. Im allgemeinen jedoch sagt man den Haitiern nach, daß sie die Kosten von Taufe und Trauung ersparen wo sie können;* insbesondere scheint die Ehe mit dem roh sinnlichen Volksgeist in Widerspruch zu stehen, ein junger Mann der eine Frau zu ernähren vermag, placirt (das ist der technische Ausdruck) ein Mädchen, und lebt mit ihr so lange er will; das ist ein durchaus respektirtes Verhältniß, zu dem die achtbarsten Eltern ihre Töchter ohne Bedenken hergehen. Die allgemeine ungescheute Sprache, tägliche Beispiele, die ganze Lebensweise, die nationellen Tänze, alles das beweist daß die Herrschaft niederer ungezügelter Sinnlichkeit unbegrenzt ist.

Mit dem Unglauben paart sich der Aberglauben und groteske Entstellungen heiliger Gebräuche. Sowie beim Abendgottesdienst am Charfreitag der Pfarrer sein Buch zuklappt, erhebt die ganze Gemeinde ein rasendes Gepolter mit Stöcken, Stühlen und Bänken, um den Teufel zum Tempel hinauszujagen, und dieser Skandal wiederholt sich sofort in allen Häusern. Ebenso hört man in der Charwoche unaufhörliches Schießen, die Juden todtzuschießen; Andre stopfen Figuren als Juden aus, peitschen und verbrennen sie. Amulettenkram ist auch in seiner Geltung, und mir ist ein Fall bekannt, wo ein Priester einem Haitier drei Blutstropfen Christi als Schutz zur Seereise mitgab; aber auch die heidnischen Zaubergebräuche, welche aus Afrika stammen und die ich gelegentlich der Sklaverei auf Cuba berührt habe, sind noch in voller Geltung. Merkwürdig ist die Furcht vor Hexen, Sombis auf creolisch, und im Jahre vorher verbreitete sich in Port-au-Prince das Geschrei von einem gespenstigen

* Taufnamen wie Diogène, Thales, Leonidas und ähnliche stammen jedenfalls nicht aus dem Heiligenkalender; ganz hübsch ist Fils-aimé, und für einen Farbigen Beaubrun, sehr zart Bonbon, etwas stark aber Superfine Baltimore, allem Anschein nach der Etikette eines Stücks Baumwollenzeug entnommen.

Schwein das (ein trefflicher Polizeiagent) die Nachtschwärmer in den Straßen verfolgen und auffressen sollte. Diese Furcht vor Unholden ist bekanntlich den meisten südlichen Ländern fremd, und ich selbst wie andre haben gefunden daß das europäische, namentlich deutsche Gefühl der Unheimlichkeit in jenen Ländern in der That nicht gedeiht. Ein starkes Stück ist es, daß in Port-au-Prince drei bis vier Freimaurerlogen bestehen und blühen.

Erwähnenswerth ist noch die Neigung des Volks zu lauten Selbstgesprächen; gar oft geschieht es daß man sich von einem Begegnenden angeredet glaubt. Der bekannte musikalische Sinn der Neger zeigt sich jedenfalls nicht bei ihrer militärischen Musik, die ohrzerreißend ist; um billig zu sein, muß man freilich bedenken, daß bei dem Mangel regelrechten Unterrichts jeder sich seines Instruments so gut Meister macht als er kann. Dafür besitzen sie Gehör zur Aneignung neuer Melodien, und ein Studentenliedchen das ich gelegentlich meinen deutschen Freunden mitgetheilt hatte, und das weil es hübsch war oft von uns gesungen wurde, schien sich den Weg zur Unsterblichkeit als haitisches Volkslied bahnen zu wollen, denn wir hörten es fortan unaufhörlich in unserer Nachbarschaft pfeifen, singen und heulen.

Es ist mit den Schwarzen, besonders auf dem Lande, ganz gut auszukommen, und es scheint wirklich kein Haß gegen die Weißen in ihren Herzen zu sein, was im Grunde bei deren geringer Zahl und inoffensivem Auftreten begreiflich ist. Am ersten hassen sie wohl die Franzosen, die Spanier kommen gar nicht herüber, da aller internationale Verkehr aufgehoben ist, und die Deutschen und Engländer stehen in gutem Ansehen.* Daß der Neger auf Haiti, wo er sich als Herr und Sieger fühlt, sich eine Freude daraus macht dem Weißen nicht zuvorkommend auszuweichen und sich sonstwie zuweilen etwas breit zu machen, ist natürlich genug, und wenn man ihnen nicht nachgibt so sind sie es auch zufrieden; auch in der Stadt, wo man eher einen kleinen Zusammenstoß risquirt, genügt meist ein ernster Blick um sie im Zaum zu halten; die Anerkenntniß daß der Weiße höher stehe als sie, ist ihnen angeborenes Gefühl; darum mögen sie es auch z. B. kaum glauben daß unsere Bedienten in Europa Weiße sind, und der Umgang der Europäer ist ihnen höchst schmeichelhaft. Die persönliche Sicherheit der Weißen ist vollkommen, keiner denkt daran bewaffnet auszugehen, und für die Fälle ernsterer Conflikte, besonders in ihren ewigen Revolutionen, hat man die ostentiöse Entfaltung der Consulatsflaggen stets genügend gefunden; in letzterer Hinsicht kommt die politische Furcht hinzu sich den ernstlichen Unwillen einer europäischen Macht zuzuziehen. Während die Weißen also wirklich in Ansehen stehen, ist ihre Stellung rechtlich doch nur eine geduldete: kein Weißer kann Bürger sein,

* Neben dem Haß gegen die Urheber der Sklaverei ist doch ein Fall constatirt, daß vor wenigen Jahren ein Neger am Cap Haitien seine unerwachsene Tochter an Bord eines amerikanischen Schiffes zu verkaufen suchte.

noch Grundeigenthum besitzen, und für den Aufenthalt zahlen sie eine Kopfsteuer von jährlich 100 haitischen Thalern (100 fl. rh.); mehrere Weiße sind angestellt, nur militärische Grade erlangen sie nicht. Die Zahl der Weißen in Port-au-Prince mag 80 betragen, am Cap sollen deren mehr sein, besonders auch zurückgebliebene Franzosen niederer Stände, jedoch halte ich die Angabe von Tausenden von Weißen auf Haiti für stark übertrieben. In einem Dorf nahe dem Cap existiren, wie man sagt, auch noch zahlreiche Abkömmlinge von Deutschen, ich habe aber nichts Näheres darüber erfahren können. Die Republik Santo Domingo ist, wie Besucher derselben mir sagten, den Weißen günstiger und scheint das Bedürfniß der Anlehnung an dieselben zu fühlen; auch sprach man von deren Wunsch sich unter den Schutz einer europäischen Macht zu stellen. Die Unmöglichkeit sich bleibend niederzulassen hat die Folge, daß jeder Europäer das auf Haiti erworbene Vermögen aus dem Lande zieht, und dieser Nachtheil ist nicht gering bei der allgemeinen kläglichen Armuth aller Stände.

Die weißen Kaufleute verwenden farbige Commis, aber meist nur zu mechanischen Arbeiten; sofern den Farbigen jene schon beschriebene Spannkraft mit unheimlichem Charakter verbunden nicht beiwohnt, sind sie das Gegentheil, beschränkt und schlaff, aber gutmüthig. Es ist eine bekannte Thatsache daß die Farbigen, weit entfernt ein versöhnendes Mitglied zwischen Weißen und Schwarzen zu sein, vielmehr von beiden abgestoßen werden; gerade auf Haiti sagten mir viele Europäer, daß sie weit lieber mit Schwarzen als mit Farbigen zu schaffen hätten, welch letztere im Rufe der Falschheit stehen; während aber denselben in europäischen Colonien die Ungunst der Weißen zum Nachtheil gereicht, ist es hier die Feindschaft der Schwarzen, welche ihre Existenz fortwährend bedroht, und ihre Reihen zu verschiedenen Zeiten furchtbar gelichtet hat: sie bilden ein Achtel der Bevölkerung, aber gerade Farbige sagten mir, sie müßten wohl die Hälfte ausmachen, wenn nicht Toussaint Louverture und Christophe Tausende der Ihrigen hingemordet hätten. Natürlich ist die Zahl der Mischlinge stets wieder im Zunehmen, aber dem Haitier schwebt das Axiom vor, es gebe nur zwei berechtigte Farben, schwarz und weiß, und die Farbigen als etwas Unnatürliches müßten ausgerottet werden. So betrachten auch diese selbst sich als ein dem Untergang geweihtes Geschlecht, und bei unbefangener Beobachtung der Lage der Dinge wird man dieser Voraussicht beistimmen müssen. Blutige Reibungen und Gewaltthaten gegen sie, die oft ungestraft bleiben, fehlen namentlich in aufgeregten Zeiten niemals, und selbst in Friedenszeit ist der Farbige, gerade im Gegensatz zum Weißen, stets auf seiner Hut und bewaffnet, ja in beständiger Todesfurcht.

Ein Erlöschen der farbigen Bevölkerung, da es nur durch blutige Verfolgung und Mord möglich ist, müßte der Menschenfreund tief beklagen, ein anderes aber ist es, ob man diese Bevölkerung für ein heilsames Element im Lande betrachten darf, und nicht vielmehr die Ausscheidung derselben, wenn sie auf

friedlichem Wege denkbar wäre, für wünschenswerth erklären muß. So wahr es ist, daß dieser Negerstaat die Elemente der Intelligenz welche er besitzt, fast ausschließlich den Farbigen verdankt, so sehr bewährt sich aus dieser steten, nie und nirgend versöhnten Abneigung der reinen Racen der Satz, daß die Natur die Mischlinge nicht will, und ein solches Element kann nur fortwährend unheilvolle Gährungen erregen, wird aber das Ersprießliche was es leisten könnte unter diesen Umständen nie zur erfreulichen Geltung bringen. Und gerade diese Intelligenz, indem sie nur in der Kaste der Farbigen gedeiht, aber zu den Schwarzen hinüber keine Brücke findet, kann diesen auch kein Heil bringen; es lehnen sich jene auf europäischen Schulen oft hochgebildeten farbigen Koryphäen ganz und gar an europäische und obendrein liberalistisch französische Kultur an, und thürmen inmitten der halbbarbarischen Bevölkerung aus doktrinärem Wust theils an sich verwerflicher, theils an dem Ort unpassender Systeme ein isolirtes Gebäude auf, das höchstens den Werth hat dem Ehrgeizigen zu einer hohen Stellung zu verhelfen, das aber keinen festen Grund hat, und das das Volk gelegentlich einmal über den Haufen tölpelt, zum Verderben derer die gerade oben stehen. Dieses ist jederzeit die Stellung der Farbigen gewesen, und wenn man an Ort und Stelle näher zusieht, nimmt sich das intelligente Treiben, das die Farbigen unter einander und eben bloß untereinander verführen, sehr anders aus, als wenn man etwa durch Vorlage der Six Codes d'Haïti, ganzer Pakete politischer Zeitschriften und Broschüren, einer Anzahl papierner Constitutionen u. s. w. das Auge des Europäers zu blenden und ihn zu dem Trugschluß zu verleiten versuchte, diese Dinge seien Symptome einer wahrhaften Civilisation; vielmehr sind sie ihnen nur das, was dem gemeinen Mann im Sonntagsfrack das Complimentirbuch.

Für ein Volk das keinen Blick über sein kleines Bananenfeld in der Wildniß hinaus hat, sind die Rechte politischer Freiheit ein todtes Gut, und es wird dieselben an den ersten besten ehrgeizigen Parteiführer blindlings verhandeln; so folgt denn jener ewige Wechsel des Staatsoberhauptes, wobei das Land weder zur Ruhe noch zum Gedeihen kommen kann, vielmehr der Selbstsucht der Herrschbegierigen zum Opfer fällt. Sehen wir doch selbst in den Republiken des spanischen Südamerika, die nicht minder eine indolente, aber doch geistig noch viel höher stehende Bevölkerung besitzen, wie die Blüthe dieser Länder unter der unabläſſigen Jagd Einzelner nach Diktatur und Ehrenstellen völlig in den Boden getreten wird; wie viel mehr sind solche Staatsformen Gift für das arme Haiti, für welches Kaiser Faustin immer noch das geringere Uebel ist.

Gestützt auf die Erkenntniß der zwei Thatsachen, daß der Negerrace der innere Trieb zur Civilisation fehlt, und daß Tropenländer keine rein europäische Bevölkerung zulassen, vermag ich Haiti keine andere Zukunft zu prophezeien als Rückkehr in den Naturzustand, behaglich durch den Genuß des Klima's und der reichen Natur, und gemildert durch die Einflüsse der christlichen Lehre. Den ungestörten Genuß dieses Zustandes wird ihnen Jeder

gönnen, der für die grausame und unnatürliche Verschleppung der Neger aus Afrika Mitleiden empfindet, und ihren harmlosen und gutmüthigen Charakter erprobt hat; ihnen Höheres zu wünschen oder gar aufzudrängen, wäre ein fruchtloser und nicht einmal ersprießlicher Dienst.

Inzwischen habe ich dem Leser die Institute europäischer Art zu schildern, welche ich damals vorfand, und welche mir mit ostentiöser Bereitwilligkeit gezeigt wurden; durch die unendliche Gefälligkeit eines Landsmanns, des Herrn Strack aus Bremen war ich mit allen hervorragenden Farbigen bekannt geworden, und indem sie mit lobenswerther Wärme nicht nur für sich, sondern für die ganze Bevölkerung afrikanischer Abstammung das Wort führten, suchten sie alles hervor was einen günstigen Eindruck machen, oder wohl gar die Kultur Haiti's in einem blendenden Lichte erscheinen lassen konnte. Es waren dieses sämmtlich Leute die zehn Jahre und länger in Frankreich gelebt hatten, und sowohl im Besitz einer vollkommen gründlichen Bildung als seiner gesellschaftlicher Formen waren, welch letztere es möglich machten so zarte Fragen unbefangen mit ihnen durchzusprechen. Es war sonach sehr belehrend, den Werth unbefangener Beobachtung gegenüber scharf durchdachten Theorien zu erproben, und ich lernte hier zum erstenmal die ganze Rüstkammer abolitionistischer Gründe und Scheingründe für die Gleichberechtigung der Weißen und Schwarzen kennen. Wenn sie im Sinne dieser Gleichberechtigung es nicht gelten lassen wollten, daß ich zu ihren Gunsten einen Unterschied zwischen Schwarzen und hellen Farbigen machte, so gereicht ihnen diese edelmüthige Vertretung ihrer schwarzen Halbbrüder sehr zur Ehre, ob sie indeß daran glaubten, lasse ich dahin gestellt sein. Der Hervorstechendste war Mr. Linstant, ein sehr gescheidter Mann und Advokat dazu, welcher in einem eigenen Buche, dem die französische Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei einen Preis zuerkannt, die Vorurtheile der Weißen bekämpft und sich zu einem sehr geschickten Rüstzeug der abolitionistischen Partei qualificirt hatte. Das Buch, welches ich als Andenken des Verfassers bewahre, liegt vor mir: es ist vortrefflich geschrieben und kann den Beurtheiler blenden der nie eine Negerbevölkerung gesehen; aber nur das was er über das Verderbliche der Sklaverei sagt, wird man gelten lassen können, während er gegenüber den alltäglichen Thatsachen sich auf vereinzelte Beispiele und Citate von hervorragenden Negergeistern beschränken muß, und oft schlechtweg Neger nennt was Farbige waren. Wie er gar in Berufung auf das altegyptische Meroe, dessen Bewohner notorisch Schwarze gewesen seien, die Negerrace als die Stammmutter europäischer Kultur erscheinen läßt, so wird es in der That schwer seine Gründe zu ververdauen, und er vergißt daß die Abyssinier keine Neger sind. Dennoch mußte mir Linstant zugeben, daß der Neger, sei es auch durch die Erniedrigung der Sklaverei, z. B. in Cuba zum Thier (brute war sein eigenes Wort) herabgesunken sei, und mehr bedarf es nicht um zunächst die übereilte Abschaffung der Sklaverei, welche im wesentlichen das ist wogegen ich kämpfe, zurück-

zuweisen. Mit Mr. Rau, Lehrer am Lycée, kam ich soweit überein, „daß die Schwarzen, sowohl ihrer Natur nach als durch die Nachtheile tausendjähriger Barbarei hinter uns zurückstehen, daß ihnen Fähigkeiten nicht mangeln, wohl aber höchst unentwickelt da liegen, daß sie eben aus diesem Grunde den ungeheuren Vorsprung europäischer Kultur spät oder nie erreichen, sicher aber keine hervorragende Rolle in der Kulturgeschichte spielen werden." Man sieht hieraus daß sich mit den Leuten wohl reden ließ.

Zu den instruktiven politischen Bekanntschaften gehörten vor allem die Minister, deren zwei schwarz, zwei farbig waren; der Premierminister Hyppolite (sic) war kohlschwarz, aber in Frankreich erzogen; er empfing uns unter der Verandah seines Hauses sitzend mit sehr hoher Miene, aber ziemlich guter Manier; seine Gesichtsbildung hatte etwas Unheimliches, und man konnte aus den groben schwarzen Zügen nicht lesen was er meinte; er leitete das Gespräch eleganter Weise auf die Schwierigkeit Leichen zu conserviren und seufzte über die schweren Kosten, welche dem Nationalschatz durch Guerrier's Einbalsamirung bevorstanden. Obwohl sich aus einem kurzen ceremoniellen Besuch nicht viel schließen läßt, so war es mir doch sehr bemerklich, wie er sich hinter angenommener Würde versteckte und ein freies Gespräch vermied. Ganz anders war der Empfang bei dem Minister des Innern und des Kultus, Ardouin, einem ganz hellen Farbigen von freier, gewandter Form und vielen Kenntnissen; er hatte den Ruf daß alles Gescheidte was im Lande geschah, von ihm ausging, als Farbigem mochten ihm aber die Hände sehr gebunden sein. Er erzählte uns von dem kläglichen Zustand der Justiz: Boyer pflegte unfähige oder altersschwache Officiere, auch wohl einmal einen untreuen Kassenbeamten zu Richtern zu machen, und die Folge war, daß dieselben meist die Advokaten der Parteien um Rath fragten. Der Code Napoléon ist in Haiti mit gewissen Anpassungen eingeführt; wenn wir aus competenten Quellen hören, daß Rechtsunsicherheit, erstickender Formenkram und ungeheure Kosten sein Gefolge bilden, so kann man sich eine Idee machen, wie ansehnlich dies Gefolge bei den unglücklichen Haitiern auftritt, die solche Richter haben wie eben erzählt ist. Man führte mich auch nach dem Gerichtssaal, wo die öffentlichen Debatten mit geringer Würde geführt wurden; interessant war mir aber der Personalbestand des Gerichts, die Advokaten fast alle ganz helle Farbige, ein Weißer darunter, und somit ganz in dem Falle durch ihre überlegene Intelligenz die Früchte der Gerechtigkeit hundertfältig zu ernten; der Oberrichter, ebenfalls sehr hell, der reichste Mann von Port-au-Prince, war mehr wegen seiner Erfahrung als wegen seiner Rechtskenntniß angesehen; unter den übrigen Richtern begegnete ich zum ersten und einzigen Mal einem Schwarzen von so artigem Benehmen und Aeußern, daß alles Vorurtheil ihm gegenüber verstummte; seine Schädelbildung war sehr von dem gewöhnlichen Typus abweichend und dem kaukasischen ähnlich; dafür war aber ein anderer schwarzer Richter ein rechter Klotzkopf.

Ich bin mehreren Weißen in Port-au-Prince begegnet, die mir höchst verdächtig vorkamen; fast glaube ich, durch gewisse Andeutungen bestärkt, daß unter ihnen Verschwörer und Königsmörder aus Louis Philippe's Zeit waren, welche hier eine Zuflucht gefunden.

Sehr belehrend war der Besuch des Lycée national, einer erst kürzlich nach völliger Verwahrlosung wieder erstandenen Schule, welcher ein geborner Franzose, farbig jedoch fast weiß, früher Professor in Pau vorstand. Dieser Mann, welcher den Eindruck eines tüchtig gebildeten seinem Beruf mit ganzer Seele ergebenen Pädagogen machte, führte mich mit größter Gefälligkeit in seine Anstalt ein, deren Blüthe ihm selbst die größte Ehre machte. Sie enthält acht Klassen, in denen junge Leute vom 8ten bis zum 20sten Jahre aufgenommen werden, nachdem sie die Elementarbildung in den wenigen Schulen die existiren, genossen; es waren damals 200 Schüler und 12 Professoren mit 4 Unterlehrern; die Lehrgegenstände: Französisch, Englisch, Spanisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Geographie, Anfangsgründe von Mathematik, Physik und Chemie, und — Rhetorik. Da fast alle Kinder nur in der Kenntniß des creolischen Kauderwelsch aufwachsen, so ist es ein nicht geringes Hemmniß, daß ihnen erst die Sprache gelehrt werden muß in der sie unterrichtet werden sollen. Latein und namentlich Griechisch wird nur in den ersten Anfangsgründen getrieben, und wenngleich die oberste Klasse Horaz und Virgil las, so gestand doch der Lehrer selbst zu, daß die Schüler dem nicht gewachsen seien. Dem griechischen Lehrer merkte man es nicht an daß er neun Jahre in Paris gewesen, obgleich er es mir mit großer Ostentation verkündigte. Die Rhetorik schien mehr das Steckenpferd des weißen Lehrers zu sein, denn die Schüler konnten, mit Ausnahme eines einzigen nicht recht folgen. Die Ordnung in den durchschnittlich 20 bis 30 Schüler zählenden Klassen (nur die oberste hat deren bloß 10) war recht gut; überall aber fand ich wie sehr die Weißeren voranstanden; die zwei oder drei Klötze, welche jede Klasse hier wie in Europa zierten, waren lange schwarze Bengel, einen Kopf größer als ihre Mitschüler, die Koryphäen oft ganz kleine Leutchen, aber durchschnittlich fast ganz weiße. Diese Thatsachen wiegen abermals schwer, und es ist zu bedenken daß auch der Erfolg bei den schwarzen Schülern dann viel geringer sein würde, wenn die talentvolleren Farbigen sie nicht mit vorwärts schöben. Die Lehrbücher waren großentheils die in Frankreich eingeführten, aber sie waren so spärlich vorhanden, daß der Lehrer das zu übersetzende Stück oder die zu lernenden Regeln und Formeln für die ganze Klasse an die Tafel schreiben mußte; auch an Landkarten und anderem Apparat mangelte es, und der Direktor und die Lehrer erregten meine Bewunderung und Sympathie, daß sie Angesichts solcher Schwierigkeiten, die wohl eine europäische Schule könnten scheitern machen, den Muth nicht verloren. So wenig liegt das Schulwesen der Regierung am Herzen, daß sie in jenen Tagen der Unruhe im Begriff stand, die Lehrer und die längsten unter den Schülern ins Militär zu stecken.

Eine Volksschule nach der Lancasterschen Methode bestätigte was ich über das entschiedene Vorragen der helleren Farbigen beobachtet; Geographie, Rechnen, biblische Geschichte wurden getrieben, alles sehr dürftig. Außerdem existirte noch eine Schule, und eine der methodistischen Missionen.

Die Bildung im Lycée ist die höchste welche dem Haitier in seinem Lande zu Theil wird, mit Ausnahme der Mediciner. Die Juristen, sofern sie nicht nach Paris gehen, lernen bei Advokaten und in Gerichtshöfen einige traditionelle Rechtskniffe, und wie es mit dem Richterstand bestellt ist haben wir oben gesehen. Für die Geistlichen wird die katholische Kirche wohl sorgen, die republikanische Regierung hatte sich aber in Händel auch mit dieser verwickelt.

Die Ecole de Médecine, welche dem Militärhospital attachirt ist, habe ich auch besucht. Außer der Praxis im Hospital sind die 6—8 Schüler auf die Lehrstunden von zwei Professoren angewiesen; sie studiren fünf Jahre, nach deren Ablauf „einige zu Officiers de santé tauglich sind, andre nicht." So sagte mir einer der Lehrer, ein in Paris gebildeter heller Farbiger, der auf die ganze Sache herzlich wenig zu halten schien. Die Präparatensammlung beschränkte sich auf zwei Papiermachémodelle des menschlichen Körpers und eine Anzahl Embryonen von demselben Stoff. Die Hauptsache, die Anatomie fällt in einem Lande wo ein Leichnam schon nach drei Stunden in Verwesung übergeht, fast ganz weg, und so muß man auch hier billig sein. Die es vermögen machen ihre Studien in Frankreich, und ich habe einen sehr intelligenten und geschickten farbigen Arzt, Dr. Merlet kennen gelernt. Die Hauptsache auf Haiti wie überhaupt in den Tropen sind die klimatischen Fieber, und darin sind die alten Weiber mit ihrer Empirie die besten Aerzte, denen man auch vorzugsweise, selbst in den desperatesten Fällen vertraut. Port-au-Prince ist einer der ungesunderen Orte in Westindien, aber der akklimatisirte Europäer befindet sich besser als der Haitier; letzteren suchen z. B. Brustübel beim die den Weißen ganz verschonen. Die Blattern sind gutartig; ihre Narben auf der Negerhaut geben derselben ein seltsam geschecktes Ansehen. Endemisch in ganz Westindien ist die Elephantiasis, auch Barbadoes leg genannt: ein Bein schwillt furchtbar in seiner ganzen Länge an, das Uebel ist unheilbar und pflegt wenn Amputation versucht wird, das andre Bein zu ergreifen, aber nicht quälend, und ist ein oft nicht unerwünschter Freibrief für Bettler, welche halbnackt in den Straßen liegend das scheußlich entstellte Glied den Blicken der mitleidigen Vorübergehenden darbieten.

Weniger armselig als manches andre ist der Nationalpalast, die Wohnung des Präsidenten; es ist ein noch aus der französischen Zeit stammendes Haus von leichter westindischer Bauart, und somit ohne architektonischen Werth oder Prätention; dagegen ist das Innere, besonders die Empfangsräume würdig ausgestattet, schön möblirt, mit prächtigen Spiegeln versehen, und zumal der Hauptsaal mit einer Gallerie zwar schlecht gemalter Generale Haiti's,

recht angemessen. Der Garten ist ganz verwildert. Auf dem Platz davor steht ein großer schmuckloser steinerner Kasten, Pétion's „des Großen“ Grab, daneben liegt halb versunken ein weißer Marmorsarg, der bestimmt gewesen war seine Gebeine aufzunehmen; dann findet sich noch ein hölzernes Gerüst zum Gebrauch bei öffentlichen Reden und Feierlichkeiten, welches sie Autel de la patrie nennen.

Ein anderes Nationaldenkmal, wiewohl nur aus vergänglichen Materialien aufgebaut, war die Ehrenpforte für den Empfang Guerrier's im letzten Jahr; sie war merkwürdig wegen der allegorischen Figuren die den Helden bekränzten: die Engel waren weiß, aber der gute Guerrier kohlschwarz, ein kleiner lapsus calami der sehr belehrend dafür ist, was die Neger im Grunde des Herzens von der Gleichheit der Farben denken.*

Ueber die Maaßen erbärmlich war das Gefängniß, in jener Zeit gerade wohl gefüllt: Männer und Weiber, Große und Kleine, Vornehme und Geringe, Schwarze und Weiße, Trunkenbolde und Staatsverräther, ja sogar Angeklagte und Verurtheilte in denselben Löchern zusammen; kleine Höfe sind von Gebäuden mit Kammern eingefaßt, und in letzteren stecken sie zu 12—16, nur am Tage treibt sich die ganze Gesellschaft im Hofe herum, und es läßt sich ihre Wirthschaft eher denken als beschreiben; nur die ganz leichten Uebertreter haben einen eignen Tummelplatz für sich. Eifer und Geld fehlten, diesem Greuel abzuhelfen.

Geld fehlte denn überall, und der Mangel dieses großen Erfordernisses zur Errichtung und Erhaltung civilisirter Anstalten drückt den armen Staat vollends nieder. Nach dem was oben über die Bebauung des Landes gesagt ist, ergibt es sich daß die Steuerkraft des Volkes nicht groß ist; man hat mich versichert es gebe gar keine direkte Steuer, leider habe ich dieses Curiosum nicht verificiren können, so viel ist aber gewiß, daß eine nachdrückliche Beitreibung von Steuern an einem allgemeinen energischen „pas voulé“ scheitern würde, und es bezahlt kein Mensch, besonders auch keinen Pacht oder Zinsen, und der Einzelne scheut den Rechtsweg, bei dem nur Kosten herauskommen. So ruht fast die ganze Einnahme auf den Zöllen für Ein- und Ausfuhr, und den Lasten die auf die Weißen gelegt sind; der Staatsschatz ist dabei kläglich bestellt, und die jährlichen Entschädigungszahlungen an Frankreich** nehmen

* Bei dieser Gelegenheit ein Pröbchen schwarzer Weltauffassung, das ich einmal in Westindien hörte: alle Menschen waren ursprünglich schwarz, aber da Cain den Abel erschlug wurde er vor Entsetzen ganz bleich und weiß, und er und seine Nachkommen blieben so, die Schwarzen aber stammen von dem unschuldigen Abel ab.

** Die Entschädigungssumme an die Pflanzer wurde 1825 auf 150 Millionen Francs festgesetzt, als die Anerkennung Haiti's durch Frankreich erfolgte. Im Jahre 1836 waren es noch 90 Millionen, von denen 30 durch ein Anlehen abbezahlt, der Rest in dreißigjährigen Raten von 300,000 haitischen Dollars und steigend, getilgt werden sollte. Es fiel aber immer sehr schwer die Zahlungen beizutreiben.

ihn doppelt hart mit. Ungeheure Summen sind von den früheren Gewalthabern zusammengescharrt, und theils von den Nachfolgern über Seite geschafft, theils nach Landesart so wohl vergraben, daß kein Mensch sie finden kann. Wenn man heutzutage von kostbaren Anschaffungen Kaiser Faustin's liest, so möchte man geradezu glauben, derselbe habe einen dieser Schätze aufgefunden und sich dadurch zum Meister über alles gemacht.

Das Papiergeld ist auf keinerlei Garantien gegründet, und deßhalb im Weltverkehr völlig werthlos; dabei sind die Noten so kunstlos, daß einige Industrielle obendrein die Spekulation gemacht haben das Land mit gefälschtem Geld noch ärger zu überschwemmen. Das frühere Silbergeld nimmt sich mit dem Nationalwappen, der von einer Freiheitsmütze gekrönten Königspalme, abenteuerlich genug aus, aber es ist ganz schlecht, zum Theil sogar plattirt. König Christophe ließ gutes Geld schlagen, zu meiner Zeit war das Münzen ganz aufgegeben, da man die Fabrikation von Papierscheinen förderlicher fand.

Die Ausfuhr, welche in französischen Zeiten 180 Millionen Pfund Zucker und 80 Millionen Pfund Kaffee, sowie Indigo und Cochenille betrug, war auf 40 Millionen Pfund Kaffee, Mahagoni, etwas Tabak und Baumwolle gesunken; Rohzucker wird etwas fabricirt, aber es wird noch Zucker eingeführt, nach Haiti wo das beste Zuckerrohr der Welt, noch einmal so hoch und stark als das auf Cuba wächst.

Der Großhandel bereichert nur die weißen Handelshäuser, Industrie besteht fast gar nicht; die Einzelnen sind blutarm, die Häuser zerfallen, und Erdbeben und Feuersbrünste, Plünderungen und Revolutionen vollenden das Elend. Darum existirt auch in Port-au-Prince gar keine Gesellschaft oder etwas was den Namen halbwegs verdiente; die Frauen der angeseheneren Farbigen sind meist **Marchandes**, d. h. sie erwerben kümmerlich einiges Geld durch Detailhandel mit eingeführten Baumwollenstoffen und ähnlichem. Selbst die Gemahlin des ersten Ministers geht, mit dem nationalen Kopftuch geziert, den häuslichen Geschäften nach oder plaudert mit den Nachbarinnen in der Straße, und macht auch nicht einmal den Anspruch irgendwie zu „repräsentiren.“ Einzelne farbige in Frankreich verbildete Weiber erheben sich durch widrige Affektation über diese gesellschaftliche Anspruchslosigkeit; die rauhe Stimme die auch der hellste Farbige behält, fiel mir bei ihnen auf.

Von der sehr geringfügigen Zuckerfabrikation sah ich wenigstens eine Probe auf dem Besitzthum eines jungen artigen Farbigen, Mr. Lacombe, in den sogenannten Plaines hinter Port-au-Prince; diese Ebene, welche sich zwischen den Bergrücken die Port-au-Prince und die Bai in malerischer Weise begrenzen, hinzieht, ist die Stätte reicher französischer Zuckerplantagen gewesen; dort, an dem Platze der Croix des **Bouquets** heißt, brach auch die Revolution aus, und umgestürzte Zuckerkessel die hier und da wie zum Andenken liegen, wecken die grausenvolle Erinnerung an die blutige Vernichtung der Colonialherrschaft. Ein großer Theil der Ebene ist jetzt mit Bäumen, besonders Mimosa, und

Gestrüpp bedeckt; Lacombe hatte es eben so wie einige Andere unternommen dem reichen Boden wieder Ertrag abzugewinnen, aber natürlich in einer Manier der Bebauung, die von der eigentlichen Colonialwirthschaft stark abweicht; bei der Indolenz der Leute war es durchaus nöthig gewesen, dieselben durch Antheil an Gewinn und Verlust wenigstens einigermaaßen zu fesseln. So hatte er denn sein Besitzthum an 32 Familien von 110 Köpfen ausgethan, welche auf demselben wohnten und das Zuckerrohr bauten und ernteten, demnächst aber das reife Rohr ablieferten; der Herr hatte im wesentlichen Gebäude, Werkzeuge, Maschinen und Vieh zu stellen, und zog dafür ein Fünftel des Reinertrags ab, das Uebrige wurde zu gleichen Theilen zwischen ihm und den Colonen vertheilt, und er führte mit Jedem für seine Rate Abrechnung; das ganze Geschäft ging auf Treu und Glauben. Sofern Taglöhner außerdem erforderlich waren, erhielten diese auf gemeinschaftliche Kosten wöchentlich 2 haitische Dollars (2 fl. rh.), wofür sie etwa 7 Stunden den Tag auf dem Platze sind, aber freilich nur 2—3 Stunden ordentlich arbeiten, und die übrige Zeit schwatzen, schlafen oder singen. Ueberhaupt hatte das Ganze den Charakter des Nothbehelfs, und hing wohl sehr von der Persönlichkeit des Herrn ab. Das Zuckerrohr wird mit Beginn der Regenzeiten (Mai oder September) gepflanzt, wächst vor dem ersten Schnitt, der nach 12—16 Monaten erfolgt, bis 10 Fuß hoch, liefert bei den nächsten Schnitten, die in Zeiträumen von 8—11 Monaten erfolgen, schwächeres Rohr, und wird nach 6—7 Jahren meist neu angepflanzt. Es ist unverhältnißmäßig saftiger als irgend wo anders, Guiana etwa ausgenommen. Einige dieser Pflanzungen bereiten wirklichen Rohzucker, andere begnügen sich aus dem Saft Tafia, einen landesüblichen Schnaps zu brennen. Ich sah auch zwei Pflanzungen die selbst kleine Dampfmaschinen besitzen, und mußte über den Schrecken eines mit anwesenden Farbigen lachen, als er eine derselben der Leitung eines Schwarzen anvertraut sah. So verrathen die guten Leute öfters daß es ihnen mit der Gleichheit der Farben, die sie in der Theorie eifrig verfechten, nicht recht Ernst ist.

Auch auf diesem Ausflug fand ich meine gute Meinung von der ländlichen Bevölkerung bestätigt, sie sind harmlos, gutherzig und wahre Kinder. Wer sie nicht kennt, möchte sich oft durch ihr Lachen über die Manieren des Fremden beleidigt finden, es ist aber bloß ein Ausdruck der Verwunderung über das Fremde das ihnen auffällt. Daß die Deutschen, wie ihnen Lacombe sagte, von Sklaverei nichts wissen, brachte mich sehr zu Ansehen, und sie gaben ihre Freude darüber ebenfalls durch Lachen und Geheul zu erkennen. Einer der Taglöhner war Officier in der Armee, und wurde mir als solcher gebührendermaaßen vorgestellt.

Anziehend sind die Begräbnißplätze, deren ich bei jenen Ausflügen mehrere sah. Jede kleine Gemeinde wählt sich eine Stelle am Weg unter einigen Bäumen, und dort werden die Gräber ohne eine schützende Umzäunung angelegt. Während die Aermeren die Stätte nur mit einem Steinhaufen

überschütten, findet man doch auch zahlreiche Monumente, fast durchgängig längliche liegende Vierecke, und von so einfachen Verhältnissen daß sie nicht mißfallen können; manchmal ist die Arbeit etwas verziert, durchbrochen, bemalt, und dann sehen sie fast antik aus. Besonders ansprechend ist es daß diese Gräber ohne eine Umzäunung in der freien Natur liegen, die ihnen Winter und Sommer eine gleich freundliche Umgebung ist. Aehnlich fand ich es in Java.

Die zahlreiche Armee Haiti's ist ein Zeichen der Ungesundheit ihres politischen Lebens, denn außerhalb alles internationalen Verkehrs gelegen brauchen sie in der That gar keine, um so mehr da das Volk selbst durchaus nie daran denkt die Staatsordnung zu gefährden. Ueberdies haben sie fast mehr Generale als Officiere, und mehr Officiere als Soldaten. Unter den alten Anführern sind Leute von Charakter und Energie, und sie haben viel durchgemacht, dafür sind sie aber meist im äußersten Grade ungebildet, sprechen nur creolisch, und können zum Theil ihren eigenen Namen nicht schreiben, bedienen sich vielmehr zur Signatur eines Stempels. Die junge Race ist gebildeter, taugt aber desto weniger. Was Disciplin, militärische Präcision und Sauberkeit und Brauchbarkeit der Waffen anlangt, so ist das alles kläglich bestellt, und eine Sendung neuer Monturen aus England* die zu meiner Zeit ankam, that eben so sehr noth als sie Entzücken unter dem Armeecorps erregte. Die militärische Autorität hatte damals alle andern Zweige der Staatsverwaltung absorbirt, und die ganze Insel war von einem Netz jener Militärposten, die wir mehrfach schon angetroffen haben, überzogen. Dafür war aber auch die Aushebung von Mannschaft in einem Umfange erfolgt, daß die armen Leute außer sich waren, und ich anfing zu glauben das sei das wahre Mittel sie wirklich rebellisch zu machen.** Der haitische Soldat, der ohnehin sehr

* Der englische Kaufmann bekleidet die Freiheitsarmee auf Haiti, aber er verkauft auch en gros Fesseln für die afrikanischen Sklavenmärkte. Vgl. Turnbull, Travels in Cuba.

** Ein unglücklicher Kärrner den Herr Strack zu verwenden pflegte, wurde auf die Qualification des Pferdebesitzes hin zum Artillerie-Officier gepreßt; ein Bettelbrief desselben um ein Darlehen von 6 fl. erscheint mir als Stylprobe eines Officiers der „gebildetsten Waffe" der Mittheilung werth:

Port républicain le 30 avril 1845.

Je profite de cete ocasion pour vous envoire le bonjour quand à moi je me suis pas trops bien.

Mon cher Monsieur, je désire de cette ocasion pour que vous avais la bonté s'il vous plais de manvoyé preté Six, quand je vais ratele mon carbois je vais vous les rendre.

C'est un service que vous me rendu quar voila huite semaines que je me suis carserne sans travahier.

Je vous

Salu vota cabotie

Jean Pierres lietenan dans tiril.

A
Monsieur Extra au
Vil.

wenig Eifer sich todtschießen zu lassen hat, mag sich bei dem dürftigen Bestand der Staatskasse schlecht genug befinden; eine weise Regierung dachte deßhalb daran ihm sein Loos zu versüßen, und so mag das komische Vorrecht der Soldaten entstanden sein, daß sie jedes Schwein das, verbotener Weise, sich in den Straßen von Port au-Prince betreffen läßt, aufgreifen und sich zu Gemüthe führen dürfen; darum laufen die Schweine, an diese Jagd gewöhnt, wie besessen davon sowie sich ein Soldat zeigt, und natürlich eben so wohl vor dem General wie vor dem Gemeinen, da die dummen Bestien die militärischen Grade nicht zu unterscheiden vermögen. Ich habe übrigens manchen Officier der haitischen Armee gesehen, der die Jagd gern mitgemacht hätte. Auch eine Marine hatten sie, bestehend aus einem armseligen Schooner, den sie Dieu Protège nannten, außerdem ein paar Kanonenboote.

Ich schließe diese Berichte über Haiti mit ein paar militärischen Caricaturen, bitte aber zu glauben daß ich die Farben keineswegs zu stark auftrage, vielmehr bedaure die grellen Bilder nicht so lebhaft wiedergeben zu können, als sie zu meinem Ergötzen mir erschienen. Das erste war das Leichenbegängniß des Generals L'Amitié, das mir trotz des Ernstes der Sache zur Komödie wurde, so sehr ich mich auch anfangs gegen die überwältigenden grotesken Eindrücke wehrte. Nachdem wir den ganzen Tag über mit Kanonensalven zu Ehren des Verstorbenen molestirt worden waren, welche obendrein in jener kriegerischen Zeit die allgemeine Furcht daß Rivière ante portas sei, erneuerten, begaben wir uns gegen Abend nach der Kathedrale (d. h. der einzigen Kirche), wo der Zug so eben angelangt war. Ein betäubender, wahrhaft chinesischer Lärm von gedämpften Trommeln, fünf bis sechs Musikcorps welche alle zugleich, aber natürlich verschiedene Melodien spielten, von den Glocken und dem Geschrei der Menge, die sich sehr zu amüsiren schien, ließ sich schon von fern vernehmen; wir langten gerade an als man den Sarg in die Kirche trug, um ein langes Todtenamt über ihn zu singen. Mittlerweile donnerten die Kanonen wieder, die Soldaten aber welche eine Art Spalier bilden sollten, machten sich's bequem und setzten sich theils auf die Trommeln, theils auf Steine oder den bloßen Erdboden nieder, fast alle rauchend, alle aber schwatzend und lärmend; von Andacht oder auch nur Anstand keine Spur. Ich beobachtete einen Stabsofficier, welcher bei einer Wendung seines Pferdes fast herunter gefallen wäre, und dem sein Säbel bei der Gelegenheit entfiel; natürlich lachte seine Truppe laut auf, er wollte sie mit zorniger Geberde zum Stillschweigen bringen und machte das Uebel nur ärger, denn nun fing auch das nächste Corps an zu lachen; er stürzte auf diese los, um ihnen Ruhe zu gebieten, was aber der commandirende Officier desselben nicht gut aufnahm, denn er fing an sich vor der Fronte mit ihm zu zanken, wahrscheinlich ihm auseinandersetzend daß seine Soldaten ihn nichts angingen. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, vorne eine ganze Compagnie Generale, dann eine Abtheilung der regulären Armee, nichts desto weniger durch große Mannichfaltigkeit in der

Ausrüstung sich auszeichnend; die Musik abscheulich, der Musikmeister mit einer Clarinette voran, mit der er eine herzerhebende Melodie blies, und zugleich von Zeit zu Zeit sich umdrehend den Takt schlug, indem er sie im Munde auf und nieder bewegte; besonders eifrig war ein Tambour, der unbekümmert um die Uebrigen seinen Wirbel immer mit einer wahren Wuth anhub, sich dann wie seine Arme ermüdeten, wieder beruhigte, und dann plötzlich wieder in seinen Paroxysmus zurückfiel. Nun kam, mitten in dem militärischen Cortege, der Leichenwagen eines alten Wucherers, der gewiß bei dieser Gelegenheit mit gestorben war, um ein wohlfeiles und doch glanzvolles Leichenbegängniß zu erlangen; er hatte bei der Todtenfeier ganz bescheiden vor der Kirchthüre stehen müssen, während man den General mit großem Pomp hineintrug. Seinen Sarg umringten 20—30 weißgekleidete Weiber, lachend und scherzend; darauf wieder Soldaten, und nun der mit Lichtern geschmückte Sarg des Generals, gefolgt von seinem Schlachtpferd, einer armen magern Ziege, der auch im Grabe besser gewesen wäre als anderswo. Hinter dem Sarg verlor der Zug nun allen Schein von Anstand: die Weiber, welche schon die vorangezogenen Corps immer angerufen und begrüßt hatten, drangen fast in den Zug ein, die Soldaten reichten ihren umstehenden Freunden und Freundinnen die Hand, schwatzten und lachten ohne die geringste Zurückhaltung. Den Beschluß aber machten die in jenen Tagen neu geworbenen Rekruten; das Schafsgesicht eines solchen Wesens in Deutschland, von dem sich doch auch nicht viel Rühmliches sagen läßt, ist strahlende Intelligenz im Vergleich mit diesen Subjekten, welche theils halb, theils gar nicht uniformirt, theils barfuß, theils in Schuhen ohne Strümpfe, einige mit Säbeln, die meisten ohne solche, mit ihren Gewehren in bunter Unordnung einherrannten, um dem Zug nachzukommen. Sie befehligte ein Officier, den dreieckigen Hut schief aufgesetzt und stolz auf ein paar ungeheuer gelbe Handschuhe blickend, die er sich zugelegt hatte; mit gesenktem Degen zog er trotzig einher, wie ein Rhinoceros das seinen Feind anrennen will. Daß der Leichenwagen, wo das Pflaster nicht zu schlecht war, im Trab fuhr, und daß das vorderste Musikcorps die Marseillaise statt eines Trauermarsches spielte, sind nur untergeordnete Züge in diesem Zerrbild einer tief ernsten Feier.

Ich habe schon beschrieben wie Leichenbegängnisse hier zu Familienfesten werden; man lädt die ganze Bekanntschaft in gedruckten Zetteln ein, welche an der Spitze eine stereotype Urne tragen, an der, wenn der Verstorbene männlichen Geschlechts war, ein Fräulein, sonst ein Männlein trauernd erscheint. Als wir Deutsche kurz nach Guerrier's Tode uns ein paar Flaschen Rum zu unserm Grog wollten holen lassen, hatte der Händler seinen Vorrath von 300 Flaschen zur Leichenwache verkauft, und nicht minder werden die andern Handlungen beigesteuert haben. Guerrier's Todtenfeier verschaffte mir übrigens das neue Schauspiel eines Hafens in Trauer; die Flaggen werden nur auf halben Mast aufgezogen und die Raen gekreuzt, was ganz seltsam und unheimlich aussieht.

Mein letzter Eindruck von Haiti war am Tag vor meiner Abreise von Port-au-Prince der Einzug Pierrot's. Der Erwählte des Landes hatte es für klug gehalten in Port-au-Prince mit dem solideren Nachdruck seiner ihm ergebenen Heeresmacht vom Cap aufzutreten, und während die frisch geputzte Garnison der Hauptstadt in höchstem Glanz paradirte, imponirte er durch die Haltung der fünf Regimenter die er hereinführte; die Leute waren seit fünf Uhr Morgens marschirt, waren barfuß, abgerissen und von Staub bedeckt, hatten aber ein ganz anderes martialisches Aussehen; besonders seine Cavallerie saß nicht übel zu Pferde. Der Eindruck eines Mannes der sich der persönlichen Anhänglichkeit eines solchen Truppenkörpers versichert halten durfte, war ein vortheilhafter, und als ich den betäubenden Lärm von Kanonen, Glocken, Musik und Geschrei des Volkes hörte, dachte ich in meinem Herzen: „Es ist doch etwas Großes um einen Herrscher, und wenn er auch nur Präsident von Haiti wäre!" Aber diese loyalen Empfindungen konnten vor den abermals fratzenhaften Eindrücken der Scenen die folgten, leider nicht bestehen: nachdem Pierrot's Armee vorbei marschirt war kam die Bürgerwehr zu Pferde, ein schmählicher Anblick, und dann der Stab des Präsidenten, nicht minder abenteuerlich; einer der Adjutanten, der zu diesem Zwecke offenbar bezahlt oder betrunken gemacht worden war, schrie mit gewaltiger Stimme in einem fort: „Vive la Liberté, vive l'Égalité, vive la République d'Haïti, vive le Président Pierrot!" als hätte er es auswendig gelernt, und das kommt nachher in die Zeitung. Dann endlich erschien in einem schäbigen Cabriolet, das der Geheime Sekretär führte, der edle Pierrot,* sich die Augen mit einem blau karrirten baumwollenen Schnupftuche wischend, und dieser neidische Umstand macht es mir denn unmöglich über die Züge dieses Helden und Staatsmanns etwas näheres zu berichten.

Am 9. Mai schlug nach sechswöchentlichem Aufenthalt an jenem abenteuerlichsten Winkel der Erde die Stunde der Befreiung, da das englische Dampfschiff, deren eines alle 14 Tage in Jacmel anläuft, erwartet wurde. Da ich den Weg und die Landesart nun schon kannte, ging alles sehr gut von Statten, und die Deutschen hatten mir ihr Factotum, Circe genannt, als einen anstelligen Menschen zum Führer mitgegeben. Circe war ein großer Taugenichts, der seinem Namen Ehre machte indem er in Port-au-Prince drei Weiber besaß, die er zu bezaubern verstanden; mir soff er unterwegs eine Flasche Cognac aus, die ich ihm aber reichlich gönnte, denn in fröhlichem

* Pierrot, der übrigens in Jahresfrist wieder abgesetzt wurde, that sich durch illiberale Gesetze gegen die Weißen hervor: eine Haitierin die einen Weißen heirathe, solle ihr Bürgerrecht verlieren und in ihrem Grundbesitz sofort beerbt werden; wer sich unter fremden Schutz begebe, solle ebenfalls das Bürgerrecht verlieren und die Insel verlassen. Auch ließ er im September 1845 achtzehn Rivièristen in Jacmel, und ungefähr eben so viele in Léogane erschießen. Ihm folgte jener abscheuliche Riché, der starb, und dann Soulouque.

Muthe trieb er nun Pferde und Maulthiere unablässig an. Bis Graisier litten wir wieder an dem sandigen Meeresstrand von der Hitze; die Masse von Landkrabben welche in den Pfützen saßen, und bei unserm Herannahen zu Tausenden die Flucht ergriffen, indem sie sich mit ihren schiefen Beinen seitwärts fortarbeiteten, gaben einige Unterhaltung. An der Belle fortune vorüber erreichten wir schon mit sinkender Sonne die Spitze des Gros Morne, wo eine elende Hütte das Ziel dieses Reisetags war. Es war hohe Zeit, denn kaum waren wir eingezogen, als ein furchtbares Gewitter losbrach; das bischen Wasser was durch Dach, Thüren und Fenster eindrang, focht mich wenig an, und der zehnfache Wiederhall des Donners in den Bergen war prächtig. Die schwarzen Bewohner tischten mit voller Gastfreiheit eine Schüssel mit dem Nationalgericht, Gros bouillon, auf, das ist ein in seiner eigenen Sauce gekochter Kapaun, eine stark gewürzte wohlschmeckende Speise. Man ißt sie selbst an den Tischen der Reichen, dann werden aber Schenkel und Flügel aufgehoben und ein apartes Gericht, Diables, Teufel daraus gemacht, nämlich die besagten Glieder gebraten und mit einer so scharfen Sauce zubereitet, daß man nach dem Genusse in mehr als einem Sinn den Teufel im Leibe zu haben glaubt.

Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, und ich erfreute mich des frischen Grün, das durch die inzwischen eingetretene Regenzeit verjüngt worden war; schlimm war aber der Uebergang über das Flüßchen, das man auf der Tour mehr als siebzigmal zu überschreiten hat, und das eben durch die Regengüsse stark angeschwollen war. Anfangs hatte das weniger zu besagen, aber nachdem das Flüßchen noch einen Nebenarm aufgenommen hat, war die Gegend an vielen Stellen ganz verändert und der Uebergang mehrmals sehr mißlich; man mußte Leute miethen die die Furten kannten, aber dennoch war mein Pferd oft bis an die Mitte des Leibes im Strom, und ich alsbald durchnäßt; leider erging es meinen Koffern nicht besser, und dieses Uebel ist auf Reisen wo eine Menge Dinge die man mit sich führt gar nicht zu ersetzen sind, keine Kleinigkeit. Trotzdem bei guter Laune erreichte ich gegen Nachmittag 2 Uhr Jacmel, aber doch nicht ohne mich über haitische Dummheit und Insolenz noch einmal geärgert und amüsirt zu haben: am Eingang des Städtchens forderte man unsere Pässe, Circe und die Lastthiere waren mit auf denselben Paß geschrieben, und so war nur ein Paß abzugeben; der Officier liest ihn mit großer Gravität durch und fragt nach dem andern. Da kam es an den Tag daß er gar nicht lesen konnte, und er gerieth darüber in große Wuth und hieß uns zum Teufel reiten; glücklicher Weise hatten wir aber das Publikum, bestehend aus einem Dutzend Weiber, auf unserer Seite, welche den Officier tüchtig auslachten, und so zogen wir mit Ehren unsere Straße nach Jacmel hinein, wo ich mein Quartier wie das vorige Mal nahm, und mit Sehnsucht der Ankunft des Dampfschiffs harrte.

Ich habe im Obigen meine Eindrücke von Haiti, meist wörtlich aus Briefen

und Tagebüchern die an Ort und Stelle geschrieben waren, gegeben, und will auch jetzt daran nichts ändern, nachdem ein inzwischen zu meiner Kenntniß gelangter Aufsatz über die Wendung der Dinge unter Kaiser Faustin-Soulouque theils meine Eindrücke bestätigt, theils aber meine Beschreibung der Kulturbestrebungen der Farbigen förmlich ausstreicht. Nach dem höchst lesenswerthen Bericht von Gustave d'Alaux in der Revue des deux mondes hat Faustin im Frühling 1848 ein selbst in Haiti unerhörtes Blutbad unter den Farbigen anrichten lassen: die Lehrer des Lycée, der Minister Ardouin, der Dr. Merlet, eine Menge anderer, mir zum Theil wohlbekannter Farbiger sind theils massacrirt, theils unter gesetzlicher Form von diesem blutigen Ungeheuer umgebracht worden, und somit der Vernichtungskampf der Farben um einen weiten Schritt seinem Ziele näher geführt. D'Alaux erklärt diese Unthaten aus dem thierisch rohen, vorzüglich aber finster abergläubischen, mißtrauischen Charakter Faustin's. Vergl. Revue des deux mondes, die zwei letzten Hefte von 1850, und die zwei ersten von 1851.

Vierter Abschnitt.

St. Thomas — Santa Cruz.

Das Dampfschiff Tweed lag drei englische Meilen vom Hafen ab, und man schickte ein Boot um die Passagiere abzuholen; leider war diese Strecke gegen den Wind, wir brauchten über eine Stunde um die wegen ihrer Strömungen und Wellen berüchtigte Bai zu durchschneiden, und als wir ankamen war ich so jämmerlich, ach so jämmerlich seekrank! Und es war doch der erste Pfingsttag, an dem alle Welt froh und vergnügt ist. Es war aber doch gut, denn sonst wäre ich vor lauter Freude Haiti entronnen zu sein, in alle Masten geklettert. Ostern hatte ich in Jamaica gefeiert, und so war denn die ganze poetischste Zeit des Jahres, in Europa und europäischem Klima wenigstens poetisch, jenem widerwärtigen Aufenthalt geopfert worden.

Den 11. und 12. Mai blieben die hohen Ufer Haiti's unsre Begleiter, am nächsten Tag passirten wir die Mona-Straße, welche Haiti und Puerto Rico trennt, und ich bekam nun auch diese vierte der großen Antillen wenigstens zu sehen. Wir legten am 14. früh vor dem Hafen der Hauptstadt San Juan an, die See war aber so hoch, daß kein Passagier ohne Noth ans Land gehen durfte, und so mußte ich mich mit dem Anblick von außen begnügen. Man vergleicht die Lage des Hafens mit dem von Habana; auch dieser hat einen engen Zugang, und links beschützt ihn ein hohes prachtvoll aufgethürmtes Castell; die Stadt liegt aber an der entgegengesetzten Seite wie Habana, und wir sahen weder von ihr noch von dem Ankerplatz der

Schiffe etwas; sie liegt hinter dem Rücken den das Hafencastell begrenzt, nur wenige Häuser und mehrere große Paläste in spanischem Geschmack und starke Befestigungen wurden sichtbar. Charakteristisch sind die in zwei bis drei Reihen zwischen See und Gebirge sich erstreckenden Hügel, die reich und malerisch bewachsen sind und unsere Sehnsucht zu landen lockten. Noch denselben Abend, jedoch zu spät um ans Land zu gehen erreichten wir St. Thomas.

St. Thomas ist ein reizender Ort und sein erster Anblick so bestechend, daß man wünschen möchte da zu leben. Ich hatte es in der That erwartet, daß diese kleinen Inseln einen freundlicheren Anblick gewähren müßten als selbst die großen; die Bevölkerung eines so kleinen Ortes geräth von selbst auf den Gedanken das ganze Stückchen Land in einen Garten umzuwandeln, und so stellt sich St. Thomas dar. Man erblickt die Stadt sofort bei der Einfahrt im Hintergrunde; die Bai wird von vorspringenden Hügelreihen gebildet, von denen die zur Linken durch einen schmalen Arm der See zur Insel wird. So großartig wie andere westindische Landschaften ist diese nicht, denn es schauen nur die Spitzen der Berge aus dem Wasser heraus, während die See den Fuß derselben bedeckt; läge das Inselchen auch nur 50 Fuß höher über dem Wasser, so würde es sich weit besser ausnehmen. Diese Hügel, von oben bis unten bewachsen, geben ein gar freundliches Aussehen; im Hintergrunde liegt die niedliche Stadt, sie erstreckt sich an der See hin in einer geraden Linie, während sie zugleich an drei Hügeln die in vollkommener Symmetrie dahinter aufsteigen, sich regelmäßig hinaufzieht; weiter hinten erhebt sich ein ziemlich hoher Bergkegel. Die Stadt selbst ist soweit sie in der Ebene liegt, sehr reinlich und regelmäßig gebaut, die Häuser sind von Stein, freundlich angestrichen und mit zierlichen Höfen umgeben; diese und die macadamisirten Straßen sind mit wahrhaft holländischer Sorgfalt rein gehalten, und das Ganze macht noch mehr als Boston den Eindruck, als müsse man es in ein Schächtelchen packen wie ein Nürnberger Spielwerk. Diese Sauberkeit und Neuheit verdankt die Stadt leider einigen großen Feuersbrünsten und auch den Erdbeben. Vortreffliche Wege führen aufs Land; der eine nach Westen zu, wo einige reichere Plantagen liegen, geht mehr durch die Ebene, und gewährt dabei eine allerliebste Aussicht auf die Berge und die Nebenthäler; nach Osten zu ist es gebirgiger und steil. Ueberhaupt will die Kultur der kleinen Insel wenig besagen. Ueberall erblickt man auf den Höhen Ruinen von Befestigungen, die zum Theil den alten Bucanieren zugeschrieben werden; einige neuere Forts zeichnen sich mehr durch Zierlichkeit als durch furchtbares Aussehen aus, das Hauptcastell am Landungsplatz ist ein ziemlich alterthümliches Gebäude; Morgens 5 und Abends 8, genau mit dem letzten Glockenschlag donnert ein Kanonenschuß von diesem Castell, und ehe er verhallt ist, folgt, gewissermaaßen aus dem Kanonendonner heraus, das Wirbeln der Trommeln zu Reveille oder Retraite. Dieser militärische Lärm, der in unser dicht neben dem Castell gelegenes Hotel fast zu laut herüber schallte, war das einzige was auf dem

friedlichen St. Thomas mich an das leidige Haiti erinnerte; das schmucke civilisirte Aussehen des Ortes war ein rechtes Heilmittel für meine von dorther in widriger Weise aufgeregten Sinne.

Das Commercial Hotel gilt mit Recht — und, möchte ich hinzusetzen, leider — für das beste Westindiens; St. Thomas ist als einer der Knotenpunkte der westindischen Dampfschiffe und außerdem als sehr bedeutender Handelsplatz von Fremden stark besucht, und in unserm Hotel war es wie in einem Taubenschlag. Freilich mußte man sich, seit ein Erdbeben den obersten Stock des Hauses heruntergeworfen, mit elenden Dachstübchen behelfen, aber die untern Räume waren geräumig und freundlich, und Kost und Hausordnung musterhaft.

Die dänische Regierung hat, indem sie St. Thomas als Freihafen erhält, dieser kleinen nicht einmal sehr fruchtbaren Insel einen hohen Grad von Wichtigkeit und Blüthe gesichert. Dadurch ist dieselbe, höchst günstig dazu gelegen, ein Emporium für den ganzen Umkreis der westindischen Inseln und des südamerikanischen Festlandes geworden, und an 1800—2000 Schiffe jährlich vermitteln den Zwischenhandel dieser Colonien mit Europa. Recht erfreulich ist es eine Menge deutscher Schiffe an diesem Handel Theil nehmen zu sehen; sie bringen außer ihren Handelsgütern manches Deutsche mit herüber, und ein Landsmann gab mir einmal ein vaterländisches Essen, bei welchem zu vortrefflichem Rheinwein Schwarzbrod, Sauerkraut, Cervelatwurst und roher Schinken, obendrein von fast lauter Deutschen verzehrt wurden, lauter Genüsse die man schmerzlich in andern Theilen der Welt entbehrt.

Während den Verhältnissen Cuba's militärischer Despotismus angemessen ist, und in Haiti Despotismus mit Barbarei Hand in Hand geht, fühlt man sich von dem friedlichen und kaum bemerklichen Gang der Regierung auf den dänischen Inseln sehr angenehm berührt; der Wohlstand der Einwohner trägt dazu natürlich das Beste bei, die Leute sind zufrieden, und nur über eins wird geklagt, über den beschwerlichen Milizdienst, welcher den 40 Mann regulärer Truppen zur Aushülfe gereichen muß, und von welchem Niemand ausgenommen ist, der seit sechs Wochen ansäßig und zwischen 16 und 60 Jahren alt ist. Alle paar Wochen muß der unglückliche Kaufmann sein Comptoir verlassen und die Muskete auf den Rücken nehmen, mehrmals im Jahr auch exerciren, obendrein nach dänischem Commando das keiner versteht. Human ist wenigstens die Uniformirung in weißen Jacken. Ich habe außer andern vielfältigen Bezeigungen der Gastfreundschaft auch einmal die Einladung erhalten, die Nacht mit ein paar deutschen Bekannten auf Wache zuzubringen, wo wir bis 3 Uhr sehr fröhlich waren; die Wachtposten wurden an Individuen vergeben die sich dafür gern bezahlen ließen; so harmlos ist das ganze Institut, daß wir einem dieser Stellvertreter, der die ganze Nacht Schildwache stand und deßhalb natürlich auf seinem Posten entschlummerte, das Gewehr stahlen und unter großem Jubel auf das Wachtzimmer brachten. Zum Schlafen sind

nur hölzerne Pritschen da, sie sind aber von Mahagoniholz, auf dem sich sanfter ruhen mag als auf gemeinen Tannenbrettern. In dieser Nacht entwischten übrigens 50 Sklaven nach der nahen englischen Insel Tortola.

Der Kosmopolitismus ist ein wahres Merkmal von St. Thomas, und so kommt es daß die Einwohner nicht einmal den Namen der Stadt wissen in der sie wohnen; sie heißt Charlotte Amalia, wie ich erst nach langem Fragen erfuhr, man sagt aber schlechtweg St. Thomas. Englisch ist die allgemeine Sprache, mit der man auch Jedermann anredet, Französisch wird auch fast allgemein verstanden, selbst Deutsch ist vielen geläufig die weder Deutsche nach Dänen sind; Dänisch ist bloß die Sprache des „Dansk Amerikansk Gouvernementet;“ ich hörte es zum erstenmal sprechen, als ich auf die „Politikammer“ ging mir einen Paß nach St. Croix zu lösen.

Die gleichfalls dänische Insel St. Croix, gemeinhin Santa Cruz genannt, liegt St. Thomas so nahe, daß ich sie bei gutem Wetter über die Bai hinüber aus meinem Fenster erblicken konnte, obgleich sie keine Höhen von Bedeutung hat. Ihr Besuch war mir um so mehr anempfohlen worden, als dort das eigentliche Plantagenwesen, welches auf St. Thomas ganz zurücktritt, vorherrscht. So schiffte ich mich am 20. Abends auf dem kleinen schnellsegelnden Schooner Vigilant, einem ehemaligen Caperschiff ein, auf dem wir bei günstigem Nordost die 70 englischen Meilen in $7\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegten. Am nächsten Morgen erwachte ich auf der Rhede von Christianstad, gemeinhin Basend genannt, im Gegensatz zu Westend oder Frederikstad am andern Ende. Christianstad ist der Hauptort, und zugleich der Sitz des Generalgouverneurs von Dänisch Westindien; wiewohl keineswegs so romantisch gelegen wie St. Thomas, ist es doch eben so nett, reinlich und freundlich, und die Häuser noch weit hübscher als dort; sie sind meist von Stein und mit Arkaden versehen, und das Gouvernementsgebäude ist wirklich schön. Ein kleines Fort beschützt den Hafen, welcher gerade einige große Schiffe zur Aufnahme der Zuckerernte enthielt.

Die Insel wird von Einigen für die schönste Westindiens erklärt, was man jedoch nicht mißverstehen muß; sie ist allerdings die am vollständigsten kultivirte, und obgleich sie wohl 20 englische Meilen lang ist, bis auf das kleinste Fleckchen bebaut; um so mehr ist aber die jungfräuliche Natur zurückgedrängt, und auch die kühnen Bergformen fehlen. In der That liegt Santa Cruz außerhalb des großen Felsenriffs, als welches wir Westindien betrachten können, dafür ist es verschont von Erdbeben und Orkanen, und ebenso noch von dem Gewühl der Menschen und Reisenden. Das Land ist hügelig, die höchsten Berge, etwa 1000′ hoch, sind eine starke Stunde von der Stadt; die ganze Gegend ist von ausgezeichneten Landstraßen durchschnitten, welche von den Pflanzern unterhalten werden; an den Seiten schöne Alleen von Königs- oder Cocospalmen, welche allein der Gegend ein exotisches Aussehen verleihen, denn das Ganze ist so vollkommen angebaut, daß man sich in die Wetterau

oder an die Bergstraße versetzt glaubt. Nahe der Stadt sind hübsche Gärten, dann kommen Grasgärten, welche ebenfalls ein Abzeichen höchster Kultur, und deßhalb in ganz Amerika etwas seltenes sind, weiterhin die Zuckerplantagen, deren Grün das schönste Getreide oder Grasgrün übertrifft. Auch die Bäume sind im allgemeinen den europäischen aus der Entfernung gleich, und nur die Palmen und hin und wieder ein großblättriger Cactus mit rother Blüthe stören die heimathliche Illusion. Doch war mir gerade auf Santa Cruz ein Anblick bescheert, der alle Phantasien die man sich von tropischer Herrlichkeit macht, verwirklichte, ein prächtiger Sonnenuntergang durch eigenthümliche Wolkenbildung begünstigt: ohne das Auge zu blenden beschien die Sonne die ganze Ebene, wohl eine Meile weit, und das Meer dahinter, alles war in einen zauberischen Duft gehüllt, über dem sich die Wipfel der Palmen wie in der Luft schwebend deutlicher abzeichneten.

Die Colonie war nicht nur durch die schöne Natur ein Paradies, sondern mehr noch durch die Herzensgüte ihrer Bewohner; während Alltäglichkeit und Mißtrauen die Menschen in der Welt dahin gebracht haben, daß sie einander eher aus dem Wege gehen als sich aufsuchen, geschweige denn Einer dem Andern etwas Liebes entgegenbringt, fand ich auf dieser abgelegenen Insel eine Herzlichkeit des Entgegenkommens zum Theil von ganz fremden Menschen, deren ich mich nicht ohne Rührung erinnern kann. Empfohlen war ich an Major Keutsch (er führte als Vorstand der Feuerpolizei den seltsamen Titel Brandmajor), und dieser treffliche Mann erzeigte mir jede Art von Gefälligkeit und Gastfreiheit, aber Andre die ich auf der Straße oder im Laden kennen lernte kaum minder; so ein deutscher Kaufmann, Herr von Pontavice, der mich wie ein Kind seines Hauses behandelte; durch ihn lernte ich wieder Andre, namentlich den Befehlshaber des Forts, Capitain von Strandgard kennen, und alle diese Männer wußten gar nicht was sie mir alles Angenehmes erzeigen und förmlich an den Augen absehen sollten. Natürlich hatte dieser patriarchalische Zustand für ein Kind der jetzigen verderbten Welt zuweilen auch sein Komisches; schon mehrmals hatte ich einen alten Mann bemerkt, der mich wenn ich an seinem Hause vorbei ging, mit seltsamer Freundlichkeit anlächelte; er erschien nun plötzlich in meiner Wohnung und besuchte mich; er war ein alter Deutscher der vor fünfzig Jahren sein Vaterland verließ, vom Prediger zum Kürassier umsattelte, in Ost- und Westindien war, jetzt aber als pensionirter dänischer Kriegsrath hier lebte, und in dem reichlichen Genuß frischen Wassers eine Quelle langen Lebens gefunden zu haben vermeinte; frisches Wasser heißt zwar auf Santa Cruz Cisternenwasser, aber das ist einerlei. Er wollte einmal wieder mit einem Deutschen verkehren, der erst kürzlich das Vaterland verlassen, und erwies sich als ein sehr verständiger und belesener, ja gelehrter alter Herr, dessen Umgang mir viel Vergnügen bereitete.

Major Keutsch führte mich bei dem Generalgouverneur von Scholten ein, einem merkwürdigen Mann der viel von sich hat reden machen. So wie die

meisten Colonien an Mißhelligkeiten zwischen den Pflanzern und den Organen der Regierung reich sind, so auch hier; hier aber hatten sich diese Reibungen zum leidenschaftlichen Haß gegen den Generalgouverneur gesteigert, ja man hatte ihn angeklagt Sklavenhandel getrieben und seinen Vorgänger vergiftet zu haben. Ich würde so haarsträubende Gerüchte nicht nacherzählen, könnte ich nicht hinzusetzen daß vernünftige Leute in Santa Cruz sie eben nur als Ausgeburten eines grimmigen Hasses bezeichneten, und sie dienen zugleich als Beleg der westindischen Sitte, daß man einem Menschen dem man etwas anhängen will, nachsagt er habe Jemand vergiftet. Was den Vorwurf des Sklavenhandels betrifft, so liegen seine Sünden wohl sehr in der entgegengesetzten Richtung, in einer übermäßigen, für den Bestand des Colonialwesens unheilvollen Begünstigung der schwarzen und farbigen Bevölkerung. Es ist inzwischen auch auf den dänischen Inseln die Emancipation völlig erfolgt, und damit das geschehen, was damals schon die Pflanzer im Unmuth über die Unhaltbarkeit des durch von Scholten eingeführten Mittelzustandes selbst wünschten; freilich erwarteten sie nicht daß die Ermittelung der Entschädigung jetzt noch schwebend, und die Aussicht auf gerechte Schadloshaltung fast hoffnungslos sein würde.

Wenn irgend die Emancipation und zunächst die Vorbereitung derselben thunlich ist, so ist es in einer kleinen Colonie, wo einerseits der Verlust am Nationalwohlstand unerheblich und die Möglichkeit einer gerechten Entschädigung gegeben ist, andrerseits aus der Ertheilung von bürgerlichen Rechten an die Neger kein großes sociales Unheil droht, und jeder Menschenfreund muß sich freuen, wann und wo die Sklaverei vermindert werden kann. Aber die vollständige Entschädigung ist unumgängliche Rechtspflicht des Staates, der einmal die Sklaverei als zulässig in seinen Ordnungen bezeichnet, und somit auch die Rechte der Sklavenhalter als vollkommen so heilig anerkannt hat als irgend ein Recht, das unter der Garantie seiner Gesetze erworben wird; gelangt aber der Staat, durch Einsicht oder aus Uebereilung zu der Auffassung, daß die Sklaverei nicht mehr bestehen kann, so darf er nicht vergessen daß die Verantwortung dieses Zustands ihm selber, nicht dem welcher unter seiner Sanktion Sklaven erworben hat, zufällt, und er handelt ungerecht, wenn er den Pflanzer darunter leiden läßt, daß er dem fraglichen Rechtsverhältniß fortan die gesetzliche Garantie nicht mehr gewähren will. Diese einfachen Grundsätze der Gerechtigkeit hat man auf Santa Cruz schon im Jahre 1840 verletzt, indem man den Sklaven außer dem Sonntag auch den Sonnabend für ihr eigenes Verdienst frei gab, ohne die Pflanzer für diese Beeinträchtigung in ihrer Disposition über die Arbeitskräfte der Sklaven zu entschädigen. Indem also mit einem Akt der Gewalt die Reform der Sklavereiverhältnisse begonnen wurde, konnte es nicht fehlen daß dieser Anfang zu ungescheutem Fortschreiten auf derselben Bahn aufmunterte, daß jedenfalls die Pflanzer in jeder neuen Maaßregel Bedrückung fanden, und daß zugleich die Sklaven-

bevölkerung selbst inne werden mußte, daß das Recht ihrer Herren von der Regierung preisgegeben war. Schon nach der damaligen Gesetzgebung existirte kein rechtlicher Unterschied zwischen Weißen und freien Schwarzen, auch die „Unfreien" konnten Eigenthum besitzen, in Prozessen durch einen Vormund vertreten werden, Zeugniß in Criminalfällen ablegen, dieses jedoch nur dann wenn über ihre subjektive und objektive Zulässigkeit entschieden war, und nie für oder wider den eignen Herrn. In den Elementarschulen wie in der Miliz waren Schwarze und Farbige neben den Weißen. So sehr es gerecht ist, daß der Bewohner eines Landes, sei er auch Mitglied einer noch so untergeordneten Klasse, seiner Rechte vollkommen sicher sei, so wenig wird man die nivellirende Behandlung von verschiedenen durch die Natur einmal gesonderten Bestandtheilen der Bevölkerung bloß um der abstrakten sogenannten Rechtsgleichheit willen billigen können, namentlich wenn der Geist einer solchen Gesetzgebung unter den einmal gegebenen Verhältnissen destruktiv zu wirken geeignet ist. Im vorliegenden Fall ergaben sich denn frivole Anklagen und Prozesse gegen die Pflanzer, Unbotmäßigkeit und Insolenz, und völlige Abschaffung der Sklaverei gegen vollständige Entschädigung der Herren wäre bei weitem das geringere Uebel gewesen; es kommt in letzterer Hinsicht hinzu, daß auf Santa Cruz als einer durchweg kultivirten Insel die Neger vorerst wenigstens gezwungen gewesen wären ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, wie z. B. die englische Insel Barbadoes unter denselben Verhältnissen sich noch lange nach der Emancipation einer gewissen Blüthe erfreuen konnte, während die übrigen Colonien dem Ruin fast alle vollständig verfielen.

Daß die Bestimmungen über Behandlung der Sklaven milde waren, läßt sich nur loben: das Züchtigungsrecht war beschränkt auf 12 Hiebe für einen Mann und 6 für ein Weib, die nur mit einem von der Obrigkeit gekauften Strick ertheilt werden durften; mehr durfte nur die Polizei geben; die Sklaven konnten sich, wie in Cuba, loskaufen; des Nachts brauchten sie nicht zu arbeiten, und wie schon angeführt, den Sonnabend und Sonntag auch nicht, die Feldneger auch den Freitag Nachmittag nicht; es stand ihnen frei an diesen Tagen für Taglohn für ihre Herren zu arbeiten, was sie aber oft verschmähten, zum großen Schaden der Zuckerbereitung, da das Rohr bei mehrtägigem Liegen in der Hitze in Gährung kommt und verdirbt; sie pflegten am Sonnabend den Viktualienmarkt massenweise zu besuchen und ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Die Kinder der Neger von 4—9 Jahren mußten in die Schulen geschickt werden, die auf Kosten der Colonie errichtet waren; mit schwerem Geld wurde indeß wenig ausgerichtet; ich besuchte selbst eine solche Schule von 50 Kindern, Geduld und Methode des Lehrers, eines Farbigen, waren bewundernswürdig, er schien aber keinen fruchtbaren Boden zu finden; in der That tritt bei den Kindern der schwarzen Race der Abstich gegen den Weißen doppelt grell hervor, und der geneigte Leser, wenn er auch zehnmal Uncle Tom's Cabin

gelesen hätte, würde den Eindruck der Affenähnlichkeit sich nicht haben verhehlen können, wenn er mit mir jene Schule besucht hätte.

Nicht nur durch gesetzliche Vorschriften, sondern hauptsächlich durch die Landessitte und den gemilderten Chara'ter der fast sämmtlich in der Colonie gebornen Neger war die Behandlung derselben eine sehr humane, und man wird im allgemeinen auch den Abkömmling des germanischen Stamms für den besten Herrn halten dürfen, da ihm mehr Gewissenhaftigkeit und weniger heftige Leidenschaften beiwohnen. Für Santa Cruz ist charakteristisch das Bestehen von Saturnalien, da zur Weihnachtszeit die Sklaven die Vergünstigung hatten in den Gemächern ihrer Herrschaft ein Fest zu begehen. Auch hier galt vielen die Sklaverei bei guter Behandlung höher als die Freiheit: eine Sklavin v. Strandgards zerriß den ihr dargebotenen Freiheitsbrief; der Deutsche v. Lindemann in St. Thomas gab einer Sklavin einen Paß zu einem 14tägigen Aufenthalt nach der englischen Insel Tortola, und sie kehrte zurück; ein andrer Sklave der nach Haiti entkommen war, schrieb seinem Herrn dort sei die verkehrte Welt,* und bat ihn wieder aufzunehmen, ja er suchte den Herrn in Europa auf, um wieder in die Sklaverei zurückkehren zu können.

Es liegen in Obigem viele Anhaltspunkte, daß auf den an sich sehr unbedeutenden dänischen Colonien eine friedliche Beilegung der Sklavenfrage möglich war, und man konnte deren Herbeiführung schon darum politisch klug nennen, weil die Nachbarschaft der britischen Besitzungen es einer kleineren Macht auf die Dauer ungemein schwierig machen mußte, im Gegensatz zu der dort einmal adoptirten Ordnung zu beharren. Es läßt sich deßhalb auch ein Standpunkt finden, von dem aus die Bestrebungen des Generalgouverneurs von Scholten an und für sich nicht nur Billigung sondern selbst Sympathie verdienen; er verscherzt aber diesen Anspruch, einmal durch die oben berührte materielle Ungerechtigkeit seiner Maaßregeln, und besonders noch durch die feindselige Rücksichtslosigkeit in der er die sociale Seite der Farbenfrage behandelte. Schon bei Besprechung derselben Frage in Nordamerika habe ich auseinanderzusetzen gesucht, daß in Ländern wo die Bevölkerung stark mit Abkömmlingen der Negerrace gemischt ist, die Gesellschaft der Weißen um sich vor Entartung zu schützen nur das Mittel hat, eheliche Verbindungen mit Farbigen, das Connubium der Römer, consequent von sich zu weisen, und daß die natürliche Folge davon die Ausschließung der Farbigen von der Geselligkeit sein muß; diese Sitte gilt denn über ganz Amerika hin, und wiewohl Beziehungen Weißer zu farbigen Männern statt finden, so gilt es doch allgemein als eine Beleidigung der gesellschaftlichen Vorurtheile, in die Gesellschaft der Frauen Farbige, wohl gar farbige Weiber einzuführen. Von Scholten, nicht zufrieden einen Farbigen

* So äußerte sich auch ein farbiger Koch, der mit einem Schiff von New-York nach Port-au-Prince gekommen war, mit größtem Widerwillen: „I cannot bear these black would-be-gentlemen, I'll never come here again!" Wirklich verließ er aus diesem Grunde das Schiff, weil es regelmäßig zwischen jenen Häfen fuhr.

unter seinen Adjutanten zu haben und damit seine Sympathien in starker Weise an den Tag zu legen, führte auf seinen officiellen Bällen farbige Männer und Frauen ein, und unternahm es damit jene Vorurtheile auf's empfindlichste zu beleidigen; das Wesen der Gesellschaft ist aber eben aus Vorurtheilen, richtiger gesagt aus Principien zusammengesetzt, denn das Wort Vorurtheil ist ja nur ein subjektiver Ausdruck für ein Princip das Einer nicht will gelten lassen. Die Sitte erheischt es, daß auch der Vornehmste der in eine Gesellschaft neu aufgenommen wird, sich den leitenden Grundsätzen derselben unterwerfe; doppelt verletzend ist es dann, wenn ein Gewaltiger seine Uebermacht dazu benutzt die Gesellschaft, in der Alle sich in diesem Sinne gleich sind, zur Anerkenntniß von Grundsätzen und Sitten zu zwingen die ihr antipathisch sind. Die Weißen in jener Colonie, zu loyal um von den Bällen des Repräsentanten ihres Königs wegzubleiben, mußten sich darauf beschränken mit jenen Individuen nicht zu tanzen, was der Andre gewaltig übel nahm; manche Abhängige aber ließen sich auch schwach finden, und kurz — es entstand aus diesen Umständen ein Gewirr der widerwärtigsten Auftritte und Verhältnisse, das denn zu meiner Zeit jenen allgemeinen leidenschaftlichen Haß gegen den Urheber dieser Zerwürfnisse hervorgebracht hatte. Von dem Prozeß der gegen von Scholten wegen verderblichen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt erhoben worden war, ist derselbe meines Wissens freigesprochen worden.

Der Wohlstand von Santa Cruz war freilich auch unabhängig von jener Verfahrungsweise der Regierung sehr gesunken; theils war überhaupt die goldene Zeit der Colonien vorbei, wo hohe Preise bei geringer Concurrenz und geringen Anstrengungen einen gesteigerten Ertrag zu erzielen, bestanden, theils hatten Wohlleben und Verschwendung schon von längerer Zeit her an der Blüthe der einzelnen Plantagen gezehrt, und nun waren sie entweder tief verschuldet, oder völlig in die Hände ihrer Gläubiger übergegangen, welche den verpfändeten und verfallenen Besitz durch Verwalter provisorischer Weise möglichst vortheilhaft administriren ließen. Westindien ist eigenthümlicher Weise dem großen Publikum in Europa weit weniger bekannt, als selbst Ostindien und China, und unser Bild jener Colonien pflegt noch das alte aus dem goldenen Zeitalter zu sein, wo der Pflanzer, in dem Reichthum der tropischen Natur und unbeschränkten Ertrags schwelgend, wie in Mahommed's Paradiese in träumerischem Wohlleben seine Tage verbrachte, wo die ununterbrochenen Festesfreuden grenzenloser Gastfreiheit, noch erhöht durch die Reize der holden Creolinnen, einen Tag des üppigen Lebensgenusses an den andern in endloser Folge reihten, und wo ein Erdbeben oder eine Negerverschwörung höchstens eine romantische Episode war. Um die Kehrseite dieses Bildes zu sehen, brauchte man schon damals nicht einmal diejenigen Colonien zu besuchen, die durch Aufhebung der Sklaverei zu Grund gerichtet waren; auch die übrigen Pflanzer kämpften mit der Ungunst des Zuckermarktes oder alten Schulden, und zu träumerischem Genußleben war da keine Zeit, wo es galt mit offenen Augen nach Verbesserungen

der Zuckersiederei zu spähen, damit nicht spekulative Nachbarn den Vorsprung gewannen, und den Ertrag der Pflanzung in kostspielige Maschinen von oft unsicherer Brauchbarkeit zu verwenden. Je mehr in einem solchen Leben der Anstrengung und Entbehrung der Genuß und die Poesie schwand, desto weniger mochte der Pflanzer diese Thätigkeit als bleibenden Beruf seines Lebens betrachten; sein Ziel war möglichst baldige Rückkehr nach Europa, und er zog es vor ledig zu bleiben, oder Frau und Kind zu Hause zu lassen. Mit dem Verschwinden des weiblichen Elements ist denn die Poesie völlig aus den Colonien geschieden, und der Pflanzer oder der für schweres Geld gemiethete Verwalter findet im rein merkantilischen Betrieb den einzigen kümmerlichen Ersatz für eine Existenz die fast alle als eine Verbannung betrachten, und die gar mancher mir unverblümter Weise als ein „Hundeleben" bezeichnete. Abenteuerliche Charaktere passen nicht zu Verwaltern, sonst möchten diese die exotische Existenz noch am längsten erträglich finden; ich habe deren einige wenige getroffen, und sie waren die einzigen Glücklichen. Daß auf Santa Cruz die Poesie noch nicht geschwunden war, habe ich oben dargethan, aber daß auch dieses schöne und friedliche Inselchen auf denselben Weg der Prosa und Kümmerlichkeit geleitet ist, darüber vermag ich mir leider keine Illusionen zu machen.

Der Betrieb der Zuckerfabrikation ist in Santa Cruz ein anderer als auf Cuba, und schließt sich der englisch-westindischen Procedur an, indem der gesottene Rohzucker statt in Hutformen sofort in die Fässer gebracht wird, durch deren durchlöcherten Boden der Syrop abtropft; dieser Vorgang dauert 14 Tage, es gibt aber Dampfsiedeapparate, in denen der Saft so gründlich durch Abdampfung von den wässerigen Theilen befreit wird, daß alles in zwei Tagen fertig ist. Die Frage ob der Kapitalaufwand für solche Maschinen durch die Ersparniß an Zeit und Händen aufgewogen werde, hörte ich eifrig hin und her erörtern; unbedingt zu bejahen ist sie in den Colonien die an Arbeitermangel, wie die englischen Inseln, darnieder liegen. Aus dem Syrop wird der unübertreffliche St. Croix-Rum durch einmalige Destillation gewonnen, wobei etwa ein Drittel des Gewichts an Syrop zu Rum wird. Manche Pflanzer haben in guten Jahren durch diesen Nebenertrag allein ihre Auslagen gedeckt. Zu den unendlichen Freundschaftsbezeigungen der gastfreien Bewohner von Santa Cruz gehörte auch das Geschenk einer Partie ganz alten Rums, die ich als Ehrentrunk für besonders willkommene Gäste sorgsam aufbewahre. Die für Cuba so zweckmäßigen Ochsenmühlen sind auf dem kleinen an Weiden armen Santa Cruz nicht anwendbar, und sofern nicht Dampfmaschinen eingeführt sind, benützt man allgemein Windmühlen, die bei dem ziemlich flachen Terrain und dem steten Windzug, der jedem Küstenland, besonders in der heißen Zone eigen ist, vollkommen gute Dienste leisten.

Hinlängliche Wasserkraft fehlt natürlich, und selbst das Trinkwasser ist so wenig reichlich vorhanden, daß man sich hauptsächlich auf die Cisternen, die

jede Haushaltung besitzt, verläßt. In trockenen Jahren pflegen auch diese zu versiegen, und dann sieht man wohl arme Leute um Wasser betteln, ja manchmal ist der Mangel für Arme und Reiche derselbe. In einem solchen Falle führte ein Spekulant aus St. Thomas, wo man noch weniger verschmachtet war, Wasservorräthe ein und bot sie zu 5 Dollars das Faß aus; man erschrak vor dem furchtbaren Preis, war aber doch schon fast entschlossen sich in das Unvermeidliche zu fügen, als Regen einfiel, die Cisternen füllte, und jener Wasserwucherer zur allgemeinen Schadenfreude mit Schanden abziehen mußte.

Von öffentlichen Anstalten besichtigte ich die Kasernen, für 180 Mann Linientruppen eingerichtet, die aber auf den drei dänischen Inseln (St. Jan ist die dritte) vertheilt sind; die Gefahr des Klima's erfordert sorgfältige Behandlung der Mannschaft, und die Räume sind sehr freundlich und luftig, und von einem schönen Garten umgeben, in dem ich unter anderm die seltsam verschwenderische Einfassung der Beete bewunderte, es waren nämlich hunderte jener großen, innen rosenfarbenen Muscheln, Schweizerhose genannt, welche bei uns immer einen gewissen Werth haben. Man ist sehr nachsichtig gegen das Militär, und gestattet ihnen sogar alle Sonnabend Abend Tanzmusik in der Kaserne, zu der dann alle schwarzen und gelben Schönheiten der Stadt gelaufen kommen. Jedes Jahr werden 80 Mann neu übergeschifft, welche diesmal nach ihrer Ankunft sämmtlich am Fieber erkrankten.

Auch das Gefängniß habe ich besucht; es ist halbwegs nach Art der amerikanischen Anstalten eingerichtet, enthält kleine Zellen und einen großen Hof, der das lange schmale Gebäude umschließt. Zur Anwendung eines besondern Systems ist wenig Anlaß, denn es waren nur 6 Gefangene darin, während Zellen für 52 vorhanden sind. Glückliche Insel! Die Aufgabe genügender Ventilation und Kühlung, wie sie das Klima hier vor allem fordert, scheint sehr glücklich gelöst: schief angebrachte Mauerluken die den Blick nicht ins Freie dringen lassen, genügen vollkommen für Luft und Licht, und der Mittelgang ist ebenfalls hell und hat einen doppelten Luftzug der Länge und der Breite nach. Die Wohnung des Vorstehers an dem einen Ende beherrscht das Ganze, am andern Ende sind Krankenzimmer. Von den feineren amerikanischen Verbesserungen ist indeß nichts zu sehen. Die Regierung geht im allgemeinen einen so friedlichen Gang, daß sie sich nicht viel mit Gefängnißwesen zu befassen braucht; in St. Thomas, wo so viele Fremde, namentlich Schwindler aus Yankeeland und die Menge fremder Matrosen sind, kann die Regierung nicht so patriarchalisch sein; es kommen mancherlei Excesse und Verbrechen vor, und auch während meiner Anwesenheit wurde ein Matrose von einem Neger erschlagen.

Unter Capitain von Strandgard's Anleitung vergönnte ich mir ein Bad in der See, das mir aber arg verleidet wurde, als er mich aufforderte tüchtig zu plätschern, damit die Haifische fern gehalten würden. Man wird mir glauben daß ich das Bad nicht wiederholte; aus demselben Grunde badet man

überhaupt in den tropischen Meeren fast gar nicht, was eine große Entbehrung ist.

Noch habe ich zwei naturhistorische Merkwürdigkeiten nicht gewöhnlicher Art zu beschreiben, zunächst einen Albino, einen weißen Neger. Dieses Individuum, 24 Jahre alt, war der Sohn schwarzer Eltern und hatte mehrere schwarze Geschwister, seine Haut war ganz die eines Weißen, nicht einfarbig gelb wie bei den hellen Farbigen, sondern mit Abwechslung von Roth und Weiß, an mehreren Stellen krankhaft. Seine Gesichtsbildung vollkommen negerartig, das Haar flachsfarben, aber ganz wollig; die Iris röthlich braun, und die Augenlieder in Folge großer Lichtscheu zugekniffen, während die Negerphysiognomie sich gerade durch weit offen stehende Augen charakterisirt. Der Mensch hatte eine weinerliche Stimme und nahm sich mit den halbgeschlossenen Augen überhaupt kläglich aus, doch sagte mir sein Herr er sei körperlich und geistig ganz gesund, und zu jeder Arbeit die sich mit seiner Empfindlichkeit gegen das Licht vertrage, tauglich. Eine ganz ähnliche Albina befand sich, wie mir gesagt wurde, am westlichen Ende der Insel.

Eine andere Seltenheit, die nicht leicht dem europäischen Beobachter zu Gesicht kommt, war ein lebendiger Zitteraal im Besitz des Capitains von Strandgard; indem ich für den Fall, daß es den naturhistorischen Leser interessiren könnte, meine Experimente mit diesem Thier wiedergebe, versichere ich ein für allemal, daß er an der Schärfe meiner Beobachtung wohl zweifeln mag, auf die Treue meiner Beschreibung solcher Beobachtungen aber bis ins kleinste Detail unbedingt zählen darf. Der Capitain hatte diesen Aal vor fünf Jahren aus einem südamerikanischen Schiff von Angostura am Orinocco erhalten; er war damals 10 Zoll lang gewesen, jetzt aber zu $2\frac{1}{2}$ Fuß heran gewachsen, hinter dem Kopf 3 Zoll breit, und überhaupt bedeutend dicker als unser Aal. Zweimal die Woche erhielt er frisches Wasser und dann auch ein kleines Stück Fleisch, etwa $\frac{1}{2}$ Cubikzoll groß; außerdem lebte er von den Insekten die in seinen Behälter fielen. Im Anfang war er so stark gewesen, daß seine elektrische Kraft das hölzerne Gefäß durchdrang und die Leute dasselbe fallen ließen, nicht aus Schreck wie v. S. ausdrücklich bemerkte, sondern durch den Schlag gelähmt. Bei meinem ersten Besuche fand ich das Thier, sei es durch Ruhe oder Entkräftung sehr wenig elektrisch, denn weder das ganze Wasser noch die Theile seines Körpers außer seinem elektrischen Apparat ertheilten Schläge; berührte man dagegen den Körper dicht hinter den Kiemen, wo er an beiden Seiten jene seltsam gefalteten flossenartigen Auswüchse hat, und zwar an beiden Seiten zugleich, so empfand man einen elektrischen Schlag, jedoch nicht wie den eines einfachen Funkens, sondern wie von einer schwach geladenen kleinen Leidener Flasche oder auch wohl von einer Voltaischen Säule; es war dabei nicht nöthig ihn ganz unmittelbar zu berühren. Als ich ihn an denselben Stellen mit Metall berührte, empfand ich dieselbe Wirkung, doch schwächer. Die Berührung an einer Seite allein hatte den Tag gar

keine Wirkung. Als ich das zweitemal, und zwar mit der Absicht möglichst rationell zu experimentiren hinging, trug ich Sorge das Thier erst durch Stören mit einem Nichtleiter (es war ein Besenstiel in Ermangelung eines completeren physikalischen Apparates) zu reizen. Ich fand nun schon bei einfacher Berührung nicht nur den ganzen Aal, sondern auch das Wasser elektrisch, und empfand dasselbe bei Berührung des Thiers oder des Wassers mit einem Eisenstäbchen. Während also hierdurch schon das Erforderniß doppelter Berührung, in Analogie der Leidener Flasche, umgangen war, verschaffte ich mir einen noch vollständigeren Beweis daß diese Analogie nicht vorherrsche, indem ich ihn nun mit zwei Eisenstäbchen die sich in meiner Hand berührten, rechts und links gleichzeitig anrührte; ich empfand dennoch den Schlag. Die Erschütterung war stets unterbrochen, wiederholte sich aber in kaum merklichen Zwischenräumen; wurde er stärker gedrückt, so war die Erschütterung stärker, keinmal aber so bedeutend, daß es zu Ehren der Wissenschaft nicht vollkommen zu ertragen gewesen wäre; das Thier mußte also doch sehr geschwächt sein, da wir ihm gar nicht zart mitspielten. Zum Schluß bildeten v. S. und ich eine Kette, indem wir uns bei der Hand faßten und den Aal mit den freien Händen berührten; hier war der Schlag besonders merklich in unsern einander berührenden Händen. Capitain v. Strandgard erzählte mir daß seine Verwandten in Angostura einen Zitteraal von 6 Fuß Länge besäßen, dessen Gefäß man mittelst einer Pumpe fülle und leere, weil er zu fürchterliche Schläge austheile. Die Versuche solche Thiere über See zu transportiren gelingen selten, selbst wenn man durch Wärmflaschen ihm die richtige Temperatur zu geben sucht; er soll durch die Bewegung des Schiffs sehr leiden, wie z. B. das Exemplar welches ich gesehen, selbst auf der kurzen Ueberfahrt von St. Thomas nach Santa Cruz. Kürzlich hat man meines Wissens einen Zitteraal in dem polytechnischen Institut in London gezeigt, und der Transport ist überhaupt wohl thunlich, wenn wissenschaftlicher Eifer sich der Sache annimmt.

Nachdem ich zehn Tage bei den Lotophagen auf Santa Cruz verweilt hatte, mußte ich mich doch zur Abreise entschließen, wenn ich nicht das Dampfschiff zur weiteren Fahrt südwärts verfehlen wollte; so schiffte ich mich auf dem kleinen Schooner Santa Cruz, kaum 40 Fuß lang, mit einer Reisegesellschaft von 32 Rumfässern ein, und legte die Strecke abermals in 8½ Stunden zurück; die Kleinheit und Dürftigkeit des Fahrzeugs wäre bei einer längeren Fahrt sehr unbequem geworden, und ich mußte der achttägigen Fahrt eines Capitains zwischen den beiden Häfen gedenken, der von Santa Cruz ausgelaufen jeden Abend den Retraiteschuß vom Fort in St. Thomas hören konnte, und stets von Windstille und Gegenwind abgehalten wurde sein Reiseziel zu erreichen. Solchen Unbequemlichkeiten setzt man sich auf Segelfahrzeugen und besonders auf Fahrten an Küsten und zwischen Inseln aus, und durch die Dampfschiffe ist man freilich arg verwöhnt.

Als ich in St. Thomas ankam fühlte ich mich unwohl, und da man

in den Tropen immer wohl thut jeden kleinen Anfall von Fieber als den möglichen Beginn einer tödtlichen und zwar rasch tödtlichen Krankheit zu betrachten, so schickte ich zum Arzt, der mich auch sofort ins Bett steckte und eine landesübliche Pferdekur mit mir vornahm; ein Arzt in den Tropen schlägt immer gleich derb zu, und ist gewiß entweder die Krankheit oder den Kranken todtzuschlagen. Ob man mir damals Calomel gegeben hat, nach englischer Weise, weiß ich nicht, mit Schauder gedenke ich aber ganzer Gläser voll Ricinusöl die ich verschlucken mußte; wenn der Mensch durch eine solche Kur förmlich umgestülpt worden ist, kann man allerdings annehmen daß von der ursprünglichen Krankheit nicht viel mehr übrig bleibt, aber wie es mit den Arzneikrankheiten nach dem unmäßigen Gebrauch von Opium, Calomel und Chinin bestellt ist, ist ein anderes Kapitel. In der That sind jene gewaltsamen Ricinuskuren nur die leichte Waffe des tropischen Arztes, welcher bei jedem einigermaaßen ernsten Fall nach den eben genannten drei verderblichen Substanzen greift; andere Mittel stehen ganz zurück, und jedenfalls macht die Einfachheit der Krankheitsformen eine geringere Auswahl möglich als bei uns, und die Aerzte dort sind wenigstens von der deutschen Manier frei, ein Recept aus zehnerlei Stoffen zusammenzusetzen. Mein Uebel, das sich erst als Masern zu zeigen schien, war nur ein Nesselfieber, und nachdem ich drei Tage im Bett zugebracht hatte, in westindischer Hitze keine Kleinigkeit, wurde ich als geheilt entlassen. So wird der Europäer in den Tropen nach und nach förmlich um Blut und Säfte gebracht, zur gelben magern Mumie eingedörrt, und conservirt sich in diesem Zustande, in welchem er keine plötzlichen Krankheitsanfälle mehr zu befürchten hat, leidlich gut; es ist aber wohl nicht zu viel gesagt, daß man jedes in den Tropen verlebte Jahr gleich einem Feldzug doppelt zählen muß in der Erreichung des Lebensziels.

Ich hörte bei dieser Gelegenheit mancherlei über den Gesundheitszustand von St. Thomas, und mehrere Beispiele waren bedenklich genug: ein Deutscher erzählte mir daß in Zeit von 7 Monaten 15 unter 17 jungen Leuten, mit denen er angekommen, erlagen; mehrere retteten sich durch Befriedigung anscheinend ganz unsinniger Gelüste, wie Schwarzbrod, Bier u. s. w. In andern Fällen hat Champagner das Heilmittel abgegeben, den die Angehörigen zuließen, weil sie meinten man dürfe dem Sterbenden einen letzten Genuß nach dem er sich sehnte, nicht wehren. Diese westindischen Fieber stehen in ihrem Auftreten und ihrem Verlauf alle dem gelben Fieber sehr nahe, wiewohl sie nur zum Theil epidemisch sind und auch in manchen Symptomen abweichen; namentlich ist das „schwarze Erbrechen" nur ein Merkmal des eigentlichen gelben Fiebers.

Interessant war mir die Erzählung meines Arztes, wie er eines Tages zu einem Bootführer gerufen worden sei der in Krämpfen lag; diesem hatte ein anderer mit dem er sich Tags vorher gezankt hatte, eine Schlange in sein Boot gesetzt, und der Mann verfiel mit dem Ausruf: „das hat mein Feind

gethan!" in Krämpfe, weniger um des Thieres willen, als weil er sich behext glaubte, und war nach Jahresfrist noch nicht geheilt. Die Neger sind auch hier Meister im Zaubern und Behexen, und es ist ein Hauptmittel, dem welchem sie Uebles wollen, eben Schlangen ins Haus zu lassen. Dieser Haß gegen die Schlangen geht durch alle Völker; wie bei uns schlägt sie Jedermann todt der ihnen begegnet, und auch auf Haiti werden sie erschlagen und unter Haufen Steinen begraben, was zugleich ein Verwahrungsmittel gegen jederlei Weh ist.

Als ich von meinem Unwohlsein genesen, war inzwischen das Dampfschiff abgegangen, und ich machte nun die Erfahrung daß St. Thomas, so hübsch es ist, doch wenig Unterhaltung bietet. Die Geselligkeit an einem Orte wo alles nur dem Erwerb nachgeht, ist nur gering, gar viele sind auch gar nicht verheirathet, und jedenfalls nicht heimisch dort, und so liebenswürdig sich Einzelne gegen mich erwiesen, so blieb doch manche Stunde namentlich in der Hitze des Tages unausgefüllt. Eine sehr gut ausgestattete Leseanstalt, das St. Thomas Athenäum, bot allerdings einige Beschäftigung und selbst reichliche deutsche Lektüre, aber es gibt auf Reisen keine ärgere Geduldsprobe als still liegen zu müssen und auf einen Zeitvertreib angewiesen zu sein, dem man in der Heimath eben so gut nachgehen könnte. Gerade das Inselleben hat daneben die Eigenthümlichkeit, daß man sich in so manchen Richtungen beschränkt fühlt, dabei aber auch den Reiz der unbedingten Abgeschiedenheit, denn es kann nichts unerwartetes von außen oder von fernher an uns kommen, ohne daß wir wenigstens das Schiff welches es trägt, stundenlang vorher erspäht haben. So wie alle Seeplätze gewährt eine Insel dagegen auch das Gefühl, daß man einen geraden und geebneten Weg zur Heimath hat, den man, wenn man es wollte, jeden Augenblick antreten könnte.

In jenen Tagen stand die Sonne ungefähr senkrecht über St. Thomas das unter 18° N. B. liegt, um von da an bis zum 21. Juni nordwärts zu gehen, und im Monat Juli abermals in jene Stellung zurückzukehren. So merkwürdig dieses Phänomen für den Nordländer ist, so wenig würde es der gewahr werden, welcher auf solche Dinge an sich nicht viel achtet; die Sonne indem sie so hoch oben steht, wird eben viel weniger sichtbar als bei uns, wo sie fortwährend unter dem Hutrande weg Einem ins Gesicht scheint, und auch in den Zimmern wird sie in der Mitte des Tages gar nicht lästig; dafür sind die Straßen recht schattenlos, und wenn man nach seinem eigenen Schatten sieht, so glaubt man Peter Schlemihl's Schicksal zu theilen, so sehr ist er zur Unscheinbarkeit zusammengeschrumpft. Wären die Sommertage in den Tropen so lang wie bei uns, so würde die Hitze vollends unerträglich werden, und die Weisheit dieser Einrichtung, deren Gegensatz, die langen Sommertage in den Polarländern, ebenso eine Wohlthat sind, wird dem Beobachter recht einleuchtend; die gleiche Länge der Tage, da im günstigsten

Falle die Sonne gegen 7 Uhr schon untergeht, wird aber ebenso ermüdend wie die Gleichheit der Jahreszeiten. Was die kürzere Dämmerung in den Tropen betrifft, so gewöhnt man sich so schnell daran, daß ich oft geneigt war die Existenz dieser Verschiedenheit, in einem erheblichen Grade wenigstens, in Abrede zu stellen; als ich aber in unsere Zone zurückgekehrt war, wurde mir die Länge unserer Dämmerstunden sehr auffallend.

Westindien steht gegen Ostindien sehr zurück in den Schutzmaaßregln gegen die Hitze, und die pedantische Herrschaft des schwarzen Fracks und Rocks ist hier noch unangetastet, während dort die weiße Jacke fast ohne Ausnahme als Gesellschaftsanzug Geltung hat; alle die künstlichen Fächeranstalten sind eben so unbekannt, und nur die sinnreichen Vorrichtungen zum Kühlen der Getränke sind Gemeingut, fürs Wasser poröse Gefäße die durch die stete Verdunstung Kälte erzeugen, für den Wein gestrickte Höschen, welche jeder Flasche angezogen werden, und fortwährend befeuchtet ebenfalls kühlende Verdunstung erzeugen. Pures Wasser ist fast allgemein verpönt, und man versetzt es mit Cognac in den englischen, mit Rothwein in den französischen Colonien; das mag da wo es nur Cisternenwasser gibt, nützlich sein, ist aber gewiß an und für sich schädlich, wiewohl der Fremde gegenüber eindringlichen Warnungen nicht leicht den Muth faßt gegen die allgemeine Diät zu handeln. Die Unsitte alle Speisen mit scharfen Gewürzen zu bereiten, ist als hauptsächlich englische Sitte im Orient und Occident gleich groß, und täuscht wie alle stimulirende Mittel eine Weile, bis sie hinterher desto größere Abspannung der Organe hervorruft; unvernünftig ist jedenfalls das Princip, den Appetit der bei der Hitze gering ist, durch solche Mittel zu reizen; die Engländer aber die nicht nur auf dem europäischen Continent gerade so leben als wären sie in England, treiben es in den Tropen eben so, und verschmähen im Vertrauen auf ihr Calomel jede Warnung die die Natur selbst gibt; in dieser Hinsicht ist es in Ostindien am ärgsten, von dort kommen aber auch die Leute nach zwanzigjährigem Aufenthalt ohne Leber und, wie ich einen kannte, ohne Magenhäute zurück.

Allgemein ist die Herrschaft des Regenschirms; jeder Vernünftige vermeidet in der Hitze auszugehen, ist es aber nöthig so ist der Schirm der unerläßliche Begleiter, und Jemand der ohne ihn ginge würde eben so angestaunt werden, wie Jemand der bei uns sich diesen Schutz gegen Sonnenstrahlen vergönnen wollte. Man führt ihn selbst zu Pferde, und es ist in der That mit dem tropischen Sonnenstich, der Gehirnentzündung, Wahnsinn, ja augenblicklichen Tod hervorruft, nicht zu spaßen; diesem und dem unvorsichtigen Genuß von Obst fallen die meisten neuen Ankömmlinge zum Opfer. In Westindien trägt man Strohhüte und legt ein kühlendes frisches Blatt hinein, in Ostindien hat man in sehr zweckmäßiger Nachahmung des orientalischen Turbans weiße wattirte Ueberzüge über die gewöhnliche Mütze. An Kopfschmerz, den ich sonst kaum kenne, litt ich in der Hitze ziemlich viel.

Die Temperatur den Tag über fand ich in den Küstenländern des Südens mit merkwürdiger Regelmäßigkeit in der Mitte des Tages 26° R., wohl ein wenig mehr, nicht leicht weniger, und in der Nacht geht das Thermometer kaum auf 22° höchstens 20° herunter; der verbreitete Glaube daß die Nächte kühl wären ist sonach ganz irrig. Man transpirirt fortwährend Tag und Nacht, und zwar selbst auf der Oberlippe und der obern Seite der Hände; hört der Schweiß auf so ist man krank, und wenn ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der heißen Zone z. B. durch eine Excursion ins Hochgebirge unterbrochen wird, so fühlt man sich durch den Wahn man müsse krank sein, förmlich beängstigt; selbst nach Deutschland hat mich dies letztere Gefühl in der ersten Zeit verfolgt. An der See ist die Hitze übrigens nie ganz trostlos, denn gerade in der wärmsten Zeit des Tages strömt die kühlere Seeluft in die durch die hohe Wärme der Erde erhitzten und verdünnten Luftschichten über, und man erwartet mit heißer Sehnsucht den Moment des immer sehr regelmäßig eintretenden Seewindes. Nachts strömt dann der warme Landwind aus dem Innern zurück, und weit entfernt zu kühlen, wird er in Haiti selbst zur Landplage. Die ärgste Hitze findet man daher im Binnenlande, besonders in engen Thälern und Kesseln, und das Schlimmste sind die heißen Winde, die z. B. in Indien monatelang aus Südwesten über die ausgedörrte Gegend hinwehen.

Im allgemeinen ist es in der heißen Zone, und wenn Sonne und Mond von oben scheinen, heller als bei uns, und die Augen fühlen sich dadurch angegriffen; der Mondschein verbreitet unglaubliche Helle, ich wiederhole aber hier daß ich das tiefe Blau und die malerische Beleuchtung in mittleren Breiten glaube schöner gesehen zu haben, was mir auch einmal auf Cuba ein Maler bestätigte. Der „gute Mond" ist in den Tropen gar nicht so harmlos wie in unserer lyrischen Poesie; nicht nur daß seine Einflüsse auf die Natur stark hervortreten, sondern auch die Menschen haben sich vor ihm zu hüten. In ersterer Beziehung gilt, daß es in ganz Westindien unmittelbar vor und nach dem Vollmond des Nachts nie regnet, selbst in der Regenzeit, was ich in Port-au-Prince selbst beobachtet habe; Fleisch dem Mondlicht ausgesetzt, fault schnell, und Holz bei zunehmendem Monde gefällt hat keine Dauer. Vielerlei Erzählungen von schädlichen Folgen, welche der Mond namentlich auf Schläfer unter freiem Himmel, auf Deck des Schiffes u. s. w. haben soll, sind mir von erfahrenen und zuverlässigen Leuten mitgetheilt worden, so daß ich nicht füglich daran zweifeln kann; Einigen soll das Gesicht schwellen, aber auch ernstliche Krankheiten, dem Sonnenstich analog, daraus hervorgehen.*

Den Mond sah ich schon in Habana, unter 23° nördlicher Breite im Zenith stehen, was bei dem Verschwinden der Schatten eine eigne geisterhafte

* Vergl. Psalm CXXI, 6., „daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts."

Beleuchtung bewirkt; es muß sich aber dieses für den Nordländer sehr interessante Phänomen unter Umständen auch mehrere Grad weiter nördlich zeigen, da bekanntlich die Mondbahn über die engeren Gränzen des Thierkreises hinaus schweift. Sehr auffallend ist der Anblick der horizontalen Mondessichel in Ländern niedriger Breiten, es liegt nämlich der zunehmende Mond wie er sich am Abend, nach seiner Culmination zeigt so: ◡, und ebenso der abnehmende Mond im Aufgehen; die Sache erklärt sich sehr einfach, so sehr sie anfangs verwirrt, aus der Stellung des Thierkreises, welcher bei der Annäherung der Himmelspole an den Horizont sich dem Zenith mehr nähert.

In St. Thomas beobachtete ich auch zum erstenmal mit Muße das berühmte südliche Kreuz, welches sich in dieser Breite zwar immer noch tief im Süden, aber doch in vollem Glanze zeigt. Wenn es gerade aufrecht steht ist seine Erscheinung allerdings in die Augen fallend, man kann aber nicht sagen daß es etwa dem ganzen südlichen Himmel eine ausgezeichnete Zierde verleihe; einerseits ist es von sehr geringer Größe, da seine Höhe kaum so groß ist als die Entfernung der zwei äußersten Sterne im Schweif des großen Bären, und ferner befindet es sich an einem so überaus prachtvollen Theil des Himmels, daß es nur als ein kleiner Bestandtheil dieser Pracht gelten kann. Es steht zwischen den Füßen des Centauren, eines sehr schönen Sternbildes, an welches sich das Schiff, der große und kleine Hund und Orion auf der einen Seite, auf der andern Seite der Scorpion anschließt. Ich möchte vielmehr den Scorpion als das schönste und auffallendste unter den bei uns nicht sichtbaren Sternbildern bezeichnen; zugleich ist er ein wirkliches Bild zu dem gewählten Namen, und Jeder der überhaupt weiß daß es einen Scorpion am Himmel gibt, wird ihn auf den ersten Blick entdecken. Das wahre auffallende Kreuz am gestirnten Himmel ist der bei uns fast immer sichtbare Schwan. Auch der Glanz der Sterne ist in den Tropen unverhältnißmäßig stärker als bei uns.

Fünfter Abschnitt.

Die kleinen Antillen — Martinique — Grenada — Barbadoes.

Am 17. Juni trat das Dampfschiff Trent, Capt. Boxer, die Reise nach den südwärts gelegenen Inseln an; ich hatte mit vieler Freude dieses Schiff, auf dem ich schon die Reise von Santiago de Cuba bis Jacmel gemacht, wieder begrüßt, und die Freundlichkeit des Capitains, welche bald angenehme Bekanntschaften mit den Passagieren vermittelte, war mir von großem Werth. Es ist bekannt was es bei den Engländern heißen will, eine Introduktion von guter Beschaffenheit zu besitzen; der englische Gentleman

ist vor einer solchen eben so zurückstoßend als späterhin entgegenkommend, und die Zuverlässigkeit seiner Freundschaft wiegt das Unangenehme jener Manier auf, an welche sich freilich der Deutsche nicht ganz leicht gewöhnt. Nichts schadet aber in den Augen des Engländers dem Unbekannten mehr als Zuvorkommenheit, die geradezu als Zudringlichkeit ausgelegt wird, und man thut klüger ganz auf die Einleitung solcher vorübergehenden und oberflächlichen Bekanntschaften zu verzichten, die mit Franzosen so unendlich leicht angeknüpft sind; wer sich indeß in die englischen Sitten finden gelernt hat, wird in diesem wie in tausend andern Punkten die Beobachtung machen, daß dies praktische Volk in seinen Sitten immer das Richtige gewählt hat. Den Bekanntschaften auf der Trent verdankte ich nicht nur einige angenehme Reisetage, sondern auch später noch auf der Insel Grenada den Genuß einer sehr werthvollen Gastfreundschaft.

Die Royal Mail Steam Packet Company, welche damals von Dampfschiffen erster Größe allein 11 besaß, ist eines der großartigsten und wohlthätigsten Unternehmen dieser Art, und hatte Westindien und die Küsten Mittelamerika's mit einem Netz von Verbindungslinien überzogen, die für diesen Welttheil völlig unschätzbar waren. Von Southampton aus bot sich monatlich zweimal Gelegenheit über Madeira nach Westindien zu gelangen; in 21 Tagen erreichten die Schiffe Barbadoes, berührten alle englischen Colonien von einiger Bedeutung bis nach Guiana hinunter, außerdem Haiti, Cuba, Puerto Rico, Mexico, die französischen Inseln, St. Thomas, die Küsten von Nueva Granada, und kehrten über Bermuda, oder abwechselnd über die Azoren zurück; durch geschickte Verschränkung der einzelnen Curse war es möglich, von den meisten dieser Plätze nach jeder Richtung zweimal monatlich zu reisen und zu correspondiren, und die Sicherheit und Pünktlichkeit des Dienstes war so groß, daß die Schiffe fast mit der Minute eintrafen. Nicht nur als Bringer der europäischen Posten waren sie überall hoch willkommen, sondern sie repräsentirten in den trägen, leider zum Theil auch verarmten Colonien die europäische Regsamkeit und Civilisation, sie brachten Leben in den Verkehr, und wer einmal von dem zähen und magern westindischen Rindfleisch sich an ächt englischem Roastbeef erholen wollte, der konnte nirgends besser dazu kommen als auf diesen Schiffen, auf denen alles großartig und solid war. Ganz besonders angenehm war diese Reisegelegenheit auf der Strecke die ich jetzt vor mir hatte, nämlich nach den Inseln über dem Winde (Windward Islands). Wind und Strömung sind von der Ostküste Südamerika's herauf dem Reisenden fortwährend in einer Weise entgegen, die die Benutzung von Segelschiffen so langweilig als unsicher macht; ein solches Dampfschiff war aber nicht viel anders als ein Omnibus, auf dem man pünktlich und bequem an sein Ziel gelangte.

Der Zuschuß welchen die englische Regierung der Gesellschaft für die Beförderung der Royal Mail leistete, betrug nicht weniger als 240,000 Pf. St.

jährlich, und diese schöne Summe mußte manchen Ausfall anf den Fahrten zwischen den einzelnen Colonien decken; dafür war an Bord jedes Schiffs ein Agent der Admiralität, welcher das Postwesen besorgte und die pünktliche Abfahrt überwachte. Diese Einrichtung besteht bei allen großen englischen Dampfschifffahrtslinien, und sie sind auch alle verpflichtet in Kriegsfällen ihre Schiffe zum Gebrauch des Staats hinzugeben.

Die Trent, eines der schönsten Schiffe der Gesellschaft (sie sind alle nach englischen Flüssen benannt) hatte 1900 Tonnen und 500 Pferdekraft und war ein Zweidecker, 254 Fuß lang, und mit den stattlichsten Räumen versehen; die Kajüte hätte keinen üblen Tanzsaal abgegeben, aber das vortrefflichste waren die Privatkajüten, deren jeder Passagier eine für sich hatte, über 7 Fuß im Gevierte, hoch und luftig, wie es das Klima erfordert; namentlich die auf dem obern Deck, deren Luken man fast nie zu schließen brauchte, waren musterhaft gut und selbst am Tage ein sehr angenehmer Aufenthalt; das obere Deck war, da alle Arbeit und aller Schmutz auf das zweite Deck verbannt war, ganz frei für die Passagiere und ein unübertrefflicher Spaziergang. Dabei herrschte eine Ordnung und Reinlichkeit, die auf keinem Kriegsschiff größer sein konnte. Uebertroffen wurden diese Schiffe nur etwa durch die ostindische Linie, aber diese waren bei weitem weniger luftig und bequem für den Einzelnen. Wenn ich an der ganzen Sache etwas aussetzen soll, so ist es die übergroße Bequemlichkeit und Ordnung, die den Reisenden ganz außer Bereich von Mühseligkeiten und Abenteuern brachte, mit denen doch das Reisen in so fernen Ländern gewürzt sein muß. In der That ragte der europäische Comfort ziemlich weit in die westindische Welt hinein, und selbst ein Guide book, mit der größten Pedanterie geschrieben, beglückt den Fremden mit einer solchen Masse von Anweisungen zu bequemem und sicherm Reisen, daß er fähig ist die ganze Tour ohne ein außergewöhnliches Erlebniß zurückzulegen, aber auch Gefahr läuft sich von Anfang bis zu Ende nicht aus dem Kreise heimischer Anschauungen loszumachen; das letztere freilich will gerade der Engländer, nur macht es einen gar zu seltsamen Eindruck, wenn manche Westindien gerade so bereisen wie den Rhein, das Buch mit roth leinenem Einband Tag und Nacht in der Hand, und blind für alles was dort nicht verzeichnet steht.

Bald nach der Ausfahrt passirten wir das dänische Inselchen St. Jan oder St. John, und waren schon nach drei Stunden vor Tortola, der Hauptinsel der Gruppe der sog. Virgin Islands, zu denen auch St. Thomas gehört; die Gebirgsformation dieses Gewirres von Inseln und Inselchen erinnert wieder sehr an die Südküste von Cuba, und sie bilden eine fast ununterbrochene Reihe. Um Tortola zieht sich ein weiter Kreis von Felsen und Inseln und stellt einen natürlichen Kriegshafen dar, der Flotten von 400 Schiffen aufnehmen kann und oft als Zuflucht diente. Einige der Inseln sind dürre Klippen, andere herrlich bewachsen; Tortola selbst nimmt sich sehr

romantisch aus, ist aber für den Anbau zu wild und bergig; die Stadt ist unscheinbar und kaum bemerklich, und das Leben dort soll sehr armselig sein. Ueberhaupt hat diese ganze Inselgruppe für England nur den Werth jenes unübertrefflichen Kriegshafens, der vollkommenen Schutz gewährt, und zugleich bei der Tiefe der Kanäle zwischen den einzelnen Inseln von allen Seiten leicht Zugang bietet; sein Seitenstück ist Hongkong, ebenfalls an sich ein dürrer unfruchtbarer Besitz, aber eben so günstig zur Versammlung einer großen Flotte.

Am 18. früh waren wir auf der Höhe von St. Christopher, gewöhnlich St. Kitts genannt. Diese schöne, abermals englische Insel lag vor uns, als ich beim Erwachen den Kopf aus unserer Arche hervorstreckte. Ein schöner großer Halbkreis, im Vordergrund reiches Zuckerland, durch sein helles Grün ausgezeichnet, dahinter die hohen Berge von schon bekannter vulkanischer Form: einer derselben, Monkey Hill ist durch das Vorkommen von Affen merkwürdig, welche sonst in Westindien sich fast nirgends finden. Bei dem Städtchen welches sich in der Ebene ausbreitet und gar freundlich im Grünen liegt, senken sich die Bergketten ganz ins flache Land hinab, und laufen von dort aus nach den beiden Enden der Insel in dem gedachten Halbkreis, welchen nach Süden der hohe Pik der Insel Nevis beschließt.

Schon um 1/2 9 Uhr lagen wir vor Nevis still. Diese allerliebste Insel ist nur eine halbe Stunde von der Südspitze von St. Kitts entfernt, und ist sehr klein aber anmuthig; das Ganze ist trefflich angebaut, bis auf einen hohen gewaltigen Berg in der Mitte dessen Spitze in die Wolken reicht.

Nachmittags 1/2 3 Höhe von Montserrat. Diese Insel, klein und unbedeutend wie sie ist, nimmt sich doch von der See her gut aus; sie hat weniger flaches Land und die Zuckerfelder ziehen sich an den Bergen hin. Letztere sind rauh und zerklüftet, und ihre Häupter in Wolken gehüllt; das finstere Wetter welches wir im Augenblick hatten, begünstigte den Totaleindruck. Kurz vorher passirten wir die unbewohnte Felseninsel Redonda, ein seltsames Stück Welt von schroffem Aussehen. Die Bai bildet einen hübschen weiten Bogen, ist aber dafür der Brandung sehr ausgesetzt. Wir steuerten nun wieder nach Nordosten, Antigua zu, wo wir Abends in der Dunkelheit vor der Stadt English Harbour anhielten.

Am 19. Morgens 6 Uhr lagen wir vor Basse Terre auf Guadaloupe; hübsches Ufer, flach, dann hügelig, im Hintergrund eine hohe Bergreihe, begrenzt im Süden durch die Souffrière, einen kegelförmigen 5000 Fuß hohen Vulkan, dessen rauchenden Gipfel uns leider der Nebel verbarg. Die Stadt ist hübsch gebaut; der östliche Theil der Insel, eigentlich eine Insel für sich, hat das unglückliche Point à Pitre, welches vom Erdbeben zerstört wurde, zur Hauptstadt. Bald hinter Guadaloupe folgt eine Anzahl Klippen und Inseln, die Saintes, und in der Ferne sieht man schon die hohen Berge Dominica's. Wir hatten Sturm und Regen in der Nacht gehabt, und

auch am Morgen war die See noch sehr bewegt; so wenig mich die Seekrankheit mehr schreckte, so übel waren besonders ein paar Nonnen daran, welche hier das Schiff bestiegen. Die armen Wesen waren erbärmlich krank und doppelt bejammernswerth, weil die profane Schiffsgesellschaft an ihrem Elend und an der Aengstlichkeit mit der sie sich zwischen so vielen Anlässen des Aergernisses bewegten, offenbar mehr Spaß als Mitleid hatte.

Mittags ½12 Höhe von Dominica, Hafen von Roseau. Diese Insel, an deren Küste wir schon zwei Stunden entlang gesegelt waren, ist sehr gebirgig und hat große Gipfel und romantische Schluchten. Die Stadt ist klein, aber hübsch am offenen Seeufer gelegen; gleich dahinter erheben sich die Berge, deren vorderster mit einem Plateau endigt, wo nach westindischer Weise die Kasernen der Garnison sind. Dominica ist eine der größern Inseln, aber nicht fruchtbar. Einige Neger kamen an Bord um lebendige Herkuleskäfer und Ochsenfrösche feil zu bieten; leider konnte ich mich mit dieser Waare nicht beladen.

Am 19. Abends kamen wir vor St. Pierre auf Martinique an, und ich sagte hier meiner angenehmen Reisegesellschaft Lebewohl, um meinem Plan gemäß auf dieser französischen Insel einen Aufenthalt zu machen. Weil es schon dunkel war ließ der Capitain eine Kanone abfeuern, und so stieg ich unter großem Pomp ins Boot, das mit Weibern und Gepäck bereits überfüllt war; vier kräftige Ruderer brachten uns indeß bald dem Lande nahe, von wo wir schon von ferne her ein fürchterliches, abenteuerliches Gebrüll hörten, das uns alle in die größte Verwunderung versetzte. Als wir nun herankamen, verwandelte sich dieses Geheul in ein betäubendes Hurrah aus wohl hundert Negerkehlen, und in einem Augenblick stürzten sich alle die schwarzen Gesellen in die See, umringten unser Boot und schrieen uns mit greulichen Geberden an. Man hätte denken mögen wir wären unter die Menschenfresser gerathen, ihre Absicht war aber, wie wir bald inne wurden, die friedlichere unser Gepäck zu tragen. Der Kahn saß auf dem sandigen Ufer fest, wir, das heißt wir männliche Passagiere, eine junge Dame, die zwei Nonnen und eine alte farbige Frau, sahen die Gefahr ein daß in einem Nu all unser Gepäck verzettelt und verloren sein würde, und stellten uns deßhalb in Schlachtordnung, die Ruderer voran, die Weiber in der Reserve; so rückten wir tobend und fluchend gegen die Dämonen an, und hieben rechts und links auf die welche eben ein Stück ergreifen wollten, die Bootleute namentlich verstanden keinen Spaß und theilten mit ihren Rudern wahrhaft dröhnende Hiebe aus. Hier sah ich zuerst ein, wie Fluchen, sonst eine häßliche Sitte, zur Tugend werden kann, und wie jede Redeweise ihre Zeit und ihren Ort hat; ein paar kräftige Verwünschungen auf englisch, französisch oder spanisch ersparten immer einen Hieb, aber dennoch erlahmte bald meine Zunge wie mein Arm, und ehe ich mich's versah, war ich von einem halben Dutzend Arme gepackt, und im Triumph durch die Brandung ans Ufer getragen. Am übelsten erging es der alten Frau; sie wurde förmlich niedergerannt, und wie sie ins Boot fiel, entrollte ihrer Hand das

Geräth, welches sie als Hülfe bei der Seekrankheit mit sich führte,* und fand klirrend sein Ende. Auf festem Grund angelangt, fanden wir zum Glück die Myrmidonen des Zollamts eben so eifrig beschäftigt, den Negern ihre Beute wieder abzujagen, und so zogen wir nach einer oberflächlichen Visitation unseres Gepäcks, und wider Erwarten, ohne ein einziges Stück zu vermissen, in die Stadt ein, wo ich mir das Hotel de l'Europe, als einen Gasthof von exotisch klingendem Namen erwählte.

St. Pierre, die wichtigste Stadt der Insel, wiewohl nicht sie, sondern Fort Royal der Regierungssitz ist, zählt etwa 25,000 Einwohner, und ist somit wohl die größte Stadt der kleinen Antillen. Die Häuser sind europäischen sehr ähnlich, die Straßen eng, krumm und winkelig, aber leidlich beleuchtet und gepflastert; der Wasserreichthum der Insel sowie die abschüssige Lage der Stadt machen die Einrichtung möglich, daß durch die Mitte aller Straßen in einer Gosse beständig lebendiges Wasser läuft; eine große Wohlthat, welche die Einwohner zur Uebelthat verwandeln, indem sie mancherlei Gefäße darin auswaschen, so daß es wünschenswerth ist nicht hineinzufallen. Die Stadt ist trotz ihrer Enge hübsch und freundlich, einige Plätze sind mit Bäumen bepflanzt und man findet auch einige leidliche öffentliche Gebäude. Ueberall zeigt sich viel Geschmack an öffentlichen Anlagen, ein Ding das man in Westindien sehr vermißt; diese und die wahrhaft großartige Umgegend machen den Aufenthalt sehr angenehm. Hinter der Stadt erheben sich alsbald hohe Berge, welche man zu Pferd auf einem vortrefflich angelegten Wege ersteigt; oben fängt dann ein Hochland an, welches die schönsten Zuckerpflanzungen enthält, und eine herrliche Aussicht auf Stadt, Land und See beherrscht. An diesem Wege liegt auch der botanische Garten, ein einzig schönes Etablissement in eine Schlucht des Gebirgs versenkt, sehr ausgedehnt und durch seinen Ueberfluß an Wasser und seine natürliche Lage außerordentlich kühl. Der Gartenkünstler Hirschfeld beschreibt die Erfordernisse eines Morgen-, Mittag- und Abendgartens: der tropische Garten wie er sein soll, kühl, schattenreich und üppig findet hier sein Ideal, und man sieht was in der tropischen Natur aus einer solchen Anlage gemacht werden kann; aber es ist fast der einzige Garten der Art den ich in ganz Amerika gesehen habe.

Ich bin nicht selten gefragt worden, was mich zu so ausgedehnten Reisen ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir selbst darüber klar zu werden suchte, so kam ich meist auf ganz geringfügige Anstöße zurück, die den entscheidendsten Einfluß auf meine Plane gehabt haben: nach China mag mich der ererbte Besitz einiger chinesischer Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Westindien und vielleicht überhaupt nach

* Gelehrte Anmerkung. Dies Geräth, für welches ich keinen schicklichen Namen finde, welches aber das Corpus juris (L. 25, §. 10. D. XXXIV. 2.) zum mundus muliebris zählt, ist der stete Begleiter des creolischen Reisenden namentlich im spanischen Südamerika.

Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz den die Insel Martinique für mich besaß. Ich muß vorausschicken, daß ich als Kind als Schüler des schlangenkundigen Dr. Lenz in Schnepfenthal alle die merkwürdigen Versuche und Kämpfe mit erlebt habe, welche dieser treffliche Mann zur genauen Erforschung der deutschen Schlangen unablässig anstellte; seine „Schlangenkunde," die Frucht dieser Experimente studirte ich mit leidenschaftlichem Interesse, und da ich in derselben las wie Martinique von der Schreckensherrschaft der Lanzenschlange in unerhörter Weise heimgesucht sei, fing ich an diese Insel um dieser Auszeichnung willen fast zu beneiden, statt zu beklagen, und eine Expedition dahin malte ich mir in der abenteuerlichsten Weise aus. Das waren Jugendträume, aber ihr Eindruck hatte sich nicht ganz verwischt, und als ich nun den Ort dieser Träume wirklich betrat, eilte ich mich mit den gefürchteten Lanzenschlangen so schnell und so nahe als möglich in Relation zu setzen.

Das Maaß jener Schreckensherrschaft ist durch das Gerücht nicht übertrieben: die Lanzenschlange, Trigonocephalus lanceolatus, Serpent fer de lance, ist von allen Giftschlangen fast die größte, und bei ihrer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, wie bei ihrer ungeheuren Vermehrung wohl die schrecklichste und verderblichste; Exemplare von 6 Fuß Länge habe ich mehrmals gesehen, aber sie wird bis 8 Fuß lang und fast armsdick. Martinique und die englische Colonie Santa Lucia sind die einzigen Orte wo man sie gefunden hat, an diesen Orten aber ist sie so häufig, daß man staunt sie nur noch von Menschen bewohnt zu finden. Auf einzelnen Pflanzungen hat man mehrere hundert des Jahrs erschlagen, in der Umgebung von Fort Vauban in acht Jahren 2400, aus der Umgegend des Fort Royal werden jedes Vierteljahr an 700 gegen Prämie eingeliefert. Man nimmt die Zahl der jährlich durch Schlangenbiß Getödteten durchschnittlich auf 50 (unter einer Bevölkerung von weniger als 100,000 Seelen) an, aber binnen 7 Monaten des Jahres 1845 hatte man in einem einzigen Kirchspiel 18 Opfer der Lanzenschlange begraben. Hunderte werden jährlich gebissen, um vom Tode gerettet nur meist jahrelangen Leiden entgegenzugehen; das Thier ist so häufig daß man ihm täglich begegnet, und als ich dem Direktor des botanischen Gartens den Wunsch aussprach einige zu besitzen, hatte er am nächsten Morgen eigenhändig in dem Garten selbst zwei gefangen, die eine 6, die andere $5\frac{1}{2}$ Fuß lang. Nicht nur des Tags, sondern auch des Nachts treibt sie ihr Wesen, und Niemand auf der Insel wagt es sich auch nur einen Fuß breit von gebahnten Wegen zu entfernen, in den Bergen spazieren zu gehen, zu jagen oder einem ähnlichen unschuldigen Vergnügen zu fröhnen; sie klettert und schwimmt vortrefflich, kommt in die Höfe, Gärten und Häuser, und ist mit einem Wort Herrin der Insel. Obgleich sie nicht völlig ohne Veranlassung angreift, so reizt sie doch schon die Bewegung des Vorübergehenden oder die leiseste Berührung, und ihre Gewandtheit, ihre pfeilschnellen Bewegungen, ihre Giftzähne von 10 Linien Länge die durch jede Verwahrung dringen, erreichen das Opfer gewiß. Die meisten Gebissenen sind

Neger die in den Zuckerfeldern, dem Lieblingsaufenthalt der Lanzenschlange, arbeiten; darum erinnert der Aufseher von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme an die Schlangen; der Schreck, wenn eine Schlange gefunden wird, ist furchtbar: alle springen zurück, heulen und schreien, und der Muthigste wird dann beauftragt das Ungethüm zu erlegen. Die getödtete Schlange wird an einen Baum aufgehenkt; an einem besondern Baume im Innern der Insel hängt eine schauerliche Trophäe von wohl 300 dieser Ungeheuer.

Man sollte glauben, daß eine so entsetzliche Landplage die größten Anstrengungen hervorrufen müßte, sich derselben zu entledigen, daß die Aerzte Tag und Nacht auf wirksame Gegenmittel sännen; aber nichts von dem allen: man begnügt sich eine kleine Prämie auf erschlagene Schlangen zu setzen, statt durch Ausrottung von Dickichten, Verminderung ihrer Nahrungsmittel, der Ratten, Ansiedlung schlangenvertilgender Thiere alles aufzubieten das Uebel an der Wurzel anzugreifen; in der That hat man den Versuch gemacht, den Sekretär, jenen hochbeinigen schlangenfressenden Falken aus Afrika, heimisch zu machen; ein paar Jagdliebhaber haben sich den Spaß gemacht die seltenen Thiere wegzuschießen, und da war man es auch zufrieden; es gehört in der That die volle creolische Indolenz dazu, den Besitz dieser Colonie mit der Lanzenschlange zu theilen. Was die Aerzte betrifft, so sind diese freilich zum Theil schuldlos, denn es ist gegen die Landessitte, bei ihnen Hülfe gegen den Schlangenbiß zu suchen; vielmehr vertraut sich der Gebissene einem sogenannten Panseur, einem alten Neger an, der mit empirischen Mitteln oder abergläubischen Besprechungen seine Kunst versucht; so groß ist die Unvernunft, daß man wenn mehrere Glieder gebissen sind nicht selten für jede Wunde einen eigenen Panseur zu Rathe zieht, deren jeder ganz unabhängig von dem andern seine Kur anfängt. Selbst die Vornehmen und Gebildeten verschmähen die Hülfe des Arztes; so wurde vor zwei Jahren ein junger allbeliebter Mann aus den ersten Kreisen von St. Pierre gebissen, drei Panseurs wurden gerufen, sie wandten ihre Mittel sämmtlich zu gleicher Zeit an, und der Gebissene starb, wo es dann freilich hintendrein an Thränen nicht fehlte.

Gegen dieses Unwesen hatte sich, unmittelbar vor meinem Besuch, der verdienstvolle Dr. Rufz erhoben, indem er seine Mitbürger vor jenen sinnlosen Negerkuren öffentlich warnte, und zugleich anfing sich mit der Pathologie des Schlangenbisses, den bisher üblichen Gegenmittel gründlich zu beschäftigen, und nach einem specifischen Heilmittel zu forschen. Auf seine Aufforderung langten von allen Seiten Berichte und Krankengeschichten ein, und er war nun beschäftigt diesen Stoff zu sichten und theils in der Zeitung, theils in einem besondern Werk dem Publikum vorzulegen; nach seinem eignen naiven Geständniß stand er zwischen den verschiedenen ihm mitgetheilten Heilmitteln und Kräutern wie der Esel des Sophisten, ohne sich noch über die Vorzüglichkeit oder auch nur Wirksamkeit des einen oder andern entschieden zu haben. Leider war Dr. Rufz krank als ich in St. Pierre ankam, er empfahl mich jedoch dem Direktor des

botanischen Gartens, Herrn Charles Barillet, welcher mich aufs freundschaftlichste aufnahm und sofort mit mir ans Werk ging. Mr. Barillet, ein noch junger Mann voll Unerschrockenheit und wissenschaftlichem Eifer, erinnerte wirklich an meinen verehrten Dr. Lenz: er scheute sich gar nicht den Schlangen, die denn doch ganz andere Bestien waren als unsere thüringische Kreuzotter, zu Leibe zu gehen, und wenn er sie auch freilich nicht wie Jener mit der bloßen Hand faßte, so war ihm doch jede verfallen die er mit seiner eisernen, drei Fuß langen Zange packen konnte: bei der Gewandtheit der Lanzenschlange immerhin kein gefahrloses Unternehmen. Er hatte vier schöne Exemplare in einem Drahtkäfig und fing wie oben erzählt, sofort noch zwei dazu, so daß wir zu unsern Experimenten wohl versehen waren.

Es war hier freilich nicht ausführbar, zur Erzielung einer sichern Bißwirkung die Schlange nach Dr. Lenz's Anweisung mit zwei Fingern hinter dem Kopfe zu packen, und so mußten wir uns begnügen sie auf einem offenen Platz frei auf die Erde zu setzen, und nur durch jene eisernen Zangen uns gegen ihr Entfliehen zu sichern; augenblicklich eilten die Schlangen mit lebhaften Bewegungen fort, indem sie wohl die Hälfte des Leibes horizontal über der Erde frei trugen und gegen jeden Gegenstand der innerhalb dieses Radius des freigetragenen Vorderkörpers sich befand, wüthende und meist wohlgezielte Bisse schnellten; diese Art der Bewegung, so ganz unähnlich jener der trägen und blödsichtigen Kreuzotter oder selbst der Klapperschlange, macht denn die Lanzenschlange doppelt furchtbar, und wir selbst, die wir mit den zu Opfern bestimmten Thieren uns doch in der Nähe halten mußten, hatten alle Ursache auf unserer Hut zu sein: es gibt wohl kaum eine Gefahr die so schreckt, wie der tödtliche Biß einer Giftschlange.

Ich gebe nun den Bericht meiner Experimente, bei welchen ein junger Arzt die blutige Hülfe des Schneidens und Secirens leistete. 1) Ein junger Hund von 3 Monaten wurde dicht hinter das rechte Schulterblatt gebissen, nach einer Minute die Wunde scarificirt und mit Chlorwasser eingerieben. Drei Minuten nach dem Biß lag er wie todt da, wir goßen ihm darauf, obgleich es zu spät schien, einen halben Theelöffel mit Chlorwasser in eben so viel Wasser ein, worauf er sich erholte und wieder zu heulen anfing. Die Wunde war nicht ausgeschnitten, und das Chlor innerlich zu spät gegeben. Starb nach 37 Minuten. Die gebissene Stelle ringsherum bis 1 Zoll weit schwarz. 2) Paralleler Versuch mit zwei erwachsenen jungen Tauben. Die erste wurde in den Hals über dem Brustbein gebissen, fiel nach 10 Minuten um, starb aber wiewohl wir jeden Augenblick ihre letzten Zuckungen erwarteten, erst nach 31 Minuten. Bei dieser war kein Mittel angewendet, die andre hatte ich den Tag vorher nur mit Körnern und Brod gefüttert die in Chlorwasser geweicht waren. Sie wurde sehr heftig in den Rücken gebissen, so daß die Schlange in den Federn hängen blieb. Sie wurde traurig, senkte die Flügel, fiel aber erst nach 55 Minuten um und starb die Minute darauf.

3) Eine Ratte starb kaum 2 Minuten nach dem Biß. Die zu diesen Versuchen gebrauchte Schlange war ein prächtiges Exemplar von 5 Fuß und sehr bös und lebhaft; eine kleinere von 3 Fuß war nicht zum Beißen zu bringen und war so träg, daß als sie sich wie ein Teller zusammenrollte, eine Taube sich auf sie setzte ohne gebissen zu werden. Die nächsten Versuche wurden mit einer frischgehäuteten, sehr lebhaften Schlange von $2\frac{1}{2}$ Fuß gemacht. 4) Ein Kaninchen in die rechte Vorderpfote nahe der Schulter gebissen, wurde traurig, die Pfote schwoll stark. Starb ohne Anwendung eines Mittels in $2\frac{1}{2}$ Stunden. Bei der Section fand sich eine große Anhäufung von schwarzem Blut um die gebissene Stelle, im Herzen Anhäufung von Serum. 5) Ein Kaninchen erhielt Chlorwasser innerlich und wurde nach einer halben Stunde in den rechten Schenkel gebissen. Ein gleich experimentensüchtiger Zuschauer wie ich bemächtigte sich dieses Opfers, scarificirte nach 16 Minuten die Wunde und rieb sie mit einem Aufguß von Aristolochia Gigas, einer afrikanischen Pflanze ein. Starb nach $6\frac{1}{2}$ Stunden. 6) Ein Kaninchen erhielt in den vorher kahl gerupften Schenkel zwei sehr starke Bisse; unmittelbar darauf wurde Chlorwasser eingegeben und die Wunde nach Dr. Lenz's Anleitung regelrecht ausgeschnitten und mit Chlorwasser ausgewaschen. Starb nach 9 Stunden. 7) Ein Kaninchen erhielt innerlich Aristolochia und wurde nach 10 Minuten, jedoch nur leicht, in den Rücken gebissen; die Wunde wurde scarificirt und mit demselben Aufguß eingerieben. War nach 20 Stunden noch am Leben.

Auf diese Versuche beschränkte ich mich, da bei einer Menge unberufener Zuschauer, und der Hast und Lebhaftigkeit der Franzosen gar keine Hoffnung war zu einem ruhigen und sichern Verfahren zu gelangen; in der That konnte ich nur auf den zweiten und sechsten Versuch einigermaaßen rechnen, erkannte aber in diesen die vortrefflichen Wirkungen des Chlor doch wieder, wie sie mir aus Dr. Lenz's Versuchen bekannt waren; da sich die Giftwirkung auch dieser Schlange als das Blut zersetzend darstellt, so kann man annehmen daß das Chlor hier vollkommen die Dienste leisten muß wie beim Otternbiß. Mir genügte es die Aufmerksamkeit des Dr. Rufz, welcher leider seiner Krankheit halber nicht gegenwärtig war, auf dieses Mittel gelenkt zu haben; er erkannte an daß das Chlor alle Beachtung verdiene und versprach weitere Versuche anzustellen. Jedenfalls verdient nach obigen Resultaten die Aristolochia Gigas dasselbe, und vielleicht auch unsere in Deutschland eingebürgerte A. Sipho. Barillet hatte das bekannte südamerikanische Guaco in seinem Garten, man hatte auch Versuche damit angestellt, es aber nicht erfolgreich gefunden.

Ein frisch erschlagenes Weibchen welches ich genau gemessen habe, war 6 Fuß lang, der Leib von der Dicke des Handgelenks eines starken Mannes; Kopf 2 Zoll 8 Linien lang, an der breitesten Stelle 2 Zoll 3 Linien breit und sehr platt, Hals am Ansatz des Kopfes nur 8 Linien im Durchmesser; die auffallende dreieckige Form des Kopfes hat der Lanzenschlange den Namen Serpent fer de lance gegeben, ihren deutschen Namen rechtfertigt sie durch

ihre raschen Bewegungen und ihre schlanke Gestalt; der Schwanz war nur 8 Zoll lang und sehr dünn. Giftzähne 10 Linien, sie sollen aber 1 Zoll lang werden. Farbe dunkelgrau, unten hellgrau, hinter dem Auge ein großer schwarzer Strich, auf dem Rücken große schwarze unregelmäßige Flecken von 1 Zoll Durchmesser, an der Seite entsprechend kleinere schwarze Tupfen; die Farben wechseln sehr, eine Varietät ist gelb wie die Schlangenbader Natter (mit deren Habitus und raschen Bewegungen die Lanzenschlange überhaupt große Aehnlichkeit hat); diese sollen besonders bösartig sein.

Die Lanzenschlange lebt hauptsächlich von Ratten, verschlingt aber auch ganze Hühner; Barillet behauptet sie hätten bei ihm in der Gefangenschaft Ratten gefressen, was gegen die Sitte anderer Giftschlangen wäre, und schon deßhalb schwer glaublich ist, weil die Ungeheuer gar nicht aussehen, als wären sie über ihre Gefangenschaft sehr beruhigt; sowie man sich nur nähert züngeln sie und beißen voll Wuth zu. B. sagte auch sie hätten Milch bei ihm gesoffen; es ist bekanntlich eine große Controverse ob unsre deutsche Ringelnatter das thue, erwiesen ist es nicht, wird aber so oft erzählt, daß jedenfalls diese neue Bekräftigung erwähnenswerth ist; es ist überdies hier die allgemeine Sage daß sie Milch naschen. Die Furcht der Eingebornen läßt sie 8—10 Fuß weit springen; nach allem was ich gesehen und gehört habe, glaube ich daß sie nicht über die Hälfte ihrer Körperlänge weit springt, sie schießt aber dann unglaublich schnell zu, wobei sie aber auch oft fehlbeißt. Nach Versuchen und anatomischen Untersuchungen von Dr. Rufz sind Auge und Nase bei ihr sehr entwickelt, desto unvollkommener das Ohr.

Die Fabeln der Bewohner von Martinique über die Lanzenschlange sind endlos, und es spiegelt sich darin die abergläubische Angst, des gemeinen Mannes namentlich, vor dieser entsetzlichen Landplage. Ich gebe nur eine kleine Probe, die man mir sehr ernsthaften Gesichtes erzählte: die Lanzenschlange lebt mit allen Thieren des Feldes in Feindschaft, selbst mit der Natter welche giftlos ist; die Natter wird gebissen, worauf die Lanzenschlange, von Reue ergriffen, in den Wald eilt und bald mit einem Blatt im Munde zurückkehrt, das sie heilend auf die Wunde der Natter legt. Gegen den Schlangenbiß gibt es kein besseres Mittel, als Aufschläge von Urin, Schlamm und Citronensaft. Man glaubt man hörte den alten Plinius reden!

Wie denn kein Uebel nicht auch seine gute Seite hat, so auch die Schlangenplage auf Martinique. Die Verwüstungen welche die Ratten, eine Frucht der europäischen Colonisation, in den Zuckerfeldern und überhaupt anrichten, sind auf den meisten westindischen Inseln eine wahre Calamität, hier aber steuert ihnen die Lanzenschlange, deren Hauptnahrung die Ratten sind, in bedeutendem, sehr merklichem Maaße. Dieser Umstand hat denn auch einen Pflanzer auf Guadaloupe zu dem verrückten und verruchten Einfall gebracht, dort ein Dutzend Lanzenschlangen als Rattenvertilger freizulassen. Zum großen Glück haben sie sich nicht eingewöhnt, wie überhaupt in der Beschränkung des Wohnorts

dieser Schlangenart etwas sehr eigenthümliches liegt. Das südamerikanische Festland besitzt in dem Trigonocephalus Lachesis eine nicht minder furchtbare, aber doch lange nicht so verbreitete Giftschlange derselben Gattung; in Guiana heißt dieselbe Bushmaster, und auch dieser Name deutet ihre Schreckensherrschaft über alles Lebendige in der Natur an.

Da an Ausflüge in das romantische Innere der zu sieben Zehntel unkultivirten Insel Niemand denkt, so führte auch mich mein Interesse an der Lanzenschlange nicht so weit, mich ihren Bissen in den Wäldern und Bergen auszusetzen; auch von Pflanzungen habe ich wenig gesehen, da das gesellige Leben der Colonisten sich nach französischer Art mehr auf die Stadt concentrirt. Der Ertrag der Insel an Zucker, Baumwolle, Cacao und Kaffee war sehr bedeutend, wird aber jetzt, nachdem die Februarrevolution die französischen Colonien ebenfalls mit einer übereilten Emancipation beglückt hat, sich eben so gestaltet haben wie auf den englischen Inseln. Das Zuckerrohr ist die Sorte von Tahiti; der Kaffee wurde im Jahr 1727 durch Fürsorge der Regierung aus dem Orient hieher verpflanzt, indem man einige Bäumchen zu Schiff herüber brachte; als auf diesem großer Wassermangel eingetreten war, ließ der Capitain dennoch mit größter Gewissenhaftigkeit jedem Bäumchen täglich dieselbe Ration Wasser reichen wie jedem der Mannschaft, und hatte die erfreuliche Genugthuung sie glücklich an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Ich gestehe daß auf Martinique mein Eifer für die Schlangen dem für die Erforschung der Negerverhältnisse Eintrag that, so daß ich nichts über dieselben zu berichten weiß; in die Augen fallend ist die Schönheit der farbigen Frauen, welche durch das romanische Blut wieder einen ganz besonderen Typus erhält; auch ihre Tracht, Schleppgewänder die sie aufzuschürzen pflegen, ist sehr malerisch.

Man scheint in den französischen Colonien die spanische Eifersucht der Regierung gegen die Creolen nicht zu kennen, da letztere zu Aemtern gelangen, und auch in dem Comité consultatif, das aus Pflanzern besteht, Einfluß auf die öffentliche Verwaltung üben. Die Charte von 1830 erstreckte ihre Segnungen nicht auf die Bürger der Colonien, so wenig wie die spanische Constitution auf Cuba, auch waren sie nicht in den Kammern repräsentirt, sondern jenes Comité consultatif wählte Deputirte, welche die Colonie bei dem Marineminister vertraten. Nach der Julirevolution wurden die freien Farbigen den Weißen rechtlich gleich erklärt.

Die Creolen der französischen Colonien wie die der spanischen unterscheiden sich insofern wesentlich von den englischen und dänischen Colonisten, als sie ihren Wohnsitz als bleibende Heimath betrachten, ihre Kinder da erziehen und die Früchte ihres Erwerbs da genießen. Es bildet sich dadurch jener Creolencharakter aus, den wir in Cuba kennen gelernt haben, der aber jedenfalls dem geselligen Leben ungleich förderlicher ist, als das wesentlich auf Gelderwerb und möglichst baldige Rückkehr nach Europa gerichtete Treiben der

Andern. Man war überaus gastfrei und artig gegen mich, besonders Mr. Dieudonné an den ich empfohlen war und der mich in alle Cirkel einführte; Mr. de Poncis, der reichste und angesehenste Mann von St. Pierre, machte namentlich ein allerliebstes Haus wo wir sehr viel musicirten. Als Deutscher unter Franzosen ergötzte ich mich nicht wenig an der Bonhommie, aber auch an der Lebhaftigkeit meiner neuen Bekannten, und wir wurden sehr gute Freunde; nur wenn ich ihnen gestehen mußte daß ich trotz meiner mancherlei Reisen Paris nie gesehen, wurden sie einigermaaßen irre an mir.

Der Franzose besitzt bekanntlich wenig Ausdauer gegenüber widrigen Umständen, und deßhalb wird der Schlag welcher durch die Negeremancipation gegen ihre westindischen Inseln geführt worden ist, noch weit verderblicher wirken als auf den englischen Inseln, wo Industrie und Unternehmungsgeist, freilich auf den Trümmern der alten zu Grunde gegangenen Besitzthümer, einen erneuten Anlauf versucht haben. Ich erinnere mich eines Franzosen den ich bei Barillet kennen lernte, und dem ich sagte: „Quel beau pays!“ das war leider sein Stichwort für einen langen und hochtragischen Monolog, in dem er die Schattenseiten des westindischen Lebens selbstquälerisch hervorsuchte, um derentwillen er die Trennung von ma pauvre France bejammerte; zuletzt kam endlich das Entsetzliche an den Tag, das ihn in eine so schwarze Stimmung versetzte: sein Hauswirth, mit dem er einen Vertrag auf Verabreichung eines anständigen Frühstücks für 2 Francs täglich abgeschlossen, hatte sich an diesem Morgen nicht entblödet ihn mit zwei weichen Eiern für seine 2 Francs abzuspeisen.

In einem alten Buch fand ich die Lesefrucht, daß im Jahre 1765 eine deutsche Ansiedlung auf Martinique versucht, von der Regierung sehr begünstigt, und derselben auch eine Kirche erbaut wurde; sie erlagen indeß dem Fieber und die ganze Ansiedlung ist spurlos verschwunden. Die Todten beklagen sich nicht, das ist ein Trost für unsere modernen Beförderer der Auswanderung nach Tropenländern.

Im Jahre 1775 waren die Verwüstungen durch die Ameisen so arg, daß die Colonie einen Preis von einer Million Francs auf deren Vertilgung setzte; es kam indeß niemand ihn zu verdienen.

Da ich noch manche Inselstation vor mir hatte bevor ich mit den Colonien Westindiens abschließen konnte, so benutzte ich nach vierzehntägigem Aufenthalt am 5. Juli Abends das Dampfschiff Teviot zur Weiterreise nach Süden; damit entging ich denn auch dem Beginn der Regenzeit, die auf Martinique Mitte Juli einfällt und deren Nähe sich bereits durch schwüle Hitze ankündigte. St. Pierre nahm sich zum Abschied noch recht romantisch aus, wir passirten in der Nacht Santa Lucia, jene andere Schlangeninsel, und am Morgen lag St. Vincent vor uns, eine schöne Bai mit dem Städtchen Kingston, umkränzt mit steilen, hohen und zackigen Bergen, eine recht westindische Ansicht; den seit 1814 ruhenden Vulkan sahen wir nicht. An

Becuja und der Inselgruppe der Grenadinen vorbei, die wir links liegen ließen, brachte uns das schnelle Schiff schon den Abend nach dem Hafen von St. George auf Grenada.

Grenada oder Granada ist dem Guide book zufolge die schönste Insel Westindiens, aber selbst wenn ich mich unterfange neben dieser Autorität eine eigne Meinung zu haben, möchte ich diesem Urtheil wenigstens nicht widersprechen. Abgesehen von manchem Blick ins Innere, den ich bei längerem Aufenthalt that, überrascht schon der erste Eindruck des Hafens und des Städtchens: ein steiler Hügel, von einem Fort gekrönt, springt ins Meer vor und bildet eine zweite Bai, der Ort St. George windet sich um diesen Hügel herum, und liegt mithin theils nach außen, theils nach der innern Bai zu, in welche auch die Dampfschiffe einlaufen; sie ist geschlossen und erinnert sehr an die Nebenbuchten der freundlichen Bai von St. Thomas. Das Städtchen selbst ist heiter, gut gebaut und bietet von allen Punkten schöne Aussichten. Man hatte mir ein Wirthshaus, zum Bienenstock, Beehive genannt, empfohlen, wo ich mich bald wohnlich machte, und in dem behaglichen Gefühl den heillosen Lanzenschlangen entronnen zu sein, bei denen mir trotz aller Lust am Experimentiren doch unheimlich zu Muthe war, sanft einschlummerte. Aber ich war aus dem Regen in die Traufe gekommen, und das Schild des Hauses erwies sich als ein wahres Aushängeschild; in der That war ich hier in einen Bienenstock gerathen, in dem das Schlafen sich bald als eine Unmöglichkeit erwies; das Haus, eine alte hölzerne Barracke mit losen Brettern, Schmutz, Staub, Mäuselöchern u. s. w. beherbergte eine wahre Insektenhölle, in deren brennender Pein ich mich übler befand als es mir je ergangen. Ich vermeide es dem üblen Beispiel jenes Autors zu folgen, dessen Sinne auf einer italienischen Reise nur für Flohstiche empfänglich waren, und der obendrein den schlechten Geschmack hatte das deutsche Lesepublikum in den ganzen Abgrund seiner Leiden blicken zu lassen; der wißbegierige Leser wird im Jahrgang 1846 des „Auslands" die mit der ganzen Frische schmerzlich aufgeregter Empfindungen geschriebene Originalschilderung jener schrecklichen Nacht auffinden können.

Am nächsten Morgen ging ich den Capitain Leese, den „Superintendenten" der westindischen Dampfschifffahrt, welche hier ihre Centralstation hat, aufzusuchen; ich hatte die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mannes vor Kurzem auf der Trent gemacht, und freute mich sehr ihn hier besuchen zu können; es konnte nicht fehlen daß ich mich über die Leiden der Nacht beklagte, als er mich sofort mit der freundlichen Aufforderung überraschte, meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und nicht nur meinen düstern Aussichten auf noch mehr schlaflose Nächte ein Ende machte, sondern auch mir die Hoffnung auf einen wahrhaft angenehmen Aufenthalt eröffnete. Capitain Leese und ein Pflanzer, Mr. van Horne, ebenfalls ein Bekannter von der Trent her, machten mir die Honneurs der Insel Grenada in der liebenswürdigsten Weise und bewogen mich auch weit länger als meine Absicht gewesen, dort zu verweilen.

Von Capitain Leese's dicht am Hafen gelegenem Haus hatte man die einladendste Aussicht in die nahen Berge, auf die Forts welche den Hafen umgeben, die Landhäuser an den Anhöhen, und in der Ferne auf den Parnassus, einen sehr steilen, kühn geformten Berg. Diese reizende Umgebung lockte denn zu manchen Ausflügen, auf denen Mr. van Horne meist die Freundlichkeit hatte mich zu begleiten.

Das Unangenehmste bei diesen Ausflügen war die gerade bestehende Regenzeit; nicht als ob dieselbe nicht hier wie überall von heiteren Stunden unterbrochen gewesen wäre, es fehlt aber auf dieser Insel die sonstige Regelmäßigkeit in den Zeiten des Tages wo der Regen beginnt, und während der wolkenlose Himmel uns fast täglich zu längeren Ritten verleitete, konnten wir sicher sein zur ungelegensten Zeit von einem Platzregen überrascht zu werden; daneben ist ein Platzregen in den Tropen einem Wolkenbruch bei uns gleich, und man macht sich kaum einen Begriff von den Wassermassen die über den unglücklichen Wanderer ausgeschüttet werden. In einer Woche fiel 1,66" Regen. Dazwischen ist die Sonne so stechend, daß ich nicht ohne Besorgniß war mir auf dem übrigens sehr gesunden Grenada ein Fieber zu holen, von welchem ich jedoch glücklich befreit blieb.

Der Militärstation Richmond Hill, auf einer Höhe oberhalb der Stadt gelegen, galt einer meiner ersten Ausflüge, wegen der prächtigen Aussicht und der üppigen Natur in welche man selbst in nächster Nähe der Stadt sich versetzt findet. Nicht nur die Schönheit der Bergformen, welche Grenada mit den andern Inseln gemein hat, sondern namentlich die außerordentlich reiche Vegetation ist eine große Zierde der Landschaften um St. George; alles verräth die Nähe des Festlandes von Südamerika, eine Menge neuer Palmenarten und große Abwechslung in den Formen der Gewächse. Bemerkenswerth ist das sogenannte Guinea-Gras, welches alle gerodeten Stellen überzieht und hier wild wächst; seine Farbe ist die des jungen Weizens, und es sticht sehr schön gegen die den Tropen eigenthümliche dunkle saftige Färbung des Laubes ab. In Santa Cruz wird es angebaut und wie hier zum Pferdefutter benützt; in Martinique würden hunderte von Lanzenschlangen sich diese Strecken zum willkommenen Aufenthalt wählen, aber auf Grenada weiß man Gottlob! von diesen Ungeheuern nichts.

Die englische Regierung verlegt mit Vorliebe ihre Kasernen auf die gesunderen Anhöhen, und thut überhaupt alles für ihre europäischen Truppen; so waren auf dem Wege nach Richmond Hill hinauf Schoppen erbaut zum Schutz gegen Regen und Sonne. Dabei mag sie auch wohl berechnen, was ihr ein Rekrut bis er an Ort und Stelle ist, kostet, und die durchschnittliche Sterblichkeit von 12 % der Ankömmlinge in Westindien trotz aller Fürsorge, ist arg genug und ein verständlicher Wink für Freunde tropischer Auswanderung. Darum hatte man auch begonnen große Transporte freier Neger herüber zu verschiffen, welche in Regimenter formirt und von weißen Officieren befehligt wurden.

Der Parnassus und das Thal Tempe reizte mich sehr, und ich hätte ersteren gern erstiegen; leider bildete im Thal Tempe der Schmutz ein so überwiegend prosaisches Element, daß mein Pegasus förmlich darin stecken blieb und sich somit an den Grenzen seines guten Willens befand. In ähnlicher Weise waren wir genöthigt eine Expedition nach dem Krater eines erloschenen Vulkans im Innern auf halbem Wege aufzugeben, weil die Straßen durch den Regen grundlos geworden waren. Auf allen diesen Ausflügen ist eine der auffallendsten Erscheinungen der Zustand der Pflanzungen: nur die wenigsten sind in Betrieb und bieten den Anblick von mehr oder minder gut bestellten Feldern, während man fast jeden Augenblick auf Anlagen stößt, welche vollkommen vernachlässigt und der Zerstörung preisgegeben sind; die kostbarsten Siedereien, Mühlen, Wasserleitungen, Vorrathshäuser, oft mit großer Sorgfalt massiv aufgeführt, sind dem Einsturz nahe, sofern die feste Bauart ihnen nicht Dauer verleiht, die Felder sind verwildert, und einige elende Negerhütten lassen den Sinn des Ganzen errathen: das waren die Folgen der hoch gepriesenen Negeremancipation in den ersten sieben Jahren! Der durchschnittliche Preis der Grundstücke in Grenada war $^1/_{10}$ von dem was sie vor der Emancipation werth waren, ich kann aber Fälle verbürgen, wo 200,000 Pfund Sterling zu 10,000 Pfund, und 50,000 zu 2500 geschmolzen waren. Die Produktion der Pflanzungen welche überhaupt noch im Betrieb waren, war im stetigen Sinken begriffen; eine Pflanzung die ich aus meinem Fenster sah, eine der schönsten der Insel, ertrug früher 200 Faß Zucker, im Jahre 1844 deren 11; die meisten Pflanzer ließen wie oben beschrieben ihre Gebäude zerfallen, und zogen einen geringen Zins aus der Verpachtung der einzelnen Grundstücke an die Neger; da lebt denn eine Familie von den Früchten von 1 — 2 Morgen Landes, von der Hand in den Mund, und läßt sich höchstens angelegen sein so viel über den Bedarf zu produciren, daß sie den Pacht und etwa die nöthigsten Kleidungsstücke bezahlen kann. Tagelöhner waren bei diesem Zustand der Dinge gar nicht zu haben, und die wenigen die arbeiten mochten, zogen jährlich in der Arbeitszeit nach Trinidad, wo sie einen halben Dollar den Tag bekamen und frei übergeschifft wurden, denn die Pflanzer auf dieser Insel bezahlten den Capitains von vornherein für jeden Kopf 16 Dollars, um nur Arbeitskräfte zu erhalten.

Ich habe mich schon öfters entschieden gegen die übereilte Emancipation der Neger ausgesprochen, und dabei die Reinheit meiner Ansicht am besten zu wahren geglaubt, indem ich das Interesse der Pflanzer gar nicht einmal in Betracht zog; Angesichts solcher Thatsachen aber darf man wohl auch fragen, ob eine Maaßregel weise und gerecht sein kann, die mit einem Schlage die Vermögen einer ganzen Klasse von Staatsangehörigen um neun Zehntel vermindert. Die 20 Millionen Pfund Sterling, welche als Entschädigung für die Sklavenbesitzer ausgesetzt wurden, haben kaum die Hälfte des baaren Werthes der Sklaven gedeckt, außerdem aber hat man die unglücklichen Pflanzer,

ohne ihnen Entschädigung hierfür zu bieten, völlig außer Stande gesetzt aus ihrem Grundbesitz fortan einen auch nur einigermaaßen entsprechenden Ertrag zu erzielen, die üppigsten Ländereien der Verwilderung preisgegeben und eine Bevölkerung von Halbwilden geschaffen, unter deren Händen die westindischen Colonien bald aufhören werden zur civilisirten Welt zu zählen. Näheres zur moralischen und politischen Würdigung dieser Maaßregel, welche im Sinne des heiligen Crispinus erfolgt ist, bei der Beschreibung von Guiana, wo die unheilvollen Folgen derselben weit mehr ins Große gehen; gelitten hat aber Grenada so sehr als nur irgend eine der westindischen Inseln.

Schon damals war es sehr bemerklich, wie die Europäer sich von der dem Untergang geopferten Insel zurückzogen; Andere blieben um auf den Trümmern der alten Besitzthümer, deren Herren bankerott geworden, solche Unternehmungen zu gründen, wie sie den Ortsverhältnissen und dem Mangel an Händen angemessen waren. So hatte Mr. van Horne die tiefgesunkenen Bodenpreise benutzt, um auf einer Landzunge am südlichen Ende der Insel eine ausgedehnte Viehweide anzulegen; Rindvieh wird wegen Futtermangel auf den wenigsten westindischen Inseln in genügender Menge gezüchtet, und die Einfuhr südamerikanischen Viehes bildet einen wichtigen Handelsartikel; jenes Unternehmen versprach mithin günstigen Erfolg, er hatte die Landzunge am obern Ende abgezäunt, so daß Rindvieh und Schafe in fast vollkommener Freiheit weiden konnten, durch jenen Zaun und durch die See ringsum eingeschlossen. Mehr als diese Spekulation interessirte mich indeß die Landschaft, ein Seeufer wie es gewöhnlich nur die Phantasie malt, mit steilen, öden Felsen; an den ausgewaschenen Klippen bricht sich die Fluth und spritzt in weiten Bogen wieder zurück; alle Vegetation beschränkt sich hier auf einige seltsam geformte Cactus, einige kugelig von 1 Fuß Durchmesser, andere hohe gestreckte astlose Stämme, bis zu 20 Fuß, wieder andere von der Form und Höhe eines verdorrten Baumes mit seinen Hauptästen; die Möven welche hier hausen, vollenden ein Bild der Oede und Unheimlichkeit. Weiter im Innern beginnen die trefflichen Weiden, und im Hintergrund das herrliche Gebirgspanorama von Grenada mit dem hoch emporragenden Parnassus in der Mitte.

Die Negerbevölkerung von Grenada (es sind unter 30,000 Einwohnern nur 600 Weiße) kommt an Charakter den Haitiern ziemlich nahe; freilich haben sie nicht das Gefühl der ausschließlichen Herrschaft wie jene, und sind gewaltig unterwürfig wenn man sie zu behandeln weiß, desto unverschämter aber wo sie glauben es wagen zu dürfen; hier wie in ganz Englisch Westindien, wo constitutionelle Formen hergebracht sind, haben die Neger nicht nur gleiche Rechte mit den Weißen, sondern sofern sie einen gewissen Census aufweisen, selbst Wahlrechte, und es fehlt nicht an schlechten Demagogen die dieser Bevölkerung huldigen, um eine Rolle spielen zu können. Dennoch war Capitain Leese, der zugleich Friedensrichter war, gewaltig kurz angebunden mit diesen Staatsbürgern, und höchst freigebig mit der Drohung sie zur

Tretmühle zu schicken. Sonst sind die Neger wie überall träge, diebisch, lügenhaft, aber im Grund gutmüthig. Man sollte denken daß jene Negersoldaten geneigt seien mit ihren Brüdern gemeinschaftliche Sache zu machen, es ist aber umgekehrt: sie erkennen ihre höchste Ehre in dem rothen Rock den sie angethan haben, und blicken mit äußerster Verachtung auf die „Neger" herab; „me soldier be, sagen sie, you black nigger!" eine an sich schwer haltbare Distinktion, welche übrigens wie oben erzählt ist auch die nach Liberia zurückverschifften amerikanischen Neger, freilich im umgekehrten Fall sich angeeignet haben.

Ein anmuthigerer Bewohner der Insel als dieses widrige Negervolk war ein Colibri, der in unserer Nachbarschaft wohnte und uns durch sein niedliches Wesen lange erfreute. Das Thierchen zog unsere Aufmerksamkeit zuerst auf sich, da es eines Morgens sich in unser Eßzimmer verirrt hatte, dessen Fenster immer offen standen; sicher hatte die Tapete welche Blumen darstellte, das arme Ding hereingelockt, denn wir belauschten es wie es vor einer der gemalten Blumen schwebte, ganz wie im Freien. Mit vieler Mühe brachten wir ihn aus dem Zimmer wieder in die Freiheit, denn er schien ganz den Kopf verloren zu haben und flog ängstlich zirpend an der Decke herum. Nichts ist niedlicher als ein Colibri, wenn er von Blume zu Blume fliegt und mit weit ausgebreitetem Schwanz und schnellem Flügelschlag, einem Abendschmetterling ähnlich sich vor denselben schwebend erhält; dieselbe Weise wendet er an um an Mauern und Geländern nach Insekten zu suchen, so wie denn auch diese, nicht der Honigsaft, welchen die poetische Sage ihm als Nahrung anweist, sein Augenmerk in den Kelchen der Blumen sind, in die er seine lange Zunge versenkt. An einer Schlingpflanze welche das Dach eines Nebengebäudes umzog, entdeckten wir sein Nestchen, welches innen die Größe einer halben Wallnußschale hatte und aus roher Baumwolle und Haaren sehr künstlich geformt war; da die Jungen ausgeflogen waren, und der Colibri das Nest nicht wieder gebraucht, nahm ich es zum Andenken herunter.

Eine Merkwürdigkeit Grenada's ist noch die übergroße Menge Ziegen, von denen selbst die Straßen der Stadt wimmeln, so daß der Gouverneur sich bewogen fand sie für vogelfrei zu erklären. Jeder darf sie todtschlagen, muß sie aber zwei Stunden liegen lassen, damit der rechtmäßige Eigenthümer sie abholen kann, nachher darf der Andere sie für sich nehmen. Da jedoch durch jene Clausel der Vortheil eines solchen Todtschlags sehr beschränkt ist, so vergreift sich nicht leicht einer an den hübschen und graziösen Thieren. Auf einer kleinen Insel in der Nähe sind die Ziegen förmlich wild, und eine Jagdparthie dahin gehörte zu den Unternehmungen die leider das Regenwetter mir verdarb.

Vom Regen hatte ich in Grenada genug, und da Reisende aus Trinidad, wohin ich zunächst zu gehen beabsichtigte, mir sagten daß dort die Regenzeit eben auf ihrer Höhe sei, so entsagte ich dem Besuch dieser höchst interessanten Insel und entschloß mich auf die weitere Nachricht hin daß dieselbe in Guiana

soeben vorüber sei, sofort die Reise dorthin anzutreten; Grenada als Haupt-Knotenpunkt der Dampfschifffahrt bot mir dazu baldige Gelegenheit, und am 22. Juli Nachmittags war ich an Bord des Dampfschiffs Reindeer, Capitain May, wieder zur See, zunächst mit dem Bestimmungsort Barbadoes.

Capitain May war ein alter Bekannter, der mich aufs freundlichste begrüßte; sein Schiff, ursprünglich für die Fahrt zwischen zwei englischen Häfen gebaut, war klein, nur 600 Tonnen, aber bei 300 Pferdekraft sehr schnell, und seine Bestimmung war die Verbindung zwischen Westindien und Guiana zu unterhalten, beiläufig gesagt eine sonderbare Bestimmung für ein „Rennthier," sich so in die Nähe des Aequators versetzt zu finden. Wir hatten nun eine Fahrt vor uns, von Grenada nach Barbadoes, die in der ganzen seefahrenden Welt berüchtigt ist, gerade gegen Wind und Strömung, so daß man auch nicht ein Segel gebrauchen kann, das dem Schiff stetige Haltung gäbe; außerdem hatte die Reindeer, wie oft schnelle Segler, die Berühmtheit die bewährtesten Seeleute krank zu machen, ihr früherer Capitain war es auf jeder Reise, und einem der Officiere der die Welt umsegelt hatte, ging es nicht besser. So gefürchtet ist diese Tour, daß Capitain Leese, ein Seemann von Beruf, sich vorgesetzt hatte, wenn er das nächste Mal nach Barbadoes gehe eine Fregatte abzuwarten, obgleich diese 14 Tage statt 28 Stunden zu brauchen pflegt, um gegen Wind und Wellen kreuzend den Weg zurückzulegen. Wenn ich mich seit meiner ersten Seekrankheit sehr tapfer gehalten hatte, so entsank mir doch bei all diesen Erzählungen der Muth und es war alsbald aus mit mir, als das Schiff, auf die hohe See gelangt, in jene heillose Bewegung verfiel die der Engländer pitching nennt, d. h. es fuhr mit dem Vordertheil in die Wellen hinein als wollte es auf den Grund tauchen, während die nächste Welle es wieder eben so gewaltsam in die Höhe schleuderte, wie ein Pferd das sich bäumt. Dabei regnete es, das Schiff war überfüllt, und ich kroch kläglichen Muthes so bald als möglich zu Bett. Der nächste Morgen brachte besseres Wetter, aber desto mehr Wind; ich wickelte mich in meinen Mantel und legte mich aufs Deck, was immer noch das beste ist, und verwünschte in wahrem Seekrankheitshumor Nordamerika, Südamerika, meine Reise, die Reindeer und den der sie gebaut hatte. Während ich solche anmuthige Bilder an meiner Seele vorübergleiten ließ, ging die Zeit hin, und als ich gegen Mittag Kraft fand mich ein wenig aufzurichten, sah ich zu meinem unaussprechlichen Trost das Deck mit einer Anzahl Wesen oder vielmehr Unwesen bedeckt, welche eben so elend wie ich regungslos da lagen, wie eine Heerde Robben am Strande. Wir blieben auch alle liegen, bis wir Abends um 7 in den Hafen von Bridgetown einliefen. Von dort an bis nach Alexandria, was eine schöne Strecke Weges ist, ich weiß nicht wie viel tausend Meilen, bin ich nicht wieder seekrank geworden, bis jene armselige Pfütze die das mittelländische Meer genannt wird mich zu meiner Beschämung

belehrt hat, daß der Sterbliche nie glauben soll über die Seekrankheit erhaben zu sein.

Wir hatten Alle seit 28 Stunden nichts gegessen, und eilten deßhalb ans Land zu kommen. Die Nacht war wunderschön, der Himmel klar und die See leuchtete stärker als ich es bis jetzt gesehen; das Steuerruder des Boots hinterließ einen leuchtenden Streif, ebenso die Ruder, und selbst mit der Hand konnte man, wenn ich mich so ausdrücken darf, Feuer schlagen. Wir gelangten bald ans Land, schlugen uns durch ein halb hundert zudringliche und unverschämte Neger durch, die gehofft hatten Gepäck zum Tragen zu finden, und eilten nach dem Wirthshaus, welches nächst jenem in St. Thomas das beste Westindiens sein mag. Hier erholten wir uns ein wenig, und obgleich taumelnd wie Betrunkene in dem Gefühl als ob die Stube wie ein Schiff auf und nieder tanze, fielen wir über die dargebotenen Speisen her wie hungrige Seeungeheuer. Es war das erstemal auf meiner Reise, daß ich unmittelbar aus dem Elend der Seekrankheit ans Land kam: es ist eine sonderbare Empfindung, die Krankheit weicht sowie man festen Boden fühlt, aber man ist ganz verwirrt und taumelig. Die Nacht brachten wir alle wieder an Bord zu, den nächsten Morgen aber benutzte ich zu einem längeren Ausflug am Lande, da die Passagiere bis zum Abend Urlaub hatten.

Bridgetown, die Hauptstadt der Insel, ist ein großer Ort von mehr als 20,000 Einwohnern, und die größte und zugleich blühendste Stadt in Britisch-Westindien; es residirt dort der Gouverneur und ein Bischof der anglikanischen Kirche. Die Lage ist schön, ohne romantisch zu sein, an einer langgestreckten Bai hin; die Bauart ist leidlich, fast alle Häuser haben kleine eiserne Balkone mit Dächern gegen die Sonne, die Straßen sind hübsch und einige Läden haben ein gutes Aussehen. Gegen das Ende der Stadt liegen die kleinen Negerhäuser, gewöhnlich eine Thür und zwei Fenster breit, einstöckig und ganz von Holz. Ein großer Theil der Stadt war vor kaum einem halben Jahre abgebrannt und noch nicht wieder hergestellt. In der nächsten Umgebung sind auf einer Anhöhe große luftige Kasernen um einen ungeheuren Rasenplatz herum aufgeführt. Bemerkenswerth ist auch der Viktualienmarkt, ein Viereck von bedeckten Gallerien unter denen die Verkäufer sitzen, in der Mitte eine prachtvolle Allee die keinen Sonnenstrahl durchläßt; natürlich ist ein tropischer Markt mit seinen Früchten und besonders den seltsamen, oft schön gefärbten Fischen immer interessant.

Die Insel selbst ist flach, eine Fahrt von ein paar Stunden im Innern zeigte mir überall herrlichen Anbau und malerische Ansichten durch den Reichthum an Palmen, die jede Wohnung umgeben. Barbadoes hat bei einer Länge von 5, und Breite von 3 deutschen Meilen die ansehnliche Bevölkerung von 120,000 Seelen, und der Ueberfluß an Arbeitskräften ist daher so groß, daß die Emancipation keinen entscheidenden Einfluß auf die Kultur gehabt hat: der Grundbesitz ist in den Händen der Pflanzer geblieben, und die Neger

müssen arbeiten wenn sie leben wollen, haben auch kein unbebautes Land wo sie sich niederlassen könnten.

Barbadoes befindet sich sonach in einer abnorm glücklichen Lage, welche es nur mit Antigua theilen soll, das seine Rettung jedoch hauptsächlich einigen energischen Maaßregeln der Lokalgesetzgebung dankt. Als im Jahre 1834 die Freiheit erklärt, und nur noch die vierjährige sog. Lehrzeit vorbehalten wurde, sah man auf Antigua die Nutzlosigkeit dieser Art von Uebergang ein, vielmehr gab man die Neger sofort ganz frei, benutzte aber die gute Meinung, welche man sich dadurch im Colonial-Ministerium gemacht hatte, um äußerst strenge Maaßregeln gegen Vagabondage und Auswanderung der Neger durchzusetzen, durch welche letztere gezwungen wurden zu bleiben und zu arbeiten; insbesondere wurde die Verleitung zur Auswanderung verpönt, und ein paar Agenten aus Demerara und Trinidad, welche zwei Colonien besonders kräftige Anstrengungen machten sich Arbeiter zu verschaffen, zur wirksamen Warnung in der That gefangen gesetzt.

Am Abend des 24. waren wir wieder unter Segel, und erreichten bei günstigem Winde und ruhiger See am nächsten Mittag Tobago; es ist ein langer Gebirgsrücken, der am Südende in eine Sandbank verläuft, und notorisch eine elende Insel. Wir liefen bei Courland Bay an der Westküste an, und ich machte mir das Vergnügen im Boot des Dampfschiffs mit ans Land zu gehen, damit ich sagen könnte, ich sei auf Tobago gewesen, jener ruhmvollen Insel die dem Tabak den Namen gegeben hat. Mein Unternehmen endigte in einem Aufenthalt von fünf Minuten, während dessen ich mich beinahe vergiftet hätte: es wächst dicht am Ufer ein Baum, Mangrove genannt, der so giftig ist daß die bloße Berührung der Blätter Blasen und große Schmerzen hervorbringt; Leute die während des Regens unter solche Bäume flüchteten, sind durch das von den Blättern rinnende Wasser jämmerlich verbrannt worden. Eine gute Seele von Passagier der hier die Reindeer verließ, rettete mich von dieser Fatalität. In der Bai bemerkte ich Pelikane, so groß wie eine Gans, die unbekümmert um unser Boot im Wasser lagen, gelegentlich aufflatterten und dann mit einer eigenen Manier wie die Klötze wieder ins Meer plumpten, daß das Wasser weit herumspritzte.

Das war denn auf der Fahrt nach Südamerika die letzte der langen Reihe westindischer Inseln, welche ich mit allzugroßem Zeitaufwand nun schon seit dem Anfang des Jahres durchreiste; selbst bei dem Interesse welches die Sklavenfrage in ihrer Entwicklung in den einzelnen Colonien für mich hatte, bereute ich doch schon längst die viele Zeit und auch die ansehnlichen Kosten an eine Ländergruppe gewendet zu haben, die den Durst des nordischen Reisenden nach tropischer Herrlichkeit und ethnographischem Interesse nur sehr unvollkommen befriedigt. So schön die Natur in Westindien ist, so ist sie doch auf Inseln immer beschränkt in ihrer Entwicklung und der Reichhaltigkeit ihrer Formen, und sie steht hinter dem üppigen Südamerika, wie ich

später gewahrte, weit zurück. Was das Volksleben betrifft, so ist von der eisernen Herrschaft auf den Plantagen Cuba's bis zu dem verwilderten Haiti hinab nirgends ein ansprechender Zustand, und die Unterdrückung des armen Sklaven ist so unerfreulich als die Unterdrückung der Civilisation durch den befreiten Neger. Die Gesellschaft in Colonien die zum großen Theil durch die eigene Regierung dem Untergang geopfert sind, zeigt nirgends die Behaglichkeit welche auch dem Gast sich mittheilen könnte, und an vielen Orten ist die Gesellschaft durch eine Zahl Leute ersetzt, die um des leidigen Erwerbs willen in freiwilliger Verbannung da leben, und ihrem Aufenthalt stets fremd bleiben. Ueberhaupt muß man in einer Colonie der Natur der Sache nach nichts anderes suchen, als einen Abklatsch der europäischen Formen und Einrichtungen; wenn nun gar dieselben wie in Westindien zu dem Ende ihrer Entwicklung gekommen sind, und obendrein zu einem kläglichen Ende, so wird der Besucher sich nur zu oft unbefriedigt finden, und darum möchte ich dem Reiselustigen die westindischen Colonien nicht empfehlen. Der Colonialcharakter übrigens ist mehr oder weniger in ganz Amerika vorherrschend, überall trifft der Reisende der nach Fremdartigem und Abenteuerlichem strebt auf zahme europäische Formen, von Staatsgesetzen bis herab zu dem englischen Baumwollenzeug und der Tasse von Fayence, und erst auf chinesischem oder indischem Boden gelangt man zu dem Gefühl, daß man allem Europäischen wirklich entronnen und in die erfrischende Atmosphäre durchaus fremder Umgebungen gelangt ist. Nicht ohne Besorgniß den Leser zu ermüden, habe ich ihn daher die lange Inselreihe Westindiens herunter geleitet, allerdings mit der Hoffnung ihm aus Guiana und dem spanischen Südamerika frischere Bilder vorführen zu können.

Da wir die Seekrankheit längst überstanden hatten, und die See trotz des widrigen Windes und der Strömung (welche an der südamerikanischen Küste die Geschwindigkeit von drei englischen Meilen die Stunde von S. O. nach N. W. hat) sehr ruhig war, so hatten wir eine angenehme Reise, nur durch einen Moment unterbrochen der uns Alle ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte: dies war ein plötzlicher Windstoß am Abend des 26., ein Squall, wie der englische Seemann es nennt, begleitet von einem heftigen Regenguß. Ich saß gerade beim Schachspiel in der Kajüte, im Begriff an Dr. Rowland, einen gewaltigen Schüler Stanton's eine Partie zu verlieren, als die Schachfiguren, die Stühle, die Passagiere, kurz alles was nicht niet- und nagelfest war, eine unfreiwillige Wanderung nach der Steuerbordseite des Schiffes antraten, ohne weitere Folgen jedoch, als daß wir uns mit Lachen aus der Verwirrung in die wir gestürzt worden, wieder hervorarbeiteten; in einer halben Stunde war alles vorüber, und nur die See blieb etwas aufgeregt. Die Officiere und Passagiere waren alle sehr umgängliche Leute, nur unsere Damen, von denen zwei wirklich schön waren, lagen fortwährend kläglich darnieder, und als die armen Geschöpfe das Schiff verließen, konnte man die Spuren überstandenen unsäglichen Wehs auf ihren Gesichtern

nur zu deutlich lesen. Wie manche Schönheit habe ich frisch und roth aufs Schiff, und blaß und abgezehrt wieder herunter gehen sehen! Ueberhaupt möge der welcher ein weibliches Wesen nur im Nimbus ihrer Reize zu erblicken wünscht, eine Seereise mit ihr meiden; eine seekranke Dame ist ein jammervolles Wesen, und wenn sie auch selbst in dieser Lage unsere Ritterdienste fordert, so sind es eben nur Hospitaliterdienste, die einen höheren Grad von Selbstverläugnung erheischen als den meisten Menschen gegeben ist.

Es war für mich wahrlich kein geringes Vergnügen, täglich die Spuren zu bemerken daß wir weiter südlich kamen; der Polarstern sank immer mehr am nördlichen Horizont, während die prachtvollen Sternbilder des Scorpions, des Centauren und des südlichen Kreuzes immer höher und glänzender erschienen. Als wir uns der Karte nach am 26. Mittags vor der Mündung des Orinocco befanden, empfand ich so recht die Freude am Exotischen, ein abenteuerliches Gefühl welches sich schwer analysiren läßt; Südamerika mit seinen Riesenströmen ist denn doch ein ganz anderes Reiseziel als jene westindischen Inseln.

Am 27., einem Sonntag, hatten wir Gottesdienst an Bord, welchen ein Geistlicher, der als Passagier mit uns gekommen war, versah. Es war ein herrlicher Morgen, die Feierlichkeit mit der die Seeleute sich auf dem Verdeck aufstellten, das Geläute welches so gut es ging mit der Schiffsglocke bewerkstelligt wurde, alles machte einen Eindruck wie man ihn schwerlich auf dem Lande nachempfinden wird: ein solcher Gottesdienst ist vollkommen ungestört, das Schiff wird zur Kirche, und alles was um uns herum Leben hat, ist in dem Augenblick dem Ueberirdischen zugewandt, gewiß ein sehr erhebendes Gefühl. Gewöhnlich pflegt bei schönem Wetter der Gottesdienst auf Deck gehalten zu werden, und die große Winde auf dem Quarterdeck wird mit der Nationalflagge bedeckt, welche als höchster Ehrenschmuck auch das Leichentuch des zur See Verstorbenen, oder selbst des Matrosen im Hafen bildet. Ich hoffte daß der Gottesdienst im Verlesen eines Passus aus der Bibel und vielleicht einer kurzen, kräftigen Predigt bestehen würde; der Geistliche besaß indeß nicht Takt genug einzusehen, daß er sich nach Ort und Stimmung richten müsse, sondern führte uns durch den ganzen ermüdenden Ritus der englischen Kirche und gab zum Schluß eine breite, matte Predigt, die er sehr weitschweifig anfing und kurz abschneiden mußte, da mehrere Leute davongingen und die Geduld von uns Uebrigen ebenfalls beinahe erschöpft war.

So wenig wie der Engländer überhaupt, ist die herrschende Kirche von England gemacht, auf den ersten Eindruck Freunde zu erwerben, und wenn auch letztere durch die fromme Anhänglichkeit ihrer Glieder sich als ein Institut von trefflichen Eigenschaften bewährt, so enthält sie doch vieles was nur durch Gewöhnung von Jugend auf ansprechen kann, und keinen Falls nachahmenswerth ist. Ich berühre nur kurz die bedenkliche Entwicklung welche das papistische Element in ihr durch den Puseyismus gewonnen hat, die mit dem

evangelischen Geist wenig verträgliche Einsetzung von Kirchenfürsten mit weltlichem Glanz, und die grelle Ungleichheit in der Lage ihrer Geistlichen; vielmehr werfen wir einen Blick auf ihren Gottesdienst, der bei der anerkannten Nothwendigkeit einer Reform in dem unsrigen belehrend ist. Der sonntägliche Ritus beginnt mit der Verlesung des Sündenbekenntnisses, dann folgt das Credo, welches später noch einmal wiederholt wird, die zehn Gebote, ein Abschnitt aus dem alten Testament, ein Abschnitt aus den Evangelien, die Epistel des Sonntags, das Evangelium des Sonntags. Diese Stücke werden unterbrochen durch Gebete, theils solche die aus Bibelstellen wirklich sehr schön zusammengefügt sind, dann ein Gebet für die Königin u. s. w., das Vaterunser welches während des ganzen Gottesdienstes fünfmal wiederholt wird, und zwischen alle diesem wird mehreremale gesungen, versificirte Psalmen welche das einzige Gesangbuch bilden und eine eintönige weinerliche Melodie haben. Nachdem dieser Ritus theils vom Pult unter der Kanzel, theils vom Altar, theils mit Responsorien, theils stehend, theils knieend, theils sitzend vollendet ist, besteigt der Geistliche, nachdem er zuvor das weiße Gewand mit dem schwarzen vertauscht hat, die Kanzel, und ändert nun auch den zerknirschten Ton mit welchem jene Gebete vorgetragen wurden, denn die Predigt wird in dem bündigen Ton einer Abhandlung, in der That mit mehr Geschmack als bei uns, abgehalten, und zwar behandelt die englische Kirche mit Vorliebe in der Predigt einen dogmatischen Text, während die schottische in unserer Weise die praktische Sittenlehre hervortreten läßt; mit dem Amen darnach endigt der ganze Gottesdienst ex abrupto, und ohne ein Gebet oder einen Gesang läuft Alles aus einander.

Man hat bei uns, seitdem die Nichtigkeit des Rationalismus mehr und mehr durchschaut worden ist, einsehen gelernt daß die Predigt nicht die Hauptsache in der Kirche ist, und daß es nicht nur eine Unmöglichkeit ist jeder Gemeinde einen anregenden Kanzelredner zu geben, sondern auch die Schwierigkeit selbst für den besten Redner besteht, die Empfänglichkeit der Mehrzahl der Gemeindeglieder durch den jeweiligen Vortrag zu gewinnen. Vielmehr will man einen wirklichen Gottesdienst, und will jedem Einzelnen in diesem Anlaß geben sich zur Andacht, zu frommen Gefühlen und Betrachtungen zu erheben, welche nach der Stimmung des Einzelnen eine sehr verschiedene Richtung nehmen kann. Ohne daß man in den sinnlichen Prunk der katholischen Kirche zu verfallen nöthig hat, bietet sich solche Anregung selbst in der Würde und Harmonie des Gebäudes, in der Anwendung von Musik, in unsern herrlichen Kirchenliedern und Choralmelodieen, die ein reinerer Geschmack eben so wie unsere Kirchen selbst, wieder zu restauriren begonnen hat, ferner in einer Anordnung der Liturgie, die trotz der Bekanntheit der einzelnen Stücke durch deren erhabene Einfachheit zur Andacht stimmt. Gerade aber in letzterer Beziehung soll die englische Kirche uns ein Beispiel sein wie man es nicht machen soll, denn ihre Formen sind ermüdend und ertödtend, so daß der Deutsche

sich nie mit ihnen befreundet, und beim Engländer eben die angewöhnte Achtung vor jeder kirchlichen Satzung dazu gehört, um ihn zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch zu vermögen. Das große Uebel ist die ungeordnete Aneinanderreihung einer Menge heterogener Stoffe, wie ich sie vorher aufgezählt habe, gesteigert obendrein durch die Wiederholung desselben Stückes während eines Gottesdienstes; wenngleich eine solche Zusammensetzung der Liturgie aus mancherlei Stücken bei einem Gottesdienst der nicht ungebührlich kurz ist, unvermeidlich bleibt, so finden wir doch in der deutschen Kirche in den prächtigen kernigen Liedern eine Unterbrechung, und die Freudigkeit mit welcher fast jede tüchtige Gemeinde ein solches Lied anstimmt ist ein Genuß und eine Erfrischung, von der der Engländer, wenn er seine Hymnen mit weinerlicher Stimme summt, keine Ahnung hat. Nachahmenswerth sind die Responsorien, auf dem vortrefflichen Grundgedanken beruhend, daß der Einzelne sich nicht schämen soll thätigen Antheil am Gottesdienst zu nehmen, nur daß sie in der englischen Liturgie abermals in Eintönigkeit ausarten. Sehr löblich ist ebenfalls die Verlesung der zehn Gebote und des Credo; letzteres ist in der preußischen Kirche recipirt, deren Muster überhaupt für Süddeutschland recht sehr viel Nachahmenswerthes bietet. Hinsichtlich der Predigt könnten wir bei den Engländern lernen uns das unleidliche Pathos abzugewöhnen,* welches als etwas Unwahres nicht auf die Kanzel, kaum auf's Theater gehört; auch die schriftgemäße Auseinandersetzung eines Dogma's oder die homiletische Erklärung des Textes hat das Gute, daß sie für jeden Zuhörer etwas Ersprießliches hat, und neben der Beförderung der Erkenntniß recht wohl auch erbauen kann, während die kunstgerechten Abhandlungen unserer Schönredner das Herz eben so kalt lassen, als sie die Anerkennung des Verstandes vielleicht fordern.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung, welche, so fremdartig sie auch hier an der Mündung des Orinocco sich ausnehmen mag, doch einen Gegenstand betrifft der den Deutschen unter Engländern nahe zu berühren pflegt, und somit nicht außer dem Bereich der Beschreibung meines Lebens bei ihnen liegt.

Bald nach Mittag an jenem Sonntage zeigte sich das Leuchtschiff welches vor der Mündung des Demerara-Flusses liegt; das Wasser, welches schon den ganzen Tag über eine schmutzig grüne Farbe gezeigt hatte, verrieth immer mehr die Nähe des Landes und der großen Ströme, welche sich an dieser Küste ins Meer ergießen. Zu meiner unendlichen Freude begrüßten wir nun auch entfernte Baumspitzen, bald nachher die flache Küste von Guiana, und die aromatische Landluft, immer ein hoher Genuß nach jeder Seereise, wehte uns entgegen. Um 4 Uhr passirten wir das Leuchtschiff, eine Stunde später

* Ein katholischer Freund bezeichnete mir dieses Pathos unserer Geistlichen als etwas was ihm besonders an unserem Gottesdienst mißfalle, und ich konnte ihm nicht Unrecht geben.

lagen wir in dem schönen, mit einer Menge stattlicher Schiffe gefüllten Hafen vor Anker, und kurze Zeit darauf betrat mein Fuß das Festland von Südamerika.

Sechster Abschnitt.

Britisch-Guiana — Demerara — Neger-Emancipation.

Georgetown oder Stabroek, Demerara oder Demerary in Britisch-Guiana, Guyana oder Guayana, sind die verschiedenen Les- und Schreibarten einer Colonie, von der ich hier kurz bemerke, daß die Niederlassungen Demerara, Essequibo und Berbice von den Holländern angelegt, seit 1803 durch Eroberung und seit 1814 durch Vertrag in den Händen der Engländer, gegenwärtig die vereinigte Colonie Britisch-Guiana unter einem Gouverneur bilden, der seinen Sitz in Georgetown hat. Es ist ein Landstrich von 160 engl. Meilen Länge an der Küste, nach Brasilien und Venezuela im Innern ohne feste Grenze, da die Ansprüche der verschiedenen Staaten zwar variiren, aber bei dem Mangel europäischer Ansiedlungen in dem von Indianern bewohnten Landstriche zu keinem Conflicte führen; der Küstenstrich ist eine große Fläche, an der Mündung mehrerer gewaltiger Ströme aufgeschwemmt, unter denen der Essequibo der größte ist; der Corentin macht die Grenze nach Surinam, der Moroko in Nordwesten nach Venezuela. Die Einwohnerzahl der Colonie beträgt 98,000. Die Hauptstadt liegt unter 6° 58′ N. B. und 50° westlich von Greenwich, und ist mithin nicht nur der südlichste sondern auch der östlichste Punkt Amerika's, den ich bis dahin berührt hatte.

Die Stadt liegt am rechten Ufer des nach Norden sich ins Meer ergießenden Demerara-Flusses und kaum 2 engl. Meilen von dessen Mündung entfernt, er ist drei Viertelstunden breit, seine Ufer flach und bewaldet; schon vom Wasser her ist das Aussehen sehr freundlich und durch Palmen und andere malerische Baumformen gehoben, ganz allerliebst aber ist der landeinwärts gelegene Theil, so daß ich Georgetown nächst Batavia das Ideal einer tropischen Hafenstadt nennen möchte; beide Städte haben des holländischen Ursprungs halber das gemein, daß sie von Kanälen durchzogen sind. Einem Reisenden der das tropische Amerika besuchen will, möchte ich geradezu anempfehlen in Georgetown zuerst zu landen, nicht nur daß er in Guiana überhaupt die höchste Entwicklung der Natur antrifft, sondern der erste Blick wird ihm jenen Vorzug des tropischen Lebens versinnlichen, welches von einem Hause nichts mehr verlangt als Bedachung, und jede menschliche Wohnung mit einem Paradiese umgibt: die leichten hölzernen mit Gallerien versehenen und freundlich bemalten Häuser haben jedes einen Garten um sich und sind mit Gebüsch und

Schlingpflanzen oft so umwachsen, daß man wenig von ihnen sieht; auch die Straßen sind weit, durchschneiden sich regelmäßig und lassen den erquickenden Seewind frei einziehen; die Bauart schützt selbst in der Mittagszeit gegen die Hitze, und jede Wohnung gewährt die Annehmlichkeit des ungestörten Landlebens. Nur im Geschäftstheil der Stadt ist alles enger beisammen. In dem aufgeschwemmten Uferlande sind Steine gar nicht zu haben, und die als Ballast eingeführten Backsteine viel zu kostspielig, so daß fast alle Gebäude ganz von Holz sind und auch die Wände nur aus aufgenagelten Brettern bestehen. Einige wenige massivere Gebäude, wie das sog. Public Building, den Behörden eingeräumt, haben bei dem Mangel an Material und der Grundlosigkeit des Bodens große Kosten verursacht. Desto naiver verfährt man bei den anderen Bauten: als man jüngst eine Kirche, und zwar an der Stelle einer alten hölzernen Kapelle bauen wollte, hob man letztere auf und setzte sie neben ihren alten Platz, um sie während des Baues noch zu benützen, demnächst aber an eine Gemeinde auf dem Lande zu verkaufen. Viele Häuser, namentlich die geringeren, haben gar kein Erdgeschoß, sondern stehen auf Backstein- oder gar Holzpfeilern in der Luft. Ein Glück daß die Colonie weder die Orkane Westindiens, noch bei ihrem Marschboden starke Erschütterung durch die übrigens häufigen Erdbeben kennt, sonst würden solche Häuser nicht lange stehen.

Daß man an einem Ort lebe wo jede Art von naturhistorischer Herrlichkeit sich dem Reisenden darbietet, bekunden schon einige Alltäglichkeiten selbst in den Straßen der Stadt, vor allem die Ochsenfrösche, welche die Kanäle bevölkern und jeden Abend ein lautes Concert anheben: sie haben einen Ton der ungefähr dem Klang einer dicken, schlaffgespannten Saite gleichkommt, aber sehr laut und wohl 10 Secunden anhaltend; im Chor ist das Gebrumm ununterbrochen, und die ersten Nächte wurden sie mir wirklich zur Plage. Kaum sind diese nächtlichen Ruhestörer verstummt, so beginnt mit dem ersten Hahnenschrei die Frage, zwar aus Vogelmunde aber täuschend nachgeahmt: „Qu'est-ce qu'il dit?“ es ist das ein munterer, drosselartiger Vogel, der sich häufig in der Nähe der Häuser hält und diesen absonderlichen Ruf den ganzen Tag über ertönen läßt, zur großen Belustigung des Fremden, besonders in der ersten Zeit. Neben diesen Naturmerkwürdigkeiten muß man leider auch in der Naturgeschichte der Musquitos neue Erfahrungen machen; der Marschboden und die Kanäle in denen ihre Larven hausen, * befördern ihre Vermehrung in arger Weise, und der Reichthum der Natur zeigt sich selbst in neuen Arten, von deren einer die Gelehrten schreiben daß sie einen fünffachen Rüssel habe; der Stich einiger hinterläßt tagelange Geschwulst. An vielen Orten in der Niederung kann man Abends im eigenen Hause nicht aushalten, ohne durch

* Wiewohl die Seeluft den Musquitos feindlich ist, habe ich sie doch einigemal selbst auf hoher See beobachtet; die befremdende Erscheinung wurde mir erklärlich, als ich in unsern Wasserfässern die kleinen beweglichen Larven entdeckte, welche seiner Zeit sich in das geflügelte Insekt verwandeln.

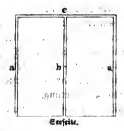
den Rauch von verbranntem Gebüsch die Musquitos vertrieben zu haben; ein Wandersmann der vom Markte heimkehrte, wo er sich einen eisernen Topf gekauft hatte, gerieth in solche Schwärme dieser Quälgeister, daß er in der Verzweiflung den Topf über den Kopf stülpte und ihn auf die Gefahr hin zu ersticken, mit einem Tuch hermetisch befestigte; dabei stechen sie zwar nicht durch eiserne Töpfe, aber durch ziemlich dicke Kleider, und wenn man sich etwa bis auf die Nasenspitze vermummt, so wird eben diese so arg heimgesucht daß sie hoch aufschwillt. So wie in der ganzen heißen Welt ist es unmöglich anders als unter einem Musquitonetz zu schlafen, und das feindliche Summen der blutgierigen Ungeheuer, selbst außerhalb des Vorhangs, genügt schon jeden Schlaf zu stören. Auch das exotische Vergnügen begegnete mir, von einem Scorpion, von denen unser altes Haus wimmelte, gestochen zu werden. Ich war im Begriff zu Bette zu gehen, als das Unthier auf das ich getreten sein mochte, mich an der Außenseite des Fußes verwundete; der Schmerz war nicht stärker als von einem Wespenstich, aber anhaltend, so daß er mich am Schlafen hinderte, die Geschwulst war, da an jener Stelle der Knochen nahe ist, unerheblich. Ich wollte nun wenigstens einige Scorpione an diesem Orte reicher Ernte sammeln; als ich meine Hausleute darum anging hatten sie in wenigen Minuten deren ein halb Dutzend beisammen, hauptsächlich aus einer alten Bücherkiste, die bei dem geringen literarischen Eifer der Colonie vergessen da stand. Der Scorpion sticht nur drei oder viermal hinter einander und erschöpft seinen Giftvorrath schnell; auch ist er nicht sehr gefürchtet.

Demerara theilt mit Batavia den üblen Ruf das Grab der Europäer zu sein, jedoch beide unschuldig. Vorausgesetzt daß man sich des unsinnigen Vornehmens enthält Weiße als Feldarbeiter dort anzusiedeln, ist insbesondere Georgetown ein gesünderer Ort als die meisten westindischen Städte; statistische Ausweise zeigen daß die Sterblichkeit geringer ist als in vielen Theilen Englands, wobei freilich die treffliche Gesundheit der Neger den Verlust der europäischen Bevölkerung decken muß, und man ist auch hier nicht so ängstlich wie in Westindien, wo ich fast ein Vierteljahr lang keinen Tropfen pures Wasser getrunken habe, weil man mir alles Ernstes sagte es sei Gift. Ungesünder ist der Theil der Stadt wo die Nähe des am Ufer stagnirenden halb salzigen Flußwassers für schädlich gilt. Das gelbe Fieber, welches fast alle Orte des heißen Amerika ab und zu besucht, ist nur ausnahmsweise hier aufgetaucht, das letztemal im Jahr 1839, wo es eben nur diesen ungesunden Stadttheil heimsuchte. Aus dieser Zeit freilich lauten die Beschreibungen grauenvoll, wie man in fortwährender Sorge um Freunde und Bekannte lebte, wie man sicher sein konnte jeden Morgen auf dem Frühstücktisch ein paar Einladungsbillets zum Leichenbegängniß von Personen zu finden, mit denen man etwa den Tag vorher zu Mittag gegessen hatte, wie in dem halbversumpften Boden das Wasser einige Fuß hoch in den rasch bereiteten Gräbern stand, in das die Leichen zum Grausen der Angehörigen hinab gelassen werden mußten. Auch

hier verschonte das gelbe Fieber Schwarze, Farbige und Indianer und erwies sich nur dem Europäer feindlich, ein sehr starker Beweis dafür daß dieser in den Tropen nicht zu leben bestimmt ist. Mehr dem Innern gehören die Wechselfieber an, welche jedem unbebauten Landstrich eigen sind.

Obgleich wir in der heißesten Jahreszeit waren, stieg das Thermometer nicht über 26°, und die Seewinde machten es sehr erträglich. Die Regenzeit war vorüber und hatte nur noch die Nachwehen einzelner Regengüsse hinterlassen, welche obendrein als eine große Wohlthat betrachtet wurden, da das Erdreich nicht so rasch trocknen und eine Kruste annehmen konnte. Ein interessantes Schauspiel bot uns allabendlich diese Zeit, nämlich fast ununterbrochenes Wetterleuchten nach der Gegend hin, wo die großen in der Regenzeit versumpften unbebauten Strecken liegen; die Meinung in der Colonie war, daß dieses in der Uebergangszeit von dem Regen zum Trockenen regelmäßig wiederkehrende Phänomen nicht sowohl in entfernten Gewittern, als in der starken Entwicklung von Elektricität oder Phosphorescenz in jenen sumpfigen Strecken seinen Grund habe.

Wenn man dieses angeschwemmte flache und wasserreiche Land betrachtet, so sagt man sich daß nur die Holländer an der Niederlassung in einer solchen Gegend Reiz finden konnten, daß aber auch nur sie im Stande waren sich einer solchen Aufgabe Meister zu machen. Nachdem aber diese anscheinend ungünstige Wahl einmal getroffen ist, erweist sich diese Colonie als vielleicht die schönste und reichste die die Welt kennt. Natürlich ist das Land sumpfig, und das ganze Hinterland in der Regenzeit ein einziger Morast, in der Nähe des Ufers ist aber das Land vortrefflich kultivirt und durch Kanäle entwässert. Jedes Grundstück ist in der hier unten angegebenen Weise mit Gräben um-



zogen, von denen der bei c das von der Landseite kommende Wasser auffängt, die bei a aber dasselbe zur See oder zum Fluß ableiten; letztere sind mit Schleusen versehen, um in der nassen Jahreszeit das Eindringen der Fluth zu verhindern. Größere Pflanzungen haben in der Mitte noch einen Kanal bei b, der zum Flößen des Zuckerrohrs auf schmalen Booten sinnreich verwendet wird. Dieses Kanalsystem ist das Geheimniß der Kultur von Guiana, und

selbst die Stadt hat in allen Straßen die dem Fluß parallel laufen Kanäle, und entsprechende Abzugsgräben mit Schleusen. Es ist Leben genug in diesem Gewässer um schädliche Stagnation nicht eintreten zu lassen.

Der hauptsächliche Charakterzug von Britisch-Guiana ist seine glänzende Ertragsfähigkeit, durch die Neger-Emancipation aufs tiefste beeinträchtigt, neuerdings wieder gefördert durch großartige Anstrengungen der Grundbesitzer; es ist von allen westindischen Colonien — denen es seinen Verhältnissen, wiewohl nicht seiner geographischen Lage nach angehört — die interessanteste, und selbst der flüchtige Reisende wird von einer lebhaften Theilnahme und dem Wunsche ergriffen, daß sie nicht für europäische Thatkraft und Betriebsamkeit verloren gehen möge. Es ist ermüdend die Zustände der einzelnen oft unbedeutenden Inseln zu studiren und sich mit den Wirkungen der Sklaverei oder der Emancipation auf ihr Plantagenwesen bekannt zu machen: ob Barbadoes durch die große Masse seiner Negerbevölkerung annoch gedeiht, andererseits Grenada als producirende Colonie gänzlich vernichtet ist, sind Umstände von geringem Werth für die praktische Seite der Frage, und höchstens belehrend für analoge Verhältnisse in andern Colonien. Guiana dagegen ist seiner geographischen Ausdehnung und Lage sowie seinen natürlichen Vorzügen nach von so hoher Bedeutung, daß sein Wiederaufblühen allein ein mächtiges Gegengewicht gegen die jetzigen und zukünftigen Verluste der übrigen britischen Colonien im tropischen Amerika bilden würde. Eine Ausdehnung von 3000 deutschen Quadratmeilen (nach den englischen Ansprüchen), von denen etwa 240 Quadratmeilen angeschwemmter Boden von unvergleichlicher Fruchtbarkeit sind, und zum Bau des Zuckerrohrs, das hier nicht selten armsdick wird, sich trefflich eignen, Gelegenheit für fast jede andre Kultur im Binnenlande, ein Reichthum der Vegetation der wohl von keinem Erdstrich übertroffen wird und eine Menge natürlicher Produkte von hohem Werthe liefert, die vollkommensten Communicationen durchs ganze Land mittelst der ausgedehnten Flußsysteme welche diesen Theil Südamerika's charakterisiren, treffliche Häfen, ein Klima welches für farbige Arbeiter gut, für Europäer wenn sie nicht Feldbau oder harte Arbeit treiben wenigstens nicht gefährlich ist — das sind die natürlichen Vorzüge des Landes, und man wird zugestehen daß sie nichts zu wünschen übrig lassen als eine dichte und arbeitsame Bevölkerung.

Dicht bevölkert war Guiana nie, seine Indianer scheuen die Ebenen, und die Kultur des Bodens durch europäische Ansiedlung erstreckte sich nicht weiter als auf die fruchtbaren Partieen der Seeküste und entlang den Flußufern, großentheils Zuckerpflanzungen, da Kaffee und Baumwolle in den letzten Jahren sehr zurücktraten. Wie die meisten Colonien des tropischen Amerika war es lange Zeit eine Goldquelle für die Pflanzer, welche indeß hier wie überall durch den überreichen Erwerb und die erschlaffende Lebensweise in ihren Vermögensverhältnissen eher rück- als vorwärts gingen, wiewohl aus den reichen Pflanzungen und der gezwungenen Arbeit der Neger die Quelle des Wohlstands

fortwährend floß. Da wurde die Neger-Emancipation des Jahres 1834 durch das englische Parlament verhängt, und das ganze System des Erwerbs völlig umgestürzt. Es dürfte hier der Ort sein diese große und folgenschwere Maaßregel in ihrem moralischen und politischen Werth etwas näher zu betrachten. Von den einen als ein großartiger Nationalakt der Gerechtigkeit und Humanität in den Himmel erhoben, wird sie von den andern als eine schlau berechnete That des politischen Jesuitismus hingestellt: England habe mit Aufopferung seiner ohnehin in Abnahme begriffenen westindischen Colonien dem Aufschwung Nordamerika's eine zwar anfänglich unscheinbare aber vergiftete Wunde beigebracht, habe gleichzeitig alle andern Concurrenten in der Erzeugung von Colonialprodukten dem gleichen Ruin in kürzerer oder längerer Zeit geweiht, und möge aus dem Untergang der westlichen Colonien wohl auf die größere Blüthe seines prachtvollen Reiches in Ostindien spekuliren. Wie ich glaube gehen beide Ansichten viel zu weit, denn nicht selbstbewußte Staatsmannschaft, sondern Agitation hat die Emancipation durchgesetzt, und wenn auch die Engländer angewiesen sein mögen sich über die einmal ins Leben getretene unwiderrufliche Maaßregel in der eben bezeichneten Weise zu trösten, so ist doch nicht nachzuweisen daß man in dieser Art vorausgerechnet, und diesem Zweck obendrein zunächst die Vermögen der eigenen Unterthanen mit Vorbedacht geopfert habe. Die ganze Sache erklärt sich aber weit anders: wer mit Engländern viel gelebt hat, kennt jenes wunderbare Geschöpf John Bull, und weiß wie der Engländer selbst über dieses einigermaaßen mystische Wesen spricht und denkt: es ist die personificirte Nationalsouveränetät, thatsächlich zu Bewußtsein und Macht gelangt, der wirkliche Herr des Landes; John Bull ist im Herzen gesund und bieder, nicht sehr erleuchtet und vielmehr starrköpfig, trotz mancher Leiden seiner Glieder geduldig und dem Bestehenden hold, wenn er sich aber etwas in den Kopf setzt, so muß es schlechterdings geschehen. Diese reale Souveränetät ist im Parlament, der einzigen wirklichen Macht Englands verkörpert, das Parlament trotz aller Weisheit der in ihm versammelten Staatsmänner herrscht nicht durch diese, sondern durch seine Identität mit dem Willen John Bull's, und letzterer weiß, so oft er einen determinirt ausgesprochenen Willen hat, demselben die Anerkennung aller oder wenigstens der entscheidenden Mehrheit seiner Gewählten zu sichern. So haben wir mehrmals in den letzten Jahrzehnten gesehen, wie ein Gedanke die Bevölkerung von England durchdrungen und sich gegen allen Widerstand unbezwinglich Bahn gebrochen hat; so ist die Reformbill, so die Abschaffung der Korngesetze durchgedrungen, ohne Widerstand im entscheidenden Moment, obgleich eine mächtige Gegenpartei darauf hinweisen durfte, daß die Grundfesten der bisherigen Ordnung durch diese Reformen erschüttert wurden. So hat sich denn in jener Zeit der Gedanke Geltung verschafft, daß der Flecken der Sklaverei den Charakter John Bull's schände; Fanatiker und Agitatoren, aber sicher auch redliche Eiferer erhitzten die Gemüther, und es war nicht möglich

daß unter den Vertretern der Nation die Mehrzahl dem allgemeinen Bewußtsein fremd geblieben wäre, und so war die Maaßregel der Emancipation ihres Sieges gewiß, um so mehr als die Natur dieser überseeischen Verhältnisse den Meisten fremd, und die am meisten Betheiligten am wenigsten vertreten waren. Wir haben wohl gesehen daß John Bull, dem es an Mitgefühl für Unglückliche sonst nicht fehlt, sehr zähe war sich für seine Kinder zu enthusiasmiren, die in unbeschränkter Stundenzahl den ertödtenden Fabrikarbeiten verfielen; er ist wie gesagt geduldig, und ließ sich gerne bereden daß er der Blüthe seiner Industrie dieses Opfer nicht ansinnen dürfe; für die Sklavenbesitzer im fernen Westindien war aber sein Gefühl sehr schwach, und so wurden sie kurzer Hand geopfert. Die Tories waren übrigens der Emancipation abgeneigt. Wir dürfen von dem Gerechtigkeitsgefühl Englands, das es wenigstens gegen die eigenen Unterthanen nie verläugnet hat, glauben, daß es die votirten 20 Millionen Pfund für eine volle Entschädigung des Sklavenbesitzes, der unter der Garantie seiner Gesetze erworben war, hielt, und bei der allgemeinen Unkenntniß des Negercharakters ist jedenfalls anzunehmen, daß man von dem bevorstehenden völligen Arbeitsmangel keinen Begriff hatte, und deßhalb auch die daraus entstehende Werthlosigkeit der Grundstücke nicht vorhersah.

Wie dem auch sei, die Maaßregel der Emancipation fiel in ihrer ganzen Schwere auf Guiana wie auf die übrigen englischen Colonien: jene 20 Millionen, nach Raten vertheilt, erwiesen sich als kaum zur Hälfte zureichend um allein den Schaden am Werthe der Neger zu decken. Was den Fortbetrieb der Plantagen anlangt, so hatte die vierjährige sogenannte Lehrzeit, Apprenticeship, wenn sie auch nicht den geträumten Zweck erfüllte die Schwarzen zu arbeitsamen Staatsbürgern zu erziehen, noch ihr Gutes; die Neger waren gezwungen gegen Empfang von Nahrung und Kleidung für ihre bisherigen Herren ein tägliches Arbeitsquantum zu verrichten, und waren willig nach Vollendung ihres Tagewerkes, welches sie sehr leicht in vier Stunden verrichten konnten, noch für Geld zu arbeiten; der wirkliche Verlust war mithin in jener Zeit nicht groß, aber die Aussicht auf eine völlige Aenderung dieses erträglichen Zustandes und ein solcher Lage natürlicher panischer Schrecken brachten die größte Verwirrung hervor; die Einen, welche ohnehin schon auf schwachen Füßen standen, oder ihr Unternehmen mit fremdem Gelde hatten beginnen müssen, wurden geradezu bankerott, Andere suchten ihr Eigenthum um jeden Preis los zu werden, und der Werth der Plantagen sank tiefer als er trotz aller üblen Umstände wirklich war. Was die durchschnittliche Abnahme des Werthes war, ist schwer zu sagen: viele schätzen die Abnahme um ein Drittel, ja um die Hälfte des früheren Werthes, aber ein Beispiel, und keineswegs ein alleinstehendes sagt uns, daß eine bekannte prachtvolle Zuckerpflanzung nahe der Stadt, welche ein Einkommen von 25,000, in glänzenden Jahren von 30,000 Pf. St. lieferte, um 36,000 Pf. St. verkauft wurde; der Ertrag war nunmehr etwa 4000 Pf. St. jährlich.

Betrachten wir die Lage der Colonie am Ende der Lehrzeit: von Sir Robert Schomburgk, dem berühmten Reisenden in Guiana entlehne ich folgende Vergleichung der Ausfuhr der Jahre 1839 und 1836, die derselbe, obgleich ein entschiedener Freund der Emancipation, mit Recht „a frightful decrease" nennt: der Ausfall am Geldwerth der Produkte betrug an Zucker 665,748 Pf. St., Rum 240,436 Pf. St., Baumwolle 31,236 Pf. St., Kaffee 98,926 Pf. St., Syrop 113,020 Pf. St., in Summe an 1,150,000 Pf. St., nahe vierzehn Millionen Gulden jährlicher Ausfall! Solche Zahlen beweisen. Inzwischen mochte sich die Ausfuhr wieder etwa um ein Achtel vermehrt haben. Die Hälfte der kultivirten Fläche von Guiana lag wüst, viele Plantagen gänzlich verwildert, andere nur zum Theil bearbeitet; eine Menge Neger hatten während der Lehrzeit so viel Geld erworben, daß sie sich alsbald nach völlig erlangter Freiheit unabhängig ansiedelten und nach der Neigung ihrer Race nur so viel zu verdienen als sie unbedingt brauchen, sich den Arbeiten im Taglohn der Pflanzer fast gänzlich entzogen. Der größte Mangel an Arbeitskräften trat ein, der Taglohn von einem halben Dollar, den ein fleißiger Arbeiter leicht auf's Doppelte steigern konnte, war erdrückend und außer allem Verhältniß zu dem Werth des Geldes in der Colonie. Auch arbeitete die Mehrzahl der Pflanzer mit Schaden, um nur ihren Credit bei den englischen Handelshäusern zu erhalten, und mehr als ein Pflanzer machte mir die Bemerkung, welche hier fast sprüchwörtlich geworden ist, daß in Guiana die Pflanzer arm und die Arbeiter reich werden. In der That nahm man an, daß ein solcher in vier Jahren sich ein unabhängiges Vermögen zusammenspare, andere ließen sich ohne weiteres im Innern an den Flüssen, als Squatters im amerikanischen Sinn, ohne Eigenthumsrecht nieder, wogegen jedoch bald Abhülfe geschafft wurde, sowie auch kein Verkauf von Staatsländereien unter 100 Morgen statt hatte: nun aber thaten sich die Neger zusammen, kauften ganze Pflanzungen an, die sie unter sich vertheilten, und auf denen sie in ihrer Weise, mit den rohesten Lebensbedürfnissen zufrieden, vegetirten. Selbst in dem dichtbevölkerten Stadttheile hatten sie sich eine unverhältnißmäßige Menge Häuser und Plätze angeeignet, und die unglücklichen weißen Einwohner sahen ihr fast unvermeidliches Schicksal von den Schwarzen immer mehr verdrängt zu werden, so recht vor Augen.

Solche Umstände waren entmuthigend genug, um so mehr da fast kein Bewohner der Colonie in der allgemeinen Calamität von direkten oder indirekten schweren Verlusten verschont blieb; es traf indeß anderes damit zusammen, was einen energischen Kampf gegen das Mißgeschick möglich machte. Die augenfälligen Vorzüge des Landes waren eine Aufmunterung nicht alles verloren zu geben; dazu war ein namhafter Theil der Pflanzungen Eigenthum englischer Kapitalisten, welche mit einem augenblicklichen Opfer Maaßregeln treffen konnten, deren späterer Erfolg im glücklichen Fall die ungeheuren Auslagen ersetzen mag, andre Besitzungen waren um ein Spottgeld gekauft und boten

dem unternehmenden neuen Besitzer Anlaß zu fruchtbringenden Anlagen, endlich verdient die Festigkeit der persönlich Betheiligten Lob, ja Bewunderung. Alsbald gelangte man zu der Einsicht daß man das Uebel an der Wurzel angreifen müsse, und sann auf durchgreifende Ersparniß von Händen durch Maschinen, und auf Begünstigung der Einwanderung im möglichst großartigen Maaßstab. Beides war damals in vollem Gange.

Was das Maschinenwesen betrifft, so hatte nicht nur jede Zuckerpflanzung eine Dampfmaschine zum Zerquetschen der Rohre, sondern diese Maschine mußte auch die Rohre selbst zwischen die Walzen schütten, und auf der andern Seite das ausgequetschte Stroh in einem Wägelchen nach dem Schoppen bringen, wo es zur Feuerung aufbewahrt wird. Deßgleichen hatten die meisten Pflanzungen complicirte und kostspielige Dampfsiedereien, deren eine nicht weniger als 25,000 Dollars zu stehen kam; meist waren es Apparate in welchen der Zuckersaft in einer hermetisch verschlossenen Blase schon bei 60—70 ° R. gekocht wird, indem eine Dampfmaschine die sich entwickelnden Dämpfe herauspumpt und eine stark verdünnte Luft fortwährend erhält. Ein Faß so bereiteten Zuckers hält 2400 Pfd., während ein gleich großes mit gewöhnlichem Zucker nur 2100 Pfd. wiegt. Wer solche Summen wie die obige unter den ungünstigsten Aussichten aufwendet, zeigt daß er entschlossen ist über die Krisis mit jeder möglichen Anstrengung hinwegzukommen, und wenn man diese prachtvollen Etablissements, die ihres Gleichen in Westindien nicht haben, betrachtet, so kann ein Unkundiger leicht zu dem Wahne verleitet werden, als sei die Colonie blühender denn je, während freilich dieser Glanz nur schweren Opfern die sich erst bezahlt machen sollen, oder gar dem Bankerott des alten Besitzers, der seine Habe um ein Geringes weggeben mußte, zu verdanken ist.

Beträchtliche Einwanderungen hatten schon mit dem Anfang der Lehrzeit begonnen; besonders langte damals eine Anzahl Deutscher, nicht über 100 an, welche sich auf fünf Jahre verbindlich gemacht hatten; sie wurden namentlich als Arbeiter unter Dach und Fach auf den Pflanzungen verwendet und gediehen, wiewohl manche starben, verdienten auch viel Geld, verließen jedoch sämmtlich die Colonie wieder, da sie deutsche Gemüthlichkeit schwer vermißten. Weniger glücklich war das seelenverkäuferische Unternehmen eines deutschen Juden, der in Folge eines Contrakts mit den Pflanzern eine Anzahl Deutscher im Jahre 1839 einführte: gegen den Vertrag, welcher von tüchtigen und respektablen Leuten sprach, las er seine Karawane in den Straßen von London auf, und die Leute ihrerseits machten sich die gesetzliche Bestimmung zu Nutze, daß Niemand durch einen Leibeigenschaftsvertrag der nicht in der Colonie selbst abgeschlossen werde, gebunden sei. Sie liefen auseinander, und die meisten starben oder verdarben im Lande, besonders durch Unmäßigkeit. So weit deutsche Auswanderung nach Guiana. Man pflegte dort zu sagen daß jenen Deutschen um so weniger zu helfen gewesen sei, weil sie

guten Rath verschmähten, eine Angabe in der sich allerdings der Charakter des deutschen Auswanderers spiegelt.

Bis 1841 wanderten ferner ein: 3000 westindische Neger, 3000 solche von Sierra Leone und 5000 Portugiesen von Madeira, welche Einwanderungen die Colonie volle 380,000 Dollars kosteten. Die letzteren verdienen besonderer Erwähnung, weil sie sich als sehr nützliche Subjekte erwiesen haben, und weil man eine beträchtliche Anzahl ihrer Landsleute erwartete. Zwar starben selbst von diesen an ein warmes Klima gewöhnten Menschen in kurzer Zeit 2000, man glaubte indeß genügende Gründe zu finden, aus denen sich dieses traurige Resultat ohne Schaden für den Ruf des Klimas erkläre: sie sollen aus Sucht recht viel Geld zu gewinnen sich überarbeitet, sich keine ordentliche Nahrung und Kleidung, und in der Krankheit nicht einmal einen Arzt gegönnt haben. Spätere Resultate, selbst für die Feldarbeit seien günstiger gewesen. Sie sind sehr thätig und unternehmend und füllen einen Beruf aus, den man als Anfang der Civilisation im Innern betrachten kann, den der Hausirer; mitten im Urwald und fern von allen Weißen habe ich diese Leute mit dem Bündel auf dem Rücken in den Hütten der Indianer angetroffen, auf welche die Zier europäischen Flitters einen gewaltigen Eindruck zu machen schien. Jene Sterblichkeit unter den Portugiesen veranlaßte die Regierung sowohl aus Gewissenhaftigkeit als aus Interesse, um dem Ruf des Klimas nicht zu schaden, die Einwanderungen von Madeira zu erschweren; es war aber im Werk diese Beschränkung wieder aufzuheben, und man schmeichelte sich noch 20,000 mehr zu erhalten, welche gern die Dürftigkeit ihrer Insel verlassen würden. Inzwischen hatte man aber einen Ausfuhrzoll von 5 Dollars per Kopf Seitens des portugiesischen Gouvernements festgesetzt.

Durch eine Privatunternehmung wurde die Aufmerksamkeit auf die Coolies oder Lascars wie man sie hier nennt, gelenkt; Coolie ist in China und Ostindien der Name für Arbeiter, Lascar die gewöhnliche Bezeichnung für eingeborne Matrosen der Hindu- oder malayischen Race. Da man in Westindien gar wenig von Ostindien weiß, so hat mir erst mein späterer Aufenthalt in letzterem Lande nähere Aufklärung verschafft: diese Leute sind sämmtlich Hindus aus Südindien, zur Auswanderung, welche ihre Religion, sowie selbst Seereisen verbietet, durch Uebervölkerung und Hunger getrieben, vielleicht auch zum großen Theil Individuen niedriger Kaste oder gar Pariah's, welche bei der Ungunst der Braminen nichts zu verlieren haben.* Dieser erste Versuch mißlang schon darin, daß die Coolies den Negern ähnlich müssig gingen wenn sie Geld verdient hatten, und nur arbeiteten wenn es ihnen Noth that; viele

* Ein von einer Seefahrt zurückgekehrter Hindu muß sich, da er seine Kaste verloren hat, förmlich wieder einkaufen, durch Geld oder harte Buße: die Unglücklichen welche sich zu Ehren der Gottheit an einem Schwebebaum, durch Haken die im Fleisch ihres Rückens befestigt sind, schwingen lassen, pflegen solche Büßer zu sein. Die Deportation, von den Engländern eingeführt, ist dem rechtgläubigen Hindu härter als der Tod.

starben außerdem,* dem Rest gefiel es nicht in der Fremde und sie kehrten zurück, wobei sie zum Schaden der Colonie viel Geld mitnahmen: dreihundert hatten 26,000 Dollars zusammengespart. Diese ungünstigen Resultate brachten die Anti-Slavery-Partei in England, jenen selbst durch die Erfolge der Emancipation nicht versöhnten Feind der Pflanzer in Bewegung; ohnehin sagte diesen der Gedanke nicht zu, daß die süßen Früchte des Monopols welches den Negern durch den Arbeitermangel zugefallen, von andern getheilt oder gar geschmälert werden sollten; unter dem Vorwand daß diese Einwanderung von Coolies nur auf eine neue Sklaverei hinauskomme, setzten sie ein Verbot gegen dieselbe durch. Ganz entsprechend hassen auch die Neger selbst die Coolies und die Portugiesen als Concurrenten, und wollen letztere nicht einmal als Weiße gelten lassen.

Von dem heuchlerischen und arglistigen Treiben der eben genannten fanatischen Partei will ich eine Probe mittheilen, ein Stückchen welches einer der Hauptleute der Anti-Slavery-Association in Guiana spielte; dieser Mensch erbat sich im Anfang der Lehrzeit Briefe von dem Colonial Office an die Behörden in Westindien, um die Wirkungen der Emancipation zu studiren; man gab ihm die Briefe willig, und wies gleichzeitig die Gouverneurs an diesem Vorhaben jede Erleichterung zu gewähren. Nun kam jener S. in Demerara an, stellte sich jedoch dem Gouverneur nicht vor, sondern begab sich aufs Land, wo er heimlich und verkleidet des Nachts unter den Negern herumschlich, und da er gekommen war um zu finden was ihm paßte, Unfrieden stiftete und die Angaben der Neger in Klagen zu verdrehen wußte. Als der Gouverneur Sir James Carmichael Smyth von diesem Treiben hörte, schrieb er einen Brief an S. worin er sein Bedauern aussprach, daß Jener nicht den geraden Weg zur Erforschung der Wahrheit gewählt habe, ihm seine Hülfe anbot, und auf alle Fälle ihn bat ihm vor seiner Abreise Einsicht der gemachten Aufzeichnungen zu gewähren. Das paßte dem Andern nun freilich nicht, und er fuhr in seiner Weise fort die Neger auszuforschen und aufzureizen. Sir James ließ ihn nochmals durch seinen Sekretär auffordern, ihm alles mitzutheilen was er nicht in der Ordnung gefunden habe, S. hatte aber nichts dergleichen, wohl aber veröffentlichte er alsbald nach seiner Rückkehr ein dickes Pack lügenhafter Berichte. Sir James indeß hielt eine Vertheidigung bereit, stellte das Benehmen des Mannes bloß, und die Thür des Colonial Office wurde ihm verboten.

Durch ganz Westindien ist eine Bande schlechter Zeitungsschreiber und Demagogen verbreitet, welche in Ermanglung eines ehrenwerthen Weges zu Macht und Ansehen sich auf das numerische Gewicht der schwarzen Stimmberechtigten stützen und diesen schmeicheln, indem sie sie gegen die Pflanzer

* Ihre ersten Todten gedachten sie nach Hindusitte zu verbrennen, was jedoch die Behörden nicht zugaben.

aufhetzen und das Colonialinteresse in jeder Weise zu untergraben suchen. Ein Unheil für Guiana war es, daß der schwache und unfähige Nachfolger von Sir James C. Smyth bei seiner Ankunft ganz in die Hände dieser Menschen fiel, welche sein Urtheil trübten und ihn zu feindseligen Maaßregeln gegen die Pflanzer anzuspornen suchten. Während die ganze Colonie unter dem Druck der schweren Zeiten seufzte, freute sich der arme bethörte Mann über die Blüthe seines Reichs und berichtete die verkehrtesten Dinge nach Hause, insbesondere führte er als Zeichen der gedeihlichen Entwicklung des Volkswohlstands jene Thatsache an, daß die Neger eine verlassene Pflanzung nach der andern an sich brächten und zerstückelten. Man sagt daß dieser kühne Beweis der Blüthe von Guiana die Aufmerksamkeit Lord Stanley's auf sich zog, und daß er dem Gouverneur persönlich erwiederte, man pflege nach allgemeinen Grundsätzen die Blüthe einer Colonie nach dem Belauf ihrer Ausfuhr zu schätzen, und die Berichte über letztere seien weit entfernt jene rosenfarbenen Schilderungen zu rechtfertigen, auch existire neben der arbeitenden Bevölkerung noch eine andere Klasse deren Bestehen der Regierung nicht gleichgültig sein könne, solche die durch Kapital, Grundbesitz, Kräfte und Intelligenz hervorragten, die Pflanzer nämlich. Nun gingen dem Gouverneur die Augen auf, und er suchte sich von jenen nichtswürdigen Rathgebern frei zu machen, welche ihn indeß in die heftigste Feindschaft mit den Colonisten gebracht hatten; alle seine Berichte in jener Zeit athmeten diesen Geist der Feindseligkeit gegen die Pflanzer. Inzwischen hatten die Maaßregeln zur Einwanderung schlechten Fortgang, und wurden auch von England her nicht günstig angesehen; Niemand wußte wie es zuging, bis unter den dem Parlament vorgelegten Aktenstücken über die Colonialverwaltung ein Bericht aus Demerara ans Licht kam, in welchem der Gouverneur gegen eine stärkere Einwanderung als jährlich 2000 protestirte. Nun wandten sich die Pflanzer an das Colonial Office und verlangten Untersuchung, und zwar durch die eigenen Beamten der Centralregierung, die Stipendiary Magistrates; diese gingen nun von Pflanzung zu Pflanzung um den Bedarf an Arbeitern zu prüfen, und berichteten sachgemäß, daß etwa die Hälfte aller Plantagen wegen Mangels an Arbeit verlassen sei, und daß 50,000 neue Einwanderer von den Pflanzern nicht nur beschäftigt, sondern sofort beherbergt werden könnten. Nun war der Gouverneur der erste welcher berichtete, daß die Colonie nur durch eine Einwanderung von jährlich 10—15,000 Mann gerettet werden könne; umfassende Plane wurden nun gemacht, und eine Anleihe von 500,000 Pfd. St. zu diesem Zwecke mit Genehmigung des Colonial Office contrahirt.

Schon vor dieser großartigen Anleihe hatte man einen neuen und glücklicheren Versuch mit Coolies gemacht, indem auf Kosten der Colonie deren 500 eingeführt wurden. Die Sache wurde so organisirt, daß Schiffe durch die Centralregierung gemiethet und von London aus nach Indien abgesendet wurden, wo öffentliche Agenten in verschiedenen Häfen die Schiffe und ihre

Aufnahmsfähigkeit inspicirten und das Ganze überwachten; die Auswanderer gingen nun um das Cap der guten Hoffnung nach Demerara, wo die Colonialregierung 15 Pf. St. für den Kopf zahlte und die Leute nach ihrem Ermessen auf die Pflanzungen vertheilte; die Pflanzer auf die eine solche Erleichterung traf, zahlten dafür nichts. Nach fünf Jahren hatte jeder Coolie das Recht auf freie Rückfahrt, vorausgesetzt daß er seine Zeit in fleißiger Arbeit verbracht und sich nicht der Vagabondage ergeben hatte; wollte er nach vier Jahren zurückkehren, so zahlte er 3 Pf. St., nach drei 6 Pf. St. und so für jedes Jahr des verkürzten Aufenthalts ein Fünftel jener 15 Pf. St. Man trug große Sorge, die Leute möglichst in einer Gegend und auf Pflanzungen die vollkommen geeignet waren, anzusiedeln, um sie zum Bleiben zu vermögen; im Jahre 1846 und fernerhin erwartete man jährlich 10,000, und beabsichtigte namentlich Familien und Weiber einzuführen, damit auch in dieser Weise Guiana ihnen zur Heimath werden möchte.

Zu diesen Einwanderungsplanen kommen noch die, welche mein Freund der Negerkönig Butts eingeleitet, und deren Resultat noch ungewiß war; außerdem dachte man an die Azoren, die Cap Verde'schen Inseln und selbst an freie Farbige aus den Vereinigten Staaten. Ein tragikomischer Beleg von der Gier mit der das arme Guiana in seiner Noth nach Händen haschte, ist das Erbieten an die Regierungen der westindischen Inseln ihnen ihre Sträflinge abnehmen zu wollen; diese hielten aber ihre Spitzbuben selbst zu werth, als daß sie dieselben hergegeben hätten. Die eingebornen Indianer werden nie zur Ansiedlung und Arbeit gebracht werden; obgleich friedlich, mild und lenksam, und somit ihren nordamerikanischen Stammesgenossen sehr unähnlich, theilen sie doch mit diesen den unüberwindlichen Hang zu einem unstäten Naturleben.

Dieses sind die Materialien auf welche man Conjekturen über die Zukunft Guiana's gründen kann, aber selbst die Betheiligten fühlen sich des Erfolgs nicht sicher. Mit jenen 500,000 Pf. St. konnte die Colonie etwa 45,000 Arbeiter haben; die Summe ist hoch, und nach der Ansicht der Pflanzer die Zahl dieser Einwanderer kaum genügend den Preis der Arbeit erheblich herabzudrücken; es läßt sich da freilich hoffen, daß die Einwanderung später, wenn eine wirkliche indische Ansiedlung sich hier begründet haben wird, wohlfeiler werden, vielleicht umsonst erfolgen wird: eine solche Consolidation eines besondern Volksstammes hätte dann auch noch den wichtigen Vortheil, daß das Blut rein erhalten und kein Mischlingsvolk, dergleichen nie etwas taugt, erzogen würde. Die vereinigte Colonie Britisch-Guiana hat an 100,000 Einwohner, und würde also mit jenem Zuwachs dann 145,000 haben; ziehen wir auch nur jenes fette Küstenland mit 240 Q.-Meilen in Betracht, so würde selbst auf diesem die Bevölkerung nur 604 Mann auf die Meile betragen; es ist aber außerdem gar nicht abzusehen, in welchem Maaße die Einwanderer wenn sie Geld gewonnen haben, ihren Wohnsitz im Innern

ausschlagen und ihre Arbeitskräfte abermals der Colonialproduktion entziehen werden. Zwar ist der Hindu in seinem Vaterland durch Uebervölkerung zur Arbeit gezwungen, und besitzt jedenfalls auch über die Schaffung des Lebensunterhalts hinaus weit mehr Betriebsamkeit als der Neger, im Grunde ist er aber doch eben so indolent wie alle Völker der heißen Zone, und sucht sein Lebensglück im Genuß der Ruhe;* am allermeisten wird aber gerade die Leichtigkeit des Erwerbs diese Indolenz fördern. Der Zeitpunkt wo Guiana die reichliche Ansiedlung an seinen prächtigen Strömen als eine erfreuliche Ausdehnung begrüßen könnte, liegt noch in weiter Zukunft; käme es aber dahin, so bildet freilich dieses reiche und große Land einen ganz andern Raum für Entwicklung von Macht und Reichthum als irgend eine Inselcolonie.

Inzwischen ist Guiana nicht nur als Colonie, das heißt als Erzeugerin von exotischen Produkten für den europäischen Markt nur unvollkommen entwickelt, sondern auch für den eigenen Bedarf ist seine Ergiebigkeit nur sehr einseitig in Anspruch genommen; ein bekanntes Axiom sagt zwar, daß eine Colonie nicht Industrie treiben sondern dem Markt des Mutterlandes dienstbar sein solle, hier aber werden selbst die ersten Lebensbedürfnisse und solche Dinge eingeführt, die das Land selbst in unübertrefflicher Weise erzeugt: das Volk in Guiana wie überhaupt in Westindien lebt neben den einheimischen Früchten von Stockfisch und gesalzenem Schweinefleisch, was aus den Vereinigten Staaten eingeführt wird, und eben daher kommen nicht nur Balken und Bretter, sondern ganze Häuser, während der südamerikanische Urwald wahrlich nicht nur Holz die Menge, sondern die köstlichsten Sorten liefert. Selbst frisches Rindfleisch mit den üblichen Eissendungen aus Nordamerika zu importiren ist lohnend. Die Handwerker sind schlecht, werden aber bei dem Mangel an Concurrenz und überhaupt an Händen, steinreich: 1½ Dollars täglich ist der gewöhnliche Verdienst eines Handwerkers; für das Reinigen eines Gewehrs zahlte ich 2 Dollars, ein Clavierstimmer erhält jedesmal 8 Dollars, und in einem mir erzählten Fall wurden für das Schmieren eines Wagens 5 Dollars, schreibe zwölf und ein halber Gulden verlangt.

So wenig ich eine auch nur einigermaaßen zahlreiche Auswanderung von Europäern nach Guiana auf dem Gewissen haben möchte, so muß ich doch an die oben citirten lockenden Preise die Bemerkung knüpfen, daß der einzelne tüchtige Handwerker nicht übel thun wird, wenn er in einer Colonialstadt sein Schicksal versucht; namentlich solche Arbeiter, deren Geschäft mehr die Ausübung einer Geschicklichkeit als starken Aufwand körperlicher Anstrengung erfordert, welche zugleich unter Dach und Fach ihr Handwerk betreiben und dabei nüchtern und verständig sind, werden dort, wenn sie sich einmal akklimatisirt

* Das indische Sprüchwort: Sitzen ist besser als Stehen, Liegen ist besser als Sitzen, Schlafen ist besser als Wachen, und am bequemsten ist es todt sein — gibt kein glückliches Omen für obiges.

haben, recht wohl bestehen und viel Geld verdienen; auf gemüthlichen Lebensgenuß freilich muß ein solcher verzichten. Dagegen will ich auch bei diesem Anlaß abermals warnen vor der Verlockung deutscher Feldarbeiter in ein tropisches Land;* für Guiana habe ich bereits oben einige Beispiele citirt, und ich füge noch einen sehr lehrreichen Fall hinzu, welchen der Arzt Dr. Manget in Georgetown mir zur Motivirung seiner Ansicht von der Verderblichkeit des Klimas mittheilte. Ein Pflanzer in Demerara hatte sich vier Paar Pferde mit vier Pflügern aus England kommen lassen, um sie auf seinem Besitzthum zu verwenden; sehr besorgt für das Wohlergehen der Menschen wie der Pferde, ließ er dieselben nur in den Morgen- und Abendstunden arbeiten, bezahlte die Leute für den Tag, und es ging alles gut. Da fingen dieselben an sich sicher zu fühlen, und da sie zugleich mehr Geld zu verdienen wünschten, baten sie den Herren er möge die Zahlung nicht für den Tag sondern für jeden umgepflügten Acker bestimmen; der Herr war unklug genug ihnen nachzugeben, sie fingen an sich und die Pferde stärker anzustrengen und in der Hitze zu arbeiten, und in kurzer Zeit waren die vier Menschen und die acht Pferde todt. In dieser Erzählung drückt sich der Punkt auf den es bei der Auswanderungsfrage ankommt, recht deutlich aus: wenn der große Haufen der Colonisten die Einsicht und die Mittel hätte sich den Erfordernissen des Klimas zu fügen, so könnten sie auch in Guiana bis zu einem gewissen Grade gedeihen, da ihnen aber in der Regel, ja fast ohne Ausnahme Beides mangeln wird, so werden sie unfehlbar zu Grunde gehen.

Von dem benachbarten Surinam kam gerade in jenem Sommer 1845 die Nachricht, daß von 100 vor fünf Wochen angekommenen holländischen Einwanderern schon 40 gestorben waren. Sollte dieser Fall auch nicht in seiner ganzen entsetzlichen Ausdehnung sich bestätigen, so gilt doch das von Britisch-Guiana Gesagte eben so für Holländisch-Guiana, welches völlig gleiche Lage hat. Wir hören von Auswanderungsprojekten dahin, und halten es für Pflicht auch hier dringend zu warnen. Sofern die niederländische Regierung an deutsche Staaten vorerst nur das Ersuchen gestellt hat durch geeignete Personen, Aerzte und Andere, die Beschaffenheit von Surinam prüfen zu lassen, so handelte sie mit löblicher Gewissenhaftigkeit; unsere Regierungen aber sollten ihrerseits die ernste Pflicht erkennen, wenn sie überhaupt auf ein solches meiner Ueberzeugung nach fruchtloses Projekt eingehen, daß sie nur erprobte und gewissenhafte Kundschafter entsenden, nicht die Ersten Besten die sich gern zu einer solchen Expedition anbieten, weil sie etwa zu Hause nicht viel taugen. Ich

* Sir Robert Schomburgk, freilich eine Autorität, wiederspricht der Ansicht von der Untauglichkeit der deutschen Feldarbeiter für die Tropen und beruft sich auf die weißen Feldarbeiter in Puerto Rico. Abgesehen jedoch daß Deutsche keine Südeuropäer sind, steht jener Fall viel zu isolirt da, als daß man die tausend Beispiele von dem kläglichen Ende europäischer Auswanderer in heißen Klimaten und die allgemeine auf Erfahrung gegründete Meinung an Ort und Stelle selbst, darauf hin übergehen dürfte.

verbürge mich dafür, daß ein gewissenhafter Forscher kein anderes Resultat erzielen wird als jenes, welches ich in mehr als einer Colonie und mehr als einem Welttheil bestätigt gefunden habe.

Ich hätte Surinam gern besucht, aber obgleich es so nahe liegt, daß man von Paramaribo in einer Nacht zur See nach Demerara gelangt, so braucht man gegen Wind und Strömung acht lange Tage, ja selbst das Doppelte in der umgekehrten Richtung, und zu Land ist die Reise noch beschwerlicher.

Wir haben nun über die politische Verfassung Guiana's einiges zu sagen. Mehrere der westindischen Inseln, z. B. Jamaica und Antigua finden sich im Besitz einer stark entwickelten constitutionellen Verfassung, und werden somit in neuester Zeit statt sich selbst zu regieren, von dem numerischen Uebergewicht der Neger, oder vielmehr von den Demagogen regiert, welche sich auf deren Stimmen stützen; Guiana dagegen hat als eroberte Colonie den Vorzug regiert zu werden, und befindet sich dabei besser als z. B. das unglückliche Jamaica. In Guiana findet sich das althergebrachte Wahlcollegium der „Kiezers," welche durch die Stimmfähigen auf Lebenszeit erwählt werden; die Kiezers ernennen die Hälfte der Mitglieder der Regierungsbehörde, Court of Policy der Art, daß der Gouverneur stets einen von zwei Vorgeschlagenen auswählt, die fünf andern aber von der Regierung direkt ernannt werden. Sechs andre für den Zweck des Finanzwesens auf zwei Jahre Gewählte regeln im Verein mit dem Court of Policy die Einnahme und Ausgabe. Die Stimmfähigkeit ist an einen Steuercensus oder an ein Vermögen von 150 Pfd. St. geknüpft, wodurch der große Haufe der Neger ausgeschlossen bleibt, und man wird auch aus dem Obigen ersehen, daß der Demagogie in dieser Verfassung wenig Spielraum gewährt ist, weßhalb denn diese wackern Leute auch auf allgemeines Stimmrecht hinarbeiteten. Von der Frechheit der Presse citire ich nur ein Beispiel, einen Ausfall gegen den armen Gouverneur, der das Unglück hatte es mit Allen verdorben zu haben; da hieß es in einer Ansprache an das „Volk:" „Wenn Ihr in der Straße einen Mann mit grauen Haaren seht, der ein Gesicht hat wie eine alte Geis, so wißt ihr, das ist der Gouverneur. Ihr dürft ihn nicht insultiren, denn er ist der Repräsentant des Gesetzes, aber den Hut vor ihm ziehen und ihm Respekt bezeigen dürft ihr auch nicht, denn er ist nicht euer Freund."

Ich habe schon die Stipendiary Magistrates erwähnt, bezahlte Beamte welche über Streitigkeiten zwischen Pflanzern und Arbeitern, sofern sie die Erfüllung eines Contraktes auf Arbeit gegen Lohn betreffen, ohne Appell entscheiden. Sie sind den Friedensrichtern, welche daneben bestehen ähnlich, aber nicht so selbstständig und angesehen wie diese, welche ihr Amt unentgeltlich bekleiden; in Demerara sind deren zehn, und sie werden von England aus ernannt.

Die Zusammensetzung des Criminalgerichtshofs vermittelt zwischen dem Geschworneuwesen und der Doctrin daß der Richter sich zum Richten besser

eigne, als der erste beste aus dem Volk Herausgelooste: eine Jury aus drei Richtern und drei „Assessors" entscheidet über schuldig oder nicht schuldig. Sie berathschlagen zusammen, und in gewöhnlichen Fällen, wo nicht Abscheu, Mitleid oder Sympathie die Assessors aus ihrer Ruhe bringen, werden die Rechtsgelehrten die Meinung der Andern beherrschen. Ich will bei diesem Anlaß erwähnen, daß ganz gegen die Meinung daß das Princip der Jury in England allseitig anerkannt sei, ich eine Menge gebildeter Engländer gefunden habe, die mir dasselbe willig preisgaben.

In Demerara war ich durch günstige Empfehlungen so recht in die bedeutendsten und angenehmsten Kreise der Colonie gerathen, und erfreute mich endloser Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten. Besonders war die Gunst des Mr. John Croal, Mitglied des Court of Policy, eines sehr distinguirten und hochangesehenen Mannes, unschätzbar für mich. Die Gastfreiheit stand der von Westindien noch voran, und mein Aufenthalt in der Stadt war ein Cyclus namentlich von Diners, die nach englischer Sitte mit der Nacht begannen, und nach Ortssitte nicht eben allzufrüh aufhörten. Eine englische Mahlzeit in den Formen, wie sie damals noch die ausschließlich üblichen waren, ist schon an und für sich dem Deutschen etwas ganz ungewohntes: zuerst kommt die Suppe, sofern es welche gibt, in Westindien regelmäßig Schildkrötensuppe, dann wird die ganze Masse der Gerichte auf einmal auf den Tisch gesetzt, und Jeder legt vor was vor ihm steht; das Essen besteht fast ausschließlich aus wohlbereitetem Fleisch und Kartoffeln,* das in Wasser abgekochte Gemüse ist ungenießbar, künstlich zubereitete Gerichte sind nicht üblich, dafür ist aber die Art das Fleisch zuzubereiten unendlich erhaben über die deutsche und französische; wie z. B. Hammelfleisch schmecken kann, weiß kein Mensch auf dem Continent. Dafür ist freilich der englische Koch vollständig verloren wenn er kein gutes Fleisch vorfindet, während der französische dem Gaumen die Illusion zu geben vermag, daß man etwas gutes und nahrhaftes verzehre. Unfehlbar steht am obern Ende des Tisches ein Truthahn, am untern ein gekochter Schinken, und der Hausherr, resp. ihm gegenüber der nächste Hausfreund opfern sich und ihre Tafelfreude, indem sie die gedachten Opferthiere zerschneiden und austheilen; der Truthahn und der Schinken stehen aber in einer noch näheren Beziehung, denn man ißt sie zusammen, um dem weißen, etwas faden Fleisch mehr Geschmack zu geben. Nachdem nun Jeder seinen Hunger an den aufgetragenen Dingen gestillt hat, werden Dessertteller gebracht und Süßigkeiten auf den Tisch gesetzt, warme Obstkuchen (Pies), Pudding u. s. w. Während all der Zeit wird Wein getrunken, Madeira und Sherry, und die Sitte des Zutrinkens ist sehr amüsant: A nickt B zu, B nickt A zu, darauf füllen beide ihre Gläser, nicken einander zum zweitenmale zu, und trinken Jeder einen

* Guiana ist für Kartoffelbau viel zu heiß; man importirt sie von England und abwechselnd von den Bermudas, und hat sie so das ganze Jahr frisch.

kleinen Schluck. Nach den Süßigkeiten wird Käse und Bier geboten. Nun nehmen die Bedienten alles was auf dem Tisch steht weg, und es ist Ehrensache daß ein schön polirter Mahagonitisch sich zeige; Obst, Nüsse, Rosinen und Mandeln und Wein, namentlich Portwein und Claret (Bordeaux) werden aufgesetzt, und sowie einiges Obst verzehrt ist, pflegen die Damen aufzustehen und die scharfe Grenzlinie zwischen Essen und Gelage zu bestimmen; äußerst naiver Weise pflegt auch zu diesem Zeitpunkt das Tischgebet zu erfolgen, so daß man unwillkürlich an die studentische Formel erinnert wird: „Ex est commercium, initium fidelitatis," ein Latein dessen Uebersetzung sich meine schöne Leserin überall suchen möge, nur nicht beim Philologen.

Nun werden die Flaschen da die Diener sich entfernt haben, von Einem zum Andern geschoben, ein Geschäft das mich bei manchem Souper vor dem Einschlafen bewahrt hat, das aber oft sehr scharf geht. Dies ist auch die Zeit wo Gesundheiten ausgebracht werden, und hier gilt, umgekehrt wie beim Zutrinken die Regel: „fill what you may, but drink what you fill" man braucht das Glas nicht voll zu haben, aber muß es leeren; nur bei großen Gelegenheiten werden Bumpers, d. i. volle Gläser commandirt. Dieses Sitzen nach Tisch, wenn es mit Maaß geschieht, ist jedenfalls vernünftiger als unsere Art das Essen als ein Geschäft zu behandeln, und den letzten Bissen im Munde aufzustehen; wem es zu lange dauert, der hat selbst bei Privatdiners die volle Befugniß einzeln aufzustehen und zu den Damen zu gehen; dort wird Kaffee getrunken, und in Georgetown setzten wir uns in der Kühle der Nacht nun noch auf die Verandah und rauchten eine Cigarre bei einem Glas Cognac und Wasser.

Es verräth eine naive Unkenntniß des eigenen Werths, wenn die Engländer sprüchwörtlich sagen: er trinkt wie ein Deutscher; wir leisten wohl etwas bei festlichen Gelegenheiten, aber kennen, in diesem Jahrhundert wenigstens, die Sitte nicht, alltäglich aus dem Mahl ein Gelage zu machen, am allerwenigsten in so starkem Getränke; der Deutsche, gewöhnt ein Liqueurgläschen voll Madeira oder Sherry zu trinken, erschrickt vor den Quantitäten die eine englische Dame ohne sichtbaren Nachtheil zu sich nimmt, und ihr Bier könnte einen bayerischen Brauknecht umwerfen; Champagner macht gar keinen Eindruck auf einen gutgepichten Engländer. Mein armer Magen hat es lange empfinden müssen, daß ich ein paar Jahre wie ein Engländer habe trinken und essen müssen.

Guiana ist das Land wo der Pfeffer wächst, wenigstens der Cayennepfeffer, und er spielt eine große Rolle hier. Schon in ganz Westindien hatte ich Anlaß mich an die stark gewürzten englischen und creolischen Gerichte zu gewöhnen; sie sind, da der Appetit in der Hitze abnimmt, erwünscht genug, erschlaffen aber wie jeder fortgesetzte Reiz den Magen desto mehr; in Guiana aber hatte ich eine neue Lehrzeit zu bestehen. Die Suppe in dem Kosthaus wo ich wohnte war die ersten Tage so gepfeffert daß ich sie nicht essen konnte, zum weiteren Bedarf lagen aber auf zierlichen Schälchen kleine Cayennepfeffer-

Schoten, ganz ähnlich unserm gewöhnlichen spanischen Pfeffer, aber nur einen halben Zoll lang und noch grün. Das Aroma dieser frischen Schoten ist köstlich, aber er ist furchtbar stark und verbrennt den Mund förmlich. Die Pfefferfresserei erreicht aber ihren Gipfel in dem Kultus des Pfeffertopfes, Pepperpot, welcher aus der holländischen Zeit stammt, aber von den Engländern treulich übernommen worden ist. Der Pepperpot ist ein Kochtopf von ansehnlicher Größe, in welchen die Abfälle des Fleisches vom Tisch (in anständigen Häusern wenigstens nicht von den Tellern) geworfen und mit Pfeffer und starkem Gewürz eingemacht werden; jeden Tag wird er aufgekocht, und jeden Tag kommt neues Fleisch hinzu, aber niemals wird er gereinigt Jahr aus Jahr ein. Man erkennt auf den ersten Blick die Analogie unserer deutschen Spülichtfässer für die s. v. Schweine, der Pepperpot ist aber vollkommen recipirt, auch in den ersten Häusern; selbst Mr. Croal ließ bei einem Diner den rußigen Hausgötzen auf einen hölzernen Stuhl neben sich setzen (das ist die Manier ihn zu serviren), da der Inhalt durch das Ausschöpfen verlieren würde, und verabreichte uns das köstliche Ragout, das ich wirklich ganz schmackhaft fand, aber aus Ekel vor seiner Entstehungsgeschichte doch kaum hinunter brachte. Ein recht ehrwürdiger Pepperpot, der etwa ein Menschenalter lang besteht, wie es in Wirklichkeit vorkommt, ist allerdings werth neben den Penaten des Hauses seinen Platz zu finden; ewige Jugend ziert ihn, und er bleibt zwischen den wechselnden Geschlechtern der Menschen unverändert in edlen Ruß gehüllt bestehen. Auch den Pfefferpunsch will ich erwähnen, als Beweis daß man in Guiana die himmlische Gabe des Pfeffers nach allen Richtungen zu würdigen weiß.

Wie alle Colonien so empfindet auch Guiana die schädlichen Einflüsse der farbigen Weiber auf die Geselligkeit; sehr viele Europäer heirathen gar nicht, sondern leben mit jenen, und wenn sie sich später trauen lassen, so geschieht es meist aus Rücksicht für die Kinder. Die Frauengesellschaft ist ganz in die engsten Kreise zurückgedrängt, und die gesellschaftliche Sitte wird dadurch allerdings nicht eben feiner. Man ist in Guiana sehr tolerant gegen farbige Männer, schließt jedoch auch hier die Weiber unbedingt aus: man folgt dabei dem Gefühl, daß der Mann, was er ist, durch sich selbst sei, die Stellung der Frau dagegen auf gesellschaftlichen Vorurtheilen beruhe und beruhen müsse, so lange man eben nicht Emancipation der Frauen predigen will: Abstammung und Naturell der Farbigen aber erwecken gerade in dem Punkte auf den es bei der weiblichen Ehre ankommt, so große Bedenklichkeiten, daß die Gesellschaft nicht umhin kann sie aus Gründen der Selbsterhaltung fern zu halten.

Was die eigentliche Negerbevölkerung, das Volk von Guiana betrifft, so ist es natürlich daß sie bei dem Bewußtsein dem armen Pflanzer mit ihren theuern Diensten eine Wohlthat zu erzeigen, und bei den Schmeicheleien der Demagogen vor Uebermuth und Unverschämtheit kaum zu ertragen sind; sie bilden einen Pöbel, der allerdings bei der natürlichen Gutmüthigkeit der Schwarzen wenig zu fürchten ist, aber ein Feind von Anstand und Ordnung

und eine nicht geringe Plage für die Uebrigen. Dabei gereicht es der, übrigens sehr zahlreichen Polizei von Georgetown zur schlechten Ehre, daß einmal dicht vor meiner Wohnung in der Straße eine großartige Prügelei vor sich gehen, und unter Lärmen und Geschnatter* drei volle Stunden anhalten konnte. Sehr oft sind diese Prügeleien gegen die Portugiesen gerichtet. Die Angriffsweise der Neger ist die der Ziegenböcke, mit dem Kopf; da sie von der Natur mit einem überaus dicken Schädel begabt sind, so können sie diesen edlen Theil füglich als Mauerbrecher benützen; ihre schwache Seite sind dagegen die Beine, und es ist eine in Amerika bekannte Sache, daß man einen Neger mit einem mäßigen Hieb oder Stoß gegen das Schienbein zu Boden werfen kann, während mir andrerseits aus Habana ein Fall bekannt ist, daß ein zolldicker Stock auf dem Schädel eines Negers zerbrach, ohne diesem wirklichen Schaden zuzufügen. Ein anderer Beweis von Zügellosigkeit war, daß die Neger in den letzten Jahren auf sämmtlichen Pflanzungen in der Nähe der Stadt nach und nach die Zuckerrohrschoppen angesteckt hatten.

Natürlich sieht man in dem warmen Klima zuweilen den abenteuerlichsten Anzug, oder richtiger gesagt Mangel an Anzug, die schwarzen Dandies aber wissen sich ungemein schön herauszuputzen, etwa blauer Frack mit Goldknöpfen, rothe Weste und gelbe Beinkleider; die gemeinen Weiber tragen das nationelle bunte, auch bei den Männern sehr übliche Kopftuch, oder auch Strohhüte für Männer, manchmal mit Bleiweißfarbe der Haltbarkeit wegen angestrichen; während aber in Haiti selbst die Ministerfrauen sich mit jenem Kopftuch begnügen, ist hier ein ungeheurer Andrang nach der Auszeichnung eines Damenhuts, und nicht minder nach dem entsprechenden Titel Lady, den sie sich wenigstens untereinander mit großer Freigebigkeit gewähren. Eine mir bekannte Dame in St. Thomas wollte ein Dienstmädchen miethen, man meldete ihr daß „a good lady“ unten wäre die sich anbieten wolle, worauf sie aber erwiederte sie brauche keine Lady zum Dienstboten; ich wollte etwas nähen lassen, und meine farbige Wirthin wußte eine Lady die das besorgen könne. Einen wahren Hexensabbath hat die farbige Bevölkerung am Sonnabend Abend auf dem Wochenmarkt von Georgetown; an diesem Tage bringen die Neger ihre Garten- und Felderzeugnisse zu Markt, die täglichen Handelsartikel kommen hinzu, und das ganze geräumige Gebäude ist glänzend erleuchtet, eine Masse von tropischem Obst, Gemüse u. s. w. mit leidlichem Geschmack aufgeputzt, und etwa 500 Schwarze und Farbige beiderlei Geschlechts machen einen betäubenden Lärm, denn es ist ihr Haupt-Vergnügungsort, und der Pfefferpunsch fließt in Strömen.

Mit den Officieren der Reindeer, welche alle vierzehn Tage hier mit der Mail ankam, hatte ich große Freundschaft geschlossen, und der biedere Capitain May bewirthete mich oft an Bord, wogegen die Herren es sich auch zuweilen bei mir gefallen ließen. Da auch sie Fremdlinge waren, so machten wir manche

* Das Schnattern in der Leidenschaft hat der Neger mit dem Affen völlig gemein.

kleine Ausflüge zusammen, unter andern nach einer Pflanzung am gegenüberliegenden Ufer, die einem Holländer gehörte, und wegen der von der englischen Sitte ganz abweichenden Hauseinrichtung mir interessant war. Kaum gelandet sahen wir ein paar Coolies sitzen, die ersten die ich sah; Mr. Roberts, der erste Officier der Reindeer, der lange in Ostindien gewesen war, redete sie in ihrer Sprache an, und ihr Entzücken sich in der Fremde so begrüßt zu hören, war wahrhaft rührend: der arme R. konnte sie gar nicht wieder los werden, sie begleiteten uns wohl eine halbe Stunde weit, und als wir unsern Besuch gemacht hatten, fanden wir sie im Hofe sitzend, singend und mit einem Kessel Musik machend; sie hatten uns da erwartet und begleiteten uns wieder zurück. Als wir unser Boot erreicht hatten, standen die armen Menschen am Ufer, singend, ihre Hände erhebend und uns zehnmal ihr „Salám Aleikúm, Baba!" zurufend. Baba, eigentlich Vater, ist ein Ausdruck des Respekts. Diese Coolies hatten schöne Figuren, ausdrucksvolle Gesichter, schwarzes schlichtes Haar und Schnurrbärte, eine Zier deren die Neger meist entbehren. Sie waren bis auf eine Art Schürze unbekleidet, und nur einer von ihnen besaß einen Lappen, den er mit vieler Grazie und eben so vieler Selbstgefälligkeit umgeschlagen hatte. Ihre braune Hautfarbe ist fast so dunkel als die der Neger, aber ich machte damals zum erstenmal die Bemerkung, daß es keineswegs die dunkle Farbe ist welche uns den Neger zuwider macht, eine Bemerkung die ich bei meinen Reisen im tropischen Asien im weitesten Umfange bestätigt fand; es gibt kein Volk der Erde wo man im Durchschnitt so schönen Körperbau, edle Gesichtszüge und graziöse Bewegungen findet, als gerade bei den Hindus. Eigenthümlich ist es, daß auf den europäischen Reisenden, selbst auf Damen, die darin anfangs eine schlimme Schule durchzumachen haben, die Nacktheit der Tropenbewohner einen unverhältnißmäßig geringen Eindruck macht; die dunkle Farbe erscheint schon wie eine Bekleidung, während der Anblick einer unbedeckten weißen Haut stets den Eindruck gibt, daß eine solche Haut nicht geschaffen sei, ohne Schutz den Einflüssen der Luft und der Hitze zu trotzen.

Siebenter Abschnitt.

Essequibo — Indianer — Leben im Urwald.

Das Eldorado welches im Innern dieses Theils von Südamerika gesucht wurde, scheint immer noch, wenn auch in veränderter Weise auf alle Sterblichen die in seine Nähe gelangen eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu üben; durch Alexander von Humboldt und kürzlich durch die beiden Schomburgk's war der Schleier gelüftet, und die Großthaten der letzteren waren noch in Aller Munde in Demerara. So ergriff auch mich ein leidenschaftliches

Verlangen nach einem Ausflug auf dem ich alle Umgebungen europäischer Civilisation endlich einmal abzustreifen hoffte; einmal in das Innere jenes ungeheuren Landes vertieft wollte ich mich denn ganz von dem Strom äußerer Umstände treiben lassen, und vielleicht auf dem Orinocco, vielleicht auf dem Amazonenstrom, etwa gar durch einen neu entdeckten Verbindungsfluß, deren Vorkommen jene großen Flußgebiete charakterisirt, mit gutem Glück wieder zur Küste gelangen. Von diesen Planen sind leider selbst die Anfänge durch die Uebermacht des Fiebers bewältigt worden, aber auch diese, und der Jubel der mich bei meinem Auszug von Demerara erfüllte, gehören zu meinen glücklichsten Reise- und Lebenserinnerungen.

Das Schicksal schien meinem Vorhaben günstig zu sein, als es mir die Bekanntschaft eines Colonisten tief im Innern vergönnte: Mr. Jeffrey, ein noch junger Mann, war mit 15 Jahren nach Guiana gekommen, und hatte alsbald solches Gefallen an dem sorgen- und zwanglosen Dasein der Indianer gefunden, daß er den Entschluß faßte eine Zeitlang unter ihnen zu leben; drei Jahre hindurch machte er sich ganz zum Indianer, begleitete sie auf ihren Jagdzügen und hängte seine Hängmatte in ihren Hütten auf. Zum Dank machten ihn die Arrowaak's, so hieß der Stamm, zu ihrem Häuptling, und das Band des Vertrauens und der Zuneigung erhielt sich auch, nachdem Jeffrey zum civilisirten Leben zurückgekehrt war. Er kaufte von der Regierung ein Stück Land im Innern, das er Indiana nannte, machte es urbar und wählte dort seinen bleibenden Aufenthalt, indem er das Fällen und den Verkauf inländischer werthvoller Holzarten zu seinem Geschäft machte, und die Indianer mehr als ein Anderer vermocht hätte, zur Leistung der hiebei nöthigen Arbeiten zu verwenden wußte. Dieser liebenswürdige und durch seine Erlebnisse sehr interessante Mann lud mich zu einem Besuch nach seinem Indiana, einer der äußersten Stationen europäischer Colonisation ein, und in seiner Gesellschaft verließ ich am 21. August Georgetown.

Ein kleines Dampfschiff, das den Namen der armen Lady Flora Hastings verewigt, versieht die Verbindung zwischen Georgetown und der Colonie Essequibo; in zwei Stunden gelangten wir aus dem Demerara an einer flachen, busch- und musquitoreichen Küste hin in die Mündung des Essequibo-Flusses. Unsere Gesellschaft die ausschließlich aus Pflanzern und solchen die Geschäfte auf den Pflanzungen hatten, bestand, war so belehrend als angenehm, und die rückhaltlose Gastfreiheit mit der sie mich alle auf ihre Besitzthümer einluden, sprach mich sehr an; da ich aber mich Jeffrey ganz angeschlossen hatte und dieser nach Hause eilte, so konnte ich diesmal wenigstens von so vielen freundlichen Anerbeitungen keinen Gebrauch machen. Die Mündung des Essequibo ist 30 englische Meilen breit, und würde daher, um so mehr da alles flach ist, eben so wenig übersehbar sein als die des Amazonenstroms, wenn nicht die Inseln an seinem Ausfluß überhaupt eine Uebersicht über die Ausdehnung seiner Gewässer unmöglich machten. Diese Inseln sind namentlich

Leguan, Wakenaam und Tiger Island, neben einander dicht am Ausfluß, dahinter Hog Island und eine Menge kleinere. Eine Stadt besitzt die Colonie Essequibo nicht, nur einzelne Pflanzungen, und wir kreuzten den halben Tag zwischen den Inseln und dem Festlande herum, um allenthalben Passagiere zu landen, wodurch ich denn eine ziemlich genaue Anschauung der Scenerie bekam. Das Land ist vollkommen flach, dicht bewaldet, und gegen die Gewalt des Wassers durch einen Baum geschützt, welchem die Natur recht eigentlich dieses Amt übertragen hat — die Mangrove; dies ist ein niedriger Baum, dessen zahlreiche und starke Wurzeln die Fähigkeit haben sich selbst wenn der Grund um sie weggeschwemmt ist, fest und gesund zu erhalten; außerdem eines der nicht zahlreichen Gewächse welchen das Seewasser nicht feindlich ist, und also um so mehr für solche Ufer geschaffen, die durch den steten Andrang der Fluth doppelt leiden würden; diese Wurzeln bilden eine Art Flechtwerk, das oft 3 bis 4 Fuß über dem Wasser emporragt und dem Strome jeden Fortschritt wehrt, während angespülter Schlamm und Erde vielmehr dazwischen hängen bleiben. Eine schöne Wasserfläche, prachtvolles Grün der Inselufer und ein herrlicher klarer Himmel machten die Fahrt sehr angenehm, wir waren indeß doch froh am Abend bei der Zuckerpflanzung Spring Garden am linken Flußufer zu landen, wo der Verwalter der Pflanzung uns gastfrei aufnahm. In einem Lande wie dieses, wo außer den Pflanzungen gar keine menschlichen Wohnungen existiren, wird die Gastfreiheit allerdings zur Pflicht, die Freudigkeit und Zuvorkommenheit aber mit welcher diese Pflicht geübt wird, gereicht den Pflanzern zur hohen Ehre und macht eine solche Reise ins Blaue hinein, bei der man bald hier bald dort anklopft, doppelt angenehm.

Nach einer Nacht in der die Musquitos mich leider kein Auge schließen ließen, ging nun des Morgens früh die Reise in einem Corial weiter; diese Corial's (Canoes der südamerikanischen Indianer, oder in unserm Fall ein nach diesem Muster gemachtes Boot) sind lang und schmal, sehr leicht, und werden mit kurzen Rudern welche der Ruderer frei in Händen hält, sehr rasch vorwärts getrieben; zwei Mann ruderten unser Corial mit Leichtigkeit 5 bis 6 englische Meilen die Stunde, während der dritte hinten saß und steuerte. Mit einiger Mühe zwängten wir uns in das schmale Fahrzeug hinein, da mancherlei Vorräthe, mit denen auch ich mich vorsorglich versehen hatte, den Platz noch beengten; desto weniger hinderte mich mein Bedarf an Toilettegegenständen, den ich für die Wildniß auf solch einfache Stücke reducirt hatte, daß man in solchem Aufzug in Europa schwerlich zu einem Stadtthor, gewiß nicht zu eines ordentlichen Menschen Haus- und Stubenthür hinein gelangen würde. Für solche Fahrten gilt das Nützliche vor dem Schönen, und darauf waren meine segeltuchenen Kleider, mein horribile dictu! blau baumwollenes Hemd und meine gelben Schuhe von Ziegenleder meisterlich berechnet.

Nach einer halbstündigen Fahrt am linken Ufer des Stromes gelangten wir an die Mündung des Supiname oder Supenaam Creek, an welchem

etwa 25 englische Meilen oberhalb Indiana liegt; es war ein prachtvoller Morgen, ganz geeignet die Schönheit der Scenen zu erhöhen die sich vor unsern Augen alsbald entfalten sollten. Der Fluß ist an der Mündung 200 Fuß breit und bis weit hinauf über 20 Fuß tief, so daß er zur Schifffahrt selbst mit großen Fahrzeugen sehr geeignet erscheint; bis auf wenige Negerhütten die sich hie und da am Ufer zeigen, sind dieselben völlig unangebaut, und wir hatten zu unserer Seite nichts als die riesenhaften uralten Bäume, umgeben von jungem Nachwuchs und durch Schling- und Schmarotzerpflanzen zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden. Möge man es dem armen an solche Herrlichkeit nicht gewöhnten Nordländer zu Gute halten, wenn diese nie gesehene Fülle der Vegetation mich auf den ersten Blick an ein wohlgeordnetes Treibhaus mahnte. Und wahrlich, die Natur legt nicht minderen Geschmack an den Tag als der Gärtner: die herrlichsten Gruppen bieten sich dem Auge dar, und namentlich machen sich die verschiedenen Palmenarten als Mittelpunkt solcher Gruppen geltend, indem sie mit ihren schönen, meist schlanken Formen über das übrige Grün stolz hervorragen; daneben glänzen besonders die reichen Blüthen der Schmarotzerpflanzen in allen Farben. Wenn ein Urwald, besonders der heißen Zone, dem Fuße undurchdringlich ist, so war es nun hier eine besondere Gunst, daß wir diesen Reichthum von Formen sich zum Wasser hin abdachen sahen und ihren Anblick ohne alle Beschwerde genießen konnten; ja das Wasser selbst gewährte die Hauptzierde des Ganzen, denn in seiner von mir nie in ähnlicher Weise erblickten Glätte und Klarheit spiegelten sich die Baumgruppen so vollkommen, daß es in einiger Ferne schwer war die Grenze zwischen dem wirklichen und dem Spiegelbilde zu bestimmen. Eine Menge Vögel belebte die sonst so einsamen Ufer, namentlich die Papageien, welche in Schaaren, aber in diesen immer paarweise fliegend, und mit großem Geschrei über uns wegzogen, oder sich auf den Bäumen niederließen; so sehr leicht ihnen anzukommen sein soll wenn sie bei ihrem Fraß sind, so scheu fand ich sie auf der Wanderschaft. Bald verstummten auch die Stimmen der Vögel, denen die schwüle Hitze in dem abgeschlossenen, von keinem kühlenden Winde bestrichenen Flußthal eben so drückend werden mochte als uns. Als wir an die zweite Hälfte unseres Wegs gelangt waren, wo die Ufer des Flusses allmälig sich erheben und das Wasser beginnt reißender zu werden, zogen sich Gewitterwolken zusammen und ein furchtbarer Regenguß brachte Kühlung, aber freilich auch Nässe, gegen die wir uns gar nicht zu schützen vermochten; der Donner, ohnehin stärker in den Tropen, machte in dieser einsamen Gegend einen gewaltigen Eindruck. Der Fluß wurde nun allmälig enger, die Umgebungen immer wilder, der Lauf des Wassers von zahlreichen Inseln unterbrochen, während umgesunkene Stämme unter der Wasserfläche unserer Fahrt manches Hinderniß entgegen setzten. Wir waren indeß nahe am Ziel, und nach einer etwa sechsstündigen Fahrt landete das Corial an dem kleinen Hafen des Besitzers von Indiana.

Jeffrey hatte diese Niederlassung vor vier Jahren in einer Gegend gegründet wo noch viele Indianer hausten; im dichtesten Urwald hatte er eine kleine Anhöhe urbar gemacht und sich ein freundliches Haus da gebaut, in welchem er und sein Compagnon Mr. Shiach mich acht Tage lang beherbergten. Die Indianer, an Jeffrey's Autorität gewöhnt, ließen sich ganz willig finden ihm die Arbeit des Holzfällens zu verrichten, wenn auch keineswegs mit der Regelmäßigkeit eines civilisirten Arbeiters, und die gefällten Stämme wurden nach jenem Hafen am Fluß geschleift, dort zu Flößen vereinigt und nach der Stadt geleitet. Hierbei beschränkte sich Jeffrey auf einige harte, werthvolle Holzarten, deren mehrere in England zum Schiffbau Ruf erlangt hatten; die Hauptsorten waren Mora, Greenheart und Purpleheart (nach der Farbe benannt) und der Kubikfuß war einen halben Dollar und mehr werth. Geringes Holz wurde gar nicht geschlagen, denn obgleich Jeffrey selbst weiter unten am Fluß eine Schneidemühle besaß, pflegte er doch die Bretter zu seinem eigenen Bedarf billiger in Georgetown zu kaufen, wohin sie von Amerika eingeführt wurden. Das kostbarste, selbst im Innern seltene Holz ist das prächtige getigerte Letterwood; nur der innerste Kern der Stämme ist von vollkommener Schönheit, und überaus theuer. Von einem Indianer kaufte ich einen solchen Bogen.

Was mich nun vorzüglich interessirte, waren die Indianer welche in der Nachbarschaft angesiedelt waren, sofern man bei diesen unsteten Menschen mit ihren Hütten ohne Wände, die kaum gegen Sonne und Regen Schutz gewähren, von Ansiedlung reden darf. Den Mittelpunkt bildete eine Missionskirche, welche Jeffrey herzustellen sich angelegen hatte sein lassen, und in welcher ein auf Kosten der Colonie angestellter Lehrer den schottischen presbyterianischen Ritus pflegte; diese Bevorzugung der Confession welcher Jeffrey selbst angehörte, hatte derselbe trotz der angestrengtesten Bemühungen des Gouverneurs und des Bischofs von Demerara aufrecht zu erhalten gewußt, und er war stolz darauf die ganze Kette hochkirchlicher Missionen welche Guiana umgibt, zu Gunsten der Lehre die er für die reinere erkannte unterbrochen zu haben. Seltsam ist freilich der Eindruck auf den unparteiischen Dritten, wenn er die armen Indianer, die kaum die Grundlehren des Christenthums zu fassen vermögen, in Berührung mit unsern kirchlichen Zwistigkeiten gebracht sieht. Jeffrey hatte schon bei seinem Indianerleben nicht verabsäumt seine Umgebung auf das Christenthum hinzuführen; bereits im Jahre 1834 hatte er den Ersten taufen lassen, und hatte nach und nach das Häuflein bis auf 100 gebracht; ich habe selbst dem Gottesdienst beigewohnt, der allerdings von der Geschicklichkeit des Missionslehrers mir sehr geringe Begriffe beibrachte; die Indianer betrugen sich sehr anständig, und erschienen bei diesem Anlaß auch in Hemden gekleidet, wiewohl sie die Kleider abwerfen sobald sie nach Hause kommen. Die Jugend lehrte man lesen und schreiben, und ihre Handschrift war, wie ich das bei allen Missionsschülern wilder Nationen und überhaupt bei Farbigen

gefunden habe, auffallend gut. Die Bekehrung fand von Anfang an wenig Widerstand, ihr eigener religiöser Glaube war ein sehr reiner, an einen großen Geist wie bei ihren Stammgenossen in Nordamerika; Opfer- und Gottesdienst hatten sie jedoch nicht, wiewohl sie Priester als Aerzte und Wahrsager für ihre Jagdzüge und sonstigen Unternehmungen besaßen; diese waren denn auch die einzigen, die aus Eigennutz sich der Einführung der neuen Lehre widersetzten. Wie tief diese letztere bei Menschen eindringen konnte, die trotz ihrer Bekehrung in ihrer Lebensweise vollständig Wilde blieben, läßt sich ermessen, und es ist um so weniger zu erwarten daß das Christenthum bei ihnen eine große Ausbreitung erlangen werde, als die Indianer dieser weiten Strecken noch lange in deren unbestrittenem Besitz verbleiben werden, und in ihrer ursprünglichen Existenz durch eine Einwanderung civilisirter Völker, wie etwa in Nordamerika, nicht bedroht sind. Die unendlich schwierige, gerade von der Mehrzahl der Missionäre mit großer Oberflächlichkeit behandelte Missionsfrage bietet also hier doppelt große Bedenklichkeiten.

Die Statur der Indianer ist unter Mittelgröße, untersetzt, nie corpulent, ihre Gesichtszüge breit und gutmüthigen Ausdrucks, niedrige Stirn und flache Nase; sie erinnern sehr an die Abbildungen die man von den Esquimaux besitzt. Ihre Farbe ist heller als kupferfarb; seltsam ist es daß die Gesichter bleicher sind als der Körper, namentlich bei Weibern und Kindern, und der Ausdruck „Mondgesicht" ist ganz bezeichnend für sie. Die schwarzen schlichten Haare sind bei den Männern oft über einen Fuß lang, oder in einen Zopf geflochten; einen alten Mann sah ich der einen großen Zopf trug, und sein Gesicht mit drei diagonalen Strichen scheußlich bemalt hatte. Sie sind unbärtig, und dieses verbunden mit ihrer kleinen Statur und ihrem wenig energischen Wesen gibt ihnen ein kindisches Ansehen.

Diese Indianer haben mit ihren nordamerikanischen Brüdern wenig anderes gemein, als ihre Abneigung gegen regelmäßigen Erwerb und feste Wohnsitze. Das Gerücht sagte daß vor wenigen Jahren im Innern große Kämpfe stattgefunden haben, die Stämme nahe der Küste aber, obgleich noch keineswegs entartet oder in wesentlicher Berührung mit der Civilisation, sind sanftmüthig, furchtsam und milden Charakters. Es ist fast unmöglich sie zur Arbeit zu bringen, und Jeffrey der doch Einfluß über sie besaß, klagte daß sie nur dann erscheinen wenn der Hunger sie treibt; dabei sind sie sehr unzuverlässig und sagen zehnmal ja, ohne ihre Zusage zu erfüllen. So lenksam sie an sich sind, so eigensinnig und mißtrauisch sind sie wo einmal eine vorgefaßte Meinung bei ihnen gewurzelt hat. Untereinander sind sie nicht sehr verträglich, und nur Genossen derselben Familie leben an demselben Ort; auch sehr eifersüchtig sind sie. Ihre Sprache in dieser Gegend ist ein abscheuliches Patois von Englisch, Holländisch und ihrem eigenen Idiom.

Verglichen mit dem peruanischen Indianer eines durch die Hochgebirge kälteren Klimas, zeigt der von Guiana den rein tropischen Charakter, keine

Kultur wie die der Yncas, und dafür auch nichts von der finstern Verschlossenheit der Nachkommen aus jenem unglücklichen Staat.

Zu Sklavenzeiten pflegte man den Indianerstämmen nahe den Ansiedlungen große Aufmerksamkeiten zu erweisen, da man sie als eine Grenzwache gegen flüchtige Neger betrachtete und in der That benutzte; alle Weihnachten kamen sie dann in großen Schaaren nach Georgetown, wo sie im Hause des Gouverneurs bewirthet wurden, und sich mit gewaltig viel Freiheit dort behaglich gemacht haben sollen; dabei erhielten sie Geschenke von Gewehren und andern Dingen. Jetzt hat das aufgehört, und in der Stadt sieht man nur noch Einzelne, die wilde Früchte, Affen, Papageien und andere Ausbeute des Waldes dort zum Verkauf bringen. Sie sind harmlos und Niemand will ihnen übel; sie werden „Matty," d. h. Freund, angeredet; ihre allgemeine Bezeichnung ist „Bucks," die sie aber als Anrede beleidigt.

Die Männer gehen fast ganz unbekleidet, an hohen Festtagen setzen sie eine Krone von Papageienfedern auf, die sehr künstlich gemacht ist; die Weiber haben eine Art Netz in dem sie stecken, keineswegs romantisch. Die Hütten sind äußerst einfach: ein elendes Dach von Palmblättern, von ein paar Stangen getragen genügt, an diesem sind die Hängmatten befestigt, und so wohnt eine Familie von 6—8 Personen in dem engsten Raum; alles schwebt in den Lüften, die Kinder haben ihre kleinen Hängmatten, und wenn ich Jeffrey glauben darf so erhält oft der Lieblingshund eine solche. Bei Indiana hatten mehrere gar keine Hütten, sondern begnügten sich ihre Hängmatte unter der auf Pfählen gebauten Kirche aufzuhängen. Im Allgemeinen wählen sie nur Hügelland, niemals die Ebene für ihre Wohnorte.

Ihre Nahrung gewinnen sie durch Jagd und Fischfang, und durch den rohen Anbau der Cassada, (Cassave, Maniok) aus deren Wurzel sie ein geschmackloses Brod bereiten; auch die wilden Früchte müssen ihnen dienen, und sie hauen ohne Bedenken einen Baum um, um zu denselben zu gelangen, vielleicht eines der schlagendsten Beispiele ihrer uncivilisirten Lebensweise. Interessant dagegen ist ihr Fischfang: sie pflegen in der trockenen Jahreszeit wo die Gewässer seicht und ohne Strömung sind, die Fische mit dem Kraut einer Schlingpflanze zu vergiften; das Kraut wird hineingeworfen, und in wenigen Minuten schwimmen die Fische betäubt an der Oberfläche; sie sind darum nicht weniger eßbar und werden im Vorrath eingesalzen oder gedörrt; das nächste Jahr sind sie sicher eine eben so große Menge Fische wieder zu finden, und hiernach scheint jenes Gift eben nur zu betäuben, nicht zu tödten. Jeffrey gab mir ein ganzes Bündel davon mit, aber es ging mir zu Grunde, wie so manche naturhistorische Merkwürdigkeit die der Reisende in den Tropen sammelt. Zur Jagd sind sie sowohl mit Bogen und Pfeil, als mit dem Gewehr sehr geschickt; ein Europäer würde gar nicht im Stande sein in dem dichten Wald, wo er jeden Augenblick anstreift und Geräusch macht, und wo er alsbald ermüden würde, zu jagen; sie aber stehlen sich so still durch das

Gebüsch und sind mit der Lebensweise des Wildes so vertraut, daß sie selten leer zurückkehren. Sie haben Hunde zur Jagd, welche nach dem löblichen Grundsatz daß ein Jagdhund nicht zu fett sein darf, halb verhungert, aber doch dem Besitzer sehr ans Herz gewachsen sind; darum hat man auch dort das Sprüchwort: „lean as a Buck-dog,“ mager wie ein Indianerhund. Jeffrey hatte eine solche Hündin, die den wohlklingenden Namen Sarape führte, für 14 Dollars gekauft, bei dem Werth des Geldes für die Indianer verhältnißmäßig mehr als man bei uns für ein Rennpferd geben würde, und also ein Beweis von der Werthschätzung eines guten Hundes bei ihnen. Auf ihren Jagdzügen begleitet sie die ganze Familie, und die ganze Habe wird mitgeschleppt; an einem passenden Platz schlagen sie dann ihr Lager auf und verweilen so lange an ihrer neuen Wohnstätte als es sich trifft; eine eigentliche Heimath haben sie nicht. Ich sah einen Indianer in seinem Reiseaufzug: die Hängmatte in ein Bündel geschlungen, welches zugleich einige andere Habe, Pulver u. s. w. enthielt, und mittelst eines Stricks der um die Stirn ging, auf dem Rücken getragen, in der rechten Hand den 7 Fuß langen Bogen mit Pfeilen; unter dem linken Arm die Flinte, in der linken Hand ein großes Messer. So zog dieser Mann, der einige hundert Meilen her vom Mazaruni kam, frei und fröhlich in die Welt hinein, ein wahrhaft beneidenswerthes Wesen. Natürlich spielt das Corial, das Boot, in dem flußreichen Lande eine große Rolle, und sie sind alle Schwimmer, jedoch in anderer Weise als die Europäer; wenn ein Corial umschlägt, so wissen sich selbst die kleinen Kinder zu retten.

Die Indianer begraben ihre Todten in der Hütte wo sie gestorben sind, verlassen aber dann die Gegend wo die Familie ein solches Unglück getroffen hat. Als die Einführung des Christenthums und die Nähe der Kirche sie etwas weniger unstet machte, setzten sie jenen Gebrauch zwar fort, blieben indeß in der Hütte wohnen, und erhielten Monate lang ein Feuer neben dem Grabe. Einem Indianer war sein Kind gestorben; Jeffrey der seine Ideen erforschen wollte, fragte ihn ob er die Hütte nun noch ferner bewohnen werde; der Indianer bejahte das mit dem Zusatz, daß er in einiger Zeit wahrscheinlich seinen Wohnort verändern werde. Jeffrey fragte ihn weiter, ob er dann das Dach der Hütte für den neuen Bau benützen werde, worauf der Andere erwiederte: „O nein, siehst du nicht, daß mein Kind eine Hütte braucht?“

Ein seltsames und bis dahin noch dunkles Schicksal schien diesen harmlosen Menschen zu drohen, über welches man in der Colonie viel sprach. Vor anderthalb Jahren nämlich verbreitete sich unter den Indianern das Gerücht, daß tief im Innern, noch sechs Wochen Landreise jenseit der Quellen des Mazaruni, ein Mann von außerordentlicher Macht und Gaben lebe, zu welchem alle Indianer weit und breit wallfahrteten um reiche Geschenke zu empfangen. Die bekehrten Indianer beredete man es sei Christus, und sie schickten wirklich Kundschafter aus, welche jedoch unverrichteter Sache zurückkehrten. Ganz

neuerdings indeß waren viele von den Arrowaak's einer nach dem andern aus der Gegend weggezogen, und es schien wahrscheinlich daß der ganze Stamm folgen würde. Man vermuthete einen Anschlag der Brasilianer, die armen Indianer gefangen zu nehmen und als Sklaven zu verkaufen, da diese wegen eines ähnlichen Unternehmens bereits berüchtigt waren; die Indianer aber spotteten bei dem Eigensinn der einen Grundzug ihres Charakters bildet, jeder Warnung.

Auch in holländischen Zeiten wurden die Indianer der Sklaverei unterworfen, und man verfolgte das System drei Stämme, die Warau's, Arrowaak's und Caraiben frei zu erhalten und diese zum Fang der Andern zu verleiten, indem sie ihnen ihre Kriegsgefangenen abkauften. Noch jetzt pflegt ein Stamm der Accaway's, wenn sie auf ihren Fahrten Caraiben kommen sehen, Corial und alles im Stich zu lassen, da dann diese herausnehmen was ihnen beliebt. Eine der ersten Handlungen der Engländer nach der Besitzergreifung war, allen Indianern und Abkömmlingen indianischer Mütter die Freiheit zu schenken.

Diese mancherlei Erzählungen meiner gütigen Wirthe, und die kleinen Ausflüge welche wir machten, verliehen meinem Aufenthalt in dieser tiefen Waldeinsamkeit einen besondern Reiz, aber auch hier, und hier selbst mehr als anderswo, beschränkten Klima und Natur meine Schritte. Zwar war die Hitze, trotzdem daß die Sonne gerade senkrecht stand und trotz unserer eingeschlossenen Wohnung sehr gemäßigt und erreichte selten 24° R., aber die tausend Stacheln, Haken, Schlingen mit denen die tropische Natur den Europäer von ihrem Heiligthum abwehrt, waren auch hier in aller Fülle vorhanden, besonders fand ich die Waldung undurchdringlich wegen der endlosen Schlingpflanzen, die nicht nur von Baum zu Baum, sondern auch besonders auf dem Erdboden hin das Dickicht völlig ungangbar machen; man ist dann auf die betretenen Indianerpfade hingewiesen, und selbst diese sind oft mehr als schwierig. Jene Schlingpflanzen nannte Jeffrey kurzweg Waldseile, Bush ropes, und sagte mir daß er sich ihrer beim Holzfällen und beim Zusammenfügen der Flöße ausschließlich statt wirklicher Seile bediene; die dünneren Ranken geben einen Bindfaden, der wenigstens so lange das Holz frisch ist ganz dem Zweck entspricht. Auch die Wasser gebende Liane ist hier einheimisch, sie muß aber nicht nur angezapft, sondern ein Stück förmlich abgeschnitten werden, weil sonst das Wasser nicht läuft. Ein armdickes Stück von 2 Fuß Länge gibt ein großes Glas wasserhellen und sehr trinkbaren Saft; die Indianer scheinen diese Quelle oft zu benutzen, denn im Walde fand ich solche abgestorbene Pflanzen.

Die Einsamkeit von Indiana wird erhöht durch die geringe Ausdehnung der urbar gemachten Umgebung des Hauses, und selbst diese ist bei dem unendlich üppigen Wachsthum kaum frei zu erhalten. Noch vor 10 Monaten war alles kahl abgetrieben worden, und jetzt standen junge Bäume und Sträuche von 20 Fuß dort, und der Durchschnitt der Höhe war 12 Fuß; ein Papawbaum, dessen Alter von gerade einem Jahr bestimmt bekannt war,

hatte bei einem Durchmesser von 8 Zoll, 20 Fuß Höhe; allerdings ist es ein sehr schnell wachsender Baum, der wie die Palme keinen dichten Stamm hat. Zwischen diesem Pflanzenleben hausten wir paar Menschenkinder, und um uns herum die Ziegen, Rinder, Hühner, Enten und Gänse der Ansiedlung durcheinander wie im Paradiese. Kein Mißton der civilisirten Welt unterbricht für gewöhnlich die Ruhe, aber um so greller ist der Contrast wenn mitten in dieser Einsamkeit aus dem Gewehr eines europäischen Ruhestörers ein Schuß fällt: die ganze Gegend geräth in Alarm, die Vögel der Wildniß, die Hausthiere aller Art, ja selbst die Ziegen erheben einen ungeheuren Lärm, und ein Vogel, eine Art Heher pfeift wunderbar gellend dazwischen. Ueberhaupt sind die Stimmen des Waldes mannichfaltig und seltsam, und nur die Mittagshitze vermag sie zum Schweigen zu bringen; wie in Georgetown der Qu'est-ce qu'il dit, so läßt sich hier der „Who are you" vernehmen, und sein Zuruf ist so verständlich, daß das Geschichtchen von jenem Neger wohl wahr sein mag, der im Begriffe flüchtig zu werden sich im Walde plötzlich angerufen hörte, und auf die Frage des Who are you ganz erschrocken den Hut abnahm und sagte: „It is only me, Massa!" und nach seiner Pflanzung zurückschlich. Dabei pflegen diese Stimmen zu sehr regelmäßigen Stunden zu ertönen, und wie Linné eine Blumenuhr vorgeschlagen hat, so drängte sich mir hier die Idee einer Thieruhr auf: der Brüllaffe läßt sich Abends 9 und Morgens 3 Uhr vernehmen, der Scheerenschleifer, ein großer Käfer oder Cicade, fängt sein Geschäft um Tagesanbruch an, eine Stunde später ziehen die Papageien mit großem Geschrei in den Wald zurück, nach Sonnenuntergang fängt der Who are you an zu fragen. Nimmt man noch den Haushahn hinzu, so hat man eine Anzahl ganz verläßiger Zeitmesser.

Wenn sich mir auf diese Weise manches exotische Gethier darbot, so fand ich doch meine Träume von Jaguars, Armadillen, Ameisenfressern, Riesenschlangen, die ich noch in Georgetown gehegt hatte, völlig enttäuscht; alle diese Thiere sind in reichlicher Menge vorhanden, aber von Jagdpartien ist so wenig die Rede, und im Dickicht hat man selbst ohne Gewehr so viel Mühe auf seinen Beinen zu bleiben, daß man auf die Erlegung bedeutenden Wildes ganz verzichten muß; selbst ein glücklicher Schuß würde bei der Unmöglichkeit das verwundete Thier zu verfolgen, fruchtlos sein; so entkam uns unter anderm ein prächtiger Aras. Sehr häufig ist der Jaguar, und dem Vieh in hohem Grade gefährlich; da er aber weit herum zu schweifen pflegt, so ist wenig Möglichkeit seiner habhaft zu werden. Vor kurzem wagte sich am hellen Tage ein Jaguar die Treppe von Jeffrey's Hause hinauf, marschirte durch die offene Verandah und um dasselbe herum und zog wieder ab. Man sagte mir daß er den Menschen nicht ungereizt angreife, und erzählte einen Fall, wo er an der Seite eines schlafenden Negers einen Hund weggenommen, ohne dem Menschen ein Leid zu thun. Seine Kraft ist furchtbar und liegt wie beim Königstiger, den der Jaguar auf dem neuen Continent vertritt, hauptsächlich

in der Wucht der breiten Tatzen; er vermag seine Klauen zwei Zoll tief in das Gehirn eines erwachsenen Rindes durch den Schädel hindurch einzuschlagen.

Neben diesem großen Würger treiben auch hier die kleinen Feinde aus dem an Quälgeistern so unendlich reichen Insektengeschlecht ihr Wesen; von den bekannten Sandflöhen, die ihre Eier in die Zehen der Menschen legen, wußte man in Indiana wie überhaupt in der Colonie mir vieles zu erzählen; von einer Zahl von 29 Coolies sollten 20 den Folgen einer solchen Verwundung erlegen sein, da Entzündung, Brand und der Tod aus deren Vernachlässigung hervorgehen. In ganz Westindien sind diese Thiere bekannt, und namentlich in Schweineställen häufig, hier aber ist ihnen fast Jedermann ausgesetzt; glücklicher Weise hat man überall Leute die in der nöthigen kleinen Operation Uebung besitzen, und die Eier des Thiers rechtzeitig entfernen. Von Musquitos waren wir glücklicher Weise frei, dafür aber von kleinen Fliegen belästigt, die Abends zu Hunderttausenden gegen das Licht, oder auch in die Augen der Leute flogen, sie stechen nicht, sind aber unerträglich; nicht weniger störend waren die Tausende von Käfern, Schaben, Schmetterlingen und anderm geflügelten Ungeziefer, die vom Licht angelockt ebenfalls um unsere Köpfe zu summen pflegten. Eine wahre Merkwürdigkeit sind die stachellosen oder doch nicht stechenden Bienen, die guten Honig geben, und die man der Curiosität halber dicht bei den Aufenthaltsorten der Menschen in ausgehöhltes Holz ansiedelt; ich mochte anfangs dem Landfrieden gar nicht recht trauen, als man mich aufforderte ungescheut näher zu treten und die Thierchen gar in die Hand zu nehmen. Dagegen kann man schlimm ankommen, wenn man wie ein paar Bekannte von mir eine Frucht von einem Baum zu reißen vermeint, und einem etwas auf den Kopf fällt, was sich alsbald als ein exotisches Wespennest erweist. Ein wunderbares Beispiel vom Instinkt der Ameisen beobachtete ich noch: eine der häßlichen amerikanischen Schaben wurde, als sie durchs Zimmer lief, von Jemand todt getreten; kaum fünf Minuten später bemerkte ich daß eine Schaar Ameisen nach dem Platze gezogen kam. Die Schabe war etwa einen Zoll lang, und die Ameisen von kleiner Art, hatten mithin kein leichtes Werk; mit geschickter Vertheilung der Kräfte waren sie indeß bald im Stande das Thier von der Stelle zu schaffen, einige ziehend, die Mehrzahl schiebend, wobei sie sich fortwährend ablösten. Die Geschwindigkeit war etwa 1 Zoll in 3—4 Secunden, und so erreichten sie bald die Wand, einen fußhohen Blechkasten, den ich absichtlich ihnen recht in den Weg schob. Alsbald wurde ein Bote an die Nachzügler abgeschickt, welche um die übrigen Reste des zertretenen Thiers beschäftigt waren; sie kamen mit großer Eile herbei, und es gelang ihnen die Schabe, freilich mit geringerer Schnelligkeit bis fast zur Höhe des Kastens senkrecht hinaufzuziehen, einige voran, welche den einen Fuß der Schabe wie eine Deichsel gefaßt hatten und so dem Zug seine Richtung gaben. Leider wurde ich von diesem interessanten Schauspiel abgerufen,

und als ich zurückkam hatten sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, wahrscheinlich auf dem Wege den sie gekommen waren.

Meine Wirthe waren sehr liebenswürdig, vorausgesetzt daß sie nicht gerade ihren Fiebertag hatten; wem dieses Leiden naht, der zieht sich mit Verwünschungen in das Innerste seiner Gemächer zurück und ist auf viele Stunden ungenießbar. Unsere Lebensweise, von allem städtischen Zwang frei, behagte mir sehr, besonders auch die Hängmatte welche man mir zum Nachtlager gab. In einem warmen Klima wo von Zudecken keine Rede ist, gibt es kaum eine angenehmere Ruhestätte, das luftige Gewebe ist kühl, und man kann seinen Gliedern jede beliebige Lage geben; auch hört das Schaukeln, wenn man sich ruhig hält, alsbald auf; bei alle dem setze ich freilich voraus daß die Stricke wohl befestigt sind, nicht wie es mir einmal in Indiana erging, wo mein schwarzer Bedienter, ein Ausbund von Nachlässigkeit und Nichtsnutzigkeit, dem ich als letztes Argument ein Buch an den Kopf geworfen hatte, mir aus Rachsucht und gekränkter Negerwürde die Hängmatte so lose anbrachte, daß ich alsbald und zum Glück noch mit einem Bein auf dem Boden stehend mit ihr zur Erde fiel.

Da nach achttägigem Aufenthalte Mr. Jeffrey Geschäfte in der Stadt hatte, und von Indiana aus keine weiteren Expeditionen zu machen waren, so begleitete ich ihn bis zu jener Pflanzung Spring Garden zurück, wohin uns Jeffrey's geräumiges und wohlgebautes Boot am 29. August Abends brachte. Von dort aus setzte ich nach der Insel Wakenaam über, wo ich auf der Plantage Friendship gute Aufnahme und ein Pferd erhielt, um die vier englischen Meilen nach der andern Seite der Insel, nach Mr. Croal's Besitzung Palmyra zurückzulegen. Der Reisende in einer Colonie macht in der That wenig Umstände in der Benutzung der gastfreien Dispositionen der Pflanzer, und mag manchmal dadurch recht beschwerlich werden, wenn er alles zu seinem Fortkommen von einer Niederlassung zur andern erbittet. Mein Ritt war heiß, und zu meiner Freude traf ich auf einen kleinen Viktualienladen, deren man in Guiana viele hat, und wo mich ein Trunk Bier, das zur Kühlung sehr geschätzt wird, erfrischte. Durch meinen Gönner und Freund Mr. Croal mit Briefen versehen, durfte ich auf seiner Plantage doppelt gute Aufnahme erwarten; es ergab sich aber daß sowohl Dr. Croal, der Sohn, als der Verwalter Mr. Macrae abwesend waren und vor Nacht nicht zurückerwartet wurden. Mitleidige Leute öffneten mir indeß die Pforte, und ich vertrieb mir die Zeit so gut ich konnte mit einigen Büchern die da lagen; es war Mittag, es wurde 6 und 7 Uhr und Niemand kam; zu einigem Trost versorgte man mich mit einem guten Mittagessen, ein Ding nach dem ich nicht zu fragen wagte und dessen ich doch sehr bedurfte. Um 10 Uhr legte ich mich in baarer Verzweiflung auf ein Sopha, und schlief von des Tages Hitze und Last ermüdet bald ein; um 12 Uhr erwachte ich von Dr. Croal's geräuschvoller Ankunft in seinem eignen Zimmer, es war alles stockdunkel, und ich hatte das angenehme

Geschäft mich in dieser Finsterniß zu introduciren. Mein Speech in schlechtem Englisch und nicht geringer Verlegenheit schien Dr. Croal nicht zu überzeugen daß er es nicht mit Räubern zu thun hatte, man rief nach Licht, und ich überreichte meinen Brief mit der Apologie für eine so drollige Manier Bekanntschaft zu machen. Nun war es aber des guten kleinen Doctors Sache verlegen zu werden; er war so bestürzt mir einen so schlechten Empfang gegeben zu haben, daß er weglief und Mr. Macrae zu Hülfe holte, wo dann eine allgemeine Explication erfolgte und in großem Gelächter endigte. Wie aber, wenn Dr. Croal statt zu parlamentiren, dem vermeintlichen Räuber alsbald einen Stuhl an den Kopf geworfen oder eine Pistole auf die Brust gesetzt hätte!

In allen englischen Colonien ist die Menge von Schotten bemerkenswerth; theils der mindere Reichthum des Landes, theils eine dazu hinneigende Sinnesart treibt die Söhne dieser Nation ihr Glück über See zu versuchen, und sie sind so achtbar als unternehmend, zugleich sehr solid und haushälterisch. Die Engländer lassen den Schotten nicht für voll gelten, und jene Mißgunst welche zur Zeit der Vereinigung der zwei Königreiche die mit Jakob I. herübergekommenen Schotten als Hungerleider verhöhnte, welche sich an den Fleischtöpfen Altenglands zu sättigen gedächten, scheint noch nicht erloschen.* Vielleicht gerade weil er fühlt, wie weh Zurücksetzung thut, ist der Schotte weit billiger und zuvorkommender gegen Ausländer, und besonders habe ich sie den Deutschen stets sehr geneigt gefunden; wissenschaftlicher Sinn und Aehnlichkeit in kirchlicher Richtung tragen dazu viel bei. Selbst die deutsche Sprache ist ihnen zugänglicher schon wegen unseres ch, das auch dem Schottischen angehört, für eine englische Zunge aber nicht zu bewältigen ist.

Mr. Croal der Vater, den ich gehofft hatte selbst auf seiner Besitzung zu begrüßen, schickte den Schooner Home, um mich den Essequebo hinauf nach der letzten europäischen Station, wo ich ihn treffen würde, zu fördern; es

* Eine sehr hübsche Lesefrucht fand ich einmal in einem alten schottischen Werk: „A short sbridgment of Britane's distemper, from the yeare of God 1639 to 1649“ (also eine Geschichte der englischen Revolution). Da heißt es an einer Stelle von den verschiedenen Königen dieser Erde: der deutsche Kaiser sei ein König von Königen, der König von Spanien der des Goldes, der von Frankreich ein König von Eseln, denn er bürde ihnen mehr Lasten auf als sie tragen könnten, der König von Schottland ein König von Männern, denn das Land besitze keine andere Schätze als den männlichen Sinn seiner Bewohner, ... „and the kinge of Ingland is kinge of diwells, for as it wss pryde that made diwells of angells, so their pryde makes them hatefull to all nationes, in so much as both in their actiones, in their daylie and ordinarie discourses, you msy hear them underwalue all other nationes of the world, ewer building their oune praises on the dispraise of others.“ — Bei diesem Anlaß möge hier noch ein anderes Urtheil über England, ein englisches stehen:

„England uses her friends as a huntsman his pack,
For she thinks, when she wants she may whistle them back.“

war ein Reiseziel das Mancher unfreiwillig erreicht — die Strafcolonie, Penal Settlement von British Guiana. Die Leute hatten in Abwesenheit des Capitains das Schiff auf den Sand laufen lassen, so daß wir die beste Zeit verloren und erst Nachts um 1 flott wurden, wo Ebbe und Wind gegen uns waren; dafür genoß ich den Anblick des gestirnten Himmels, der mir nie so prächtig erschienen war: der Polarstern tief am Horizont, der große Bär verschwunden, und außer den glänzenden Bildern der Fixsterne Venus, Jupiter, Mars und Saturn am Himmel, die drei letzteren zu gleicher Zeit. Ich stand lange in ihrer Anschauung verloren, ehe ich mich entschließen konnte diesen Genuß mit dem eines erbärmlichen Lagers unten zu vertauschen. Auf dem Flusse konnte unser Schifflein viele Segel tragen, das Wasser ist breit und die Gegend flach genug um dem regelmäßigen Strich des Windes ausgesetzt zu sein, und zugleich fehlen bei solcher Flußschifffahrt die Gefahren, welche ein mit Segeln überladenes Schiff bei einem plötzlichen Windstoß in offener See bedrohen. Uebrigens war unsere Fahrt langweilig, und auch die Ufer des breiten Stromes ohne Interesse; nur die Inseln gewähren einige Abwechslung. Da wir erst mit der Nacht ankamen, so zog ich vor an Bord zu schlafen und am nächsten Morgen meine Briefe an den Direktor der Strafanstalt, welcher zugleich mein gütiger Wirth sein sollte, abzugeben.

Das Penal Settlement ist eine Anstalt für Verbrecher deren Urtheil auf harte Arbeit lautet, also entsprechend unsern Zuchthäusern, jedoch so daß Sträflinge von zwei Monaten bis zur äußersten Strafzeit hier zu finden sind. Sie werden in Steinbrüchen beschäftigt, um Georgetown, dem es an Baumaterial völlig fehlt, damit zu versehen, später sollten sie auch Holz sägen, und die Errichtung eines Arbeitschoppens zu diesem Zweck war gerade im Werk und beschäftigte alle Hände. Die Anstalt war erst $4\frac{1}{2}$ Jahre alt, seit 18 Monaten unter der Leitung ihres jetzigen höchst tüchtigen Vorstandes, welcher alle nur erdenklichen Verbesserungen vornahm, und in dem für Guiana so seltenen Besitz unbeschränkter Arbeitskräfte wahrhaft zu schwelgen schien; die Niederlassung enthält außer den zahlreichen wohl eingerichteten Gebäuden 100 Morgen Landes, das von Wald und Gestrüpp gereinigt war und vortreffliche Yams und Cassada erzeugte. Die Sträflinge arbeiteten den Tag über, während der Frühstückszeit und Abends nach vollendetem Tagewerk sitzen sie plaudernd vor ihren Zellen, welche erst mit Sonnenuntergang geschlossen werden. Die Strafe ist mithin einfach und leicht, die meisten Verbrecher sind Schwarze und Farbige, und zwei Weiße unter ihnen wurden mit möglichster Rücksicht behandelt. Fluchtversuche sind fast unmöglich, da die Indianer, auf viele Meilen weit die einzigen Nachbarn, für jeden Flüchtling 5 Dollars erhalten; zur Vorsorge ist auf den Jacken und Beinkleidern der Sträflinge das Wort Convict (Verurtheilter) in großen rothen Buchstaben wohl sechsmal angebracht.

Mr. Crichton, mein freundlicher Wirth, war ein vollkommenes Original, auf dessen Lebensgang die Gleichheit des Namens mit jenem bekannten

englischen Polyhistor entscheidenden Einfluß geübt zu haben schien, denn auch er suchte seinen höchsten Stolz in seiner Vielseitigkeit; aber was er angriff, darin leistete er auch Tüchtiges. Bei seinen 65—70 Jahren war er merkwürdig rüstig, und erinnerte mich in seinen Gesichtszügen wie in seiner Art an den alten Blücher, wie er in der Vorstellung der Welt lebt; frei, offen, praktisch und in allen Sätteln gerecht, und dabei verwünscht positiv. Sowohl die Popularität die der Mann in der Colonie genoß, als sein Wohnort an der Pforte der Wildniß zogen ihm viele Besucher und Gäste herbei, und während der Zeit die ich dort lebte wurde sein Haus nicht leer; auch die Art wie er diese umfangreiche Gastfreundschaft übte, war ganz originell: er hatte einen Saal in dem wohl zwölf Hängmatten hingen, wer kam war willkommen und erhielt nicht mehr und nicht minder als eine solche Schlafstätte; um seinen Gästen einen guten Tisch zu bereiten, hatte er alle Indianer der Umgegend als Jäger in seinem Sold, und wir bestanden dabei vortrefflich. Jagdpartien und Ausflüge in die Umgegend und die fröhliche Tafelrunde in guter Gesellschaft, oft eine Partie Schach mit dem alten Herrn, der ein formidabler Naturalist in diesem königlichen Spiel war, füllten meine Tage aus, und ich wußte mich so wohl zu ermüden, daß ich die Alarmkanone die jeden Morgen kaum 50 Schritte von unsern Fenstern abgefeuert wurde, regelmäßig verschlief.

Crichton's Tisch, an guten Dingen reich, soll mir die Gelegenheit geben einige Vergleichungen zwischen der vaterländischen Kost und dem was die Tropen bieten anzustellen. Allerdings wird Niemand in diesem Punkte, wo jahrelange Gewohnheit am meisten entscheidet, so leicht billig sein, und ich unterlasse nicht diesen Gesichtspunkt vorerst hervorzuheben, bekenne aber sodann, daß ich für meine Person es ganz und gar mit den Genüssen der gemäßigten Zone halte. Ich habe mancherlei Wild, Roth- und Schwarzwild, Hasen und Kaninchen, selbst Pfauen und fliegende Hunde in den Tropen verzehrt, finde aber daß der Wildgeschmack, vielleicht wegen der rauheren Lebensweise der Thiere in kälteren Ländern, bei uns ungleich edler ist. Eine Ausnahme will ich höchstens zu Gunsten des trefflichen Bratens vom Laba oder Paka, einem Nagethier gelten lassen, ein Gericht auf dessen Erlangung Crichton den höchsten Werth legte, und das er uns als einen Leckerbissen auftischte: es schmeckt dem Schweinefleisch ähnlich, aber zarter; den zu demselben Genus gehörigen Aguti habe ich auch gekostet, fand ihn aber nicht besonders, namentlich wenn ich mich des Ausspruchs erinnerte daß er in Amerika unsern Hasen vertrete. Ein berühmter Leckerbissen ist der Leguan, die große mehrere Fuß lange südamerikanische Eidechse; sie schmeckt wie Hühnerfleisch, wenn man aber die ekelhaften knorpeligen Knochen in den Mund bekommt, so ist es mit dem Appetit aus, und man hält sich lieber an natürliche Hühner. Köstlich und nahrhaft sind seine Eier, aber die weiche Schale erregt abermals Ekel; sie sind nach Geschmack und Ansehen den Schildkröteneiern gleich. Papageiensuppe wird gerühmt, als

Braten sollen sie zu zäh sein. Wie ich einmal in Java Affenbraten — nicht gegessen habe, behalte ich mir vor zu erzählen.

Die Früchte anlangend so gibt es mit Ausnahme der Ananas fast keine einzige die unsern Kirschen, Aepfeln, Birnen, Erdbeeren gleichkommt, selbst die Orange wird man bald überdrüssig, der berühmte Mango ist nur in Bombay wirklich gut, überall sonst ist er wegen des Terpentingeschmacks fast ungenießbar. Die Goyava ist ein schlechter Ersatz unserer Quitte; sie wird gerade so verwendet. Der Mangustin, im indischen Archipelagus heimisch, welchen ich seiner Zeit beschreiben werde, ist die einzige tropische Frucht die meinen Erwartungen entsprach. Dagegen gilt es z. B. in Java für einen besonderen Vorzug, in den höheren Gebirgsgegenden unsere Erdbeeren als etwas unübertrefflich gutes zu kultiviren. Allerdings stammen die meisten unserer Obstsorten ebenfalls aus einem wärmeren, aber doch nicht aus dem tropischen Klima.

Am übelsten ist man mit den Surrogaten dran, welche in abgelegenen Gegenden dem Europäer statt des Brodes geboten werden. Ich habe mich immer körperlich unwohl befunden, wenn ich auf mehrere Tage des Brodes und der Kartoffeln entbehren mußte, und nicht wenigstens an den letzteren den Genuß einer mehligen Substanz fand; der Kartoffel steht die Yamswurzel sehr nahe, einzelne Sorten so sehr daß sie kaum zu unterscheiden sind, aber sie entbehrt der unschätzbaren Eigenschaft der Kartoffel daß man sie nicht überdrüssig wird. Die Batate oder süße Kartoffel, schon in den Vereinigten Staaten ein Leibgericht, ist widrig süß. Das Brod von Cassada, Maniok, sieht aus wie ein Judenmatzen aus Sägespänen, und schmeckt auch eben so; ich habe es nie in einigermaaßen sättigenden Quantitäten bewältigen können. Die Banane wird halbreif geröstet und als Brod sehr häufig auf den Plantagen bei Tisch servirt, ersetzt es aber keineswegs; die frische Frucht ist noch eine der werthvollsten Gaben der tropischen Natur; man hat eine Menge Abarten, die wie unsere Aepfel- und Birnensorten von dem Dessert der Reichen bis zur Kost der Schweine sich erstrecken, sie ist der Birn am ähnlichsten, aber mehliger, und man wird sie nicht leicht überdrüssig; zugleich ist sie, selbst in großer Menge genossen, nicht schädlich wie der meiste Obstgenuß in den Tropen. Die Brodfrucht, welche nach Amerika verpflanzt ist, habe ich bei Crichton zum erstenmal gegessen; die kugelige Frucht von der Größe eines Kindskopfes wird in Scheiben geschnitten und geröstet, und behagte mir besser als das Brodsurrogat der Bananen. Die Mehlspeisen aus Mais sind noch das beste, wiewohl ein eigentliches Brod daraus nicht bereitet wird. Im allgemeinen findet man aber das Mehl unseres Getreides, das im heißen Klima nicht gedeiht, unersetzlich für den Magen des Europäers, und darin liegt einer der wichtigsten Winke gegen die Ansiedlung in heißen Ländern.

Man hält sich bei dem Mangel an Brod an Schiffszwieback, dem man bald so viel Geschmack abgewinnt, daß man ihn besonders mit gesalzener Butter leidenschaftlich gern genießt. Alle Butter wird, namentlich aus Irland,

gesalzen eingeführt, und ist bei der Hitze fortwährend flüssig; sie behaupten man könnte in den Tropen keine Butter machen, ich habe indeß hie und da sehr gute frische gekostet; es gehört aber zu den Eigenheiten des Colonial-lebens, daß man sich in einer Menge Dinge auf die Einfuhr der europäischen Produkte verläßt, selbst wenn man sie besser im Lande selbst gewinnen könnte.

Die Cocosnuß im halbreifen Zustand in dem sie gewöhnlich genossen wird, ist ein fades kleisterartiges Gericht; die sogenannte Milch, ein trüber etwas säuerlicher Saft, der nichts milchartiges hat, lernt man schätzen und sie gilt für sehr blutreinigend; aus dem reifen Kern ließ mein guter Kapitain May auf der Reindeer ein Milchsurrogat bereiten, das allerdings den Zweck die Farbe des Thees zu trüben, hinreichend erfüllte.

Der Wein ist ein trauriges Kapitel in den Colonien; der importirte Bordeaux, der nach einem bewährten Hamburger Recept aus Pernambukholz, Zucker und Schnaps bereitet wird, so daß man meist die Späne des Rothholzes unten in seinem Glase findet, und der Rheinwein aus Honig und Schnaps verdienen nicht einmal den Namen von Surrogaten; es wird deßhalb unverhältnißmäßig viel Branntwein (Cognac, Arrack, Rum u. A.) mit Wasser getrunken. Als nationelles Getränk von Guiana setzte man mir Paywari vor, welches wie Branntweinmaische schmeckt, und in der That nichts anderes ist als eine solche gegohrne Maische von geriebener Cassada und Yam; in Crichton's Hause hatte man wenigstens die Gewähr daß es nicht in klassischer Weise bereitet war: die Indianer setzen sich nämlich in einen Kreis, kauen Jeder ein Stück der genannten Wurzeln, und — es ist nicht anders — spucken es in die in der Mitte stehende Schale.

Weit angenehmer als das Hereinragen exotischer Gerichte in unsern Küchenzettel, berührte mich der Verkehr der Ansiedlung mit den gefiederten Bewohnern der Wildniß. Die Umgebung wimmelte von halbzahmen Papageien, deren Jedermann einige besaß, die auf den Bäumen übernachteten und jeden Morgen die Sonne mit ihrem ohrzerreißenden Gekrächz begrüßten, in das sie einige Phrasen die sie im Umgang mit den Menschen aufgeschnappt, zu mischen wußten; es waren meist die grünen Amazonenpapageien, so benannt weil sie am Amazonenstrom häufig sind. Der Ausbund unter ihnen war Mr. Crichton's Lieblingspapagei John Guaco; er übernachtete mit den andern im Freien, aber so wie C. ans Fenster trat und ihm rief, antwortete er mit einem fröhlichen: „John Guaco," und kam sofort geflogen; es war ein wunderniedliches Thier, so zahm daß man ihn in die Hände nehmen und liebkosen konnte, dabei höchst intelligent; bei Tische fehlte er nie, und pflegte auf der Schulter seines Herrn sitzend auf die Bissen zu warten die ihm zufielen. Ich gab ihm ein Stück Brod, das er ohne weiteres in Crichton's Suppenteller fallen ließ; ungeheures Gelächter entstand aber, als John Guaco nun herunterhüpfte, sein Stück Brod aus der Suppe herausfischte, und es so geschmelzt verzehrte; C. versicherte das sei seine tägliche Gewohnheit. Auch Aras hat man häufig, sie sind aber in

der Gefangenschaft nichts nütze. Im Hühnerhof fielen mir große schwarze hühnerartige Vögel auf, die man in der Colonie Pauys nannte, weil sie fortwährend einen leise krächzenden Ton der wie jenes Wort lautet, von sich geben; es ist der Hocco, Crax Alector, der sich ungemein leicht zähmen läßt. Ich schickte von Georgetown eine Menge Pauys, Papageien, Affen mit Wickelschwänzen und andere Thiere nach Hause, sie sind aber, da das Schiff in der Weser einfror, alle kläglich zu Grunde gegangen; sonst hätte sich der Pauys wohl bei uns ansiedeln lassen.

Die Lage der Strafcolonie ist sehr schön, am Mazaruni, einem Nebenfluß (links) des Essequibo; der Fluß ist dort etwa doppelt so breit als der Rhein bei Coblenz und spiegelhell wie ein See; vier englische Meilen oberhalb besuchten wir die Ruinen eines holländischen Forts, Kyk over all auf einer kleinen Insel am Zusammenfluß des Mazaruni mit seinem Nebenfluß Cuyuni, der nördlich eine Verbindung mit dem Orinocco haben soll, im Einklang mit dem Charakter der südamerikanischen Flüsse. Die Landschaft ist immer noch dieselbe: eine ungeheure Wasserfläche mit dicht bewaldeten Ufern, welche sich indeß in dieser Gegend schon mehr erheben.

Unterhalb der Strafcolonie, am Zusammenfluß des Mazaruni mit dem Essequibo, liegt eine kleine Insel mit dem Hospital für Aussätzige sehr romantisch, die schreckliche gelbe Flagge aber die dort stets weht warnt vor dem Besuch. Man hat neben dem uneigentlichen Aussatz, der Elephantiasis, welche mit dem wirklichen Aussatz oft verwechselt wird, auch diesen letzteren in seiner ganzen Furchtbarkeit; in jenem Hospital wurden dermalen vier dieser Unglücklichen aufbewahrt. Die Regierung läßt die Aussätzigen aufgreifen wo sie sich betreffen lassen, und in diese Anstalt bringen; da sie aber, Dank ihren verschrobenen Begriffen von Asyl, nicht in die Häuser dringen darf, so ist eine Anzahl anderer derer sie nicht habhaft wird, und durch welche die Ansteckung mit diesem furchtbaren Uebel immer noch drohend ist.

Am Ausfluß des Mazaruni liegt auch eine Mission „The Grove," für Arrowaaks und einige Caraiben, im Ganzen 150—200 Erwachsene und 60 bis 70 Kinder die die Schule besuchen, allem Anschein nach eine mit reichlichen Mitteln ausgestattete Anstalt; der Bediente des Missionärs war ein heruntergekommener König der Caraiben. Ich habe auf meinen Reisen manche Mission gesehen, und reichlichen Anlaß zu der Betrachtung gefunden daß das Missionswesen eine außerordentlich schwierige Frage ist, deren Tiefe gerade von denen die es am meisten angeht am wenigsten ergründet zu werden pflegt. Ich stelle die göttliche Auflage: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes" (Matth. XXVIII. 19.) in ihrer unbedingten Geltung oben an, und erkenne darin die Pflicht auch für uns, die Bekehrung der nicht christlichen Völker zu betreiben; wenn ich aber die Art und Weise wie die Missionen ins Werk gesetzt werden gesehen habe, so ist mir fast immer das erhebende Gefühl fremd

geblieben, welches eine wirksame Beförderung des Christenthums geben muß. Vor allem ist es ein Mißgriff, wenn die Missionen sich wesentlich mit den entarteten und erschlafften Grenzstämmen der wilden Völker beschäftigen, und darum stehen die katholischen Sendboten hoch über den unsrigen, indem sie mit völliger Aufopferung ihrer Person tief ins Innere der heidnischen Länder dringen, sich dem Volke unter dem sie wirken wollen förmlich assimiliren, und von innen heraus einen Kern der Bekehrung bilden; wenn ich dagegen manchen evangelischen Missionär behaglich mit Frau und Kind in den europäischen Umgebungen einer Colonie in einer eleganten Wohnung hausen, auch wohl Wagen und Pferd halten sah, so mußte ich mich wahrhaft schämen. Sodann ist die Bekehrung jedes Volkes oder Menschen ein psychologisches Problem von erheblicher Bedeutung; wohl ist die Bekehrung zum Christenthum vor allem Sache eines einfältigen Herzens, nicht eines erleuchteten Geistes, aber das Herz des Neophyten muß doch wenigstens zur Entwicklung des Gefühles von Gut und Böse, Recht und Unrecht gekommen sein, ja es muß in der Uebung der Moral aus sich selbst heraus zu dem Bewußtsein gelangt sein, daß der Mensch aus eigener Kraft nichts Gutes vermag, und so muß sich das Bedürfniß nach Erlösung, was ja doch das einzige Wesen des Christenthums ist, in ihm erwecken; geht seine Bekehrung nicht diesen Weg, so bleibt der neue Glaube eben so wohl ein Götzendienst wie jedes andere Abhängigkeitsgefühl von einer höheren Macht, das dem Naturmenschen nahe liegt oder nahe gelegt wird. Es ist mithin kein Leichtes von einem bekehrten Heiden sagen zu können, daß er wirklich glaube, und die Versuchung liegt nahe, stumpfe Leichtgläubigkeit dahin mißzuverstehen und sich mit trügerischen Resultaten zu begnügen. Während nun in einer bestehenden christlichen Gemeinschaft selbst ein Prediger oder Lehrer von sehr beschränkten geistigen Mitteln durch die Ganzheit seines Glaubens und seiner Lehre wie seines Wandels segensreich wirken kann, so erfordert der Beruf des Missionärs neben jenen Eigenschaften noch Energie, praktischen Sinn und Menschenkenntniß, drei Eigenschaften von denen eine so selten ist wie die andere, Eigenschaften ferner welche in der Heimath ein so reiches Feld für sich haben, daß es einer ungewöhnlichen und hohen Selbstverläugnung bedarf, um die höhere Ehre in dem entbehrungsvollen Beruf des Missionärs zu suchen. Die Missionsanstalten haben also eine schwere Aufgabe taugliche Werkzeuge zu finden, und die welche sich darbieten sind der Natur der Sache nach meist Schwärmer, über einer sitzenden Lebensweise tiefsinnig gewordene Handwerker, verunglückte Menschen aller Art, oder gar Subjekte die diesen Beruf wie einen andern leichtfertiger Weise ergreifen. Was dann diesen Leuten an eigener Befähigung oder innerer Weihe abgeht, vermeint man durch Methode zu ersetzen, und bildet entweder todte Werkzeuge oder gar Heuchler. Von den letzteren will ich absehen, von den ersteren habe ich das Unglaubliche in der ungeschickten Behandlung ihrer Gemeinden gesehen, wie sie z. B. arme Wilde, die nie eine Viertelstunde unter

Dach und Fach ruhig gesessen haben, mit stundenlangen abstrusen Predigten in eintöniger Rede quälen, so daß man sich nur verwundert daß sie nicht davon laufen. So fand ich auch in jener Mission einen stupiden, wimmernden Schuster, und wenn ich Crichton glauben darf so war sein Vorgänger vollkommen unwürdig, ein Jude vom Rhein, der vor der Militärpflicht ausriß, wegen seiner Kenntniß des Hebräischen von der Missionsgesellschaft protegirt, getauft und hieher geschickt wurde, wo er sich durch Unwürdigkeiten aller Art bald unmöglich machte. So ein Mensch stellt denn wohl auch einen Bericht über seine Erfolge zusammen, der sich ganz erbaulich liest, weil er den Stempel jener Methode trägt, aber welcher Art diese wirklich sind, ist leicht zu ermessen.

Nachdem ich nun alles Interessante in den Umgebungen der Ansiedlung gesehen, schickte ich mich an, zusammen mit mehreren von Crichton's Gästen den Ausflug nach den Fällen des Essequibo zu unternehmen, und von dort aus einen abenteuerlichen Zug weiter und weiter zu beginnen, als ich eines Morgens genöthigt war statt nach dem bestellten Corial, nach dem Arzte zu schicken. Ein heftiges Fieber hatte mich, wahrscheinlich in Folge mancher Diätfehler und Anstrengungen, ergriffen, und ich fand mich in einem so kläglichen Zustande, daß alle Pläne der Weiterreise ins Innere hoffnungslos erschienen; vielmehr hielt ich es für das klügste in der Stadt bessere Pflege und ärztliche Fürsorge als der calomelwüthige Arzt der Strafcolonie mir zu verheißen schien, aufzusuchen; so endigte denn meine Expedition in die Urwälder von Guiana mit einem schleunigen Rückzug nach Georgetown, das ich nach einer Fahrt von 36 Stunden in dem Schooner Home wieder erreichte. Dieses Fieber war damals epidemisch, und wurde da es gleichzeitig mit der Polka in der Colonie auftauchte, das Polkafieber genannt; es starben viele Indianer daran, da sie sich weigerten Arznei zu nehmen, sonst war es nicht so gefährlich. Ein Jahr später hat es die dänische Corvette Galathea unter demselben Namen in Brasilien angetroffen.

Vierzehn Tage lang dauerte die Krankheit ohne nachzulassen, und die wüthenden Fieberanfälle, die nur durch die Ruhe einer völligen Abspannung unterbrochen wurden, nahmen mich arg mit. Gesunde und nicht überspannte Leute pflegen zu sagen, daß sie nicht begreifen wie ein Mensch so leicht wahnsinnig werden könne; das hatte auch ich oft gesagt, bis jenes Fieber mir die volle Ueberzeugung aufdrängte, daß der arme Menschenverstand gar leicht in Unordnung gebracht ist: meine Fieberphantasien waren der tollsten und quälendsten Art, und durch das durchschimmernde Bewußtsein daß alles nur Phantasie sei, nicht zu bewältigen; einen an demselben Fieber Erkrankten sah ich im Begriff sich von einem Balkon herabzustürzen. Nach Verlauf jener Zeit ging das Uebel in jenen gewöhnlichen Typus des Wechselfiebers über, welches alle zwei Tage einen Anfall, dazwischen einen Tag leidlichen Wohlbefindens brachte; die geringste Anstrengung aber führte noch mehrere Wochen

hindurch die größte Ermattung herbei. Daneben beherrschte die Krankheit meinen Geist auf eine so seltsame Weise, daß ich oft mich selbst auslachen mußte; jeden Gedanken an Beschwerden, an längere Ausflüge, etwa gar an eine Erneuerung meiner Fahrten im Innern, wies ich mit leidenschaftlicher Abneigung zurück, und ich fühlte eine förmliche unwillkürliche Erbitterung gegen Guiana und sein Klima, in der die Versicherungen meiner Freunde daß ich nunmehr vollständig akklimatisirt, und auf 50 Jahre meines Lebens dort sicher sei, mir wie böswilliger Hohn klangen. In ähnlicher Weise empfand ich körperlich eine wahre Leidenschaft für unaufhörliches Waschen und Baden, selbst das Plätschern des Wassers erregte mir, und noch ein volles Jahr lang nachher, ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, etwa analog der Vorliebe für den widrigen Geruch des Kreosot, wenn man dieses Mittel eine Zeit lang als Palliativ gegen Zahnweh mit Erfolg gebraucht hat.

Der Anfall des Wechselfiebers pflegte mich gegen Mittag mit Zähnklappern, Schwindel, Unfähigkeit beim Sprechen die Worte zu finden zu ergreifen, dann in trockene Hitze überzugehen, und mit mehrstündigem Schlaf und ausbrechendem Schweiße sich zu lösen, und diesen Zustand durch Willenskraft zu bezwingen war ganz unmöglich; den Rest des Tages war ich dann völlig abgespannt, befand mich den nächsten Tag wieder ganz wohl, aber war sicher den dritten Tag wieder ergriffen zu werden, wenn ich nicht nach dem Anfall eine monstrose Dosis von 10 Gran Chinin genommen hatte, dann aber blieb es 8 Tage und länger aus. Leider ist das Chinin fast gefährlicher als die Krankheit; letztere kann man, da die Anfälle so scharf abgeschnitten sind, sehr lange tragen und sich dazwischen anscheinend wohl befinden, es verläuft aber bei Vernachlässigung in tödtliche Krankheiten. Ich habe diesen unfreiwilligen Begleiter noch bis nach Lima volle 4 Monate mit mir herum geschleppt, bis ich ihm von dort durch eine lange Seereise, welche das bewährteste Mittel bleibt, hoffentlich auf immer entronnen bin.

Achter Abschnitt.

Jamaica — Santa Marta — Cartagena — Isthmus von Panama.

Am 5. October, nachdem ich über zwei Monate in dem schönen Guiana verweilt und zuletzt auch dessen Bitterkeiten empfunden hatte, war ich wieder unterwegs, und zwar vorläufig nach Norden; das Fieber hatte meine Thatkraft zu sehr gelähmt, als daß ich nach meinem ursprünglichen Plan die beschwerliche und langwierige Reise entlang der Ostküste nach Brasilien zu hätte unternehmen mögen, und deßhalb zog ich vor mit bequemeren Verkehrsmitteln nach dem Westen Südamerika's zu gelangen. So brachte mich die gute Reindeer

wieder zurück nach Grenada, wo wir von Wind und Strömung stark begünstigt am 7. früh anlangten. Diese Fahrt war durch ein trauriges Ereigniß denkwürdig: der Capitain hatte es unternommen einen Kauffahrer aus der Mündung des Demerara zu bugsiren; durch einen unglücklichen Zufall, der sich nicht ganz aufklärte, wurden zwei Matrosen jenes Schiffs durch die Taue die zum Schleppen dienten über Bord gerissen und ertranken. Man warnt also nicht ohne Ursache vor diesen armdicken, meist aus Cocosfasern gefertigten Tauen (Hawsers); wenn eines derselben reißt, so werden durch die gewaltigen Schwingungen die der scharfen Spannung dieser ungeheuern Saite folgen, öfters Menschen beschädigt oder über Bord geschleudert.

Das Dampfschiff Dee wurde von England über Barbadoes erwartet, und es war ein interessanter Beweis der großen Regelmäßigkeit dieser Verbindungen, daß als es einige Stunden später als gewöhnlich eintraf, allgemeine Bestürzung herrschte und sogar Capitain Leese sich in Muthmaaßungen der düstersten Art erging. Das Schiff war zwei Tage zu spät von Southampton abgegangen, hatte Sturm gehabt, und dennoch kam es nur 7 Stunden später als gewöhnlich und nur 10 Minuten nach der äußersten ihm gesetzten Zeit. Am 11. Morgens setzte die Dee, auf der ich mich einschiffte, ihren Weg fort; ihr Cours ging quer durch das caraibische Meer auf Jacmel, Haiti, zu, wo wir am 14. Abends ankamen, Passagiere aus Land setzten und aufnahmen, und von letzteren einige Neuigkeiten von dem Thun und Treiben des neuen Präsidenten Pierrot uns erzählen ließen; erst jetzt, wo ich den heillosen Ort wieder sah, fühlte ich vollständig wie sehr er mir durch jenen Aufenthalt zum Ekel geworden war. Den 16. Morgens, immer von günstigem Winde getrieben, waren wir vor Jamaica, das ich schon einmal flüchtig berührt hatte.

Man gelangt zuerst nach Port Royal, einem kleinen Hafenörtchen, auf einer äußerst niedrigen Sandbank liegend, aber durch Palmen geziert; es war früher der Hauptort der Insel, wurde aber durch ein Erdbeben zerstört und vom Wasser verschlungen. Seitdem hat man sich am Ende der Bai um den gesicherten Hafen angebaut, und das ist jetzt Kingston, ein so eigenthümlicher Ort wie ich je einen gesehen; die Häuser scheinen gerade aus dem Wasser herauszuwachsen; alle niedrig, meist von Holz, die Straßen eng und mit fußtiefem Staub bedeckt, dabei eine furchtbare Hitze. Im oberen Theil der Stadt findet man hübsche Häuser von Backstein, ansehnliche Kirchen und einen schönen Paradeplatz. Die nächste Umgebung ist äußerst flach, jedoch nicht unangenehm, indem man sehr besorgt gewesen ist Bäume bei den Wohnungen anzupflanzen; kaum eine Stunde hinter der Stadt beginnen aber die Berge in einer Höhe von 6—7000 Fuß; dort liegen auch die Landhäuser, eine Erholung für den Geschäftsmann.

Jamaica hat, wie ein großer Theil der englisch-westindischen Inseln, eine sehr freisinnige Verfassung, und ein House of Assembly, dem nahezu dieselben Befugnisse beiwohnen wie dem Unterhaus in England; nur eroberte Colonien



wie Guiana werden direkt durch königliche Befehle regiert. Solche Formeu mochten ganz unverfänglich in einer Zeit sein, wo nur ein Interesse, das Pflanzerinteresse herrschte und vertreten sein konnte; nunmehr aber ist durch die Emancipation der schwarzen Bevölkerung die Lage der Sache in einer Weise verrückt, die von den Intentionen des Gesetzgebers keine Spur mehr übrig läßt, und unheilvolle Parteiungen nothwendig zur Folge haben muß. In Jamaica vollends, wo jeder Grundbesitzer Stimmrecht hat, ist die Lenkung der Colonie fast gänzlich der brutalen Majorität der Negerbevölkerung, und schlimmer noch den Demagogen die sie zu bethören wissen, anheimgefallen; diesem Umstand verdankt sie es auch, daß eine Anzahl von 5000 Coolies, welche die Regierung der Colonie als freie Einwanderer anbot, förmlich zurückgewiesen wurden, weil es den Negern nicht paßte daß ihr Monopol der Arbeit beeinträchtigt werden sollte. Von Augenzeugen weiß ich, daß bei einer Wahl, wo ein weißer und ein schwarzer Candidat sich gegenüber standen, die Weißen von den Negern förmlich aus dem Felde geschlagen, d. h. geprügelt wurden, worauf die Unruhstifter in derselben Nacht noch einige der schönsten Zuckerfelder zerstörten; zahllose Thaten der Unbotmäßigkeit und Frechheit dieser verwöhnten Bevölkerung werden berichtet, und dabei werden sie von fanatischen Geistlichen der dort eingebürgerten Sekten noch in diesem Treiben bestärkt, ob aus Blindheit oder Bosheit, lasse ich dahin gestellt sein; daß aber auch das Letztere nicht zu den unerhörten Dingen gehört, beweist der Fall in Demerara, wo im Jahr 1823 ein Missionär wegen Anstiftung einer großen Negerverschwörung zum Tode verurtheilt werden mußte.

Daß auch diese Insel ruinirt ist geht schon aus der Thatsache hervor, daß man dort Pflanzungen verkaufte um die aufgelaufenen Kosten des Taglohns decken zu können; ein solcher Fall machte in England großes Aufsehen, worauf mau von Jamaica aus entgegnete, das sei jetzt etwas ganz alltägliches. Ich citire noch, zugleich als Schluß der Erörterungen zu welchen die Emancipation und ihre Folgen mir Anlaß gegeben haben, hier die Jamaica Times aus der Zeit meiner Anwesenheit:

„Die westindischen Pflanzungen unter englischer Hoheit waren werth im Jahre 1833	100 Mill. Pfd. Sterl.
Hievon abgezogen der Betrag der im Jahre 1836 gezahlten Entschädigung, Rate für Westindien . . .	17 Mill. Pfd. Sterl.
Nomineller Werth im Jahre 1845	83 Mill. Pfd. Sterl.
Wahrer Werth	18 Mill. Pfd. Sterl.
Ganzer Verlust für Westindien	65 Mill. Pfd. Sterl.

das ist das allgemeine Resultat; die Ernten sind halb so groß, die Kosten dreimal so groß wie früher.“ Den Verehrern Onkel Tom's aber möchte ich die genauere Betrachtung dieser und ähnlicher Thatsachen anrathen, und sie zu glauben bitten, daß ich so gut wie sie für die Unterdrückten fühle.

Eine historische Notiz über die Maroon-Neger, die man mir mittheilte, ist

erzählenswerth. Die Insel Jamaica mit ihren Hochgebirgen eignete sich ganz besonders zur Bildung ganzer Niederlassungen flüchtiger Sklaven, welche die erlangte Freiheit so wohl zu vertheidigen wußten, daß im Jahr 1795 ein förmlicher Vertrag mit ihnen geschlossen wurde, der sie als loyale Unterthanen anerkannte: es wurde ihnen ein eigner weißer Vorgesetzter und aus ihrer Mitte ein Capitain und Lieutenant gegeben, und sie erwiesen sich fortan zum Einfangen anderer flüchtiger Neger der Colonie nützlich. Alljährlich wartete der Capitain dem Gouverneur auf und brachte ihm als Tribut ein Schwein, auch wohl den Kopf eines vogelfreien Verbrechers.

Auch diesmal war mein Aufenthalt in Jamaica nur kurz, denn die Dee verließ den Hafen von Kingston auf dem Weg nach dem spanischen Südamerika schon denselben Abend, und um etwa das nächste, erst nach vier Wochen wieder abgehende Dampfschiff zu erwarten, dazu war ich Westindiens nach neunmonatlichem Aufenthalte (einschließlich Guiana's das man gemeinhin dazu rechnet) zu müde geworden. Die Fahrt durch die Bai ist schwierig, und erfolgte nur mit halber Kraft und unter fortwährendem ängstlichem Auswerfen des Senkbleis; unter der Leitung des Lootsen aber, der die volle Souveränetät über das Schiff so wie die volle Verantwortlichkeit übernommen hatte, ist kein Anlaß zu Besorgniß. Unser Lootse in Kingston bekam zur Ein- und Ausfahrt nicht weniger als 8 Pfd. Sterl., da die Bezahlung sich nach dem Tonnengehalt des Schiffs richtet; diese Summe fließt jedoch in eine gemeinschaftliche Kasse. Ueberhaupt ist das Lootsenwesen, welches bei den wenigsten Häfen zu entbehren ist, interessant: diese Leute, denen Sturm und Gefahr das eigentliche Element ist, pflegen auf den Wacht- oder Leuchtschiffen stationirt zu sein, vielfach aber auch vor dem Hafen kreuzend die Gelegenheit zu ihren Dienstleistungen abzuwarten; sie sind im Besitz der besten Schooner und Boote, welche jedem Wind und jeder See trotzen. Mancher Capitain möchte wohl die Ausgabe, wie die Abtretung des Oberbefehls vermeiden, es zwingt sie aber der Umstand dazu, daß die Assecuranzgesellschaften für ein Schiff das keinen Lootsen genommen hat, im Fall eines Unglücks die Zahlung nicht zu leisten schuldig sind.

Port Royal, an dem wir wieder vorüberkamen, ist eine Marinestation, und man zeigte mir ein Linienschiff von 74 Kanonen, welches der Imaum von Muscat der englischen Regierung geschenkt hatte; wir haben bereits die Freigebigkeit dieses Herrschers gegen den nordamerikanischen König van Buren kennen gelernt, müssen aber bezweifeln ob gerade den Engländern mit diesem kostbaren Geschenk sehr gebient war; als Stationsschiff war es zwar brauchbar genug.

Gleich nach der Ausfahrt gab es ein kleines Ereigniß an Bord, das uns Passagiere, wie alles was die Einförmigkeit des Schiffslebens unterbricht, sehr unterhielt: zwei Matrosen hatten sich, wie das zu gehen pflegt, am Lande schwer betrunken, bei ihrer Rückkehr Unwesen auf dem Schiff getrieben,

und von dem erzürnten Capitain die Sentenz erhalten, gefesselt in den Raum gesteckt zu werden. Die Eßglocke welche bald nach ihrer Einsperrung ertönte, mochte die armen Teufel erinnern, daß während sie in Finsterniß und Elend schmachteten, die übrige Welt sich zu einem behaglichen Mahle gerade über ihrem Gefängniß niedersetzte, und sie erhoben ein jammervolles Geheul, zum großen Spaß der Tischgesellschaft, die alles Mitleidens baar zu sein schien; sie schrien wie zwölf Besessene, und ich habe nie zwei Menschen einen solchen Lärm machen hören, ihr Jammer ging aber, Dank sei's „dem trüben Geist des Weins" schnell vorüber, und sie fingen an zu lachen und zu singen, und bald umfing sie wohl süßer Schlaf, denn sie waren still. Es versteht sich von selbst daß der Capitain zur See die unumschränkte Herrschaft, natürlich auf seine Verantwortung haben muß, und gegenüber seiner Mannschaft ist auch ein gewisses Maaß von Disciplinarstrafgewalt wie im obigen Fall durchaus angemessen und nöthig.

Auch auf dieser Fahrt südwärts hatten wir mit den Strömungen, die in dem eingeengten caraibischen Meer so recht ihr Wesen treiben, zu schaffen, und am 17. und 18. war die See so hoch, daß die Wellen bis auf das oberste Deck des großen Dampfschiffs, wohl 20 Fuß hoch spritzten, und alle Luken geschlossen werden mußten; bei solcher See ist das Leben an Bord, auch wenn man nicht seekrank wird, nicht angenehm. Am 19. Oktober früh näherten wir uns der Küste von Südamerika, und um 8 Uhr warfen wir Anker in der Bai von Santa Marta, einem Hafen der Republik Nueva Granada.* Schon von fern erblickt man die hohe Gebirgskette welche dieses Ufer bildet, und meine Phantasie ward nicht wenig durch diesen ersten Anblick der Andes beglückt. Die Berge erheben sich dicht hinter der Stadt zu einer Höhe von 10—12,000 Fuß, und dahinter, obwohl für uns leider nicht sichtbar die schneebedeckte 16,000 Fuß hohe Spitze der Nevada de Santa Marta. Die Bergkette erstreckt sich auf beiden Seiten der Bai tief in die See hinein, und mehrere seltsam gestaltete Felseninseln bilden ihre letzten Ausläufer; wir passirten eine derselben, eine fast kegelförmige Spitze, welche befestigt ist und die bunte Flagge von Nueva Granada zeigte, als wir an ihr vorbei in den Hafen, den sie beherrscht und schließt, einfuhren. Nunmehr entfaltete sich vor uns die ganze Tiefe der Bai, mit der Stadt im Hintergrunde, eine sehr malerische, ja großartige Ansicht; die Stadt selbst ist von der Seeseite her recht stattlich, und ganz vom spanischen Typus: schwere aber ausgedehnte öffentliche Gebäude, eine Kathedrale mit Thurm und Kuppel, und alles in grellen Farben angestrichen. Der Hafen war freilich sehr unansehnlich, nur drei größere Schiffe enthaltend, außer einer Anzahl Küstenfahrzeuge von altmodischer Form mit hohem Hinterdeck. Natürlich waren wir alle neugierig die Stadt zu besuchen, und der Capitain war artig genug uns ein Boot zu

* Granáda, nicht Gránada.

geben; nie hatte ich in kurzer Zeit so viele neue Dinge, aber auch nie ein solches Bild von Verfall gesehen. Vor der Stadt erstreckt sich eine breite Sandbank hin, welche wir in der glühenden Sonnenhitze durchzogen, eine sehr prosaische Entree, welche nur durch die zahlreichen Aasgaier einiges Leben hatte. Wir steuerten indeß muthig drauf los, und unsere Aufmerksamkeit wurde alsbald durch das Militär gefesselt, sämmtlich Farbige von schwarzer oder indianischer Abstammung, fast alle unter Mittelgröße, und in einem Aufzuge der ihre Erscheinung nicht imposanter machte: auf dem Kopfe nämlich trugen sie einen topfartigen Czako von rosenrother Farbe mit kleinen schwarzen Bandschleifen, ihre weißen Kittel waren ebenfalls mit Rosa eingefaßt, und diese wunderliche Farbenwahl, zusammen mit ihrer kleinen Statur gab ihnen ein höchst kindisches, lächerliches Aussehen. Alle waren barfuß und ihr ganzes Wesen völlig unkriegerisch, dennoch versichert man daß diese Leute sich gegen die Spanier mit großer Tapferkeit geschlagen haben, und daß sie Strapazen und Märsche, selbst bei der elendesten Verpflegung meisterlich ertragen. Das Letztere hörte ich auch von den peruanischen Soldaten rühmen.

Es war Sonntag, und der Klang der Glocken, welche indeß hier zu Lande nicht geläutet sondern höchst unmelodischer Weise geschlagen werden, rief uns zur Kathedrale, einem ansehnlichen Gebäude, dessen Inneres nur leider durch äußerst geschmacklose Gallerien, Altäre u. s. w. verderbt ist. Die Andächtigen waren großentheils Weiber, alle zusammen aber farbig, wie denn überhaupt die ganze Bevölkerung von Santa Marta, 4000 an der Zahl, aus Mischlingen von Weißen, Indianern und Negern besteht, ein schlechtes Auspicium für ihr Gedeihen. Und in der That bietet kein Ort den ich bis dahin gesehen, selbst Port-au-Prince nicht, ein lebhafteres Bild von der Indolenz seiner Bewohner. Die Stadt hat durch die spanischen Kriege, durch Erdbeben, durch die Verlegung des großen Handelswegs über Panama, welchen bei zunehmender Kühnheit und Geschicklichkeit der Seefahrer der Seeweg um Cap Horn verdrängt hat, unendlich gelitten, und nichts zeigt an daß die Einwohner das Geringste gethan sich aufzuhelfen. Die halbe Stadt liegt noch in Ruinen von einem Erdbeben her, das vor einigen Jahren sie heimsuchte, und von welchem auch die Kathedrale durch gewaltige Risse im Mauerwerk die Spuren zeigt; wovon die Mehrzahl der Einwohner eigentlich lebt wußte mir Niemand zu sagen, der elende Zustand ihrer Hütten zeigt jedenfalls daß sie nicht wohlhabend sind, und es existirt auch kein Industriezweig um sie zu heben. Die wenigen erträglichen Häuser welche man sieht, gehören Kaufleuten die von dem Transithandel nach Santa Fé de Bogotá bestehen: Santa Marta ist der Hafenplatz für diese Stadt, und die Reise dahin wird den Rio Magdalena hinauf und theilweise zu Pferd in etwa 30 Tagen zurückgelegt. Etwas weniges an Kaffee wird ausgeführt, und durch diesen Artikel allein mag etwas Geld unter die Bewohner kommen, die in creolischer Indolenz ein Leben führen, von dem der Europäer schwer sich einen Begriff macht. Das Aeußere der

Stadt, sowie man die paar öffentlichen Gebäude hinter sich hat, entspricht dieser Lebensweise: einige Häuser sehen, obwohl alle der Erdbeben wegen einstöckig, gut aus, die meisten aber sind der wahre Ausdruck der Armuth und Trägheit der Einwohner; die besseren Häuser sind angestrichen und haben nach spanischer Mode große vergitterte Fenster, aber keine Scheiben. Die Straßen sind ungepflastert und mit fußtiefem Sand bedeckt. Von Kultur des Bodens sieht man fast nichts, und die umliegenden Berge und Anhöhen sind bewaldet; auf jenen Felseninseln gewahrt man riesenhafte Cactus.

Wir sahen nur einen weißen Mann, und es mögen, die Familien der ersten Kaufleute ausgenommen, wenige Weiße dort leben; jene dreifache Farbenmischung hat einige sehr pikante Physiognomien hervorgebracht, und die Weiber haben eine sehr malerische Tracht, ein Tuch von dunkler Farbe welches sie über den Kopf werfen, und welches das Gesicht mehr oder weniger verhüllt, während es auf dem Rücken bis an die Taille herabhängt; von den männlichen Trachten ist wenig zu sagen, als daß sie dem Klima entsprechen und oft mehr leicht als anständig sind.

Da es furchtbar heiß war und das Fieber mir noch in den Adern spukte, so kehrte ich nach dieser Musterung der Stadt alsbald an Bord zurück, wo mancherlei schöne Fische, die sich nach den Abfällen unserer Küche zogen, und die Pelikane, welche zwischen den Klippen nach Nahrung suchten, uns unterhielten.

Als wir gegen Abend wieder unter Segel gingen, hatten die Wolken welche bisher die Schneegebirge umhüllten, sich in einen dichten Wolkengürtel zusammengezogen, der uns die Spitzen der Berge erblicken ließ; derselbe seltsame Anblick den ich schon früher einmal im Innthal in Tyrol gehabt hatte. Nach einer ruhigen Nacht näherten wir uns am nächsten Morgen bei prächtigem Wetter und spiegelglatter See dem Hafen von Cartagena; gerade an einem solchen Morgen war an dieser Stelle vor einiger Zeit das westindische Dampfschiff Actaeon auf ein Felsenriff gestoßen und zu Grunde gegangen; die Schiffsgesellschaft saß eben beim Frühstück, als sie durch den Stoß aufgeschreckt wurde, Menschen und Güter konnten geborgen werden, und überhaupt sind die Vorrichtungen dieser Schiffe, in sogenannten Life boats die nicht umschlagen oder sinken können, rasch zu retten, vorzüglich. Die Stadt liegt im Innern einer tiefen Bai, und obendrein ist die nähere Einfahrt verschüttet, so daß wir einen starken Umweg machen mußten; einige Forts an der neu gebildeten Einfahrt geben derselben ein sehr martialisches Aussehen, im allgemeinen ist die Gegend flach oder hügelig, nur ein Berg erhebt sich über der Stadt, gekrönt von dem ehemaligen Kloster Popa. Die Stadt sieht von außen recht gut aus, die Thürme und die Kuppel der Kathedrale überragen die übrigen Gebäude, und außerdem besitzt Cartagena noch mehrere Kirchen und Klöster, aber mit der Sicherheit und dem Frieden sind seit der Unabhängigkeitserklärung auch die Priester mit ihren Schätzen entwichen, und

die Kirchen stehen ihres Schmucks entkleidet und die Klöster verlassen. Die Kathedrale ist ohne Interesse; da gerade kein Gottesdienst war, so war die Kirche von zwei Hunden, einem fast nackten Neger der den Boden reinigte, und ein paar alten Weibern besetzt. Das Innere der Stadt, welche 20,000 Einwohner zählt, ist ächt spanisch, hier jedoch wo man bei dem flacheren Terrain die unmittelbare Wirkung der Erdbeben weniger als in Santa Marta fürchtet, die Häuser alle zweistöckig, der obere Stock mit plumpen Gallerien versehen, die die engen Straßen noch mehr verdumpfen, letztere ein Morast, theils schlechtes Pflaster, theils Sand. Die Luft ist so schwer und erstickend, daß man ohne Bedenken alles unterschreibt was von der Ungesundheit Cartagena's gesagt wird. Die Häuser sind alle in spanischer Weise eingerichtet, gepflasterter Boden und so viel Zug als möglich; wir sahen die Wohnung des englischen Generalconsuls an den ich empfohlen war, und fanden sie sehr kühl. Ueberhaupt charakterisirt die spanischen Wohnungen in den Tropen die kühle und dumpfe Luft, welche weiten Räumen die von dicken Mauern umschlossen sind, eigenthümlich ist; die der Engländer sind dagegen trocken und heiß, sie halten sich an die heimische Bauart, Backsteinmauern die alsbald durchglüht werden, gedielte Fußböden unter denen Scorpione und anderes Ungeziefer hausen und sich ungestört vermehren, Glasfenster die in diesem Klima ganz unnütz sind. Die Rückfahrt nach dem Schiffe war furchtbar heiß, mein kleines Thermometer, das nur bis 38° R. zeigte, war sofort auf seiner Höhe als ich es aus dem Futteral nahm, wir hatten aber sicher 45°. Die See im Hafen war so hell daß man den Meeresboden, ein seltener Fall, erblickte, und namentlich zahlreiche Seesterne auf demselben beobachten konnte. In meinem Tagebuch finde ich aufgezeichnet, daß wir nach dieser heißen Expedition Alle Epsom Salts, Glaubersalz einnahmen; ein rechtes Beispiel der unsinnigen Manier, mit der der Europäer in den Tropen fortwährend und oft mit den gefährlichsten Arzneien an sich doktort und flickt; mit derselben Kaltblütigkeit hätte man, die Engländer wenigstens, sich auch Calomelpillen verordnet.

Nun durchschnitten wir den Golf von Darien, und waren am zweiten Abend im Hafen von Chagres, dem Ort von wo aus der Uebergang über den Isthmus von Panama bewerkstelligt wird; diese zwar kurze aber merkwürdige Reise von Ocean zu Ocean lag jetzt vor mir, und ich landete am 22. Oktober früh in Gesellschaft mehrerer spanischer Passagiere, mit welchen ich mich zur gemeinschaftlichen Fahrt verabredet hatte. Es ist bezeichnend für die leichte, fast spielende Weise in welcher man heut zu Tage die Welt umreist, daß man statt der unsichern und beschwerlichen Reise um die Südspitzen von Amerika und Afrika den Weg über die zwei Landengen, Panama und Suez nimmt, und in letzterer Weise habe auch ich meine Reise um die Welt vollendet.

Die Bai von Chagres, obwohl ohne auffallende Schönheit oder bergige

Umgebung, macht einen hübschen Eindruck, namentlich durch ein ansehnliches Fort, wie alle diese Hafenstädte deren aus spanischen Zeiten aufzuweisen haben, jetzt aber ziemlich zerfallen und über und über mit Buschwerk und Gras bedeckt. Recht lebhaft ist aber der Contrast mit dem Leben, der Ordnung und dem Prunk des Dampfschiffs, welches ich schon früher als den Träger der Civilisation in diesen Theilen Amerika's bezeichnet habe, wenn man nunmehr vom Anblick der Stadt überrascht wird, die von der Außenseite der Bai aus versteckt liegt: sie bestand aus zwei oder drei Reihen Hütten deren sich ein Neger in Westindien schämen würde; die meisten hatten nicht einmal ordentliche Wände, sondern statt derselben ein Gitterwerk von Aesten und jungen Stämmen; ein ungeheures Dach, aus Palmblättern an drei Fuß dick aufgepanst, krönt diese Gebäude, welche sämmtlich nur einen Stock hoch und Wohnung, Küche, Schlafstätte alles in einem Raume sind. Die Einwohner sind fast alle schwarz, einige farbig und nur zwei oder drei Weiße, aber selbst diese besitzen keine besseren Häuser. Das Prachtgebäude des Ortes war „das Hotel", von einem unternehmenden Amerikaner zweistöckig aus Holz aufgerichtet, und durch ein rothangestrichenes Schindeldach den stärksten Grad hochmüthiger Prätention an den Tag legend, daß es die höchste Zierde der Stadt sei; kühler und darum praktischer waren aber gewiß jene dicken Palmdächer. In diesem Hause suchten wir Zuflucht und Frühstück, so gut sie es hatten; meine Reisegesellschafter waren Señor Feraud, ehemaliger Gouverneur von Panama und Congreßmitglied für diese Stadt, welcher nunmehr nahe dem Ziele der fast anderthalbmonatlichen Rückreise von der Hauptstadt Bogota war, ferner ein Porteño, d. i. ein Mann aus Buenos Ayres, ein grimmiger Feind des Diktators Rosas, und endlich ein junger Spanier von 18 Jahren, nichts desto weniger aber Dr. juris und Baccalaureus der Theologie, ein Beweis daß dieser hoffnungsvolle Jüngling entweder ein sehr großes, oder die Universität Bogota ein sehr kleines Licht der südamerikanischen Welt war. Unter Vorbereitungen aller Art verstrich der Vormittag, und leider fiel auch ein Platzregen ein, der uns nichts übrig ließ als zum Fenster hinauszusehen und die Wirkung des Regens auf Stadt und Einwohner zu beobachten. Da fielen mir denn wieder vor allem die leidigen Aasgeier in die Augen, die während des Regens sehr kümmerlich auf den Dächern saßen, nachher aber mit halb ausgespannten hängenden Flügeln da saßen, um ihr Gefieder trocknen zu lassen — ein wahres Bild der Trägheit welche in diesen Ländern die vorherrschende Eigenschaft ist. Wie stark jetzt die Fluthen des amerikanischen der Goldernte folgenden Auswandererstroms gerade an diese damals so unbelebte Küste schlagen, läßt sich wohl denken, und unser Wirth mit dem rothen Schindeldach wird wohl auch mit der Zeit fortgeschritten, und keinen Falls mehr der einzige seines Berufs in Chagres sein.

Die gerade Entfernung zwischen Chagres und Panama beträgt 39 englische, ungefähr 8 deutsche Meilen, gewöhnlich nimmt man 42 englische Meilen,

14 Leguas (Wegstunden) an. Man reist bis Cruces zu Wasser auf dem Rio Chagres 7 Leguas, eine Entfernung die jedoch wegen der Krümmungen des Flusses sich verdoppelt, von Cruces nach Panama sind abermals für die Reise zu Pferd 7 Leguas. Die ganze Reise kann in der trockenen Jahreszeit von Chagres aus in 24 Stunden, von Panama aus (stromabwärts) in 14 Stunden zurückgelegt werden, wovon etwa 4 Stunden auf die Landreise kommen; uns jedoch, die wir leider die Regenzeit erwählt hatten, kostete sie über drei Tage; wir waren, ausschließlich des Aufenthaltes, 36 Stunden unterwegs auf dem Flusse und 8½ zu Lande, was immer noch für die Regenzeit eine leidliche Reise war.

Gegen 4 Uhr Abends waren endlich unsere Cayucas bereit, so werden die Boote genannt auf welchen man den ersten Theil der Reise zurücklegt; sie bestehen aus einem einzigen wohl 20 Fuß langen Baumstamm und gehen äußerst leicht und schnell, die größeren von 35—40 Fuß sind natürlich weit langsamer und schwerer zu regieren. Die hintere Hälfte ist mit einem gewölbten wasserdichten Dache aus Palmen- und Bananenblättern gedeckt, und man war genöthigt darin zu liegen, da es zum Sitzen zu niedrig war. Mir war das beste Boot, seiner Schnelligkeit wegen El Volador genannt, zugefallen, ein zweites enthielt Feraud und den gelehrten Doctor, das dritte den Rosasfeind, und unsere Bootleute nahmen ihre Plätze ein, zwei Ruderer vorn, der Padron des Boots hinten am Steuer stehend, so daß er über das Laubdach hinwegsehen kann; dieser Posten ist sehr wichtig, denn der Chagres enthält wie alle Ströme in diesen Weltgegenden zahllose versunkene Baumstämme, welche die Schifffahrt unsicher machen. Der Fluß ist an seiner Mündung wohl 250 Fuß breit, und da die Strömung hier nur gering ist, legten wir vor Nacht ein gutes Stück Weg zurück, mußten aber bei dem Dörfchen **Gatun** auf den Mond warten, der erst gegen Mitternacht aufging. Da die Hütte in deren Nähe wir landeten, wenig Einladendes hatte, so saßen wir unter freiem Himmel, eine Bierflasche in die wir das Licht gesteckt hatten, zum Candelaber, und unterhielten uns vortrefflich bei unserem romantischen Abendessen. Ein Dutzend Neger die eine Gruppe um uns machten, bildeten den Hintergrund, und ich hätte einen Maler herbeiwünschen mögen der dieses seltsame Bivouac hätte aufnehmen können. Der Geruch der fetten Bissen, mit denen wir uns weislich vom Dampfschiff her versehen hatten, lockte auch eine Partie halbverhungerter Hunde herbei, eine Völkerschaft die man in jedem tropischen Orte findet, und die man in Indien sehr bezeichnend Pariah-Hunde nennt, da sie ohne feste Stellung in der Welt auf Raub und Bettel angewiesen sind, wodurch sie indeß, gleich den Aasgeiern und Schakals auch wieder nützlich werden. Es ist ein nicht unverbreiteter Irrthum, die Hunde in den Tropen seien stumm, etwa weil das Klima ihnen nicht zusage; allerdings pflegt der eigentliche Pariah-Hund mehr zu heulen als artikulirt zu bellen, aber an Stimme fehlt es ihm keineswegs; zuweilen wird jene angebliche

Eigenschaft der Stummheit auf die nackten sogenannten türkischen Hunde beschränkt, die man in Amerika wo sie häufig sind peruanische, in Peru chinesische nennt, und in China gar nicht kennt; aber auch diese habe ich bellen hören. Die wirklichen stummen Hunde sind nach v. Humboldt ausgerottet.

Wir waren genöthigt in unsern Cayucas zu schlafen, da kein erträgliches Haus vorhanden war, und wir überdies um 2 Uhr Morgens weiter zu gehen vorhatten. Den nächsten Tag wurde die Arbeit schwieriger, denn der Fluß, durch unendlichen Regen angeschwollen, war sehr reißend; bewunderungswürdig war dabei die Ausdauer der Neger, die Größe der Anstrengung welche sie bestanden, und ihr fortwährender guter Muth dabei. Die Arbeit ist sehr hart, indem die Leute bei jedem Ruderschlag aufspringen, das Knie gegen die Bank vor sich stemmen, und sich dann plötzlich zurückfallen lassen; das ist die hier übliche Ruderweise, deren fast jeder Fluß oder See in der Welt eine eigenthümliche hat, und die für jeden Ort der langen Uebung wegen die zweckmäßigste ist, selbst wenn sie in der Theorie mangelhaft sein sollte; nicht weniger anstrengend ist das Vorwärtsstoßen des Kahns mit eisenbeschlagenen Stangen am obern, flacheren Theil des Flusses, und doch arbeiteten die Leute an dem einen Tage 16 Stunden mit kurzen Unterbrechungen. Hier hatte ich denn ein Beispiel, was Negermuskeln leisten können, aber während die schwarzen Arbeiter gewöhnlich mit der elendesten Kost zufrieden sind, bedürfen jene Ruderer, angemessen ihrem fast übermenschlichen Kraftaufwand, gute warme Kost, wenn auch nur einmal am Tage; wenn sie nicht kochen können verlieren sie allen guten Willen, haben sie aber einmal ihren gekochten Reis im Leibe, so halten sie für 24 Stunden aus und sind voll guten Muthes.

Unsere Landungsplätze gaben mir, zumal mit Feraud's Hülfe, der das Land durchaus kannte, einen Blick in das Leben und den Charakter des Volkes. In einer jammervollen Hütte, entblößt von jeder Bequemlichkeit, findet man reiche Leute, Besitzer von mehreren Kühen, einem Pferde, Schweinen und Geflügel ohne Zahl. Namentlich fiel mir die äußerst armselige Wohnung eines reichen Mannes, der dazu Richter des Orts war, auf: das ganze Gebäude war nicht größer als 12 Fuß im Gevierte, ein eingekerbter Baumstamm diente als Leiter zum Boden; der Herd, die Hängematten als regelmäßige Schlafstellen, eine Art Hausaltar mit mehreren Heiligen, alles in demselben Raume; der Hausrath war durchaus charakteristisch und im Lande gemacht, Gefäße von Cocos und Calebassen, Löffel von Cocosschale; hier fand ich also endlich einmal einen Ort der Welt, wohin englische Manufakturen, die der portugiesische Hausirer selbst zu den Indianern im Urwald von Guiana verschleppt, noch nicht gedrungen waren. Hier ist alles anders, der Handel erstreckt sich nicht bis hierher und die Leute haben kein Begehr nach solchen Gegenständen; ihr einziger Luxus ist Schmuck, und ich habe in dieser Wildniß viele Weiber der niedern Klasse mit goldenen Kämmen im Haar und goldenen Ketten angetroffen. Ein Sklave Feraud's hinterließ bei seinem Tode

Schmucksachen im Werth von 400 Dollars, und diese Sucht sich mit edlem Metall, das meist sehr roh bearbeitet ist, zu behängen, dergleichen Sporen zu tragen, selbst die verachtetsten Gefäße von Silber zu haben, ist für das ganze spanische Südamerika charakteristisch, und bezeichnet eine niedere Stufe von Betriebsamkeit, die sich zwar des Erwerbes freut, ihn aber nicht zu verwenden weiß.

Die Negerrace welche den Isthmus bewohnt verdient alle Aufmerksamkeit; diese Menschen sind intelligent, wohlgebildet, und zumal die farbigen Weiber sehr hübsch, und von ihren westindischen Stammgenossen sehr verschieden; die Farbigen haben flache, breite Gesichter, langes schönes Haar und sind meist kleiner Statur, und es verräth sich mithin das indianische Blut; im allgemeinen ist diese Verschiedenheit bemerkbarer bei den Weibern als bei den Männern. Viele Kröpfe habe ich bemerkt, welche zwar den Cordilleras, namentlich der Provinz Mariquita, eben so wie der Cretinismus eigen sind, deren Vorkommen hier aber mehr befremdet.

So fuhren wir denn den Chagres langsam hinauf, ohne diese Art zu reisen sehr ermüdend zu finden; lästig waren nur die der Gegend eigenthümlichen ganz kleinen Stechfliegen, Tabanos, welche trotz ihrer geringen Größe empfindlich verwunden. Die Ufer des Flusses sind bei weitem nicht so malerisch als die einiger Ströme in Guiana; die Vegetation ist, wahrscheinlich wegen des magern lehmigen Bodens weniger üppig, mag jedoch mehr Abwechslung an interessanten Species besitzen; die Ufer sind anfangs flach und erheben sich allmälig, jedoch nicht sehr hoch, und auf den Anhöhen sieht man dann und wann gelichtete Stellen und Niederlassungen, auch Wiesen. Besonders überrascht wird der Reisende durch ganze Rasenstrecken die aus Mimosa pudica gebildet sind; betritt man sie, so sinken Schritt für Schritt die empfindlichen Pflänzchen vor dem Fuße zu Boden. Was die gewöhnliche Breite und Tiefe des Flusses ist, konnte man in der Regenzeit nicht ermessen: das Wasser soll zuweilen in einer Nacht an 20 Fuß steigen oder fallen. Mancherlei Interessantes aus der Thierwelt belebt die Fahrt: der herrliche Silberreiher, Enten und andere Wasservögel, Papageien vom Aras bis zum kleinsten Parroquit; so sehr zahlreich die Papageien jedoch an den Flußufern waren, sahen wir nachher auf der Landreise keinen einzigen, es scheint also daß sie die Nähe des Wassers lieben. Affen fanden sich auch vor, und hie und da ein Alligator, aber nicht groß. Von menschlichem Verkehr war sehr wenig auf dem Flusse, und nur einmal begegneten wir einer Cayuca mit europäischen Reisenden, wahrscheinlich Franzosen, denn sie brüllten uns die Marseillaise entgegen.

Diese letzte Nacht schliefen wir in Gorgona, einem großen Dorf, und am nächsten Morgen fanden wir uns in Cruces, von wo aus ein besserer Weg nach Panama führt als vom erstgenannten Dorfe; Cruces ist ein großer Ort, aber alle Hütten sind denen von Chagres ähnlich. Alsbald wurden

Maulthiere gemiethet, beladen und zur Reise fertig gemacht; das Gepäck ging voraus, und nach einem tüchtigen Frühstück bestiegen wir unsere Thiere. Mein Maulthier war ein stattlicher Schimmel, auf welchem der hohe spanische Sattel mit rother Decke und ungeheuren kupfernen Steigbügeln sich majestätisch ausnahm; die andern waren eben so gut versehen, und mit einem hinlänglichen Vorrath guter Laune, die Gefahren und Beschwerden des Rittes zu ertragen, brachen wir gegen 10 Uhr des Morgens auf.

Gleich beim Austritt fiel mein Blick auf einen Anker der größten Sorte, welcher da auf dem Rasen lag; ein geistreicher Conjekturist würde daraus geschlossen haben daß Cruces seiner Zeit ein Hafen, und die Landenge von Panama eine Meerenge gewesen sei, den Anker aber an irgend ein Museum verehrt haben; prosaische Leute belehrten uns jedoch, daß man dieses Instrument vor einigen Jahren über die Landenge zu transportiren gedachte; sie brachten ihn glücklich zu Wasser bis dahin, aber bei dem Versuch ihn weiter zu schaffen wurden alsbald 7 Menschen erschlagen, und man ließ ihn weislich liegen. Der Weg führt nun alsbald in tiefen Wald, an den meisten Stellen nur breit genug für ein Maulthier. Obgleich dieser Weg bei weitem der schlimmste ist den ich betreten, und in der Welt wenige seines Gleichen haben mag, verdient die spanische Regierung von der er herrührt, doch alle Anerkennung für dieses Unternehmen, und dasselbe gewährt zugleich einen kleinen Maaßstab für das Unternehmen eines Kanals durch die Landenge. Die einzige Schwierigkeit, die man auf diesem Wege nicht findet, sind starke Steigungen; die Vermeidung derselben hat die Anlage gewaltig erschwert; und von der ersten Hälfte des Wegs führt wohl ein Viertel durch gesprengte oder ausgehauene Felsen und Steinschichten; der Pfad selbst ist so schmal, daß nur die bewunderungswürdige Sicherheit der Maulthiere ihn zu betreten vermag, der arme Reiter schwebt aber in fortwährender Angst seine Kniee an den Felsen zu zerschlagen, oder bei einem Fehltritt Arm und Bein ganz gewiß, wahrscheinlich auch den Hals zu brechen. Inzwischen findet man bessere Stellen, wo man auch etwas schneller reiten kann, einige sind gepflastert, zum großen Theil ist aber das Pflaster durch den Verlauf der Zeit und lange Vernachlässigung völlig ruinirt, und dann führt der Weg lange Strecken hindurch über Haufen großer Steine, zur Ermüdung von Roß und Mann, welch letzterer sich durch die fortwährende Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Bodens doppelt belästigt fühlt.

Einige Entschädigung für diese Mühseligkeiten bietet die prachtvolle Natur, so prachtvoll daß ich selbst geneigt war sie über die von Guiana zu stellen, namentlich was die Abwechslung in den Formen betrifft; herrlich nehmen sich die Schlingpflanzen und niedern Gewächse am Rand des Weges aus, welche sich an das Licht das durch die Weganlage geschaffen ist, drängen; besonders fällt als eine Hauptzierde eine hängende Art des westindischen Bambusrohrs auf, welches entlang dem Wege den schönsten Laubengang bildet. Hin und

wieder öffnet sich ein Blick auf die Bergketten; die dazwischen liegenden Thäler, oder eine Negerhütte von Bananen umgeben unterbrechen die Einförmigkeit. Die Andes sind, obgleich diese Landenge ihren Kamm repräsentirt, keineswegs hoch, man gewahrt aber einige schöne, namentlich kegelförmige Bergspitzen, welche der großen Abstammung dieses Gebirgszuges Ehre machen. Sie sind sämmtlich bewaldet, und wohl keiner derselben mehr als 1000 Fuß über der Meeresfläche; auf dem Wege selbst sucht man den ersehnten gleichzeitigen Anblick der beiden Oceane vergebens.

Als wir eben die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, fiel ein furchtbarer Regen ein, unsere Mäntel beschützten uns indeß leidlich, während unsere breitrandigen Strohhüte, die unvergleichlichen Panama-Hüte* als Regenschirm dienten. Es war aber doch sehr unangenehm, und ein weiteres Leiden befiel uns, da die wichtige Person welche unsere Provisionen führte zurückgeblieben war, um einem bedrängten Mitglied unserer Karawane beizuspringen; unser zwiefacher Doctor nämlich hatte schon beim Ausritt beunruhigende Symptome seiner Unbekanntschaft mit dem Institut der Steigbügel gezeigt, und war denn endlich von seinem Maulthiere heruntergefallen. Nach einigem Harren sahen wir indeß die Knospe der Weisheit von Boguta lebendig, wiewohl ein wenig zerschellt ankommen, und mit ihm unsere Provisionen — ein großer Trost. Wer je solche Touren gemacht hat, weiß daß ein langerwartetes Frühstück unterwegs keine Kleinigkeit, und ein erwähnenswerthes Ereigniß ist; wir verzehrten es in einer elenden nach allen Seiten offenen Negerhütte, welcher, da sie in der Mitte zwischen Cruces und Panama gelegen ist, englische Reisende den Namen Half-way House gegeben haben. An Geist und Körper gestärkt setzten wir nun unsere Reise fort, und obwohl noch einige üble Strecken zu überschreiten blieben, zeigte sich die letzte Hälfte doch weit erträglicher. Der Weg war offener, und führte zuletzt fast ganz durch Ebenen und Savanen zwischen Hügeln und Wald durch; wir litten nur durch die entsetzliche Nässe des Weges, welche durch den letzten Regen noch vermehrt war. Kurz nach Sonnenuntergang erblickten wir den Berg Ancon, an dessen Fuß Panama liegt, und die völlige Aehnlichkeit dieser eigenthümlich geformten Anhöhe mit dem ansehnlichsten Berge meiner Heimath, dem Eisenberg bei Schlitz, berührte mich auf's lebhafteste. Gegen 7 Uhr endlich erfreuten sich unsere müden Glieder der Ruhe im Hotel del Istmo in der weltberühmten Stadt Panama.

* Diese sogenannten Panama-Hüte, welche aber ausschließlich in Guayaquil verfertigt werden, sind in ganz Amerika hochgeschätzt, und in der That unvergleichlich, da sie weder durch Nässe noch durch Gebrauch leiden; dafür sind sie aber auch theuer, und ich besitze einen der 2 Unzen, 8 Louisd'ors gekostet hat und keineswegs zu den allerfeinsten gehört, da man sie dreimal so theuer hat. Die sog. Panama-Cigarrendosen, ebenfalls ein feines Strohgeflecht, werden in Lima verfertigt und kosten selbst an Ort und Stelle einen Louisd'or und mehr; anderer Orten werden sie förmlich mit Gold aufgewogen.

Ich sage an dieser Stelle einiges über die Projekte der Verbindung des stillen mit dem atlantischen Ocean, welche zu allen Zeiten ein höchst interessanter Gegenstand der Betrachtung, jetzt aber von besonderer Wichtigkeit geworden sind, seit die Machtentwicklung der vereinigten Staaten und der Reiz Californiens der Westküste des amerikanischen Continents eine wichtige Zukunft eröffnet haben. Ich enthalte mich einer in's einzelne gehenden Bezeichnung der verschiedenen Stellen wo man diese Verbindung für möglich und zweckmäßig gehalten hat, da ich sie doch nur aus verschiedenen Quellen, nicht aus eigener Anschauung zu geben vermöchte; in Kürze läßt sich alles was in neuerer Zeit über diesen Gegenstand erforscht und geschrieben ist, auf das zurückführen was schon längst von unserem gefeierten Landsmann Alexander von Humboldt dargelegt worden ist, und es ist nicht der geringste unter seinen Triumphen, daß nach fünfzig seit seiner Reise verflossenen Jahren, in denen obendrein die Leichtigkeit der Erforschung so unendlich gestiegen ist, seine Beobachtungen immer noch in vorderster Linie als unübertreffliche Quelle stehen; so habe ich namentlich in Südamerika selbst die höchste Pietät für Humboldt's Verdienste in der Kunde des eigenen Landes vorgefunden, und ihn stets als die wesentliche Autorität für dieselbe citiren hören. Neuerdings sind die drei Projekte der Durchstechung bei Panama, bei dem Nicaragua-See und dem Isthmus von Tehuantepec am meisten genannt worden, sämmtlich von Humboldt nicht begünstigt, bis in jüngster Zeit dem großen Forscher auch in dieser Frage Genugthuung werden zu wollen scheint.

Ich erlaube mir zunächst einige Worte über die Arten der Verbindung, welche auf diesem täglich belebter werdenden Wege denkbar sind: schon die nächsten Zeiten werden eine Förderung dieser wichtigen Handels- und Auswandererstraße in einer Weise bringen, welche den alten halsbrechenden spanischen Weg in Schatten stellt, zunächst wohl eine großartige Landstraße, dann eine Eisenbahn, bald vielleicht einen Kanal im engern Sinn, eine für eigens gebaute Boote fahrbare Wasserstraße, auf der Güter und Personen wohlfeil und sicher von einer Küste zur andern gelangen. Alle solche Anlagen sind für unsere Technik von nur geringer Schwierigkeit, und Mittel und Unternehmungsgeist werden nicht fehlen.

Um jedoch eine Trennung der beiden Hälften Amerika's, eine offene Verbindung zwischen den beiden Oceanen welche die Umschiffung von Cap Horn überflüssig macht, zu bewerkstelligen, ist ein bloßer Kanal der oben angegebenen Art so wenig genügend, als etwa unser Donau-Mainkanal die Schifffahrt durch's atlantische und mittelländische in's schwarze Meer ersetzt, vielmehr sind solche Binnenkanäle ihrer eigentlichen Natur nach nur den Straßen und Eisenbahnen gleich zu stellen, während die Schifffahrt dadurch nichts gewinnt. Das Cap Horn hat für den heutigen Seefahrer nur noch geringe Schrecken, und der Kaufmann wird fortfahren seine Waaren auf diesem Wege zu senden, so lange die Kosten und der Aufenthalt des Umladens auf jene

Kanalboote unumgänglich sind; noch mehr verfehlt ein bloßer Binnenkanal seinen Zweck in Hinsicht auf den Verkehr der Kriegsschiffe, und die wirkliche Straße nach dem stillen Ocean würde erst als eröffnet betrachtet werden können, wenn ein förmliches Fahrwasser, tief genug um dem 20—25 Fuß tief gehenden Kriegsschiff Raum zu gewähren, und breit genug zum bequemen und sichern Ausweichen hergestellt wäre. Und selbst dieses Fahrwasser würde noch an seinen beiden Endpunkten alle die Weiterungen, Beschwerlichkeiten und Gefahren bieten, welche jede Einfahrt in den Hafen jedem Schiff bereitet, und zwei Häfen vorzüglicher Qualität wären nicht minder unumgängliches Erforderniß. Immer noch blieben alsdann die Schwierigkeiten übrig, welche aus Gefahr des Sturms in einer engen Straße und Unstetigkeit der Winde in einem von Land und Bergen umschlossenen Kanal namentlich für Segelschiffe entstehen; es würde also die Herstellung eines für Schiffe jeder Art brauchbaren Fahrwassers ungeheure Kosten und Arbeiten erfordern, eine Unternehmung die in der Welt bis jetzt ihres Gleichen nicht hat.

Eine andere Frage ist, wer einen solchen Kanal bauen und bewachen soll. Daß die machtlosen Schattenregierungen der dort bestehenden Staaten ein solch ungeheures Werk nicht unternehmen werden, daß sie aber auch eben so wenig, wenn das Projekt einmal ernstlich in's Auge gefaßt wird, um ihre Zustimmung werden befragt werden, liegt am Tage; von regsameren Nationen können nur die Engländer oder Amerikaner dazu berufen sein, und hinwider würden die letzteren so überwiegend größere Vortheile daraus erzielen, daß es die Frage ist ob ihre mächtigen Nebenbuhler dem Werke aufrichtig ihre Unterstützung leihen werden. Ist nun gleich eine politische Einigung denkbar, welche jenem Kanal dauernde Neutralität und damit die weiteste und erfreulichste Nutzbarkeit sicherte, so vermöchte ich doch nur Elihu Burrit dieser Neutralität eine längere Dauer zuzusprechen, als die welche so manche „auf ewige Zeiten" geschlossene Allianz gehabt hat.

In jüngster Zeit nun ist, ganz gemäß dem alten Ausspruch Humboldt's (Ansichten der Natur II. 391), der Plan entstanden, östlich von Panama eine Durchstechung bei dem Golf von San Miguel südlich und der Caledonia Bay nördlich zu unternehmen, und nach den dem brittischen Parlament gemachten Vorlagen von England und Amerika einmüthig begünstigt. Die Entfernung zwischen tiefer See auf beiden Seiten soll weniger als 45 englische Meilen betragen, das dazwischen liegende Gebirge bei einer Höhe bis zu 150 Fuß nur zwei englische Meilen Breite haben, und hier wird nun ein Riesenkanal 160 Fuß breit und 30 Fuß tief vorgeschlagen, der die Summe von 12 Millionen Pfund Sterling kosten soll. Die oben angegebenen Erfordernisse wären durch eine so großartige Anlage allerdings erfüllt, und die Aufbringung der genügenden Geldsumme würde über die nöthigen Menschenhände gebieten, wenngleich in dem verderblichen Klima dieses Landstrichs noch erhebliche Schwierigkeiten in letzterer Beziehung liegen. Man würde wesentlich auf Neger-

Arbeiter angewiesen sein, und Gott gebe daß nicht deutsche Auswanderer auch hier wieder geopfert werden, eine Besorgniß die leider nicht fern liegt, so lange man sich überhaupt nicht scheut dieselben zur Ansiedlung in Mittelamerika zu verlocken.

Neunter Abschnitt.

Panama — Seereise nach Payta — Callao.

Unser Einzug in Panamá* geschah unter Glockengeläute, Feuerwerk und großem Lärm. Da keiner von uns, selbst unser Exgouverneur nicht, diesen Empfang auf sich zu beziehen wagte, so hielt ich alle diese Festlichkeiten für die Zugehör irgend eines großen Heiligenfestes; derselbe Lärm wiederholte sich indeß jeden Abend meines kurzen Aufenthaltes, und ich wurde bald gewahr daß die Bevölkerung Panama's, wiewohl arm und von allen Dingen fern die die Blüthe eines Ortes ausmachen können, in glücklicher Zufriedenheit mit ihrem Loose täglich in Vergnügungen sich ergeht, wie sie nach ihrem Sinne sind. Davon wurde mir ein etwas starker Beweis, als ich am nächsten Morgen, einem Sonntag, die Stadt zu besichtigen ging; das erste was mir aufstieß war ein Stier, den der jubelnde Pöbel an einem langen Lasso in den Straßen rennen ließ, eine Masse Menschen um ihn herum die ihn nach Kräften reizten, und eilig davon liefen wenn er Miene machte böse zu werden. Ich erstarrte bei dem Gedanken, daß in Deutschland Jemand wilde Ochsen vor der Nase der Polizei in den Straßen laufen ließe; ich halte es aber in diesem Fall doch mit unsern Einrichtungen, denn der harmlose Spaziergänger in den Straßen von Panama kann gespießt werden, ehe er es denkt. Ebenso sind Hahnenkämpfe an der Tagesordnung; vor jeder Thür ist ein Hahn angebunden, und man sieht fortwährend Knaben über die Straße laufen, welche diese streitbaren Thiere im Arm tragen.

Die Stadt ist nicht sehr ausgedehnt und an drei Seiten von Wasser umgeben, auf dieser Landzunge aber ist sie sehr regelmäßig angelegt, die Straßen sind breiter als gewöhnlich in spanisch amerikanischen Städten, und die Häuser alle zwei- oder mehrstöckig, ein Zeichen daß man kein Erdbeben fürchtet; dessen ungeachtet wurden die Einwohner vor zwei Monaten gewaltig erschreckt durch einen Erdstoß, der einigen Schaden an Gebäuden verursachte. Die Häuser, fast alle von Stein, mit schweren hölzernen Gallerien vor den

* Nicht Pánama oder Panáma; der Accent auf der letzten Sylbe wird, wie auch bei Bogotá und Perú, beim Schreiben bemerkt, da wenn keiner vorhanden wäre, der Ton wie bei jedem zweisylbigen spanischen Wort das mit einem Vocal endigt, auf der vorletzten liegen würde.

einzelnen Stockwerken, und statt der Glasfenster mit großen Luken versehen, sind ein kühler, eher zu dumpfer Aufenthalt; ich hatte in meinem Zimmer selten über 22° R., während es draußen 26° R. waren. Merkwürdig ist die große Anzahl Kirchen und Klöster, die aber mit Ausnahme von zwei oder drei sämmtlich geschlossen sind und zerfallen; ihre Ruinen machen den Anblick der Stadt sehr malerisch, sprechen aber nur zu deutlich aus wie ihre Glücksumstände gesunken sind. In einigen dieser Ruinen haben sich Leute angesiedelt, und die Anzeichen der Bewohntheit, Wäsche zum Trocknen, Wasserkrüge u. s. w. in den Fenstern, nehmen sich sonderbar aus; meist sind sie mit Gebüsch und Mauerpflanzen dicht bewachsen. Die Kathedrale, ebenfalls eine halbe Ruine, ist ein ansehnliches Gebäude in schlechtem Geschmack, mit einer breiten Façade und zwei Thürmen; diese spanischen Kirchen sind fast ohne Ausnahme nach dem Typus der Kathedrale von Mexico geformt, von der man die bekannte Ansicht besitzt. Die Thürme der Kathedrale von Panama sind seltsamerweise mit Perlemutterschalen gedeckt, zu denen die hiesigen Perlenfischereien die Muscheln geliefert haben, es ist aber gerade kein schöner Anblick; die größte Zierde des Gebäudes bilden die verschiedenen Pflanzen und Gebüsche, die auf dem Dach und zwischen den Steinen wuchern. Das Innere hat vier Säulenreihen und ein gewaltiges Mittelschiff, die ungeheure Geschmacklosigkeit der Altäre verderbt aber den Eindruck; der Hochaltar ist theilweise von Silber und anscheinend von großer Kostbarkeit, was mich verwunderte, denn es ist bekannt daß die Geistlichkeit beim Ausbruch der Revolution die ungeheuren Kirchenschätze, die gerade diesen Ländern eigen sind, wohl zu retten verstand. Ein San Sebastian von Wachs im Kostüm eines peruanischen Ynca und eine braune Madonna sind die größten Curiositäten der Kirche. Außer diesem Gebäude besitzt Panama auch gar keine Merkwürdigkeiten, die Hälfte der Stadt sowie die meisten öffentlichen Gebäude sind Ruinen, ebenso die Befestigungen; außerhalb der letzteren befindet sich eine große Vorstadt, aus jämmerlichen Hütten bestehend. Drei Stunden entfernt liegen die Trümmer von Alt-Panama, zerstört durch den großen Seeräuber Morgan.

Das sind die Reste einer Stadt die früher über 40,000 Einwohner zählte, und ein wichtiger Sitz der spanischen Macht war; die Revolution mit ihren Folgen und die gänzliche Erlahmung des Handels nach der Westküste von Südamerika, der ausschließlich den Weg um Cap Horn eingeschlagen hat, sind die Hauptursachen dieses Verfalls. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1845 6—7000, meist Schwarze und Farbige und armes Volk. Nichts desto weniger besitzt Panama eine gute Gesellschaft und einige Reiche, welche mit Gold, Edelsteinen und Perlen handeln; die berühmten Goldschmiede Panama's aber sind arme Arbeiter, von denen jeder nur zwei oder drei jener weitberühmten künstlichen Ketten* vorräthig hat, und sie um wenig mehr als den Goldwerth verkauft.

* Genau dieselben Ketten, richtiger geflochtene Schnüre aus Golddraht, werden in

In der großen Tragikomödie der Geschichte von Spanisch-Amerika seit dem Abfall hat auch Panama durch den Versuch sich als selbstständige Republik zu gestalten, eine Scene ausgefüllt; da die Hauptstadt Bogota eine anderthalbmonatliche Reise weit entfernt liegt, woran selbst ein energischer und einheitlicher Herrscherwille erlahmen müßte, so begreift man solche Bestrebungen eben so wohl, wie der Zerfall der Republik Colombia in die Staaten Venezuela, Nueva Granada und Ecuador natürlich war; Panama hatte sich indeß wieder angeschlossen. Das Emporwachsen von Californien hat inzwischen die Aussichten der Stadt vollständig verändert; ein wichtiger Handelsweg hat sich wieder gebildet, dessen mächtige Begünstigung durch eine Kanal- oder Eisenbahnanlage nahe bevorsteht, aber auch den wirklichen Besitz dieser Landstrecke werden sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht lange mehr versagen.

Inzwischen lag Panama damals noch in vollständiger Lethargie, und obgleich das Anladen der westindischen Dampfschiffe mit der Post für das westliche Südamerika in Chagres allmonatlich einigen Verkehr über die Landenge zur Folge hatte, so war dieser doch von der beschränktesten Art, und alle Vorkehrungen für Fremde, zum Bleiben und Gehen, waren erbärmlich. Eine kleine Brig, ein zweimastiges Segelfahrzeug, beförderte Briefe und Reisende nach Peru, und als ich meinen Platz auf dieser belegt hatte, fand ich mich in der angenehmen Lage, mir einen förmlichen Hausrath von Matratzen und Bettzeug und einer Menge anderer Gegenstände, deren Aufzählung ich vermeide, anzulegen, natürlich alles theuer und schlecht. Diese Einkäufe beschäftigten mich einen Theil des 28. Oktobers, an welchem Abends die Abreise erfolgen sollte, aber eine drückende Last von Langeweile drohte die wenigen übrig bleibenden Stunden unerträglich zu machen, als einer unserer Wirthshausgesellschaft auf den Einfall gerieth einen Hahnenkampf als Zeitvertreib vorzuschlagen. Gesagt gethan, Hähne wurden gekauft, eine Masse Zuschauer versammelten sich zu diesem nationellen Vergnügen, und ein alter General von Nueva Granada, ein tiefer Bewunderer und Kenner desselben, übernahm die Leitung der Lustbarkeit; er war der Turniervogt und ging in seinem Eifer so weit, daß er den von ihm bevorzugten Hahn selbst in die Schranken trug, und als der Zeitpunkt gekommen war, auf seinen Gegner losließ. Diese Hähne hatten ihren vollen Schmuck, während sie an andern Orten kahl gerupft und beschnitten werden; namentlich gereichten die stattlichen Kragen, welche sie während des Kampfes wie einen Schild sträubten, ihnen zur großen Zier. Die grausame Sitte der Südamerikaner versieht jeden Hahn mit einem Stahlsporn von $2^1/_2$ Zoll Länge und über 4 Linien Breite, welcher in eine äußerst scharfe Spitze endet; diese Mordinstrumente, sorgfältig

Trichinopoly in Südindien verfertigt, während von einer Beziehung zwischen den beiden Orten wohl nicht die Rede sein kann.

geschliffen und polirt, werden aus ihrem sammtenen Etui genommen und jedem Hahn an den linken Fuß geschnallt, natürlich eine tödtliche Waffe; so nahm denn unser Gefecht das uns einen langen Nachmittag verkürzen sollte, in weniger als einer Minute das gewöhnliche Ende: der eine Hahn erhielt eine 1½ Zoll tiefe Wunde und verschied auf dem Bette der Ehre, mit andern Worten auf der Miststätte des Hofs. So widrig dies Schauspiel ist, ziehe ich es doch den Hahnenkämpfen Cuba's vor, wo die armen Thiere oft eine halbe Stunde lang beide völlig erschöpft kämpfen müssen, bis einer durch Ermattung und die vielen Wunden hinfällig auf dem Platz bleibt.

Ehe wir im Boot unser Schiff erreichten war es Nacht, und ein furchtbares Gewitter am Himmel, welches sich jedoch nicht über unsern Köpfen entlud. Die See leuchtete, ob in Folge der Gewitterluft prachtvoll: aus jedem Schlag der Ruder spritzte eine Masse Funken hervor, eben so schön leuchtete unsere Spur hinter uns und die Seiten des Boots, ja jede Welle zerfloß in einen Haufen Feuer, und die einzelnen Funken erloschen nur allmälig auf der Oberfläche. Um halb neun Uhr Abends war der Anker gelichtet, und das Reiseziel Lima erfüllte mich mehr denn je bei der Ausfahrt mit abenteuerlicher Freude. Bis dahin sollte aber noch mancher lange Tag verrinnen.

Die Brig Mazeppa war eine alte mexicanische Kriegsbrig, mit Geschützpforten für 14 Kanonen und vor dem Vordermast Raum für ein schweres Geschütz; sie war in New-York gebaut, als Schnellsegler mit nach hinten überlehnenden Masten versehen, und für die unsichern und widrigen Winde dieser Küste durch ihre Leichtigkeit ganz geeignet; sie war so recht was der Engländer „a rakish looking vessel“ nennt, von der Physiognomie wie Piraten- und Sklavenschiffe. Eine Größe von nur 150 Tonnen, kaum ein Zehntel der westindischen Dampfschiffe, und eine Länge von 80—90 Fuß, während jene 250 Fuß hielten, machte sie zu einem leichten Spiel der Wellen, und der Platz war sehr beschränkt, was gerade für eine längere Seereise nicht angenehm war; wir waren indeß nur vier Passagiere, und außer dem Capitain und Steuermann vier Matrosen, ein Aufwärter und ein Schiffsjunge. So waren wir einander sehr nahe gerückt, und von dem köstlichen Gut der Privacy, des Ungestörtseins war für die nächsten Wochen keine Rede.

Gleich der erste Tag, 29. Oktober, in der Bai von Panama ließ mich den Unterschied mit den bisherigen Reisen mit Dampf lebhaft empfinden; es war Windstille, nichts desto weniger aber die See hoch, und das Schiff, durch kein Segel in einer bestimmten Richtung gehalten, tanzte in einer Weise die meine Festigkeit gegen die Seekrankheit stark auf die Probe stellte; dabei gibt es nichts trostloseres als das Hin- und Herschlagen der Segel an den Masten, und man erschöpft sich in fruchtlosen Wünschen daß lieber ein tüchtiger Sturm daher fahren möge. Dafür brachte aber dieser erste Tag auch gleich eine Annehmlichkeit die man auf Dampfschiffen fast ganz entbehrt, den ruhigen Anblick der Ungeheuer der Tiefe: ganze Schaaren Delphine spielten um das Schiff,

ein Wallfisch wagte sich zwar nur auf Büchsenschußweite, aber seine tollen Sprünge und die Wassersäulen die er ausstieß waren sehr genau erkennbar und interessirten uns höchlich; wir bekamen auf dieser Fahrt überhaupt eine Menge Wallfische zu sehen. Mehrere stattliche Fische wurden gefangen um unsern Tisch zu zieren, und der Capitain erzählte bei diesem Anlaß daß das Fleisch des Delphins sehr wohlschmeckend sei und dem Rindfleisch sehr ähnele; es wurde aber keiner gefangen. Auch ein prachtvoller Haifisch, volle 16 Fuß lang, erschien und schwamm majestätisch und langsam an uns vorbei; meine Reisegefährten behaupteten auch dicht neben ihm den Piloten, seinen bekannten steten Begleiter gesehen zu haben; ich habe ihn nicht erblickt, und die ganze Geschichte von dieser Begleitung ist zu abnorm, als daß ich sie bestätigen möchte ohne mich mit eigenen Augen überzeugt zu haben. Unserm Wunsche den Hai zu fangen mochte der Capitain nicht entsprechen, weil die Bewältigung eines so großen Ungeheuers sehr schwierig ist, und jedenfalls seine Tödtung große Unreinlichkeit auf Deck verursacht hätte; sonst ist der Seemann immer sehr glücklich wenn er seinen Erbfeind in seine Gewalt bringen kann, und im Gefühl lebhaften Hasses gegen den Mörder so manches armen Matrosen unterwirft er ihn sogar allerlei Martern: wenn man mehrere kleine Exemplare in seine Gewalt bekommt, so werden sie an den Schwänzen zusammengebunden und so freigelassen, andern schneidet man die Flossen auf einer Seite ab, daß sie nicht mehr ordentlich schwimmen können und sich im Kreise drehen müssen; ja unser Capitain rühmte sich, daß er einem gefangenen Hai einen Topf kochenden Fettes in den Rachen gegossen und das Unthier so wieder freigelassen habe.

Mehrmals auf dieser Fahrt fingen wir einen Fisch den die Engländer Dolphin nennen, der aber keineswegs ein Delphin, sondern ein wirklicher Fisch ist, etwa 2 Fuß lang, mit sehr langen schmalen Flossen; dieser und nicht der eigentliche Delphin besitzt die poetische Eigenschaft im Sterben seine Farbe zu verändern: seine natürliche Farbe ist grünlich mit einem Goldglanz, untermischt mit grauen, dunkelgrünen und verschiedenen andern Flecken; kurz alle Farben sind vorhanden, es ist aber merkwürdig zu sehen wie eine nach der andern in einem Zwischenraum von nur wenigen Secunden hervortritt; bald ist er silbergrau, bald graulich, dann prachtvoll goldgelb, blau, grün u. s. w. Die Spanier nennen ihn wegen des Goldglanzes den er annimmt, und der seine bemerkenswertheste Farbe ist, Dorado.

Wenn ich bisher der fliegenden Fische noch nie erwähnt habe, so hatte ich deren doch in allen wärmeren Meeren eine Menge täglich gesehen. Es ist bekannt daß diese Thiere nicht sowohl fliegen, sondern sich in einem Bogen aus der See herausschnellen und in demselben Bogen wieder hineinfallen; sie sind stets in Schaaren, und fallen nicht selten, namentlich auf niedrigen Fahrzeugen auf Deck; sie pflegen $^3/_4$ Fuß lang und silbergrau von Farbe zu sein; ihre großen Flossen lassen sich ausspannen und hinwieder ziemlich glatt an

ßen Leib anlegen. Ein Seevogel den wir einmal fingen, und der sofort seine Nahrung ausspie, gab nebst anderm auch einen noch unversehrten fliegenden Fisch von sich, so daß ihnen das trockene Element so gefährlich sein mag als das nasse, aus dem sie sich angeblich um Verfolgern zu entgehen, erheben.

Der 30. Oktober brachte abermals Windstille, erst des Abends ging es wacker vorwärts, und es war ein schöner Anblick wie unser Schiff, nicht gewaltsam wie das Dampfschiff die Wellen überspringend, sondern sie ruhig aber mit scharfem Kiel durchschneidend vorwärts drang, und der leuchtende Schaum Funken zu sprühen schien. Ich hörte bei diesem Anlaß von unserem Capitain, daß das stärkste Seeleuchten, das sich über die ganze Fläche verbreitet, nur in seichtem Wasser stattfindet. Uebrigens fanden wir die Notiz auf des Capitains Seekarte für diese Küste nur zu sehr bestätigt: this place is subject to calms, squalls and rains; in der That bestand unsere ganze Reise aus dieser ununterbrochenen Reihe von Windstillen, Sturm und Regen.

Am 2. November waren wir unter 4° 30' N. B. angekommen, ein langsamer Fortschritt. Es war Sonntag, aber es regnete und die Welt sah sehr unsonntaglich aus. So unerträglich langweilig unsere ganze Fahrt war, so muß ich doch bekennen, daß selbst hier der Sonntag Nachmittag par excellence langweilig erschien. Als wir schon zu Bette waren, rief plötzlich der Capitain daß sich auf den Mastspitzen das St. Elmsfeuer (Castor und Pollux) zeige, und wir eilten auf Deck. Es regnete und stürmte aber draußen so arg, daß ich ohne das seltene Phänomen beobachtet zu haben, mich wieder ins Bett legte, um nicht etwa mir eine heftige Erkältung zuzuziehen. Die andern beschrieben es als ein kaum fußhohes, schweflig brennendes Flämmchen, schlank aber nicht flackernd auf der Mastspitze. Später sah sie der Capitain auf mehreren Punkten des Tauwerks; er sagte daß er diese Flämmchen, welche so gar selten nicht seien, in allen Zonen gesehen habe, und beschrieb den Eindruck als manchmal sehr unheimlich; immer aber zeigten sie sich nur bei dem schlechtesten Wetter, und hiernach wäre des Horaz Segenswunsch an seinen Freund Virgil:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera . . .

eher eine Verwünschung zu nennen. Muth war bekanntlich überhaupt des guten Horaz Sache nicht, und die citirte Ode in ihren Ausrufen über die Gefahren der See hat schon Manchem ein Lächeln abgelockt; dennoch trat mir gerade in jenen Tagen die Wahrheit seiner Dichtung so recht vor die Seele, als ich bei heftigem Sturm, wie eine Seemöve an ein Tau angeklammert, vom Deck aus die gewaltige See und unser kleines Schiffchen das wie eine Nußschale ein Spiel der Wellen war, betrachtete. Da ist denn wirklich der erste Gedanke der, welch eiserne Entschlossenheit dem Manne ingewohnt haben muß, der sich zuerst auf einem gebrechlichen Machwerk von Menschenhand dem tobenden Elemente anvertraute. An jenem Tage war die See so hoch,

daß es fast unmöglich war zu Tische zu sitzen oder irgend eine Beschäftigung vorzunehmen, und die hysterischen Bewegungen mit denen man Teller und Speise festzuhalten oder im Entgleiten wieder zu haschen sich bemühte, waren eben so lächerlich anzusehen als unbehaglich für den Essenden; alles flog hin und her, das Schiff war abwechselnd in den Wellen begraben, dann wieder auf eine schwindelnde Höhe geschleudert, und unser Horizont auf eine Entfernung von 100 Fuß durch die Wellen begrenzt. Etwas ähnliches habe ich nie gesehen, und man begreift dann wie wenig die abenteuerlichen Seestücke mancher Maler übertrieben sind. Natürlich sind dann fast alle Segel eingerefft, wir zerrissen mehrere, und der Capitain hatte ernstliche Besorgniß daß wir die Masten verlieren würden.

Könnte man eine Landratte bei solcher See urplötzlich auf ein Schiff versetzen, so würde ihm der sofortige Untergang desselben, insbesondere das Umschlagen unvermeidlich erscheinen; dieser letztere Zufall jedoch ist einer der seltensten, und trifft fast nur offene Küstenfahrer die von einem Sturm überrascht werden. Freilich kann das größte Schiff durch ungeschickte Behandlung umgeworfen werden, z. B. wenn es im Sturme seine Segel nicht einrefft, oder wenn die Ladung, die Kanonen u. s. w. lose sind, und bei heftiger Bewegung das Gleichgewicht verändern; ein ordentliches Schiff aber muß, selbst wenn Masten und alles auf Deck weggeweht und weggespült ist, doch noch gerade und frei auf den Wellen schwimmen, da es fest gebaut und hermetisch verschlossen ist. Ein wenig Wasser dringt natürlich immer ein, und das Pumpen das wir in jenen Tagen nur zu oft hören mußten, klingt nichts weniger als beruhigend.

So war besonders die Nacht welche die St. Elmsfeuer uns so ominös angekündigt hatten, eine der ärgsten, und in der dumpfen Kajüte, bei einer Bewegung des Schiffs und einem Lärm der keinen Schlaf möglich machte, kaum zu ertragen. Selbst in dem engen Raum seines Lagers wird man in empfindlicher Weise hin und her geworfen, und das ewige Aechzen und Knarren jeder Planke und jedes Ballens im Schiff stimmt unheimlich zu dem Pfeifen des Sturms im Tauwerk. Dabei prasselte der Regen auf's Verdeck, der Donner rollte, und alles was nicht fest gemacht war tanzte und purzelte umher: ein Haufen Orangen die in einer leeren Koje aufbewahrt wurden, hüpften durcheinander, als wollten sie den Donner parodiren, unsere Champagnergläser ächtzen in Todesnoth und brachen die Hälse, zum Glück kein großer Schaden, denn der Champagner war schnöder Aepfelwein; — kurz es war ein Lärm und eine Verwirrung ohne Ende. Was einen Begriff von der Wuth des Sturmes geben kann war der Umstand, daß eine schwere hölzerne Treppe die unter einem Winkel von 60°, also sehr schief gelehnt stand, rückwärts umfiel unter gräßlichem Gepolter; es mußten sonach die Masten einen Winkel von weniger als 60° mit dem Horizont gemacht haben. Daß dies der „stille“ Ocean sei, war uns in unserm Unmuth schwer begreiflich.

So war die Nacht für uns, wie mag sie erst für die armen Matrosen und für den unglücklichen Capitain gewesen sein, welch letzterer um so mehr fortwährend in angestrengtem Dienst thätig sein mußte, als die Bemannung von nur 4 Matrosen bei einem solchen Sturm lange nicht ausreichend ist; die Segel müssen eingerefft, alle möglichen Dinge angebunden und verwahrt werden, und stete Aufmerksamkeit war um so nöthiger, als wir der Küste nahe waren. Dabei war die Mannschaft bis auf die Haut durchnäßt, nicht nur vom Regen sondern von den überschlagenden Wellen, und bekanntlich wird ein Kleidungsstück das von Seewasser benetzt ist, kaum wieder brauchbar, weil das zurückbleibende Salz stets wieder Feuchtigkeit anzieht; so sank denn der arme Capitain, dem täglich zwei Anzüge naß wurden und keiner wieder trocken, in seiner Toilette täglich tiefer, und erschien am Morgen nach jenem Sturm über und über in Flanell gekleidet, wie eine Vogelscheuche, der Schiffsjunge aber, vielleicht in noch größeren Difficultäten als sein Herr, trat in einem weißen Mantel auf, wie Don Juan im ersten Akt.

Den nächsten Abend legten sich Wind und Wellen, um wieder eine unleidliche Windstille einzuleiten; der Sturm hatte uns im Kreise herumgetrieben und wir waren um drei Meilen vorwärts gekommen, den nächsten Tag war es nur eine Meile, die wir kümmerlich mit Laviren im ewigen Zickzack dem widrigen Winde abgewannen. So waren wir den 4. unter 1.° 30′ N. B., Angesichts des Cap Galera, aber dieses perfide Cap kostete wieder zwei Tage, ehe wir es umschiffen konnten; selbst der Capitain, an die ungünstige Witterung der Küste doch gewöhnt, fing an den Muth zu verlieren, natürlich nachdem wir Passagiere längst an allem verzweifelt hatten.

Am 6. November mit Sonnenuntergang passirten wir die Linie. Dieses Ereigniß, wie wohl es streng genommen nur in den Bereich der mathematischen Geographie gehört, ergreift die Phantasie des Reisenden auf's lebhafteste, und es ist der allgemeinen Stimmung wohl angemessen dasselbe als Freudenfest zu begehen, wie dies auf den meisten Schiffen der Fall ist. Neptun und sein Hof erscheinen dann an Bord, und die Neulinge die zum erstenmal die Linie passiren, werden vorgefordert und je nach ihrem Rang und der Bereitwilligkeit sich loszukaufen härter oder leiser vom Scepter des Meergottes berührt. In den Händen der prosaischen Yankees aber gerathen solche ehrwürdige Gebräuche schändlich in Verfall, und außerdem hatten wir noch einen andern Feind jeder Festlichkeit in dem einen spanischen Passagier, der als Kind einmal bei diesem Anlaß als Seegespenst hatte figuriren müssen, und diesen Schimpf noch nicht verschmerzt hatte; er schalt die Matrosensitte roh, erzählte Mordgeschichten von Passagieren die in Vertheidigung ihrer Würde harmlose Seegötter erschossen hatten, und schien weit erhaben über diese Thorheiten. Nichts desto weniger setzten wir uns hin, tranken in dem besten Wein der zu haben war, unsere höchsteigene Gesundheit, und aßen welch unverdaulichen Kuchen, des Schiffskochs Meisterstück, mit grimmigem Behagen.

Am 9. hatten wir prachtvolles, jedoch kühles Wetter, woraus die Nähe von Hochgebirge zu schließen war; wir waren dem Chimborazo gegenüber, den man bei klarem Wetter sehen kann; leider lag zu viel Nebel auf der Küste. Wie gern hätte ich Guayaquil besucht, von wo man in die Nähe dieses hochberühmten Berges gelangt, aber das gelbe Fieber welches, seit es vor fünf Jahren dahin verschleppt worden war, unablässig dort wüthete, verbot es mir. Es gilt in Amerika für Tollheit, sich ohne Noth in den Bereich dieser furchtbaren Epidemie zu wagen.

Wir passirten auch ein Schiff, das erste auf dieser Reise; es war eine große amerikanische Barke, sehr schmutzig und vermuthlich ein Wallfischfänger. Sie kam früh Morgens in Sicht, denselben Cours wie wir verfolgend, und Nachmittags überholte sie unser kleiner Schnellsegler; wir zeigten unsere peruanische Flagge, und drauf der Amerikaner seine roth und weißgestreifte, zur großen Freude unseres Capitains. Ich beobachtete das bekannte Phänomen, wie sich zuerst bloß die Spitzen der Masten zeigen, bis allmälig das ganze Schiff sichtbar wird. Am 10. sahen wir in 4° S. B. die peruanische Küste, rauh und felsig wie alle Punkte der Westküste an denen wir vorbeigesegelt, Nachts passirten wir Cap Blanco, den westlichsten Punkt von Südamerika; der Capitain nannte es das Cap Horn dieser Küste, und es machte seiner Benennung Ehre durch so hohe See, daß abermals an Schlaf und Ruhe nicht zu denken war. Am 11. hatten wir Morgens 10 Uhr nur 16° Wärme, eine Temperatur die mir der ich in Westindien halb gekocht war, wirklich empfindlich kalt vorkam, aber doch auch wieder etwas kräftigendes hatte; das erschlaffende ewige Transpiriren hört dann natürlich auf. Jede Nacht hatten wir nun schweren Thaufall, der an dieser regenarmen Küste den einzigen Niederschlag bildet.

Nachdem wir in der Nacht zum 12. noch recht abscheuliches Wetter gehabt und beinahe unsere Masten verloren hatten, näherten wir uns endlich am Nachmittag dieses Tages der lang ersehnten Küste von Payta unter 5° S. B., und nach den Unannehmlichkeiten einer stürmischen und über die Maaßen langwierigen Ueberfahrt erschienen selbst die dürren und felsigen Ufer welche wir vor uns hatten, dem Auge höchst erwünscht. Wir hatten viel Glück im Einlaufen, und fanden uns noch vor Sonnenuntergang dem Städtchen Payta gegenüber, mit hinlänglicher Muße das überaus dürre und elende Aussehen des Orts und der Gegend zu betrachten, und uns zu verwundern wie Menschen dort existiren können.

Den nächsten Morgen gingen wir an's Ufer, wo uns am Zollgebäude sofort das krause Wappen der Republik Peru mit seinem Lama und seinen Füllhörnern entgegen leuchtete. Die Stadt liegt in der Tiefe eines geräumigen, von steilen Fels- und Bergwänden eingeschlossenen Hafens, und lehnt sich an eine Reihe kahler Sandhügel mit abschüssigen Wänden. Die Häuser sind ohne Ausnahme elend, einige wenige zweistöckig und angestrichen, die meisten aber

klägliche Machwerke von Holz- oder Rohrgeflecht, mit Lehm verklebt. Strohdächer erhöhen noch den ärmlichen Eindruck, und das Ganze ist recht eigentlich ein Gemälde grau in grau, denn man sieht kein einziges grünes Plätzchen welches diese Einfarbigkeit unterbräche. Man begreift nicht wie ein Mensch auf den Gedanken kommen konnte sich in einer so trostlosen Wüste niederzulassen, aber die Menge von Schiffen im Hafen, die Anzahl von wohlhabenden Leuten und ansehnlichen Waarenlagern läßt hinlänglich errathen, daß die auri sacra fames, wie an so manchen Orten Amerika's auch hier Wunder gewirkt hat. Obgleich entblößt von dem ersten Bedürfniß einer Ansiedlung, Fruchtbarkeit des Bodens, ist Payta doch eine der ältesten Städte auf dieser Küste, und verdankt dies wohl zunächst seinem trefflichen Hafen, einem Vortheil der in dieser Gegend selten ist; getrennt durch eine Wüste von 12 Leguas Breite und beträchtlicher Länge an der Küste hin, die Wüste von Sechura, liegt im Binnenlande die Stadt Piura, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz, ein bedeutender Ort von 12,000 Einwohnern, und als Hafenplatz dieser Stadt erfreut sich Payta seiner dermaligen Blüthe. Es zählt 3—4000 Einwohner, darunter viele Weiße, die Mehrzahl von indianischer Abkunft, und wenige Neger und Mischlinge von diesen; die Payteños gelten für die besten Seeleute dieser Küste, sind aber im allgemeinen vollkommen so träge und genügsam wie alle Bewohner des tropischen Südamerika. Der Handel besteht hauptsächlich in der Einfuhr europäischer Manufakturen, einiger Ausfuhr von Produkten des Binnenlandes, als Baumwolle, Salz, Talg, Tamarinden u. s. w. und im Küstenhandel mit den benachbarten Häfen wie Guayaquil. Außerdem ist dieser Hafen ein sehr beliebter Ruheplatz für die Wallfischfänger während ihres langen Aufenthalts in der Südsee; kurz Payta ist nicht so ganz ohne Leben als man anfangs denkt. Es ist zudem die Residenz eines amerikanischen und französischen Consuls, und letzterer scheint alle Comforts um sich versammelt zu haben, die ihm das Leben hier erträglich machen können; er war Eigenthümer des Schiffs in dem wir segelten, und empfing uns mit ächt französischer Höflichkeit.

Zu meiner großen Freude fand ich aber auch einen Deutschen, Dr. med. Simons, einen intelligenten und liebenswürdigen Mann in diesem Winkel der Erde, und so angenehm französische Formen manchmal sein mögen, so geht doch nichts über die herzliche Aufnahme, die der deutsche Reisende bei seinen Landsleuten in der neuen Welt findet, und es ist eine der größten Annehmlichkeiten, daß man fast in jeder Seestadt Amerika's Deutsche aus den gebildeten Klassen antrifft. Mit dem Doctor durchwanderte ich die Sandwüsten der Straßen von Payta und betrachtete die sehr unbedeutenden Merkwürdigkeiten die sich vorfanden. Obenan steht die Kirche, ein hölzerner Schoppen mit einer Masse Heiligen, groß und klein, im abscheulichsten Geschmack, und einer wunderbaren, wenn auch nicht wunderthätigen Madonna, deren Geschichte uns der Sakristan mit großem Ernst vortrug: als der bekannte englische

Weltumsegler Anson im vorigen Jahrhundert Payta eroberte, drangen die Feinde unter anderem in die Kirche um zu plündern, und einer der betrunkenen Soldaten versetzte der Madonna ein paar Säbelhiebe in den Hals und das Kinn; alsbald begann das Bild zu bluten, und so oft man in späterer Zeit versucht hat die Wunden zu übermalen, brachen sie alsbald wieder hervor, und die blutigen Spuren sind noch jetzt sichtbar. Bemerkenswerth sind die Weihkessel am Eingang der Kirche, zwei prachtvolle Riesenmuscheln, 2½ Fuß lang und halb so breit; leider sind sie von diesen Barbaren im Einklang mit den übrigen geschmackvollen Verzierungen der Kirche mit blauer Oelfarbe angestrichen. Eine andre Kirche wurde eben restaurirt, und seltsam genug prangt über dem Eingang das alte Idol der Peruaner, eine ungeheuer grell angemalte Sonne. Vor dieser Kirche befindet sich der Marktplatz, eine Sahara mit fußtiefem Sande; eine Reihe von mehr als hundert Maulthieren und Eseln bewies daß alle Produkte, wie es natürlich ist, aus der Ferne kommen; Wassermelonen, nebst einigem an schlechten Orangen waren die Marktwaaren. Mir fielen die Sättel, ein hölzernes ungeheures Gerüst mit einer Schabracke bedeckt, und besonders die Steigbügel auf: sie sind von Holz, groß und plump, und von der Gestalt eines chinesischen Pagodendachs; später machte ich die Erfahrung daß in den Andes, wo man fortwährend an Felsen stößt, andre Steigbügel gar nicht zu gebrauchen sind. Die Tracht der Männer ist der Poncho, ein viereckiges Stück Tuch mit einem Einschnitt in der Mitte, durch das der Kopf gesteckt wird, eine in Peru und bei den altbayrischen Postillons übliche Bekleidung. Die Weiber hüllen sich in ihren langen, schmalen Shawl, meist von blauer Farbe, ihre Gesichtszüge sind die normal indianischen, und ihr schwarzes langes glänzendes Haar ist prachtvoll; wir machten uns den Spaß den Haarschmuck einer jungen Indianerin zu befühlen, was sich die Schöne gern gefallen ließ, es war aber grob wie Pferdehaar. Die Weiber von Colan, einem Dorf 5 Stunden von Payta, bewahren noch dieselbe Tracht welche bei der Entdeckung des Landes Mode war, einen sehr unmalerischen Sack von schwarzem Zeug mit drei Oeffnungen für Kopf und Arme; dieses wunderliche Gewand hängt ohne Gürtel in weiten Falten um den Leib, und ist als eine der wenigen historischen Curiositäten Amerika's erwähnenswerth.

In Payta regnet es nur alle 7 Jahre, und die völlige Dürre des Bodens geht damit Hand in Hand; dieser Regenmangel ist um so auffallender, als wir den Tag nach unserer Ausfahrt aus dem Hafen Regen in Fülle auf der See hatten. Selbst der Thau, welcher in den Tropen während der trockenen Jahreszeit den Regen reichlich ersetzt, und ohne den man keinen klaren Tag haben würde, ist hier nur spärlich; das letzte Jahr war ein gesegnetes, und in solchen Regenjahren ist auch der Boden mit dürftiger Vegetation bedeckt, welche aber nach halbjähriger Dürre wieder verschwindet. Nicht einmal Trinkwasser besitzt die Stadt, und es wird mehrere Stunden weit auf Lastthieren herbeigeschafft, welche große Gefäße von Kürbisschalen an beiden Seiten des

Sattels tragen, dieses Wasser ist aber gut. Die Tageshitze von 20—22° R. ist gemäßigt, der Gesundheitszustand befriedigend, und die einzigen Patienten des Dr. Simons sind die Matrosen fremder Schiffe; hin und wieder mögen die Blattern Unheil stiften, und ich sah einen armen Indianerjungen, der durch ungeschickte Behandlung eines einheimischen Arztes ein Auge in dieser Krankheit eingebüßt hatte.

Von den Wallfischfängern lag gerade ein Amerikaner, der Corinthian von New-Bedford, dem Hauptsitz dieser Unternehmungen, im Hafen, ein Schiff erster Größe von stattlichem Ansehen. Dieses Schiff war zwei Jahre unterwegs und hatte etwa $^2/_3$ seiner Ladung an Thran eingenommen; es war im Begriff wieder in See zu gehen und sollte neun Monate kreuzen, ehe es an der Insel Juan Fernandez einen weiteren Aufenthalt machte; die ganze Reise war auf 4 Jahre berechnet. Es war leicht in dem Wesen des Schiffsvolks etwas Scheues, Schweigsames zu bemerken, wie es die lange Entfernung aus aller menschlichen Gesellschaft in ihrem harten Dienste mit sich bringt; sie nahmen mich indeß sehr freundlich auf und zeigten mir alles Interessante an Bord. Was mir zuerst in's Auge fiel, war die Menge der Boote mit denen das Schiff versehen war; jedes enthielt den vollen Apparat zum Fang, mit großer Ordnung und Genauigkeit für den augenblicklichen Gebrauch zugerichtet; in einem Kübel, um einen Pflock gelegt, befindet sich die fingerdicke Leine der Harpune, welche durch das Vordertheil des Boots läuft; fünf Mann bilden die Bemannung desselben, der Harpunier steht vorn, einer steuert mit einem langen Ruder; sowie der Wallfisch getroffen ist und nun durch die Widerhaken der Harpune an der Leine gehalten wird, nimmt der Steuermann den vordern Platz ein und sucht mit einer scharfen Lanze, die aber nicht stecken bleibt, das Thier tödtlich zu verwunden. Ein oder zwei Mann sind, wenn das Schiff im Jagdrevier ist, fortwährend im Mastkorb, und oft ist da oben eine Tonne zum besseren Aufenthalt befestigt. Die Mannschaft bestand aus etwa 36 Köpfen, denn ein Wallfischfänger kann deren nicht zu viel haben; Unglücksfälle und Krankheiten sind nicht gerade selten, und sehr viele sind immer zum Ausreißen geneigt, was im Hafen nur mit Mühe verhindert werden kann. Das Schiff war in guter Ordnung und reinlich gehalten, trotzdem aber der Thrangeruch ziemlich unerträglich; das ganze Verdeck hat einen doppelten Boden zur Schonung, der am Ende der Reise weggenommen wird; vorn ist der große Ofen mit zwei eisernen Kesseln zum Sieden des Thrans, und einer Menge dazu gehöriger Geräthschaften.

Der Wallfischfang ist sehr vortheilhaft, erfordert aber ein großes Kapital; die meisten Schiffe gehören den Franzosen oder Amerikanern, und es scheint daß die letztern die Sache besonders zweckmäßig zu betreiben wissen; einige Häfen in New-Hampshire und Massachusetts, besonders New-Bedford sind die Hauptplätze für die Ausrüstung, und Quäker hauptsächlich die Unternehmer. Um dem Capitain und der Mannschaft ein Interesse am Fang zu geben und

letzterer das Desertiren zu verleiden, werden alle mit Antheilen am Gewinn bezahlt, der Capitain erhält $^1/_{15}$, der Steuermann $^1/_{45}$, die Matrosen nach ihrer Tüchtigkeit $^1/_{120}$ bis $^1/_{180}$, wofür sie aber die Versicherungsprämie zu tragen haben. In den tropischen Meeren ist die Ausgiebigkeit an Fett weit geringer als in höheren Breiten; ein gewöhnlicher Wallfisch gibt bis zu 200 Tonnen Thran, zu 30 Gallonen, der Pottfisch, Spermwhale höchstens 120 Tonnen, aber die Tonne des letzteren gilt 30 Dollars, die andere nur 18. Es pflegen daher die Amerikaner hauptsächlich dem Pottfisch nachzustreben und bleiben länger, meist 3—4 Jahre aus; so auch der Corinthian, der gegen 3500 Tonnen Thran faßte und seinen Eigenthümern 70—80,000 Dollars reinen Profit versprach, außerdem dem Capitain etwa 8000, und so fort. Manche Schiffe bleiben bis 7 Jahre aus, in welcher Zeit sie im günstigen Falle drei Ladungen machen, welche entweder in Lima verkauft oder nach Hause geschickt werden. Diese Schiffe durchstreichen den ganzen stillen Ocean, und suchen nur alle 9—12 Monate einen Hafen; aber oft zwingt das Umsichgreifen des Scorbuts den Capitain einzulaufen; die amerikanischen Schiffe haben keine Aerzte, aber die Consulate der Vereinigten Staaten zahlen für jeden erkrankten Matrosen eine angemessene Summe zur Verpflegung.

Auf der Fahrt durch den Hafen gewahrte ich eine große Menge Möven und Pelikane, welche sich ohne Scheu mitten unter die Schiffe wagten; dieser Pelikan ist grau mit gelbem Schnabel und kleiner als der schöne rosenfarbene Vogel derselben Gattung, welcher oft in Menagerien gezeigt wird. Wenn sie am Ufer ihre Nahrung suchen fängt man sie in eigenthümlicher Weise, indem man ihnen ein Steinchen zuwirft; der Pelikan ist neugierig und kommt heran, und man fährt fort ihn in dieser Weise immer näher zu locken, bis man das schwerfällige Thier mit Händen greifen kann.

Nachmittag 4 Uhr rief uns der Capitain an Bord, und als wir diese anscheinend unwirthliche Küste verließen, wunderte ich mich wie der Tag so angenehm vergangen war.

Unsere Reise von Payta aus war weit erträglicher als die erste Hälfte unserer Fahrt; die See obgleich sehr hoch, doch mäßiger bewegt als bisher, und ich empfand ihre Tücken nur noch einmal, als der Kajütentisch nebst Tintenfaß, Büchern und zwei daran sitzenden Passagieren eines schönen Abends mir in's Bett stürzte, in dem ich schon lag, zu allseitiger großer Verwunderung. Regen und Sturm verschonten uns fast gänzlich, und die neuen Vorräthe von Payta richteten unsere halbgeknickten Seelen wieder auf. Leider mußten wir den größten Theil des trefflichen Rindfleisches über Bord werfen, da es sich nicht hielt, und die ungeheuern Portionen Wassermelonen die wir nur so aus langer Weile verzehrten, hielten uns fortwährend das unrühmliche Ende Kaiser Friedrichs III. vor Augen, der bekanntlich an einer Indigestion verstarb, nachdem er drei Melonen auf einmal verzehrt hatte; Kaiser Friedrich wurde indeß durch unsere Leistungen gänzlich in Schatten gestellt, denn es ist bekannt daß

man bei der größten Langeweile den besten Appetit hat. Bald verschwanden indeß auch diese Genüsse wieder, und wir waren von neuem in den bescheidenen Wechsel von Hühnern und Hammelfleisch zurückgedrängt; die ersteren ißt man sich ohnehin auf allen Schiffen zum Ueberdruß, und die zwei magern langbeinigen Hämmel die wir in Panama eingeschifft, hatten selbst auf unsrer langwierigen Fahrt nicht die Möglichkeit gefunden sich einigermaaßen auszumästen. Ich erinnere mich, daß als der eine dieser Schafböcke geschlachtet wurde und es galt ihn rasch aufzuzehren, wir an einem Mittag fünferlei Hammelfleisch hatten, was, vorausgesetzt daß dasselbe gut gewesen wäre, doch gewiß des Guten zuviel war. Ueberhaupt war die Kost erbärmlich für den enormen Preis von 160 Dollars, da man doch auf den besten Paketbooten der Welt, zwischen Amerika und England nur 120 Dollars zahlt. Und was soll ich daneben von unserer geistigen Nahrung sagen! Die fünf oder sechs Bücher an Bord hatte ich bereits auswendig gelernt, eben so viele Briefe nach Europa geschrieben und darin die Erlebnisse meiner Reise getreulich wiedergekäut; aber der Mensch ist nicht geschaffen wie ein Bär, der während seines Winterschlafes Weisheit aus den eigenen Pfoten saugt, und meine Ressourcen waren durch die furchtbare Langweiligkeit der Reise vollkommen erschöpft und alle Regsamkeit gelähmt, so daß das Patience-Legen zuletzt noch die intellektuellste Beschäftigung war die ich mir zumuthete. Glücklich erschien mir da der eine meiner Reisegefährten, ein junger Mann aus Panama, der wirklich von jenen beneideten Eigenschaften des Bären ein gut Theil besaß: er ging mit den Hühnern Abends 6 Uhr zu Bette und stand Morgens um 9 auf, vom Rest des Tages brachte er zwei Stunden bei Tische und eine halbe auf Deck zu, die übrige Zeit schlummerte er abermals in glücklicher Selbstvergessenheit in seiner Höhle. Ein solcher Gesellschafter bot begreiflicher Maaßen wenig Anregendes, die Uebrigen waren mir nicht angenehm, und nur der Capitain, ein junger Mann und Amerikaner durch und durch, unterhielt mich zuweilen durch Erzählungen aus dem Kreise der ihm eigenthümlich war, und durch die Naivetät seiner politischen und socialen Anschauungen. Obgleich von ganz niederer Geburt und Erziehung, und seines Zeichens eigentlich ein Seiler, wie er sehr offenherzig erzählte, entbehrte er keineswegs jener Würde des Selbstbewußtseins die jedem Yankee beiwohnt, und die im rechten Maaß einer der glücklichsten Züge des amerikanischen Nationalcharakters ist. Sein Urtheil über die verschiedensten Dinge war gesund und praktisch, nur die Nationaleitelkeit war eine Grube in die er jedesmal stürzte, und dann waren seine Rodomontaden über die Größe Amerika's und seiner Ueberlegenheit über England herzlich ungenießbar; solche Käuze erscheinen außerhalb der Vereinigten Staaten dem Europäer sehr seltsam und originell, und mir selbst, der ich sie doch von Ort und Stelle her kannte, waren sie in fremder Umgebung immer besonders auffallend. Dieser Mann war übrigens in seiner schweren Pflicht unermüdlich, und die Freudigkeit und Genügsamkeit mit der er sich in seine bescheidenen

Verhältnisse fügte, machte ihm alle Ehre und beschämt die, welche in weit glänzenderer Lage sich mit selbstgeschaffenen Grillen quälen.

Einiges aus des Capitains Erzählungen habe ich aufgezeichnet: unter den Seeleuten existirt eine Geisteskrankheit, the Horrors genannt, welche namentlich in Winterszeit dieselben befällt, wenn sie nach einer mühseligen Reise ans Land kommen, sich unvorsichtig der Ofenhitze aussetzen, und dabei nach Matrosenart sich großer Unmäßigkeit ergeben. Nach einigen Tagen in dieser Weise zugebracht müssen sie etwa wieder an Bord, und dann zeigen sich die schrecklichen Symptome des Uebels: Einige werden mitten in ihrer Arbeit, vielleicht hoch in den Masten plötzlich von Verwirrung ergriffen und stürzen herab, Andere erheben mitten im Schlaf ein gräßliches Geheul und stürzen sich oft in die See, ehe Hülfe kommt; der Capitain sah einst einen jungen Matrosen müßig und anscheinend zerstreut auf Deck stehen, und fragte ihn was ihm fehle: „Ich weiß selbst nicht," sagte der Andre, nahm einen Anlauf und sprang über Bord. Die Kranken welche einem solchen Ende entgehen, erholen sich allmälig; der Erzähler selbst hatte zwei Leute aus dem Takelwerk gerettet, die ihre Besinnung verloren hatten und im Begriff waren herabzustürzen.

Komisch ist die Art ein Schiff von Ratten zu säubern, wie es vor unserer Reise an Bord des (der Engländer und Amerikaner würde sagen der) Mazeppa ausgeführt worden war: das ganze Schiff, alle Luken, Fenster, Spalten und Ritzen werden luftdicht verschlossen und ein Feuerchen im Raume angezündet, welches allen Sauerstoff verzehrt und den armen Ratten den Erstickungstod bereitet; zur Probe läßt man ein Licht hinab, und wenn es erlischt kann man der Vertilgung des Ungeziefers gewiß sein. Leider hilft es nicht lange, denn schon im nächsten Hafen sieht man diese frechen Thiere, als ahnten sie das leere Quartier, nach dem gereinigten Schiff schwimmen und an den Ankerketten hinaufklettern. Ganz fruchtlos ist jene Procedur für die Plagegeister aus der Insektenwelt, und auf dem Mazeppa war es mit den großen abscheulichen, anderthalb Zoll langen Schaben (Cucuracha auf spanisch, englisch Coekroach) gar nicht auszuhalten; diese über die Maaßen ekelhaften Thiere fielen einem im Bett aufs Gesicht oder liefen einem über den Leib, daß man vor Abscheu laut aufschrie. Sie fressen alles an, und da es z. B. Stiefelwichse gibt die mit süßem Stoff angemacht ist, so pflegen sie vom Leder die Wichse herunterzunagen. Wir wußten aber auch gegen sie Rath, indem wir Gefäße mit engem Rand in die wir Syrop als Lockspeise thaten, aufstellten; am nächsten Morgen waren hunderte gefangen und wurden den Hühnern preisgegeben.

Ich habe vorher des „krausen" Wappens von Peru Erwähnung gethan, eine Bezeichnung die alle amerikanischen Republiken angeht. Es scheint freien Staaten schwer zu werden, sich von dem erzfeudalen Gebrauch der Wappen loszumachen; führte ja selbst die Juliusmonarchie ein Blatt Papier, die Charte vérité im Wappen, und in Amerika sind die Embleme noch obendrein exotisch: Mexico hat den Adler der auf einem Cactus, ich sollte denken sehr unbehaglich

fitzt, Peru das Llama, den Chinabaum und die Füllhörner, Bolivia zum Llama ein paar Vulkane nebst Condor, La Plata Sonne, verschlungene Hände und Jakobinermütze. Am sonderbarsten nehmen sie sich auf den Münzen dieser Länder aus, welche meist sehr roh geprägt sind; die großen Goldunzen oder Quadrupel, 4 Louisd'or schwer erinnerten mich immer an die Scheiben von gelben Rüben, die im Märchen zu Goldstücken werden und umgekehrt.

Am 25. früh lag die Insel San Lorenzo, welche den Hafen von Callao begrenzt, vor uns, wir hörten die angenehme Musik der Ankerketten die auf Deck geschleppt wurden, und hofften den Abend im Hafen zu sein; aber um das Maaß der Widerwärtigkeiten mit denen wir auf dieser vierwöchentlichen Fahrt heimgesucht worden waren zu erschöpfen, sandte das grausame Schicksal uns Angesichts unseres Bestimmungsortes noch eine Windstille von 1½ Tagen. Am 26. früh waren wir so nahe, daß wir die Masten der Schiffe im Hafen und ihre Flaggen durchs Fernrohr erkennen konnten, während der untere Theil derselben und die Stadt Callao noch vor unsern Blicken verborgen war. Unsere Ungeduld war unbeschreiblich, bis sich gegen Mittag ein leichter Wind erhob und uns in den Hafen führte. Im Hafen nach einer vierwöchentlichen Seereise der unangenehmsten Art, und Angesichts der Andes und Lima's! Es wurde mir schwer dieses Glück zu fassen, noch schwerer aber auf die Landung noch mehrere Tage verzichten zu müssen. Payta nämlich liegt nahe Guayaquil, und obgleich Payta, obendrein eine peruanische Stadt, gegen das gelbe Fieber an jenem Orte die strengste Quarantäne aufrecht erhält, so genügt diese Vorsorge den weisen Lenkern von Lima nicht, welche eine freilich verzeihliche Angst vor dem gelben Fieber haben. So wenig wir ahnten was uns drohte, erfüllten wir doch von vornherein die Form, indem wir uns im Gefühl unseres Unwerths an das äußerste Ende des Hafens und unter dem Winde vor Anker legten, damit unser Pesthauch nicht die Reinen beflecke; alsbald kam der Hafencapitain in seinem Boot heran, hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung, und warf uns mit stummer Beredtsamkeit eine gelbe Flagge an Bord, die wir denn in aller Demuth aufzogen, nur halblaut tiefe Verwünschungen murmelnd. Dann kam der Doctor, hielt ebenfalls in respektvoller Entfernung, nahm die Schiffspapiere und unsere Pässe in Empfang und beräucherte sie mit großer Sorgfalt, nachdem sie schon bevor über und über mit Essig beschmiert worden waren. Unser erstes Gefühl war, den vermaledeiten Räucherer an den Ohren an Bord zu ziehen, damit er unsere Quarantäne wenigstens theilen möge, wir bedachten aber daß nur höchste Demuth unser Loos erleichtern könne, und standen, als man nun obendrein auch unsere Personen aus der Entfernung zu mustern begehrte, mit lächelnden Mienen da, um nicht etwa krank auszusehen.

Der Capitain ging fröhlich ans Werk die Zeit der Quarantäne zum neuen Anstrich des Schiffes zu benützen, wodurch der Aufenthalt auf demselben noch unangenehmer wurde; wir Passagiere saßen verstimmt da, und hatten wenigstens

Muße die Scenerie zu betrachten, die unter andern Umständen wohl entzückend genannt zu werden verdiente. Im Vordergrund der Hafen mit einer großen Anzahl von Kriegsschiffen und Kauffahrern aller Nationen, rechts die langgestreckte Felseninsel San Lorenzo, gerade vor uns in der Ebene Callao mit einem imposanten Fort aus spanischen Zeiten, denkwürdig als derjenige Besitz dieser Macht in ihren empörten Colonien, welcher am längsten die spanische Flagge trug. Dahinter durch eine unmerklich ansteigende Ebene von 3 Stunden Ausdehnung getrennt, zeigen sich in der Ferne die Thürme und Kuppeln der „hundert Kirchen" von Lima, und dicht hinter der Stadt die letzten Vorberge der Andes, über welchen sich drei bis vier weitere Ketten erheben, bis die letzte und höchste mit ihren schneebedeckten Gipfeln sich mit den Wolken vermischt. Das Panorama dieser Gebirge ist über alles großartig, und die Wolken und Nebel, die bald den einen, bald den andern Gipfel umziehen oder das Ganze wiederum enthüllen, gewähren eine fortwährende Abwechslung. Die Beleuchtung bei Sonnenuntergang war unvergleichlich, die ganze schneereiche Bergkette als wäre sie eine Wolke mit Abendroth übergossen, das sich noch lange in feenhafter Weise erhielt als wir schon längst von der Abenddämmerung umhüllt waren. Zu gleicher Zeit gab der Signalschuß vom französischen Admiralschiff das Zeichen zur Retraite und zum Einziehen der Flagge, und wie das Echo dieses Schusses erst an den Felsenwänden von San Lorenzo, und lange nachher in den entfernten Gebirgen verhallte; zogen auch wir, durch jenen herrlichen Anblick und die vergebliche Sehnsucht nur noch mehr mißmuthig gemacht, uns in unser unleidliches Gefängniß zurück.

Zehnter Abschnitt.

Lima — Ruinen von Pachacamac.

Am 29. November kamen endlich unsere ärztlichen Tyrannen uns zu befreien, und in Eile und Freude verließen wir das Schiff, das unterdeß den häßlichen Schmuck der gelben Pestflagge ebenfalls losgeworden war; wir landeten bald in Callao, welches sich in der Nähe ziemlich elend ausnahm: das gewöhnliche spanische Gewirr hölzerner Gallerien und Balkone, mit denen die baufälligen meist einstöckigen Baracken geziert waren, eine Masse schlechter Wirthshäuser und Läden, wie sie in Hafenstädten gewöhnlich sind, und eine Horde zerlumpter und lärmender Neger und Indianer von allen Farben und Physiognomien. Callao und Valparaiso sind abgesehen von ihrer Bedeutung als Handelsplätze zugleich die wichtigsten Stationen der Kriegsschiffe aller Nationen welche in den großen Ocean gelangen; in der That waren es, vor

der Entdeckung der californischen Goldminen, die einzigen Häfen von einigem Belang auf der ganzen langen Westküste des neuen Continents. Oft sind über zwanzig Kriegsschiffe in Callao versammelt, und welch wildes Treiben die Mannschaften der verschiedenen Nationen im Hafen verführen, kann man sich denken; natürlich steht das Vergnügen großartiger nationaler Prügeleien oben an, und es sollen manchmal 25 bis 30 Box-Zweikämpfe gleichzeitig im Gange sein; nicht selten stehen die Officiere, die wissen, daß der Matrose sich austoben muß, dabei und sehen nur darauf daß alles ehrlich hergeht. Zuweilen wird der Kampf auch ernstlicher; so kamen z. B. in Valparaiso achtzehn Franzosen um, die von den Amerikanern einen Felsen hinabgestürzt wurden.

Jedem Reisenden pflegen im Hafen von Callao die unbedeckten Weizenhaufen aufzufallen, welche einerseits die Getreideausfuhr des außertropischen Chile, andererseits die völlige Abwesenheit des Regens an der peruanischen Küste charakterisiren.

Die Insel San Lorenzo, durch das furchtbare Erdbeben des Jahres 1746 vom Festlande abgerissen und den Hafen begrenzend, hat ein besonderes peinliches Interesse, da sie bis vor wenigen Jahren der Begräbnißort der ketzerischen Ausländer war, welche in Callao oder Lima ihren Tod fanden; ist schon an und für sich jeder Todesfall in weiter Fremde ergreifend, so erhöht noch der öde unwirthliche Anblick dieser Felseninsel das Traurige eines solchen Grabes fern von der Heimath. Ich habe auf meinen Reisen nicht viel ans Sterben gedacht, aber die Art und Weise wie fast überall besonders in tropischen Ansiedlungen der arme Europäer der dort dem Klima oder sonst seinem Geschick erliegt, in fremder Erde nach zwölf Stunden eingescharrt und nach vierundzwanzig Stunden vergessen wird, macht einen tief verletzenden Eindruck, so begreiflich auch die Sache an und für sich ist, und der Wunsch vor einem solchen Tode bewahrt zu sein wird sehr lebhaft. Eine hübsche Pietät spricht sich in der englisch-indischen Sitte aus, den Namen eines solchen Armen den in der Fremde vor der Zeit sein Ende ereilt, nie ohne den Beisatz „poor" auszusprechen; wie oft habe ich von „poor Jacquemont" oder „poor Doctor Hoffmeister" reden hören.

Zur Verbindung mit Lima, dessen Hafen Callao ist, gehen fast stündlich Omnibus ab; der Weg ist etwa drei Stunden lang und wird in einer guten Stunde zurückgelegt, ohne daß die namhafte Steigung von 5 bis 600 Fuß bemerklich würde; es ist eine breite sandige, sehr vernachlässigte Chaussee, an deren Seite sich ein ziemlich ödes Küstenland erstreckt; nur einige Haciendas, Landgüter, und häßliche Bastionen von Lehm aufgeworfen, Reliquien der ewigen Bürgerkriege und Revolutionen, unterbrechen die Einförmigkeit. Diese Straße ist als sehr unsicher berüchtigt, da die erbärmliche Ordnung im Lande nicht nur eine scharfe Aufsicht ausschließt, sondern durch jene steten Fehden Gesindel und Räuberbanden förmlich heranzieht; die Landessitte ist, daß man sich nicht wehrt sondern sich getrost ausplündern läßt, und werthvolle Dinge

auf andere Weise als im Omnibus befördern läßt;* zum Glück kamen wir nicht in den Fall uns über diese Alternative praktisch zu entscheiden. Die zweite Hälfte des Weges ist besser erhalten und mit einer hübschen Allee von Trauerweiden geziert, die als eine heimathliche Erinnerung das Auge erfreuen, denn so sehr ich noch vor wenigen Monaten nach dem Anblick exotischer Gebilde strebte, so wohlthuend war mir bereits wieder eine solche Abwechslung; daß Peru das Vaterland vieler unserer Gartengewächse ist, zeigte mir auf dieser Fahrt das im Chausseegraben und an Mauern üppig wuchernde hochgelbe Tropaeolum.

Bald erreicht man nun das Thor der „Stadt der Könige,“** ein hohes Gebäude in zweifelhaftem Geschmack, mit einer abscheulichen Fratze geziert, welche den prosaischer Weise in einem Omnibus einziehenden Ankömmling grinsend begrüßt; der Stadttheil welchen man zuerst betritt ist ärmlich und öde, bald folgen indeß bessere Straßen, welche hübsche Gebäude und glänzende Läden enthalten, und das bunte Gewimmel aller Nationen und Trachten, wofür Lima bekannt ist, versetzte mich bald in jenes Staunen, welches man beim Eintritt in eine fremde und hochberühmte Stadt ungern entbehrt. Man setzte mich in einem französischen Gasthof ab, welcher bequem und reinlich zu sein schien, jedoch mein erster Besuch in dem Handlungshaus Huth, Grüning und Comp. hatte eine verbindliche Einladung seines Chefs, Herrn Hermann Rodewald aus Bremen zur Folge, welcher ich, an amerikanische Gastfreiheit schon gewöhnt, nicht widerstand; die unendliche Güte und der höchst angenehme und belehrende Umgang dieses liebenswürdigen Mannes wird mir stets unvergeßlich bleiben. Unter den Häusern aller großen Seestädte Amerika's stehen die deutschen, fast ausschließlich Hansestädter, oben an, und unter diesen findet man den in Deutschland sonst selteneren höchst ehrenwerthen Stand des Merchant im englischen Sinne, oder besser des deutschen Kaufherrn wie er aus der Hansa emporgewachsen ist, vertreten. Wir lieben nicht den Börsenspekulanten, der in der schlauen Berechnung der Course von Werthpapieren nur den nackten Geldgewinn erstrebt, ohne durch seine Betriebsamkeit der Welt nützlich zu werden, wogegen der Kaufmann in jenem großen Maaßstabe nicht bloß der eigenen Bereicherung seine Kräfte widmet, sondern indem er über Meere und Länder seine Verbindungen ausdehnt, ein wichtiger Beförderer des Weltverkehrs und für ferne Völker der Bringer der Civilisation wird. Es ist eine wahre Freude zu beobachten, wie gerade diese Klasse deutscher Kaufleute durch Tüchtigkeit

* So ist es auch in Mexico auf der Route die von Vera Cruz nach der Hauptstadt führt; Jedermann übergibt, wenn er diese Reise in der Postkutsche macht, sein Gepäck einem Maulthiertreiber zur langsamen und sichern Beförderung, und steckt nur ein paar Goldunzen zu sich, um bei einem Ueberfall von den Räubern nicht für einen Habenichts angesehen und demgemäß übel behandelt zu werden.

** Der stolze Name rührt von dem Tag der Gründung, dem Dreikönigstage, her.

und Ehrenhaftigkeit dem deutschen Namen bis in die weiteste Ferne einen guten Klang gesichert hat.

Ich beeilte mich nun die Stadt mit mehr Muße und Annehmlichkeit als die Einfahrt mit sich brachte, zu durchwandern, und fühlte mich durch das bunte und exotische Treiben in den Straßen höchlich interessirt und angezogen. Neben den europäischen Trachten, deren modische Nachahmung sich der peruanische Elegant sehr angelegen sein läßt, gewahrt man die malerischen Mäntel der Männer aus der Mittelklasse, welche selbst im Sommer nicht abgelegt werden, während der Reisende zu Pferd die Straße auf seinem kleinen Paßgänger durchzieht: der thurmhohe Sattel, die ungeheuern hölzernen Steigbügel und der Anzug des Reiters selbst sind ein ganz neuer Anblick, der breite Strohhut und der schon beschriebene Poncho erscheinen als die zweckmäßigste und geschmackvollste Reisetracht. Der Poncho ist denn auch eine Hauptkleidung der Neger und Indianer, und jedenfalls ein primitives Kleidungsstück, da er nur aus einem viereckigen Stück Zeug mit einem Schlitz durch den der Kopf gesteckt wird besteht; oft sinkt er zum bloßen Lumpen herab, ist aber selbst dann noch kleidsam. Mit größtem Jubel aber begrüßte ich den ersten Anblick einer Limeña in der oft beschriebenen originellen Nationaltracht der Saya y Manto: die Saya ist ein meist schwarzseidener wattirter Rock, welcher beim Ausgehen knapp über das Kleid angelegt wird, der Manto ist dann hinten an der Taille befestigt, und verhüllt Kopf und Oberkörper, er ist eng um die Taille gezogen und zeigt die zierlichen Formen höchst vortheilhaft. Mit unendlicher Grazie und Koketterie verhüllt die Limeña das Gesicht ganz oder theilweise, in der Regel ist nur das Eine Auge unbedeckt, und ein solches wandelndes Auge nimmt sich seltsam aus, während es zugleich die Neugier in hohem Grade reizt. Ihr Gang ist bewunderungswürdig schön, die Füßchen unvergleichlich, und selbst in dieser Verhüllung liegt so viel Anmuth, daß man das Herz des Fremden nicht ohne Noth vor dieser exotischen Erscheinung warnt. Leider fangen die Vornehmen jetzt an die französischen Moden nachzuäffen; die mittlere Klasse bedient sich aber jener Tracht noch ausschließlich, und man begegnet ihr fortwährend in den Straßen. Die ärmlichste Erscheinung sind zuletzt die Indianerinnen mit ihren breiten Gesichtern, einen großen Strohhut auf dem Kopf und ein viereckiges meist sehr buntes Tuch umgeschlagen; sie kommen zu Pferd oder zu Esel in die Stadt, oft mit einem Kind auf dem Rücken, und contrastiren seltsam gegen die übrige zierliche und sehr putzsüchtige Welt von Lima.

Die Straßen, obwohl gerade und verhältnißmäßig reinlich, erscheinen anfangs sehr ärmlich, bis man den Schlüssel zu dieser Erscheinung findet: der Haupttheil der Gebäude nämlich ist im Hofe, die Fronte nach außen enthält über dem Erdgeschoß nur ein niedriges Stockwerk, und ist mit hölzernen Gallerien versehen, auf denen oft Blumen und Zierrathen sehr hübsch angebracht sind. Das Haus meines Gastfreundes kann als Muster dieser Bauart gelten: man tritt durch einen hohen Thorweg in einen wohlgepflasterten geräumigen

Hof, gerade gegenüber findet sich ein einstöckiger Flügel, der zwei ansehnliche Zimmer zu gesellschaftlichen Zwecken enthält, dahinter ein kleiner Garten von Mauern umgeben; die Seitenflügel enthalten unten Ställe, Magazine u. s. w.; den zweiten Stock umgibt eine hölzerne Gallerie, und auf diese öffnen sich die Wohnzimmer, jedes abgetrennt für sich mit einem kleinen Schlafgemach; das Licht fällt von oben herein. Die Dächer sind alle platt und von Lehm, ärmere Häuser haben bloße Rohrmatten mit Lehm bedeckt zum Dach, und da es in Lima kaum alle Menschenalter einmal regnet, so genügt diese dürftige Bauart; ein achttägiger westindischer Regen würde ganz Lima wegschwemmen und in einen Lehmhaufen verwandeln, denn die Häuser sind fast ausschließlich von Lehm in der Manier des Pisébaus aufgeführt. Uebrigens sind die Wohnungen reinlich und besitzen weit mehr europäischen Comfort als die von Habana. Eine besondere Liebhaberei haben die Limeños für Frescomalereien, mit denen sie ihre Hofräume, wiewohl sehr unkünstlerisch zu verzieren pflegen; diese gemalte Natur muß ihnen die dürre Umgegend verschönern helfen.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Stadt bildet die Plaza, ein wirklich großartiger regelmäßiger Platz, dessen obere Seite die Kathedrale mit ihren Nebengebäuden einnimmt, ein großes buntes Gebäude ohne architektonischen Werth. Die zweite Seite bildet der „Palast," früher Residenz des Vicekönigs, jetzt des Präsidenten der Republik und Sitz der obersten Behörden; es ist ein weitläufiges einstöckiges Gebäude, dessen Fronte von einer Reihe bunter Läden eingenommen wird. Die beiden übrigen Seiten enthalten stattliche Gebäude, deren untere Stockwerke Laden an Laden die größte Zierlichkeit, ja Pracht enthüllen: geräumige steinerne Arkaden beschützen sie, und dort findet man den Tag über die schöne Welt von Lima. So wie man sich von der Plaza entfernt, nimmt Putz und Leben ab; die Stadt erstreckt sich aber noch weit hinaus nach allen Seiten, und ist für ihre gegenwärtige Einwohnerzahl (nach v. Tschudi 54,000) doppelt zu groß. Wie man in jeder fremden Stadt thun soll, erstieg ich alsbald den höchsten Thurm, den von Santo Domingo, und holte mir einen Gesammteindruck der Lage; der Blick auf die Stadt selbst ist wegen des häßlichen Baumaterials nicht sehr malerisch, doch zieren ihn die hundert Kirchen, deren Lima wie Sevilla sich sprüchwörtlich rühmt, und die es mit Einrechnung der verschiedenen Klosterkapellen beinah zählen mag. In der Entfernung erblickt man die See, den Hafen von Callao mit seinem San Lorenzo, auf der entgegengesetzten Seite die über einander gethürmten Ketten der Andes, vom San Cristobal, einem fast einzeln stehenden Berg in unmittelbarer Nähe der Stadt, bis hinauf zu der höchsten schneebedeckten Kette, die aus einer Ferne von 30 Stunden klar herüberleuchtet. Im Winter, wo starke Nebel den Regen vertreten, sind die Vorberge mit Grün bedeckt, welches aber in der trockenen Jahreszeit bald wieder verschwindet; da wir im December, also für 12° südlicher Breite einem Sommermonat waren, so war leider alles sehr kahl; die Ebene nach Callao zu ist nur theilweise mit Vegetation geschmückt,

während der Meeresstrand nach Chorillos südlich hinab in schrecdbarer Oede daliegt. Einer der wenigen Spaziergänge welche man um Lima hat, ist der nach dem San Cristobal. Ehe man die stattliche Brücke welche über den Gebirgsstrom Rimac führt, überschreitet, geht man an einer Kirche vorüber die einen greulichen historischen Charakter hat: auf diesem Wege pflegte man die von der Inquisition verurtheilten Ketzer zur Hinrichtung zu führen, und bis zu jener Kirche war es ihnen gestattet durch Widerruf ihr Leben zu retten, dann nicht mehr; eine andere Kirche, San Lazaro, jenseit des Flusses, bezeichnet den ehemaligen Schauplatz der Autos de fé. Jetzt geht der Deutsche denselben Weg in aller Unbefangenheit, und kann nicht umhin auf die Nürnberger Spielwaaren zu achten, welche einige Verkäufer auf den Marktstätten der Brücke unter freiem Himmel feilbieten. Lima und Nürnberg, Auto de fé und die alte protestantische Stadt mit ihrer Lorenz- und Sebaldkirche, die zu derselben Zeit dem neuen Glauben geweiht wurden, als Lima gegründet ward! Nahe jener Brücke steht auch die erste von Pizarro gegründete Kirche, von sehr bescheidenem Ansehen. Ist man am Ende der Stadt angelangt, so öffnet sich die Gegend; man hat vor sich einen freundlichen Spaziergang unter Weiden, und dahinter den steilen San Cristobal; dieser Berg gewährt eine weite, nur zu landkartenmäßige Aussicht auf Stadt und Gegend; schöner nimmt sich dieselbe von einem Vorhügel aus, wo die Ebene hinter Lima verschwindet und die Thürme sich gegen das Meer abzeichnen. Man denkt wohl nach Ansichten und Beschreibungen an Rom: die flachen Dächer, die Menge Thürme und Kuppeln — von letzteren allein zählte ich 50 — und eine verhältnißmäßig reiche Vegetation an dieser Seite stimmen sehr gut zu dieser Illusion, die noch durch eine zerstörte Wasserleitung im Vordergrund und den Circus zu Stiergefechten, der das Colosseum ersetzen müßte, befördert wird. Auch von der andern Seite führt eine Alameda, Promenade, zur Stadt hin, sonst der tägliche Schauplatz creolischer Pracht und Prunksucht; aber alle solche Dinge sind dem kläglichen politischen Zustand des Landes erlegen, und man sucht, wenn nicht etwa Stiergefecht ist, vergebens nach einer fröhlichen Menge die den schön angelegten Spaziergang genösse.

Unter den kirchlichen Gebäuden sind die Kathedrale und einige Klöster bemerkenswerth; die Kathedrale ist ein gewaltiges Gebäude in neuerem Geschmack, aber ohne große Merkwürdigkeiten, wenn man nicht die Anhäufung von Silber am Hochaltar dazu rechnen will; dieser Altar, an 30 Fuß hoch, ist ganz mit Silberblech überzogen und von ungeheurem Werth; auch Santa Rosa, eine Peruanerin und Patronin des Landes, hat ihren kostbaren Altar. Es gibt übrigens noch einen zweiten peruanischen Heiligen, Santo Torribio, den zweiten Erzbischof von Lima, dessen Bildniß unter einer langen Reihe von Kirchenfürsten, sechzehn vor der Revolution, in einer Nebenkapelle aufgestellt ist, und dessen Grab auch zu sehen ist. Ungewiß ist man über Pizarro's Grab, der in Lima, der Stadt seiner Schöpfung wie seines Glanzes ermordet wurde.

der Lärm der Straßen, alles steht still, selbst der Reiter, und verrichtet mit abgezogenem Hute ein kurzes Gebet; ein Moment später, und alles ist wieder in geräuschvoller Bewegung.

Das Museum ist bedeutend wegen seiner Alterthümer, und hat natürlich die Mittel an der Hand das Material zur Ergänzung und Erläuterung der Yncas-Geschichte in unerreichbarer Vollkommenheit zu geben; auch ist die Ausfuhr peruanischer Alterthümer verboten. Ob die Sammlung so vollständig ist als sie sein sollte und könnte, vermag ich als flüchtiger Reisender nicht zu beurtheilen, und jedenfalls fand ich mich sehr angezogen: da sieht man Götzen von Gold, Silber und Thon, altes Geräthe jeder Art, Krüge die bei Arequipa und Trujillo gefunden worden, und bald Affen und Ungeheuer vorstellen, bald an die italienischen Vasen erinnern, ferner peruanische Mumien in eingeschnürter zusammengekauerter Stellung. Die zoologische Sammlung ist sehr dürftig, interessant dagegen die aus dem Palast hierher versetzte Gallerie der sämmtlichen spanischen Vireyes, von Pizarro an bis auf den letzten, der bei Ayacucho im Jahr 1824 gefangen genommen wurde; eine merkwürdige Reihe, die zugleich eine Probe der verschiedenen Kostüme von drei Jahrhunderten gibt. Pizarro ist eine finstere Figur in schwarzer spanischer Tracht, und seine Züge durch einen ungeheuren schwarzen Bart noch mehr verdüstert. Auf seinem Mantel zwei lange rothe Kreuze, wohl ein spanischer Orden, aber an dieser Stelle ein Symbol der blutigen Bekehrung, mit der er die unglücklichen Yncas heimsuchte.

Die Theater Lima's sind unbedeutend, und sehr luftig gebaut; im Teatro principal sah ich den Präsidenten Don Ramon Castilla in aller Pracht seiner fast königlich decorirten Loge. Die roth und weiße Schärpe und der Hut mit eben so gefärbten Straußenfedern sind die Abzeichen seiner Würde, einer Würde die in den letzten Jahren nur zu oft ihren Träger gewechselt hatte, jetzt aber einem festeren Herrscher zugefallen war. Im Theater geht es decent her, woran the first people of the world, die Yankees ein Beispiel nehmen könnten; geraucht wird aber selbst im Parterre mit größter Unbefangenheit, und da die Damen zu Hause selbst rauchen, so findet sich Niemand belästigt.

Da inzwischen das erste Stiergefecht der Saison stattfand, zogen wir Deutsche, gerade wie in Habana unter lebhaften Betheuerungen unseres Abscheus vor einem so rohen und entsittlichenden Schauspiel in guter Anzahl nach dem Circus; dieser ist ein sehr ansehnliches aus Stein und Erde aufgeführtes Gebäude, welches in seinen Logen und Gallerien Tausende faßt; die Arena hat wohl über 100 Schritt Durchmesser, und ist wie sich alsbald ergab, für den Zweck zu groß. Wir hatten eine vortreffliche Loge nahe bei der des Präsidenten, und deßhalb die Hauptscenen immer vor uns; außer einigen andern Zuschauern in demselben engen Raume saß auch ein Pfäfflein recht behaglich neben uns. Als der Präsident mit seinem unerläßlichen bunten Federhut und seiner Schärpe Platz genommen, begann die Musik, und herein marschirte zu meinem Erstaunen ein Trupp von etwa 100 Mann peruanischen

Militärs, welche mehrere hübsche, jedoch mehr theatralische als soldatische Evolutionen sehr zierlich ausführten, zuletzt ihre Gewehre zeltartig über ihren Köpfen zusammenhielten und in dieser Stellung abschossen. Daß man das Militär in dieser Weise zu Schauspielern macht, war mir freilich noch nicht vorgekommen; es war aber gut gemeint, und sollte wohl eigentlich der Sache ein großartiges und nationelles Ansehen geben. Auf die Soldaten folgte der Umzug der Kämpfer, eine zahlreiche Bande, großentheils aus Schwarzen bestehend, was in Habana freilich nicht geduldet werden würde; dort sind die Stierfechter Weiße und Caballeros, und den Schwarzen bleibt das unehrliche Geschäft den wehrlos gemachten aber nicht erlegten Stier niederzustoßen. Das Gefecht selbst war wie alle Stiergefechte: fünf Stiere wurden getödtet, theils von den Matadores, die auch schlechtweg Espadas, Degen genannt werden, theils in einer Peru eigenthümlichen Art vom Pferd herab mit Lanzen; ein Pferd wurde gespießt, und an Gefahr und knapper Rettung fehlte es natürlich nicht. Stiere und Kämpfer waren nicht übel, aber der Circus ist so groß daß die Thiere nicht hinlänglich beschäftigt werden konnten, und so gab es sehr langweilige Momente; in Habana würde der Unwille des Publikums sich in tobender Weise Luft gemacht haben, die Zuschauer hier erwiesen sich aber sehr ruhig und genügsam. Uebrigens nahm doch die Polizei Anlaß dem Unternehmer eine tüchtige Geldstrafe aufzuerlegen, weil das Schauspiel weniger glänzend ausgefallen sei als er versprochen hatte. Komisch und neu waren die ausgestopften Figuren, welche man ehe ein Stier losgelassen wurde, jedesmal in die Arena stellte; die wüthende Bestie machte auch regelmäßig dieselbe zum ersten Ziel ihres Angriffs, und während das Gespenst natürlich ruhig stehen blieb, rannte der Stier darauf los, senkte den Kopf und warf es mit einem gewaltigen Stoß über den Haufen; in demselben Augenblicke aber entzündete sich ein Feuerwerk im Innern, und die ganze Figur flog mit großem Krachen in die Luft, zur Verwunderung des Stiers, der sich eben zu einem neuen Stoß gegen den vermeinten Feind rüstete.

Wilder geht es in Tarma, im benachbarten Hochgebirg zu, wo das Stiergefecht des Interesses ermangelt wenn nicht jedesmal fünf oder sechs Indianer dabei umkommen; nach der tollen Weise dieser Menschen, von welcher ich noch erzählen werde, ist dann alles betrunken, und alle nehmen an dem Kampf thätigen Antheil.

Auch die Damen der vornehmsten Klasse erscheinen in Lima unter den Zuschauern, wiewohl seltener; ein großer Theil des Publikums dagegen besteht aus den farbigen Frauen von schwarzem und indianischem Blut, letztere Cholas genannt, welche an diesen Tagen in grellem Festschmuck und oft mit werthvollen Goldsachen geziert einhergehen; viele miethen für solche Tage einen Schmuck der vielleicht 1000 Dollars werth ist; den größten Staat machte ein greuliches Mulattenweib, in weißem Kleid und weißen Atlasschuhen, blauen Strümpfen, gelbem Shawl und einem thurmhohen Strohhut auf dem

Kopf. Es besteht nun auch der zweite Theil des festlichen Tages im Genuß des „Sehen und gesehen zu werden“ der ganzen schönen Welt von Lima, der Ueberrest der sonst weit üblicheren Corsofahrten. Die vornehmen Limeñas fahren auf der Alameda die zum Circus führt, langsam einher; Equipagen und Livreen entfalten großen Prunk und Reichthum, freilich desto weniger Geschmack, und man glaubt oft die vergoldete Kutsche des Marquis von Carabas aus dem gestiefelten Kater zu sehen. Die schöne Welt zweiten und niederen Ranges sitzt in langen Reihen auf den Bänken an der Seite, die Saya y Manto zeigt ihre zierlichen Figuren und verhüllt zugleich das Gesicht vor den Blicken des einher spazierenden peruanischen Elegants, dabei mit dem einen schelmisch enthüllten Auge die Neugier und Intrigue herausfordernd; diese Tracht gestaltet in der That den Spaziergang zum Maskenfeste um, aber für den Europäer ist ein einziges Auge doch ein zu kleines Stückchen Schönheit, als daß er durch dessen Reiz sofort sollte gerührt werden.

Mein zweites Weihnachten in der Fremde sollte ich in Lima zubringen, und der Umstand daß es hier mitten in den Sommer fällt zerstört seinen Zauber sehr, noch mehr die allgemeine Indifferenz gegen diesen festlichen Tag; unsere Weihnachtsfeier beruht sehr wesentlich auf dem Contrast heimischer Häuslichkeit mit der Unfreundlichkeit des Wetters vor der Thür, und davon haben die Tropenländer nichts; selbst die sehr zahlreichen Deutschen hier haben die Sache aufgegeben, und mein sonst jedem meiner Wünsche geneigter Gastfreund erklärte rundweg, er wolle von Weihnachten nichts wissen, welcher Erklärung er denn auch treu blieb. So blieb von der ganzen Feier nichts übrig als ein am Heiligen Abend übliches Volksfest: es ist Sitte sich am späten Abend auf die Plaza zu begeben und sich an dem Treiben des Volks zu ergötzen; in dichtem Gedränge wallfahrten die Damen mit ihren Begleitern nach dieser „Noche buena,“ und man sieht wie immer in Lima bei solchen Gelegenheiten eine Menge zierlicher Figuren und Gesichter, welch letztere, da die Saya y Manto nur am Tage üblich ist, des Abends auch nicht so neidisch verhüllt sind. Auf dem Platze brennen nun eine Menge Feuer, zahlreiche Buden mit Eßwaaren und allerlei Tand sind aufgeschlagen, welche die Menge kaufend essend und lärmend umsteht; wahre Hexengestalten sieht man vor großen Kesseln sitzen und zusammengesetzte Gerichte von allerlei Fleisch und Gemüse bereiten, vor denen der Europäer schaudert, denen aber von Farbigen und Indianern desto eifriger zugesprochen wird. An andern Stellen ertönt die Musik der Zamacueca, eines grotesken Nationaltanzes, und das Ganze in der grellen Beleuchtung der Feuer und mit dem Gewirr abenteuerlicher Trachten und Gestalten die sich in wilder Fröhlichkeit ergehen, nimmt sich wie ein rechter Hexensabbath aus. Gleichzeitig ist die anstoßende Kathedrale hell erleuchtet und geschmückt, und so unmusikalisch auch der Gesang der hiesigen Klerisei ist, freut man sich doch dieses feierlichen nächtlichen Gottesdienstes, weil er an heimische Gebräuche erinnert. Die Festtage selbst gingen in unweihnachtlicher

Prosa vorüber, und selbst ein Weihnachtsdiner zu dem ein gastfreier alter Deutscher uns alle geladen hatte, verunglückte durch einen widrigen Zufall.

Der 28. December, der Unschuldige-Kindertag ist der erste April der Limeños: wer sich anführen oder gar sich zu einem Darlehen an diesem Tage verleiten läßt, wird als inocente, als unerfahrner und einfältiger Mensch tüchtig ausgelacht. Beiläufig erwähne ich hierbei des Heiligentages des San Andres, am 30. November, des Patrons der Narren; an diesem Tage ist im Narrenhause großes Fest und Empfang, zu welchem früher die ganze elegante Welt wallfahrtete; neuerdings hatte man angefangen sich des abgeschmackten Gebrauchs zu schämen, und er gerieth in Verfall.

In den obigen Erzählungen hat der Leser bereits manche Anhaltspunkte gefunden daß der Limeño Vergnügen und Lebensgenuß liebt, und es ist hinzuzufügen daß die Gesellschaft dieser von Europa so weit geschiedenen Stadt durch eine gewisse Rundung und Glätte ihres eigenthümlichen Lebens sich auszeichnet, aber mehr und Erfreulicheres ist auch nicht zu sagen; die Urtheile aller Beschreiber und aller ansäßigen Fremden bestätigen es, daß der creolische Charakter dort in voller Blüthe entfaltet ist, und Sinnlichkeit und Trägheit jede Entwicklnng besserer und männlicherer Eigenschaften ersticken; wie überall bei den Creolen stehen die Frauen höher, und mit der Grazie der äußeren Erscheinung verbindet die Limeña einen reichen und lebhaften Geist; freilich sagt man ihr aber auch nach, daß sie ihre Ueberlegenheit über das entnervte Männergeschlecht in bedenklicher Weise geltend mache, und es ist ein ominöses Sprüchwort, daß Lima das Paradies der Frauen, das Fegfeuer der Ehemänner und, beiläufig gesagt, die Hölle der Pferde sei. Dieser in allen Tropenländern sich gleich bleibende Creolencharakter muß sich denn besonders unheilbringend da erweisen, wo in Folge der großen südamerikanischen Revolution diesem Geschlecht die Aufgabe sich selbst zu regieren zugefallen ist. So viel gegen das alte spanische Regiment auszusetzen sein mochte, welches die Colonien in strenger engherziger Abgeschlossenheit hielt und für die geistige Kultur wenig oder nichts leistete, so eignet sich doch gerade eine solche Bevölkerung am allermeisten für eine despotische Regierungsform, und wir finden in der That daß die spanische Herrschaft weit weniger ihrer eigenen Unpopularität, als äußeren außerordentlichen Umständen erlegen ist. Der Creole sah sich zwar von jedem Antheil an politischer Gewalt ausgeschlossen, aber seiner Sinnesart war diese Art der Auszeichnung weit weniger werthvoll als der äußerliche Schmuck von Titeln, Ehren und Orden, mit denen die Regierung freigebig war; die Masse der Bevölkerung ferner mag wohl manche Bedrückungen durch habsüchtige Beamtete, wie sie bei einer Colonialverwaltung schwer zu beseitigen sind, zu beklagen gehabt haben, aber die allgemeine Ordnung des Staates und der ungestörte innere Frieden gewährten jedenfalls eine Sicherheit des Besitzes, wie sie keine der empörten Colonien seitdem wieder gefunden hat. Was den Ausbruch der Revolution betrifft, so darf man nicht übersehen daß deren erste

Anfänge in eine Zeit fielen, wo unter der Napoleonischen Occupation des Mutterlandes diese Colonien förmlich sich selbst überlassen waren; Stoff zur Unzufriedenheit, gerechter und eingebildeter lag ohnehin vor, nicht minder bot sich dem Ehrgeiz Einzelner ein weites Feld, und gerade dieses letztere Element der damaligen Losreißung hat dieselbe überdauert, und ist noch jetzt der Krebsschaden an dem Wohlergehen dieser Länder. Wenn solcher persönlicher Ehrgeiz sein fruchtbarstes Feld in der republikanischen Staatsform fand, so war doch diese durch die Natur der Dinge gerade am wenigsten indicirt, und Brasilien hat den thatsächlichen Beweis dagegen geliefert, indem es zwar auch den Colonialcharakter abstreifte, aber sich als neubegründeter monarchischer Staat trotz mancher Stürme besser befindet als jene Republiken. Dagegen hatte Peru in den acht Jahren vor meiner Anwesenheit sieben Revolutionen gehabt, indem theils wirklich namhafte Parteihäupter sich gegenüber standen, theils aber diese Revolutionen als förmliches Possenspiel erschienen, indem der Erste Beste der über einiges Geld und Mannschaft verfügte, auf Lima marschirte und den Präsidenten wegjagte, um sich so lange es ging an dessen Stelle zu setzen. Wenn solche Zustände auf den ersten Blick in's Reich der Fabel zu gehören scheinen, so lassen sie sich doch bei näherer Betrachtung der Elemente aus denen man in Peru überhaupt Politik machen kann, sehr wohl erklären: die höheren Klassen der Bevölkerung in Indolenz und Genußsucht versunken, völlige Abwesenheit eines kernigen, gebildeten, zur Herrschaft über sich selbst reifen Mittelstandes, und also dicht neben dem vornehmen Bewohner der Hauptstadt bereits der große Hause der Indianerbevölkerung, welcher, sofern er sich zu politischer Parteinahme anreizen läßt, stets nur blindes Werkzeug bleiben wird; zu den letzteren gehören dann noch die Mischlinge verschiedener Racen, die hier so wenig etwas taugen wie irgendwo, und aus diesen besonders rekrutiren sich die Banden, mit denen man gelegentlich Revolution macht und einen Präsidenten stürzt; sind sie außer Sold so treiben sie das Handwerk fort, das sie bereits als die Würze ihrer politischen Laufbahn betrachtet haben, Raub und Gewaltthätigkeiten. So ist das arme Land in fortwährender Fieberaufregung, und wenn bereits die Losreißung von Spanien die Folge gehabt hat daß sehr ansehnliche Vermögen aus dem Lande gezogen wurden, so verhindert die fortdauernde Anarchie und die Unsicherheit des Eigenthums ein neues Erblühen des Wohlstandes und der Behaglichkeit des Volkes, und die ewigen politischen Erschütterungen, welche dieses an erster Statt mit empfindet, haben nicht einmal einen Vorwand der auf das öffentliche Wohl Bezug hätte. Einer der besten der neuen Gewalthaber scheint Castilla gewesen zu sein, der schon damals gerühmt wurde, und dessen mehrjährige Amtsdauer ein Phänomen für Peru war. Der Expräsident Santa Cruz schiffte sich nach langer Gefangenschaft zu meiner Zeit nach Europa ein; er soll, obgleich sehr verhaßt, der beste unter allen gewesen sein.

Die Armee dieses kriegreichen Landes, bestehend aus 4000 Mann und 35

Generalen, in deren Mehrzahl ein Präsidentlein stecken mag, ist von Kennern ihrer Organisation und ihrer Leistungen nicht sehr hoch angesehen; ausgezeichnet soll nur ihre Fähigkeit zu forcirten Märschen sein, welche in der eigenthümlichen Weise bewerkstelligt werden, daß eine Truppe unter Bestimmung des abendlichen Sammelplatzes aufgelöst wird, und sich auf unwegsamen Pfaden und durch Gegenden die keine geschlossene Schaar ernähren könnten zu ihrem Ziele findet. Die Mannschaft besteht aus Indianern und Negern.

Von der unvermischten Indianerbevölkerung sieht man in Lima noch wenig; hier wo sich auch der tief verschlossene Haß des peruanischen Indianers gegen die Weißen verwischt, erscheinen sie als eine willige und gutmüthige Menschenklasse; da man verhältnißmäßig zu andern Colonien wenig Neger hier hat, werden die Indianer und deren Mischlinge, Cholos viel zum Hausdienst verwendet. Nach den höheren Schichten zu reicht die Mischung des Indianerbluts, welches nach altspanischen Begriffen nicht befleckte, sehr weit, dem Anschein nach fast überall hin. Die Neger und ihre Mischlinge, Zambos, verschwinden sobald man sich dem Gebirge nähert.

Von eingewanderten Europäern stehen die Deutschen an Ansehen, und vielleicht selbst an Zahl oben an, Engländer trifft man überhaupt in fremdherrlichen Ländern Amerika's weit weniger, eher noch Schotten; an Franzosen ist Lima sehr reich, während sie sich bekanntlich mit den Engländern nicht vertragen und sich in deren Colonien gar nicht finden; ebenso soll Rio viele Franzosen besitzen, sie sind aber weit weniger unter den höheren Klassen denn als Haar- und Modekünstler und in ähnlichen Berufsarten vertreten. Ein allgemeiner Zug des tropischen Amerika ist es, daß der Großhandel fast ganz in den Händen europäischer Handelshäuser sich befindet, natürlich zum Schaden der Einheimischen, da die so erworbenen Vermögen meist den Weg wieder nach Europa nehmen. Indeß sind gerade in Lima die Fremden am meisten eingebürgert und heimisch, und eine große Zahl, auch der Deutschen an Limeñas verheirathet.

Ich sage nun noch einiges über das Klima Peru's; obgleich unter 12° S. B. mitten in den Tropen gelegen, verdankt es doch der Nähe der Andes, deren Hauptkette von Lima nur 30 Stunden entfernt ist, eine sehr gemäßigte Temperatur; als ich im December, also zur Zeit der südlichen Sonnenwende ankam, fand ich es schwer meinen in Westindien freilich förmlich gekochten Leib an eine Kühle von nur 15—18° R. zu gewöhnen; im Winter soll das Thermometer nicht unter 13° fallen, aber selbst im Sommermonat Januar kamen wir kaum bis zu 20°, und ich eilte mir Tuchkleider wie sie hier allgemein Sitte sind machen zu lassen, da ich die meinigen längst als überflüssiges Gepäck abgeschafft hatte. In die kühle Zeit fallen die starken Nebel; wirklichen Regen kennt man wie schon bemerkt an der Küste nicht. Trotz dieser frischeren Temperatur ist das Klima doch nicht gesund, die Sonnenstrahlen sind von heftiger Wirkung und das Wechselfieber herrscht allgemein; so verlieren auch hier die

Europäer ihre frische Farbe gar bald. Man findet hier wieder europäische Früchte, die ich freudig begrüßte, Aepfel, Pfirsichen, Erdbeeren, von Gemüsen Blumenkohl und Kartoffeln, letztere die hier zu Hause sind, von einer köstlichen innen gelben, runden Sorte. Palmen sieht man wenige, an der Küste gedeiht noch das Zuckerrohr, aber an den Bergen auch schon unser Getreide.

Da ich es mir einmal zur Pflicht gemacht habe die verkehrten Auswanderungspläne aller Orten zu verfolgen, und ich mich in der That glücklich schätzen würde der getreue Eckart der armen Auswanderer zu sein, so muß ich auch den hie und da aufgetauchten Plan der Ansiedlung in Peru besprechen. Aus den obigen Daten über das Klima ergibt sich, daß der Wärmegrad dem Europäer nicht an und für sich feindlich ist, und ich glaube daß der Deutsche dort allenfalls bestehen könnte, obgleich der kräftigende Einfluß eines tüchtigen Frostes doch auch hoch anzuschlagen ist; degeneriren würde mithin auch der Abkömmling des Deutschen. Aus anderen wesentlichen Gründen aber ist die Auswanderung dorthin, wenigstens die massenhafte, welche die einzige für uns wichtige ist, entschieden zu widerrathen: für's erste ist der Weg viel zu weit, mühselig und kostspielig, und dem entsprechend jede innigere Verbindung mit dem Mutterlande auf immer abgeschnitten; ferner entbehrt Peru dermalen und wohl noch auf lange Zeit einer festen Regierung und damit der Sicherheit des Eigenthums; drittens ist auch hier wieder die Vermischung mit den eingebornen Indianern und Negern drohend und in der That unvermeidlich, da die arme Klasse nur aus diesen besteht; endlich, und dieser Grund macht die andern überflüssig, ist nicht einmal Platz für Ansiedler da. Die höheren Gebirge, welche durch Regenfall Fruchtbarkeit besitzen, sind zu zahlreichen Ansiedlungen völlig ungeeignet, und die Ebene ist eine Wüste, die nur da Grünes zeigt wo künstliche und kostspielige Bewässerungen angebracht sind, und solche Anlagen sind ganz außer den Kräften vermögensloser Ansiedler. Dagegen will ich auch hier wieder bemerken, daß ein deutscher Handwerker, der Geschick und etwas Vermögen hat und etwa hierher verschlagen würde, sich vortrefflich stehen kann.

An einem der zahlreichen Feiertage, während derer alles auf's Land geht, schlug Hr. Rodewald einen Ausflug zur Besichtigung einiger merkwürdiger Orte vor: leidliche Pferde wurden beschafft, und mit großem Behagen warf ich mich in die malerische Reisetracht der Peruaner, welche das Nützliche mit dem Schönen verbindet und in ihrer Neuheit natürlich besondern Reiz hatte. Ein Poncho von schön gewebtem blau und weißem Zeug wird übergeworfen und schützt gegen Staub, Nebel, Hitze und Kälte zugleich, ohne die Bewegung zu hindern, dazu kommt der breitrandige Strohhut, ungeheure messingne Sporen und etwa noch eine Art Kamaschen von dunkler Farbe, und man ist gerüstet um allenfalls auf einen Maskenball gehen zu können; hier zu Lande ist es indeß die allgemeine, fast unerläßliche Tracht auf Reisen und macht dem Nationalgeschmack Ehre. Unsere Pferde waren Paßgänger wie überall

in Südamerika, und auf einem unendlichen Thurm von Decken und Schabracken sitzt man bequem wie auf einem Lehnstuhl. Der Weg nach Chorillos, südlich am Meeresstrand ist ziemlich prosaisch: man ist der Meeresküste zu nahe als daß man auf reiche Vegetation rechnen dürfte, und der Staub ist auf der breiten ebenen Landstraße fast unerträglich. Man legt die Strecken von 3 Leguas indeß schnell zurück, und ist ehe man es denkt, zwischen den trostlosen Erdhaufen, welche die Häuser dieses gepriesenen und fashionablen Seebades vorstellen. Der Ort zieht sich um eine hübsche Bai mit steilen Ufern, und die meisten Häuser gewähren eine Aussicht auf dieselbe; in der Entfernung hat man wieder die Insel San Lorenzo welche den Hafen von Callao beschützt, landwärts einen hohen Berg von erschrecklicher Kahlheit. Grünes fehlt überhaupt gänzlich, und die Gegend sowie die von Lehm erbauten Häuser geben ein trostloses Gemälde ohne Colorit. Dessen ungeachtet ist Chorillos ein Modeort, und jeder Limeño der es erschwingen kann miethet hier für theures Geld einen Rancho, eine elende Indianerhütte, die er sich nach Möglichkeit ausschmückt, und wo er so oft seine Geschäfte es erlauben einen spärlichen Genuß von Landleben sich gönnt, der zwar nach creolischer Art seine Hauptwürze in der Muße zum Hazardspiel findet. Im Januar und Februar ist die brillanteste Zeit des Bades, aber an solchen Festtagen wie die erwähnten ist man sicher immer Gesellschaft und freundliche Aufnahme zu finden. So brachten wir denn einen sehr vergnügten Tag zu, von Hütte zu Hütte wandernd, und zuletzt bei einem Landsmann, der seit 1809 in Amerika und Vater einer zahlreichen, liebenswürdigen Familie war, unser Hauptquartier aufschlagend. Erst spät trennte sich die ansehnliche, aus allen Nationen bestehende Gesellschaft, und wir hatten unser Nachtquartier in der Fonda, dem Wirthshaus zu suchen, wo wir uns leider übel befanden. Es ist nämlich Lima und Peru von einer Plage heimgesucht, die eben so schnöde prosaisch als eigenthümlich ist, nämlich von einer unerträglichen Menge Flöhen; die Gelehrten, welche nicht umhin gekonnt haben sich mit dieser Merkwürdigkeit zu befassen, wollen in dem Regenmangel und der damit zusammenhängenden Sitte allen Kehricht auf die Dächer des Hauses zu schaffen, die Ursache dieser Plage erkennen, und stellen alles Ernstes eine besondere Species des Genus Pulex auf, welche der Fauna Peruana angehöre. Selbst in den ersten und reinlichsten Häusern ist das Uebel einheimisch, es ist so arg daß es das Tragen weißer Beinkleider, auf denen die schwarzen Figuren sich allzu grell abzeichnen, außer Mode gebracht hat, und da die Plage zu groß und allgemein ist um sie vornehm züchtig ignoriren zu können, denkt und spricht man ziemlich frei darüber, und thut sich höchstens in Damengesellschaft einigen Zwang an. Der unglückliche Reisende der in den unreinlichen Wirthshäusern des Landes hausen muß, ist in einer traurigen Lage und muß auf Schlaf meist verzichten.

Um nach Lurin zu gelangen, in dessen Nähe sich wichtige indianische Alterthümer befinden, passirt man zuerst eine große Schädelstätte, dem

Begräbnißplatz ähnlich den ich weiter unten beschreiben werde, eine öde Sandstrecke, auf der zahlreiche Gebeine und Schädel zum Grausen des Reisenden umherliegen. Darauf erreicht man eine Hacienda welche den Jesuiten gehört hat, und wie alle Besitzungen der geistlichen Herren auf der ganzen Erde an einem der fettesten Plätze liegt; trostlos dagegen ist der weitere Weg an der Küste hin, über unfruchtbare Dünen, wo Staub und Hitze denn nicht gering sind; ein ähnliches fruchtbares Thal wie das der Jesuiten-Hacienda thut sich endlich dem Blicke auf, und vor uns lag die Hacienda San Pedro, der gleichnamigen Kirche in Lima gehörig. An den Pächter derselben, General Echenique (später Präsident) hatten wir eine Empfehlung erhalten, und wir durften um so mehr auf gastfreien Empfang rechnen, als der Reisende sonst weder Obdach noch Speise finden würde. Es erwies sich zwar, daß der General nach Lima zur Feier des Jahrestages von Ayacucho gegangen war, seine Familie empfing uns indeß auf das freundlichste, und wir ließen uns gern erweichen den Tag und die Nacht auf der Pflanzung zuzubringen; die außerordentliche Gastfreundschaft in Südamerika ist wahrhaft unwiderstehlich, und verbunden mit der allgemeinen spanischen Höflichkeit nimmt sie fast den Anschein, als erzeige der Fremde seinen Wirthen eine große Gunst, nicht umgekehrt. Der Frühstücks- und Mittagstisch, dem die Mutter des Generals, eine Matrone von ehrwürdigem Aussehen präsidirte, und an welchem sich in patriarchalischer Weise alles versammelte was zur Hacienda gehörte, war der Triumph der Hospitalität, und da es leicht war unter den zahlreichen Gerichten manches zu entdecken, was den Fremden zu Ehren besonders bereitet worden, so vermochten wir nicht dem unablässigen Nöthigen zu widerstehen, mit welchem wir nach Landessitte gezwungen wurden von jeder der Menge Speisen, die zum Theil auch allzu süß waren, zu kosten; unsere Mägen erlagen indeß fast dem Bestreben uns liebenswürdig zu erweisen.

Die sehr ausgedehnte, durch Wässerung in Fruchtbarkeit erhaltene Pflanzung besitzt 500 Neger zur Bearbeitung der Zuckerfelder, eine Unzahl Lastthiere und Vieh aller Art; die Apparate zur Zuckerbereitung sind sehr groß, und zum Trieb der Mühle ist sogar eine Dampfmaschine angewendet, die man in diesem Winkel der Erde kaum sucht, und die wegen der Schwierigkeit der Reparatur ein etwas mißlicher Besitz ist. Doch besaß die Pflanzung einen Mühlarzt in der Person des Schwagers des Generals, eines Amerikaners aus Boston, der nach Yankee-Art in allen Dingen erfahren war und sogar als Dilettant zu seinem Vergnügen Kanonen zu gießen pflegte. Das Ganze schien in gutem Gange zu sein, so sehr es auch gegen die prachtvollen Werke Westindiens und Guiana's abstach. Der Zucker geht vornehmlich nach Chili, welches seines kälteren Klima's wegen dieses Produkt einführen muß, und wird in unmittelbarer Nähe der Hacienda verschifft: ein großer Vortheil. Die Neger waren Sklaven und schienen ein harmloses, zufriedenes Völkchen, wie überhaupt in Peru; so wenig sich der Staat mit Ge- und Verboten hinein mischt

scheint die Sklaverei eine sehr leichte zu sein, auch werden die Neger nicht so unablässig zur Arbeit getrieben wie die westindischen Sklaven, deren Herren die erkauften Arbeitskräfte zu wohl berechnen, um sich ihre möglichst ausgedehnte Benutzung zu verkürzen. Der Neger zieht hier oft sogar die Sklaverei vor, um dem harten Militärdienst zu entgehen.

Daß Lima sprüchwörtlich die Hölle der Pferde und Lastthiere ist, habe ich schon angeführt, und hier sah ich ein Beispiel davon. Es fiel mir eine enorme Heerde Esel von etwa 150 Stück auf, welche zum Transport der Rohre vom Felde zur Mühle verwendet werden; so fragte ich denn, wie man in dem an sich dürren Lande hinreichendes Futter für alle die Grauthierchen erzielen könne, und erhielt von General Echenique's Schwager die Antwort, das wisse er eigentlich selbst nicht wo die Thiere ihr Futter hernehmen; „wahrscheinlich“ sättigten sie sich an den grünen Blättern des Zuckerrohrs, während sie auf dem Felde seien; das einzige was ihnen wirklich gereicht wird, ist der Abschaum aus den Zuckerkesseln, der jeden Morgen in ein Gefäß im Hofe gegossen wird; es sieht höchst lächerlich aus, wenn die ganze Heerde sich über diese Lieblingsspeise stürzt und die plumpen Gesellen sich darum zanken und schlagen.

Daß das nationelle Vergnügen der Hahnenkämpfe auch hier in vollem Glanze besteht, bewies mir eine Anzahl von nicht weniger als 30 Hähnen, deren jeder in einem kleinen aber für einen Hahn geräumigen Stalle für sich aufbewahrt wurde, es waren darunter wahre Prachtexemplare.

In der Nähe Lurin's sind die merkwürdigen Ruinen von Pachacamac* welche das hauptsächliche Ziel unseres Ausflugs waren. Garcilaso de la Vega, der Chronikenschreiber Peru's, erzählt von diesem Ort und dem Stamm der Yuncas die ihn bewohnten, sie hätten den Weltenschöpfer Pachacamac (etymologisch „Seele der Welt“) angebetet und demselben Opfer aller Art, selbst Menschenopfer gebracht, dagegen aber das Meer wegen der Nahrung die es ihnen bot, und auch die Füchse wegen ihrer bewunderungswürdigen Schlauheit verehrt, und im Tempel des obersten Gottes Idole von Fischen und Füchsen aufgestellt; daneben stand noch das Orakel von Rimac in großem Ansehen. Die Yncas dagegen erkannten zwar auch den Pachacamac an, aber sie weihten ihm weder Tempel noch Opfer, und betrachteten ihn als den „unbekannten Gott“ mit so scheuer Ehrfurcht, daß sie kaum seinen Namen auszusprechen wagten; dagegen war ihnen die Sonne das sichtbar mächtige und belebende Wesen. Der große Ynca Pachacutec nun richtete an die Yuncas die Aufforderung, seine Herrschaft und die Göttlichkeit der Sonne anzuerkennen; die Antwort war jedoch anfangs eine störrische: sie hätten den Pachacamac, das Meer welches durch seine Fische ihnen Nahrung spende, und das Idol von Rimac

* ch wie immer im Spanischen tsch, und der Accent wie bei allen Wörtern die mit einem Consonanten endigen, auf der letzten Sylbe.

das ihnen die Zukunft prophezeie; die Sonne dagegen sei geringer als der Schöpfer der Welt, sie könne nicht reden wie das Orakel, und ihre Strahlen würden ihnen nur beschwerlich fallen, wenn sie stärker auf sie scheinen sollten als bisher. Diese Verhandlung gewann jedoch ein friedliches Ende durch ein merkwürdiges Compromiß, wodurch der König der Yuncas die Suprematie des Ynca anerkannte und den Sonnendienst annahm, dagegen die Befugniß behielt den Pachacamac zu verehren, nur sollten die Götzen aus dem Tempel geworfen, die Menschenopfer abgeschafft und keine Bilder des Pachacamac aufgestellt werden, „denn da er nicht wie die Sonne sichtbar sei, so wisse man nicht wie man ihn darstellen solle, und müsse sich begnügen ihn im Herzen anzubeten.“ Dafür erhielten die Yuncas auch ein Kloster heiliger Sonnenjungfrauen, und der Ynca seinerseits versprach das Orakel von Rimac hoch zu halten und dessen Kultus seinen Völkern anzubefehlen. Der Goldgier der spanischen Eroberer verfielen die Schätze auch dieses Tempels, und die heiligen Jungfrauen wurden entehrt und umgebracht.

Der oben erwähnte Schwager des Generals Echenique bot sich freundlicher Weise zum Begleiter an, und außerdem folgten uns zwei Neger mit Spaten bewaffnet. Nach einem kurzen Ritt erreichten wir den Fuß des Hügels auf welchem sich die Ruinen befinden, und sofort nach Ersteigung seines ersten Abhanges lag die uralte Indianerstadt vor uns; das Terrain besteht aus einem Hügelrücken, der von den Bergen des Innern bis nahe an die See läuft und seine höchste Spitze zunächst derselben, etwa eine halbe Stunde davon entfernt hat; hinein gehören noch einige Nebenhügel und die dazwischen liegenden mehr oder minder unebenen Thälchen. Die ganze Stadt wie man sie jetzt sieht, mag etwa eine halbe Stunde im Durchmesser haben und ist innerhalb dieses Raums ziemlich compakt gebaut; fast eine halbe Stunde entfernt liegen indeß Reste einer alten Mauer, die gar wohl die letzte Grenze landeinwärts gewesen sein mag; zwischen den letzten Häusern und derselben ist eine Strecke Flugsand, der vielleicht noch Gebäude verbirgt, sowie mehrere andere Strecken der Ruinen auf diese Weisen verweht und unkenntlich gemacht sind. Unglaublich würde es in jedem andern Lande als Peru erscheinen, daß diese dreihundert Jahre alten wohl erhaltenen Reste nicht aus Felsen und Stein, sondern aus Lehm bestehen, aber es ist dies kein größeres Wunder, als daß Lima und alle Orte der regenlosen Küste Bestand haben. Der oben beschriebene Platz nun ist mit einigen hundert Häusern dicht bebaut: Haus lehnt sich an Haus, so daß lange Reihen sich gewöhnlich aus der Ebene bis auf die Spitzen der Hügel ziehen, und die obersten Gebäude scheinen dann die vornehmsten zu sein. Im Uebrigen ist die Größe der Häuser sehr verschieden, sie sind oft quadratisch, meist länglich, und es läßt sich nicht sagen ob einzelne Häuser mehrere Zimmer haben, oder ob Gemächer die uns als Nebenzimmer erschienen, eigene Häuser ohne besondern Eingang sind, denn die Mauern sind alle gleich dick, etwa 3 Fuß, und leichte Scheidewände sind

gar nicht vorhanden. Einige Häuser, namentlich kleinere haben gar keinen Eingang. Die meisten Mauern sind bedeutend von oben abgebrochen und zerfallen, die Höhe derselben variirt zwischen 2 und 3, und wieder mehr als 12 Fuß, bei keiner aber sieht man außer der Thür eine Oeffnung. Das Material ist ohne Ausnahme geformter, ungebrannter Lehmstein; die Stücke sind 2 Fuß lang, 1 Fuß breit, ½ Fuß dick, und flach in regelmäßiger Weise auf einander gethürmt. Bei einigen wenigen Gebäuden ist die Wand mit rother, auch gelber Farbe angestrichen und wohl erhalten; von andern Zierrathen keine Spur. Die Straßen müssen breit gewesen sein, gegenwärtig ist aber das Terrain so verändert, namentlich durch Flugsand und Wege welche das jetzige Geschlecht durch die Ruinen geführt hat, daß man eigentliche Straßen nicht mehr erkennt. Die Hauptmerkwürdigkeit aber ist das Gebäude auf dem Haupthügel, welcher am Ende der Stadt nach der See zu sich erhebt; dieser Hügel ragt 200—300 Fuß über den umgebenden Häusern hervor, und offenbar ist dies der eine von Garcilaso erwähnte Tempel, denn die Ueberbleibsel des Gemäuers zeigen klar daß hier keine Privatwohnungen standen. Terrassen von 12—15 Fuß hohen Mauern gestützt erheben sich in drei bis vier Reihen, zum Theil tragen diese Mauern nur eine Platform, zum Theil befindet sich zwischen Berg und Mauer ein Gang; hier findet man hauptsächlich den rothen Anstrich. Der ganze Terrassenbau ist übrigens nicht sehr regelmäßig, aber auf allen vier Seiten vorhanden, und oben befindet sich ein Plateau von 400 zu 200 Fuß; hier ist leider das Bauwerk mehr zerstört als irgendwo, doch haben an dieser Stelle jedenfalls Gebäude gestanden, wie einige Reste beweisen; an der Nordseite ist ein Theil der obersten Terrasse wohl erhalten und besteht aus einer Reihe viereckiger Nischen, etwa 10 Fuß hoch; es ist die einzige architektonische Ausschmückung im ganzen Umfange der Ruinen. Dieser Hügel, in dessen Eingeweide schatzgräberische Franzosen kürzlich ein gewaltiges Loch gegraben hatten, ohne jedoch die goldene Glocke zu finden von der man fabelt, besteht aus Schiefergestein, und enthält so schöne von der Natur selbst gespaltene Bausteine, daß deren Nichtanwendung beim Bau Wunder nimmt. Ein anderer niedrigerer Hügel besitzt ebenfalls Terrassen, aber nur 4—6 Fuß hoch; er mag ebenfalls einem heiligen oder öffentlichen Zwecke gewidmet gewesen sein. Trostloser Flugsand bedeckt nah und fern die ganze Küstengegend zwischen Chorillos und Lurin, doch ist der Blick auf letzteres Oertchen und die daneben liegende Hacienda San Pedro sehr freundlich.

Nachdem wir so weit unsere antiquarischen Forschungen in der neuen Welt betrieben hatten, blieb uns noch übrig, die Gräber, Huacas zu durchwühlen, und nur mit Widerstreben opferten wir der löblichen Wißbegier die noch löblichere Achtung vor der Ruhe der Todten. Am nördlichen Ende der Stadt, aber doch noch innerhalb derselben befindet sich eine Art Platz, von den Häuserreihen nach drei Seiten rechtwinklig eingeschlossen; diese Stelle

enthält Grab an Grab, und hier gingen wir an unser unheimliches Werk. Wenn je die Scene der Handlung angemessen war, so war es hier; eingeschlossen zwischen zwei parallelen Hügel- und Häuserreihen die den Blick in die lebende Welt hemmten, sahen wir nichts vor uns als die kahlen Strecken Sandes und die gleichfarbigen Mauern der untergegangenen Stadt, von deren Bewohnern kaum die Sage Auskunft geben konnte; das ganze Bild um uns ein einförmiges Graugelb, keine lebende Seele, kein Thier, und nur hin und wieder eine aloeartige halbverdorrte Pflanze, Tillandsia, die in dieser Dürre gedeiht, und die das Volk als Zauberkraut und Amulett gebraucht; auf der Erde zerstreut lagen zahllose Gebeine, Schädel und vermoderte Gewebe aus den Gräbern, ein Beleg daß wir nicht die ersten waren welche Wißbegierde, Neugier oder gar Habsucht hieher trieb. Und so fingen wir an zu graben. Wir arbeiteten zuerst an dem Werk eines Andern weiter, die schon früher gemachte Höhlung benützend, und zogen bald ein seltsames Paket hervor welches den Leichnam eines kleinen Kindes enthielt. Das Ganze stak in einem rothen Strickgewebe, sorgfältig zusammengeschnürt; darin befand sich eine Partie roher, aber zum Theil gefärbter Baumwolle, und eingewickelt in diese der ganz vermoderte Leichnam, der zur Aufbewahrung unbrauchbar war. Nach diesem Fund war unser Glück sehr gering, und wir verzweifelten schon am günstigen Erfolge, als wir plötzlich auf drei starke horizontale Pfähle nahe der Oberfläche stießen; die Kundigen erkannten sofort das Dach eines Grabes darin, und nun wurde mit Eifer weiter gearbeitet. Die genannten Pfähle und eine Decke von Rohr, etwa einen Fuß unter der Erde, wurden weggeräumt, und nach einiger Mühe und großer Beschwerde durch den feinen Staub förderten wir einen schönen Schädel ans Licht, bald darauf einen Leichnam, der wie jener andere eingewickelt war, und einen Thierschädel, vermuthlich einem heiligen Fuchse angehörend; außerdem kamen kleine Stücke Goldblech, eine Schleuder und einige geschnitzte Hölzchen zum Vorschein, letztere wahrscheinlich zum Netzstricken, da wir auch Fischernetze fanden. Wir waren nun etwa 4 Fuß tief eingedrungen, als eine neue Scheidewand von Holz und Steinen erschien und unter dieser ein namhafter Schatz: wir brachten einen Schädel hervor den ein vier Zoll breites, übrigens schmuckloses Band von Goldblech umgab, außerdem ein Geschmeide von Goldblech, wie es die Indianerinnen noch heute tragen. Dieser Schatz war 6 Fuß tief, und wie gesagt unter einer zweiten schützenden Wand verborgen; wir fanden nun nichts werthvolles mehr, hatten aber neben den schon erwähnten Gegenständen noch folgendes ausgewühlt: hölzerne Idole, Zeug von kunstvoller Weberarbeit, Körner in irdenen Gefäßen, Pakete von getrockneten Kräutern, hölzerne Keulen; es scheint also daß diese Gräber nicht nur eine ganze Familie, sondern den ganzen Hausrath umschließen. Die Netze deuten auf Fischerei, die hier nahe der Meeresküste sehr natürlich erscheint; die Liebhaberei der Indianer in Guiana sich auf Anhöhen niederzulassen, scheint hier ebenfalls Statt zu haben. Die

Schädel tragen die entschiedenen Kennzeichen indianischer Race, niedrige Stirn und breites Gesicht, die meisten sind am Hinterkopfe gewaltig verunstaltet, und müssen durch künstliche Mittel in der Kindheit platt gedrückt worden sein. Sämmtliche Gegenstände, selbst das Holz und Rohr welches das Dach bildete, ferner die Farben der Zeuge waren vollkommen erhalten, die Schädel noch mit Haaren bedeckt, und das ganze Erdreich war ein feiner Staub.

Man sprach mir mit großer Courtoisie das Eigenthum der gefundenen Schätze zu, pries aber zugleich unser gutes Glück, daß wir an einem Nachmittag so viel gefunden; das Gold erwies sich drei Unzen schwer, und würde mithin eine Nachgrabung aus Goldgier reichlich lohnen; einen Mann sprach ich, der zwei silberne Idole, einen Vogel und eine Katze zu Licht brachte; der Barbar ließ sich ein Paar Sporen daraus machen. Der Vandalismus mit dem hunderte von Schädeln auf jene Stätte hingeworfen sind und verstreut und unbedeckt herumliegen, ist sehr widrig, wiewohl mir das Recht zum Tadel gegen diese Hyänenwirthschaft nicht zusteht; eine civilisirte Regierung sollte indeß nicht dulden daß menschliche Gebeine unbeerdigt daliegen, und geeignete Fürsorge wenigstens zum Wiederbegraben treffen. Dies Schicksal der armen Indianer aus der Ynca-Zeit aber, das diese unverschuldet tragen und der Eigenthümlichkeit des Klima's danken müssen, sollte eine Warnung für uns sein, die wir unsere Leichen durch Einbalsamiren der natürlichen Ordnung daß Staub wieder Staub werden soll, entziehen. Es liegt wahrlich eine schlechte Befriedigung darin so wohl conservirt zu werden, daß man in tausend Jahren irgend ein Museum der Nachwelt zu zieren im Stande sei.

Einen Theil der ausgegrabenen Gegenstände habe ich selbst aufgehoben, das meiste aber an Professor Rudolph Wagner in Göttingen, der mir stets sehr gütig gesinnt war, geschickt, damit es im dortigen Museum vielleicht einmal ein kleines Glied in der Kette ethnographischer Wissenschaft werden könne. Ohnehin hätte der Besitz der Schädel mich fortwährend in gerechter Besorgniß erhalten, daß die Geister der so schmählich beraubten Indianer mir ihre Köpfe wieder abzufordern kommen würden. Wir träumten in der Nacht nach jener Expedition alle von Gespenstern, wozu wir wohl Anlaß hatten, denn die grinsenden Todtenköpfe lagen in einer Ecke des Zimmers.

Den nächsten Morgen kehrten wir nach Lima zurück, und zwar auf einem Richtwege wo wir nur 6 Leguas zu reiten hatten. Dieser Weg erstreckt sich am Ufer hin durch die öden Dünen, und gewährte mir zum Ueberfluß einen neuen Beleg von der Unfruchtbarkeit der peruanischen Küste. Die Ausläufer des Gebirges verschwinden buchstäblich im Flugsand, und diese Anhöhen bilden die einzige Abwechslung für's Auge.

An diesen Ausflug schloß sich ein anderer nach den Ruinen von Cajamarquilla im Rimacthal. Man verfolgt einige Stunden den Lauf des Rimac, jenes Gebirgsflusses der Lima durchströmt, ein angenehmer Ritt in einem weiten und fruchtbaren Thal. Die alte Stadt liegt am rechten Ufer nahe

dem Fluß auf unebenem Terrain, und kommt an Ausdehnung Pachacamac etwa gleich, die Bauart zeigt aber wesentliche Verschiedenheiten: man erkennt besser als dort die Straßen, welche aber hier kaum sechs Fuß breit sind, eine große Anzahl Plätze gegen das obere Ende des Ortes zu sind mit hohen Lehmmauern umgeben, und die Mauern der Häuser sind aus weit compakteren und größeren Lehmsteinen erbaut; alles ist sehr zerstört, aber nicht wie in Pachacamac durch Flugsand unkenntlich gemacht. Alsbald fallen eine große Menge Löcher ins Auge, welche, gerade groß genug um einen Mann einzulassen, in unterirdische Höhlen führen: es scheinen Vorrathskammern zu sein, wie sie in den Indianerstädten oft vorkommen; daß es Wohnungen gewesen seien, läßt sich um so weniger annehmen, als die Häuser sich meist gerade darüber erheben. Die Thüröffnungen sind auch hier so klein daß ein Mensch nur gebückt eintreten kann, und Fenster fehlen; eine neue Eigenthümlichkeit sind kleine viereckige Nischen an der Innenseite der Wände, welche theils wohl zu häuslichem Gebrauche dienten, theils die Nägel und Haare der Bewohner enthalten haben mögen, welche Jeder sorgfältig in den Mauern seines Hauses aufhob, damit alles was zum menschlichen Körper gehört mit ihm begraben werden konnte, und die Seele nicht nöthig hatte auf die Erde zurückzukehren. Die armen Seelen, wenn sie sich jetzt ihre Schädel und Gebeine auf den Dünen von Pachacamac und im Museum zu Göttingen zusammensuchen müßten! Den Begräbnißplatz bilden zwei Hügel, weit außerhalb der Stadt, ich hatte aber am Ausgraben fürwahr genug. Ein Hügel in der Mitte der Ruinen deutet auf einen Tempel oder eine hervorragende Wohnung, die Reste sind aber wenig charakteristisch. Ueberall den Hügeln entlang, welche sich von der Hauptkette der Andes in die Ebene verlaufen; sahen wir noch Ruinen, zum Theil von größeren Orten, zum Theil vereinzelt; sie hatten die Eigenthümlichkeiten Cajamarquilla's, namentlich die soliden Wände. Während Pachacamac in furchtbarer Einöde liegt, sind die Umgebungen hier freundlich; die einzigen lebenden Bewohner des Gemäuers aber sind niedliche Eulen, welche beim Herannahen des Reiters mit drolligen Geberden hervorhüpfen, ihn mit langen Hälsen anstaunen und sich dann erschreckt in ihre Höhlen zurückziehen.

Der Rückweg führte theilweise durch ein Nebenbett des Rimac, welches derselbe bei hohem Wasser auszufüllen pflegt; die Lagerungen des angeschwemmten Lehmes am Ufer zeigten einen natürlichen Pisébau, wozu das Erdreich sich so trefflich eignet. Der Rimac, so klein er gewöhnlich ist, ist außerordentlich reißend, und in der schlimmen Jahreszeit fallen in diesen Gießbächen der Küste häufige Unglücksfälle vor: das Geröll des Bettes gibt selbst den sichersten Maulthieren keinen Halt, und Roß und Reiter gehen oft verloren oder werden wenigstens weit ab getrieben. Wir machten einen kurzen Halt an einer reichen Hacienda, wo der creolische Reichthum mit dem Mangel an Geschick ihn zu verwenden so recht nach Landesart gepaart war: in einer schmutzigen verstaubten Stube mit Lehmboden stand ein vergoldetes Sopha mit Purpursammt

überzogen, ein schmutziges silbernes Waschbecken in einer Ecke; ein wahres Bild des rohen Reichthums. Doch war es ganz angenehm nach der staubigen Ruinenexpedition etwas zu rasten. Auf dem rechten Flußufer ritten wir dann zur Stadt zurück, und kehrten bei einem gastfreien Landsmann, Herrn Pfeiffer ein, welcher dicht vor den Thoren einen Weinberg, zunächst zur Erzielung von Tafeltrauben, besitzt; eine große Gesellschaft von Deutschen war gebeten, und wir hatten zum Beschluß einen ächt deutsch gemüthlichen Mittag und Nachmittag unter uns Landsleuten.

Eilfter Abschnitt.

Die Andes — Bergwerke von Morococha.

Die schneebedeckte Cordillera welche die großartige Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Ocean bildet, lag so lockend vor meinen Augen, daß ich einen Ausflug in das Hochgebirge mir nicht ausreden ließ; statt der von Professor Pöppig so vortrefflich geschilderten Reise nach dem Cerro de Pasco rieth man mir die nähere Tour nach dem neu eröffneten Bergwerk Morococha an, bei der ich ebenfalls den Kamm des Gebirges überschreiten und einen Landstrich betreten sollte, wo nur das Innere des Gesteins noch fruchtbringend ist; aber selbst diese Tour wurde mir als so beschwerlich, ja bedenklich von den guten Leuten die nur das behagliche Leben der Stadt kannten, ausgemalt, daß ich es mir einen festen Entschluß kosten ließ, ein Entschluß dessen volle Stärke übrigens nicht auf die Probe gestellt werden sollte. Ein Landsmann, Herr Pflücker, Mitbesitzer und glaube ich eigentlicher Begründer dieses Bergwerks versah mich mit trefflichen Empfehlungen an die Gastfreiheit seiner Hüttenbeamten, und obendrein mit gutem Rath in Fülle. Wir verließen Lima am Morgen des 5. Januar 1846 wohl beritten, und gegen Staub, Hitze und Kälte wohl verwahrt in unserem peruanischen Anzuge; ein in Lima ansäßiger Deutscher diente als Dolmetscher und Führer, und so ritten wir getrost in die peruanische Wüste hinein. Die erste Tagereise zeigte wenig neues, denn bis Cocachacra, 13 Leguas von Lima, zieht sich der Weg entlang dem Rimacfluß mit geringer Steigung hin, und das nur allmälig sich verengende Thal ist auf beiden Seiten von denselben kahlen Bergen eingefaßt, welche auch bei Lima dem Auge widrig entgegentreten. Ueberall derselbe trostlose Staub, nur von wenigen grünen Stellen unterbrochen, die sich eben einer künstlichen Bewässerung erfreuen, und man erreicht das erste Nachtquartier, wenn auch früh genug mit den peruanischen Paßgängern, doch sehr erschöpft von Hitze und Staub. Mit Verwunderung bemerkte ich die Landessitte, daß man unsere armen Pferde eine Stunde lang nach unserer Ankunft gesattelt stehen ließ, da

sie sonst angeblich sich erkälten. Ein freundlicher Wirth nahm uns an diesem noch halbcivilisirten Orte gut auf: obendrein war es der Vorabend des heiligen Dreikönigstages und man hatte ein Schwein geschlachtet, so daß wir das Nationalgericht Chupe, ein gräuliches Werk aus Kartoffeln und weichgekochtem Käse unberührt lassen konnten; unter allen Recepten die ich auf meiner langen Fahrt gesammelt habe, steht die Chupe mit ihren zähen langen Käsestreifen oben an durch ekelhafte Ungenießbarkeit. So ist auch von dem Nachtlager wenig rühmliches zu melden; der Reisende in Peru kennt, wie Georg im Götz von Berlichingen Betten nur vom Hörensagen, der Sattel dient zum Kopfkissen, das übrige Reisegeräth wohl oder übel zur Unterlage und Decke, und dieses keineswegs beneidenswerthe Lager schlägt man in irgend einer Ecke des natürlich ungedielten Zimmers auf, die noch nicht von Hühnern, Schweinen, Hunden oder von andern Menschenkindern besetzt ist. Entgeht man den vielseitigen Verfolgungen der genannten Quälgeister, so kann man von Glück sagen, denn die Hoffnung auf eine ungestörte Nachtruhe ist nur gering, trotz der Müdigkeit die der Gebirgreisende mitzubringen pflegt. Ich ertrug die Unannehmlichkeiten dieses Lagers besser als mein Nachbar, auf dessen Stöhnen und Klagen ich mit einem hier sehr angemessenen Citat aus der Geschichte der Conquistadoren erwiedern konnte: „Lieg' ich denn hier auf Rosen?“

Cocachacra liegt nach v. Tschudi 5386 englische Fuß über dem Meere, und die Temperatur von nur 13° R. welche wir Morgens bei unserem Austritt hatten, war mir empfindlich, die Sonne gewann jedoch sehr bald die Oberhand, und wir hatten zwar gemäßigte, doch angenehme Wärme den Vormittag. Der Ort liegt in der Höhe wo die tropischen Regen wieder beginnen, und derselbe Boden der bei Lima eine so traurige Oede zeigt, entwickelt nunmehr reiche und dem Auge hocherfreuliche Fruchtbarkeit; die bisher so schreckbar kahlen Berge sind nun mit schönem Grün überzogen, und das Thal bringt alle Gewächse hervor die sich mit dem Klima vertragen. Noch bei Cocachacra stehen Bananen, die ausdauerndste der tropischen Pflanzenformen, weiter hinauf verschwinden sie.*

Die Sorgfalt des Herrn Pflücker hatte uns mit Maulthieren versehen, welche auf der weiteren Tour unerläßlich sind, und wir ließen unsere Pferde bis zur Rückkehr auf der Weide. Der böse Weg hebt bald hinter Cocachacra an; der immer mehr Fall gewinnende Fluß drängt denselben öfters an den steilen Abhängen hinauf, und das Maulthier muß mehr kletternd seinen Pfad verfolgen; die gebirgige Scenerie beginnt indeß erst recht hinter Matucanas, 18 Leguas von Lima und 8000 Fuß über dem Meere; die Bergabhänge

* Ich kann Pöppig's (II. 78.) Angabe nicht begreifen, daß die Banane, Musa, kaum 450 Meter Höhe überschreite, da dieselbe nicht nur mit der Höhe von Cocachacra, sondern auch mit vielen meiner Erfahrungen an andern Orten nicht stimmt. Tschudi setzt der Banane auf diesem Wege gar erst die Grenze von Surco, mit 6945'.

gestalten sich nun zu steilen, oft senkrechten Felswänden, zwischen denen der Fluß eingequetscht ist; er stürzt mit gewaltigem Brausen daher, und sein Lauf ist fortwährend von Cascaden unterbrochen. Der Weg der sich bis jetzt auf dem linken Ufer gehalten hat, springt wie es die Schlucht erfordert, bald auf die eine bald auf die andere Seite über, mittelst schmaler und schwankender Brücken, die in Europa Reiter und Pferd kaum zu überschreiten wagen würden, die aber der Reisende in Peru mit unbedingtem Vertrauen auf sein Maulthier betritt, wenngleich man nur mit Schaudern in den wilden Bergstrom hinab blicken kann, während die Brücke sich unter der Last des Reiters biegt. Vertrauen auf diese Thiere ist in der That das erste bei solchen Gebirgsreisen; ein Fehltritt würde bei hundert Gelegenheiten unvermeidlichen Fall und Tod bringen, aber der Fehltritt geschieht eben nicht, und selbst an die unangenehme Manier der Maulthiere sich immer so nahe an den Abgrund als möglich zu drängen, gewöhnt man sich bald, und trabt getrost den furchtbarsten und gefährlichsten Abgründen entlang; der Zuruf „Mula!“ genügt an kritischen Stellen, um das verständige Thier zu doppelter Behutsamkeit zu ermahnen, und die steigende Vorsicht geht mit der Gefahr Hand in Hand, während die Pferde ängstlich werden, bei Begegnungen den Weg versperren, und im Straucheln leicht in den Abgrund gerathen können. Jenes Drängen nach dem Abgrunde ist wohl die Folge der unförmlichen Lasten, welche den Maulthieren aufgebürdet werden wenn sie Gepäck tragen, und mit welchen sie auf der Mitte des schmalen Wegs oft anstoßen würden; man begnügt sich mit der Vorsicht, sich an gefährlichen Stellen mehr auf den innern Bügel zu lehnen. Daß auf diesen Felsenwegen die schon erwähnten landesüblichen Steigbügel von Holz nicht nur praktisch sondern unentbehrlich sind, lernt man bald einsehen. Am unangenehmsten ist die Begegnung langer Züge von Lastthieren, und man sucht dieselben wo möglich an einer sichern Stelle abzuwarten; häufige Unglücksfälle treten ein, wenn zwei solcher Züge auf einander stoßen. Uebrigens ist der von mir gemachte Weg wohl einer der besten und trefflich unterhalten, nach dem Abgrund zu mit einem kleinen Wall von Steinen versehen, und fast überall so breit, daß wenigstens zwei Reiter sich ausweichen können; der Weg über die Landenge von Panama z. B. war unendlich schlimmer und wahrhaft halsbrechend. Gewöhnung und die Ueberlegung daß das Landesübliche unmöglich so gefährlich sein kann, beruhigen rasch den Fremden, der freilich auf den ersten Anblick den Unterschied von unsern zahmen und ebenen Pfaden lebhaft genug auffaßt. Hat man nun Unbefangenheit genug gewonnen, um sich zu schauen, so erfreut sich das Auge einer reichen Mannichfaltigkeit von Blumen, die für den Botaniker von Fach ein Paradies sein muß, aber auch den ungelehrten Blumenfreund mit Entzücken erfüllt: neben reizenden Formen unter den lilienartigen und Schmetterlingsblumen zeigen die Cactus, sonst ein so dürres Gewächs, in dieser Jahreszeit eine Fülle ihrer prachtvollen Blüthen; eine Art trägt oft sechs bis acht handgroße weiße Blumen an der Spitze ihres

Stammes, rothe und gelbe Blüthen anderer Arten stehen daneben. Wie ich schon in der Ebene mich an dem altbekannten Tropaeolum erfreut hatte, so begrüßte ich hier mit ganz besonderer Freude das Heliotrop, diese Lieblingsblume unserer Heimath, die hier in großen Mengen ihren süßen Wohlgeruch verbreitet; starke, etwas kriechende Büsche dieses anmuthigen Krauts tragen herrliche blaue Blüthen, die unser Topfgewächs freilich sehr übertreffen. In höheren Regionen fand ich eine schmutziggelbe Calceolaria die in unsern Gärten heimisch geworden ist, und an der Grenze aller Vegetation gar unser Gänseblümchen. Der Luzernklee, ein Hauptfutterkraut in diesem Lande, ziert die engen Flußufer, und mit ängstlichem Fleiß benützt der Bewohner der höheren Gegenden jedes Fleckchen Land selbst am steilen Abhange, und die Nähe der Dörfer kündigt sich immer durch terrassenförmige Gärtchen am Wege an, welche sich gar freundlich ausnehmen. Die Bewässerungskunst steht hier auf ihrer höchsten Stufe, und der gewaltige Fall des Flusses macht es möglich, selbst anscheinend sehr hoch am Berg gelegene Strecken Landes mit dieser Wohlthat zu versehen.

So streife ich denn auch hier wieder an Gegenständen vorbei, die der sorgfältigsten Betrachtung werth sind, und das Bewußtsein Land auf Land flüchtig zu beschreiben, deren jedes die tüchtigsten Forscher Jahre lang beschäftigt hat, ist ein nahezu beschämendes, und macht es mir jedenfalls unmöglich an dies gegenwärtige Reisewerk auch nur irgend einen Anspruch auf Beifall, es sei denn den meiner nächsten Freunde, zu knüpfen. Mir tritt dies Gefühl gerade an dieser Stelle lebhaft entgegen, wo Pöppig's meisterhafte Beschreibung seiner Reise durch die verschiedenen Höhen und Klimate nach dem Cerro de Pasco so ganz gemacht ist, meine oberflächliche Schilderung einer gleichen Gebirgsreise zu verdunkeln. Sein Werk, so würdig in der Auffassung des Größeren, wie reich an kleinen Zügen, hat vielleicht nur den Fehler, wenn es ein Fehler ist, daß es allzu ernst gehalten ist um der Mehrzahl der Leser den Genuß zu gewähren, den der mit Landstrichen Bekannte im vollen Maaße empfindet.

Hinter San Mateo, etwa 22 Leguas von Lima und 10,947 Fuß hoch, erhebt sich der immer dem Fluß folgende Weg sehr steil entlang einem großen Wasserfall, und nur in mühsamem Zickzack überwindet man diese Stelle, welche zugleich ein unendlich großartiges Schauspiel bietet. Diese Strecke und die nächstfolgende, wo der Fluß seine beiden Hauptarme vereinigt, sind nicht zu verachtende Muster von Wegbau, denn der Raum mußte dem senkrechten Felsen und dem wilden Wasser abgewonnen werden. Der Rimac mit seinem milchweißen Wasser (rimac in der Indianersprache milchweiß) strömt aus einer Schlucht links hervor, und man verfolgt nun den rechten Nebenarm, aufsteigend sich zur linken Hand wendend, durch die immer mehr verödende Gegend. Die reicheren Cactusarten, der Luzern, der Mais, selbst das Heliotrop verschwinden mit San Mateo, und Alpenpflanzen, dürre Gräser und niedrige rasenartige Gewächse treten an die Stelle. Schon hier empfand ich Anfälle

jenes Gebirgsübels der Veta oder Sorocho, schweres Athmen und Schwindel in Folge der verdünnten Luft, und unsere Maulthiere keuchten jämmerlich. Man passirt Chicla, 12,712 Fuß hoch gelegen, und einige andere Dörfer, welche nicht mehr aus jenen sorglosen Lehmhütten der Küste bestehen, sondern mit Mauerwerk und festen Strohdächern der Kälte zu trotzen bestimmt sind; der Gebirgsindianer, dessen Tracht weiter unten dem wärmeren Klima und seiner Anmuth angemessen war, geht nun in dicker Jacke, kurzen engen Beinkleidern von Plüsch und wollenen Strümpfen einher wie ein Tyroler, zugleich ein merkwürdiges Faktum für vergleichende Ethnographie; auch erblickt man hier wieder rothe Backen, eine Erscheinung die den Tropenländern und selbst der kühleren Küste von Peru völlig fremd ist. So erreichten wir als Nachtquartier die kleine Niederlassung Yaulivaca, eine Dependenz der jenseits gelegenen Bergwerke, wo ein Deutscher, Herr Hasenclever, uns freundlich aufnahm und anstatt der scheußlichen Chupe mit vaterländischer Kost erquickte, ja sogar Betten für uns in Bereitschaft hatte. Doch vermochte alle Sorgfalt dieses gastfreien Landsmannes uns unsern Zustand nicht gemüthlich zu machen; Kälte, Schwindel und Kopfweh, verbunden mit jener fatalen Beschwerlichkeit des Athmens forderten ihren unerläßlichen Tribut, dem kein Thalbewohner in diesen Höhen entgehen kann. Das Thermometer stand Abends auf 9° R., des Morgens gar auf 3° R., und es friert auch hier schon. Yaulivaca, nahe dem Oertchen Achahuari, welches 13,056 Fuß hoch ist, und höher als Chicla gelegen, hat wohl eine Höhe von nahezu 13,000 Fuß; Tschudi hat es nicht gemessen, und diese Zubehör des neuen deutschen Bergwerks Morococha hat wohl damals noch nicht bestanden, sonst hätte Tschudi es wohl bleiben lassen, statt in Herrn Hasenclever's warmen Betten in der Todtenkammer zu San Mateo oder in dem greulichen Schmutz von Achahuari, wie er in beweglicher Weise schildert, zu übernachten.

Am nächsten Morgen machten wir uns wohl vermummt auf den Weg, begleitet von dem Mitbesitzer jener Bergwerke, Don Francisco Yzque, welcher hier zu unserer Karawane stieß; unser Ziel war bloß noch fünf Stunden entfernt, und wir hatten nur Sorge zu tragen daß wir die Höhe des Andes vor dem Eintritt des Schneefalls überschritten. Obgleich der Weg nun weniger steil war, ruhten die Maulthiere alle 15 bis 20 Schritte keuchend aus, und wir schritten nur langsam vorwärts; die schneebedeckten Gipfel in der großen Kette tauchten immer mehr auf, und in drei Stunden waren wir auf der Höhe, umgeben von riesigen Spitzen von 16—18,000 Fuß, vor uns ein Plateau von etwa einer halben Stunde Ausdehnung, auf welchem Bergseen von allen Größen ohne sichtbaren Abfluß * sich ausbreiten. So ist der Paß

* Nach Tschudi wäre gerade dort die Wasserscheide schärfer gezogen als irgendwo, und zwei Seen, deren einer den Rimac, der andere den Amazonenstrom speist, wären nur 30 Schritt von einander.

von Antarangara, nach Tschudi 15,600 engl. Fuß, nach Gay 15,924 Fuß, nach Maclean 15,543 Fuß, nach Rivero nur 14,608 Fuß über dem Meere, erstiegen, und die Empfindung welche den Reisenden ergreift, kann ich nicht besser als mit Pöppig's Worten bei demselben Anlaß bezeichnen: „Endlich ist die Höhe erreicht, und mit einem Triumph, der das Gefühl des Frostes und des Mißbehagens nicht aufkommen läßt, sieht man sich zuerst auf einer Höhe, die kein Europäer in seinem Welttheile anders als durch eine Luftfahrt erreichen mag." Von diesem Plateau stiegen wir dann in das große Flußgebiet des Amazonenstroms hinab, und unter uns zeigte sich schon Morococha am Ufer eines Sees, der aus zwei darüber gelegenen Wasserbecken seine Nahrung empfängt. Ein kurzer aber mühsamer Weg brachte uns nun an diesen Ort, aber was immer jene Empfindungen des Stolzes und der Freude nach Erreichung eines solchen Zieles sein mögen, sie gingen nun in der Freude über einen warmen Ofen auf, an dem wir uns keuchend und taumelnd niederließen, denn die Veta hatte uns hart zugesetzt.

Morococha ist ein erst in den vierziger Jahren gegründetes Kupferbergwerk, eine Stunde vom Kamm der Andes entfernt, in öder Gebirgsgegend und Angesichts des ewigen Schnees gelegen. Verglichen mit den oben gegebenen Höhenmaaßen des Passes von Antarangra wäre es volle 15,000 Fuß über der Meeresfläche, einer der höchsten bewohnten Orte in der Welt, sicher der höchste Wohnort von Deutschen. Drei tüchtige deutsche Bergbeamte leiten das junge blühende Unternehmen, auch ein Theil der Handwerker und Bergleute sind Deutsche, und dieser Fund einer deutschen Colonie in den Andes berührte mich eben so überraschend als angenehm, so wie ihnen der seltene Besuch eines Landsmanns wohl auch willkommen sein mochte. Meine freundlichen Wirthe, die Herren Erdmann, Honigmann und Klee wohnten mit außerdem ziemlich viel europäischer Bequemlichkeit in niedrigen finstern Hütten, denn auf Erwärmung kommt alles an, und sie brannten lieber am hellen Tage Licht, als daß sie mit einem großen hellen Fenster auch die schneidende Kälte hereingelassen hätten. Des Nachts schlief ich im geheizten Zimmer unter sieben wollenen Decken, und es war mir nicht zu warm; eine besondere Abneigung empfand ich gegen kaltes Wasser, und ich konnte mich in den zwei Tagen meines Aufenthalts da oben nicht entschließen mich zu waschen; als ich schüchtern das Bekenntniß dieser meteorologischen Merkwürdigkeit wagte, sagten die Andern lachend, daß auch sie nur alle Sonntage sich zu waschen pflegten. Es ist nicht der Kältegrad, welcher diese Empfindlichkeit gegen Luft und Wasser erklärte, sondern die Wirkung der verdünnten Luft. Die Veta mit ihrem Schwindel, Kopfschmerz, im schlimmsten Fall Bluterguß aus den Poren pflegt nur den Neuling zu quälen, und selbst während meines kurzen Aufenthaltes gewöhnte ich mich sehr daran, aber auch meine Wirthe empfanden, wenigstens nach jeder Anstrengung, die Schwierigkeit des Athmens, welche mir das quälende Gefühl hervorbrachte, als könne ich

die Lunge gar nicht genügend mit Luft anfüllen; * unmittelbar vor Morococha war eine der Decken, auf denen ich nach peruanischer Art thurmhoch auf meinem Maulthier saß, herunter gerutscht, und ich stieg ab sie aufzuheben; diese kleine Anstrengung brachte mich dergestalt außer Athem, daß ich eine Zeit lang erschöpft stehen bleiben mußte, ehe ich im Stande war wieder aufzusteigen. Gerade gesunde Naturen leiden am meisten und Manchen wird die Veta selbst tödtlich, wenn sie sich ihr nicht durch schleunige Flucht in tiefere Gegenden entziehen; dagegen schickt man Brustkranke und Schwindsüchtige mit bewährtem Erfolg von der Küste in das Hochgebirg, selbst nach dem Cerro de Pasco, der über 14,000 Fuß hoch liegt. Lastthiere aus der Ebene werden arg befallen und bleiben oft auf der Stelle todt; ein Aderlaß, den man in der grausamen Weise des Ohrabschneidens vollführt, pflegt hülfreich zu sein, auch der Geruch von Knoblauch, den man Menschen und Vieh zur Erleichterung einathmen läßt.

Von Klima hier zu reden klingt wie Ironie: es ist in der That nur das Produkt zweier Extreme, der bittern Kälte und der Sonnenhitze; jede Nacht friert es, jeden Tag bringt die Macht der fast senkrechten Sonnenstrahlen bedeutende Wärme hervor. Ebenso kämpft in der nassen Jahreszeit (welche nach der südlichen Sonnenwende, nicht wie an der Küste der Nebelregen nach der nördlichen eintritt) der Schnee mit der Sonne; jeder Nachmittag in dieser Zeit bringt einen Schnee- oder Hagelsturm, nie Regen, oft mit Gewitter, und die ganze Gegend ist dann mit ihrer weißen Decke bezogen; die Macht der Sonne bewältigt aber den Schnee wieder, so daß bis zum nächsten Morgen alles verschwunden ist. Diese Zeit könnte man allenfalls den Sommer nennen, und in den Nächten um diese Zeit friert es manchmal nicht. Eines Morgens bei Sonnenaufgang zeigte mein Thermometer + 2° R.; ich ließ es einen Augenblick stehen, als unbemerkt von mir die Sonne hervortrat, und in zwei oder drei Minuten stieg es schon auf 13°; so groß ist der Temperaturwechsel, den allerdings auch die vielen ungeregelten Windzüge und Stöße bedingen; auch liegt der Abhang von Morococha nach Süden zu. Die Mittagswärme ist durchschnittlich 7° R. Den Umstand daß das Wasser hier bei 68° R. kocht, empfanden wir und unsere Wirthe recht unangenehm in der Küche, da Hülsenfrüchte stets hart, und Eier stets weich bleiben. Die sich daraus ergebende Höhenbestimmung ist 4500 Meter oder 15,000 Fuß englisch.

Der Bergbau erstreckte sich (außer einer kürzlich erworbenen Silbergrube) auf die Gewinnung von Kupfer, welches hier mit Antimon und Arsenik vorkommt; die Erze werden geröstet, wodurch sie von einem Gehalt von 18 % auf 40 % kommen, und auf Lastthieren an die Küste zur Verschiffung nach England gebracht. Neuerdings war auch zur völligen Herstellung des Metalls

* D'Orbigny hat die gewaltige Ausdehnung von Lunge und Brustkasten bei den Indianern die in solchen Höhen heimisch sind, anatomisch erforscht.

ein Flammofen in Bau genommen. Steinkohlen von ungewöhnlicher Trefflichkeit finden sich in der Nähe, ebenso ist das ganze Gebirge umher reich an Gold, Silber, Blei und Eisen, und der Eisenstein ist überall sichtbar; gerade das Eisen aber wird viel billiger eingeführt als hier gewonnen. Wenn es schon auffallend erscheint, daß man überhaupt im Lande des Silbers es nicht verachtet Kupfer zu gewinnen, so nimmt es noch mehr Wunder den lässigen Betrieb mancher Silbermine, ja sogar deren Verfall und den Ruin der Unternehmer zu gewahren; die Eigenthümlichkeiten des Landes aber sind der Art, daß manche Mine die in Europa das Glück des Finders machen würde, hier einen Reinertrag nicht erzielen kann: vor allem die Lage in diesem unwirthlichen Hochgebirge, wo Arbeiter nur schwer zu erlangen sind, wo jedes Geräth, jeder Lebensbedarf mit schweren Kosten und Gefahr für die sichere Ueberkunft von der Küste herauf transportirt werden muß, wo Maschinen gar aus Europa verschrieben werden, und der Sturz eines Maulthiers mit einem wichtigen Theil der Maschine vielleicht die ganze kostspielige Acquisition werthlos macht, wo wiederum der Transport des Erzes und Metalles zur Küste mit eben so großen Kosten und Gefahren verbunden ist. Rechnet man dazu die allgemeine Indolenz der Creolen, den Mangel an Technikern und deren hohe Anforderungen, den geringen Werth des Geldes im Verhältniß zu den europäischen Einfuhrartikeln, und daneben wieder den landesüblichen Zinsfuß von 12 Procent, so begreift man daß die Bearbeitung mancher reichen Mine unterbleibt, und daß mancher trotz allem Erzreichthum zum armen Mann wird. Man erwähnte mir auch noch die Perfidie der peruanischen Silberadern, welche den Kenner anderer Gebirge täuschen, und oft plötzlich erlöschen wo man jahrelange Ausbeute gehofft hatte.

Für den Betrieb der Bergwerke ist man auf die Arbeitskräfte der Indianer angewiesen, und es ist zu verwundern daß diese von der Natur vernachlässigten Gebirgsstrecken hinreichende Bewohner haben, da doch nur wenige Stunden tiefer Klima und Vegetation sich so sehr viel günstiger erweisen. Man darf wohl mit Pöppig diese Erscheinung auf die Eigenthümlichkeit des Yncareiches zurückführen, welches so sehr durch den völligen gewissenhaften Gehorsam seiner Angehörigen charakterisirt wird, daß auch das Gebot daß das Hochgebirge und seine reichen Gruben Bewohner und Arbeiter haben sollten, willig vollzogen wurde. Für den Bestand dieser Ansiedlung läßt sich anführen, daß unter allen Zonen der Bergbewohner am zähesten an seiner engen Heimath hängt, und sich durch die größere Ueppigkeit der niedern Regionen nicht verlocken läßt die angeerbte Dürftigkeit zu verlassen. So kennt auch der Indianer in den Andes nur das Leben in den Minen, und traurig zu sagen, hat sich dort, obgleich durch kein Gesetz gerechtfertigt, eine Leibeigenschaft der armen Bergbewohner gebildet, die ihnen ein Aufgeben ihrer armseligen Existenz noch mehr erschwert. Es scheint daß das System schlau gewährter Vorschüsse an Lohn und Lebensbedürfnissen die Einleitung zu dieser

Abhängigkeit abgibt, welche sich so weit erstreckt, daß man nicht nur die Disciplin mit dem Stock und andern Gewaltmaaßregeln handhabt, sondern selbst den Indianer der davon läuft, d. h. der von seinem Rechte anderswo Arbeit zu suchen Gebrauch macht, mit Mißhandlungen und Einsperrung, ja selbst mit Ketten heimsucht. Diese Armen kennen nur ein einziges Vergnügen zur Erholung von ihrer Sklavenarbeit, Berauschung an Feiertagen, und dieser Erholung werden namentlich die großen Saturnalien von Weihnachten zum heiligen Dreikönigstag ununterbrochen gewidmet; noch am letzteren Tage sah ich in Matucanas einen Aufzug von betrunkenen Glücklichen, die jenen Ort in seltsamer Verkleidung und mit schallender Musik durchtobten. Ist alles durchgebracht so kehren sie zu ihrer Arbeit zurück, und verleben eine Zeit des Elendes und der Entbehrung bis zur Wiederkehr eines der zum Glück zahlreichen Festtage.

Wenn man den alten Garcilaso, die Hauptquelle für das Peru der Yncas durchblättert, so stößt man überall auf jenen Charakter des willigen Gehorsams, der milden und weichen Sitte, und manches davon hat sich auch in ihrer heutigen Art davon erhalten; auch auf meiner Gebirgsreise fand ich sie überall freundlich, nicht wie auf dem Wege nach Cerro de Pasco nach Pöppig's Beobachtung ungastlich, mürrisch und dem Weißen abgeneigt; der Vorüberreisende wird von jedem Begegnenden zuvorkommend, ja demuthvoll begrüßt, wie ich sie denn dem Don Francisco habe die Hand küssen sehen. Dennoch ist es nach allen bewährten Quellen ein tief liegender Charakterzug des indianischen Peruaners, daß er dem Europäer als dem Zerstörer seines Yncareiches einen zwar thatenlosen und verschlossenen, aber unauslöschlichen Haß widmet, der sich von Geschlecht zu Geschlecht eben so vererbt, wie die tief bewahrten und angeblich noch auf den heutigen Tag nicht verlorenen Geheimnisse des Verstecks alter Yncaschätze, welche vor der Habgier der Conquistadoren gerettet wurden.* Dieser zähe Haß verbürgt uns zugleich, daß in diesem Stamm der Gebirgbewohner, so roh und träg er auch dermalen ist, noch ein nationelles Leben fortglimmt und vielleicht zur verzehrenden Flamme für die creolischen Elemente des heutigen Peru werden kann. Was Tschudi über die leichtfertige Unkenntniß des Indianercharakters bei den heutigen Gewalthabern im Lande sagt kann man gerne glauben, wenn man den allgemeinen kläglichen politischen Zustand betrachtet, und diese Leichtfertigkeit welche an eine Wahrnehmung des Wohls dieser Bevölkerung nicht denkt, gräbt sich wohl ihr eigenes Grab. Eine besondere Genugthuung für

* Oft rührend, zuweilen komisch sind die Erzählungen aus der ersten Zeit der Berührung der spanischen Goldgier mit den harmlosen Indianern. So heißt es sie hätten die ohnehin ihnen neuen und wunderbaren Pferde bedauert, daß sie Eisen (das Gebiß) fressen müßten, und ihnen mitleidig Gold als das schmackhaftere Metall gebracht. Natürlich war es den Spaniern sehr willkommen, daß solcher Hafer in Menge beigeliefert wurde.

den Indianer liegt darin, den Europäer gerade an seiner Gier nach edlen Metallen zu strafen, und zahlreiche Erzählungen werden mitgetheilt wie einzelne Eingeborene, mit verborgenen reichen Silberadern vertraut, diese selbst zu benützen verschmähten, aber auch durch keine Gewalt noch Zurede zur Offenbarung ihres Schatzes zu vermögen waren.

Wenn man die alten Erzählungen von den unermeßlichen Schätzen von Silber liest, von denen die Schatzkammer in Lima bis oben hin angefüllt war, so daß man beim Einzug eines Vicekönigs ganze Straßen mit Silberbarren belegen konnte, so versicherte man mich doch daß die Ausfuhr jetzt größer sei als sonst, nur daß statt der grandiosen und der Phantasie imponirenden Silberflotte, die nur alle halben oder Vierteljahre absegelte, jetzt bei gesicherter Schifffahrt zahlreiche Schiffe zu allen Zeiten den Gewinn der Bergwerke entführen. So wenig aber König Midas im Golde allein Glück oder auch nur Bestehen fand, so wenig darf man Peru für ein glückliches und reiches Land halten, weil es das Gestein welches der Mensch über alles schätzt und erstrebt, im Uebermaaß besitzt; es ist um so ärmer an fruchtbringender Arbeit, an Thätigkeit und Betriebsamkeit und an innerem Frieden.

Ein wichtiger Vermittler der Gewinnung dieser Silberschätze ist noch zu erwähnen, und um so weniger zu übergehen, als er zu den Lieblingen des Lesepublikums schon von Robinson Crusoe her gehört — das Llama. Dieses Thierchen verdient nicht nur wegen seines zierlichen Wesens sondern auch wegen seiner großen Wichtigkeit für die Hochgebirge alle Beachtung; man trifft es in den oberen Berggegenden zu hunderten an, es wird in eigenen Gestüten bei Cuzco in großer Zahl aufgezogen, und dann die Männchen, welche allein lastbar sind, an Ort und Stelle zu dem geringen Preis von 4 bis 5 Dollars verkauft. Seine Fütterung macht gar keine Kosten, denn dieses willigste und genügsamste aller Thiere sucht sich in den Bergen die kümmerlichste Nahrung selbst zusammen, und wenn der Eigenthümer seiner bedarf so wissen die Indianer die überall zerstreute Heerde dennoch leicht zusammen zu pfeifen und zu treiben. Man benützt es fast ausschließlich zum Erztransport; ein flacher Sack mit der Last, die nicht über 100 Pfund betragen darf, wird jedem auf den Rücken gebunden; eines Zaumes bedarf es nicht, denn die ganze Heerde folgt der schön geschmückten und mit Schellen behangenen Madrina, dem Leitthier willig nach; es gewährt einen eigenen, höchst anmuthigen Anblick einen solchen Zug vorbei defiliren zu sehen: mit hoch erhobenem Halse, mit den klugen Augen munter und neugierig um sich blickend, schreiten sie leichten Ganges einher; man sieht ihnen an, daß sie nicht wie ein unseliger Esel der Last erliegen, sondern mit Maaß beladen sind, und der Kopfputz aus rothen Troddeln, den man der Madrina um Gesicht und Ohren windet, nebst der aufrechten Haltung und den schönen Augen, erinnert unwillkürlich an den Aufzug einer schön geputzten, wenn auch vielleicht etwas überladenen Dame der eleganten Welt. Man hat sie braun, grau, getigert, weiß, auch

ganz schwarz, und durch diesen Farbenwechsel charakterisiren sie sich als völlig gezähmte Hausthiere; die Jungen, bei denen die wie bei den Füllen langen Beine mehr mit der Länge des Halses harmoniren, sind besonders niedlich. Bis Lima kommen sie nicht leicht, da ihnen die Küstenluft eben so feindlich ist, wie den Pferden und Eseln die Veta; im Gebirg aber, wo für andere Lastthiere kaum Futter zu beschaffen ist, und wo z. B. ein Esel, der doch kaum 200 Pfund trägt, 12—14 Dollars kostet, ist ihre Nützlichkeit so groß als ihre Verwendung, und nicht ohne Verdienst ist das Lama in die Wappen von Peru und Bolivia aufgenommen. Seine Ausfuhr ist verboten.

Wo Deutsche sich niedergelassen haben, da kann man gewiß sein daß sie sich mit der Natur und dem Charakter ihrer neuen Heimath vertraut gemacht haben, und wie ich z. B. in Westindien mich oft über die klägliche Unbekanntschaft der Colonisten mit dem was sie täglich in der Nähe haben, verwundert habe, so wird der wißbegierige deutsche Reisende bei Landsleuten selten vergebens nach den Merkwürdigkeiten des Ortes fragen. So hatten denn auch jene drei Deutschen neben ihrem Beruf sich die eifrige Durchforschung der Gegend angelegen sein lassen, und ich verdanke ihnen insbesondere einen Ausflug auf die Höhen, der mir unvergeßlichen Genuß bereitete.

Um nicht in die Tücke der nachmittägigen Gewitter zu verfallen, verließen wir mit Tagesanbruch Morococha, und ritten auf trefflichen berggewohnten Maulthieren entlang den Seen nach der Höhe zu. Schon an diesen Seen bot sich Interessantes in dem verschiedenartigen Wassergeflügel; einer unserer Wirthe war so glücklich sich anzuschleichen und eine große Anden-Gans mit rothem Schnabel und Füßen geschickt zu erlegen. Ueberlaut keuchend kam er zurück, da er im Triumph über den glücklichen Schuß etwas schneller gegangen war als zuträglich ist. Nicht lange darauf sahen wir auch mehrere Vicuñas, jenes dem zahmen Lama ähnliche Bergthier, welches sich in den höchsten Bergen aufhält und der kostbaren Wolle wegen so hoch geschätzt wird; dieses Thierchen, dem Lama ganz ähnlich, aber kleiner und rehfarbig, ist harmlos und sehr scheu, hat aber daneben die ihm verderbliche Eigenschaft einer großen Neugier; so kam es denn auch daß einige Vieuñas unsern Zug erspähten, und zwar sofort mit ihrem klagenden eigenthümlichen Laut entflohen, sich aber auf verschiedenen Felsenspitzen wieder zeigten, uns zu betrachten. Einige Schüsse hatten leider nur die Folge sie zu verwunden, und zu folgen war schwer, um so mehr als die Vicuña so zäh ist als die Gemse, und selbst schwere Verletzungen übersteht. Den Tag vorher war die Jagdgesellschaft glücklicher gewesen, und ich sah das schöne Fell des Thieres, dessen braune Wolle so dicht wie die feinste Merinowolle ist; auch das Fleisch wurde gegessen. Wir stiegen nun immer höher, und mochten uns reichlich 1000 Fuß über Morococha erhoben haben, als sich ein großes Plateau vor uns aufthat, über eine Stunde lang und fast so breit. Vor uns die große Hauptkette der Andes, die Cordillera im engern Sinn, und auf ihr, sich steil aus der Fläche

des Plateau's erhebend, der mächtige Puipui; wohl 1000 Fuß steigt dieser großartige Gipfel aus der Fläche des Plateau's fast senkrecht empor, und die Steilheit seiner Wände in dieser Region läßt den Schnee nicht haften; darüber aber steigt eine Pyramide ewigen Schnees auf, die ich nach dem in den Schweizeralpen gelernten Maaßstab auf 4000′ kühnlich taxiren darf. Der Puipui ist dem Auge nach der höchste unter seinen umliegenden Rivalen, seine majestätische Form erinnerte mich lebhaft an die Jungfrau im Berner Oberland, und auch er endigt oben in eine kleine steile Pyramide. Seine Besteigung möchte wohl unmöglich sein, sowohl wegen seiner Steilheit als wegen der Veta, die schon an seinem Fuß fast unerträglich war. Tschudi widerlegt den Glauben daß die Andes in dieser Breite keine Gletscher haben, und schon das weißliche Wasser des Rimac deutet auf Gletscherursprung, während sein Nebenarm an dem wir hinaufgereist waren, die gewöhnliche trübe Farbe reißender Bergströme hatte. Daß der Puipui auf der Seite nach Osten keine Gletscher hat, scheint schon durch den Mangel an Schluchten in seiner Struktur bedingt, wohl aber gewahrten wir am Ende seiner Schneepyramide, wo dieselbe an die senkrechten kahlen Wände stößt, hohe blaue Eisbollwerke, die doch Gletscher sein mögen. Unter den nahen Gipfeln ist der Yanachinca (im Indianischen Schwarznase) bemerkenswerth; seine zwei spitzigen Hörner erinnern an die Aiguilles in Chamonix, und sind wie diese theilweise von Schnee entblößt.

Da die ganze Gegend von Morococha erst seit der Belebung der dortigen Bergwerke bekannter geworden ist, so mag sie wohl von wissenschaftlichen Reisenden noch wenig durchforscht, und namentlich der Puipui ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, auf die er als ein Gipfel von unzweifelhaft sehr bedeutender Höhe allen Anspruch hat. Morococha, welches einige hundert Fuß tiefer als der Paß von Antarangra liegt, zu 15,000′ angenommen, glaube ich jenes Plateau dicht am Fuß des Puipui zu 16,000 taxiren zu können, welche Höhe auch mit dem nahen Andenpaß von Piedra parada, welcher höher als der von Antarangra, nämlich 16,008′ nach Tschudi ist, übereinstimmt. Für die Höhe des Puipui über dem Plateau habe ich freilich nur die Angabe des Augenmaaßes, aber es sollte mich nicht wundern wenn er mit dem Chimborazo wetteifern dürfte, mithin die 21,000′ wirklich hätte, die ich ihm zugestehe.

In einer Entfernung von 20 Leguas erblickten wir östlich die zweite niedrigere Cordillera, in ihr einen schneebedeckten Gipfel, den meine Wirthe mir als den Apuwaiwai bei Yuracmayo und Varibamba bezeichneten; am jenseitigen Abhang dieser Kette beginnt der reiche Landstrich der Montaña, und wenn je nach menschlicher Art der Anblick von Bergen in blauer Ferne mein Herz mit Sehnsucht erfüllte, so war es hier, wo die ganze unerforschte Tiefe Südamerika's vor meiner Phantasie da lag. Von dieser Montaña wußte Hr. Klee, ein weitgereister Mann, der dort lange Zeit, zum Theil mit

dem Naturforscher von Tschudi lebte, noch manches zu erzählen, was meine Sehnsucht in jene Gegenden hinabzusteigen nur erhöhte.

Ein Condor schwebte in fast unabsehbarer Höhe noch über unserm hohen Standpunkt, und ich schätzte mich glücklich auch dieses Wunder der Andes erblickt zu haben; meinen Begleitern war dieser Anblick vertraut, und sie bestätigten mir die bekannte Thatsache daß der gefräßige Condor von seinem Raub gesättigt so schwerfällig wird, daß er sich nicht erheben kann und erst zu einem Abhang hüpfen muß, von dem er sich herunter fallen läßt um die Flügel ausbreiten zu können. Wir sahen auf diesem Ausfluge über Erwarten viel Thiere der höheren Ordnungen, eine große Art Rebhühner, wilde Enten, mancherlei Stelzvögel, kleine Raubvögel, Spechte u. s. w.; auch erlegten wir mehrere Vizcaches, ein langschwänziges kaninchenartiges Nagethier, das in dem Steingeröll auf jenem Plateau haust; ihrer grauen dem Steine gleichen Farbe wegen sind sie anfangs schwer zu erblicken, und das angeschossene Thier entzieht sich leicht durch die Flucht in seine Höhle weiterer Verfolgung. Selbst Rindvieh und Schafe weiden in diesen hohen Thälern unter einem kümmerlichen rasenartigen Pflanzenwuchs; hier fand ich auch unser heimathliches Gänseblümchen. Auf dem Rückwege hatten wir sorgfältig jene flach scheinenden sumpfigen Lagunen, ein wahres Kennzeichen dieser Plateau's zu vermeiden, welche unsere Wirthe sehr passend „übertünchte Gräber" nannten; wir gelangten zu der Stelle zurück wo wir die Maulthiere gelassen, und wandten uns wieder nach Morococha zu.

Ich habe hier noch eine Beobachtung einzuschalten, welche ich zwar anfangs als anerkannten Sätzen widersprechend mit großem Mißtrauen betrachtete, welche ich indeß in völliger Unbefangenheit seiner Zeit gemacht habe. Ich fand nämlich in jenen beträchtlichen Höhen nicht nur keine Abnahme des Schalls, sondern vielmehr eine erhebliche Verstärkung desselben; wir konnten uns ohne andere Beschwerde als die welche die Veta unsern Lungen bereitete, in jeder mäßigen Entfernung verstehen, und der Knall der Gewehre erschien mir auffallend laut, eben so wie das Rollen des Donners bei den Gewittern am Nachmittag. Die dort heimischen Deutschen bestätigten meine Beobachtung, und so finde ich auch bei Pöppig die Angabe von einer „dem Gehör fast schmerzlichen Gewalt der Donnerschläge" (II, 65). Ob wohl bei den entgegenstehenden auf europäischen Bergspitzen gemachten Beobachtungen der Mangel an Widerhall eingewirkt hat? Ich verdanke Alexander von Humboldt die Aufforderung, dies Scherflein einer unbefangenen Beobachtung getrost auf den Altar der Wissenschaft niederzulegen.

Bei der Rückkehr griff mich die Veta gewaltig an; ich hatte ihr namentlich beim Jagen rücksichtslos Trotz geboten, und nun stürmten Schwindel, Athemlosigkeit, Kopfschmerz, Uebligkeit so auf mich ein, daß ich mich ergeben und einige Stunden fast besinnungslos auf dem Bette liegend zubringen mußte. Wenn schon diese peinlichen Zufälle wenig einladend für einen längern Aufenthalt

waren, so machten auch meine ferneren Reisepläne mir denselben leider unmöglich, und ich setzte die Rückreise auf den nächsten Morgen fest, zur großen Freude des mitgenommenen Deutschen, der von der Veta hart ergriffen in den zwei Tagen gar nicht zum Vorschein gekommen war, und aussah wie ein Gespenst. So waren wir am 9. Januar früh wieder unterwegs und begrüßten mit höchst angenehmen Empfindungen die Zeichen zunehmender Wärme, wie sie auf dem Wege rasch einander folgten, und die dichtere Luft, welche unsere Lungen wieder anzufüllen vermochte. Trotz aller dieser Beschwerden war jedoch der Reiz dieser Gebirgreise, auf der man in zwei Tagen fast alle Zonen durchwandert, ein unendlich großer, dessen Erinnerung ich mit nichts vertauschen möchte; freilich gestehe ich daß gerade in dieser Rückreise der Hauptreiz lag. Schon denselben Abend erreichten wir Cocachacra nach einem scharfen Ritt von mehr als 16 Leguas oder Wegstunden, bei dem überdies 10,000 Fuß Senkung von der Kammhöhe der großen Cordillera herab in Betracht kommen. Man gewöhnt sich bald an diese starken Touren, und weder wir noch unsere Maulthiere waren übermüdet. Schlimmer erging's mir am zweiten Tage; denn nachdem wir auf halbem Wege in Chaclacayo in bester Laune Mittag gehalten, ergriff mich auf der Weiterreise plötzlich ein Anfall meines Wechselfiebers, dem ich eine Zeitlang zwar zu trotzen versuchte, der mich aber bald zwang in die erste beste zum Glück nahe Hacienda am Wege einzulenken, wo ich kaum noch die Kraft hatte mich vom Pferde gleiten zu lassen und den herbeikommenden Bewohnern das verhängnißvolle Wort „Terciana" zu stammeln. Das genügte auch diesen gastfreien Leuten, welche mir sofort warme Limonade bereiteten und mir ein Lager anwiesen, auf dem ich den Fieberanfall aushielt und in einem zweistündigen Schlafe die rasche scheinbare Genesung fand. Diese Einkehr von Reisenden die auf der Landstraße von der Terciana überfallen werden, ist in der That eine Alltäglichkeit in Peru, das neben der Heimath der Chinarinde auch die der bösartigsten Wechselfieber ist. Hausmittel, wie jene sehr wohlthätige Limonade sind sofort zur Hand, weniger wird man sich mit der diätetischen Vorschrift des Peruaners befreunden, daß man beim Fieber nicht nur sechs Wochen lang kein Wasser trinken, sondern sich nicht einmal waschen soll; ich schämte mich schon genug der gezwungenen Unreinlichkeit in Morococha. Erbärmlich ermattet stieg ich nach jener Zeit wieder aufs Pferd, und ich begreife kaum wie ich die Kraft hatte noch sechs Stunden Weges bis Lima, wo wir uns obendrein noch verirrten und dabei in eine wegen Straßenraubs berüchtigte Gegend kamen, zurückzulegen; im Kampf mit den Strauchdieben hätte ich in diesem Zustand schwerlich viel Ehre eingelegt. Tröstlich war mir der Anblick der bekannten Umgebungen der Stadt, und recht mir zu Gefallen war die Gegend nebelig, und die untergehende Sonne gab in dieser Atmosphäre den Gebirgen ein täuschendes Colorit, hinter dem man ihre gewöhnliche Kahlheit nicht bemerkte.

Zwölfter Abschnitt.

Rückblick auf Amerika — Reise über den stillen Ocean.

Wenn ein Stein einmal im Rollen ist so ist es schwer sein Ziel zu bestimmen; die Wahrheit dieses alltäglichen Satzes erprobte ich an mir selbst, als ich nach Lima zurückgekehrt mich umschaute, wohin ich nun meine Schritte wenden sollte. Meinen leider so wenig wissenschaftlichen Reisezwecken entsprach es mich vom Zufall oder der Laune leiten zu lassen, und wenn ich auch nie davon geträumt hatte meine Fahrten über Amerika hinaus auszudehnen, so lag mir doch selbst auf dem neuen Continent ein allzu weites Feld offen; die Wahl hatte mir oft wehe gethan, jetzt indeß fand ich sie durch äußere Umstände in unerfreulicher Weise beschränkt. Ich gedachte nach Valparaiso zu gehen, aber mein ursprünglicher Plan von dort durch die Pampas von La Plata zu Lande nach Buenos Ayres zu reisen war bei den damaligen Verwicklungen mit Rosas nicht möglich; die beschwerliche und kalte Reise um Cap Horn war an sich wenig lockend, um so weniger als ich auch so keine Hoffnung hatte nach dem zur See blockirten Buenos Ayres zu gelangen; dennoch war ich schon halb entschlossen jene Seereise zu unternehmen, auf der Ostküste noch Brasilien zu besuchen und über die Vereinigten Staaten und Mexico, das ich ebenfalls wegen seiner politischen Zerrüttung im Jahr 1845 hatte meiden müssen, zurückzukehren. Da begab es sich, daß die kleine Handelswelt im Hause meines Gastfreundes Herrn Rodewald durch die Ankunft des Schiffes aus China, welches diesem Hause alljährlich Seidenwaaren und andere Artikel von dort brachte, in Bewegung gesetzt wurde; dieses Schiff wurde der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und erst im leisen Scherz, zuletzt im völligen Ernst wurde ausgemacht, daß ich nicht besser thun könne als die seltene Gelegenheit zu benutzen und mit nach China hinüber zu fahren. Es pflegte der Verkehr zwischen der Westküste von Südamerika und dem fernen Orient sich auf dieses eine Schiff zu beschränken, und der Handel wurde so geheim gehalten daß dasselbe nicht einmal Briefe, geschweige Passagiere mitnahm; gern machte man jedoch mit mir eine Ausnahme, und ehe ich selbst völlig zum Bewußtsein dieser gewaltigen Aenderung in meinen Reiseplanen kam, war meine Passage unwiderruflich genommen und der Tag der Abreise festgesetzt. Wir hätten am 16. segeln können, aber eine so weite und abenteuerliche Fahrt an einem Freitag zu beginnen, wollte Herr Rodewald in freundlicher Sorge für mich nicht verantworten, und er entließ den Capitain erst am 18. Januar, Sonntag, an welchem Tage ich, von meinem liebenswürdigen Gastfreund bis an Bord im Hafen von Callao begleitet, wohlgemuth mein Schicksal dem stillen Ocean und dem trefflichen Schiff Lark, Capitain Tibbits anvertraute. Es waren gerade anderthalb Jahre seit meiner Abreise von Haus am 18. Juli 1844 verflossen.

Es ist die alltägliche Annahme daß Amerika auf der Erdkugel dem

europäischen Continent ungefähr gegenüber liege, daß hier Tag sei wann dort Nacht, während in Wirklichkeit die Sonne in New-York und Lima nur 6 Stunden später aufgeht als in Wien und Berlin, und diese Orte mithin nur um 90° des Erdumfangs nach Westen und Osten differiren. So lehrt denn auch ein einfacher Blick auf den Globus, daß der stille Ocean zwischen Südamerika und China eine unverhältnißmäßig größere Breite hat als das atlantische Meer, und Hongkong liegt in der That nahezu bei den Antipoden von Callao. So nahm der Capitain auch eine Reise von 10,500 Seemeilen oder 2625 deutschen Meilen an, eine ungeheure Strecke, die jedoch wie jede direkte Fahrt von Hafen zu Hafen als ein gebahnter Weg erscheint.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Seereisen, völlige Veränderung der Umgebung ohne daß ein Uebergang dazwischen läge, sollte mir auf dieser Fahrt recht grell in die Augen leuchten; ein größerer Contrast ist nicht denkbar als zwischen dem neuen, nur durch Colonisation an seinen Küsten halbwegs civilisirten, dünn bevölkerten, in der ersten Epoche seiner Kulturgeschichte begriffenen amerikanischen Continent, und zwischen dem uralten, übervölkerten, in der zweiten Kindheit angelangten China, zwischen Landstrichen wo alles europäisch ist, und dem Lande das ohne Berührung mit Europa in allen wichtigsten Fortschritten mit uns wetteifert, ja uns vorangegangen ist. Wenn schon wir die Brücke zu diesem Lande schwer finden, wie viel mehr fehlt sie dem jungen Amerika, und so war denn diese Seefahrt ein entscheidender Abschnitt in meiner Reise, der mich zu einem Rückblick auf den Continent den wir nun verlassen, wohl schicklicher Weise auffordert.

Um Amerika in zwei Worten zu charakterisiren, kann man sagen es sei g a n z C o l o n i e, und in der That hat die Kultur welche seine Entdecker dort vorfanden so wenig Kraft im Zusammenstoß mit der unsrigen bethätigt, daß von anderer Kultur als europäischer in den folgenden Jahrhunderten keine Rede mehr sein konnte. Eben so schnell aber wie sich diese Colonisation des alten Europa ausgebreitet, eben so schnell hat dieselbe auch die Grenze ihrer Entwicklung erreicht, und schon das jetzige Geschlecht ist Zeuge von einer Gestaltung der Dinge, welche jenen Colonialcharakter in kurzer Frist ganz verwischt haben wird. Es liegt auch im Wesen des Colonialsystems, daß das Interesse des Mutterlandes auf das Wohl der Colonie stets mehr oder weniger despotisch einwirkt und somit den Patriotismus schwächt, und die erstarkte Colonie wie die welcher es übel geht, werden den Wunsch nach unabhängiger Wahrnehmung ihrer eigenen Interessen gleich lebhaft empfinden.

Während auch die letzten Reste von einst reichen und werthvollen Colonien entweder sich losgerissen haben oder nur mit peinlicher Anstrengung festgehalten werden, noch andere nur noch eine Last des Mutterlandes sind, erklärt die erste dieser Abtrünnigen, die nordamerikanische Republik bereits laut ihren Willen, daß der neue Continent nicht mehr fremden Herren unterthan sein solle. Die Macht dieses in voller Jünglingskraft stehenden Staates seinen Willen

durchzuſetzen iſt unbeſtreitbar, ſeine ſo ſtetig als reißend zunehmende Entwicklung verheißt großartige Erfolge, und bald wird er nicht nur dem ganzen neuen Continent, ſondern vielleicht allen Nationen Geſetze vorſchreiben. Zwar wollen wir bei ſolchen Vorherſagungen nicht blind gegen die Gefahren ſein, welche dem Beſtand jedes ungemeſſen großen Reiches, und den Vereinigten Staaten insbeſondere drohen; jeder Machtbeſitz jedoch deſſen dieſe mit Weisheit und Mäßigung ſich erfreuen werden, hat Anſpruch auf unſere Sympathie als eines ſtammverwandten Volkes, deſſen Geſchicke zugleich die von Millionen unſerer Landsleute mit umſchließen. Wir dürfen im wahrſcheinlichen glücklichen Fall den Vereinigten Staaten die Ausdehnung bis an die Grenzen prophezeien, welche die Natur der kaukaſiſchen Race überhaupt geſetzt hat; was wir jenſeit dieſer Grenzen von übel angebrachten Nachahmungen einer Verfaſſung ſehen, die ganz weſentlich auf der Tüchtigkeit aller Einzelnen beruht, iſt wenig erfreulich, und es iſt ſchwer die Zukunft von Ländern zu prophezeien, wo man nirgends einer Regung von Kraft begegnet. Wir haben bereits einige Blicke auf Nueva Granada wenigſtens flüchtig geworfen, ein klägliches Bild des politiſchen Zuſtands von Peru geſehen, und die allgemeine Lage dieſer ehemaligen ſpaniſchen Colonien, deren Hülfsquellen nur noch dazu vorhanden ſcheinen eine Umwälzung nach der andern zu nähren, iſt weltkundig. In Mexico haben ſie mit ihrem Kaiſer Iturbide begonnen, den ſie bald todtgeſchoſſen haben; in neuerer Zeit haben ſie ihren Santa Ana, den ſie einmal als Tyrannen verjagen, dann wieder als ihren tüchtigſten Mann zurückberufen; in Guatimala haben Zwiſtigkeiten der Orthodoxen und Liberalen das Land mit den ärgſten Greueln heimgeſucht, während bald die eine Partei, bald die andere die Macht zur Verfolgung der Gegner in Händen hatte; Ecuador hat noch in dem Jahr wo ich in Südamerika war, in einer Revolution das Blut ſeiner beſten Bürger vergoſſen — ſo ſagt die Partei der Erſchlagenen, und ſo wird die Gegenpartei ſagen, wenn die Zeit der Rache für die andere gekommen iſt. Ueberall iſt die den Spaniern abgerungene Freiheit nur den ehrgeizigen Parteihäuptern, deren Spielball die oberſte Würde im Staat iſt, zu Theil geworden, während das Volk nur ſeinen Herrn gewechſelt hat, und in dieſen endloſen Bürgerkriegen und Gewaltthaten das weit näher liegende und werthvollere Gut der Sicherheit von Perſon und Eigenthum eingebüßt hat. Unter den hundert Beiſpielen geſunkenen Wohlſtands die ſelbſt die flüchtigſte Bekanntſchaft mit jenen Ländern gewährt, citire ich nur die eine für wahr verbürgte Thatſache, daß Mexico noch in den zwanziger Jahren über 200 Häuſer hatte die vier bis fünf Millionen Dollars beſaßen, um das Jahr 1845 nur noch acht.

Während man in der unvermeidlichen Entartung des Europäers in den Tropen den weſentlichſten Grund dieſer traurigen Zuſtände ſuchen muß, begegnen wir in den außertropiſchen Ländern Südamerika's einem ganz andern Leben. So verſpricht namentlich Chile eine erfreuliche Blüthe, und der Namen „Engländer Südamerika's," welchen man den Chilenos beilegt, iſt ein rühmendes

Zeugniß für ihre Betriebsamkeit; auch hat Chile ungleich weniger Regierungswechsel erlebt. La Plata ist ebenfalls außertropisch, und an Bethätigung von Kraft hat es dort nicht gefehlt, die jedoch unter der Diktatur von Rosas mehr als blutige Wildheit aufgetreten ist. Ich habe stets Anstand genommen in das Verdammungsurtheil des großen Haufens gegen diesen jedenfalls merkwürdigen und begabten Mann auf einseitige Zeugnisse seiner Feinde hin einzustimmen; neuerdings verdanken wir indeß dem Beschreiber der Reise der dänischen Corvette Galathea eine unparteiische Schilderung der Rosas'schen Gewaltherrschaft, welche deren Aufhören allerdings als ein Glück erscheinen läßt. Daß Terrorismus dort bestand, kann freilich Niemanden zweifelhaft sein der je auch nur ein Zeitungsblatt von Buenos-Ayres gesehen, wo jedes Blatt, ja jede Annonce, sei es selbst für Kauf und Verkauf, oder Theater oder gar fromme Zwecke * unabänderlich die blutdürstige Ueberschrift trägt: Viva la Confederacion Argentina! Mueran los salvages unitarios! Ob dieser blutdürstige Charakter nur in Rosas gelegen hat, und ob die Nation die Kraft welche sie unzweifelhaft besitzt, nunmehr auf eine friedliche und humane Entwicklung lenken wird, muß die Zukunft lehren; einstweilen ist auch dort seit Rosas' Verjagung Revolution auf Revolution gefolgt.

Als besonderes Merkmal der Ungesundheit Südamerika's sind die Kriege der einzelnen Staaten unter einander, welche nicht selten vorkommen, zu erwähnen. Wenn in unserem Europa die in beengender Nachbarschaft zusammenlebenden Nationen Reibungen nicht vermeiden können, und die modernen Friedensfanatiker mit Recht verlacht werden, so entschuldigt das doch wahrlich nicht diese muthwilligen Feindseligkeiten und Anfälle zwischen Ländern deren jedes für seine Bevölkerung übergroß ist, und die schon ihren republikanischen Principien nach an gar nichts anderes denken sollten, als dieser Bevölkerung Ordnung, Sicherheit und Wohlstand zu gewähren, woran noch der kläglichste Mangel ist.

Durch die Beibehaltung der monarchischen Form hat sich Brasilien vor manchen der Gefahren bewahrt, von denen die übrigen südamerikanischen Colonien heimgesucht sind; doch fehlt es auch dort nicht an politischen Erschütterungen in dem übergroßen Reiche, und keinesfalls durchdringt das Ganze diejenige Ordnung, aus welcher allein die Blüthe eines Landes sich entwickeln kann. Niemand hat dies trauriger empfunden als die zu wiederholten Malen dorthin verlockten deutschen Einwanderer, deren Schicksal eine ernste Warnung für die enthält die nicht absichtlich blind und taub sein wollen.

Der Theil Amerika's von welchem ich fast am längsten den Leser unterhalten habe, Westindien, tritt bei der Betrachtung des Ganzen am meisten zurück; seine Nähe von Europa, seine bequeme Theilbarkeit in vieler Herren

* Ich besitze selbst eine Zeitung, wo nach jenem scheußlichen Motto ein Kreuz, dann die Buchstaben I. H. S. und dann ein „Aviso a los fieles Cristianos“ folgt, worin zu geistlichen Uebungen für Frauen aufgefordert wird!

Besitz und die Bewirthschaftung durch Sklavenhände haben ihm einen Zeitraum hindurch eine hervorstechende Wichtigkeit gegeben, aber gerade hier und hauptsächlich durch die Unnatürlichkeit des Sklavenhandels hat das Colonialsystem am raschesten sein Ende erreicht, und diese vom Continent abgetrennten Inseln, die kleineren besonders, scheinen bestimmt aus der Kulturgeschichte wiederum zu verschwinden, und wieder den Rang einzunehmen der ihnen ihrer Natur nach gebührt.

Ich habe wiederholt, und mit einem dem gleichgültigen Leser vielleicht übertrieben scheinenden Eifer meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Deutsche und überhaupt der Europäer nicht dazu geschaffen ist die arbeitende Klasse, das eigentliche Volk der tropischen Länder zu bilden, nicht minder habe ich darzuthun gesucht, daß der Europäer in solchen Lebensverhältnissen die ihm Schonung gestatten, dennoch entartet, und daß die für diese reichen Länder geschaffenen Racen weder Trieb noch Fähigkeit besitzen eine höhere Kultur sich anzueignen. Es führt indeß die Betrachtung dieser Thatsachen, deren Wahrheit kein unbefangener Kenner der Tropenwelt läugnen wird, zu einer seltsamen Frage an das Schicksal, ob wirklich diese Länder welche das Paradies auf Erden darstellen, mit der Pracht und dem Reichthum ihrer Vegetation, mit der Gunst eines ewigen Sommers, nur geschaffen sein sollen um ein Paradies der Faulen zu sein, um von Affen oder höchstens von Botokuden genossen zu werden? Jahrhunderte und Jahrtausende mögen hingehen, bevor eine so vorwitzige Frage praktisch wird; lösbar aber wird sie nur durch eine wesentliche Veränderung in der physischen Beschaffenheit unserer jetzigen Racen werden, insbesondere der unsrigen, welche doch am Ende hinreichendes in der Welt geleistet hat, um auf die Theilnahme an diesem Eldorado der Zukunft Anspruch machen zu dürfen.

Ein Volk beginnt jetzt am Horizonte Amerika's aufzutauchen, das zahlreich und begabt genug ist um einen wichtigen Faktor in dessen Kulturgeschichte abzugeben — die Chinesen. Die Bahn des Verkehrs und insbesondere auch der Auswanderung ist gebrochen, und wird in einem so stark übervölkerten Lande lebhaft betreten werden; der Chinese, obgleich dermalen durch den widrigen Beamtendespotismus durch und durch erniedrigt und verderbt, besitzt geistige Fähigkeiten und Betriebsamkeit in einem Maaße, dessen selbst der Europäer sich nicht zu schämen braucht, und es werden vielleicht nicht viele Jahrzehnte vergehen, bis die Westküste Amerika's von chinesischen Einwanderern eben so überschwemmt sein wird, als die Ostküste von Europäern. Dabei hat das südliche China ein Klima, welches seinen Bewohner zum Anbau von Landstrichen geeignet macht von denen der Europäer ausgeschlossen ist.

Schließlich noch einige Worte über England, dessen „Polypenarme" auch in Amerika oft fühlbar werden, wenngleich es in unverkennbarer Weise sich von dort zurückzieht, und die Colonien welche so lange seinem Interesse dienstbar gewesen, ihrem guten oder üblen Schicksal überläßt. Von der Abneigung nicht zu reden welche in Nordamerika die Rivalität nährt, so ist England auch

im ganzen übrigen Amerika von Herzen gehaßt. Wenngleich die Losreißung der spanischen Colonien sich aller Sympathie der Engländer erfreute, welche dabei einen Markt zu gewinnen hoffen durften, so ist doch gerade von diesen neu entstandenen Staaten keiner, der nicht über Anfechtungen englischen gewaltthätigen Uebermuthes leidenschaftliche Klage zu führen wüßte. Uns kann dies nicht Wunder nehmen, die wir noch vor wenigen Jahren die empörende Mißhandlung des armen schwachen Griechenlands mit angesehen, und die Früchte verruchter Verschwörungen zu genießen gehabt haben, welche wider alle Sitte und Pflicht civilisirter Völker unter dem Schutze Englands ausgeheckt wurden. Und dennoch möchten wir gerade da wo der gerechte Unwille leicht zu einem einseitigen Urtheil verleiten könnte, England in Schutz nehmen, sei es auch nur mit der Behauptung daß seine Fehler eben so großartig sind wie seine Tugenden. Jene Fehler, und besonders jener Uebermuth, der nach Art der alten Römer und modernen Chinesen in allen fremden Nationen nur Barbaren erkennt, verdunkeln manche Lichtseite; daß ich für die letzteren nicht blind bin, gedenke ich bei der Beschreibung meiner Reise durch Indien darzuthun, wo ich die Engländer nicht nur bewundern gelernt sondern lieb gewonnen habe, so lieb daß ich ihnen aufrichtig die Erkenntniß eines Irrweges wünsche, der sie selbst unfehlbar ins Unglück führen wird wenn sie auf ihm beharren.

Auf jener Reise war es mir ein sehr behagliches Gefühl zu einem Abschluß mit Amerika, oder wenigstens mit denjenigen amerikanischen Eindrücken die innerhalb meines Horizontes lagen, kommen zu können. Das Reisen durch Landstriche, deren jeder die Aufmerksamkeit des Besuchers vollständig in Anspruch nimmt, um so mehr wenn er keine Hoffnung hat sie ein zweites Mal zu sehen, die Aufgabe auf alles zu achten und die Augen fortwährend offen zu halten, selbst wenn man sie vor Ermüdung oder vor Widerwillen schließen möchte, und jede Rast von Körper und Geist als einen Raub an dem Zweck der Reise zu betrachten, diese andauernde Spannung läßt den Zeitpunkt der Ruhe die eine Seereise bringt, stets als eine erwünschte Unterbrechung und Erholung erscheinen. Eine Seefahrt gewöhnlicher Art bringt sehr wenig äußere Anregung, und wenn man gar der einzige Passagier ist, so fehlt es dem der sich nach Ruhe und Stille sehnt, an beidem nicht. Bald war ich dahin gelangt daß ich die Hälfte der langen Reisezeit mit Schlafen zubrachte, den übrigen Theil des Tages an einem erwählten Plätzchen auf Deck solche geistige Nahrung zu mir nahm, wie sie sich in der Schiffsbibliothek oder in den Buchhandlungen Lima's hatte auftreiben lassen. Bald war ich in Victor Hugo vertieft, dessen haut goût für den abgestumpften Gaumen eines Seereisenden gerade paßt, bald wusch ich in den sanften Fluthen Friederike-Bremer'scher Gefühle die Eindrücke jener Schauderscenen wieder ab, von denen man obendrein in der Nacht schwere Träume bekam. Doch ich will hier keine Literaturgeschichte schreiben, und führe diese Extreme nur als ein Beispiel der regellosen Leserei an, auf welche der Reisende zur See manchmal geräth; zu ernster Beschäftigung bringt man es leider ohnehin nicht.

Die Lark von New-Bedford war ein amerikanischer Dreimaster, von der Gattung welche Barke genannt wird, und sich durch unvollkommene Ausrüstung des Hintermastes charakterisirt; sie hatte 286 Tonnen und 100 Fuß Länge, und war sonach eher klein als groß. Ursprünglich für den Kaffeehandel mit Rio bestimmt, hatte sie nur den kleinsten Raum für Passagiere, und wiewohl mehrere Kojen vorhanden waren, war doch der Platz für den Capitain und mich gerade hinreichend, um sich auf einer so langen Reise behaglich auszubreiten. Unsern Tisch theilte der erste Steuermann, ein stiller und artiger Mensch von untergeordneter Bildung; unterdeß hatte der zweite Steuermann Wache auf Deck und konnte erst später zu seiner Mahlzeit gelangen; so oft ich den wackern Mann in die Kajüte herunter steigen und die Ueberreste unseres Mahls kläglich von den Schüsseln zusammenscharren sah, fühlte ich mich von socialistischen Gedanken stark angefochten, mußte mir indeß gestehen daß das Vorkommen solcher Rangunterschiede selbst auf einem Schiff der amerikanischen Republikaner ein nicht eben schwaches Argument für ihre Nothwendigkeit war. Unsere Kost war vortrefflich, da wir an frischem Fleisch auf der ganzen Reise keinen Mangel litten, und nur einmal in der Woche aus Vorsorge Salzfleisch aßen. Ueberdies hatte ich in Lima Sorge getragen von den bekannten hermetisch verwahrten französischen Leckereien die man selbst am Ende der Welt vorfindet, einiges anzuschaffen, eingedenk der Erfahrung daß der Seereisende für wenig höheres empfänglich bleibt als für Tafelfreuden: durch ein komisches Mißverständniß erwies sich aber mein ganzer Vorrath aus eingemachten Trüffeln bestehend, und ich habe mir die edlen Pilze während jener Reise auf viele Jahre zum Ueberdruß gegessen. Für Wein hatte ich zu sorgen; jeden Sonntag, bei allen Geburtstagen und sonstigen schicklichen Gelegenheiten und Vorwänden * wurde eine Flasche besserer Wein geleert, dann ein Zettel mit allem erdenklichen Unsinn hineingepfropft und den Wellen übergeben; mancher ehrliche Mann hat sich vielleicht noch den Kopf daran zerbrochen.

Mein guter Capitain Tibbits, ein Amerikaner, war ein jovialer und angenehmer Gesellschafter, der zugleich durch seine belehrenden Erzählungen manche Stunde zu verkürzen wußte. In seinem Fach war er völlig zu Haus und er lag den Pflichten für sein Schiff mit großer Gewissenhaftigkeit ob: zu Matrosen hatte er sich Malayen von den Philippinen erkoren, eine arbeitsame sehr ruhige und willige Mannschaft, welche er den weißen Matrosen welche man in den südamerikanischen Häfen dingen kann, meist entlaufenes oder weggejagtes Gesindel, weit vorzog. Diese Malayen sind friedlich, phlegmatisch, und beiläufig gesagt gute Katholiken; ihre Statur ist klein, schwerer Kopf auf

* Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Vinum et honesta dies et quaelibet altera causa.
Vor Gästen waren wir ziemlich sicher.

einem wenig robusten Körper, lange schwarze schlichte Haare, wenig Bart, Stirn mittel, hervorstehend; unter der Stirn der übrige Theil des Gesichts, namentlich die kleine flache Nase so versteckt, daß eine Verlängerung der Stirnfläche weit über die Nasenspitze hinweggehen würde. Farbe olivenbraun; Augen dunkel und schön, ohne gerade intelligent zu sein; sie geben den übrigens sehr häßlichen Zügen einen nicht unangenehmen Ausdruck. Kinnladenbau ziemlich niedriger Ordnung, an den der Neger grenzend.

Eine weit größere Curiosität für mich waren aber die zwei Chinesen an Bord, Awaw der Steward, und Aiyung der Koch. Es war keine üble Einleitung für die Reise nach China, daß ich an diesen zwei Schiffsgenossen, den ersten Chinesen die ich je gesehen sofort einen nationellen Anblick und zugleich die Ueberzeugung gewann, daß die wunderlichen Abbildungen die zu uns nach Europa gelangen nicht übertrieben sind; ich brauchte über eine Woche, ehe ich sie ohne Lachen ansehen konnte, und in Callao durften die Aermsten kaum ans Land, weil ihr Erscheinen jedesmal Aufläufe verursachte. Awaw war in seiner Art ein schöner junger Mann, seine kleinen Aeugelchen waren kaum sichtbar und ruhten auf wahren Fettpolstern, so daß es aussah als hätte er von einer Prügelei verschwollene Augen; sein Kopf war sauber rasirt bis auf den Scheitel, den Zopf hatte er aber bescheidener Weise um seinen Kopf gebunden, wie es die arbeitenden Klassen seines Landes thun. Seine Kleidung bestand aus sehr weiten baumwollenen Beinkleidern und einem darüber angezogenen kurzen Hemde, und war bald schwarz, bald weiß oder gelb. Aiyung war älter und ernster, und sah stattlich aus. Jeden Sonntag konnte man die zwei auf Deck sitzen und sich gegenseitig den Kopf rasiren sehen; an diesem Tage versagte sich auch Awaw die Befriedigung seiner Eitelkeit nicht, seinen schönen schwarzen Zopf vor unsern Augen zu entfalten; wenn er seiner Zierde sich bewußt und halb verschämt so in die Kajüte trat, glich er in doppelter Hinsicht einer Ratte, die schüchtern aus ihrem Versteck hervorhüpft.

Zur Betrachtung der Thierwelt an Bord lädt die verhältnißmäßig einsame Existenz ein, und ich beginne mit unserer Schiffskatze, nicht die cat of nine tails, sondern without any tail, denn diese Zierde auf die Katzen und Chinesen so stolz sind, hatte sie eingebüßt; das Thier war sehr scheu und existirte nominell von den Ratten und Mäusen die sich im Schiffsraum aufhalten sollten, die aber auf der Lark die nur einige Geldfracht führte, wohl selbst kaum zu leben hatten; so pflegte auch die Katze jeden Abend an die Thür der Vorrathskammer zu kommen und sich mit abscheulichem Gequeil über den Verfall der hohen und niedern Jagd zu beklagen. Von der Schiffsgesellschaft die unter Aiyung's Messer zu fallen bestimmt war, sind 20 chilenische Gänse zu erwähnen, die gelegentlich auf Deck freigelassen mit ihren Latschfüßen sehr lächerliche Bewegungen machten; zwei unselige Truthähne konnten sich mit ihren langen Beinen gar nicht aufrecht erhalten, und wurden aus Mitleid bald geschlachtet und verzehrt; desto behaglicher fühlten sich aber

unsere 50—60 Hühner, welche den ganzen Tag auf Deck herumspazierten und durch diese Freiheit nicht nur schön fett wurden, sondern selbst, ein seltener Fall zur See, Eier legten; als man gar im Laufe der Reise in der Kajüte des Steuermanns ein verborgenes Nest voll Eier entdeckte, wurden wir ganz übermüthig und schwelgerisch, und sannen uns eine Speise aus, die durch großen und an Bord ungewohnten Aufwand an Eiern unsern Reichthum glänzend darstellen sollte. Drollig ist die Gier der Hühner nach Fleisch, besonders nach Hühnerfleisch, und über den Cannibalismus der darin liegt mußten wir hier in der Südsee wohl ein Auge zudrücken; ist ein Huhn so glücklich gewesen ein Stückchen zu erhaschen, so ererbt es damit alle Sorgen des Reichthums und Geizes; eine Schaar von Neidern ist sofort auf den Beinen ihm den Leckerbissen abzujagen, umsonst sind Wendungen und Kniffe, denn aus jeder Ecke kommt ein gieriger Feind hervor, und wenn auch die Hetze selbst gewöhnlich ohne Verluste abläuft, so bleibt doch dem unglücklichen Besitzer keine Zeit sein Gut in Ruhe zu verzehren. So geht die Jagd um ein einziges Stückchen Fleisch oft eine halbe Stunde lang, und der gelangweilte Reisende steht dabei und sinnt sich eine Parabel über die Gefahren des Besitzes aus. Beklagenswerth waren die Zwistigkeiten zwischen unsern Hähnen, darunter namentlich ein stolzer Bantamhahn alle Schattenseiten des rachsüchtigen malayischen Charakters enthüllte: als er sich einmal so weit vergaß nicht nur einen nebenbuhlerischen Hahn sondern sogar dessen Geliebte zu mißhandeln, warf ihm der entrüstete Capitain ein Stück Holz an den Kopf und befahl ihn auf 24 Stunden einzusperren, ja es war die Rede davon ihm den Hals abzuschneiden, ihm selbst zu wohlverdienter Straff und Andern zum abscheulichen Exempel, uns aber zur Hühnersuppe, in der der alte Bösewicht doch noch mürbe geworden wäre; eine mildere Entschließung gewann indeß die Oberhand, und man begnügte sich das grausame Unthier jeden Abend durch den Schiffszimmermann in eine Kiste einnageln zu lassen. Einige Zeit nachher verwettete der Capitain diesen Hahn an mich und ich schenkte ihn dem Koch Aiyung, der ihn alsbald mit zwei Ferkeln zusammen sperrte und zu mästen vermeinte. Auf alle diese Kindereien achtet man aus Langeweile auf einer solchen Reise. Jene Ferkel, die während unserer Reise gewiß um das Doppelte gewachsen waren, überlebten dieselbe nicht, und auch den Schafpferch mit 8 Stück aßen wir völlig leer; es waren darunter zwei chilenische Schafe mit langen Haaren wie Hunde, die auch öfters vier Hörner wie die isländischen haben; nach südamerikanischer Sitte hatte man einem dieser unglücklichen Geschöpfe Nase und Ohren abgeschnitten, um es zu zeichnen; das arme Thier sah schauderhaft aus.

Die Fahrt über den stillen Ocean von Osten nach Westen ist wegen der günstigen Passatwinde eine der angenehmsten und sichersten, und die ungeheure Entfernung wird rasch zurückgelegt. Unsere Reise von 71 Tagen konnte für eine mittelgute gelten, die Lark hatte aber einmal nur 56½ gebraucht, und die kürzeste Fahrt die mir bekannt geworden dauerte gar nur 50 Tage.

Dagegen war die Dauer der früheren Reisen spanischer Schiffe von Callao oder Mazatlan nach Manila 6 Monate, weil diese nach alter Art jede Nacht förmlich beilegten, d. h. durch Stellung der Segel der verschiedenen Masten in einem Winkel zu einander den fördernden Einfluß des Windes hemmten. Selbst die englischen Ostindienfahrer hatten noch in den zwanziger Jahren die Instruktion, jede Nacht unter „double reefed topsails“ zu fahren, eine Segelstellung die sonst nur bei heftigem Wind angewendet wird. Auch in Bezug auf die Stärke der Bemannung ist man heutzutage weit weniger ängstlich, indem man auf je 100 Tonnen Größe nur 4 Matrosen rechnet. Die Reise von Westen nach Osten, welche nicht wie die Hinreise in gerader Richtung sondern mit sehr starken Ausweichungen nach Norden und Süden gemacht wird, um dem hier schädlichen Einfluß der Passate zu entgehen, pflegt 120—140 Tage zu kosten. Der Südostpassat auf der südlichen, und der Nordostpassat auf der nördlichen Halbkugel wehen bis zu einer Entfernung von etwa 3° vom Aequator, und nur innerhalb dieses Gürtels vermißt der Seefahrer die sonst stetige Hülfe dieser Winde; im Monat August pflegen die südlichen Winde sich weiter nördlich zu erstrecken und den Nordostpassat zurück zu drängen. Analog ist es im atlantischen Ocean, während das indische Meer mit seinen halbjährlich wechselnden Monsoon-Winden wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse hat.

Anfang Februar näherten wir uns jenem Gürtel der unsichern Winde, und wurden erwarteter Maaßen mehrere Tage hindurch von Windstillen, Windstößen und Regengüssen heimgesucht; am 6. passirten wir die Linie unter 120° W. L., und das Gefühl wieder auf der nördlichen Halbkugel zu sein, war mir ein sehr wohlthuendes, heimathliches, wie ich denn auch in den nächsten Tagen den über dem Horizont wieder auftauchenden Nordpolarstern mit großer Freude begrüßte. Am 15. feierte ich meinen Geburtstag an Bord, den ich im vergangenen Jahr in Angerona erlebt hatte, und nächstes Jahr auf der Tigerjagd am Fuß der Himalayah's durch einen überglücklichen Schuß feiern sollte. Der 18. brachte uns widrigen Wind, der den Capitain als etwas völlig unerwartetes sehr ungeduldig machte; wir trieben uns eine ganze Woche südlich der Sandwich-Inseln fast auf einer Stelle herum, ehe der Bann der uns befallen zu haben schien gelöst war. Am 6. März passirten wir den Meridian der Antipoden (nach der Länge von Greenwich nach der zur See Alles rechnet). Es ist allbekannt daß wie man nach Westen reist, die Sonne stets später aufzugehen scheint, so daß man, da diese Verspätung sich beim ganzen Erdumfang auf 24 Stunden summirt, nach Zurücklegung einer Reise um die Welt um einen Tag gegen die Zeitrechnung des Ausgangspunktes zurück sein würde. Deßhalb ist eine schickliche Auskunft in der Annahme getroffen, daß die Orte östlich von den Antipoden ihren Sonnenaufgang nach Greenwich, die westlich ihn vor Greenwich haben,* und in unserem Falle nahmen wir nach

* Anomalien bestehen noch in einzelnen Colonien der Südsee, früher auch in Manila, das wegen des Verkehrs mit Neuspanien seine Lage westlich von dort rechnete.

Ueberschreitung des 180. Grades an, statt 12 Stunden am 6. März zu spät, 12 Stunden am 7. zu früh gegen Greenwich zu sein, strichen also den 6. März aus unserem Kalender aus und schrieben nach dem 5. gleich den 7. März. So kann man in Folge unmäßiger Reiselust um einen Tag seines Lebens betrogen werden, desto angenehmer ist aber das Gefühl daß man nun unfehlbar auf der Heimkehr begriffen ist.

Nun war unsere Reise bei andauerndem günstigem Winde ein wahres Vergnügen, denn nichts erhält den auf See ohnehin zur Schlaffheit geneigten Geist so in Spannung als das Gefühl rasch vorwärts zu kommen. Dabei war der Anblick des Schiffs, wie sein Kiel brausend die Wellen durchschnitt ein sehr malerischer, mir ganz neuer, da ich bis dahin nur Dampfschiffe und die traurige Fahrt des Mazeppa gegen die Strömung an der Westküste Südamerika's kannte. Wir waren mit Segeln überladen, namentlich hatten wir an allen Raen noch Leesegel angesetzt, durch die das Schiff die Gestalt eines ungeheuren Vogels gewann, dessen Schwingen oft links und rechts in die Wellen tauchten, wie wenn eine Schwalbe nach ihrer Art über ein Gewässer hin streicht. Ich pflegte nun auch an den Messungen der Sonnenhöhe mit dem Sextanten regelmäßig Theil zu nehmen, ein Geschäft dem sich der Neuling gern mit großer Würde und Wichtigkeit unterzieht, und die Bestimmung der zurückgelegten Strecke war in jenen Tagen, wo so stattliche Resultate herausgerechnet werden konnten, immer eine wahre Freude. Wir fanden dabei daß die Messungen des Log oft bis 20 Seemeilen des Tags hinter dem richtigen Maaß zurückblieben, und der Capitain erläuterte daß dies bei starkem günstigem Wind stets der Fall sei; ein Beitrag zu dem anerkannten Ruf der Unsicherheit dieses Instruments. Wir legten öfters an 10 Knoten, d. i. Seemeilen oder $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen in der Stunde zurück, und diese Schnelle welche bei einiger Dauer herrlich fördert, war zugleich das Maximum der Lark, wie der Capitain mit dem Zusatze bemerkte, daß jedes Schiff sein sehr bestimmtes Maximum der Geschwindigkeit habe. Da eine Fregatte bis 13 Knoten macht, so kann ein Schiff mit $9\frac{1}{2}$—10 Knoten nicht schnell genannt werden; eine Zwillingsschwester der Lark, genau wie sie gebaut, war ein vorzüglicher Schnellsegler, und dies ist ein Beweis daß in der Schiffbaukunst die absoluten Regeln nicht gefunden sind, aus denen die höchste Schnelligkeit erzielt werden kann.

Die Lark hatte indeß noch einen andern unangenehmen Fehler, den des Rollens von einer Seite zur andern; da sie überdies gar nicht beladen war so empfanden wir das Uebel in einem solchen Maaße, daß z. B. von Spazierengehen auf Deck wochenlang nicht die Rede war; beim Essen saßen wir wie Papageien angeklammert, in der Hand den Suppenteller der die seltsamsten Winkel mit dem Niveau der Kajüte machen mußte, um nicht seinen Inhalt dem Nachbar in's Gesicht zu ergießen; des Nachts keilte man sich, mit der Enge eines Schiffbettes nicht zufrieden, zwischen zwei Kissen ein, und wurde doch oft durch Rippenstöße unterbrochen, die sich mit den Träumen des Opfers mehr bizarr als anmuthig associirten.

An den gewöhnlichen Begleitern der Segelschiffe, Delphinen, Wallfischen, fliegenden Fischen, Seevögeln aller Art fehlte es nicht, und wir erwarteten täglich einem Wallfischfänger zu begegnen, auf deren Jagdrevier wir uns befanden; ich beklage nie den riesenhaften Albatros gesehen zu haben, da aber dieser Vogel erst in der südlichen gemäßigten Zone heimisch ist, hatte ich keine Aussicht dazu. Dafür sah ich auf dieser Reise Sturmvögel, die indeß keinen Sturm prophezeihten und auch auf die Schiffsgesellschaft keinen Eindruck machten, so verhängnißvoll auch der Anblick dieser Geister ertrunkener Seeleute dem allgemeinen Glauben nach ist; die malayischen Matrosen waren dem ohnehin fremd, und die Amerikaner sind für Gespenster und Aberglauben wenig zugänglich. Das einzige Mal daß ich in Nordamerika von Gespenstern hörte, war in Erie, wo meist Deutsche ansäßig sind.

Das Seeleuchten hatten wir auf dieser Reise jede Nacht, stets in dem durch das Schiff aufgeregten Wasser, wo es mit Luftblasen gefüllt ist. Am Tag fand ich bei Sonnenschein den stillen Ocean hellblau, während mir der atlantische dunkelblau erschienen war; nach dem Lande zu wird das Wasser wie überall heller und heller grün. Die Tageswärme war während der ganzen Fahrt zwischen 20 und 24° R., und nur dann schwül wenn wir Windstille hatten. Ich habe endlich noch des Anblicks der Magelhaens'schen Wolken im tiefen Süden des gestirnten Himmels zu erwähnen, sie erscheinen als große Nebelflecken, wie ein Stück Milchstraße. Die Gegend des Südpols bietet keine bemerkenswerthen Sterne. Prachtvolle Helle des gestirnten Himmels und des Mondscheins begleitete mich auch auf dieser Fahrt.

Die Erzählungen und Angaben erfahrener Capitains sind immer der Aufzeichnung werth, und so habe ich auch von dieser Reise einige bewahrt. Capitain Tibbits schreibt dem Mond zur See großen Einfluß auf die Witterung zu, besonders dem Eintreten des Neumonds. Fast alle Wechsel des Wetters erfolgen in den Stunden zwischen 12 und 1 Uhr, und drei Viertel von allen in der gedachten Stunde des Nachts. Gewitter auf hoher See sind selten, dagegen Nebel sehr häufig. Ueber die Beschränkung des Horizontes auf hoher See hörte ich daß Schiffe bei vollkommen ruhiger See bis auf 15 Seemeilen sichtbar sind, das ganze Schiff bis nahe an den Wasserspiegel aber nur auf 2—3 Seemeilen.

Am 12. März entdeckten wir eine Insel unter 14° 20′ N. B. und 162° 36′ O. L. Greenw., ein hohes steiles Land mit weißlichen Felsen, 30 Seemeilen nördlich von unserem Curs. Diese Insel lag S. W. bei W. von San Bartolomeo, und vorausgesetzt daß es nicht diese Insel war, welche auf vielen Karten als unbestimmt in ihrer Lage angegeben ist, so konnten wir uns die Entdeckung wohl zuschreiben. Schon bei der Abreise von Lima hatte ich meinem vortrefflichen Gastfreund, Herrn Rodewald die erste Insel die wir entdecken würden aus Dankbarkeit versprochen, und nun war ich glücklich aus Scherz Ernst machen zu können und wir tauften sofort dieses neu entdeckte Land

Rodewald Island. Der Capitain hatte bereits sein Tibbits Island von einer früheren Fahrt her, und solche Entdeckungen können für einen Seefahrer der den großen Ocean so oft wie er durchkreuzt hat, keine Seltenheit sein; die Menge von Riffen und Inseln, die auf den Karten nicht oder nicht bestimmt angegeben sind, macht sogar die Fahrt einigermaaßen unsicher und kostete den eifrigen und gewissenhaften Capitain manche schlaflose Nacht. Der Passagier der zur Vermeidung solcher Gefahren herzlich wenig thun kann, läßt sich dieselben wenig anfechten, wiewohl der Gedanke an einen plötzlichen Schiffbruch gewiß kein sehr unheimliches hat. Rodewald Island war das erste Land das wir erblickten, aber nach wenigen Tagen, am 17. erreichten wir die Gruppe der Marianen oder Ladronen, und segelten zwischen den Inseln Saypan und Tinian hindurch. Wenn man die ungeheure Entfernung dieser Inseln von der Westküste Südamerika's betrachtet, trotz welcher wir nur durch astronomische Berechnung und die Sicherheit der Chronometer unserer anfänglichen Absicht gemäß gerade auf diese Meerenge stießen, so liegt darin nicht nur ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß für die Geschicklichkeit des Capitains, sondern auch zugleich ein Triumph für das erfindungsreiche Menschengeschlecht, welches das Weltmeer so sicher befährt wie eine alltägliche Landstraße. Beide Inseln waren in Sicht, an Saypan fuhren wir in einer Entfernung von nur 8 Seemeilen vorüber, es ist eine ansehnliche bergige Insel mit zwei Gipfeln; deren einer ein vulkanischer Krater zu sein schien; durch Fernröhre erkannten wir steile Klippen, aber auch Palmen und frisches Grün; um menschliche Wohnungen zu entdecken reichte die Stärke der Gläser nicht aus.

Die Merkmale des Endes der Reise mehrten sich nun; der Capitain ließ den Anstrich des Schiffs erneuern und zum Schutz gegen chinesische Piraten die paar Kanonen die wir führten, in Stand setzen. Am 21. März wurde eine Landschwalbe gefangen; am 26. Abends kamen die Bashee-Inseln, zwischen Formosa und Luzon gelegen, in Sicht, und wir gelangten nun in das chinesische Meer. Hier empfing uns heftiger Sturm und haushohe Wellen, an zwei Tagen konnten wir keine Observationen der Sonne vornehmen, ein Fall der auf der ganzen bisherigen Reise nur einmal sich ereignet hatte, und wir waren in ernstlicher Besorgniß, in diesem eingeschlossenen Meer das an bösen Klippen und Sandbänken reich ist, noch den Gefahren zu erliegen, welche auf hoher See dem Reisenden fern sind und ihn gerade in der Nähe des sichern Hafens am verderblichsten bedrohen. Am 30. März endlich erblickten wir die Insel Grand Lema, an der Küste von China unweit Hongkong gelegen, und gegen Mittag näherte sich uns eine chinesische Junke in aller ihrer Abenteuerlichkeit, welche sich sofort als ein Lootsenboot auswies. Sowie denn nach seemännischen Begriffen die Reise mit der Ankunft des Lootsen an Bord beendigt ist, so schließe auch ich hier, um mit dem Beginn des nächsten Theiles den Leser in den Hafen von Hongkong zu geleiten.

Dritter Theil.

Reise in China, Java, Indien und Heimkehr.

Erster Abschnitt.

Hongkong — Canton.

Wir sind nach einer siebzigtägigen Reise über den stillen Ocean am 30. März 1846 an den äußersten Inseln welche die Südküste von China umkränzen, angelangt, und der Lootse ist bereit uns in den Hafen von Hongkong zu bringen. Diese Scene war für mich in jeder Weise die Eröffnung der chinesischen Wunderwelt: das scharf gebaute Lootsenboot mit seinen seltsamen Segeln von Matten kam pfeilschnell auf uns zu, in einem Nu war es durch eine kräftige Bewegung des ungeheuern Steuerruders gewendet, die Segel niedergelassen, und im Augenblick darauf war auch schon die halbe Mannschaft wie Katzen an unserm Tauwerke heraufgeklettert und an Bord; gerade so mögen die chinesischen Piraten, die Schrecken dieser Küstengewässer, ihre Opfer überfallen. Nun gab es eine jener Handelsscenen die ich später als etwas sehr alltägliches kennen lernte: der Lootse forderte 25 Dollars, der Capitain bot 5, aber gar bald vereinigte man sich auf 14 Dollars, worauf das Boot weggeschickt und unser Schiff dem kundigen Chinesen überlassen wurde. Wir waren Angesichts der Inseln Pootoi und Lema, die See belebt durch zahllose Fischerboote von nie gesehener Form, als sich unseren Blicken ein anderes Schauspiel bot, schön genug fürs Auge, aber mir ein wahrer Stich durchs Herz: es war das große majestätische Dampfschiff Braganza, das mit der chinesischen Mail frei und fröhlich davon fuhr, wenig darum bekümmert daß ich nun einen Monat länger die Meinigen in schmerzlicher Ungewißheit über die glückliche Vollendung einer Reise lassen mußte, deren Plan ich ihnen von Lima aus ohnehin nur mit Widerstreben eingestanden hatte.

Windstille und Nebel zwangen uns die Nacht vor Anker liegen zu bleiben. So erreichten wir den Hafen erst am nächsten Mittag, und eilten nach der langen zehnwöchentlichen Seereise wieder festen Boden zu gewinnen, ein großer Genuß, selbst wenn man weniger vor sich hat als die chinesische Welt. Hongkong, diese in neuester Zeit so merkwürdig gewordene Colonie der weitgreisenden Briten, ist weit mehr wegen seiner für politische Zwecke günstigen Lage, als wegen seiner Anmuth oder Fruchtbarkeit gewählt worden; die Bai an welcher die junge Stadt Victoria liegt, ist von trostlosen kahlen Hügeln und schroffen Bergen umgeben, und da die Berge den Südwestwind auffangen, von außerordentlicher Hitze im Sommer heimgesucht; doch der Kaufmann und

Soldat, die einzigen Ansiedler, fragen danach wenig. Der äußere Hafen, durch einen Kreis von Inseln im Umfange von mehreren englischen Meilen gebildet, erinnert lebhaft an den westindischen Kriegshafen von Tortola, welcher der größten Flotte Schutz zu gewähren vermag; auch diese Insel ist sonst werthlos und von geringer Fruchtbarkeit, und wird von England nur um des genannten Vortheils willen behauptet.

Chinesische Boote umschwärmten alsbald das Schiff um Erwerb zu suchen; diese Boote sind berühmt als Wohnort ganzer Familien, Tausende haben keine andere Heimath, und die ganze Schaar, Vater, Mutter, Kinder groß und klein finden in dem engen Raum des kleinen Fahrzeuges Obdach. Alles muß arbeiten helfen um den täglichen Reiß zu verdienen, selbst die Kleinsten legen schon das schwache Händchen mit an das Ruder, und hier sah ich denn seit langer Zeit zum erstenmal wieder eine Bevölkerung die arbeiten muß um nicht zu verhungern; in der neuen Welt, besonders in dem reichen und trägen Südamerika verliert man diesen Anblick völlig aus den Augen, und der Europäer der die alte Welt, sei es auch von ihrem östlichen Ende aus wieder erreicht, wird peinlich an die Uebervölkerung des eigenen Vaterlandes erinnert. Nun betritt man die Hauptstraße der Stadt Victoria, und das ganze chinesische Leben breitet sich vor dem erstaunten Fremdling aus: ein gewaltiges Gedränge von Arbeitern, Bettlern, Lastträgern, Barbieren, hin und wieder europäische Gesichter, die martialischen Sepoys der englisch-ostindischen Armee und andere beturbante und malerische Figuren des Orients. Der chinesische Coolie oder Arbeiter ist halbnackt, ein unmäßig großer Strohhut schützt ihn gegen die Sonne; an einem langen Bambusstock trägt er seine Last gleichmäßig vertheilt an beiden Enden. Der Wohlhabendere trägt Schuhe und Strümpfe, einen langen Rock und das wohlbekannte schwarze Mützchen mit rothem Knopf; der Fächer in seiner Hand ist in fortwährender Bewegung, und der Zopf, den der Arme bei der Arbeit aufbindet, hängt lang und stolz herab. Eine andere Merkwürdigkeit sind die Barbiere, welche auf offener Straße ihren Kunden Bart und Haupthaar scheeren, eine wichtige Zunft in China. Weiber sieht man nur sehr wenige in den Straßen, und diese nur aus den niedrigsten oder verdächtigen Klassen; da gewahrt man denn gleich eine der tausend Anomalien des wunderlichen Landes, daß die Männer Zöpfe tragen und die Weiber Hosen. Ist gleich der Ankömmling von diesem bunten Gemisch fremdartiger Gestalten wahrhaft geblendet, so darf er doch hier so wenig als in irgend einem Hafenplatz ein unverfälschtes Bild des Volkslebens suchen, und so gehen auch wir an manchem was der Beschreibung höchst würdig scheint, vorerst vorüber.

Victoria zerfällt wesentlich in den europäischen und chinesischen Stadttheil; der erstere ist mit merkwürdiger Schnelle an dem öden Ufer emporgewachsen, und eine Menge sehr großer und stattlicher, wenn auch eben nicht geschmackvoller Gebäude, theils massiv, theils aus Backstein, bekunden den Reichthum

und den Unternehmungsgeist der hier ansässigen Europäer. Ob alle diese schönen Häuser sich mit Thee, Seide und Opium bezahlt machen werden, ist eine Frage die der Fremde zunächst aufwirft, und die die Sachverständigen mit „schwerlich" beantworten; natürlich hat die Erleichterung und Ausdehnung des Handels seit dem großen Kriege den Vortheil der wenigen großen Firmen geschmälert, welche früher denselben fast wie ein Monopol ausbeuten durften, aber gerade diese großen Häuser waren um so eher im Stande aus dem erworbenen Reichthum die kostbaren Wohnungen in Hongkong aufzubauen und sich einen Wohnsitz zu sichern, der zwar an sich öde und unleidlich, doch ein Paradies im Vergleich mit der Existenz der Europäer in Canton genannt werden kann. Der chinesische Theil, an einer Bergschlucht sich heraufthürmend, so steil daß in der Straße Treppenstufen angebracht sind, ist eng, schmutzig und eben durch und durch national; es war mir nur eine kurze Wanderung durch diesen Ameisenhaufen vergönnt, den ich indeß, Dank der vortrefflichen Polizei von Hongkong, mit völliger Ruhe und Sicherheit durchkroch, so schlimmes Gesindel auch hier haust. Die Stadt Victoria allein zählte Ende 1845 nach fünfjährigem Bestehen der Colonie 43 Regierungsgebäude, 5 Kirchen, eine katholische Kapelle, eine Moschee, und an 200 theils vollendete, theils im Bau begriffene europäische Wohnhäuser und sonstige Gebäude, außerdem 741 chinesische Häuser;* die ganze Insel, kaum drei Stunden lang und schmal und ausgebuchtet, enthielt 1874 Gebäude, mit einer chinesischen Bevölkerung von 13,380 Seelen, von denen allein auf den Booten an 4000 leben; nach andern Notizen wäre jedoch die Seelenzahl 25,000 gewesen, worunter $^4/_5$ Chinesen, während vor der englischen Besitznahme nur etwa 4000 dort in verschiedenen Dörfern, hauptsächlich Fischer, lebten. Im Jahr 1845 zählte man über 20 Dörfer, und der Zudrang nach einem Ort wo so viel Geld zu verdienen ist, muß nothwendiger Weise in steter Zunahme begriffen sein, so lange auf der kleinen Insel noch irgend Raum ist. Daß die Mehrzahl unter diesen chinesischen Anhängseln der Colonie der wahre Abschaum der Bevölkerung ist, kann nicht Wunder nehmen, zumal wenn man weiß, wie wenig der ächte Chinese den Verkehr mit den Europäern ehrenvoll findet, und mit was für Gesindel dieselben sogar in Canton verkehren müssen; so erfordert denn die Ueberwachung dieser Einwohnerschaft die selbst den rechtlichen Eingebornen abschreckt sich in Hongkong niederzulassen, scharfe Maaßregeln, und kluger Weise lehnen sich die Verordnungen der englischen Polizei so nahe als möglich an die in China landesüblichen Strafarten an; komisch nimmt es sich aber doch in den Colonialzeitungen aus, wenn auf Befehl der englischen Gerichte einem „sein Haus niedergerissen wird." Uebrigens klagt man

* Siehe Märzheft des Chinese Repository von 1846, einer von Missionären herausgegebenen Monatschrift, welche die Hauptquelle für die Kunde des modernen China bildet.

auch über europäisches Gesindel, und die böse Nachbarschaft der australischen Strafcolonien hat sich schon bemerklich gemacht. Vielen Unfug richten auch die Matrosen an, welche sich in diesem Hafen eben so zügellos geberden wie in allen Häfen der Welt, und in Hongkong besonders der Versuchung nicht widerstehen, harmlose Chinesen am Zopf zu rupfen und ähnliche handgreifliche Späße mit ihnen zu treiben.

Als ich am Abend an Bord zurückkehrte, um zum letztenmal in meinem engen Bettchen zu schlafen, nahm sich die an den Anhöhen hinauf gelegene Stadt in der nächtlichen Beleuchtung gar hübsch aus. Eine Junke in unserer Nähe war zur Abfahrt bereit, und ein betäubender Lärm von Gongs und Becken ließ sich von dort vernehmen, während zugleich einiges Feuerwerk abgebrannt wurde. „Tschin tschin Jos" war die lakonische Antwort auf meine verwunderte Frage, deren völlige Erklärung wie die von so manchem was ich an jenem ersten Tage gesehen, dem längeren Aufenthalte vorbehalten blieb.

Das Dampfschiff Corsair bot eine erwünschte Gelegenheit nach dem ersehnten Canton schon am nächsten Tage zu gelangen, und zugleich die Fahrt ohne Sorge vor der Ungunst des Windes und vor den Piraten schnell und sicher zurückzulegen; es war ein hübsches Schiff, mit malayischen Lascars bemannt, die der Capitain ihrer unaussprechlichen Namen halber numerirt hatte und bei ihren Nummern aufrief. Die Entfernung beträgt etwa 100 englische Meilen, erst durch die Inseln der weiten Flußmündung, dann zwischen den sich mehr verengenden Ufern des Chu-kiang oder Perlflusses. Leider hatten wir abscheuliches Wetter, Regen und Sturm, und verloren fast ganz die hübsche Ansicht der zum Theil sehr bergigen Ufer; doch klärte es sich bei der Bocca Tigris, der eigentlichen Mündung des Flusses etwas auf und wir thaten einen Blick auf die Tigerinsel, angeblich einem ruhenden Tiger ähnlich, und auf die riesenhaften Befestigungswerke, welche theils schon älter, theils erst nach der harten Lehre errichtet worden sind, welche das Reich der Mitte von den ausländischen Barbaren empfangen. Sie sind wohl ausgerüstet und bemannt, wie die Salutschüsse bethätigten welche jedes Fort beim Vorüberfahren an uns richtete, im ernsteren Gebrauch aber haben diese formidabel aussehenden Festungswerke nie einem Feinde ein Haar gekrümmt; mehr als einmal haben englische Kriegsschiffe die Durchfahrt durch diese Enge erzwungen, welche europäische Kriegskunst gegen jeden Feind aufs leichteste würde vertheidigen können. Der Anblick dieser Scenerie brachte natürlich eine Menge lächerlicher Anekdoten auf Kosten der armen Chinesen zu Tage, und jeder von der Gesellschaft wußte zu diesem unerschöpflichen Kapitel das Seine beizutragen, wiewohl auch nicht gerade alles wahr sein mag was jetzt den Besiegten angehängt wird, denn es ist bekannt daß sie sich bei vielen Gelegenheiten brav gewehrt haben; ihre Waffen sind jedoch so erbärmlich, daß schon darin ein unendlicher Nachtheil lag, von den Lächerlichkeiten nicht zu reden die allen ihren Organisationen ankleben. So erzählte man, wie sie einmal

ein Fort bei Nacht in größter Heimlichkeit zu evacuiren vorhatten, aber da jeder Soldat seine Laterne führte und das Licht auszulöschen nicht für gut fand, zeigte sich den Blicken der verwunderten Engländer bald eine feurige Schlangenlinie an dem Bergabhang, durch die bunten Laternen der abziehenden Feinde gebildet, und Jene sollen über diese Naivetät sich so belustigt haben, daß sie es nicht übers Herz bringen konnten den armen Fliehenden die Schüsse nachzusenden, welche sie so ängstlich zu vermeiden bestrebt waren. Die englischen Matrosen pflegten ihre besondere Freude daran zu haben ein halb Dutzend Chinesen in der Schlacht einzufangen, ihnen die Zöpfe in einander zu flechten und sie so wie einen menschlichen Rattenkönig wieder frei zu lassen, da denn die Angst für ihr Leben und die nicht geringe Sorge für die Integrität ihrer Zöpfe zu den komischsten Scenen Anlaß gab. Sie pflegten im Einzelkampf mit tanzenden Geberden, in jeder Hand ein kurzes Schwert, auf den Feind einzudringen und ihn mit großer Gewandtheit bald von dieser Seite bald von jener zu bedrohen, und ein englischer Officier erzählte mir wie er sich genöthigt gesehen habe einen solchen Gegner, obgleich er ihm eher lächerlich erschien, niederzuschießen, weil er habe befürchten müssen bei diesen Gaukeleien doch zuletzt in einem Augenblick der Unaufmerksamkeit den Kürzeren zu ziehen. Ich besitze die Ausrüstungsgegenstände eines chinesischen Soldaten: Bogen und Pfeil sind vorzüglich, die Schwerter, zwei in einer Scheide, von schlechtem Eisen, und das Gewehr eine ganz erbärmliche Luntenflinte, mit plumpem schwerem Lauf und einem langen Draht statt des Ladstockes; man sagt sie wagten nicht das Gewehr an den Backen zu bringen, und ich gestehe daß ich meinem Ordonnanzstück ein solches Zutrauen ebenfalls nicht schenken möchte, dasselbe auch nie abgefeuert habe, um nicht vielleicht bei der ersten Probe meine Sammlung eines werthvollen Stückes zu berauben. Dazu kommt der Schild von spanischem Rohr, der mit der abscheulichen Fratze eines Tigerkopfes dem Feinde Schrecken einflößen soll, und die Montur mit dem Worte „Muth" auf der Brust und auf dem Rücken, alles wie es scheint mehr darauf berechnet den Gegner durch solche Schrecknisse vom Kampfe abzuhalten, als in diesem selbst gefährlichen Widerstand zu leisten.

Ein weiteres Beispiel verzweiflungsvoller Anstrengung den furchtbaren Engländern einen stärkeren Widerstand zu bieten, gewähren die Kriegsschiffe europäischer Art, welche als Bestandtheil einer chinesischen Kriegsflotte mitten zwischen den bunt bemalten Junken mit ihren großen Glotzaugen und Mattensegeln dort in einer Bai lagen; nur die im Tauwerk wunderlich aufgehängte gelbe kaiserliche Flagge und andre bunte Wimpel an Stellen wo sie auf ein europäisches Schiff nicht gehören, verrathen den Zusammenhang der Sache; zwei dieser Schiffe sind angekaufte schlechte und ausgediente Fahrzeuge, das dritte, eine ansehnliche Fregatte hatte ein Eingeborner der lange bei einem europäischen Schiffbaumeister gedient, erbaut; das Ding sah ganz gut aus, war aber nie zur See gewesen und sie konnten es wohl auch in europäischer Weise

nicht regieren. So haben denn die Chinesen durch den furchtbaren Stoß den ihr alter Glaube an die eigne Ueberlegenheit und Unfehlbarkeit erlitten, wenigstens in diesem einen Punkt sich die unschätzbare Lehre zu Gemüth gezogen, von ihren verachteten Feinden zu lernen, und diese Weisheit ist mehr werth als ein Dutzend Fregatten; die technische Fertigkeit ihre mangelhaften Kriegsgeräthe den unsrigen mit Erfolg nachzubilden wird ihnen nicht fehlen, wenn solch ein vernünftiger Entschluß erst einmal durch die dicke Kruste der Nationaleitelkeit nachhaltig durchgedrungen ist; einstweilen sah man den drei Schiffen an der Bocca Tigris an, daß ihr Entstehen zunächst dem panischen Schrecken jener Jahre zu verdanken war, ja wer weiß ob sie nicht nach ihrer Art das Volk glauben machen das seien eroberte Schiffe der Barbaren.

Innerhalb des eigentlichen Flusses beleben sich nun die Ufer immer mehr, und der Blick wird besonders durch die Pagoden gefesselt, deren höchste, die Second Bar Pagoda genannt, weil dort eine Barre im Flußbett ist, sich auf einem Hügel des rechten Ufers stolz erhebt. Jedes Kind hat in seinem Bilderbuch den Porzellanthurm von Nanking kennen gelernt, und die thurmartigen vielstöckigen Gebäude dieser Art bezeichnet man im fernen Orient mit dem Namen Pagode; * sie sind theils gottesdienstlichen, theils monumentalen Charakters. Aber mit welchen Augen betrachtet der Europäer einen solchen Gegenstand, der seine Phantasie schon in frühester Kindheit beschäftigt hat ohne die Hoffnung seines Gleichen je zu erblicken! In solchen Fällen wird das nil admirari zur schweren Aufgabe, und man fühlt sich von der Gegenwart wahrhaft berauscht. Leider verdarb mir das häßliche Wetter die Freude, und als wir uns der Insel Whampoa, dem Ankerplatz der europäischen Schiffe näherten, kam wieder ein heftiges Gewitter über uns, unter welchem wir gegen 7 Uhr Abends in Canton einzogen. Betrogen um den charakteristischen Anblick des Flusses und durchnäßt richtete ich meinen Weg nach den europäischen Factoreien, und empfing im Hause der Herren Nye, Parkin u. Co., an welche ich von Lima aus empfohlen war, die liebenswürdigste und ausgedehnteste Gastfreundschaft.

So war denn auch dieser äußerste Winkel in welchem sich europäischer Handelsgeist angesiedelt hat, glücklich erreicht, jene Faktoreien in der Mitte einer feindseligen und hochmüthigen Bevölkerung, die dem Fremdling diesen engen Zufluchtsort wie ein Almosen verächtlich hingeworfen hat, die Scene von tausend Erniedrigungen und Mißhandlungen, aber auch der Ausgangspunkt einer Bewegung europäischer Kultur gegen das alte wunderliche Reich der Mitte, welche in der Wichtigkeit ihrer Folgen alles in Schatten stellen wird was seit Jahrhunderten auf dem Felde der allgemeinen Völkergeschichte geschehen ist. Doch wie sehr wir auch von unserer siegreichen Ueberlegenheit

* Denselben Namen gibt man den thurmartigen heiligen Gebäuden der Hindus, aber nicht den Tempeln der Chinesen, oder gar ihren Götzenbildern.

überzeugt sein mögen, so ist doch die Zeit noch nicht gekommen wo der Chinese den Fremden der seine Küsten betritt als den Höheren demuthsvoll begrüßt, und daß wir vorläufig noch die am äußersten Ende des Reichs großmüthig geduldeten Barbaren waren, davon traten mir manche Belege entgegen, gerade am meisten in der Art des neuen Wohnorts, den ich mit dem Häuflein Europäern in Canton zu theilen gekommen war.

Der Raum welcher den Faktoreien außerhalb der Mauern Canton's gegönnt ist, erstreckt sich dem Fluß entlang etwa 500 Schritt, mit einer Tiefe von 400, und ist an drei Seiten von den dicht bevölkerten Vorstädten eingeengt; die übliche Bauart ist den chinesischen Kaufmannshäusern entlehnt, dergestalt daß Häusercomplexe von ganz schmaler Fronte nach dem Fluß zu, in die ganze Tiefe des Raums gebaut sind; ein Gang, theils überwölbt, theils durch Höfe führend, verbindet sämmtliche Theile des langen Gebäudes, und macht es möglich dasselbe in mehrere, fünf bis sechs getrennte Wohnhäuser zu theilen, von denen jedoch nur die vordersten Luft und Licht genießen. Früher waren es dreizehn Faktoreien oder Hongs neben einander, die bis zum Flusse liefen, seit einigen großen Bränden im Jahre 1842 und 43 aber hat man einige Abwechslung und mehr frische freie Luft in die Anlage gebracht, und das Ganze gestaltet sich nunmehr so, wie es durch den nachstehenden Plan deutlich ersichtlich:

Straße der dreizehn Faktoreien.
Cwan-hing-Straße.
Dänischer Hong.
New-China-Straße.
Spanischer Hong.
Französischer Hong.
Mingqua's Hong.
Old-China-Straße.
Amerikanischer Hong.
Paushun Hong.
Ma-hing Hong.
Schwedischer oder Sui Hong.
R. P. & C.
Old English Hong.
Chowchow Hong.
Hog Lane.
Englische Faktoreien.
Kanal.
Läden.
Neue Häuser.
Neue Hongs.
v. Carlowitz.
Mingqua's Hong.
Hunde- und Katzenmarkt.
Amerikanischer Garten.
Englischer Garten.
Ufer.
Ufer.
Ufer.
N
Chu-kiang-Fluß.

Von Osten beginnt die Reihe mit den englischen Faktoreien, die man zu meiner Zeit eben wieder aufzubauen beschäftigt war, und zwar nicht in der alten Art sondern in europäischen Straßen; davor ist ein hübscher mit schattenden Bäumen bepflanzter Spaziergang; nun folgt ein enges Gäßchen, Hog Lane, das wir getreulich mit Saugäßchen übersetzen dürfen, denn der Schmutz und das Gedränge der Chinesen die hier freien Durchgang nach dem Flusse hatten, war unleidlich.* Jenseit dieses Gäßchens präsentiren sich nun sechs stattliche Häuser, jedes fünf bis sechs Fenster breit, die Vorderseiten von eben so vielen Hongs, und vor diesen ist ein Platz von kaum 200 Schritt umzäunt und mit Spazierwegen angelegt, dessen Mitte der stolze, 110 Fuß hohe Flaggenstock des amerikanischen Consulats ziert; dieser sogenannte American Garden, eng beschränkt wie er ist, bildet denn den einzigen Spaziergang und Erholungsort einer Bevölkerung von ein paar hundert Europäern. Wenn man dem Fluß mit seinen Fahrzeugen den Rücken zukehrt und jene Häuserreihe mit dem Vordergrund der Gartenanlagen und der europäischen Figuren ins Auge faßt, so kann man sich wohl auf einen Augenblick in der europäischen Welt träumen, aber dies ist auch die einzige Umgebung die eine solche Illusion zuläßt; die Häuser sind in europäischer Weise hell angestrichen und mit grünen Läden versehen, und der chinesische Geschmack ist hier dem theuern Miethzins den die fremden Kaufherren bezahlen geopfert worden: letztere können kein Grundeigenthum besitzen und man setzt ihnen diese Gebäude hin, oft so leicht gebaut daß sie alsbald wieder einstürzen, wie dies während meiner Anwesenheit einmal der Fall war. Am Ende der Hongs die auf den amerikanischen Garten stoßen, hat sich wieder eine chinesische Straße, die berühmte Old China Street eingedrängt, wo alles was der Europäer von den Wundern des Landes begehrt, käuflich ist; weiterhin folgen noch einige Hongs von geringerem Ansehen die bis an den Fluß hinabreichen, so daß der Garten auch von dieser Seite von europäischen Gebäuden umgeben ist; eine dritte chinesische Straße New China Street, ebenfalls ein Bazaar, liegt nahe dem Ende; mitten aus dem Gewirr dumpfer und enger Gänge dieser letzten Hongs sah man die französische Tricolore wehen, wenig begünstigt neben der stolzen amerikanischen Flagge; in Mingqua's neuem Hong nach dem Platz zu wohnte Herr von Carlowitz, jetzt preußischer und sächsischer Consul, und ich selbst als Gast der Herren Nye, Parkin u. Co. in dem vordersten Theil des Old English Hong, zum guten Glück wenigstens mit frischer Luft und freier Aussicht. Es ist noch zu erwähnen daß die nationellen Benennungen der Hongs nur noch zum Theil praktischen Sinn haben, und keines Falls mit dem Namen einen besonderen politischen Charakter verbinden; da jedoch die Nationen sehr zusammenhalten, so ziehen auch die Landsleute gern in denselben Hong. Man nahm über dreihundert Fremde in den Factoreien an, darunter eine große Anzahl

* Im Jahr 1847 wurde auf energisches Begehren die Gasse vermauert.

Parsis oder Feueranbeter. Da nun noch die zahlreiche Dienerschaft und die in den chinesischen Straßen Ansäßigen dazu kamen, so war man recht sehr eng zusammengepfercht, von dem lästigen Andrang des Volkes, herumziehender Krämer, Barbiere und Anderer gar nicht zu reden, die jeden Tag allen noch übrigen Raum überflutheten.

Mit unbeschreiblicher Neugier drängt nun der neue Ankömmling nach allen Orten die ihm zugänglich sind, und gelangt schon am Ende des amerikanischen Gartens an ein Thor, welches sich auf den Hunde- und Katzenmarkt öffnet; sie gehören in dem übervölkerten Lande, wo größere Thiere verhältnißmäßig seltener aufgezogen werden, zu den beliebtesten Braten, und besonders scheinen die Katzen geschätzt zu sein; ein Chinese der ein Micsläßchen das er kaufen will prüft, ob es auch fein fett sei, gäbe ein gar hübsches Genrebild. Von Hunden * war namentlich an jungen Vorrath, daneben sind Schlangen, Frösche und anderes Gewürm beliebt und werden feilgeboten, Ratten sind säuberlich abgehäutet und ausgeweidet, jede an einem Krummholz wie bei uns die Schweine befestigt, zu Dutzenden aufgehängt. Der Europäer, zumal wenn er etwa bei einem Chinesen zu Mittag essen soll, geht mit Abscheu vorüber. Ein ganz anderer Geselle als jene elende marktverkaufte Waare war der prächtige große Neufundländer unseres Hauses, der uns oft in den Straßen begleitete; häufig blieben die Leute stehen mit dem Ausruf: „Hai-yah, fankwei cow!“ Hai-yah ist ein sehr üblicher Ausdruck des Erstaunens, fankwei fremder Teufel, und cow Hund; die armen Chinesen können es gar nicht begreifen, wie Jemand nur zum Vergnügen ein so großes und gefräßiges Thier halten mag; darum fragten sie auch öfters wie die Schildbürger bei ihrem berühmten Maushund: „Was frisset er?“ und bei unserer stereotypen Antwort: „Täglich einen Centner Reis,“ traten sie respektvoll auf die Seite vor dem Ungethüm, als hätten sie die Antwort „Vieh und Leut“ vernommen, welche die guten Schildbürger so in Schrecken setzte. Auch die Besitzer portativer Garküchen und die Verkäufer von Kuchen und Süßigkeiten haben dort ihre Tische aufgeschlagen, von lüsternen Zuschauern, namentlich Kindern umringt; eine Art Hazardspiel ist mit diesem Krame verbunden, und manch kleiner Junge vielleicht von 4—6 Jahren tritt mit seinem Cash, einer Scheidemünze deren 1200 auf den Dollar gehen, heran und setzt auf rouge et noir, gern mit der Chance zufrieden entweder nichts oder ein größeres Stück zu erhalten. Dort sah ich auch abgerichtete Canarienvögel, wie sie bei uns gezeigt werden. Auch die wandernden Barbiere fehlen hier so wenig als an irgend einem besuchten Ort: an einem Bambus tragen sie im Gleichgewicht ihr Kohlenbecken mit warmem Wasser und das Kästchen mit ihrem Geräth; das letztere dient

* Die Hunde die ich in China sah waren alle hellbraun, von höchst unedler Race, eine Art Spitze, ausgezeichnet durch die schwärzliche Färbung des Rachens. Nackte Hunde, die man chinesische nennt, sah ich dort nie.

zum Sitz für den Kunden, der sich unter freiem Himmel den Bart und die Stirnhaare scheeren läßt, nur der kleine Schopf aus dem die langen Zopfhaare entspringen bleibt unberührt; unrasirtes Haar ist das Zeichen der tiefsten Armuth und Verwilderung, oder tiefer Trauer, und ich hätte wohl bei Kaiser Taou-kwang's Tod im Lande sein mögen, als nach der Trauerordnung ganz China mit ungeschornem Haar und „verwilderten Augenbraunen" einherging. Andere herumziehende Gewerbe machen sich neben den Barbieren geltend, so die Nägelschneider und Hühneraugenvertilger, die mit einem kleinen Fußbänkchen, an dem eine Anzahl Cash lose angereiht sind, rasselnd durch die Straßen ziehen. Oefters sah ich Jäger mit Entenflinten, wohl 9 Fuß lang, die sie zu zweien mit dem daran gehängten Federwild auf den Schultern trugen; so ziehen sie auch auf die Jagd, indem der eigentliche Schütze auf die Schulter des Vordermannes auflegt.

Wir schlagen nun den Weg ein, dem tausend europäische Ankömmlinge vor uns gefolgt sind, indem wir uns von dem Katzenmarkt gleich rechts nach Old China Street wenden. In dieser nach chinesischen Begriffen sehr, d. i. 12—14 Fuß breiten Straße ist alles aufgespeichert was der Europäer von seltenen und kostspieligen Spielereien daheim bewundert und ersehnt hat; Laden an Laden harrt hier des europäischen Käufers, eine Reihe schmaler Häuschen alle nach demselben Modell und mit kleinen hölzernen Gallerien versehen. Völlig denselben Charakter trägt auch die etwas weiter gelegene New China Street. Keine prangenden Waaren als Aushängeschilder locken den Kunden an, und dem Chinesen fehlt überhaupt die Gabe seine Schätze mit europäischer Gewandtheit auszubieten; man tritt indeß in den Laden ungescheut ein, und hat nicht zu befürchten daß man, wie mir wohl in den entfernteren Stadttheilen begegnet ist, mit mürrischer Geberde weggewiesen wird. Der Neuling muß meist schweres Lehrgeld zahlen, indem ihm unfehlbar der doppelte Preis abgefordert wird, und er mag sich glücklich preisen wenn er wenigstens solide Waare erhält, nicht etwa Schachfiguren von künstlichem Reisbrei, die nahezu wie Elfenbein aussehen, aber bei der Berührung mit der Feuchtigkeit kläglich zerschmelzen. Wer möchte den prächtigen Elfenbeinschnitzereien, den schweren Seidendamasten, den zierlichen Lackwaaren, dem Porzellan, das sich bald durch durchsichtige Feinheit bald durch die nie gesehene Größe der Stücke auszeichnet, widerstehen, zumal die unendliche Billigkeit aller Gegenstände zwischen Wunsch und Besitz nur eine schwache Grenze zieht. In einem andern Laden finden wir einen Verkäufer, der alles was zum Hausrath gehört oder sonst die Landessitte illustrirt, beizuschaffen weiß: in der Meinung der Chinesen ein verächtlicher Mensch, da es für unehrlich gilt nationale Dinge an die Fremden zu verhandeln; uns ist er desto bequemer, und wir locken ihm alle möglichen Nationalheiligthümer ab; aber erst nach mehrmaligem Besuche fassen wir den Entschluß, dem Mann den entehrenden Antrag zu machen uns seinen Gott zu verkaufen, der uns von Anfang sehr in die Augen gestochen: auf den

Rath eines erfahrenen Freundes wagen wir schüchtern die Bitte, und er nimmt lachend das Heiligthum vom Nagel um es zum Uebrigen zu packen. Auch kostbare gestickte Mandarinenanzüge sind käuflich, und man läßt getrost den Knopf des ersten Ranges, des chinesischen „Wirklichen Geheimen Raths" auf dem Hütchen befestigen, da es doch in einem hingeht; der Seidenhändler, ein ehemaliger Bedienter im Rye'schen Hause und darum vorurtheilsfrei, war willig diesen Anzug zu beschaffen, aber so oft ich die Arbeit zu besichtigen kam, schloß er sorgfältig das ganze Haus, aus Furcht vor den Mandarinen und vor der üblen Nachrede der Nachbarn. Wir besuchen auch noch einen Laden mit Gongs * und finden eine reiche Auswahl dieser Lärminstrumente, deren chemische Zusammensetzung zwar leicht erkennbar ist, die aber so künstlich getrieben sind, daß europäische Kunst nicht im Stande ist ein zersprungenes Instrument durch Umgießen oder Umarbeiten wieder tönend zu machen.

Besonders lockend sind die Malereien der Chinesen, und unter diesen die Bilder auf Reispapier (Bast des Papiermaulbeerbaums, nach Andern Mark einer Sumpfpflanze) die verbreitetsten und schönsten; mit derselben Geduld mit der der chinesische Arbeiter jene künstlichen Kugeln aus Elfenbein eine in der andern ausschneidet, sitzt er über seinem Bilde und trägt auf den zarten Stoff des Reispapiers die Farben mit ängstlicher Genauigkeit und Treue auf; fein ausgemalte Schmetterlinge, Vögel, Blumen gedeihen in unerreichbarer Vollkommenheit, auch Trachten und Aufzüge, die verschiedenen Schiffe und ähnliches nehmen sich gut aus, weniger die Landschaften. Bei den menschlichen Figuren ist der Ausdruck oft bewunderungswerth; ich besitze unter anderem eine Reihe von Darstellungen, das menschliche Leben von der Geburt durch die Schule und die Staatsexamina hindurch zur Würde des Mandarinen, und bis zum Tod und schließlich zur Vertheilung der Erbschaft; noch ausdrucksvoller ein anderes Heft, das ganz analog dem Hogarth'schen Rake's progress das Leben des Opiumrauchers auf zwölf Blättern darstellt: ein reicher junger Mann, vielleicht der Erbe aus jenem ersten Heft, erscheint auf dem ersten Blatt wie er Opium einkauft, das auf dem zweiten zum Gebrauch eingesotten wird, während im Hintergrund ein Diener die volle Geldkiste öffnet, um die Kosten des fröhlichen Lebens zu bestreiten das nun angeht. Drittes Blatt: der Held in Gesellschaft von losen Weibern, Opium rauchend und jubilirend; viertes Blatt: ein abschreckendes Bild des Katzenjammers, wie er aschgrau auf dem Ruhebett liegt, daneben als bezeichnende Staffage die leere Geldkiste, in welche die rechtmäßige Gattin einen traurigen Blick wirft. Nun wird ihm seine Habe verkauft, und auf Numero sechs sitzt unser Held zerlumpt in einer armseligen Wohnung, aber von neuem mit der Bereitung von Opium beschäftigt, während der Rauchapparat im Hintergrund nicht fehlt. Im nächsten Blatt geht die Frau weinend von Haus um Arbeit zu suchen,

* Gong ist ein javanisches Wort, auf chinesisch Shoe-lo.

ein Schicksal zu dem sie mit ihren elegant und vornehm verstümmelten Füßchen nicht erzogen scheint; weiter sehen wir sie und das Kind spulen, während der elende Mann da sitzt und es sich von dem sauern Verdienst der Seinen wohl schmecken läßt. Hier riß dem alten Maler, der mir sein Meisterstück Blatt für Blatt erklärte, die Geduld und er rief unwillig aus: das sei doch die größte Niederträchtigkeit, wenn ein Mann, statt selbst zu arbeiten, sich von seiner Frau ernähren lasse. Und — er fängt wieder an zu rauchen; Kleidung und Hausrath sind wieder besser geworden, ein Beweis der Betriebsamkeit der armen Frau, die den Mann so eben bei seinem alten Laster überrascht; der schmerzliche Vorwurf in ihrem Gesichte und die kraftlose Selbstverachtung in dem seinigen sind meisterhaft ausgedrückt. Unfähig ihre Vorwürfe anzuhören wirft er auf dem folgenden Bild den ganzen Opiumkram der Frau vor die Füße; das Kind steht davor, und diesmal müssen wir dessen Geberde bewundern, die Entsetzen über die Versunkenheit des Vaters ausdrückt. Nun naht die Tragödie ihrem Ende: auf dem vorletzten Blatt ist er Knecht in einer Opiumbude geworden, und kann sich kaum noch den Genuß gönnen an dem Opium sehnsüchtig zu riechen, auf das einer der Gäste schon ungeduldig harrt; „too muchie poor, gar zu arm" sagte mitleidig der alte Maler, dessen Unwille bei solchem Elend sich zu erweichen schien. Zwölftes Blatt, die Nemesis: dem alten Sünder wird von der Polizei die Opiumpfeife confiscirt, und zur entehrenden Strafe der Zopf, die Nationalkokarde der Chinesen abgeschnitten. Das Ganze wäre wohl werth copirt und veröffentlicht zu werden, wenn man hoffen könnte den vortrefflichen Ausdruck der Gesichter wiedergegeben zu sehen; ein Fehler ist daß alle die schönen Figuren auf gut chinesisch in der Luft stehen; bei einem andern Hefte erklärte ich dem Maler den Uebelstand, und da pinselte er mir einen Fußboden ohne Perspective, wie eine Wand hinter die Figuren, den Hintergrund obendrein viel dunkler als das Uebrige.

In ihrer Art eben so bemerkenswerth sind die Pinselzeichnungen in Tusche, so fein wie mit der Feder ausgeführt und voller Kraft und Ausdruck in den Umrissen; alle Handwerke sind so zu haben, Soldaten, Mandarinen, Helden und Götter, Strafen der weltlichen Justiz und gräßliche buddhistische Höllenstrafen; unter letzteren erwähne ich als sehr merkwürdig eine Darstellung, wie ein Verdammter der eben in einer Reisstampfe zermalmt werden soll, den flehenden Blick nach oben richtet, wo die Königin des Himmels erscheint und aus einem Kruge einen Wasserstrom ausgießt, dessen Ende in eine Lotosblume ausläuft und sich zwischen den Flehenden und die Stampfe legt; der Teufel an dem Marterinstrument hält inne, indem er nach der gnadenreichen Göttin deutet.

Auf den Tapeten der Wohnungen, auf welche ich später zurückkomme, zeigt sich die Fähigkeit der chinesischen Maler sich von der gewöhnlichen Steifheit zu entfernen, und leicht und frei hingeworfene Aquarelle zu liefern, die an Farbe und Formen vor der Kritik bestehen können. Ihre Gelehrigkeit

haben sie in der Annahme der Oelmalerei und der richtigen Perspektive bewiesen, und sie verkaufen recht hübsche Ansichten von Canton, auch ein Portrait Kiying's, des berühmten Vicekönigs: in meiner Sammlung befindet sich die Copie einer Mädchengestalt in Oelfarben nach einem englischen Stahlstich, in der die Wenigsten den chinesischen Künstler erkennen, obwohl sie freilich nicht tadelfrei ist.

Alle Händler die viel mit Europäern verkehren sprechen ein Kauderwelsch von Englisch, das sich förmlich zu feststehenden Sprachformen herangebildet hat, dergestalt daß man mehrere Tage braucht es zu lernen; ich gebe einige Proben davon, da sie zugleich die geläufigsten Begriffe des Lebens und Verkehrs darstellen. Pigeon vor allem ist ein wahres Universalwort, verdorben aus business, es heißt „Ding" im allgemeinen, das lateinische res. Alles ist pigeon: Jos pigeon ist alles was auf Religion Bezug hat, Tempel, Götzen, heilige Schriften, Processionen, Gemälde aus der alten mythischen Geschichte, und da alles mögliche Jos ist, so ist auch alles mögliche Jos pigeon; hat man doch sogar Josschweine. Rice pigeon ist ein Gemälde auf Reispapier, so tea pigeon, opium pigeon; foolo pigeon ist Unsinn. Number one ist ein sehr beliebter Ausdruck, number one good, handsome, dear u. s. w. Lächerlich sind die Verdrehungen englischer Wörter, aus der Unfähigkeit der Chinesen hervorgehend sie auszusprechen; alle harten einsylbigen Wörter erhalten einen Anhang, much — muchie, old — ulo, catch — catchie; aus have und give wird unbarmherzig hab und gib, aus think tink oder tinkie. „Supposie you tink Europe man number one stupid?" fragte ein Bekannter zornig einen Chinesen der ihn betrügen wollte. Solche emphatische Ausdrücke entsprechen der Armuth dieser Sprache, welche ohne Auswahl sich nur in den Extremen bewegt: alles ist number one oder too muchie. Andere Ausdrücke wie no sabe, ich weiß nicht, masqui, meinetwegen, stammen aus dem Portugiesischen. So gestaltet sich denn zum Beispiel die folgende Conversation, wenn man in einen Laden tritt: Good morning — Tschin tschin — How are you — Tank you, too muchie happy too see you — Supposie you hab got dat handsome Jos pigeon, wantie see — My hab got — No occasion showie bad one, me wantie buy number one good. — Er breitet seine Waare aus und fordert eight Dollars — Supposie you squeezie too muchie, me no wantie buy; man geht zum Schein zur Thür; squeezie ist der klassische Ausdruck für die Erpressungen der Mandarinen und so für alle Ueberforderungen. — Gib seben Dollar hab (half), no squeezie — Fibe dollar — Hai-yah, how can? ruft er entsetzt über das niedrige Gebot; man geht abermals zur Thür, aber nun will er nicht, man bietet fibe dollar hab, und er schlägt ein: masqui! — Well, supposie can makie packie — Can; beiläufig gesagt eine große Annehmlichkeit, daß alles was man kauft vortrefflich gepackt wird, und zwar umsonst; als ich meine Kisten, fünfzig an der Zahl in Deutschland wiederfand, war nicht nur das allerwenigste zerbrochen, sondern es fehlte auch kein

Stück: die solideren Kaufleute setzen sich der Gefahr nicht aus ihre Kunden durch solche handgreifliche Unredlichkeit zu verlieren, und die weniger sicheren hatten wir durch die Drohung „squeezie too muchie" abgeschreckt.

Nun hat der Verkäufer auf seinem Rechenbret, das unsern Zählmaschinen beim Billard gleicht und in dessen Handhabung er eben so geschickt ist als ungeschickt im Kopfrechnen, die Summe gezogen, dann reicht er nach vollendetem Geschäft ein Stück Papier und den Tuschpinsel hin, und man kritzelt eine Anweisung auf den Kassier mit dem ungewohnten Instrument: Send to missie Nye Hong, catchie dollar. Dieses catchie dollar ist wahrhaft das „Sesam öffne dich" von Canton, und man könnte wohl Todte damit erwecken. Nun heißt es wieder: tschin-tschin von beiden Seiten, und man empfiehlt sich. Tschin-tschin ist der allgemeine, jedoch mehr jenem Kauderwelsch als der reinen Landessprache angehörige Ausdruck für Verehrung, Höflichkeit und Gruß; man tschin-tschint Jos, seine Eltern und deren Gräber, den Mandarin, seine Freunde; man tschin-tschint sie indem man sie besucht, sie beschenkt und bei ihrem Leichenbegängnisse weint, und so ist zwischen tschin-tschin und tschin-tschin das Leben des Chinesen wirklich ein verschollener Traum.

Hat man jene zwei Hauptstraßen des Kleinhandels mit Europa welche noch im Bereich der Faktoreien liegen, hinter sich, so muß man sich in das Gewirre der eigentlichen Vorstadt vertiefen; dort sind noch einige Straßen von hübscherem Aussehen, namentlich Curiosity Street, wo die feineren, dem Landesgeschmack entsprechenden Kunstwerke feilgehalten werden, künstliches Schnitzwerk von Holz, Elfenbein und Bambuswurzel, geschnittene Steine, Weihkessel und Figuren aus Bronze, altes und seltsam geformtes Porzellan, Schränkchen und Schachteln von zierlich geschnittener Siegelerde, japanische Lackwaaren, die eben so sehr vorzüglicher als die chinesischen als selbst dort theuer sind, und anderes; hier concurrirt die Liebhaberei der Chinesen mit der Begehrlichkeit der Fremden, und abschreckend hohe Preise werden an die unscheinbarsten Dinge geknüpft, weil dieselben „too muchie curio" ein Objekt der Kunstnarrheit sind; letztere ist in China völlig so groß wie bei uns, und Alter und Seltenheit erhöhen den wahren Werth ins Endlose. So anziehend gerade diese Leute sind, so vermeidet doch Jeder dessen Aufenthalt von einiger Dauer ist, im Laufe des Jahrs dort zu kaufen; nur wenn Neujahr herankommt, wo jeder solide Geschäftsmann mit größter Gewissenhaftigkeit reine Rechnung zu machen bestrebt ist, kann man dort wohlfeile Einkäufe machen. Auffallend ist in diesen kostbaren Läden wie in den Häusern der Mangel an Luxusgegenständen von edlem Metall oder Juwelen: man sagt daß selbst die Reichsten einen Prunk vermeiden der die Habsucht der Mandarinen reizen könnte.

Noch mancherlei Läden sind zu durchstreifen, und besonders das Quartier der Schreiner beachtenswerth, wo aus einer einheimischen Art des Palisanderholzes schöne und billige Gegenstände verfertigt werden, und wo sich die geschätzten Kisten aus Campherholz finden; überhaupt nehmen die verschiedenen

Handwerker meist eine Straße für sich ein: Droguisten, Mützenmacher, Glas- und Laternenmacher, eben so wie jene Curiositätenkrämer; für die Kunden eine sehr bequeme Einrichtung, weniger vielleicht für die Verkäufer denen die Concurrenten so im Nacken sitzen. Man geht ungehindert durch eine große Zahl von Straßen und wird wenig angefochten, so lange man in der Region bleibt wo die ausländischen Barbaren keine zu seltene Erscheinung sind; ohnehin geht alles emsig seinen Geschäften nach, und drängt sich verträglich und geräuschlos durch die engen, meist nur 6 oder 7 Fuß breiten Straßen; Wagen und Pferde sind durch diese Bauart ausgeschlossen, und der Fußgänger ist nur durch die Lastträger bedroht, welche lange Bambusstangen mit der Last an beiden Enden auf der Schulter balancirend das eine Ende der Stange nach vorn gerichtet tragen, und dem Auge gefährlich werden könnten, wenn sie nicht durch unablässiges halblautes „ho, ho“ die Vorübergehenden warnten; nicht selten begegnet man geschlossenen Sänften, unsern Portechaisen auf ein Haar gleich, in denen Frauen sich tragen lassen, zuweilen auch eben einer solchen Sänfte in der ein Mandarin in aller Aufgeblasenheit thront; mit der Gewichtigkeit des Mannes wächst die Zahl der Träger und des Gefolges, deren einige seine Würden auf rothen Tafeln mit goldenen Charakteren verzeichnet voraustragen; selten fehlen in dem Aufzuge die Polizeidiener und Henker, und für einen so großen Herrn ist freilich die Straße oft zu schmal. Die Vorstadt umgibt das Innere am Flusse hin und an der Westseite, und man kann in der Regel ohne Gefahr und Unannehmlichkeit um die Stadt herum gehen, ein mehrstündiger Spaziergang, wo man unter anderm an dem Schauplatz täglicher Hinrichtungen vorüber kommt; zu meiner Zeit herrschte indeß einige Spannung mit den Eingebornen, und die Consuln wünschten daß solche Wanderungen unterblieben. Ich machte einmal eine Expedition bis ans Hauptthor, kehrte aber weislich um, nachdem ich einen flüchtigen Blick hineingeworfen, denn der unbotmäßige Pöbel von Canton wehrte noch immer den vertragsmäßig zugestandenen Eintritt in die eigentliche Stadt, und es ist bei Conflikten wenig Ehre zu holen und viele Schläge, wie sie manchem unternehmenden Fremden unrühmlicher Weise zu Theil geworden. Jeder Streit zieht sofort einen ungeheuren Menschenschwarm herbei, der Waffen darf man sich nicht bedienen, da selbst die durch Nothwehr gerechtfertigte Tödtung eines Einzelnen sicheres Verderben bringen würde, und man empfiehlt die Vermeidung von unnöthigen Auftritten, die der Ruhe aller Europäer in Canton gefährlich werden könnten. Uebrigens findet man die Trauben sauer, und sagt es sei nichts neues in der Stadt zu sehen, ein Urtheil das allerdings auch die bestätigen welche durch Gunst oder Zufall hineingekommen. Eine hübsche Pagode sah man vom Dach unseres Hauses. Wie schon bemerkt findet man auf seinen gewöhnlichen Wegen geringe Anfechtung, höchstens daß man von einem Gassenjungen als Fan-kwei, ausländischer Teufel, begrüßt wird, wo ein finsterer Blick und der drohende Zuruf: „du Junge!“ auf deutsch nämlich, Wunder wirken; Andere erwiedern

schlechtweg mit Han-kwei, chinesischer Teufel, und Manche machen sich den Spaß sich ein unverstandenes Schimpfwort von einem Linguisten lehren zu lassen; an dem starren Entsetzen des Angeredeten läßt sich dann errathen, daß man ihm irgend eine ungeheure Grobheit an den Kopf geworfen hat. Als sehr neugierig und lästig erweisen sich die Leute vom Lande, die täglich in die große Stadt kommen und es nie verfehlen die Hauptmerkwürdigkeit, die Faktoreien und ihre Bewohner in Augenschein zu nehmen; jeden Tag standen sie, manchmal an die hundert, und gafften an unsern Fenstern hinauf, wo dann regelmäßig unser Neufundländer Parade machen, am Fenster hinauf springen und sie anbellen mußte: dieser unschuldige Spaß wird die Begriffe mancher Einfalt vom Lande kläglich verwirrt haben. Wenn man in der Straße stehen bleibt, wie es im Gespräch so oft vorkommt, sieht man sich sofort von einem Dutzend Gaffer umringt, eine Belästigung die Anfangs sehr fühlbar wird, bis man sich bald auch an diese Wunderlichkeit gewöhnt.

Die Uebervölkerung bedingt jene Enge der Straßen, und bei dem Mangel an Raum baut der Chinese auf seinem Dach noch allerlei Gerüste auf, die zu häuslichen Zwecken dienen; auch leichte Thürmchen von Gerüst erheben sich von Strecke zu Strecke über den Straßen, in denen ein von den Anwohnern besoldeter Feuerwächter die Nacht zubringt; die enge und dabei leichte Bauart von Holz und Bambus macht die Feuersgefahr zu einer der größten Plagen Canton's, welche auch die Faktoreien in erster Linie mit bedroht. Im Innern der Vorstädte muß man übrigens jenen an Zierrathen reichen bizarren Baustyl nicht suchen, den wir als den chinesischen kennen; es herrscht große Einfachheit und Einförmigkeit, und besonders die Läden gleichen sich alle: ein einfaches Schild in der von oben nach unten reichenden Schrift hängt an der Seite, den Eingang begrenzen ohne Ausnahme zwei kleine Altäre auf denen wohlriechende Kerzen verbrannt werden, und im Innern nimmt Jos eine hervorragende Stelle ein, so daß das Vorhandensein einer Hauskapelle in jedem Laden den Neuling leicht zu einer hohen Vorstellung von der Frömmigkeit des Landes verleiten könnte.

Umgekehrt wie es theokratische Staaten gegeben hat, in denen die religiöse Vorschrift der Staatsordnung als Grund dient, wie noch heute für die Mahommedaner der Koran zugleich das oberste Gesetzbuch ist, so ist in dem rein büreaukratischen China auch die Religion eine durch Rescript verordnete Staatseinrichtung, und man könnte dem herrschenden System des Confucius, da es keine Offenbarung als die in der Natur und dem Menschengeist kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten. Die philosophische Idee eines höchsten Wesens ist demselben nicht fremd, aber eben so wie dem „Himmel" erweisen sie der Erde und den Gestirnen, dem Wasser und allen großen Naturkräften, nicht minder den mythischen Heldenkönigen und verklärten hervorragenden Menschen, selbst den eigenen Ahnen Anbetung und Opfer. Die Tiefe der Sittensprüche des Confucius und seiner Schüler ist bekannt, aber man braucht

fürwahr nicht nach China zu gehen um zu lernen, wie wenig solche Moralsysteme dem armen Sterblichen Halt und Trost im Leben bieten. So ist denn auch der Glaube des Chinesen kalt und todt, und nur im gemeinen Mann schafft sich das innerste Bedürfniß eine Befriedigung im förmlichen Götzendienst, zu dem die große Zahl geheiligter Personen reichlichen Anlaß gibt. Sehr ausgebreitet ist neben der Staatsreligion der Buddhismus, mehr unter dem niedern Volk; im Buddha oder Fo findet der Glaube an eine Menschwerdung der Gottheit dunkeln Widerhall, während zugleich ein Wust von abgeschmackten Legenden, auch der Glaube an die Seelenwanderung hinzutritt; diese Religion, welche mit Ausnahme des braminischen Indiens aus dem sie hervorgegangen, aber als ketzerisch vertrieben ist, fast das ganze mittlere und südliche Asien beherrscht, ist in China tief gesunken und in den Händen eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterstandes aufbewahrt, während der Kultus der Staatsreligion mit der ganzen Regierungsordnung Eins ist, und alle religiöse Handlungen eben so pünktlich beobachtet werden als nur irgend ein politischer Akt; so begeben sich z. B. alle die in Amt und Würden stehen zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel, und besondere Priester gibt es nicht, sondern der allgewaltige Mandarin ist auch Priester.

Man weiß daß der Buddhismus in China sehr accommodant gegen die Satzungen und Heiligthümer der Andern ist, und der Kultus der zwei Religionen mag bei dem ungebildeten Haufen je nach Ort und Umständen sehr in einander laufen; der Theil der chinesischen Bevölkerung aber mit welchem ich zu schaffen gehabt, und dessen Wohnungen und oben erwähnte Hausaltäre ich kennen gelernt, scheint wesentlich der Confuciuslehre zu huldigen; als Götze hängt da meist ein alter Heldenkönig mit grimmiger Fratze, oder nur ein Schriftzug, oft völlig unleserlich selbst für den Kenner der Sprache. Je älter und confuser die Schriftzüge desto werthvoller und wirksamer sind sie, und als ich einmal dergleichen kaufen wollte, brachte man mir eine kostbare Rolle, ganz zerlappt, aber uralt und von einem heiligen Mann geschrieben; ich bekannte meine Unwürdigkeit und kaufte die Dinger nachher um den zehnten Theil des Preises, der mir damals abgefordert wurde. Im gewöhnlichen Leben kümmern sie sich nicht viel um das Heiligthum, doch werden von jeder Mahlzeit einige Reiskörner und der unerläßliche Thee zum Opfer hingesetzt. Unser unseliger Neufundländer gerieth einst in einem Laden über Jos's Essen, beschnupperte es und warf die Gefäße um: ich war in peinlicher Verlegenheit, aber die Chinesen brachen in lautes und unehrerbietiges Gelächter aus. Desto eifriger sind sie ihre Götter um Glück und irdische Güter anzugehen, und Geld ist die große Gabe um die sie flehen; catchie too muchie money war die saubere Inschrift auf dem Götzenaltar, den jener profane Unterhändler mir so ungescheut verkaufte. Wenn ein großes Geschäft im Gang ist, sind sie sehr eifrig im tschin-tschin Jos, da aber diese Anbetung, welche in oftmaligem Niederwerfen wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß, besteht, sehr

unbequem ist, so miethet man wohl einen armen Menschen, der für Geld die Anbetung übernimmt; außerdem zünden sie Papierschnitzel, wohlriechende Stengel von Sandelholzspänen und tausende von kleinen Schwärmern an; einmal fand ich eine Straße durch ein krachendes Feuerwerk förmlich gesperrt, da der Besitzer eines neu eröffneten Ladens die Gunst der Götter mit diesem Opfer zu beschwören hoffte. Wie beschränkt die religiösen Auffassungen sind, und wie dieselben stets mit der Rechnung auf irdische Vortheile Hand in Hand gehen, zeigt das Beispiel eines Chinesen der einem Nordamerikaner in sein Land gefolgt war, die christliche Religion annahm und die Freude seines Bekehrers, ich glaube eines Bischofs war; nach einigen Jahren fand er seinen Weg wieder nach China zurück, wo ein Freund seines alten Gönners mit Verwunderung wieder die alten Götzen bei ihm antraf. Ueber den Grund seines Rückfalls befragt, erwiederte er kaltblütig: „Supposie me no tschin-tschin so fashion country Jos, no makie pigeon.“ Er hatte dem Gotte der Christen dienen zu müssen geglaubt, um in Amerika gute Geschäfte zu machen, und hielt sich hier wieder an die Götter des Landes. In besonderen Fällen von Krankheit und Unglück scheint der buddhistische Bonze Auskunft und Hülfe zu geben*. Als ein paar besonders stattliche Götzen sind die „zwei heiligen Thürhüter“ zu erwähnen, grimmige Figuren mit Hellebarden, welche die bösen Geister abwehren; es sind die Bilder zweier mythischer Brüder die eine große Gewalt über die Geisterwelt übten.

Oefters veranstalteten ganze Stadttheile, Straßen oder Körperschaften, auch Private denen eine Sache gerade am Herzen liegt, Processionen; alle Schiffe tschin-tschinnen beim Neumond das Wasser mit Gongs und Feuerwerk, desgleichen bei der Abfahrt, wie denn der Seemann am meisten die Abhängigkeit von höheren Mächten fühlt. Eine große religiös-politische Procession findet zur Frühlingsfeier statt, später werden die bösen Drachen aus dem Flusse vertrieben, wobei sie in seltsam geformten langen und schmalen Booten unter dem Schall ihrer lärmenden und mißtönenden Instrumente und unter großem Jubel daher fahren; auch der Verehrung der Verstorbenen ist durch Sitte und Gesetz eine besondere Zeit angewiesen, und die Notiz bei Davis, dem großen Kenner China's, daß man hierbei buddhistische Priester zu den Opfern zuzieht, während doch die Festlichkeit selbst völlig im Sinne der herrschenden Grundsätze erfolgt, deutet abermals auf die Vermischung der Kulten im alltäglichen Leben hin. So sieht man auch an den Thüren der Läden, die im Innern einen unzweifelhaft der Staatsreligion angehörigen Götzen haben, buddhistische Bettelmönche ihre Gabe empfangen, eine Verpflichtung der sich der orthodoxe Chinese bei der allgemeinen Verachtung gegen diese Mönche gewiß entziehen würde, wenn der Buddhismus ihm so ganz fremd wäre.

* Ich könnte einen ganz protestantischen Landstrich in Deutschland citiren, wo man zur Beschwörung von Spukgeistern fremde Kapuziner kommen läßt!

Neben diesen sieht man auch andre Bettler von Profession in Menge, namentlich solche die durch greuliche Leibesschäden, gegen welche die chinesische Heilkraft machtlos ist, auf Mitleid Anspruch machen können; während der Mönch ein völlig kahles Haupt hat, läßt der gewöhnliche Bettler sein ganzes Haar stehen, und es mag uns in den Augen der Chinesen eben nicht heben, daß wir den Haarwuchs ihrer Bettelleute haben; wer es irgend erschwingen kann, kultivirt seinen Zopf und läßt sich rasiren. Diese Bettler besitzen ein sehr wirksames Mittel menschliche Herzen zu rühren; sie gehen fast alle mit irgend einem musikalischen oder unmusikalischen Instrument einher, sei es Becken, Gong, oder nur einfach eine Combination von zwei Bambusstäben. Mit diesen Ohrenmartern setzen sie sich getrost vor eine Hausthür, mit dem festen Entschluß sich nicht hinwegschelten zu lassen und nur dem besseren Klang des Geldes zu weichen; die Schälke wissen wohl daß Jeder gern sein Ruhe erkauft, und daß ein Kaufmann der gerade mit einem Kunden zu handeln hat, vollends keine Wahl hat.

Die Processionen, welche man sehr häufig zu sehen bekommt, reizen anfangs die Neugier sehr, und ich war überglücklich gleich am ersten Tage einen recht ansehnlichen Aufzug zu Ehren irgend eines Wassergottes zu sehen: viele hundert Menschen zogen paarweise durch die engen Straßen, in vielen Abtheilungen deren jede immer eine Hauptperson hatte, ein Frauenzimmer zu Pferde oder einen Knaben als Mandarin gekleidet, einen Götzen mit seiner ganzen Familie, Tragen mit Spanferkeln und andern Eßwaaren für den Götzen; alle Figuren in den reichsten seidenen Anzügen, dazwischen ein Trupp Kinder in schönen Kleidern auf Flöten blasend, ganz athemlos. Dazu ein betäubender Lärm von Gongs, Becken und Trommeln, die ohne alle Abwechslung so rasch als möglich geschlagen wurden; namentlich hämmerten sie auf kleinen grell tönenden Becken so laut und arg, daß es kaum auszuhalten war; dazwischen die tausende von Schwärmern und der Jubel der Menge, wenn ein solcher einem Zuschauer ins Gesicht sprang. Auch hier fehlten die Polizeidiener und Henker nicht, durch geflochtene Drahthüte und rothe Kokarden daran kenntlich; sie erhielten die Ordnung, indem sie auf die einhieben die sich in den Zug drängen wollten. Wir Europäer hatten uns in ein Haus geflüchtet, wo wir alles in Muße ansahen. Ein andermal gab es eine Procession bei Nacht, welche sich durch die Laternen, wegen deren die Chinesen mit Recht so berühmt sind, auszeichnete. An langen Stangen werden Fische, Krebse, Vögel, Ungeheuer, riesenhafte Insekten getragen, alles transparent und oft beweglich, wozu sie ein durch die warme Luft in Umlauf gesetztes Flugrad benutzen, mit dem das übrige durch Drähte geschickt verbunden ist; so führten sie sogar ein barbarisches Dampfschiff mit sich, mit der einzigen Ungenauigkeit daß das Steuerruder nach vorn zu getragen wurde. Den Beschluß machte ein großer Drache auf dem Rücken von etwa zwanzig Kindern, und durchaus erleuchtet, Kopf und Schweif bewegten sich in krausen Windungen und das Ganze machte

einen sehr hübschen Effekt; zu allem natürlich die sinnverwirrende Musik. Das große Laternenfest, welches später im Jahr fällt, zeichnet sich neben allgemeiner Illumination besonders durch jene künstlichen Figuren aus. Das chinesische über Verdienst berühmte Feuerwerk ist nur kleinlich, und die äußere Ausstattung der Stücke, groteske Thiergestalten u. s. w. ist die Hauptsache. Darum brennen sie dieselben auch bei Tage ab, und die Europäer sagen ihnen nach, sie thäten das aus Furcht daß es bei Nacht nicht gesehen würde. Dagegen habe ich am Hofe eines indischen Fürsten vortreffliches Feuerwerk gesehen.

Die größte religiöse Merkwürdigkeit Canton's ist der buddhistische Tempel mit Kloster jenseit des Flusses auf der Insel Honan gelegen; die Gefälligkeit des amerikanischen Missionärs und Arztes Dr. Peter Parker verschaffte mir den Zutritt zu diesem Heiligthum. Nachdem man die schmutzigen Wohnungen am Landungsplatz hinter sich hat, erreicht man den Eingang des Tempels, mit einem schönen von prächtigen alten Bäumen beschatteten Vorhof; den zweiten Eingang beschützen zwei kolossale Thürhüter, groteske Figuren aus Pappdeckel, und in dem nächsten Raum zeigen sich nun links und rechts von dem Gange der weiter zum Haupttempel führt, vier eben so kolossale Gestalten, die „vier himmlischen Könige" darstellend; welchen Platz sie in der buddhistischen Hierarchie einnehmen und ob sie überhaupt in deren reine Lehre gehören, weiß ich nicht zu sagen, möchte aber das letztere bezweifeln, da sie weit mehr den altchinesischen Typus tragen: wollte man nach ihren Attributen schließen, so könnte man einen grimmen Mars mit dem Schwert, einen Apollo mit der Zither, den Aesculap mit Pille und Schlange, und endlich einen majestätischen Jupiter mit einer Fahne herausbuchstabiren. Nun erst gelangt man an den eigentlichen Tempel, zu dessen Eröffnung es indeß einen Besuch bei dem Abt kostete; dieser, ein alter freundlicher Mann, nahm uns gut auf, bewirthete uns mit Thee und gab auf Dr. Parker's Wunsch uns einen Führer mit. So sahen wir alles, die verschiedenen Tempel, Gemächer, Zellen und Höfe; das Sehenswertheste jedoch ist der eigentliche Tempel, ein längliches Viereck, in dessen Mitte ein anderes Viereck eine Art Allerheiligstes bildet; an dieses lehnen sich in der Mitte drei Hauptgötzen, die drei köstlichen Buddha's, nur durch verschiedene Stellung der Hände unterschieden, und diese stimmen in der ganzen Haltung, den langen Ohren und den selbstgefälligen, insipiden Gesichtern völlig mit den Buddha's überein, die man in Java und Indien in Menge in den alten Tempeln dieses Kultus findet; sie sind von vergoldeter Pappe und kolossal; gerade einen solchen vergoldeten Buddha fand ich in dem Haupttempel von Kandy auf Ceylon, eine Stiftung chinesischer Wallfahrer. An den Seiten befinden sich noch zwei Reihen von untergeordneten Götzen, sämmtlich vergoldet, und nach Davis die achtzehn Heiligen welche der Seelen der Verstorbenen warten, darstellend; Laternen im gewöhnlichen chinesischen Geschmack und buntes Lattenwerk bilden ganz hübsche Verzierungen. Gegen Sonnenuntergang fand eine religiöse Handlung statt, während welcher die Thüren

des Tempels geschlossen wurden; sie bestanden indeß aus durchbrochener Arbeit, und wir die wir nebst einigen chinesischen Müssiggängern draußen standen, konnten Alles mit ansehen. Die Mönche und Bonzen, 27 an der Zahl und anscheinend verschiedenen Rangs, stellten sich an den Altären auf, in graue einfarbige Gewänder mit gelbem Ueberwurf gekleidet; auf das gegebene Zeichen mit einer riesigen Trommel begannen sie den Dienst: Niederfallen und Aufstehen, Singen in eintöniger Melodie, wozu der Takt mit Becken und Triangel geschlagen wurde, Plappern in der selbst Dr. Parker unverständlichen Pali-Sprache, und zuletzt ein feierlicher Umzug machten das Ganze aus. Folgendes war die geistvolle Melodie, nach der sie ihren Marsch vollführten:

D. C.

unisono gesungen in endloser Wiederholung. Vor der Thüre wurde zum Schluß etwas Reis zum Opfer hingelegt und ein Rauchopfer verbrannt. Die Mönche hatten ein stupides, scheinheiliges Wesen und sind arm und verachtet; in einem Lande wo Thätigkeit und Betriebsamkeit die wichtigste und in der That die rühmlichste Eigenschaft ist, nicht mehr als billig; sie leben in Zellen neben dem Tempel, sind ehelos, essen gemeinschaftlich und tragen keinen Zopf; ihr kahler Scheitel erhöht noch ihre Unpopularität, zumal da es bekannt ist daß Menschen welche wegen entehrender Verbrechen den Zopf eingebüßt haben, nicht selten darum ins Kloster gehen. Später führte man uns in den Garten und zeigte uns eine kleine Kapelle, wo die Leichname der verstorbenen Mönche verbrannt werden; die Ueberreste werden in eine Urne gesammelt und jährlich einmal in einem gemeinschaftlichen Gewölbe beigesetzt. Von den zahlreichen Nebentempeln war der eine drei verklärten Wohlthätern des Klosters gewidmet, eine Anschauung die abermals der Staatsreligion entlehnt scheint. Auch ein paar wunderliche Heilige verehrten sie, die Frau des Teufels und dessen Sohn. Dazu kommen noch die heiligen Schweine welche hier gefüttert werden und, von allen Schweinen der Welt wohl die einzigen, die Grenze welche die Natur ihrem Geschlechte gesetzt hat, erreichen; sie waren zum Theil 30, eines schon 38 Jahre alt, einige davon Geschenke des Kaisers von Siam. Die heiligen Bestien waren so fett daß sie nicht aufstehen mochten, sie grunzten aber abscheulich und wiesen die Zähne. Sie genießen das Vorrecht, bei ihrem Absterben wie die Priester verbrannt zu werden.

Dem Besucher dieses Tempels fällt unwillkürlich eine Eigenheit auf, die ich zu berühren Anstand nehmen würde, wenn nicht andere Beobachter und Schriftsteller mir darin längst vorangegangen wären: die Aehnlichkeit der Tracht und des Betragens der Priester und des Ritus selbst mit dem katholischen.*

* Vergl. das neueste Werk von Davis, China during the War and since the Peace. II. c. 7.

Das Mönchswesen mit Ehelosigkeit, gemeinschaftlichem Leben und Essen, der Bettel, die Tonsur springen sofort ins Auge: der Rosenkranz, die langen Gebete in einer der Gemeinde unverständlichen Sprache, der Altardienst in der Opferform, der zunächst die Priester unter sich beschäftigt, während die Gläubigen fern stehen, das alles schließt sich in solchem Maaße den Gebräuchen der genannten Kirche an, daß man betroffen steht. Sollte auch in diesem Punkt China auf seinem Wege zu den Resultaten unserer Sittengeschichte gekommen sein, oder hat nicht vielmehr eine Berührung und Nachahmung seiner Zeit stattgefunden? Daß das gesammte Mönchswesen mit den ascetischen Extravaganzen der Säulenheiligen und ähnliches dem Muster des Buddhismus entlehnt sei, haben schon Andere ausgesprochen und auch wohl mit näheren Daten als mit der Nachweisung der Analogie zu belegen gesucht; jedenfalls stoßen wir, je weiter wir forschen, auf immer auffallendere Aehnlichkeiten, und gerade in den Punkten, welche die evangelische Kirche als nicht schriftgemäß verwirft; der tibetanische Dalai-Lama ist gleich dem Papst ein sichtbares Oberhaupt der Kirche, und vor allem erinnert die buddhistische Königin des Himmels, die wir schon oben als eine Vermittlerin des Flehens der Sterblichen kennen gelernt, dergestalt an den Madonnendienst, daß selbst die bildlichen Darstellungen sich auffallend gleichen. Ich erwähne auch hier die Vorkommniß von Heiligenscheinen die mit Goldgrund ausgefüllt sind, in den buddhistischen Felsentempeln von Adjunta in Indien.

Die umstehenden Chinesen schienen wenig Profanation in unserer Anwesenheit zu erblicken, und sie nahmen auch von Dr. Parker, der sich auf die Stufen des Eingangs gesetzt hatte, einen in chinesischen Lettern gedruckten Traktat „vom wahren Gott" willig an. Dieser treffliche Mann erfreute sich überhaupt einer großen Popularität, nicht nur durch seine Kenntniß der Landessprache, sondern hauptsächlich durch ein sehr praktisches Verdienst, dessen Anerkenntniß sich in dem Zuruf: „I gana, Augen-Heil" bethätigte, der ihm von vielen Seiten zu Theil wurde. Dr. P. war nämlich sowohl Arzt als Missionär, und seine Wirksamkeit gehörte der Medical missionary society an, welche in sehr glücklicher Weise den Weg zum Herzen dieses in seinen verkehrten Einrichtungen und Traditionen erstarrten Volkes durch eine Art der Hülfe zu bahnen sucht, welche eben so willkommen, als bei dem Zustande der chinesischen Heilmethode außerordentlich und wunderbar erscheinen muß. Diese letztere bewegt sich in der kläglichsten Oberflächlichkeit, kennt zwar viel Apothekerkram, aber durchaus keine Anatomie und Physiologie, und weiß, wenn der Kranke durch die vergebliche Behandlung in den verzweifeltsten Zustand gerathen ist, nicht einmal operative Hülfe zu gewähren. Diese letztere wurde denn hauptsächlich in Dr. Parker's Hospital gespendet, da solche Fälle am ersten die Abneigung sich dem ausländischen Arzt anzuvertrauen, überwanden; das Hospital besaß 50 Betten, und seit zehn Jahren hatten über 21,000 Menschen Rath und Hülfe von dort empfangen. Neben Augenleiden waren veraltete äußere

Schäden, Knochenfraß, Geschwüre der scheußlichsten Art dort vertreten, und bildliche Darstellungen der „schönsten Fälle“ die vorgekommen, machten den Eindruck vollständig, so daß der Laie seines Ekels nicht lange Herr bleibt; ein Commodore der amerikanischen Marine, ein tapferer Mann, der mit mir die Anstalt besichtigte, ergriff zuerst die Flucht und ich folgte ihm bald nach. Der chinesische Patient zeigt unter dem Messer des Arztes dieselbe Standhaftigkeit im Leiden, welche ihm durch die ganze bürgerliche und staatliche Ordnung seines Landes anerzogen ist; die Hülfe der europäischen Kunst erscheint ihm daneben wie ein Wunder und erfüllt ihn mit Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter; den Dr. P. begrüßten seine Patienten knieend und mit gefalteten Händen, so wie sie freilich auch den Mandarinen in knechtischer Furcht verehren.

Wichtig ist die Heranbildung eingeborner Gehülfen, und schon dieser Gewinn ist hoch zu schätzen; das Ansehen Dr. Parker's hat ihm auch die unerhörte Auszeichnung verschafft zu hochgestellten Beamten in der innern Stadt gerufen zu werden, und er bewahrt das Portrait eines seiner dankbaren Patienten von hohem Dienstrange. Trotz aller dieser Ansprüche auf Achtung und Dankbarkeit gerieth er aber noch in demselben Sommer in eine heftige Fehde wegen Erweiterung seines Hospitals, und die öffentliche Stimme welche jede Ausbreitung der Europäer in Canton mißgünstig beruft, war überlaut in den Anklagen gegen die Uebergriffe des „arglistigen Barbaren Pa-ka.“ Eine Kraftstelle aus einem Plakat, das nicht von den Behörden sondern in der bekannten chinesischen Weise von dem Publikum verbreitet und überall angeklebt wurde, lautete folgendermaaßen: „Wir die Gutsbesitzer, die Alten, die Literaten, das Militär und das Volk, bis zu den Knaben von drei Fuß herab, sind alle tief bekümmert über die Wirren die er angestiftet hat, und da er überall Leidenschaft und Haß erregt, so sagen wir einstimmig daß es besser sei ihn sofort zu vertilgen, als das Uebel fortdauern zu lassen.“ Von Anerkenntniß der unsäglichen Wohlthaten die er Tausenden von armen Kranken gespendet, war keine Rede.

Im allgemeinen bleibt der Europäer in Canton dem Leben der Eingebornen und dem geselligen Verkehr mit ihnen sehr fern, und es ist aus manchen Indicien anzunehmen daß sie uns geringschätzen; der Ausländer erscheint ihnen beinahe nur wie der Almosenempfänger an den äußersten Grenzen des „blumigen Reiches,“ und die Unterwerfung der Kaufleute unter alle Bedrückungen einer nur geduldeten, eingeengten und freudenlosen Existenz ruft den Tadel einer unersättlichen Habgier hervor. Dem häuslichen und Familienleben muß der Fremde ohnehin völlig fremd bleiben, da der Chinese nicht einmal dem eigenen Freund den Anblick seiner Frauen gestattet, und wenn es früher einmal vorgekommen ist daß ein Kaufmann zu Gunsten seiner europäischen Freunde eine Ausnahme machte, so hat sich die öffentliche Meinung mit solcher Schärfe selbst gegen das Andenken jenes nun verstorbenen Mannes gerichtet, daß eine Nachahmung seiner Vorurtheilsfreiheit schwerlich wieder vorkommen wird. Auch

der Verkehr der Männer beschränkt sich meist auf das Geschäft, es finden sich indeß einige Ausnahmen von Leuten die die Gesellschaft der Europäer unterhaltend, wenn auch vielleicht nur bizarr finden, und von einigen Jüngeren die das Belehrende dieses Umgangs und die Ueberlegenheit europäischer Bildung ahnen mögen. So war ein junger Mann, Kei-qua mit Namen, viel in unserer Gesellschaft, an der er entschieden Gefallen zu finden schien; er sprach leidlich englisch, war so gebildet als verständig, und verschaffte uns viele Unterhaltung, besonders wenn er in das Gespräch von uns Europäern mit einer recht chinesischen Anschauung hineinfuhr. Kei-qua machte mich mit seinem Onkel Yang-qua (Herr Yang) bekannt, einem Kaufmann und Titular-Mandarinen vom weißen Knopf, was man bei uns etwa einen Commerzienrath nennen würde, und in dem Hause dieses alten gastfreien Mannes war es mir denn auch beschieden am meisten in die Landessitte einzudringen. Wenn wir bei der Absonderlichkeit beginnen, daß es eine unziemliche Vertraulichkeit sein würde den Hut abzunehmen, ehe der Hausherr einlädt es sich bequem zu machen, so werden wir nun vor allem mit Thee bewirthet, dem zu allen Tageszeiten üblichen Getränk: die kleinen Täßchen in deren jeder ein paar Blätter angebrüht worden sind, werden herumgegeben, jedes in einem zinnernen Untersatz und mit einem porzellanenen Deckel versehen; zwischen Deckel und Tasse schlürft man nun das Getränk, so daß die Blätter zurück bleiben; der Thee ist sehr heiß, und von Zucker und Milch keine Rede. Ein Theetopf kommt nicht auf den Tisch, vielmehr werden unaufhörlich neue Tassen mit angebrühtem Thee gebracht. Dazu gab man uns eingemachte Früchte, welche man mit langen zweizinkigen Gabeln verzehrte, und zuletzt brachte unser alter Wirth schmunzelnd eine Flasche aus einem Schränkchen hervor, halb voll Champagner, die gewiß seit einer Woche angebrochen war; davon bekam Jeder von uns als besondere Gunst ein kleines Liqueurgläschen voll. Champagner und der süße Kirschliqueur, Cherry brandy genannt, sind bei ihnen sehr beliebt, und von letzterem werden namentlich aus Hamburg ungeheure Quantitäten ausgeführt; auch in Indien ist es das Lieblingsgetränk besonders der Mahommedaner, welche das Verbot des Weintrinkens damit umgehen. Wenn sie sich einmal an einen europäischen Tisch verirren, so sprechen sie dem Champagner stark zu und haben die elegante Manier, dem welchem sie zutrinken die Nagelprobe ins Gesicht zu spritzen.

Nachdem die freundschaftlichen Beziehungen zu Yang-qua in solcher Weise befestigt waren, erfolgte demnächst eine förmliche Einladung zum Diner; auf seinen Wunsch brachten wir mehrere unserer Bekannten, so daß zuletzt sechs Deutsche * und sechs Chinesen zu Tische saßen. Der alte Yang-qua war ganz vergnügt uns an seiner gastlichen Tafel zu sehen und sein unaussprechlich

* Die Chinesen nennen Deutschland Jumbullo, wohl eine Verwechslung mit John Bull.

schlechtes Englisch auszukramen; nachdem er uns vor dem Essen mit Thee bewirthet, wies er uns in bunter Reihe unsere Plätze an, wobei sich der Sitz links neben dem Wirth als chinesischer Ehrenplatz ergab. Alles war gar hübsch angeordnet, und in den Formen unserer Begrüßung und Bewirthung lag wirklich viel Feinheit. Aus Aufmerksamkeit für die Ausländer hatte man ein paar Kapaunen und einen Schinken auf den Tisch gesetzt, und uns sogar Messer und Gabel hingelegt; wir gaben uns indeß das Wort nur die elfenbeinernen Eßstäbchen zu gebrauchen, und machten erstaunliche Fortschritte in der schweren Kunst.

Ein ernsthafter Beobachter hat behauptet, die Höhe der Kultur Europa's und China's zeige sich nicht nur in den beiderseitigen Erfindungen von Schießpulver, Compaß und Bücherdruck, sondern auch darin daß die beiden Nationen die einzigen seien, welche auf Stühlen aufrecht sitzen und mit Geräthen, nicht mit der bloßen Hand essen. Die Beobachtung ist richtig, denn selbst die Orientalen kauern weit eher als daß sie sitzen, auf ihren Divan's und essen mit der Hand. So verdienen denn die wunderlichen Eßstäbchen der Chinesen besondere Beachtung: man führt beide in einer Hand, und wenn man vorschriftsmäßig das eine Stäbchen fest zwischen Daumen und Mittelfinger hält, so kann man ziemlich gut damit fassen; freilich helfen sich die Chinesen indem sie die Schüssel unter das Kinn halten und rückwärts gelehnt die Speise in den Mund schieben, eine Art die Schwierigkeit jener Stäbchen zu bewältigen, die manchen Europäer zu dem Ausruf gebracht hat, so könne er es auch. Diese gemeine Sitte, hauptsächlich bei den Reismahlzeiten üblich, scheint jedoch dem guten Ton zuwider zu sein, und wir fischten, die Manier unserer Nachbarn absehend, kümmerlich in den Schalen herum die uns vorgesetzt wurden.

Unser Diner begann mit jenen Kapaunen, und dabei zu unserm großen Troste Brod, welches die Chinesen bedächtig auf ihre Teller schoben, zerschnitten und nach langem Kopfbrechen zu verzehren wußten. Dann kamen Tellerchen mit Salat, Krebsen, chinesischer Wurst, Fröschen, klein geschnittenem Schinken, Hummer, gebratenem Fleisch, eines nach dem andern und sämmtlich in kleine Stückchen gehackt, um mit den Stäbchen zum Munde geführt werden zu können. Neben uns standen außerdem zum Naschen Tellerchen mit Mandel- und Kürbiskernen. Auf die Fleischspeisen folgte nun eine ganze Reihe von Suppen in Tassen, wozu Porzellanlöffel gereicht wurden, zunächst die Königin der Suppen aus Vogelnestern, ein kostbares Gericht, da jedes Nest mehrere Dollars kostet; es ist eine sehr schmackhafte Bouillon, in der die Fasern des Nestes noch erkennbar sind. Ferner Suppen von Entenfüßen, Taubeneiern, Erbsen, Rüben, Hühnern, Bambusschößlingen, Bicho de mar (eine Holothurie). Darauf wurde nun Thee herumgegeben, und wir hofften schon daß es das Ende sei, aber es war nur die erste Hälfte! Nun kamen auf Schalen allerlei kostbare Delikatessen: zuerst Haifischflossen, welche zuweilen selbst auf den Tafeln der Europäer erscheinen, Fischkiemen, Neunaugen, gerösteter Fisch,

Stockfisch, Mollusken, Krabben, Backwerk mit Schweinefleisch, Maccaroni, Fischklöschen, Entenragout. Letzteres gab einen kleinen Aufruhr: der Wirth, welcher uns nöthigte von jeder Speise zu kosten, empfahl dieses Gericht als duck's meat, oder wie er es aussprach dog's meat; ein Schrei des Entsetzens ging durch den europäischen Theil der Gesellschaft bei diesem vermeintlichen Hunderagout; man beruhigte uns indeß mit mehr Feinheit als unsere unverhohlene Abscheubezeugung verdient hätte, und versicherte daß Hunde nicht auf die Tische der Reichen kommen. Endlich erschien das Dessert, abermals aus zwölf verschiedenen Schüsseln bestehend, und darauf zum Beschluß wieder Thee, und zwar aus besonderer Aufmerksamkeit für uns mit Zucker und Milch. So hatten wir nahezu drei Stunden zu Tische gesessen und von 60—70 Gerichten kosten müssen; an Unterhaltung fehlte es jedoch nicht, und unsere chinesischen Nachbarn zu beobachten und hie und da auf deutsch zu kritisiren war ergötzlich genug: sie machten es sich bald sehr bequem, und sprachen dem Kirschliqueur und dem Sam-shu, einem schlechten schwachen Schnaps aus Reis gebrannt, wacker zu; aber auch uns wurde das widrige obendrein warme Getränk unaufhörlich in die kleinen Porzellanschälchen geschüttet. Von der Bizarrerie der Lage ergriffen, versagte ich mir den Spaß nicht mit dem alten Mandarinen Yang-qua Brüderschaft zu trinken, ein Beginnen das jedenfalls für originell gelten konnte; die Andern ließen es wenigstens am Zutrinken nicht fehlen und schienen wohl gepicht, doch bekam es zuletzt meinem jungen Freund Kei-qua schlecht: er betrank sich während des Essens zweimal hintereinander, wobei er sich übrigens ganz wie ein Europäer geberdete, und mußte sich ins Jammereckchen verkriechen; den nächsten Morgen kam er sich zu entschuldigen, nicht daß er sich betrunken, sondern daß er nicht mehr habe trinken können. Nach aufgehobener Tafel begaben wir uns auf die Terrasse, um den schönen Abend zu genießen und die Erleuchtung des Saales von fern zu bewundern; an der Thür des Saales waren auf einem kleinen Altar dem Götzen des Hauses ein paar Reiskörnchen von unserm Mahle gewissenhaft dargebracht, und daneben brannte Räucherwerk. Einer von der Gesellschaft, dem der Sam-shu die Zunge gelöst hatte, nahm Anlaß mich von der Thorheit des Götzendienstes in aufgeklärter Weise zu unterhalten. Zuletzt ließ uns unser freundlicher Wirth in seinem eleganten Boot, das einen kleinen Pavillon hatte, nach den Factoreien zurückrudern.

Eine noch großartigere Festlichkeit veranstaltete ein Kaufmann, der früher sich mit Opiumhandel eingelassen hatte, nun aber ehrlich werden und zugleich ein neues, erweitertes Geschäft anfangen wollte. Drei Tage dauerten die Feste mit denen er sein neues Haus einweihte, und jeder Biedermann war geladen, den ersten Tag die großen Gestirne der Faktoreien, darauf die kleinen, den dritten Tag die chinesischen Freunde. Das Fest begann jeden Morgen mit einem sogenannten Singsong, einem Ausdruck des anglochinesischen Kauderwelsch für theatralische Vorstellungen, an welchen man viel Geschmack findet

und welche von herumziehenden Truppen aufgeführt werden. Wir ließen uns schon am Morgen hinrudern; am Thor empfing uns ein Tusch von lärmenden Instrumenten; in dieser Weise tschin-tschinte unser edler Wirth jeden seiner Gäste. Am Haupteingang stand ein Freund des Festgebers, jedem eintretenden Gaste die Hand reichend, an jedem Absatz der Treppe ein anderer, bis an der Thüre des Saals der Herr des Hauses selbst uns höflich entgegentrat. Ein krystallener Knopf auf seiner Mütze charakterisirte ihn als einen Mandarinen mittleren Ranges. Man führte uns nun nach den Sitzen: zwischen je zwei Stühlen, welche der Festlichkeit wegen mit rothem Tuch behangen waren, stand ein Tischchen, auf welchem ein Fächer, der unentbehrliche Begleiter des Chinesen bei warmem Wetter für jeden Gast bereit lag; man brachte nun auch Thee und Backwerk, und wir richteten Augen und Ohren auf den Singsong vor uns. Auf einer erhöhten Bühne bewegten sich in prachtvoll gestickten Gewändern die historischen Figuren der alten Zeit: die Kaiser welche vor tausend Jahren geherrscht haben, bilden die Hauptpersonen in diesen Heldentragödien, von denen man leider nicht mehr versteht, als daß es viel Prügel und ziemlich viel Mord und Todtschlag gibt. Das Niedrigkomische liegt immer nahe, sowohl absichtlich als zufällig; trotz der gravitätischen Bewegung der Helden macht das Ganze einen lächerlichen Eindruck, namentlich der Gesang und die Sprache der Männer im Discant. Die Weiber, ebenfalls durch Männer gespielt, müssen ihre Stimmen noch höher hinaufschrauben. Und die Musik!. Sowie einer der Schauspieler etwas Emphatisches sagt oder, wie es alle Augenblicke geschieht, in Wuth geräth, fällt die Musik ein: drei Schläge mit einem Bambusstöckchen, ein kurzer Paukenschlag und dann ein Gerassel mit den Becken. Geht die Balgerei los so tönt dieses Gerassel unaufhörlich, und der Europäer verzweifelt. Die Gefechte werden mit großer Geschicklichkeit ausgeführt, bei jedem Angriff sprangen die Kämpfer über einander weg, drehten sich auf dem Absatz herum, oder schlugen Purzelbäume mit Gewandtheit und Würde. Auch eine hübsche Nachahmung von Pferden hatten sie, wie man sie wohl auf unsern Maskenbällen sieht. Die Schauspieler waren übrigens sehr gut, und ihre Bewegungen, wenn auch übertrieben, doch charakteristisch. So starb namentlich eine Frau welche erdrosselt werden sollte, mit vielem Anstand und grausenvoll täuschender Treue; aller Effekt ging aber verloren, als die Ermordete aufstand und sich hinter die Coulissen begab; überhaupt war diese Art der Ausstattung, auch die Bühne selbst sehr dürftig. An stark gefärbten, oft auch höchst unanständigen Scenen fehlt es nicht, und einer meiner Bekannten hat gesehen, wie auf der Bühne eine Frau ihrer Nebenbuhlerin das Herz aus dem Leibe riß und es vor den Augen des Publikums auffraß. Der Gesang wurde abwechselnd von Violinen und Clarinetten begleitet, eine Musik ohne Anfang und Ende, namentlich ohne irgend eine Cadenz bei der das Ohr ausruht, dazwischen einzelne kurze abgerissene Stückchen Melodie. Ganz nachahmenswerth ist der Effekt, auf einen langen Trommel-

wirbel, wie sie zur Begleitung jener Gefechte vorkamen, einen gleichen Wirbel, aber einen ganzen Ton tiefer folgen zu lassen.

Die Tragödie wurde von Lustspiel und Sittengemälden unterbrochen, die uns leider noch unverständlicher waren. Zwischenakte für unsere gequälten Ohren gab es nicht. Wir gingen bald hinweg, und fanden uns erst des Abends zur Mahlzeit wieder ein; bei dieser sollte der Singsong noch fortdauern, und man saß zu sechs an kleinen Tischen, deren Vorderseite zur besseren Betrachtung des Schauspiels leer gelassen wurde. Diesmal begann die Aufführung mit Gebet, und die Andacht der Gesellschaft stieg in dem schauderhaftesten Geheul das eine menschliche Phantasie erfinnen kann, zum chinesischen Himmel auf. Dann wieder dieselben Vorstellungen, wo möglich noch glänzender als am Morgen; besonders traten Springer und Gaukler von unglaublicher Gewandtheit auf. Das Essen war im Vergleich zu Yang-qua's Diner nur leicht zu nennen; der europäischen Gesellschaft zu Ehren wurden einige gebratene Kapaunen, in kleine Stückchen zerschnitten, aufgetragen. Wir stahlen uns nach vierstündiger Ohrenmarter weg, und als das letzte Tschintschin der Musikanten am Thor verklungen war und wir unsern Wohnungen wieder nahten, meinte ich doch daß man die Herrlichkeiten China's manchmal etwas theuer erkaufen müsse, die Indigestion gar nicht gerechnet welche unvermeidliche Folge jedes chinesischen Gastmahls ist, dessen Gerichte zum Theil mit Ricinusöl bereitet seyn sollen.

Bei diesen Besuchen in chinesischen Häusern hatte ich manchen Anlaß den Nationalgeschmack näher zu beobachten und das Auge mit Formen zu versöhnen, die zu fremdartig sind um sofort gefallen zu können; indeß thut man den Chinesen bitteres Unrecht wenn man nach den geschmacklosen chinesischen Häuschen urtheilen will, wie sie bei uns hin und wieder ein reicher Kauz aufschießen läßt. Ganz China hat seinen bestimmten, durch keine Vermischung mit Fremdem verfälschten Styl, und in diesen paßt alles hinein — ihre Zöpfe, ihre Boote, ihre Gärten, ihre Häuser und ihre Pagoden. Alles ist kleinlich, aber zierlich; ihre Häuser, obwohl zunächst für ein warmes Klima geeignet, sind wahre Wunder von Wohnlichkeit und gemüthlicher Nettigkeit. Dagegen sucht man in ganz China vergebens nach einer großartigen Erscheinung irgend einer Art. Im Aeußeren der Gebäude muß man keineswegs phantastische Ueberladenheit vermuthen, welche höchstens bei Tempeln Platz gewinnt; der Stempel des Styls liegt zumeist in der Form der Dächer: die Ecken ein wenig gerümpft, aufwärts gebogen, Zierrathen auf allen Kanten, und doch mit Maaß. Dabei schmückt die Anwendung bunt glasirter Ziegeln und Backsteine ungemein. Die Zimmer sind meist in einander geschachtelt, die Wände oft durchbrochen und mit artigen Schnitzereien geziert; das Hausgeräth ist von Palisanderholz, Tische und Sitze oft von Marmor, alles in sehr zierlichen, oft wirklich reinen Formen; zahllose Laternen, theils mit bunter Glasmalerei, theils mit Gaze überzogen hängen in den Räumen, in jedem

Zimmer wohl ein Dutzend, da die Beleuchtung mit den schlechten Oellampen wenig intensiv ist. Die chinesischen Tapeten für ganze Zimmer welche man hie und da in Europa hat, sind nur für den Handel verfertigt, und beiläufig gesagt mit der Hand gemalt; sofern der Chinese Tapeten anwendet, sind es schmale lose aufgehängte Rollen mit Landschaften, Vögeln, Gruppen in Wasserfarben, oder mit den schon erwähnten Sittensprüchen in den großen malerischen Charakteren; diese zieren meist den Eingang zu beiden Seiten der Thüren. Der Reichthum des Besitzers offenbart sich in zierlichen Aufstellungen jener schon erwähnten Curiositäten und in fein ausgearbeitetem Schnitzwerk, während aller eigentliche Prunk fehlt und fehlen muß, da wo es das größte Unheil wäre den Blick des Mandarinen auf sich zu lenken und seine Begehrlichkeit zu wecken.

Einen hochberühmten Garten des reichen Kaufmanns Pon-tin-qua konnte ich nicht sehr bewundern; er liegt am Fluß, und die Liebhaberei des Besitzers überall kleine Wasserbehälter oder vielmehr große Pfützen anzulegen, um allen Arten Brücken zum Vorwand zu dienen, verdirbt das Ganze, welches überdies stark überladen ist; Häuschen, Denkmäler, Pagoden, Vogelhäuser sind überall verstreut; die Blüthe des Geschmacks aber ist, daß man diese verschiedenen Merkwürdigkeiten nur in einer gewissen Reihenfolge bewundern kann, denn das Ganze stellt eine Art Irrgarten dar, durch den sich der eine Pfad in vielfachen Windungen schlängelt. Prachtvolle Kraniche mit rothem Barett, die jeden Fremden trompetend begrüßen, Pfauen und Schwäne dienen sehr zur Zierde. Im Sommer sind alle jene Wasserbehälter mit der röthlichen Blume des Lotos bedeckt, und müssen sich dann sehr schön ausnehmen. Die eigentliche Gärtnerei gefällt sich ebenfalls im Kleinlichen; ein verkrüppeltes Bäumchen, das durch künstliche Behandlung, Beschneiden und magern Boden zum Miniaturbild seiner Art geworden ist, ein Busch zur Gestalt eines Hundes oder Hirsches verstümmelt, sind große Zierden und werden theuer bezahlt; ebenso bemüht man sich aus den verschiedenartigsten thönernen Thierfiguren Blumen herauswachsen zu lassen, z. B. Gras aus dem Maul eines Stieres, was noch eine der hübschesten Spielereien ist. Auch künstliche Ruinen werden mit Grün überzogen. Ich will hier noch erwähnen daß ich mancherlei chinesische Sämereien, hermetisch verlöthet mitgebracht habe, jedoch ohne daß viel davon aufgegangen wäre; es scheint dies die oft von mir gehörte Behauptung zu bestätigen, daß der hermetische Verschluß der Keimkraft verderblicher ist als die so sehr gefürchtete Seeluft und Nässe.

Mancherlei zahmes Gethier, namentlich Vögel, ist eine besondere Liebhaberei der Chinesen, nichts ist aber einer Lerchenart zu vergleichen, die im Käfig auf einer kleinen Erhöhung sitzend aufs anmuthigste singt und dabei mit den Flügeln förmlich den Takt schlägt. Ich habe es leider nicht erreicht eine solche Lerche lebendig nach Deutschland zu bringen.

Ich habe oben gesagt daß auch der chinesische Zopf in dem allgemeinen

Styl passe, und der ganze Aufzug des Chinesen, so sonderbar auf den ersten Anblick, erscheint harmonisch und wenig auffallend in der nationellen Umgebung; kann man doch nach kurzem Aufenthalt dahin kommen Einzelne wirklich hübsch zu finden, und die Züge der Frauen, die man freilich fast nur aus Bildern kennt, sind trotz der schiefen Aeugelchen sehr ansprechend. Die Tracht, bei den Wohlhabenderen ein langer weiter seidener Rock, ohne Kragen und am Halse eng anschließend, ist so hübsch als bequem, wenn auch durchaus nicht würdevoll, eine Eigenschaft die ohnehin dem Chinesen abgeht; dagegen kann die Würde nicht fehlen, wenn der Mandarin in seinen schwerseidenen, mit kostbaren Stickereien überladenen Gewändern einherstolzirt. Solche Figuren verirren sich jedoch in den plebejischen Stadttheil auf den die ausländischen Barbaren beschränkt sind, nur selten. Sowie die Landestracht durchaus keiner Mode unterworfen ist, so ist sie auch wesentlich ein Bestandtheil der Institutionen des Landes, und nach dem Sturz der Ming-Dynastie im 17. Jahrhundert wurde der Zopf mit der geschornen Stirn nebst der jetzigen Tracht den Chinesen von ihren tatarischen Unterdrückern nur unter dem heftigsten Widerstreben und mit blutiger Strenge aufgezwungen. So sind auch die Darstellungen welche auf dem chinesischen Porzellan nach Europa gelangen, Abbilder der alten historischen Tracht, derselben die in jenen Heldentragödien erscheint, namentlich mit dem wunderlichen Attribut der langen Federn auf der Kopfbedeckung, welche auf der Bühne nicht geringen Effekt machen.

Die Frauen gehören so sehr dem Innern der Häuser an, daß sie hier gar nicht in Betracht kommen; wenn diese armen eingeschlossenen Wesen sonach die Verkrüppelung ihrer Füße eher verschmerzen können, so ist das Schicksal derer desto trauriger, welche in Wohlleben aufgewachsen und sonach auch mit jener nationellen Verschönerung geziert, im späteren Alter im wahren Sinne des Worts auf die Straße gestoßen werden: in den Straßen Canton's sieht man häufig alte Weiber mit verkrüppelten Füßen sitzen, welche durch Betteln oder Kleiderflicken ihren Lebensunterhalt suchen; die bekannten Modelle des Damenfußes die man in europäischen Cabinetten hat, und die auch in Canton käuflich sind, sind völlig treu. Der Gang dieser Unglücklichen nimmt sich aus als gingen sie auf Stelzen, nach der nationellen Anschauung jedoch gleicht er „dem Schwanken der Wasserlilie." und das Vorurtheil zu Gunsten dieser Verstümmelung ist so stark, daß ein Mädchen mit gesunden Füßen keine anständige Heirath machen würde, und daß sich mithin selbst vernünftige Eltern schwer entschließen eine Unsitte abzuthun, welche nicht nur bleibende Verunstaltung bezweckt, sondern auch den unglücklichen Kindern mehrere Jahre hindurch unaufhörliche Tortur bereitet; ein vorurtheilsfreier Chinese vertraute einem Engländer, daß in einem Haus wo junge Mädchen aufwachsen, Tag und Nacht vor ihrem Weinen und Klagen keine Ruhe sei. Dabei müssen wir stark bezweifeln ob diese armen Krüppel gesunde Mütter werden können, während wir freilich die Gegenbemerkungen über die Schnürleiber europäischer

Frauen uns gefallen lassen müssen; auch die engen Uniformen der englischen Soldaten gereichten den Chinesen zur Verwunderung, und nährten eine Zeit lang die sanguinische Hoffnung, daß diese Eingeschnürten im Kampf sich nicht rühren und namentlich nicht wieder aufstehen könnten, wenn sie etwa hinfielen. Der eigentliche Grund jener Unnatürlichkeit, welche jedoch nicht wie die Landestracht tatarisch sondern ächt und uralt chinesisch ist, scheint die Versinnlichung des ausschließlich häuslichen Berufes des chinesischen Weibes zu sein; wenn wir nicht gar den Stolz, nicht der Nahrung nachgehen zu müssen, darin erblicken dürfen; dieser wenig edle Stolz spricht sich jedenfalls unverkennbar in der Sitte aller einigermaaßen wohlhabenden Männer aus, die Nägel der rechten Hand zolllang wachsen zu lassen; damit das kostbare Gewächs nicht abbricht, wird es mit einem kleinen Bambusstäbchen förmlich gestützt. Auch in einem stattlichen Wanst liegt das ehrende Zeugniß daß man wohl zu leben habe, und ein magerer Mensch wird als ein Hungerleider geringgeschätzt. Dagegen lieben sie schlanke Frauen.

Wenn wir uns von diesen Aeußerungen des plumpsten Geldstolzes wegwenden, so bedarf es nur weniger Schritte, um in dem endlosen Gewimmel auf dem Flusse ein Bild der höchsten Thätigkeit und Genügsamkeit zu gewahren. Dort fallen uns auch vor allem die Frauen der niedern Stände als die emsigsten auf, und diesen wäre freilich mit jener vornehmen Unzier schlecht gedient. Meist führt eine Frau das Ruder der kleinen Boote auf welchen man von Ufer zu Ufer fährt, und jeder Europäer der in jener Zeit Canton besucht hat, wird sich der schönen Schifferin Lin-fa erinnern und der Grazie mit der sie ihrem beschwerlichen Geschäft oblag; Lin-fa heißt Blume des Wassers, und sie verdiente den poetischen Namen vollkommen. Schon in Hongkong haben wir die Boote kennen gelernt, welche trotz ihrer Kleinheit der ganzen Familie zur Wohnung dienen, in dem großen Canton liegen sie in unabsehbaren vielfachen Reihen am Ufer des Flusses, und ich nehme Anstand die Angaben zu wiederholen, wie viel tausend Boote und wie viel mehr tausend Menschen dort Jahr zu Jahr ein auf dem Wasser liegen. Für gewöhnliche Ausflüge benutzt man die kleinen Boote, Sam-pan, „drei Bretter" genannt: die Hongboote sind größer und haben ein schönes Zimmer in chinesischem Geschmack; Blumenboote sind sehr groß und prachtvoll verziert, sie dienen den Chinesen zu Gelagen und Orgien jeder Art, und sind berüchtigt als die Stätten, wo Leute die nach Canton kommen um in der großen und fashionablen Stadt eine Saison hindurch sich zu amüsiren, ihr Geld am schnellsten durchzubringen wissen. Wir mietheten einmal ein solches Boot zu einer Excursion auf dem Flusse; alle Stühle waren mit goldgestickten rothen Teppichen behängt, und die Musik war so schön als sie in China nur zu haben ist. Auch die Opiumpfeife fehlte nicht. Was für andere bunte Fahrzeuge noch auf dem großen schiffbaren Strome liegen ist kaum zu beschreiben, denn solch ein chinesisches Schiff ist ein Ungethüm für sich, ohne irgend eine Aehnlichkeit mit unsern Fahrzeugen; lebhafte

Farben sind sehr beliebt und selten fehlen jene großen Glotzaugen am Vordertheil, mit denen sie den Weg besser finden sollen, ein Zug in ihrer Physiognomie der nun vollends abenteuerlich ist. So unsicher die Junke zu überseeischen Reisen ist, so zweckmäßig ist im allgemeinen die Bauart und die Einrichtung der Segel zum raschen Fortkommen; man sieht deshalb in den chinesischen Gewässern nicht wenige Fahrzeuge im Besitz von Europäern, welche namentlich die Form der Segel angenommen haben. Im malayischen Meer sind die Junken eine häufige Erscheinung, und besonders der Handel mit Singapore sehr lebhaft; dagegen macht die Fahrt jener Junke zur Londoner Industrie-Ausstellung eine große Ausnahme, und der Mangel an astronomischen Kenntnissen bildet wohl ein noch größeres Hinderniß als die abenteuerliche und unsichere Bauart.

Zweiter Abschnitt.

Volkscharakter — Leben der Europäer — Macao.

Wenn wir nun von dem Nationalcharakter der Chinesen reden sollen, so kommt uns Goethe mit einem treffenden Schlagwort zu Hülfe, indem er seinen klugerfahrnen und weitgewanderten Mephistopheles von krystallisirtem Menschenvolk berichten läßt: seit Jahrhunderten in starre Formen gebannt, ist es der Vermischung mit der übrigen Welt nicht nur fremd geblieben, sondern derselben unfähig geworden, und nur ein mächtiges Agens vermag jene Erstarrung zu lösen, die Elemente dieser Nationalität dem Weltverkehr zurückzugeben; dieses Agens freilich hat seine Wirkung begonnen, und nachdem der Krystall einmal an einer seiner Kanten angefressen ist, wird er nicht lange — nach dem Zeitmaaß der Weltgeschichte wenigstens nicht lange mehr in der alten Form bestehen bleiben.

Man wird von Erstaunen ergriffen bei der Betrachtung, daß die Lehren des alten Confucius, der ein Zeitgenosse des Pythagoras war, noch heute nach 2400 Jahren vollständig die Grundlage des chinesischen Reiches bilden, daß dieses Reich in dem ungeheuern Zeitraum wohl alt, aber nicht anders geworden ist; und wie dieses Lehrgebäude Alles auf die väterliche Gewalt zurückführt, so mögen wir wohl sagen daß es unhaltbar werden mußte, je mehr die Kinder heranwuchsen. Jetzt ist das ganze Volk denn wirklich in der zweiten Kindheit angelangt, seine lebendigen und fruchtbringenden Institutionen sind abgestorben, in der ganzen Nation kein thatkräftiger Entschluß, keine großartige Idee mehr vorhanden, der Charakter des Ganzen wie der Einzelnen zum Kleinlichen, Puerilen herabgesunken, und dieser letztere Zug geht von den bombastischen Albernheiten in den Dekreten des Hofs bis hinab zu den

kleinlichen Zierrathen ihrer Wohnungen und zu den Laternen und Drachen an denen sie sich ergötzen. Wenn in diesem Zustande der Altersschwäche die Individualität der Einzelnen nothwendig sich verwischen muß, so ist damit eben auch dem Despotismus die Bahn geebnet, und dieser vollendet denn die Gleichheit und Uniformität, in desto widrigerer Weise als er nicht ein Despotismus der Kraft und Größe, sondern der gemeinsten und selbstsüchtigsten Neigungen ist. Der Chinese ist leicht zu beherrschen, weil das Volk, wie Jemand geistreich gesagt hat, aus Individuen zu Atomen geworden ist, und weil es leicht zu beherrschen ist, hat sich die Nichtswürdigkeit der Herrschaft bemächtigt. Eine Aristokratie, die in der Erinnerung an ritterliche Ahnen die Aufmunterung zu gleichen Thaten fühlt, oder durch festen Besitz zur Gemeinnützigkeit geleitet wird, kennt China nicht; der einzig Mächtige, der Mandarin, hat sich zum Antheil an der Herrschaft und zum Anspruch auf Versorgung durch das vorschriftsmäßige Quantum Kenntnisse in den angeordneten Prüfungen befähigt, und wird in sein Amt wie in einen Besitz eingewiesen, denn da er keine Persönlichkeiten zu achten hat gewöhnt er sich schnell an die Auffassung, daß das Amt und die Regierten um seinetwillen da seien, und die weitere Verirrung liegt ihm nahe, in der Verfolgung des eigenen Vortheils vor keiner Bedrückung und Expressung zurückzuschrecken; Tyrann gegen unten, ist er Sklav gegen oben, gegen seinen Vorgesetzten, der ihn zu mißhandeln vermag wie er seine Untergebenen. So bringt das System der Lüge und der Erpressung durch alle Stufen der Autorität bis dicht an den Thron, und der Kaiser auf seiner einsamen Höhe ist nahezu der Einzige der nicht mit verschworen ist; in welchem Grade er der Erkenntniß der Wahrheit fremd bleibt, zeigt sich auf merkwürdige Weise in der Geschichte des letzten englischen Krieges, wo Dekret auf Dekret Belobungen und Auszeichnungen über Personen ergoß, die vor der Uebermacht widerstandlos zurückwichen, während ihre Berichte den Kaiser von Siegen und Großthaten und der Vernichtung der rothhaarigen Barbaren unterhielten.

Das System der Bestechungen und Gewaltthätigkeiten ist furchtbar, und in der That gefürchtet genug. Jeder scheut sich Wohlstand zu verrathen um nicht mit dem Mandarinen theilen zu müssen, und wenn der Vorgesetzte auf solche Bedrückungen achtet, so ist es nur um sich sein Theil am Raube zu sichern; der Opiumschmuggel ist ein förmlich organisirtes, vor den Augen der Behörden fortgesetztes System, und als Sir John Davis nach dem Kriege dem Vicekönig Kiying, der doch einer ihrer Besten und Weisesten ist, Vorhalt machte daß es würdiger sei das offen zu erlauben was man zu hindern nicht beabsichtigte, erkannte dieser die größere Würde in einer fortgesetzten illegalen Duldung. Aus dem Munde von Chinesen habe ich die Klagen vernommen, wie z. B. die Erben eines unlängst verstorbenen sehr reichen Kaufmanns um Millionen, sage Millionen von den Mandarinen betrogen wurden, und sich glücklich schätzten wenigstens nicht alles einzubüßen.

Die über die Maaßen große Uebervölkerung, durch unweise Verbote der Auswanderung befördert, trägt nicht wenig dazu bei die Einzelnen zu Sklaven des kümmerlichsten Erwerbs zu machen und noch mehr zu erniedrigen. Erst jetzt beginnt der Strom der Auswanderung, wiewohl immer noch verboten, reichlicher zu fließen, und Californien scheint den mächtigsten Reiz auf eine Bevölkerung zu üben die sich zu lebenslanger Armuth verdammt glaubte. Indeß waren auch früher schon viele Tausende nach dem malayischen Archipelagus ausgewandert, aber stets behalten sie die alten Sitten bei und haben die Rückkehr in ihre unvergleichliche Heimath im Auge. Ganz neuerdings belehrt uns eine Proklamation gegen Auswanderung über die eigentlichen Gründe, weßhalb Gesetz und Landessitte sich gegen dieselbe erklären: die Unmöglichkeit den Gräbern der Vorfahren die hergebrachte Verehrung fortan zu weihen, ein Ritus zu dem allerdings die Lehren des Confucius aufs eindringlichste auffordern.

Ein anderes Uebel welches schwer auf dem chinesischen Volke lastet, ist die Vielweiberei, der gemeinsame Fluch der Völker des Orients, der alle edleren Gefühle des Familienlebens erstickt, und indem er die Frau zu einem förmlich untergeordneten Wesen erniedrigt, sowohl auf den Mann als auf die Kinder verderblich zurückwirkt. Zwar ist die chinesische Vielweiberei eine gemilderte, indem das Gesetz der sogenannten ersten Frau entschiedene Vorzüge der Stellung vor den übrigen gibt; auch ist diese Erste, welche der Zierde der verstümmelten Füßchen nicht entbehren darf, meist von besserer Abkunft. Das eigentliche Haremssystem aber, die völlige Absperrung der Frauen, ist hier so streng durchgeführt als irgendwo, und die Frau ist schlechtweg Waare, welche der Mann ersteht ohne sie vorher auch nur gesehen zu haben. Den Mittheilungen jenes chinesischen Aufwärters an Bord der Lark verdanke ich den Preiscourant dieser Waare: eine Frau der niederen Stände kostet, wenn sie hübsch ist, wohl 100 Dollars, sonst nur 30, die seinige 75, aber Reiche geben bis zu 5000 Dollars aus. Der Mann kann die Frau auch wieder verkaufen, aber meist nur zu dem unwürdigsten Gebrauch, da sie dann als entehrt betrachtet wird. Wenn sie verkauft sind weinen sie ein paar Tage, sagte mir mein Gewährsmann so unbefangen als handelte es sich um eine Kuh, die sich in den neuen Stall nicht gewöhnen will. Ist es dann ein Wunder, wenn ein chinesischer Vater es für ein Unglück ansieht Töchter zu haben, und auf Befragen, wie viel Kinder er habe, nur die Zahl der Söhne angibt?

So ist in dem Chinesen so recht von Haus aus die Liebe erstickt, und es ist begreiflich wenn sie gegen Dritte eine Zuneigung nicht empfinden, die nicht einmal gegen die nächsten Angehörigen lebendig werden kann; ihre Schadenfreude bei Unfällen selbst ihrer Freunde ist ein wohlbekannter Zug, und es ist das fast einstimmige Urtheil der Europäer welche Jahre lang mit Chinesen gelebt haben, daß trotz der besten Behandlung keine Anhänglichkeit oder Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten Wurzel faßt; Charakterzüge die freilich

nur zu viel Nachklang auch in Europa und Deutschland finden. Zwar versicherte Dr. Parker bleibende Dankbarkeit bei den von ihm geheilten Patienten zu finden, aber die Hülfe seiner ärztlichen Kunst muß den Chinesen so völlig überirdisch erscheinen, daß diese Ausnahme die Regel wohl nicht umstößt; dagegen haben wir gesehen, wie wenig die Bevölkerung von Canton im allgemeinen seine Verdienste erkannte.

Der fortwährende Druck verderblicher Staatseinrichtungen und der lange Frieden, welcher schon um der Ernährung des übervölkerten Landes um jeden Preis erhalten werden mußte, haben Feigheit zu einem hervorstechenden Charakterzug des Volks gemacht, und nach der alten Erfahrung geht Grausamkeit damit Hand in Hand; die Behandlung der wenigen Gefangenen die sie im Krieg gemacht, die Art wie sie vereinzelte Europäer zu mißhandeln und abzuschlachten lieben, ist empörend; aber eben so auffallend sind die vielerlei Scenen, wo eine Handvoll Europäer gegen tausendmal stärkere Pöbelhaufen das Feld behauptet haben. Dagegen besitzt der Chinese im vollen Maaße Standhaftigkeit im Leiden, passiven Gehorsam gegen das Unvermeidliche, und die Mandarinen sorgen dafür daß diese Tugend nicht außer Uebung komme. Wenn wir damit die oft erzählte Thatsache vergleichen, daß bei der erlaubten Stellvertretung bei chinesischen Strafen selbst der zum Tod Verurtheilte zuweilen einen Stellvertreter findet, so müssen wir in dieser Standhaftigkeit ein gut Theil Gleichgültigkeit gegen den Werth ihrer armseligen Existenz erkennen.

Wie denn bei dem ganzen Zuschnitt des chinesischen Lebens in Staat und Familie, Geld das Hauptmittel zum Besitz von Lebensglück und somit das Hauptziel alles Strebens geworden ist, so darf man sich nicht wundern alle Fehler welche die Geldgier in ihrem Gefolge hat, ebenfalls anzutreffen; so ist denn insbesondere Falschheit und Lüge dem Chinesen so sehr als nur irgend einem der orientalischen Völker geläufig, und die Formen des Betrugs werden immer künstlicher, je schwerer es der Einzelne hat sein Auskommen zu finden. Ueber die Arglist und Betrügerei welche das chinesische Hausgesinde tagtäglich und zum Theil ohne viel Hehl übt, ließe sich ein Buch von ansehnlicher Dicke schreiben; wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß sich in die Umgebung der Europäer der Abschaum der Bevölkerung einer Stadt drängt, die ohnehin im ganzen Reich des schlimmsten Rufes genießt.

Um jedoch gerecht zu sein, müssen wir neben der unedlen Gier nach Geld und Gut hier die glänzendste Eigenschaft hervorheben welche der chinesische Volkscharakter auch jetzt noch besitzt, eine unermüdliche emsige Thätigkeit, mit der höchsten Genügsamkeit und immer gutem Muthe gepaart. Es kann überhaupt den Menschenfreund aufrichten zu sehen, wie in allen Ländern wo in den oberen Schichten das Geld zur Herrschaft über alle Güter des Lebens gelangt ist, und wo der schamlose Egoismus der Reichen den Gelüsten der Gütertheilung einen sehr plausiblen Vorwand gibt, im Volke selbst der Trieb

zu redlicher Arbeit, selbst wenn sie gar keine Hoffnung hat, sich erhält; so ist das Volk bei uns von den Lockungen des Communismus und Socialismus im Vergleich zu der Armuth vieler Gegenden nur schwach und in seinem Auswurf berührt worden, und in China gar kennt der Arme nichts als unermüdliche Arbeit Tag für Tag, und wenn wir dabei die Eigenthümlichkeit in Erwägung ziehen daß eine Analogie unseres Sonntags völlig fehlt, so erscheint er der Theilnahme doppelt werth. Die wenigen Ausflüge welche dem Europäer an den Ufern des Perlflusses verstattet sind, zeigen unter der ländlichen Bevölkerung dieselbe Emsigkeit und ängstliche Benutzung jeder Gelegenheit zum Erwerb, wie bei den Stadtbewohnern und den Schiffern und Fischern auf dem Wasser; die Sorgsamkeit der Bodenkultur ist sprüchwörtlich geworden, aber es theilen sich zu viele in einen Besitz, der seiner Natur nach keine Ausdehnung zuläßt, und mit dem Läppchen Land vererbt sich Armuth und Noth. Einzelne Beispiele zeigen, wie sehr man im Volk selbst der Ueberzahl an Menschen sich bewußt ist, z. B. die ausgesprochene Abneigung gegen arbeitsparende Maschinen, seien sie auch so einfacher Natur wie der Schleifstein; daher mag es kommen daß die Chinesen bei aller Anstelligkeit im Fach solcher Vervollkommnungen überaus wenig leisten, und bei der Anfertigung ihrer oft unnachahmlich genauen Arbeiten durch Geduld die Unzulänglichkeit ihrer Werkzeuge ersetzen. Von umsichtigen nationalökonomischen Maaßregeln des Staats, die selbst uns weisen Europäern so ungemein schwer werden, ist natürlich keine Rede.

Wenn wir nach allem diesem dem Chinesen Achtung und Theilnahme nicht versagen, und den größten Theil seiner Fehler auf die eingerosteten Staatseinrichtungen direkt zurückführen können, so muß die Frage um so näher interessiren, wie dieses Volk sich zu den anerkanntermaaßen eben so thätigen als zahlreichen Missionen verhalte. Wir setzen dabei die Frage bei Seite, wie viel Sicherheit die verbriefte Duldung der christlichen Confessionen gewähre, getrösten uns aber Angesichts der erkämpften festen Stellung der europäischen Mächte, daß ernstliche Gefahren in dieser Richtung nicht mehr drohen. Desto feindseliger, wenn auch passiv tritt der Volkscharakter jedem tieferen Wurzeln des Christenthums entgegen: mehr denn irgend ein Volk der Idee einer geoffenbarten Religion fremd, und durch die Altersschwäche der eigenen obendrein von Anfang an dürren Vernunftreligion zum nackten Deismus schon längst hingeleitet, dabei durch den Druck seiner Zustände überhaupt nüchtern und materialistisch geworden, hat das chinesische Volk die Brücke zu dem warmen Glauben an eine liebevolle und erlösende Gottheit verloren, und es tritt also auch hier jene Krystallisation der ganzen Nation heilsamen Einwirkungen in den Weg. Die Geschichte der Missionen in China ist reich an ruhmvollen Namen, und an solchen die im vollen Geiste ihrer Sendung Gefahr und Tod nicht scheuten in heidnische Länder einzudringen, und die wirksamste Bekehrung, die aus dem Kleinen und Innersten heraus zu betreiben;

namhafte Anstrengungen sind gemacht die unendliche Schwierigkeit der Sprache zu bewältigen, und die schon erwähnten ärztlichen Missionen sind ein Beweis sinniger Wirksamkeit; bei alle dem jedoch sind die Erfolge nur sehr gering, und die Wahrhaftigkeit der Bekehrungen um so mehr mit Mißtrauen zu betrachten, als es dem chinesischen Charakter völlig entspricht um äußerer Vortheile willen sich den Schein derselben zu geben. Auch hier wieder muß man es beklagen, daß so viele Missionen sich nur mit dem Theil des Volkes beschäftigen der am äußersten Ende gelegen und entartet, am wenigsten Hoffnung zur Vergrößerung des Kernes gewährt den erfolgreiche Thätigkeit hier etwa schaffen könnte. Ganz besonders ungünstig muß eine übergroße Stadt wie Canton erscheinen, während auch hierin die Oeffnung der übrigen Häfen erfreulicheren Hoffnungen Raum gibt. Im allgemeinen aber steht die Organisation der protestantischen Missionen, welche ihren Sendlingen ein nicht geringes Maaß von irdischer Behaglichkeit verstattet, jenem fruchtbringenden Vordringen in den Kern des Landes, dem Leben und Dulden im Volk und mit dem Volk, stets entgegen, und wir müssen die Weltumseglerin Frau Ida Pfeiffer gegen die Gegenbemerkungen von Sir John Davis in Schutz nehmen, wenn sie mit einer Treue die ich bestätigen muß die Beispiele schildert, wo auch sie auf ihren weiten Fahrten die Unzulänglichkeit der Missionen beobachtet hat. Damit sind weder die gewiß zahlreichen Fälle einer aufopfernderen Wirksamkeit, noch die wirklichen Verdienste und Erfolge auch der Uebrigen in Schatten gestellt, wiewohl eben die letzteren ungleich größer gewesen wären wenn jene Uebelstände nicht obwalteten.*

Wer vermöchte zu läugnen daß neben dem bequemen Leben so manches protestantischen Missionärs, der umgeben von dem Genuß des Familienlebens und des häuslichen Comfort, vielleicht gar im Besitz von Wagen und Pferd, seinem Beruf mit aller Behaglichkeit obliegt, daß neben diesem die Erscheinung des katholischen Priesters eine blendende ist, wenn er außer allen Entsagungen die sein Stand an sich ihm auferlegt, auch auf jegliche Bequemlichkeit und Sicherheit des Lebens verzichtet und sich muthvoll in das Innere heidnischer Länder vertieft, kaum mit einer andern Aussicht als der der Märtyrerkrone. Die Achtung, welche jede persönliche Aufopferung, das „payer de sa personne“ der Franzosen, in Anspruch nimmt, gebührt diesem in vollem Maaße, und wir haben ihm gegenüber nicht das Recht abzuwägen, wie weit ruhiges Pflichtgefühl und wie weit schwärmerische Hingebung seinen Entschluß geleitet haben; desto mehr aber kommt uns die Frage zu, ob ein solches Werkzeug, bei dem wir allerdings die schwärmerische Disposition voraussetzen dürfen, das geeignete für die Aufgabe sei die ihm vorliegt. Wir haben bereits im zweiten Theile dieses Werks darzuthun gesucht, daß die Aufgabe

* Vergl. auch Reise der Corvette Galathea II. cap. 4. über die Missionäre der Sandwich-Inseln.

der Mission neben Glaubenseifer und Glaubensmuth auch einen nicht unbedeutenden Grad von Umsicht und scharfer Beurtheilung der psychologischen Seite dieser Aufgabe erfordert, und diese letzteren Eigenschaften werden desto mehr zurücktreten, je mehr jene ersteren in der Mehrzahl Sache des Impulses und der Schwärmerei sind. In diesem Punkte denn wird der Erfolg der bedachtsamen Mission die von Hongkong oder Canton aus geleitet wird, nicht selten die Leistungen der Andern übertreffen, während freilich eine durchdringend wirksame Mission in dem einen wie in dem andern sich hervorthun müßte, und daß viele Missionäre beider Bekenntnisse diesem Ideal nahe kommen, wollen wir um so williger annehmen, als dieser ehrwürdige Beruf etwas Besseres von uns verdient als scharfe Kritik.

Leider tritt aber gerade in China die unselige Spaltung der christlichen Welt recht ans Licht, und die zwei Confessionen, welche doch in den ersten Grundlagen des Bekenntnisses das sie dem Volke zu eigen machen wollen, gleich sind, richten ihre Kräfte gegen einander statt zu demselben Ziele, und berauben sich gegenseitig ihrer wichtigsten Stütze, während sie zugleich dem Ungläubigen die stärkste Waffe in die Hand geben. Können sich doch katholische und protestantische Missionäre nicht einmal über den Namen des Gottes dem sie beide dienen verständigen, da der katholische Ausdruck Tien-choo, Herr des Himmels, von den Andern verworfen wird. Die fanatische Feindschaft der englischen Kirche, welche nicht abgeneigt ist der verhaßten Popery die Eigenschaften einer christlichen Kirche geradezu abzustreiten, mag hier viele Schuld haben, andrerseits treten aber gegenüber den Chinesen die Mängel und Gefahren der katholischen Lehre in ein so grelles Licht, daß die Wachsamkeit der Evangelischen wohl gerechtfertigt ist. Wir brauchen nicht so weit als in China die Bestätigung zu suchen, daß die Verehrung der Heiligen und die Aufstellung ihrer Bilder, so unverfänglich auch das Dogma sie darstellen mag, eine rohe und sinnliche Bevölkerung zur krassen Abgötterei verleitet, und diesem Uebel kommt der chinesische Volksglaube mit der Unmasse seiner heiligen Bilder, mit seiner „Königin des Himmels" zumal in einer solchen Weise entgegen, daß wir starke Bedenken tragen müssen, ob das was der katholische Neophyt in China von seinem Missionär empfängt, in ihm auch wirklich sich zum Christenthume gestaltet. Um so leichter freilich vermag der katholische Missionär die Zahl seiner Heerde zu vermehren, während der evangelische gegen alle Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche einer reinen und abstrakten Lehre gegenüber einem entschieden kalten und skeptischen Volke entgegenstehen, Schwierigkeiten welche durch die puritanische Richtung der englischen Kirche erheblich vermehrt werden.

Müssen wir sonach das Feld von China für eines der unfruchtbarsten zur christlichen Mission erklären, so reiht sich daran eine bedenkliche, auf das ganze Missionswesen bezügliche Frage, ob nämlich der Eifer der Bekehrung der Weltgeschichte voraneilen solle, oder ob es nicht vielmehr räthlicher sei, die immerhin nicht ungemessenen Kräfte und Mittel vorzugsweise dort zu

concentriren, wo der Gang der Dinge das Feld zu einem empfänglicheren gemacht hat. Wir wünschen nicht denen Aergerniß zu geben, welche ihr Eifer treibt das göttliche Gebot der Heidenbekehrung überall und allezeit zu befolgen, wenn aber z. B. vor einigen Jahren der selige Gützlaff durch ganz Deutschland die Mission in China predigte, so begreift man wohl daß diesem Manne das Feld seiner langjährigen Wirksamkeit vor allem am Herzen lag, aber man darf bezweifeln ob der dadurch hervorgerufene Eifer, gerade für das fernste und unempfänglichste aller Länder, ein natürlicher und praktischer zu nennen ist, namentlich so lange vor der eignen Thür noch so viel trauriger Unrath aufgehäuft liegt. Ich hatte die Ehre Dr. Gützlaff in Hongkong, wo er als Dolmetscher der Regierung lebte, kennen zu lernen und mich an seiner geistvollen und dabei jovialen Unterhaltung zu erfreuen. Seine Geschichte des chinesischen Reichs, so fern uns auch die Personen und Thatsachen stehen, ist eine Reihe merkwürdiger Belege, wie überall in China wie in Europa dieselben Leidenschaften das Menschenvolk beherrschen, und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen.

Ganz besonders bei Betrachtung des Missionswesens werden wir lebhaft erinnert, daß eine großartige Wendung in den Geschicken China's, welche auch in dieser Hinsicht Hoffnungen gewährt, gerade in unserm Zeitalter eingetreten ist. Die Unfehlbarkeit chinesischer Staatsweisheit hat durch den scharfen Conflikt mit England im vorigen Jahrzehnt einen furchtbaren Stoß erlitten, und die Befestigung europäischer Macht, so folgenschwer sie ist, kann nicht einmal für das wichtigste Resultat dieser Erschütterung gelten, vielmehr hat dieselbe ihre intensivste und dem Bestehenden gefährlichste Wirkung in dem Lande und Volke selbst geübt. So dürftig auch die Zeitungsnachrichten über diesen großen Aufstand, welcher lawinenartig zu wachsen scheint, lauten, so ist doch genug bekannt um demselben den ernstesten Anschein zu geben; die Regierung welche selbst in früherer Zeit stets machtlos war auch die geringsten Aufstände zu bewältigen, und dieselben stets mit schmachvollen Vergleichen, Belohnung der Rädelsführer und Anerkenntniß selbständiger Rechte zu beendigen genöthigt war, wird einer Empörung von solchem Umfang jetzt, nach der tiefen moralischen Niederlage gegen die Engländer nicht Herr werden; trotz aller bombastischer Proklamationen und schlauer Bemäntelungen konnte die völlige Wehrlosigkeit des Reichs gegen die verachteten Barbaren dem Volke auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und der klägliche Verlust dieses Nimbus muß der Regierung um so verderblicher werden, als sie unmöglich geliebt sein kann. Dabei ist die längst bekannte Thätigkeit der legitimistischen geheimen Gesellschaften gegen die usurpatorische Tataren-Dynastie nicht außer Berechnung zu lassen, und die Erscheinung eines Louis XVII. aus der vor zweihundert Jahren verdrängten Ming-Dynastie ist ominös für die jetzigen Gewalthaber, denn welches Gefühl fände wohl einen so tiefen Anklang in jeder Menschenbrust, als das der Theilnahme für eine entthronte rechtmäßige Herrscherfamilie? Wie auch die

Entscheidung fallen möge, so scheint wenigstens das alte System der Abschließung und des Beamtendespotismus, altersschwach und ungesund wie es ist, nicht bestimmt dieselbe zu überdauern, und der Bethätigung heilsamerer Grundsätze wird damit die Bahn gebrochen werden.

Inzwischen werfen wir einen Rückblick auf der Tragödie ersten Theil, die Fehde mit England, diß uns um so mehr interessirt als sie sowohl auf den europäischen Verkehr mit China, als besonders auf das Leben der dort ansässigen Europäer den wesentlichsten Einfluß geübt hat. Altbekannt ist das System der Bedrückung und Beschränkung, dem die wenigen in Canton lebenden Europäer zu aller Zeit unterworfen waren, die unerträgliche Beengung ihres täglichen Lebens, die Unbilden aller Art durch den unbotmäßigen Pöbel, und die Gefahren selbst der gerechten Nothwehr gegen solche Angriffe; eben so bekannt ist die großartige zum jährlichen Werth von Millionen sich belaufende Einfuhr von Opium, welche durch die Landesgesetze verboten, nur durch ein völlig organisirtes Schmuggelsystem, bei welchem die Bestechlichkeit der Mandarinen ein Hauptmoment bildete, möglich wurde. Dieser in keiner Weise zu rechtfertigende Handel hatte, namentlich seit an die Stelle des Handelsmonopols der ostindischen Compagnie von 1834 an freie Concurrenz getreten, allmälig einen so unverhüllten Charakter angenommen, daß die chinesischen Oberbehörden dem Frevel nicht länger unthätig zusehen konnten, und der vielgenannte energische aber auch gewaltthätige Commissär Lin im Jahr 1839 mit den schärfsten Instruktionen abgesandt wurde. Auf seine Gewaltmaaßregeln gegen die Europäer in Canton übernahm der englische „Superintendent of trade,“ Capitän Elliot, die Verantwortlichkeit, Namens der Regierung seine Landsleute zur Herausgabe alles Opiums auf den englischen Schiffen, selbst außerhalb des Hafens aufzufordern, und es wurden die berühmten 20,283 Kisten Opium im Werth von 2,400,000 Pfund Sterling überliefert und zerstört.* Hiermit war jedoch der Friede nicht hergestellt, und mancherlei Vorfälle, besonders der Tod eines Chinesen bei einem Auflauf gegen englische und amerikanische Matrosen führten zu immer schrofferen Maaßregeln, der Vertreibung der Engländer erst von Canton, dann von dem gewählten Zufluchtsort Macao, endlich zu offenen Feindseligkeiten und dem förmlichen Verbot des Handels mit England. Es läßt sich mithin zur Entschuldigung Englands wohl anführen, daß nicht direkt und ausschließlich der Opiumhandel, sondern eine Reihe von Verletzungen des Völkerrechts, die seit vielen Jahrzehnten angehäuft endlich das Maaß voll machten, den denkwürdigen Krieg herbeiführten, welcher nun im Juni 1840 mit der Blockade von Canton begann. Wir übergehen die Beschreibung der Kriegsfälle, welche der Leser so gut wie wir

* Dieser Entschluß fand die öffentliche Billigung einer großen Autorität, des Herzogs von Wellington; desto härter und wegwerfender beurtheilt ihn Gützlaff in seiner Geschichte des chinesischen Reichs.

aus den vorhandenen Originalwerken entnehmen kann, und heben nur die wichtige Einnahme der ansehnlichen und volkreichen Insel Chusan, sowie die Unterwerfung von Canton im Mai 1841 hervor, an welche zugleich eine wesentliche Charakteristik der Ereignisse und Maaßnahmen sich knüpft. So sehr nämlich die Engländer in ihrem Recht waren, wenn sie den einmal begonnenen Krieg an allen Punkten erhoben die ihnen Aussicht auf Erfolg gewährten, so bedauernswerth ist es daß von der schweren Heimsuchung der überlegenen und zerstörenden englischen Waffen hauptsächlich die völlig unschuldigen östlichen Küstenstriche betroffen wurden, und in der That sind die Engländer selbst die Ersten die armen Menschen zu beklagen, welche nach ohnmächtiger, oft tapferer Gegenwehr in wildem Schrecken nicht nur den eignen Tod suchten, sondern selbst ihre Weiber und Kinder ums Leben brachten, um nicht den furchtbaren Barbaren in die Hände zu fallen. Dagegen blieb die Bevölkerung von Canton, so vieles Unheils schuldig und der chinesischen Regierung selbst wegen ihrer Unbotmäßigkeit ein Pfahl im Fleisch, von jeder eindringlichen und abschreckenden Lektion verschont, und als die britische Macht sie nun wirklich bedrohte, brachten die Mandarinen ein Lösegeld von 6 Millionen Dollars zusammen, und die Stadt blieb verschont. Man begreift daß man sich zu der äußersten Maaßregel, eine eng und von Holz gebaute Stadt von einer Million Einwohner zu bombardiren, schwer entschloß, aber wie dem auch sei, die Schuldigen, namentlich der Pöbel der gewiß zu jenem Lösegeld nichts beizutragen hatte, blieben ungestraft, und als nun nach erfolgter Zahlung die englischen Schiffe an einem bestimmten Tage den Fluß wieder hinab gingen, hatten die Mandarinen dem Volke vorgelogen, daß die Regierung in ihrer Langmuth diese Frist zur Entfernung der barbarischen Eindringlinge gesetzt habe; so wird in China wie in Europa die Geschichte gefälscht, und dieser Wahn war selbst zu meiner Zeit noch allgemein verbreitet; er war denn der Grund daß die Ereignisse des Kriegs gerade auf Canton des Eindrucks ganz verfehlten, und daß die Europäer dort vier Jahre nach dem Friedensschluß noch eben so gewaltthätig und übermüthig behandelt und von dem vertragsmäßigen Eintritt in die innere Stadt abgehalten wurden. Diejenigen welche die Folgen der damals geübten Milde zunächst zu ihrem Schaden zu empfinden hatten, sprechen strengen Tadel darüber aus, und wünschen daß das Blut welches doch einmal fließen mußte, lieber in dem schuldigen Canton vergossen worden wäre, als unter den arglosen Bewohnern von Chusan, über die jenes Kriegsunheil wie ein Verhängniß hereinbrach, ohne daß sie zu den Wirren zwischen England und China je auch nur das geringste beigetragen.

Die unmittelbare Bedrohung der reichen Stadt Nanking durch englische Schiffe und Landungstruppen brachte die Chinesen, welche so blind und übermüthig in die Gefahren dieses Kriegs gerannt waren, endlich zu einer weisen Umkehr, und der **Vertrag von Nanking** wurde am 29. August 1842 zwischen Sir Henry Pottinger und den drei chinesischen Commissarien, unter

denen besonders Kiying eine hervorragende Rolle als Träger einer aufrichtig friedlichen Gesinnung spielte, abgeschlossen. Den Inhalt dieses wichtigen, in seinen Folgen unabsehbaren Vertrages ordnen wir nach Davis am zweckmäßigsten unter fünf Hauptpunkte, welche denn auf die ganze frühere und jetzige Stellung der Europäer zu China ein Licht werfen.

Erstens wurde die Beschränkung des europäischen Handels auf Canton wesentlich erweitert durch die Oeffnung von vier andern Häfen, Amoy, Fuchau-Fu, Ningpo und Shanghai, von denen namentlich Shanghai große Blüthe verspricht, da es den Theedistrikten nahe liegt, dergestalt daß man mit der Zeit dem am südlichen Ende des Reichs für den Handel notorisch schlecht gelegenen Canton erheblichen Abbruch zu thun gedenkt, eine Aenderung der Handelswege welcher zwar die Behörden durch Verwaltungsmaaßregeln nach Kräften entgegen zu arbeiten scheinen. Andererseits hat die geringe Kenntniß der geographischen Verhältnisse des bisher verschlossenen Landes sich in der unerfreulichen Thatsache erwiesen, daß zwei der Häfen, Ningpo und Fuchau-Fu entschieden schlecht für den Handel gewählt sind. Bei der vorgesehenen Revision des Vertrags nach Ablauf von 12 Jahren hoffte man diesen Fehler zu verbessern.

Zweitens wurde die Beschränkung der Handelsfreiheit beseitigt, gemäß welcher bislang die Europäer nur mit einer gewissen Zahl der sogenannten Hongkaufleute Geschäfte machen durften. Der Vortheil daß diese Körperschaft solidarisch für Schulden ihrer Genossen haftete, war durch die Nachtheile des Monopols und die Abhängigkeit nicht nur in Handelssachen sondern auch in der ganzen politischen Stellung reichlich aufgewogen worden.

Drittens wurde die Einführung eines mäßigen und stetigen Zolltarifs zugestanden.

Viertens errangen die Engländer das überaus wichtige Zugeständniß der Exterritorialität der Europäer namentlich in allen criminellen Fällen, ein um so werthvolleres Gut, als bisher die Behörden des Landes besonders bei Fällen von Tödtung eines Chinesen, mochte es nun Mord, Todtschlag oder gerechte Nothwehr sein, unfehlbar den Kopf des europäischen Thäters verlangten, ja sogar nach ihren sauberen Grundsätzen der solidarischen Haftbarkeit den ersten besten Kopf, oder so viel Köpfe als auf der Gegenseite verloren gegangen.

Fünftens wurde statt der entwürdigenden Formen, in welchen der officielle Verkehr zwischen den chinesischen und englischen Autoritäten stets stattgefunden hatte, die Form völliger Gleichheit eingeführt, und somit dem neuen internationalen Verhältniß das Siegel aufgedrückt.

Der materielle Gewinn Englands bestand in einer Entschädigungssumme von 21 Millionen Dollars; ein hartes Wort für den chinesischen Schatz, der durch die unmäßigen und unsinnigen Kriegsrüstungen schon arg genug mitgenommen war. Die Abtretung Hongkong's, schon bei einer Episode der Vermittlung während des Kriegs zugestanden, wurde bestätigt, und England

somit ein Platz gegeben, wo es unter seiner vollen Souveränetät seine Macht befestigen und für jeden eintretenden Fall bereit halten konnte, ungestört durch die Winkelzüge der chinesischen Politik, welche diese mit mehr Erfolg als die Waffen stets zu handhaben wußten. Chusan dagegen sollte zurückgegeben werden sobald der Vertrag vollständig erfüllt sei; ein späterer Ergänzungsvertrag hatte diese Clausel wie im Vorbeigehen dahin abgeändert, daß die Rückgabe Chusan's nach Abzahlung der Kriegsentschädigung erfolgen sollte, und bald gewahrte man, daß man nach so vielen Siegen den schlauen Chinesen wieder ein Hinterthürchen offen gelassen hatte, denn auf diese Weise hatte man sich die Erzwingung der verhaßten Pflicht die Thore Canton's zu öffnen, wieder aus den Händen winden lassen, und es blieb nach richtig erfolgter Abzahlung nichts übrig, als Chusan ehrlich aber mit schwerem Herzen heraus zu geben, wobei die feierliche Berufung der Chinesen auf Treue und Glauben, ein Ding das sie kaum dem Namen nach kennen, sich eigen genug ausnahm. Ein kaiserliches Handbillet aus Peking vertröstete inzwischen auf die Erfüllung auch dieses Punktes, sobald man des Pöbels der Stadt werde Herr geworden sein, leider die griechischen Kalenden China's, denn wir möchten die rebellische Sinnesart dieses Pöbels für dauerhafter erklären als die Herrschaft der „großen reinen Dynastie."

Wie gegen jene Schonung der Stadt Canton, so haben sich auch gegen die Herausgabe Chusan's heftige Tadelstimmen erhoben, und wenn auch die Wenigsten eine gewaltsame Zurückbehaltung der Insel anzurathen wagten, so war man desto unzufriedener daß man bei dem Vertrag von Nanking, wo man alles in der Hand hatte, statt des engen und dürren, selbst für Lebensmittel von den Chinesen abhängigen und höchst ungesunden Hongkong nicht das schöne, fruchtbare und unter einer gemäßigteren Breite gelegene Chusan, oder auch beide Inseln als Besitz der Krone England in Anspruch genommen. Solchen Vorwürfen wird sich der welcher als Sieger Mäßigung übt, stets aussetzen; wiefern dieselben gerecht sind wagen wir nicht zu entscheiden.

Obgleich die Engländer im Namen aller Nationen gehandelt hatten, sahen sich die Amerikaner veranlaßt ebenfalls einen Vertrag mit China abzuschließen; einige Zusätze welche inzwischen die Erfahrung gelehrt hatte, kamen nach einer Clausel des Vertrags von Nanking auch den Engländern zu Gute. Diese amerikanische Gesandtschaft hinterließ in einer Beziehung ein seltsames Andenken in Canton; es hatten nämlich den Gesandten, Herrn Cushing eine große Anzahl junger Leute begleitet, welche um China zu sehen sich als Legationssekretäre anwerben ließen; im Spott nannte man diese Leutchen Ornamental secretaries, und einige Ueberreste dieser diplomatischen Zierrathen blieben nach der Abreise der Gesandtschaft in ziemlich kläglichen Verhältnissen dort hängen. Auch die Franzosen mußten ihre Gesandtschaft haben, wiewohl ihr Handel mit China, da sie Seidenstoffe selbst fabriciren und Thee nicht trinken, sehr unbedeutend ist; so geneigt man war die Gesandtschaft des Herrn

von Lagrenée, die volle fünf Millionen Francs gekostet, für eine bloße Eitelkeitsache des Julikönigthums zu erklären, so verdankt man doch dem Vertrag desselben die höchst wichtige, bis dahin verabsäumte ausdrückliche Bestimmung, daß Kriegsschiffe nicht nur in den fünf Häfen sondern in allen chinesischen Häfen Zutritt haben sollen.

Die spätere Entwicklung der Verhältnisse zwischen den Europäern und China kann im allgemeinen nur befriedigend genannt werden, und man gibt dem Vicekönig Kiying das Zeugniß, daß seiner staatsmännischen Einsicht und seinen feinen Formen, verbunden mit einer nach chinesischem Maaßstabe außerordentlichen Geradheit, wesentliches Verdienst hierbei gebührte. Doch fehlte es nicht an Anläßen, wo man doch wieder genöthigt war die rauhe Seite selbst gegen Kiying zu zeigen. Dieser hochbetraute Beamte scheint laut späteren Nachrichten auf dem so schmalen als schlüpfrigen Pfad des chinesischen Staatsmanns wiederholt ausgeglitten zu sein, ein Schicksal das er um seinen Kaiser so wenig als um die Europäer verdient hat. Die Eröffnung Canton's, das letzte Desiderium der Europäer wurde aber- und abermals verschoben, und ist meines Wissens noch nicht erledigt; da man sich indeß von dem guten Willen wie von der Ohnmacht der Behörden überzeugt hat, und kaum wünschen kann die letztern einer harten Probe gegen den widerspenstigen Volksgeist auszusetzen, so hat man diese Frage, die ohnehin mehr den Ehrgeiz und die Eitelkeit als wirkliche Interessen berührt, mit geringem Eifer betrieben. Die Spannung welche zu meiner Zeit in Canton herrschte fand nach wenigen Monaten einen Ausbruch, und einer meiner deutschen Bekannten der von Kampfesmuth getrieben sich allzuweit vorwagte, glitt aus und fiel mitten zwischen den feindlichen Haufen hin, wo denn auch gleich ein Chinese in ächt nationeller feiger Grausamkeit herbeikam, ihm einen schweren Stein auf den Kopf fallen zu lassen; die Verwundung war jedoch nicht schlimm. Dagegen blieb eine Anzahl Chinesen todt.

Die Versuche tiefer ins Innere zu gelangen begegnen nach wie vor den größten Schwierigkeiten, und die Missionäre allein, welche sich förmlich in die Landestracht werfen und mit Zopf und geschornem Scheitel einhergehen, dringen weiter. Dennoch ist die Entdeckung immer leicht bei der großen Verschiedenheit der Gesichtsbildung, und oft sind die blauen Augen zu Verräthern geworden. Ich lernte in Indien einen Deutschen kennen, der in Gesellschaft von chinesischen Kaufleuten die ihn begünstigten und versteckten, mehrere hundert englische Meilen ins Innere gedrungen war: als er zuletzt doch verdächtig wurde, wußte man die ganze Reisegesellschaft durch den Vorwand daß keine Lebensmittel da seien zur Umkehr ohne äußere Gewalt zu zwingen. Auf dieselbe Weise lehnen auch die tibetanischen Gebirgnachbarn von Britisch-Indien die Begegnung und den Verkehr mit den Europäern ab; sie scheinen gewaltsame Scenen wie sie in Canton üblich sind gern zu vermeiden, eben so sehr aber für ihren eignen Kopf besorgt zu sein, daß der verbotene Verkehr nicht stattfinde.

Wenn wir uns nun Angesichts der in Aussicht gestellten wichtigen Eröffnung des uralten Reichs der Muthmaaßungen und Prophezeiungen enthalten, so müssen wir doch hier noch einen Seitenblick auf das benachbarte Japan werfen, wo die Abgeschlossenheit noch größer ist, dergestalt daß die eignen Unterthanen die Küsten nicht verlassen dürfen, und selbst schiffbrüchige Seeleute die in ihren Kähnen zuweilen verschlagen werden, nicht wieder aufgenommen werden.* Die einzig geduldete Ansiedlung der Holländer besteht nach vielseitigen Zeugnissen unter zu gedrückten Formen, als daß wir von dort Fortschritte des Verkehrs erwarten dürften, und die bisherigen Versuche andrer Mächte auf friedlichem Wege Anknüpfungspunkte zu finden, sind vollständig gescheitert, sei es nun daß man sich durch die Zurückbringung Schiffbrüchiger, oder durch die Begehr nach Wasser und Lebensmitteln, oder unter diplomatischen Formen dort einzuführen suchte. Immer aber erfolgte die Abweisung anfangs unter guten Formen, wiewohl man den Hartnäckigen auch Kanonen entgegen gestellt hat. Bis jetzt scheint man Seitens der europäischen Seemächte stillschweigend den problematischen Satz des Völkerrechts anerkennen zu wollen, daß jeder Staat das Recht habe sich abzuschließen; sollte jedoch ein entschiedenes Interesse ins Spiel kommen, so würde auch wohl der entgegengesetzte Satz Vertreter finden, daß nur der Ansprüche auf völkerrechtliche Schonung habe welcher am Völkerverkehr wirklich Antheil nimmt. Inzwischen ist das Schreiben des Kaisers von Japan wo nicht wahr doch gut erfunden, worin dieser seinem Bruder von China unter Beileidsbezeigung vorrückt, daß er nun einsehen möge, wie weise Japan gehandelt habe daß es sich mit den Ausländern nicht eingelassen.

Wir berichten nun einiges über den Handel mit China, soweit der Laie dem Laien davon zu sagen weiß, und schieben für diesmal die Handelsgegenstände welche sonst die anziehendsten sind, chinesisches Porzellan, Lackwaaren, Elfenbein- und anderes Schnitzwerk als Nebensachen völlig bei Seite, da wir es wesentlich mit Thee als Ausfuhr- und dem leidigen Opium als Einfuhrartikel zu thun haben, und zwar steht letzteres als der bei weitem bedeutendste Handelsartikel von allen oben an. Von einer Einfuhr von 4628 Kisten im Jahr 1821 hatte sich dieser unheilvolle Handel bereits im Jahr 1832 auf 23,670 Kisten im Werth von 15 Millionen Dollars gehoben, und im nächsten Jahr stand die Opiumeinfuhr, welche wesentlich dem Opium-Monopol der ostindischen Compagnie zu Gute kam, mit 11 Millionen neben einer Theeausfuhr von nur 9 Millionen, während die übrigen Einfuhr- und Ausfuhrartikel sich das Gleichgewicht hielten. Mithin wurde nicht nur das ganze Erzeugniß

* Seit das Obige geschrieben wurde, hat in den Relationen der europäischen Mächte zu China wie zu Japan ein völliger Umschwung stattgefunden, dessen große Resultate wir hier nicht relapituliren, die aber noch in Jedermanns Gedächtniß sind. Anm. zur 2. Ausgabe.

der großen und wichtigen Theeindustrie, sondern noch 2 Millionen baares Geld in jenen Abgrund eines Lasters geworfen, das selbst wenn es gar nichts kostete, dennoch als ein Krebsschaden der schlimmsten Art zu betrachten wäre. Ich citire aus Davis diese ziemlich veralteten Zahlen, um im allgemeinen nachzuweisen wie ernst der Schaden ist, und wie gerechtfertigt die chinesische Regierung erscheinen mußte, als sie dem Handel, welcher ohnehin bereits verboten war, ein Ziel zu setzen versuchte, wenngleich sie durch die thörichte Ueberschätzung der eigenen Kräfte, wie durch die Vermischung der Unschuldigen mit den Schuldigen alles verdarb, und den Engländern das Recht sich beschwert zu fühlen muthwillig in die Hände spielte. Seit dem Kriege ist die Sache fast ganz in das alte Geleis zurückgekehrt, nur daß der Schmuggel mit einem gewissen Anstand, dafür aber desto sicherer unter vollkommener Connivenz der Regierung betrieben wird, dergestalt daß seit dem Vertrage von Nanking kein einziges Verbot gegen das Opium mehr erlassen worden ist. Die Procedur ist nach wie vor die, daß nicht in den Häfen, sondern auf „hoher See" in geschützten Lagen, an denen die Mündung des Perlflusses reich ist, wie Lintin und Cumsingmoon, die Opiumschiffe ankern; der chinesische Kaufmann schließt mit dem Eigenthümer oder Consignee des Schiffes seinen Handel über so und so viel Kisten, empfängt eine Anweisung auf das Schiff und holt sich auf eigne Rechnung und Gefahr die Waare ab, welche er, nachdem er sich mit dem Mandarinen abgefunden, in Sicherheit bringt. Das geht alles sehr glatt ab, und die unkluge Manier welche unmittelbar vor der Krisis eingerissen war, das Opium bis Whampoa oder gar Canton zu bringen, wird vermieden. Der englische Kaufmann macht sich also sein Gewissen leicht, indem er sich von allem direkten Schmuggel fern hält, und mit einem ächt pharisäischen: „da siehe du zu," dem Chinesen es überläßt mit seinem Gewissen und dem Mandarinen fertig zu werden. Eher läßt sich die Ausrede hören, daß ja die chinesischen Behörden selbst erklärt haben daß sie die Duldung des fortdauernd verbotenen Handels für den besten Ausweg hielten, und daß sogar eine gewissenhafte Denunciation des britischen Consuls in Shanghai ohne allen Erfolg blieb; die Thatsache des gesetzlichen Verbots liegt jedoch vor, selbst wenn auch der Kaiser vielleicht der einzige ist der nicht an den Früchten des Schmuggels mitgenießt, und die Frage ob der Opiumschmuggel recht oder unrecht ist, läßt sich nur beantworten: unrecht. Die Engländer haben eine sehr bequeme Art cavalièrement über die Sache zu sprechen, und meist verbannt man den Gegenstand aus dem Kreis der Unterhaltungsgegenstände, weil sie sich regelmäßig in ihren Argumenten festrennen; einmal erhub sich in meinem Beisein ein solches Opiumgespräch, und Einer brachte eine sehr plausible Sophistik vor; da rief ein alter ehrlicher Marine-Officier über den Tisch herüber: „That argument won't do at the last judgment!" zur großen Beschämung der Gesellschaft, welche ich zu vermehren nicht Anstand nahm indem ich dem alten Herrn ein lautes Bravo zurief.

Außer der Schmuggelfrage erhebt sich auch noch die wegen der Schädlichkeit des Stoffs den man verkauft; auch hierin macht man sich die Sache leicht, indem man das Opium dem Branntwein gleich stellt, der seinen Mißbrauch aber auch seinen Gebrauch habe, so wie auch in Hongkong die Opiumbuden eben so wie Wirthschaften und Schenken concessionirt werden; die ärztlichen Urtheile widersprechen dieser Vergleichung jedoch. Einstimmig schildert man den Opiumraucher von Gewohnheit als einen verlornen Menschen, wiewohl allerdings viele dann und wann einmal rauchen, ohne sich der gefährlichen Grenze zu nähern; man sagt sogar daß alle Chinesen es gelegentlich treiben, und in unserm Hause verrieth manchmal der durchdringende Geruch des Rauches daß unsere Bedienten sich dieses verbotene Vergnügen machten. Um nicht in Rom gewesen zu sein ohne den Papst zu sehen, ließ ich mich von einem Bekannten zu einem chinesischen Kaufmann bringen, der die zu meinem Zweck empfehlenswerthe Eigenschaft besaß, gänzlich in diesem Laster untergegangen zu sein. Sein Bruder empfing uns und sprach in den stärksten Ausdrücken über den Verderb des Opiumgenusses, an dem der Bruder zu Grunde gehe; bald darauf erschien auch der Andere, träumerisch, bleich, hohläugig und durch jene Eingefallenheit zwischen Wange und Oberlippe gezeichnet, welche ein so charakteristisches Merkmal des Opiumrauchers ist, daß chinesische Maler in ihren Bildern zu schmeicheln pflegen, indem sie an dieser Stelle eine rechte Wulst anbringen. Mit vieler Sorgfalt und mit sichtbarer Aufregung bereitete er die Pfeife, indem er eine Partie Opium, etwa erbsengroß, nach langem Kneten und Drehen auf die kleine Oeffnung des Pfeifenkopfs klebte. Der Raucher legt sich nun auf das Ruhebett, welches unerläßlich zum vollen Genuß ist, hält die Pfeife ans Licht und zieht den Rauch gemächlich ein. Eine Pfeife dauert nur eine halbe Minute; unser Freund rauchte deren zwanzig des Morgens und eben so viele des Abends; ich begnügte mich mit zweien und verspürte keine Folgen; manche meiner Bekannten hatten es auf fünf gebracht, und wußten von dem außerordentlichen Reiz des Opiumrausches wie von dem entsprechend schrecklichen Katzenjammer zu sagen. Der Rauch schmeckt übrigens sehr angenehm mohnartig, so daß er schon in dieser Hinsicht verführerisch ist. Das Opium wird zum Gebrauch eingekocht und ist höchst concentrirt; jene 40 Pfeifen machen täglich zwei Maes, nahezu eine halbe Unze aus, und auch die Geldausgabe für einen starken Raucher ist erheblich.

Für dieses Gift vertauscht uns der Chinese seinen Thee, der nicht nur zu einem theuern Genuß, sondern in England zu einem förmlichen Bedürfniß aller Klassen geworden ist, und dessen Werth nur der zu schätzen vermag, der ihn nach Uebermüdung und Erhitzung genossen hat. Die Anklage daß er „die Nerven angreife“ erscheint als ganz lächerlich, wenn wir die wahrlich wenig nervösen Gestalten des englischen theetrinkenden Volkes betrachten, und wir möchten den Theegenuß als natürlichen Feind des Branntweins so sehr

befürworten und fördern als nur möglich.* Von jenem englischen Kohlgericht, in das ein unwissender Koch die neumodischen Blätter verwandelte, und von den 79 Pfund die im Jahr 1670 nach England ausgeführt wurden, ist es ein weiter Weg bis zu einer Ausfuhr im Jahr 1851 von 68 Millionen Pfund nach England, 43 Millionen nach Nordamerika, 4 Millionen nach Australien, $4\frac{1}{2}$ Millionen nach Bremen und Hamburg, nicht ganz eine Million nach Holland, und eine halbe Million nach Frankreich. Auch im Zollverein, obgleich namentlich das südliche Deutschland dem Thee am fremdesten geblieben ist, hat sich die Einfuhr in zehn Jahren vervierfacht, und die neueste Herabsetzung des Zolles von 11 auf 8 Thaler ist sehr erfreulich; möge dieser Zoll auf ein so wohlthätiges Produkt wo möglich ganz schwinden, und lieber dem Branntwein durch wohlgezielte gemeinsame Maaßregeln der Besteuerung ernstlich Abbruch gethan werden.

Ob die Theestaude zwei genau geschiedene Varietäten hat, die den grünen und schwarzen Thee liefern, ob nicht die verschiedenen Gegenden und Breiten (35⁰ und 28⁰ n. B.) aus welchen diese zwei Sorten kommen, Einfluß auf die Pflanze üben, oder ob nur eine Theepflanze existirt, darüber ist man so ganz einig noch nicht, und die widersprechendsten Angaben liegen vor; Thatsache ist daß man aus grünem Thee schwarzen und umgekehrt macht, und ich sah mir einst auf der Insel Honan gegenüber Canton eine Theefabrik mit gewissenhafter Wißbegierde an, von der ich nachher erfuhr daß sie auf betrügerische Weise aus schlechtem schwarzen Thee durch Zusatz von Berliner Blau grünen Thee verfertigt; auch wurden dort durch Aussuchen der verschieden geformten Blätter verschiedene Sorten creirt. Sonst hängen die Sorten von der Lage des Theegartens und Distrikts, von der Art und der Zeit des Pflückens ab, und man hat an fünfzig verschiedene Benennungen. Aus dem Chinese Repository entnehme ich folgende Hauptklassen: vom schwarzen Thee ist Bohea der geringste, dann Congo, dann Souchong und Powchong, der beste Pekoe, von dem man eine aromatische, mit den Blättern anderer Sträucher vermischte Sorte, den Flowery Pekoe hat; ich bekam von letzterem eine Partie zum Geschenk und er erwies sich als das was man gelben Thee nennt, weil selbst der stärkste Aufguß hellfarbig bleibt. Vom grünen Thee ist Twankay der geringste, dann Hyson, Young Hyson, und der beste Imperial mit der Abart des Gunpowder. Die meisten dieser Namen sind verderbte chinesische Wörter.

Die Behandlung der Theeblätter erstreckt sich wesentlich auf Trocknen an der Luft und an gelindem Feuer, über dem eiserne oder thönerne offene Halbkugeln angebracht sind, in denen der Arbeiter mit der bloßen Hand die Blätter umdreht. Das Mißtrauen gegen den grünen Thee, als verdankte er seine grüne Farbe der Bereitung auf Kupfer, ist ungegründet, wohl aber behält

* Nach dem Zeugniß eines bewährten Arztes ist der Thee auch nährend, und obendrein ein Mittel gegen Gicht.

derselbe bei gelinderem Dörren mehr von dem Gerbestoff, welcher aus dem andern ausschwitzt. Zuletzt werden die Blätter in einer Fegemühle, die den unsrigen völlig gleich ist, ausgestäubt, aber auch der Staub gut verwerthet. Für die tatarischen Nomadenvölker werden die Blätter förmlich zu Backsteinen zusammengepreßt. Dagegen wird der schwarze Thee durch Arbeiter mit bloßen Füßen, horribile dictu! in die Kisten gestampft, eine Mißhandlung von der der grüne, dessen Blätter zerdrückt werden würden, verschont bleibt.

Natürlich ist das Theegeschäft der Europäer äußerst verwickelt; jedes Handlungshaus hat sein eigenes Theezimmer, in dem manchmal 400 verschiedene Proben stehen, und diese gehörig zu sortiren haben alle größeren Häuser einen eignen Theeschmecker, Tea-taster, meist ein Engländer, denen man den feinsten Gaumen zutraut. Der angenehme Lebensberuf dieses Individuums ist, Jahr aus Jahr ein vom Morgen bis zum Abend Thee zu kosten, und fortwährend steht ein Dutzend Tassen zur genauen Prüfung und Vergleichung vor ihm. Nun geht es an die Verschiffung, und hierbei sieht man nicht nur auf sorgfältige Packung in möglichst großen Kisten, sondern auch darauf daß ein möglichst großer Theil des Schiffsraums nur mit Thee angefüllt sei, ja selbst die Größe des Schiffs ist vielen nicht gleichgültig. Wenn hierin die Anerkenntniß liegt daß der Thee auf der langen Seereise, auf der er obendrein zweimal die Linie passirt, leicht an seinem Aroma verliere, so ist man doch in Canton selbst nicht ohne Zweifel über die angenommene Vorzüglichkeit des russischen Landtransportes: während einige den feineren Geschmack des Karawanenthees geradezu läugnen, gestehen andre diesen zwar zu, meinen jedoch daß der über Kiachta exportirte vorzügliche Thee auf den Markt von Canton gar nicht komme, wogegen dann Dritte die gewöhnliche Annahme vertheidigen, daß derselbe Thee auf dem Landwege sich besser erhalte als in der Hitze und Feuchtigkeit des Schifftransports.

Es wäre schlimm wenn man in Canton keinen guten Thee zu trinken bekäme, und ich habe darin wahrhaft geschwelgt; so guten Thee als nur je habe ich übrigens in Lima getrunken, wo er in dem Schiff das mich nach China brachte, eben angekommen war; mithin ein Beleg daß eine Seereise ihm nicht unbedingt verderblich ist. Ein Pfund guter Thee kostet $^1/_2$ bis $^3/_4$ Dollar, der allerschönste nur $1^1/_2$ Dollar; natürlich ist man dort wohl bewandert in geschickten Mischungen, mischt jedoch nur schwarz mit schwarz und wieder grün mit grün. Zwei Recepte die man mir anpries mögen zum allgemeinen Nutzen und Frommen hier Platz finden: Zwei Theile Congo (strong Pekoe flavored Congo), ein Theil scented orange Pekoe gibt einen starken Thee für gewöhnlichen Gebrauch; drei Theile Powchong, ein Theil Flowery Pekoe einen feinen Thee für Damen. Nach einem bis zwei Jahren verliert der Thee sein stärkstes Aroma, die Chinesen jedoch lassen ihn zu ihrem Gebrauch mit Bedacht 10—15 Jahre liegen. Ihre Manier den Thee ohne Zugabe von Milch und Zucker zu trinken und die Tasse in der er bereitet

wird zugedeckt zu lassen, macht sie jedenfalls eines feineren Thee's würdig als uns.

Von europäischen Artikeln kommen eigentlich nächst dem Opium nur zwei in Betracht, Baumwollenzeuge und Tuch; in den ersteren beherrschen die Engländer den Markt vollkommen; was die für den nördlichen Theil China's wichtigen Tuchwaaren betrifft, so sollen darin die deutschen Fabriken den Vorzug verdienen, aber durch die Nachlässigkeit der Verpackung und die Angabe von falschem Maaß, welche einige Versender sich zu Schulden kommen lassen, haben sie der deutschen Waare in China einen schlechten Ruf gemacht; so belehrte mich ein Deutscher in Canton, der es beklagte daß deutsche Kaufleute das „Ehrlich währt am längsten" in so plumper Weise außer Augen setzten und Kniffe anwendeten die im Handel mit andern fernen Völkern wohl einträglich sein mögen, den schlauen Chinesen aber nicht entgehen. Von andern Waaren will ich der Curiosität halber einen namhaften Import von Rattenfallen erwähnen, wichtig für ein Land wo dies edle Wild gegessen wird; von Belang ist einigermaaßen die Einfuhr von Taschenuhren, meist silberne leichte Waare, einer der wenigen Gegenstände welche die Chinesen nicht nachzuahmen vermögen, während sie z. B. recht stattliche Schlaguhren mit Gewichten herstellen. Der Zauber der Taschenuhr den wir alle aus unserer Kindheit kennen, scheint mächtig auch auf den Chinesen zu wirken, und Angesichts der Gefahr daß die Uhr stehen bleiben könnte, kauft er sich lieber gleich zwei und führt sie beide bei sich. Das ist aber auch wirklich das einzige europäische Kunstprodukt, welches in den Augen des Chinesen Werth hat, und in seinen nationellen Haushalt dringt auch nicht der kleinste Gegenstand europäischer Art ein, wogegen man nicht nur viele Europäer im Orient mit chinesischen Sonnenschirmen à la Robinson Crusoe herumgehen sieht, sondern auch chinesische Handwerker überall wo sie hinkommen durch ihre Anstelligkeit, ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit alle Mitbewerber, namentlich Europäer ausstechen. Die Zeiten wo ein chinesischer Schneider den Flicklappen des ihm zur Probe mitgegebenen Kleidungsstückes pflichtgemäß mit copirte, sind vorüber, aber auch jetzt noch zeichnen sie sich durch geduldige und gewissenhafte Nachahmung aus, und das ist im Orient, wo man alle Kleidungsstücke von weißem Stoff zum Waschen dutzendweise hat, wohl angebracht. Der köstliche chinesische Battist, Grasscloth, ein überaus leichtes, dabei sowohl dauerhaftes als billiges Gewebe findet zu solchen Zwecken Abnehmer unter den Europäern in Menge.

Schließlich möchte ich die größere Benutzung eines Stoffs der in China wie im ganzen tropischen Asien die ausgedehnteste Verwendung findet, des Bambusrohrs, anempfehlen. Nach Canton kommt es in großen Flößen den Fluß hinab, und von dem Gerüst beim Häuserbau bis zu dem Stäbchen mit dem der chinesische Faullenzer seine überlangen Nägel stützt, ist dieses ausnehmend harte, elastische, der feinsten Bearbeitung fähige Rohr überall angewandt. Es käme nur darauf an die Gewerbszweige ausfindig zu machen,

welche besonders dies vorzügliche Material verwenden könnten, und dann würden ein paar Schiffsladungen davon wohl lohnen. Was man im Handels-Kauderwelsch Pfefferrohr nennt, ist eine braune Sorte des Bambus.

Wir haben nun noch das Leben des Europäers in Canton zu schildern, wie es damals war und wie es wohl auf lange Zeit noch bleiben wird, wenn gleich eine Plage nach der andern von denen welche damals die Faktoreien umringten allmälig verschwindet; diese Faktoreien, den engen Rahmen für die Existenz des europäischen Kaufherrn, kennen wir bereits, und somit begeben wir uns sofort ins Innere der Häuser, wo die unbeschränkteste Gastfreundschaft den fremden Besucher erwartet. Da Geld in der That der einzige Gegenstand ist an dem die Existenz in Canton keinen Mangel hat, so finden wir die Wohnung des reichen Kaufmanns mit allem häuslichen Comfort wohl versehen, namentlich mit Dingen die in der Heimath für erwünscht gelten; dagegen überrascht uns die geringe Menge chinesischer Gegenstände, selbst das Porzellan auf dem Tische ist oft englisch, und wenn wir dagegen einige kostbare Porzellanvasen verstaubt in einem Winkel des Vorzimmers stehen sehen, so leuchtet uns bald ein daß unser Wirth einen herzlichen Ueberdruß an diesen beneideten Zierrathen empfindet, es ist das in Wirklichkeit ein allgemeiner Charakterzug in anglochinesischen Haushalten, und man lernt nach kurzem Aufenthalt dieses Gefühl theilen. Der ganze Zuschnitt des Haushalts sowie besonders des Tisches verräth Reichthum und gastfreie Sitte; die letztere geht so weit, daß Kaufleute welche aus Europa nach Canton kommen um dort Geschäfte zu machen, ohne weiteres von dem Handlungshaus an das sie empfohlen sind, auf Monate lang als Gäste behandelt werden, selbst im Hause wohnen. Freilich wäre sonst der Ankömmling, da es keine Wirthshäuser gibt, verrathen und verkauft, und es ist einer der glücklichsten Charakterzüge des Lebens von Canton, daß Niemand dahin gelangt der nicht gute Empfehlungen mitbringt, und somit die Gesellschaft der Europäer eine sehr gewählte ist.

Um dem endlosen Aergerniß zu entgehen, welches der Verkehr mit einer Menge untergeordneten Subjekten aus einer verderbten und feindseligen Bevölkerung mit sich bringen würde, ist man allgemein zu der Sitte gelangt, die vielerlei Besorgungen welche ein so ausgedehnter Haushalt mit sich bringt, ausschließlich in die Hände eines verantwortlichen Haushofmeisters zu legen, eine Sitte welche durchaus auf das chinesische Prinzip der Verantwortlichkeit und der Erpressung gegründet und als ein nothwendiges Uebel längst anerkannt ist. Wie im chinesischen Staat Jeder für seinen unmittelbaren Untergebenen haften muß, und der Kaiser seine Minister in der Furcht hält ihre Pfauenfeder zu verlieren, und diese die oberen Mandarinen, diese die niedern Beamten und diese wieder das Volk aussaugen, so ist es in dem chinesischen Haushalt des Europäers. An der Spitze steht jener Haushofmeister und zugleich Kassier des Handlungshauses, der Comprador: er ist verantwortlich für alle Diener des Hauses, wählt sie aus dem Kreise seiner Schützlinge und

verhandelt die Aemter, er bürgt für die Handwerker, den Wäscher, sowie für jedes Ding das im Hause verloren geht. Einst vermißte ich eine Cigarrendose die mir werth war; auf Anrathen der Landeskundigen machte ich dem Comprador Anzeige und Ersatzforderung unter Angabe des Preises, und nach kurzer Zeit war die Dose von unsichtbarer Hand wieder auf meinen Tisch gelegt. Er führt die Kasse für das Haus, und jeder Bewohner desselben hat mit ihm offene Rechnung; er versieht Küche und Tisch und verrechnet seine Baarauslagen, und für alles dies erhält er nicht einen Pfennig Besoldung, sondern betrügt täglich und systematisch den Hausherrn, und erpreßt das Uebrige von den Dienern und von den Kaufleuten deren Rechnungen er auszahlt. Dabei werden diese Leute alle reich, sind aber als eine Zunft der abgefeimtesten Gauner allgemein berüchtigt. Das System ist freilich abscheulich, aber der Fremde den eine gierige Bevölkerung lauernd umgibt, wählt diesen Weg der ihm wenigstens die steten kleinen Anläße zum Aerger erspart. Von den Spitzbübereien dieser Leute ließe sich manches Stückchen erzählen; eines der schamlosesten ist das folgende. In Canton, wo die Viehzucht kläglich bestellt ist, kann man keine gute Milch bekommen, und da es bekannt ist daß einem in der Regel Frauen-, Hunde- und Schweinemilch verkauft wird, so rühren die wenigsten Europäer die Milch an die der Comprador ins Haus liefert. Nun hatte ein Kaufmann der recht sicher zu gehen gedachte, sich theure englische Kühe angeschafft und für deren Fütterung schweres Geld verausgabt, in der Hoffnung daß er früher oder später von den Thieren gute Milch bekommen werde. Dieser Kaufmann war denn eines Tages bei seinem Nachbar zu Tisch, und als man zum Kaffee vortreffliche Milch servirt, fragt er seinen Wirth, wie er es nur anfange sich zu diesem seltenen Artikel zu verhelfen, den er selbst, obgleich er Kühe halte, stets entbehren müsse. Der gefällige Wirth läßt sofort den Comprador rufen, um sich nach seiner Milchquelle zu erkundigen; der Mann stockt, wird verlegen, und als endlich sein Herr ihm zu reden befiehlt, klärt es sich auf daß der Comprador des Gastes dem des Nachbarn täglich die gute Milch verhandelt, von der der rechtmäßige Eigenthümer nie einen Tropfen bekommen hat. Da es von Spitzbuben wimmelt und auch Einbrüche häufig vorkommen, so durchgeht die Nacht hindurch ein Wächter alle Gänge und Räume des Hauses, und indem er alle halbe Stunden auf ein Bambus schlägt bringt er die Bewachten selbst um ihren Schlaf, eine Plage die Anfangs, ehe man sie gewöhnt wird, zu den unleidlichsten gehört.

Die Bedienten sind meist Jungen von 14 bis 20 Jahren, guter Leute Kind und anständig gekleidet. Sie betrachten ihre Stellung als sehr angenehm, und viele von ihnen haben sich zu geachteten Kaufleuten emporgeschwungen. Sie sind, wenn sie erst einmal geschult sind, sehr tüchtig, bewahren aber immer ihre Würde und würden sich nie dazu verstehen einem z. B. die Stiefel auszuziehen. Eben so protestiren sie gegen alles was Tragen und Holen heißt; das ist nicht ihr Amt, und dann rufen sie den Coolie herbei: die Coolies sind

gewöhnliche Knechte, dürftig gekleidet, den Zopf um die Stirn geschlungen, und alles Niedrige und Beschwerliche liegt ihnen ob. Die Bedienten nehmen gegen sie immer einen hohen Ton an, welchen die armen Teufel auch geduldig hinnehmen. Der Junge welchen man mir während meines kurzen Aufenthalts beigegeben hatte, hieß ominöser Weise Awei und war seiner Dummheit halber das Mährchen des Hauses, während er mir manchen Seufzer, aber auch manches herzliche Gelächter über seine Unbekanntschaft mit europäischen Geräthen und Gebräuchen entlockte; da er kaum drei Worte englisch verstand, so machten wir ihm mit Mühe die Bedeutung des Worts stupid klar, und das wurde denn sein allgemein üblicher Name. Gar manchmal trat mich die Versuchung an, durch einen Ruck an seinem Zopf, den ich als die Klingelschnur zu seinem Oberstübchen betrachten durfte, mich ihm verständlicher zu machen, doch enthielt ich mich weislich eines so tiefen Eingriffs in die Vorurtheile des Landes, denn der Zopf ist die empfindlichste Stelle am ganzen Chinesen. So hatte ein deutscher Kaufmann in Singapore einen jungen Chinesen zum Bedienten, den er auf einer Reise nach Deutschland mit sich nahm, und wo dieser auch deutsch lernte, das sich in seinem Munde komisch ausnahm; so sehr es dem Jungen dort gefiel, und so sehr er von den Damen gehätschelt wurde, so war es ihm doch vom Schicksal bestimmt, dort wahrscheinlich in Folge des kälteren Klima's seine Zopfhaare zu verlieren; zwar wuchs der Zopf wieder, aber dieser Unfall war ihm so äußerst unangenehm, daß so oft sein Herr die Geschichte vom verlornen Zopf erzählte er aus dem Zimmer lief; und als ich nach einigen Monaten wieder nach Singapore kam, hatte er um dieser leidigen Geschichte willen den Dienst geradezu verlassen.

Die europäische Gesellschaft in Canton, so sehr sie auch durch die Umstände angewiesen erscheinen möchte, im engsten geselligen Verkehr Ersatz für so viele Entbehrungen zu suchen, zeichnet sich vielmehr durch die Absonderung zunächst der verschiedenen Nationen aus, und ich z. B. der ich einmal durch die gastfreie Aufnahme in einem amerikanischen Haus unter die Amerikaner gerathen war, habe von der englischen Gesellschaft fast gar nichts zu sehen bekommen, sowie überhaupt die Deutschen sich mehr an die Amerikaner anschlossen. Selbst die Landsleute aber schließen sich wiederum gegen einander ab, was man aus der fast unvermeidlichen Rivalität an einem Handelsplatze erklärt, wo alle in denselben Dingen spekuliren und wo Jeder seine Geheimnisse und Vortheile zu wahren hat. Außerdem sollen gerade unter den Deutschen kurz nach jener Zeit die häßlichsten Zwistigkeiten vorgekommen sein. Das Belebende und Vereinigende der Frauengesellschaft fehlt fast ganz, denn erst seit dem Frieden dürfen sie Canton betreten, von wo man sie bis dahin, da eine alte Prophezeiung den Untergang China's durch eine Frau drohte, strenge abgewiesen hatte. Nun waren allmälig einige Frauen angekommen und theilten die beengte und unbehagliche Existenz der Männer, doppelt beengt, weil nicht nur chinesische Neugier, sondern die äußerste Geringschätzung gegen

weibliche Wesen die es wagen sich öffentlich zu zeigen, sie in kaum erträglicher Weise verfolgen.

Wenn der Kaufmann nach des Tages Last und Mühe auf Erholung bedacht war, so beschränkte sich der Lebensgenuß zumeist auf den Spaziergang in dem umzäunten „amerikanischen Garten," wo man um einen großen runden Rasenplatz herum sich eine einförmige Bewegung aus Pflichten gegen die Gesundheit machte; wir nannten es nur die Tretmühle. Dabei raucht man den ganzen Tag aus Langeweile auf das unmäßigste. Wer etwas mehr Luft zu schöpfen wünschte, ließ sich auf den Fluß hinausrudern, wo es fast unvermeidlich war daherschwimmenden ekeln Leichnamen zu begegnen, und mit Abscheu zu gedenken daß das Flußwasser unser tägliches Getränke war; sonst bot der Blick auf den weiten Strom Erfrischung und Abwechslung, wenngleich die meisten Fernsichten eben nur für's Auge waren, dem Fuß des Fremden aber unnahbar blieben. So konnte man sich nach den Fati-Gärten rudern lassen, ausgedehnte Handelsgärtnereien zu bewundern, oder bei dem buddhistischen Tempel landen; von Spaziergängen auf dem Lande war aber keine Rede, und solche Unternehmen endeten stets mit schimpflicher Verjagung, ja zuweilen in tragischer Weise. Ein kleines Abenteuer, wiewohl sehr harmloser Art, befiel auch mich, als ich mit einem Bekannten nach Whampoa, dem Ankerplatz europäischer Schiffe 15 englische Meilen unterhalb Canton, im Boot gefahren war, um bei einem chinesischen Schiffszimmermann das große Modell einer Junke zu bestellen. Die Gegend ist sehr freundlich; den eigentlichen Ort Whampoa sieht man nicht bei der Fahrt auf dem Hauptarm des Flusses, wohl aber ein Ende desselben, Whampoa Reach genannt, und mehrere andere kleine Dörfer. Die Scenerie ist ächt chinesisch, hübsche grüne Hügel, phantastische Götzentempel, eine Menge Pagoden in der Umgebung, und in den kleineren Thälern die Dörfer. Reisfelder füllen die Niederungen am Flusse aus. Wir wagten uns ans Land, wiewohl streng genommen die Europäer es nicht betreten dürfen, sowie denn auch alle dort ansässigen auf Schiffen wohnen. Ein niedliches Dorf, ganz von Gebüsch umgeben, zog uns an; wir gingen durch ein hübsches Thor, und auf einem gepflasterten Fußweg den einfachen und schmutzigen Wohnungen entlang. Bald aber sammelte sich die hoffnungsvolle Jugend des Ortes um die ungebetenen Gäste, und begann ein über alle Begriffe schauderhaftes Geheul und den wohlbekannten Ruf: „Fan-kwei-lo!" (Fremder-Teufel-Mann) begleitet von einem lebhaften Feuer von kleinen Steinen. Wir bedachten daß gar kein Grund vorhanden sei, warum die Größe der Steine sich nicht allmälig zu Backsteinen, beiläufig gesagt die Hauptwaffe des Pöbels von Canton gegen die Fan-kwei, steigern sollte, und beschlossen den Feind mit silbernen Kugeln zu beschießen; so kauften wir uns einen Haufen Cash, jene kleine Scheidemünze wovon 1200 auf den Dollar gehen, und versuchten mit einer Hand voll die politischen Gefühle dieser Whampoesen zu influenciren. Das gelang denn über Erwarten gut;

wir hatten zuletzt an die achtzig Leute jeden Alters um uns, und die Balgereien um das schnöde Metall waren wirklich malerisch; Eltern brachten ihre unmündigen Kinder, und ein Kind, durch einen recht häßlichen Grind kennbar, wurde uns dreimal hintereinander von drei verschiedenen Vätern dargebracht um beschenkt zu werden. So hätten wir uns wenn auch nicht eine goldene Brücke, doch eine Brücke zum Rückzug gebaut, und umringt von einer Schaar schmutziger Jungen welche uns das Ehrengeleit bis an unser Boot gaben, verließen wir diesen merkwürdigen Ort in dem großartigen Gefühl öffentlicher Wohlthäter.

Auf dem Weg nach Whampoa kommt man an zwei Inselforts nächst der Stadt vorbei, Dutch Folly und French Folly genannt; das erstere ist durch ein Histörchen merkwürdig, wie die Holländer einmal die Vergünstigung erlangten dort ein Hospital zu errichten, und anfingen zu bauen und Vorräthe einzunehmen; als sie aber statt der Medikamente eiserne Pillen, zwölfpfündige, dahin schafften, wurde ihre List entdeckt und vereitelt.

Die Kunstfertigkeit der Schiffbauer welche mich nach Whampoa geführt hatte, wird noch in einer andern Weise zur Annehmlichkeit der Europäer ausgebeutet: wie sie alle Dinge geschickt nachahmen, so bauen sie auch sehr stattliche Segel- und Ruderboote europäischer Art, und das so ganz englische Vergnügen des Ruderns ist eine der Haupterholungen, schon um der Gesundheitsrücksicht willen. Auch eine große Regatta mit Segelbooten fand zu meiner Zeit statt und unterbrach die Einförmigkeit des alltäglichen Lebens.

Damit der Existenz des Europäers in Canton keine Unannehmlichkeit fehle, ist auch das Klima unerfreulicher Art; noch im April konnte man Kaminfeuer brauchen, und zuweilen schneit es in Canton, das doch noch innerhalb der Wendekreise liegt; diese Erscheinung ist zwar so selten, daß bei ihrem Eintritt viele Chinesen sich verlocken lassen das seltene Produkt in Gefäßen aufzufangen und es, wo möglich am Feuer gedörrt, aufzubewahren. Schlimme Ueberschwemmungen bedrohen die niedrig gelegenen Faktoreien, und die schwüle Hitze des Sommers, welche zugleich zahllose Musquitos ans Licht ruft, ist eine der unerträglichsten die ich kenne. Dennoch ist der Aufenthalt für Europäer nicht ungesund.

An der Würze interessanter Erlebnisse fehlt es jener kleinen Bürgerschaft auch seit dem Frieden nicht, wobei ich die Feuersbrünste, als eine Alltäglichkeit gar nicht einmal rechnen will; fast jeder ältere Bewohner der Faktoreien hat schon Dinge erlebt, an denen er für sein ganzes Leben Stoff zum Erzählen hat, und deren Wiederholung mährchenhaft klänge, wenn sie nicht durch einstimmiges Zeugniß bestätigt würden, namentlich unglaubliche Beispiele von Feigheit des Pöbels, der im Lärmen und Feueranlegen, sowie in der Mißhandlung Wehrloser seinen Ruhm sucht, aber namentlich vor einem Schießgewehr in Masse davonläuft. So haben manchmal zwei oder drei Leute bei Feuersbrunst oder Aufstand die schwere Kasse durch Tausende von

plünderungslustigem Gesindel geleitet, eine eben so kleine Schaar ganze Gassen gesäubert, und als der gewaltige Opium-Commissär Lin einen eingebornen Opiumschmuggler vor den Faktoreien wollte erdrosseln lassen, trieb eine Handvoll beherzter Europäer die Tausende von Zuschauern bis zur Mitte des großen Platzes zurück, warf den Richtstuhl sammt dem armen Sünder, Richter und Richterbank über den Haufen und verhinderte, an jenem Tage wenigstens mit Erfolg, die Execution, welche auf eine Beschimpfung der Europäer berechnet war; später wiederholte sich freilich die Tragödie mit ernsterem Ausgang. Andere haben nicht sowohl zu handeln als zu leiden gehabt, sind während des Krieges mit einer Kette um den Hals in die Stadt geschleppt, oder bei einem unvorsichtigen Spaziergang aufgegriffen und mißhandelt worden, was immer eine besonders beliebte Heldenthat der Chinesen war. Die stärkste Prüfung für die Nerven der Europäer mag wohl ein Ereigniß des Jahres 1843 gewesen sein: es hatte einmal wieder ein großer Brand in den Faktoreien stattgefunden, die Brandstifter wurden ergriffen, und um den Fremden eine angenehme Genugthuung zu geben, ließ man die zum Tode verurtheilten Missethäter dicht vor dem Thor der Faktoreien in den Kang setzen und da Hungers sterben. Der Kang ist eine schwere Bohle mit einem oder zwei Löchern für die Köpfe der Verbrecher; je zwei wurden so zusammengesperrt und saßen auf dem Platze wo der Hunde- und Katzenmarkt ist, und wo jeder Europäer täglich mehrmals vorbeigeht. Es waren zwanzig Verurtheilte; sowie einer starb, wurde sein Platz im Kang ersetzt um ihre Qual zu vermehren; daneben gestattete eine barbarische Milde zur Verlängerung ihrer Leiden ihnen täglich ein wenig Nahrung zu reichen, und es dauerte zwölf Tage bis alle verschieden waren. Die Unglücklichen erlitten ihre Strafe mit aller Standhaftigkeit die ihrer Nation eigen ist.

In diese Welt der bunten und grellen Erlebnisse war denn auch ich verschlagen worden, und als einziger Fremder der des Vergnügens halber sich gerade dort aufhielt, kam ich mir wunderlich genug vor zwischen den emsigen Geschäftsleuten, die das vorgesteckte Ziel fest im Auge weder auf die fremdartige Umgebung viel achteten, noch sich die unumgänglichen Entsagungen dieses Lebens viel anfechten ließen. Man nimmt an daß der Kaufmann in Canton so rasch zu Vermögen gelange, daß er noch in den besten Jahren als ein steinreicher Mann nach Hause zurückkehren könne; freilich war seit dem Frieden die Zahl der Theilnehmer an dieser reichen Ernte sehr gewachsen, und obendrein hatte diese Concurrenz die Preise der Einfuhr gedrückt und die der Ausfuhrgegenstände nicht vermindert; im Jahre vorher, hieß es, hätten alle eher verloren als gewonnen. Nur einen Tag nachdem ich aus Südamerika herübergekommen war, traf ein junger Deutscher aus Bremen, Herr Clemens A. Cäsar, nach einer halbjährigen Reise ums Cap der guten Hoffnung dort ein; ich fand in ihm, wie in so manchem seiner Mitbürger aus der alten ehrenfesten Hansestadt einen biedern und liebenswürdigen Charakter,

der zu meiner Freude in dem gastlichen Nye'schen Hause mein Zimmernachbar wurde; mit ihm habe ich manche angenehme und gemüthliche Stunde verlebt und manche Expedition in die chinesische Wunderwelt, die ihm so fremd war als mir, unternommen. Unter den ansäßigen Deutschen muß ich vor allen des nunmehrigen preußischen und sächsischen Consuls Herrn von Carlowitz gedenken, der mit meinen Wirthen in der Bezeigung aller erdenklichen Freundlichkeiten wetteiferte; er vereinigte zuweilen ganz Deutsch-China um sich, und verschaffte mir so einen gemüthlicheren Genuß als er dem Europäer dort so leicht zu Theil wird. Ich verließ Herrn von Carlowitz mitten in der kühnen, von Wenigen unternommenen Aufgabe sich der chinesischen Sprache mächtig zu machen, nach der allgemeinen Annahme das Werk zweijährigen angestrengten Studiums; die endlos verworrenen Zeichen lassen sich auf 214 Wurzelwörter zurückführen, und so ist das Bestreben wenigstens so hoffnungslos nicht, als der erste Blick in das Kribbis-Krabbis eines chinesischen Buchs es erscheinen läßt; die gänzliche Verschiedenheit des Organs sowie die Unterschiede der einzelnen Dialekte sind besonders erschwerend, und sogar der kundige Missionär Dr. Parker mußte es sich gefallen lassen, daß in dem oben citirten injuriösen Plakat gegen ihn auch auf das bischen Kenntniß des gemeinen Dialekts von Canton das er aufgeschnappt habe, in hämischer Weise angespielt wurde. Es klingt sehr komisch, wenn ein Europäer die breiten einsylbigen Wörter im Munde herum wirft, aber auch die Sprache des Eingebornen ist sehr wenig melodisch. Bewunderungswürdig ist die allgemeine Geschicklichkeit des Volkes im Lesen und Schreiben, die trotz der Schwierigkeit kaum minder verbreitet sein wird als in der Mehrzahl europäischer Länder.

So vielfache Gelegenheit ich hatte die Güte und Gastfreiheit meiner europäischen Freunde auf die Probe zu stellen, so kommt doch allmonatlich eine Zeit, wo die ganze Handelswelt sich von dem fremden Müssiggänger zwar nicht feindlich aber doch vollständig abwendet, die Zeit des Abgangs des Dampfschiffs. Diese Tage vor Postabgang sind in Canton eine wahre Schreckenszeit: kein Mensch ist zu sehen oder zu sprechen, alles schreibt und rechnet, und jeder menschliche Gedanke ist erstickt; dazu kam daß auch ich, der ich weislich zu handeln geglaubt hatte indem ich die Beschreibung aller der bunten Eindrücke auf diese Zeit verschob, mich von der Masse des Stoffs völlig zu Boden gedrückt fand, und nach einigen Tagen rastlosen Schreibens die allgemeine körperliche und geistige Ermattung theilte. Recht gelegen kam mir da die Einladung des älteren Herrn Nye ihn nach Macao zu begleiten, wo die Kaufleute Canton's gewöhnlich Erholung von Geschäften und frische Luft suchen, und am 23. April Abends verließen wir die Stadt in einem jener Eilboote, welche ausschließlich für solche kleine Reisen wie nach Hongkong und Macao bestimmt sind, und vor Einführung von Dampfschiffen die einzige Reisegelegenheit abgaben. Vor dem Kriege bedurfte es selbst für diese Ausflüge einer Erlaubniß von den Mandarinen, und der Reisende war unterwegs

einer Menge Visitationen und Erpressungen ausgesetzt; da die Erwirkung des Passes zwei Tage erforderte, so umging auch mancher dieselbe und mußte sich dann schimpflich im Raum verstecken, so oft die Mandarinen an Bord kamen. Diese Uebel hatten indeß für uns nur noch ein historisches Interesse, und wir breiteten uns auf unserm Boot recht behaglich aus; ein chinesisches Fahrzeug ist durchaus unbeschreiblich, ein sehr hohes Hintertheil auf welchem die Mannschaft sich aufhält, das Steuerruder außerordentlich lang und durchlöchert, um den Widerstand zu schwächen, die Segel von Matten höchst wunderlich anzuschauen. Auf der Mitte des Verdecks ist eine Art Kajüte gezimmert, welche nebst den nöthigen Räumen für Dienerschaft, Speisekammer u. s. w. ein ziemlich geräumiges Zimmer für die Reisenden enthält. Da unsere Fahrt bei dem widrigen Wind etwas langwierig zu werden versprach, hatten wir jede mögliche Bequemlichkeit bei uns: Betten, Stühle und Tische, Sopha's, nicht zu vergessen die ansehnlichen Vorräthe an Speise und Trank.

Am nächsten Morgen, nach einer durch die Musquitoqual schlaflosen Nacht fanden wir uns unterhalb Whampoa vor Anker, denn die Fluth gestattete uns nicht weiter zu gehen. Vor uns lag die schöne neunstöckige Pagode, die Verzweiflung aller Reisenden auf dem Flusse, da sie wegen ihrer Höhe eine weithin sichtbare Landmarke bildet und jede Illusion des Fortschrittes zerstört. Gern hätte ich sie während des gezwungenen Stillliegens besucht, aber auch auf diesen Genuß wie auf so manchen ähnlichen lernt man in China verzichten; es ist wohl vorgekommen daß man neugierige Europäer während sie das Gebäude erstiegen, eingeschlossen hat. Mit eintretender Ebbe gelangten wir gegen den Wind langsam vorwärts und passirten Nachmittags die Bocca Tigris mit ihren furchtbaren Forts, die man unter Anwendung eines bekannten chinesischen Sprüchworts „papierne Tiger," fürchterlich von Aussehen und harmlos in der Wirklichkeit, nennen kann. Wir waren nun in der offenen See, und lächerlich zu sagen, die kurzen unangenehmen Bewegungen des Boots machten uns so seekrank, daß wir nach einem verstohlenen beschämten Blick auf einander vom Mittagstisch wieder aufstanden ohne etwas berührt zu haben, wenngleich von wirklicher Krankheit die Rede nicht war. Zum zweiten Mal kam nun die Nacht heran; unsere Schiffer stellten ihre furchtbaren Donnerbüchsen auf Deck auf, um einen eingebildeten Schutz gegen die Seeräuber zu gewähren, und wir suchten unsere Betten um uns von der Langeweile und Unthätigkeit des verflossenen Tages zu erholen. Am nächsten Morgen befanden wir uns schon weit außen in dem Labyrinth steiler und unfruchtbarer Inseln, welche die Mündung des Flusses und die ganze Küste umgeben. Der Pik von Lintin ragt vor allen hervor, und erinnert an die erfolgreichen Opiumschmuggeleien, welche hier hauptsächlich ihren Sitz hatten. Erst Abends um 6 Uhr erreichten wir Macao, kaum 100 englische Meilen in 44 Stunden; obendrein fiel die Ebbe ein, und um wenigstens noch bei

Tage anzukommen, landeten wir eine Stunde vor der Stadt und zogen vor zu Fuß unsere unangenehme Tour zu beendigen.

Macao ist ungemein hübsch gelegen, und ohne gerade großartig zu sein macht es doch einen sehr angenehmen Eindruck. An einer halbrunden, von mäßigen Hügeln eingeschlossenen Bai erblickt man zunächst eine lange Reihe schöner massiver Gebäude, die Praya grande; das Haus meines Gastfreundes lag am obern Ende derselben und gewährte uns neben dem Genuß der frischen Seeluft die schönste Aussicht auf diesen Halbmond von stattlichen Gebäuden, an beiden Enden von Forts begrenzt. Hinter der Praya erhebt sich die Stadt und steigt über die Hügel bis zu der andern Seite der Landzunge, auf der Macao liegt, hinab; die meisten Häuser sind im spanischen Geschmack, hoch und massiv, mit Verandah's versehen. Dazwischen liegen aber auch wieder chinesische Stadttheile, wie denn die arbeitenden Klassen hauptsächlich aus Chinesen bestehen. Daneben sieht man portugiesische Gestalten, zum bei weitem größten Theil sehr gemischtes Blut, welches keineswegs einen veredelnden Einfluß geübt hat. Auch Neger und Mulatten finden sich, da Sklaverei besteht.

Spaziergänge in der Umgegend, ein in Canton so sehr vermißtes Vergnügen, und der Umgang mit den wenigen englischen oder amerikanischen Familien machten die Hauptbeschäftigung während unseres Aufenthaltes in Macao, der meinerseits wenigstens nicht sowohl dem Sehen als dem Ausruhen vom Sehen gewidmet war. Mit den Portugiesen haben diese Ausländer in der Regel wenig zu schaffen. Unsere Ausflüge umfaßten natürlich alle die Hauptmerkwürdigkeiten des Platzes: weltberühmt ist vor Allem die Grotte des Camoens, wo dieser während seiner Verbannung in Macao die Lusiade verfaßt haben soll. Sie liegt in einem großen Garten nach der Typa, dem innern Hafen zu; die Anlagen selbst sind verwildert, aber die tropische Natur hat die Pflege derselben an sich genommen und man verliert dabei nichts. Unter den vielen hübschen Felspartien des Gartens steht diese Grotte, aus drei von der Natur aufgethürmten Felsblöcken gebildet, obenan; leider hat der Besitzer mit vandalischem Sinn ein weißangestrichenes Portal daran geklebt, dieses mit chinesischen, sage chinesischen Charakteren beklext und oben darauf als Krone des Ganzen ein Tempelchen gebaut. Der Gedanke daß kein Poet sich von dem Gebäu wie es jetzt ist, könnte begeistern lassen, drängt sich dem Beschauer zu sehr auf und bricht den Stab über das barbarische, gewiß wohlgemeinte Werk. Innen steht eine Büste von Camoens mit Inschrift auf dem Piedestal, und auch der eitle Franzose de Rienzi hat sich dort mit einer in Stein gehauenen Inschrift verewigt.

Ebenfalls am inneren Hafen, an einem Vorsprung ist der sehr bekannte Götzentempel gelegen; wir ließen uns hinrudern, und ich lernte so die eigenthümlichen Boote von Macao, Tan-kea, Eierschale genannt, kennen, welche nicht nur durch diese ihre Gestalt sondern durch die Bootleute merkwürdig

sind; es ist ein besonderer Stamm, der fast nie ans Land kommt und von den übrigen Chinesen gehaßt und verachtet wird, auch mit diesen keine Verbindungen eingeht; meist lenkt wie in Canton, ein Mädchen das leichte Boot. Jener Tempel ist ein wahres Muster chinesischen Geschmacks im Kleinen und Kleinlichen; das Bereich desselben erstreckt sich einen steilen Abhang voll Felsen hinauf; Treppen führen hindurch, und an allen Enden stehen kleine Tempelchen mit ihren niedlichen Dächern, von uralten Bäumen beschattet. Alle Felsen sind mit Inschriften bedeckt, denen man das höchste Alter zuschreibt. Am Eingang des Ganzen stehen zwei Löwen von Granit, dem chinesischen Styl angepaßt, welche künstlich ausgemeißelte Kugeln in ihrem Rachen halten, so daß sie nicht herausgenommen werden können. Wenn sie diese Kugeln ausspeien, sagte man mir, wird die Welt untergehen.

Neben dem Garten des Camoens liegt der freundliche protestantische Gottesacker, charakteristisch wie viele solche Orte im Ausland durch die Menge Grabmäler für Europäer, welche fern von der Heimath ihrem Schicksal erlegen sind, sei es durch böse Fieber, oder wie hier so oft durch die Unthaten der Eingebornen. Man zeigt den einfachen Denkstein des großen Missionärs Morrison und seines Sohnes. Die ganze Umgegend der Stadt ist voll chinesischer Gräber, und es ist ein oft gerügtes Uebel, daß in diesem übervölkerten Lande die übergroße Pietät gegen die Todten weite Strecken der Bebauung entzieht; diese Gräber welche der ärmeren Klasse angehören sind meist sehr einfach; überall jedoch begegnet man der charakteristischen und malerischen Form des Omega Ω; in der Mitte des Bogens befindet sich der Eingang zur Grabstätte. In Macao wurde mir denn auch vor meinem Fenster, an das mich der schauderhafte Lärm chinesischer Musik lockte, das wunderbare Schauspiel eines Leichenbegängnisses: begleitet von einer großen Anzahl Laternen, Fahnen, Tischchen mit Speisen für den Todten, wurde der Sarg, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehend und mit einem rothen Tuche bedeckt, einhergetragen; an der Seite gingen sechs Verwandte in weißen Trauerkleidern und von ihrem Schmerz dermaaßen gebeugt, daß sie den Oberkörper ganz wagrecht trugen; in der Hand führten sie einen weißumwickelten Stab. Sie zogen nicht weinend, sondern brüllend vor Schmerz einher; hintennach wackelten die Weiber in ähnlicher Verzweiflung, „bleich mit aufgelöstem Haar,“ ebenfalls in weiß und von Dienerinnen unterstützt. Ich fühlloser Mensch mußte lächeln, beruhigte mich indeß über meine unziemliche Heiterkeit, als ich die Leidtragenden nach einer Weile sehr gefaßt wiederkehren sah. Es ist nicht sehr Ernst mit diesem heulenden Jammer, welcher oft sogar von gemietheten Leuten dargestellt wird.

Macao kann nicht eine portugiesische Besitzung sondern auch nur eine Faktorei genannt werden, da der Grund und Boden von der chinesischen Regierung nur gemiethet ist, und chinesische Mandarinen dort neben den portugiesischen Behörden Autorität üben. So vermochte auch der portugiesische

Gouverneur den Engländern, als sie von Canton beim Ausbruch der Feindseligkeiten vertrieben wurden, keine bleibende Stätte in Macao, wohin sie sich zurückgezogen, zu gewähren, eine Schwäche die die Engländer wohl mit Recht sehr übel genommen haben. Die Halbinsel Macao ist durch Befestigungen und Wächter abgesperrt, und die Ueberschreitung der Grenze wird so streng geahndet als in Canton. Obgleich Hongkong wohl unter allen Umständen von den Engländern in Besitz genommen worden wäre, so ist es doch ein großer Zweifel, ob nicht Macao einen wesentlichen Theil des regen Verkehrs der jetzt auf jener Insel blüht, hätte an sich ziehen können, wäre es dem portugiesischen Gouvernement gegeben gewesen durch raschen freisinnigen und energischen Entschluß mit den Engländern gemeinschaftliche Sache zu machen, und zugleich durch Gestattung von Handelsfreiheit den Ansiedlern entgegen zu kommen; manches kostspielige Etablissement auf dem öden, heißen und ungesunden Hongkong wäre vielleicht unterblieben. Die romanischen Völkerstämme sind indeß den Engländern so wenig sympathisch und beide verstehen sich so wenig, daß alles dies in's Bereich der frommen Wünsche gehört und gehören mußte. Nach der Hand wurde nun auch Macao zum Freihafen gemacht, aber zu spät, und die Colonie soll, trotz neuerer Erleichterungen chinesischer Seits, dem Ruin mehr und mehr entgegen gehen.

Der geschäftige kleine Dampfer Corsair kam ausnahmsweise auch in den Hafen von Macao und sollte am 5. Mai von da nach Canton gehen; diese erwünschte Gelegenheit benutzten wir denn zur Rückkehr, und ich lernte dabei den berühmten Hafen des Opiumschmuggels, Cumsingmoon kennen, wo unser Schiff selbst 80 Kisten abzuladen hatte; mehrere englische und amerikanische Fahrzeuge ankerten da „auf offener See," aber durch einen schönen runden Hafen von Inseln geschützt; am Ufer sahen wir einige elende Hütten.

Mein zweiter Aufenthalt in Canton, den ich bei der Erzählung mit dem ersten verwebt habe, ging nun auch zu Ende, und am Abend des 23. Mai schlug die Abschiedsstunde. Die herzlichen Wünsche meiner wahrhaft liebenswürdigen Wirthe und der Deutschen begleiteten mich, und letztere gaben mir noch das Geleit an Bord, und so war mir denn abermals eine Abschiedsscene auferlegt, wie sie das Schicksal eines unsteten Reisenden sind, von Menschen die man schnell liebgewonnen und denen man manchen Dank schuldig geworden, fast ohne die Hoffnung des Wiedersehens zu scheiden.

Obgleich ich noch nicht in Eile zu sein brauchte, benutzte ich doch ganz gern das Dampfschiff statt eines Eilbootes, denn letztere waren seit einem Abenteuer welches einige Tage zuvor einen unserer Bekannten traf, sehr unbeliebt: derselbe wurde nämlich in seinem Eilboot von drei Piratenschiffen, zusammen 120 Mann angehalten; jeder Widerstand war unnütz, sie raubten ihm alles mit Ausnahme eines Hemdes, in welchem Aufzug er in Hongkong ankam, noch glücklich mit dem Schrecken und einigen nur halb bös gemeinten Püffen und Knüffen davon gekommen zu sein. In China lacht man obendrein

über ein solches Abenteuer und eignet sich damit die Herzlosigkeit der Chinesen an, welche bei einem Unfall ihrer Freunde nie Bedauern, sondern immer Schadenfreude an den Tag legen. Schlimmer erging es denselben Sommer zwei andern meiner Bekannten die von Piraten überfallen wurden; der eine insbesondere sprang in seiner Angst über Bord und ertrank. Wir erreichten Hongkong in 9 Stunden, sehr schnell, und ich hatte die Zeit glücklich verschlafen.

Gastfreie Aufnahme ward auch hier von Herren Nye's Correspondenten bereitet, und ich brachte den Tag ganz angenehm zu. Insbesondere hatte ich das Vergnügen einen jungen Deutschen aus Hamburg, Herrn Ferdinand Blaß wiederzusehen, den ich in Habana kennen gelernt hatte, und den ich damals mit Neid über Mexico und Acapulco die weite Fahrt nach China hatte antreten sehen. Eine noch merkwürdigere Coincidenz die mir in China aufstieß, will ich bei diesem Anlaß ebenfalls erwähnen: Als ich im Jahr 1842 Hamburg besuchte, ließ ich mich im Hafen herumrudern, und besah unter andern Schiffen auch die Esmeralda, Capitän Tollens, einen Ostindienfahrer mit all der Ehrfurcht die der Landratte eigen ist. Im Jahr 1846 nahm diese selbe Esmeralda, damals gerade in China, den größeren und werthvolleren Theil meiner chinesischen Sammlungen auf, und in Macao sah ich sie auf der Heimkehr, mit meinen Schätzen beladen vorbeisegeln.

Dritter Abschnitt.

Singapore — Batavia — Javanische Fürstenhöfe.

Das Dampfschiff Braganza verließ den Hafen von Hongkong am 25. Mai Mittags; die Feier des Geburtstags der Königin war wegen des gestrigen Sonntags auf diesen Tag verlegt, und als wir eben den Anker lichteten begannen die Kriegsschiffe im Hafen ihre Salutsalven; der Donner der Kanonen, der zwischen den engen und steilen Wänden der Bucht unzähligemal wiederhallte, machte einen majestätischen Eindruck, die dicken Dampfwolken umzogen die reich bewimpelten Masten der Schiffe und unsere Ausfahrt war eine wahrhaft großartige. Rasch erreichten wir den großen äußeren Hafen, und bald waren alle Inseln des himmlischen Reiches hinter uns und unser Schiff auf hoher See, Indien zugewendet.

So war denn der Vorhang vor einem Bilde gefallen, dessen Anblick man leicht geneigt sein möchte für einen der merkwürdigsten und beneidenswerthesten zu halten; dennoch entsagte ich demselben mit leichtem Herzen, ja mit dem Gefühl des Kindes, welches zum erstenmal in eine große Oper geführt wird, wie betäubt vor den neuen Eindrücken steht, und sich hinwegsehnt noch

ehe es die Wunder gefaßt und genossen hat. Einen Genuß läßt namentlich das völlig Fremdartige nicht zu, und überdies hat das Schauspiel der chinesischen Welt des Frischen und Poetischen so wenig, daß dem flüchtigen Besucher außer dem kalten Eindruck des Sonderbaren kaum eine Erinnerung an China bleibt.

Wir waren im Ganzen nur 9 Passagiere, und das zwar elegante aber nicht sehr geräumige Schiff gerade groß genug für uns; wir hatten den portugiesischen Exgouverneur von Macao, Senhor Pegado an Bord, und einen spanischen Marineofficier der die Post von den Philippinen führte. Mittags wurde gebührendermaaßen die Gesundheit der Königin Victoria getrunken, und der Capitain hatte die Aufmerksamkeit die Gesundheit der zwei Königinnen deren Diener an Bord waren, daran zu reihen, da schrie einer der „Gentlemen" am Tische dazwischen: „And Queen Pomare of Tahiti!" Zum Glück verstanden die Beiden welche diese pöbelhafte Ungezogenheit zunächst anging, dieselbe nicht, und die Uebrigen lachten; an solchen Beispielen aber mögen feinfühlende Engländer die Beantwortung der Frage abmessen, ob bei solch übermüthiger Verachtung fremder Nationen die täglich wachsende Abneigung gegen sie ein Wunder ist.

Die Fahrt war überaus ruhig auf kaum bewegter See; am 29. und 30. passirten wir Pulo (auf malayisch Insel) Sapata und Pulo Condor, und nachdem wir auch Pfingsten an Bord gehalten, erreichten wir den Hafen von Singapore am 2. Juni in der Nacht.

Diese kleine Insel, an der Südspitze der Halbinsel von Malacca, und somit südlicher als irgend ein Punkt des Festlandes von Asien, liegt unter 1° 17' nördlicher Breite, erfreut sich aber trotz dieser Nähe am Aequator eines herrlichen Klima's; fast tägliche Regen und frische Seewinde gereichen zur großen Labung, und das Thermometer zeigte während meines Aufenthaltes nicht über 25° Reaumur. Von der Seeseite nimmt sich die Bai sehr freundlich, wiewohl gar nicht großartig aus, die Küste ist flach oder hügelig, aber mit reichem Grün bedeckt und durch hübsche Häuser geziert. Eine Menge chinesischer Junken, die sich über das chinesische Meer herüber mit den regelmäßigen Monsoon-Winden unbedenklich hierher wagen, füllten den Hafen, und man glaubt sich schon wieder in China dem man kaum glücklich entronnen; daneben zeigen sich die schmalen Prau's der Malayen und eine ansehnliche europäische Kriegs- und Handelsflotte.

Ich landete unmittelbar an dem London Hotel, welches die beste Aufnahme für Reisende bietet und von einem unternehmenden Franzosen zu Gunsten der vielen Fremden und Passagiere errichtet ist; wie seltsam stach die Beweglichkeit und der Diensteifer unseres Wirths gegen die kalten Formen der Engländer ab, doch waren wir wohl bei ihm aufgehoben und die Abwechslung französischer Kost war mir auch recht willkommen. Bald sah ich mich in einem Bungalow oder Nebengebäude im leichten Styl eines Landhauses

einlogirt, wo der Hafen und ein Theil der Esplanade, einer angenehmen Anlage mit Rasenplätzen und Wegen vor mir lag. Mehrere Passagiere von der Braganza fanden dort ebenfalls ihre Unterkunft und gute Gesellschaft war um so willkommener, als ich hier zum hundertsten Male die tropische Sonne verwünschte, welche mich den größten Theil eines ohnehin kurzen Aufenthalts ans Zimmer fesselte.

Die Abende und frühen Morgenstunden verwendeten wir zu Ausflügen in die Umgegend, welche nach den Entbehrungen des Lebens von Canton mir paradiesisch erschien; man hat vortreffliche Wege, bald reichen Pflanzungen und Zuckerfeldern entlang, bald zwischen Gärten und Buschwerk, oder zwischen reich bepflanzten Hügeln, deren Spitze der Wohnsitz irgend eines reichen Einwohners krönt. Die Vegetation ist natürlich vollkommen tropisch; besonders häufig sieht man neben der Cocos- und Sagopalme die Arecapalme, welche sorgfältig angepflanzt wird und die bekannte Nuß, gemeinhin und fälschlich Betelnuß genannt, liefert. Weiter nach dem Innern, wo hinter einem engen Arm der See das Festland von Malacca sichtbar wird, durften wir uns nicht wagen, indem vielleicht ein räuberischer Tiger uns Pferd und Wagenlenker weggefressen hätte; die Insel wimmelt von Tigern, die trotz aller Jagd stets vom Festlande aus herübergeschwommen kommen, und da alles Wild längst ausgerottet ist, furchtbare Angriffe tagtäglich auf verirrte oder unvorsichtige Menschen richten. Das Fuhrwerk von Singapore ist der indische Palankinwagen, mit dem wirklichen Palankin nicht zu verwechseln, ein langer schmaler bedeckter Kasten auf vier Rädern, in welchem zwei Personen einander gegenüber bequem Platz finden, aber auch vier sich einzwängen können; ein kleiner Pony zieht das Gefährt und ein malayischer Läufer in seiner malerischen Landestracht rennt, das Pferdchen am Zügel haltend, nebenher. Gewichtige oder aufgeblasene Leute haben auch wohl zwei Läufer in reicher Kleidung neben ihrem Wagen oder Pferd. Kein Europäer geht, in Singapore so wenig wie in Vorderindien zu Fuß, und man gewöhnt sich nur zu bald an den den Neuling empörenden Anblick des rennenden Kutschers; die Leute sind von Jugend auf daran gewöhnt, und ein menschenfreundlicher Herr der für seinen Läufer eine Art Bock hatte herrichten lassen, mußte die alte Art auf Bitten seines Dieners wieder herstellen, den der Mangel der gewöhnten heftigen Bewegung krank machte.

In zwei großen Vorstädten enthält Singapore eine ansehnliche malayische und chinesische Bevölkerung; die ersteren sind von allen Stämmen der benachbarten Inselmenge zusammengewürfelt, und kaum gute Specimina reiner Race; man sieht unter ihnen aber prachtvolle Köpfe und Figuren, edle Gesichtszüge und anmuthsvolle Bewegung. Ein buntes Tuch ersetzt den Turban, und um ihren Leib schlingen sich mehrere verschiedenfarbige Tücher und Shawls, deren Toilettengeheimniß schwer zu ergründen ist; öfters tragen sie lange Hosen. Die niedern Klassen haben meist gar keine Bedeckung des Oberkörpers,

und desto vortheilhafter stellt sich ihr muskulöser Bau dar, die Leute sehen aus wie Bronzestatuen. Auch Hindus finden sich hier, ferner Araber, Armenier, Juden und Parsis; bei unserm Essen warteten einmal Bediente von drei Hauptracen auf, Neger, Malayen und Chinesen, und wir am Tische repräsentirten die vierte Race der alten Welt, ein Zusammentreffen das sich wohl nicht oft findet.

Durch Gründung der Colonie Singapore hat sich der ruhmwürdige Sir Thomas Stamford Raffles ein beneidenswerthes Denkmal gesetzt, und hohe Blüthe und der regste Völkerverkehr sind mit unglaublicher Schnelle aus einer glücklichen und fruchtbringenden Idee jenes Staatsmannes emporgewachsen, der sich entschloß die kaum gekannte kleine Insel zu einer britischen Colonie zu machen. Singapore verdankt seiner Lage an einer großen Seehandelsstraße und in der Mitte vieler isolirter Niederlassungen sehr viel, eben so viel aber auch dem Geiste in dem die Colonie verwaltet wird, dem geraden Gegensatz der Grundsätze der Beschränkung und des Monopols, die durch die niederländische Alleinherrschaft in diesen Gewässern bislang überwogen.* Man kann die anspruchlose Geschicklichkeit nicht genug bewundern, welche die Engländer bei dieser Colonisirung gezeigt haben; die Ansiedlung war damals kaum 27 Jahre alt, und besaß eine schöne Hauptstadt mit großen malayischen, chinesischen, hindostanischen Vorstädten; der an sich schlechte Boden ist nach Möglichkeit ausgebeutet, schöne Straßen durchziehen die ganze Insel, die öffentliche Sicherheit ist vollkommen, und der Hafen, vor kurzer Zeit noch ein Schlupfwinkel der Piraten, wimmelt jetzt von den Kauffahrern aller Nationen, aller Flaggen und aller Formen, denn chinesische Junken und malayische Prau's liegen friedlich neben den solideren Bauwerken der europäischen Völker. Dabei kostet die Colonie dem Mutterlande gar nichts. Alle diese Herrlichkeit verdankt Singapore dem praktischen Sinne seines Gründers und der Engländer überhaupt: während andere Gewalthaber an nichts als Restriktionen denken, haben sie nichts als Erleichterungen im Sinne gehabt: kein Pfennig Eingangs- oder Ausgangszoll oder Hafengebühren, keine Erschwerung der Niederlassung von Chinesen, Malayen, Hindus, eine zusammengelaufene Bevölkerung vor der einem grauen möchte, die aber durch die einfachen und praktischen Polizeimaaßregeln völlig im Zaum gehalten werden; die englische Polizei, berühmt schon von den Straßen von London her, wirkt Wunder wo sie ihre Macht ausübt, durch die verständige Auffassung daß die Erhaltung der alltäglichen bürgerlichen Ordnung vollkommen so sehr im Interesse aller Einzelnen als in

* Mit sicherm Blick in die Zukunft schrieb Raffles im Jahr 1819, dem Jahr der Gründung: „Unser Zweck ist nicht Landbesitz sondern Handel: ein großer Stapelplatz und ein Hebelpunkt, von dem aus wir unsern politischen Einfluß so weit zu erstrecken vermögen als dereinst die Umstände erfordern. Ein Freihafen in diesen Gewässern muß den Erfolg haben den Bann des holländischen Monopols zu lösen, und was Malta im Westen kann Singapore im Osten werden."

dem des Staates liegt; sie haben eine einfache Liste von Geboten und Verboten, oft drakonisch genug, die aber Jedermann um seines eigenen Vortheils willen gern unterschreibt, und deren Summe ist: „Thue was du willst, lebe wie du willst, aber störe weder die Rechte Anderer noch die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Sittlichkeit; gehorche dem Constable, denn wenn du ihm nicht folgen willst, so hat er die Befugniß dich niederzuschlagen und dich der Behörde zu übergeben wie er kann." Dann sind die Magistrate Leute von Charakter und Ansehen im Bezirk, meist nicht bezahlt, und vor diesen und vor dem Publikum wird die Sache einfach verhandelt, Jeder weiß woran er ist und sieht daß alles zum öffentlichen Besten dient. Wir fürchten bei dieser Anpreisung des lokalen Selfgovernment den Einwurf nicht, daß wir der Autorität und der politischen Aufsicht zweckwidrige Schranken setzen wollten, denn wir wissen aus Erfahrung, daß gerade die Polizei die dem rechtlichen Bürger das Leben sauer macht, die Spitzbuben nicht scheucht und vor der Revolution sich verkriecht.

Obgleich zunächst für die Belebung des Handels wichtig, hat doch Singapore auch einigen Plantagenbau, und besonders verdient die Anpflanzung von Gewürzsträuchen Erwähnung; die Muskatnußanlage des Dr. Oxley ist sehr bedeutend, und derselbe Mann, ein eifriger Botaniker, ist an der Entdeckung der Gutta percha betheiligt, welche dem Kautschuk ähnlich aus einem in Singapore und Malacca heimischen Baume gewonnen wird. Schon damals, als das Produkt in Europa kaum gekannt war, verkauften dort die Malayen die bekannten Reitpeitschen und Stöcke, auch Eimer und Gefäße zu unglaublich billigem Preise. Singapore ist auch der Stapelplatz für die Malacca-Rohre, die gewöhnlichen braunen Rohre die wir zu eleganten Stöcken verwenden; jedes Stück von 3—4 Fuß Länge ist ein Schoß zwischen zwei Knoten des Rohrs, und dort hat man die Auswahl von unzweifelhaft ächten langen Stücken, während bei uns die Fabrikanten die kurzen Stücke zu verwenden wissen, indem sie den einen Knoten abschaben und dann wieder überfirnissen.

Die freundliche Lage, das angenehme und gesunde Klima und der Anblick des Gedeihens und der Regsamkeit machen Singapore zu einem reizenden Orte, und obgleich alles Inselleben leicht ermüdet, ist es doch für einen kurzen Aufenthalt desto anziehender, und überhaupt ist der malayische Archipelagus, wenn er auch in der prachtvollen Entwicklung tropischer Formen von Brasilien und Guiana übertroffen werden mag, das Paradies auf Erden. Mit besonderem Vergnügen verweise ich den Leser auf ein englisches Werk: Trade and travel in the far East by Davidson, eine der anziehendsten Reisebeschreibungen und wohl geeignet die Sehnsucht nach jenem Paradies zu erwecken, wie sie mir wach wird, da ich das Buch welches ich damals an Ort und Stelle gelesen, wieder zur Hand nehme.

Die Ananas von Singapore gilt für die edelste und feinste, und außerdem ist es der Mittelpunkt für eine hochberühmte Frucht, den Mangustin,

welcher auf den malayischen Archipelagus und zwischen 8° nördlich und südlich vom Aequator beschränkt ist. In einer lederartigen dicken braunen Hülle sind 6—8 zu einer runden weißlichen Frucht vereinigte Schnitze, wie die der Orange, aber das Ganze nicht größer als ein Apfel und das Innere wie eine Reine-Claude. Der Geschmack ist reine Süßigkeit, ohne Beigeschmack den selbst der Zucker hat, und insofern läßt es sich wohl rechtfertigen daß es die beste Frucht der Welt sei. Sie ist aber langweilig zu essen, und so kommt man immer wieder auf die Vorzüglichkeit europäischen Obstes zurück. Vortrefflich sind hier und in Java die Orangen, eine kleine Sorte die reif ist während die Schale noch ganz saftgrün erscheint; auch die chinesische Sorte, platt und mit loser Schale ist in diesen Gegenden allgemein.

Viele Engländer suchen von Indien aus hier Erholung und Gesundheit, aber nicht minder sagt den asiatischen Völkerstämmen das Leben an einem Orte zu, wo ihrem Treiben wenig in den Weg gelegt wird, wenn sie nur Ordnung halten, und diese ist vortrefflich; selbst die Chinesen und die zu Mord und Todtschlag stets fertigen Malayen werden durch die Peons oder eingebornen Polizeidiener gezügelt. Religionsfreiheit herrscht ohnehin: neben einem sehr niedlichen chinesischen Götzentempel, deren es viele auf der Insel gibt, steht eine Moschee und ein Hindutempel mit hoher Pagode. In die Moschee wollte man uns ohne Abnahme der Schuhe keinen Eintritt gestatten, und an dem Hinduheiligthume ging ich, Größeres in Indien erwartend, gleichgültig vorüber.

Zur Beförderung von Post und Reisenden nach Batavia war inzwischen das Dampfschiff Koningen der Nederlanden angekommen, und am Mittag des 8. Juni gingen wir, nachdem Nebel und starker Regen uns einige Stunden aufgehalten, in See. Wir sahen fortwährend Land, des Abends landeten wir vor Rhio, der Hauptstadt der niederländischen Insel Bintang, feuerten eine nervenerschütternde Menge Schüsse aus unsern Sechspfündern; aber mußten doch bis zum nächsten Morgen auf Verbindung mit dem Lande warten. Am 9. passirten wir die Linie, für mich das drittemal; am 10. Abends näherten wir uns der Straße von Banca, und vor der Stadt Muntok abermals Kanoniren und Aufenthalt. Den ganzen folgenden Tag segelten wir, langsam genug, durch die Straße von Banca, links die hohen Pils dieser zinnreichen Insel, rechts die flachen bewaldeten Ufer von Sumatra;* die hohen Gebirge letzterer Insel liegen westwärts und sollen auf jener Seite einen majestätischen Anblick von der See aus gewähren. Bis hierher war unsere Fahrt vollkommen so bequem wie eine Stromfahrt, so daß wir auf Deck essen und unsere Luken offen halten konnten. Als wir die Straße von Banca, in der eine heftige Strömung uns entgegen war, endlich verließen, kamen wir in offene See und schaukelten ein wenig, sonst bewahrt aber auch hier die Aequatorial-

* Sumātra, ebenso Celēbes, dagegen Bornēo.

gegend ihren Charakter der Windstillen, eine ominöse Eigenschaft gerade in den malayischen Meeren, wo sie den Angriffen der berüchtigten Piraten die günstigste Gelegenheit gibt; diese nämlich pflegen den Zeitpunkt völliger Windstille abzuwarten, und dann das Schiff das ihr Opfer werden soll mit Ruderbooten zu umzingeln. Dampfschiffe sind die einzige und beste Vorkehr gegen dieses Raubgesindel.

Das Leben an Bord war angenehm und das Essen gut; besonders behagte mir die holländische, der unsern gleiche Weise Gemüse zu bereiten, nachdem ich so lange die in kochendem Wasser nur abgebrühten englischen Futtergräser hatte verzehren müssen. Ich nahm vom englischen Wesen nun auf einige Zeit Abschied, und zwei Engländer die unter den Passagieren waren, fanden sich ganz vereinzelt, so daß ich, der am wenigsten Unenglische an Bord, ihre Hauptgesellschaft war. In der That sind die niederländischen Colonien nebst den kaum nennenswerthen französischen Ansiedlungen die einzigen, wo statt des Englischen die französische Sprache allgemein geläufig ist; mit ersterer Sprache kann man die Welt umsegeln und überall sich forthelfen, während man ohne diese nur schwer und auf den gebahntesten Wegen sein Fortkommen finden würde, und jedenfalls auf Bekanntschaft mit Land und Leuten fast überall verzichten müßte. Der Holländer, schon durch die geringe Verbreitung seines Idioms auf Sprachkunde angewiesen, spricht geläufig französisch, zugleich aber englisch so gut und frei von Accent wie keine andere Nation, namentlich auch der Deutsche nicht. Der Engländer, der durch die allgemeine Kenntniß seiner Muttersprache verwöhnt ist, und ohnehin nie es sich einfallen läßt sich in fremde Sitten zu fügen, ist denn im malayischen Meer völlig so rathlos wie auf unserm Rhein.

Nachdem wir die Strecke von kaum 500 Seemeilen in 4½ Tagen zurückgelegt, gingen wir am 13. Morgens vor Batavia vor Anker. Einen langen Kanal hinauf, der die offene Rhede mit dem Landungsplatz verbindet, erreicht man zuerst die eigentliche Stadt, nur Geschäftshäuser und Waarenlager der europäischen Kaufleute, sowie die Wohnungen von Malayen und Chinesen enthaltend. Diese alte Stadt ist es, der Batavia den furchtbaren Ruf das Grab der Europäer zu sein in so hohem und jetzt ungerechtem Maaße verdankt; allerdings gab es Zeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo Jahr aus Jahr ein an 50,000 Menschen dem bösen Klima und der sumpfigen Lage zum Opfer fielen, aber nicht nur ist diese große Sterblichkeit längst überwunden, sondern es bringt auch kein Europäer auch nur eine Nacht in der alten Stadt zu, welche namentlich während der Ueberschwemmungen der Regenzeit immer ungesund bleibt; eine kurze Fahrt von kaum einer halben Stunde bringt den Geschäftsmann Abends in die reizend gelegene europäische Stadt, eine Ansiedlung die ohne Widerrede die zweckmäßigste und schönste Niederlassung von Europäern in der heißen Zone ist. Es ist Demerara im verschönerten Grade, jedes Haus steht für sich in der Mitte von Bäumen und Anlagen,

ist mit einer breiten Verandah umgeben und besitzt nach der Straße zu einen zierlichen Blumengarten; so reiht sich Wohnung an Wohnung an breiten schattigen und wohl chaussirten Straßen, in deren Mitte die Kanäle zwar eine dem Nichtholländer stets auffallende Zugabe bilden, aber so wenig als in dem ebenfalls ursprünglich holländischen Demerara unangenehm oder ungesund werden. In solcher Lage befand sich auch das Hôtel de Provence, ein wahres Dorf, in dessen zahlreichen Nebengebäuden die Gäste ländlich und kühl wohnten, während man zugleich an der Hauptstraße und im Mittelpunkt alles Lebens sich befand.

Hier traf ich verabredeter Maaßen den Herrn Eugène Delessert, einen jungen Franzosen aus der bekannten namhaften Familie, der wie ich die Welt zu seinem Vergnügen durchreiste. So wie ich aus Südamerika nach Canton gelangt war, kam er aus Neuseeland dort an, nachdem er Südamerika und alle australischen Colonien durchstreift hatte; wir schlossen schnell Bekanntschaft, und als er mir voraus nach Batavia abreiste verabredeten wir eine gemeinschaftliche Reise ins Innere von Java, zu der ich nun ihn abzuholen kam. Das große und seltene Gut eines angenehmen Reisegefährten wurde mir in ihm in vollem Maaße zu Theil: völlig unabhängig von einander, und so verschiedener Natur als Deutscher und Franzose nur sein können, vertrugen wir uns um so besser, und seine unendliche Reiseerfahrung, seine Energie und Tüchtigkeit, verbunden mit Biederkeit des Charakters und rücksichtsvollem Wohlwollen sind mir in bleibender angenehmster Erinnerung. Da Delessert mich schon lange erwartete, und auch mir die Abwechslung einer Streiferei im Innern weit lockender war als das Leben in der europäisirten Hauptstadt, so dachten wir alsbald an die Abreise; eine Erlaubniß zur Reise, namentlich in die Mediatbezirke der javanischen Häuptlinge wurde nicht ohne Mühe und mit vielen Bücklingen ausgewirkt, und so waren wir schon am 17. reisefertig.

Mit all der Hast und ungemüthlichen Eile der selbst der erfahrene Reisende so oft ausgesetzt ist, verließen wir früh Morgens den Gasthof, fuhren durch die Stadt, auf der ein ungesunder Nebel lag, der See zu und fanden uns bald am Anfang des breiten Kanals der nach der Rhede führt. Dort war bereits die Mehrzahl der Passagiere versammelt, die Zeit für die Abfahrt war gekommen, aber nach einem servilen Gebrauch wartete man noch auf einen großen Mann, den die Anwesenden mit tief abgezogenem Hute begrüßten, während er selbst nicht einmal an den seinigen zu greifen geruhte, wenn einer der Bewunderer demuthsvoll herantrat. Nun hatte der große Mann Pferde und Wagen mit sich, alles das mußte an Bord geschafft werden, und als wir statt um 6 um 9 Uhr segelfertig waren, mußten wir noch froh sein. Das Dampfschiff, dieselbe Koningen der Nederlanden, ein kleines, unbequemes und langsames Fahrzeug, hatte Kajüten für 12 Personen, wir aber waren 33, darunter einige Damen, außerdem aber eine große Anzahl malayischer Bedienten, Deckpassagiere, Pferde, Rinder, Schafe, Hunde; die Damen hatten

natürlich Canarienvögel, Schooßhunde, Kinder, Papageien und andre Kurzweil bei sich, und das Schiff war die wahre Arche Noäh, der zu Ehren sich denn auch alsbald eine Sündfluth, wie sie nur aus dem tropischen Himmel herabgießt, einstellte. Es ging uns armen Obdachlosen schlecht auf dieser zweitägigen Fahrt, und ich war noch vor vielen glücklich eine Stelle unter Deck zu finden, wo ich das Privilegium hatte in meinen Mantel und mein bischen Philosophie gehüllt wenigstens die Nacht zu schlafen.

Am dritten Morgen lag die prachtvolle Umgebung von Samárang vor uns; mehrere majestätische Berggipfel zieren hier die Küste, welche am ersten Tage flach und prosaisch erschienen war; drei Piks von augenscheinlich vulkanischer Natur erheben sich aus der Ebene in welcher Samarang liegt. Auch hier landet man am Ende eines langen Kanals; kleine Kähne aus Baumstämmen brachten uns, an Prau's mit ihren ungeheuern Segeln und hohen Hintertheilen vorüber, ans Land. Wir erreichten bald den Gasthof, wo wir bei guter Verpflegung und einigen angenehmen Bekanntschaften, die Delessert mit französischer Gewandtheit anzuknüpfen wußte, die erlittenen Mühsale schnell vergaßen und sie als unterhaltende Abenteuer in unserm Gedächtniß gleich so manchen früheren aufbewahrten. Der Aufenthalt an diesem an sich wenig interessanten Orte verlängerte sich jedoch zu einer Woche; theils lag dies an den Vorbereitungen zur Reise ins Innere, da wir einen Wagen kaufen und in Stand setzen lassen mußten, überdies aber konnten wir keine Postpferde bekommen, da größere Leute als wir alle Relais in Beschlag genommen hatten; Java wimmelt von kleinen Größen, und der gute Seume, wenn ihn anders sein vortreffliches Stiefelpaar so weit getragen hätte, wäre in diesem Lande der Privilegien verzweifelt.

Samarang war uns als sehr heiß angekündigt, doch hatte ich in meinem Zimmer selten über 23 bis 24° R., und der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht war, ohne Zweifel wegen der nahen Gebirge, bedeutend größer als in Westindien; auch hat die Stadt einen besseren Ruf als Batavia und die Europäer scheuen sich nicht in der Niederung zu leben, obgleich Sumpfgesträuch im halbsalzigen Wasser, wo die Ausdünstung immer am verderblichsten ist, die Küste umkränzt. Samarang ist die dritte Stadt der Insel, hat einige Schifffahrt und eine zahlreiche europäische Gesellschaft, sogar ein Theater, dessen größte Merkwürdigkeit eine solche tropische Luftigkeit war, daß die Fledermäuse dutzendweis über den Frisuren der Damen herumschwirrten, ohne jedoch die abergläubischen Schrecken unserer Schönen in Deutschland rege zu machen. Die Stadt hat nichts schönes, keine bedeutenden öffentlichen Gebäude, aber eine gewaltig geschmacklose Kirche mit riesenhafter Kuppel. Sehr niedlich sind die Umgebungen; wie in Batavia liegen die europäischen Landhäuser an langen beschatteten Avenuen, jedes Haus im Hintergrund eines Grasplatzes oder Gartens; aber während in der Hauptstadt Haus für Haus Reichthum und Geschmack verräth, sieht man hier viele geringe Gebäude und die elenden

Hütten der Eingebornen, die immer dutzendweis zusammenstehend eine Art Dorf bilden; einige sind aus solidem Material mit seltsamen hohen Ziegeldächern, andre bestehen nur aus Matten und Stroh. Eine große chinesische Vorstadt mit Thoren im nationellen Geschmack versehen, ist sehenswerth; die Chinesen sind auf Java sehr zahlreich und überall verbreitet, und ihre Emsigkeit und Anstelligkeit macht sie zu sehr nützlichen Leuten; sie sind meist Handwerker, aber auch Wucherer und Pfandleiher, die wahren Juden dieser Länder, denen sie auch durch ihre nationale Abgeschlossenheit, ihr zähes Festhalten an der alten Sitte und durch Gleichgültigkeit gegen schlechte Behandlung, wenn nur Vortheil daraus erwächst, ähneln. Sehr unjüdisch dagegen ist ihre Eigenschaft als Schweinemetzger, ein Geschäft zu dem der mahommedanische Javane sich nicht hergibt. Ihren Zopf und ihre Tracht behalten sie bei, doch legen sie sich hier wie in Singapore einen Strohhut zu. Von Pferden, für die sich in China selbst kein Futter erübrigen läßt, scheinen sie große Liebhaber, denn man sieht sie sehr häufig hoch zu Roß in der ganzen Abenteuerlichkeit ihrer Landestracht. Sie werden nicht nur scheel angesehen weil sie ihre Reichthümer stets wieder außer Land ziehen, sondern von den Javanen, die sie aussaugen wie die Schacherjuden unsre deutschen Bauern, nicht selten darum ermordet. Auf Banca, wo sie als Arbeiter bei den Zinnbergwerken die ungeheure Mehrzahl bilden, hatten sie im Jahre 1823 eine Verschwörung angestiftet alle Europäer zu ermorden. Ihre Muthlosigkeit als sie entdeckt wurde, dient dem Vorwurf der Feigheit der sie allgemein trifft, zur Bestätigung.

Eine große Eigenthümlichkeit Java's bilden die zahlreichen Wachthäuser, welche man an den Hauptzugängen alle hundert Schritte antrifft; einige enthalten fortwährend einen Posten einheimischer Bewehrter, andere sind nur bei Nacht besetzt. Doch würde man Unrecht thun hieraus auf besondre Unsicherheit oder wilde Natur der eigentlichen Javanen zu schließen; vielmehr ist derselbe von seinen malayischen Stammgenossen durch Zahmheit und Sanftmuth unterschieden. So kommt auch das berüchtigte A muck-Laufen der Malayen auf Java kaum ein- oder zweimal des Jahres vor, aber die Sache ist außer Zweifel und wurde mir von glaubwürdigen Leuten folgendermaßen erzählt: Ein Malaye der sich für eine erlittene Unbill rächen will, versetzt sich durch berauschende Getränke oder Opium in einen Zustand der Wuth, und stürzt dann unter jenem Rufe: „a muck, a muck!" den Dolch in der Hand und mit herabhängendem Haar ins Freie, um Jeden niederzustoßen der ihm begegnet.* Jedermann hat das Recht ein so gemeingefährliches Subjekt zu tödten,

* Daß der malayische Charakter solcher Hallucinationen sehr fähig ist, zeigte ein Vorfall der in Batavia unter meinen Augen geschah. Bei einem Diner waren unsere Bedienten über den Wein gerathen, und ein Bursche von 10—12 Jahren stürzte plötzlich athemlos und verstört einher, mit dem Geschrei, es seien wohl 80,000 Feinde und Mörder hinter ihm, und geberdete sich nicht nur wie ein Betrunkener der er war, sondern wie ein Rasender, und war nicht zu beruhigen bis er ermattet einschlief.

und die Polizeistationen bewahren große Gabeln wie unsere Heugabeln, ohne Spitzen aber innen mit Widerhaken versehen, und mit diesen wird der Rasende am Arm, am Bein, am Halse festgehalten und meist niedergemacht. Da die Widerhaken dieser Polizeigabeln kurz und stumpf sind und keine gefährlichen, wohl aber schmerzhafte Wunden hervorbringen und deßhalb zum Festhalten vortrefflich sind, so bedient man sich ihrer auch allgemein zur Jagd auf gewöhnliche Spitzbuben und Ausreißer; eine Abart ist von Holz, mit Dornzweigen umwickelt, noch sinnreicher und praktischer.

Am 28. endlich brachen wir von Samarang auf; unser Wagen, ein merkwürdiges altes Gebäude das schon Herrn von Lagrenée, dem französischen Gesandten in China zu einer Tour durch die Insel gedient hatte, war eine Art char à banc und fähig eine Unzahl Menschen zu fassen; dasmal zogen wir mit 11 Köpfen und 6 Pferden aus, eine abenteuerliche Art zu reisen! Außer uns beiden und zwei Bekannten die uns auf eine Strecke das Geleite gaben, hatten wir drei Bediente, den Kutscher, einen Postillon für die Vorderpferde und zwei Läufer; diese stehen mit großen Peitschen bewaffnet hinten auf dem Wagen, um bei jedem Anlaß die Pferde entweder am Zügel zu führen, oder neben ihnen her laufend sie mit unmäßigem Geklatsch anzutreiben. Die Pferdchen laufen ungemein rasch, zehn, zwölf, vierzehn englische Meilen und selbst mehr die Stunde, aber sie ziehen so wenig kräftig, daß die Läufer auf jeder Station die Räder erst durch Eingreifen in die Speichen in Umlauf bringen müssen. Weit weniger rasch ging es auf den bergigen Wegen welche wir vor uns hatten, und an jeder steilen Strecke werden, bereits im voraus bestellt, ein paar Büffel, ungeheure Thiere von elephantenähnlicher Gestalt und Schwere an einem langen Seil vorgespannt, welche dann den Wagen mit Leichtigkeit aber langsam hinaufziehen. Auf jeder Station werden neue Pferde mit größter Schnelligkeit vorgelegt, man hält währenddem mit dem Wagen unter einem freien Schoppen, der die ganze Breite des Wegs bedeckt und während der Tageshitze ein sehr erwünschtes Obdach bietet. Dieselben Posteinrichtungen und dieselben vortrefflichen Straßen findet man auf der ganzen Insel, und die Einrichtung wäre sehr preiswürdig, wenn nicht die Erlaubniß dieselbe für gutes Geld zu benutzen, wie fast alles in Java von Gunst und Bücklingen abhinge.

Gleich hinter Samarang ist die Steigung bedeutend, und man gewinnt bald einen herrlichen Blick über Schluchten und Hügel hinweg auf die Stadt und das Meer; Reisfelder und wohlbebautes Land begleiteten uns auf dem ganzen Wege, und jene konnte ich als das Abbild unserer deutschen Getreidefelder, deren Anblick ich nun schon seit zwei Jahren entbehrte, nicht ohne Rührung betrachten. So hat man Beispiele, daß Europäer welche auf den Höhen der Andes nach langem Verweilen in den Tropen wieder Getreidefelder sahen, in Thränen ausgebrochen sind.

Die Gastfreundschaft Java's übertrifft wo möglich noch die von Amerika;

wenn man auf der Landstraße reist bedarf es nur geringer Bekanntschaft, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Auf einer Pflanzung nahmen wir auf gut holländisch ein Glas Madeira mit einem bittern Saft gewürzt, eines jener vermeintlich magenstärkenden Mittel die denselben auf die Dauer gründlich ruiniren; an der nächsten Haltestelle erwartete uns ein vortreffliches Frühstück, und wir konnten uns kaum von unserem liebenswürdigen Wirth losmachen um unsere kleine Tagreise zu vollenden. So kamen wir bei guter Zeit nach Salatiga, einem niedlichen Städtchen; die Wohnungen der Europäer bilden eine lange Straße, wie in Batavia und Samarang jedes Haus im Grünen. Ein freundliches, ländlich aussehendes Wirthshaus nahm uns auf; die Lage ist prachtvoll. Im Vordergrund alles grün und herrliche Bäume, hinten die kolossalen Berge vulkanischer Struktur. Der Ort liegt 1500 Fuß über dem Meere, und bei 20° R. suchten wir verwöhnten Leute die warmen Röcke hervor und deckten uns im Bett sorgfältig zu.

Hier machten wir die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen jungen Pflanzers, der uns mit zwangloser Freundlichkeit zu einem Aufenthalt auf seiner Kaffeepflanzung Ploembang einlud; gleich den nächsten Morgen gingen wir dahin ab, und fanden abermals eine paradiesische Lage Angesichts der zwei mächtigen Kegelberge Merbabu und Merapi, deren letzterer ein noch thätiger Vulkan ist und fortwährend Rauchwolken ausstieß; Felder, Kaffeegehölze und Wäldchen von Cocospalmen sind in der reizendsten Mannichfaltigkeit auf dem hügeligen Boden vertheilt; die Dörfer von Bambusgeflechten leicht erbaut, verschwinden fast zwischen Bäumen und Gebüschen, hinter denen der Javane seine Wohnung zu verstecken liebt. Unser Freund d'Abo, Sohn eines holländischen Generals, wohnte in einem einfachen, leicht aus Holz und Bambus gezimmerten Landhause als Pflanzer, und beherbergte uns fast eine Woche lang in seinem friedlichen und ländlichen Haushalt. Unser großer Zweck war Jagd, und hierzu bot die an wilden Schweinen überreiche Gegend alle Gelegenheit. Wir zogen mit 20 bis 30 lanzenbewaffneten Javanen und einer Koppel Hunde oftmals aus; in den Reisfeldern und Dickichten wurden Treiben angestellt und mancher Eber kam zu Schuß; freilich wurde, da wir mit Paßkugeln schossen, tüchtig gepudelt. Gleich der erste Abend jedoch bot eine schöne Jagdscene: eine mehrfach verwundete Sau wurde von unsern wackern Hunden scharf gehetzt; wir folgten in der Hoffnung auf baldigen Sieg der letzteren, und nach einem tollen Rennen durch Dick und Dünn, Wald und Feld, gab das emsige Gebell der Meute uns kund daß der Eber gestellt sei. In einem Bach, wenige Fuß tief, zausten sich die kleinen aber unermüdlichen Kläffer mit ihrem Feinde herum; einige waren schwer verwundet, aber sie hielten ihn am Hals, an den Ohren und an den Lippen fest und hatten ihn fast ersäuft, ehe wir hinzukamen und den schönen dreijährigen Keiler mit der Lanze erlegten. Es fand sich daß der eine Schuß ihm das ganze Vordergelenk des einen Laufs weggerissen hatte; dennoch war er noch über eine Stunde

gerannt, ehe die Hunde seiner habhaft wurden. Für die Sauen ist Java mit seinen feuchten Reisfeldern, und dabei an Dickichten reich, die unvergleichlichste Hege, und wir haben sie am Abend zu hunderten, selbst von der Landstraße aus unserm Wagen gesehen. Im allgemeinen ist das javanische Wildschwein, obgleich mit dem unsrigen wohl identisch, nicht so groß und wild, doch versicherte mich ein alter Jäger, daß er mit einer alten Sau auf freiem Felde wo kein Baum vorhanden, hinter den man ausweichen könne, nichts zu schaffen haben wolle. Diesen Jagdstrapazen konnte man bei der hohen kühlen Lage von Ploembang den ganzen Tag hindurch obliegen, und man fühlt sich wahrhaft verjüngt, wenn man sich aller europäischen Regsamkeit wieder einmal hingeben kann, ohne gleich an Fieber und Sonnenstich denken zu müssen.

Bei diesen Jagden sah ich denn auch viel von der Bebauung des Landes, da die sumpfigen Reisfelder so recht für die Sauen gemacht sind. Der große Reichthum an Wasser begünstigt die Bewässerung der in Terrassen künstlich angelegten Beete. Zur Bebauung dienen jene Büffel oder Carbouwen, ein friedliches Thier, so formidabel es aussieht. Ihr größtes Glück ist im Wasser zu liegen; oft sieht man nur die Schnauze herausragen, und es nimmt sich seltsam aus wenn der Hirt, auf einem der Thiere stehend, seine Heerde im Wasser hütet.

Eine erfolgreiche Tigerjagd war mir in Java nicht beschieden, wohl zu meinem Heil, da ich als kurzsichtiger Schütz vielleicht schlimm gefahren wäre; der javanische Weidmann sucht den Tiger zu Fuß im Dickicht auf, und bedarf nicht nur eines unerschütterlichen Muthes sondern auch eines scharfen und sichern Blicks; der Tiger oder der Jäger ist verloren, und die Tigerjagd auf Elephanten, wie ich sie in Nordindien mitgemacht, ist dagegen Kinderspiel; doch gibt es in der Präsidentschaft Bombay ebenfalls kühne Jäger die zu Fuß auf diese Jagd ausziehen. Noch gefährlicher ist nach allgemeinem Urtheil die Jagd auf wilde Büffel in Java, und dieses bösartige Thier bewacht selbst den Jäger der sich auf einen Baum geflüchtet, mit unablässiger Aufmerksamkeit und sucht auch den Baum umzurennen. Nicht minder ist das Rhinoceros ein Ziel des Ehrgeizes des javanischen Jägers; in dem tiefen Dickicht kann man ihm nur auf den Pfaden beikommen die sich das mächtige Thier selbst gebrochen hat, und die Begegnung auf diesen bringt den Jäger in Gefahr wie ein schwaches Rohr niedergetreten zu werden. Elephanten hat Java nicht, wohl aber Sumatra und das kleinere Ceylon. Vom Panther hat man unter anderm die schwarze Varietät, romanhaften Angedenkens; ein solches Thier sah ich im Käfig und zwar sehr zahm und zutraulich, wie denn überhaupt schwarze Abarten bei vielen Thieren schwächer und sanfter zu sein pflegen; auf dem dunkeln Fell waren die Pantherflecken doch noch sichtbar. Ich erwähne bei diesem Anlaß eines merkwürdigen Thiers, das ich, obgleich es in Java fremd ist, dort gezähmt sah, einen Orang-Outang; das Thier hatte die Größe eines 6–8jährigen Kindes, das Innere der Arme war unbehaart, und

seine langsamen Bewegungen wie die Abwesenheit der eigentlichen muthwilligen Affenbosheit rücken dieses Thier noch näher in der Ordnung der Geschöpfe an den Menschen hinan.

Eine sehr ergötzliche Jagd war die auf die fliegenden Hunde, Kalong's welche sehr häufig sind und jeden Abend mit Sonnenuntergang in großen Zügen vorbeiflogen. Dieses Thier, den Fledermäusen sehr ähnlich, lebt nur von Früchten und wird deßhalb eben so schädlich, als jene durch Vertilgung von Insekten nützlich. Ihr Flug ist schwer und in gerader Richtung, und in einiger Entfernung möchte man sie für Raben halten; wenn auch nur ein Schrot durch die häutigen Flügel drang, stürzten sie, sich mit einem schrillen Weheruf in ihre Flügel hüllend, herab, bissen aber dann noch tüchtig um sich; die spitze Schnauze und das ganze Gesicht gleicht dem Fuchs, doch sind sie ungleich kleiner; die Flügelbreite aber betrug bei einigen volle $5^1/_2$ Fuß; nachdem wir sie einigemal beschossen, zogen sie die nächsten Abende so hoch in der Luft, daß sie nicht zu erreichen waren. Später habe ich sie einmal an ihrem Ruheplatz beschlichen, wo sie an einigen alten hohen Bäumen die auf freiem Felde eine Gruppe bildeten, hundertweis in den Aesten hingen; beim ersten Schuß erhoben sie sich wie eine schwarze Wolke mit Geschrei und lautem Flügelschlag und waren bald verschwunden, während einige trotzig in den Aesten hängen blieben. Von ihrem Fleisch, das man bei der Lebensart des Thieres ohne Ekel essen kann, versäumten wir nicht zu kosten, da es dem Hasen verglichen wird; doch ist es etwas trocken. Endlich glückte uns auf einer unserer Jagdpartien auch der Fang einer ganzen Familie von Schuppenthieren; dieses seltsame Geschöpf wohnt in Erdhöhlen, zwei Männer waren nicht im Stande es an dem starken, breiten beschuppten Schwanze herauszuziehen, und wir mußten es ausgraben; es war ein Männchen, $2^1/_2$ Fuß lang, das kleinere Weibchen nebst einem Jungen fand sich im Grunde der Höhle. Ihre Füße sind mit starken Krallen zum Graben bewaffnet, sie sind aber wehrlos und rollen sich beim Angriff in eine Kugel zusammen, der selbst die Hunde nichts anhaben konnten. Die Thiere wurden schlecht verwahrt und entkamen; eines derselben fanden wir auf einem Baume wieder, wo es sich fest angeklammert hatte.

Eine Sonderbarkeit kam noch in Ploembang unter meine Augen: beim Durchstreifen der Umgegend fanden wir mehrmals zurückgelassene Spuren einer Zibethkatze, welche von Kaffeebeeren lebt, jedoch nur den fleischigen Theil verdaut, während die Bohnen wieder abgehen und in ihrem Mist in Menge vorhanden sind. Da nun dieses Thier stets nur die reifsten und vollkommensten Beeren frißt, so pflegt man die gedachten Abgänge zu sammeln und die Bohnen als den köstlichsten auserlesenen Kaffee zu benutzen. So versicherte man mich, und zwar in einer Weise die keinem Zweifel Raum ließ, und jene inhaltreichen Abgänge wenigstens habe ich selbst gesehen.

Was man im tropischen Amerika, soweit ich es gesehen, so ganz vermißt,

den behaglichen und raffinirten Genuß des Klima's und der Natur, das findet man in vollem Maaße auf den Pflanzungen Java's, und so unleidlich Zwang, Steifheit und die Ertragung büreaukratischer Arroganz den Aufenthalt in den größeren Orten machen, so sehr entschädigt man sich auf dem Lande, und findet in dem Pflanzer überhaupt einen ganz andern Menschen, der überdies die Gefühle des Fremden theilt und sich nur mit Scheu und Mißbehagen in jene Kreise ziehen läßt, die er aus Rücksichten der eignen Existenz nicht ganz vermeiden darf. Die Gastfreundschaft in Ploembang in dem unansehnlichen Bambushäuschen war der reizendsten Art, und nebst liebenswürdigem Umgang und interessanten Ausflügen genossen wir auch einer recht behaglichen Pflege. Die Küche auf Java sagt dem Deutschen sehr zu, und schon der Ueberfluß an europäischem Gemüse und besonders an vortrefflichen Kartoffeln, die in den höheren Landstrichen gedeihen, ist für den nordischen Magen eine Wohlthat und läßt es als eine geringe Entbehrung erscheinen, wenn auf den entlegenen Pflanzungen das Brod nur zum Dessert mit Butter aufgetragen wird. Der Theetopf steht in Java den ganzen Tag auf dem Tisch, und man lernt dieses specifische Mittel gegen Uebermüdung und Erhitzung bald sehr hoch schätzen. Auf gut javanisch machten wir es uns auch mit der Kleidung sehr bequem, indem wir leichte baumwollene Beinkleider mit einem offenen Hemd darüber, und Schuhe ohne Strümpfe trugen, dabei die schönen Bäder in der Nähe unablässig benutzten. Mit Murren sucht man dann in den Städten und Städtchen wieder nicht nur den schwarzen Frack, sondern selbst den schwarzen Ueberrock hervor. Das höchste Raffinement aber war uns beschieden, als eines Abends nach einem heißen Jagdtag d'Abo einige Musiker mit dem nationellen Gamelan in der Vorhalle aufstellte, um uns förmlich in den Schlaf zu lullen. Der Reiz der sanften glockenähnlichen Töne, welche einer Art Harmonika aus Metallplatten, auch aus Bambusstücken entlockt werden, ist sehr lieblich, und bei denselben einzuschlafen ein oft gesuchter Genuß.

Ein schönes von alten Bäumen beschattetes heiliges Bad, Sint Joyo besuchten wir ebenfalls; der Javane zollt diesem Bad Verehrung, und unfruchtbare Ehepaare baden darin. Ueberhaupt liebt der Javane das Bad, wie alle Völker der heißen Zone, und selbst Frauen nach ihrer Entbindung gehen sofort ins Wasser und schnüren sich ein Tuch um den Leib, das sie am einen Ende an einen Baum befestigt haben, und wiederholen das mehrere Tage. Mir ist jenes Bad merkwürdig wegen der Fahrt dahin, da ich auf derselben die Erfahrung machte daß Freund Delessert ein eben so geschickter als leider verwegener Wagenlenker war; es ging mit unserm zweirädrigen Wägelchen oder „Bandy," das mit zwei Pferden bespannt war, steil bergab, und da die schwachen Pferdchen im Aufhalten nicht geschickt waren, behauptete er es sei zu gefährlich im Schritt zu fahren, und ließ ihnen die Zügel zu einer so tollen Carrière schießen, daß wir wirklich nur durch ein Wunder lebendig unten ankamen; auf der Rückfahrt hatte er dann die Gewogenheit uns wenigstens

sänftiglich umzuwerfen. Seine Geschicklichkeit als Reiter und Schütze hatte ich in diesen Tagen ebenfalls zu bewundern Gelegenheit, als er von einem fremden Pferde herab eine Rabe mit der Kugel erlegte.

Bis zum 3. Juli dauerte unser Aufenthalt auf dem Lande, während dessen wir manche schöne Jagd machten, viele angenehme Bekanntschaften anknüpften und uns trefflich unterhielten. Damals erschienen uns die Besuche bei den Häuptlingen einiger Dörfer höchst interessant; doch verschwanden diese Eindrücke bald, als wir wenige Tage darauf den Mittelpunkt altjavanischer Herrschaft besuchen und bewundern konnten; erzählen will ich nur daß einer jener Trefflichen uns, als wir auf der Jagd an seinem Wohnsitze vorbeizogen, mit höchst willkommener Gastfreiheit bewirthet hat. Wir hatten uns sehr ermüdet und erhitzt in einer zum Schutz des Kaffee's im Felde errichteten Hütte niedergelassen, als sofort seine Diener mit frischen Cocosnüssen, Klapper auf holländisch, erschienen, deren kühlender Saft oder Milch uns gerade gelegen kam. Später sandte der Häuptling Obst, Kaffee, Backwerk, und erschien selbst, sich ehrerbietig vor uns auf einer Matte niederlassend, während man für uns Stühle herbeibrachte; die Etikette ist streng, und die Regierung hält aus verständiger Politik auf genaue Aufrechterhaltung der Ehrenrechte, welche der Javane dem Europäer zu zollen einmal gewohnt ist.

Wir verließen Ploembang Mittags den 3., begleitet von d'Abo, der sich willig finden ließ in unsern geräumigen Wagen bis Solo einen Platz einzunehmen; ein hübscher Weg der sich allmälig bis in die Ebene senkt, brachte uns dorthin ohne besondere Begegnisse, ausgenommen einen Zug Spitzbuben, welche von Polizei und Lanzenträgern escortirt kläglich einherschritten: einige gingen zu Fuß mit hölzernen Handfesseln in chinesischer Manier, andere wurden in erschrecklich kleinen sargähnlichen Sänften getragen, einer endlich war krumm geschlossen in ein Tuch gepackt, welches zwei Männer an einem Bambus auf der Schulter trugen. Prachtvolle Alleen von alten Bäumen, leider durch die Zeit und prosaische Menschen arg gelichtet, verkündeten die Nähe eines bedeutenden Ortes; am Wege zeigte sich das Landhaus eines javanischen Prinzen, vor dessen Fronte eine Reihe alter javanischer Götzenbilder, mit greller Geschmacklosigkeit angepinselt, unsere Verwunderung erregte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir in dem europäischen Theil Solo's vor einem bescheidenen „Heeren-Logement" oder Wirthshaus an, und wenig ließen wir uns von den Herrlichkeiten des Orts träumen, die uns in den nächsten Tagen mit fast überwältigendem Interesse heimsuchen sollten.

Solo ist die Hauptstadt des Kaiserthums Solo oder Suracarta, welches ebenso wie das benachbarte und verwandte Sultanat Djocjocarta (meist Djocja oder Yugya genannt) dem Namen nach unabhängig, aber von allen Seiten durch direkten und indirekten holländischen Einfluß eingeengt, seine Existenz behauptet. Während der niederländische Resident anscheinend nur neben dem Herrn des Landes steht, unterhält der Susuhunan, das ist sein

unrichtig mit Kaiser übersetzter Titel, hier einen zahlreichen und glänzenden Hof, und in dessen Bereich zu gelangen war für uns natürlich ein Gegenstand des höchsten Interesses. Außer bei den großen Festlichkeiten welche in jene Zeit fielen, sahen wir ihn zweimal, einmal als wir ihm in seinem Kraton oder Palaste vorgestellt wurden; dieses vielfach ummauerte, im Ganzen wohl von 30,000 Menschen erfüllte Gebäude ist vielmehr ein Dorf, in welchem die zahlreichen Prinzen des Hauses sammt ihrem Hofstaat und ihrem Anhange sich niedergelassen haben. Die Wanderung durch dieses nichts weniger als palastähnliche Labyrinth von Höfen, Gängen und Bambushütten ist nicht sehr lohnend, und Pracht der Gebäude muß man an einem rein tropischen Hofe, sei derselbe auch in seiner Weise glänzend, nicht suchen, da dort die solid geschlossene Wohnung nordischer Art kein Bedürfniß ist. Interessant ist ein Thurmbau, von dem aus man den umfangreichen Kraton mit seinen fünf Ringmauern und dem Gewirr seiner Gebäude, sowie die ganze fruchtbare mit Cocoshainen gezierte Ebene Solo's übersieht, und diesen gestattete man uns aus besonderer Gunst an dem Tage der zu unsrer Audienz bestimmt war, zu besteigen. In diesem Gebäu, welches manche Spuren europäischer Civilisation trägt und namentlich eine Menge Bilder von Napoleon enthält, befand sich eine Anzahl javanischer Hofleute zu unserem Empfang, Alle in Gala, d. h. mit nacktem Oberkörper, im Gürtel prachtvolle Waffen; zur Erquickung nach dem mühseligen Treppensteigen hatte der gute Kaiser wohl zwölferlei Getränke im obersten Zimmer aufstellen lassen; des Contrastes wegen griffen wir zu Selterserwasser und Rheinwein, die Gesundheit des Kaisers zu trinken; ein vornehmer Javane den wir nöthigten Theil zu nehmen, lehnte es mit der feinen Antwort ab: „Wir sind hier nur um zu bedienen."

Der Kaiser hatte offenbar erwartet daß wir seinen Weinen besser zusprechen würden, denn wir mußten einige Zeit im Hofe warten, wo wir jedoch den Bruder des Kaisers, Pangerang Bey sitzen fanden, vor ihm seine Kinder und seine Lieblingszwerge; wir setzten uns zu ihm und unterhielten uns an der Betrachtung dieser kleinen Gruppe vor uns; die schwarzgebeizten Zähne des einen Knaben fielen uns auf; es ist das Landessitte, da der Malaye es für gemein hält weiße Zähne zu haben, wie jeder Hund auch. Endlich erschienen zwei Hofdamen um uns nach dem sogenannten europäischen Hause zu geleiten. Hier saß Seine Hoheit auf einem Lehnstuhl vor einem kleinen Tischchen allein, sein Gefolge lag außerhalb des Hauses vor den drei Eingängen desselben im Staube, mit zusammengeschlagenen Beinen und vorgebeugtem Oberkörper, in anbetender Stellung. Der Kaiser Pakoe Boewono Senopati Ingalogo Ngabdur Rachman Saydin Panotogomo VII. ist etwa ein Vierziger von sehr gutmüthigem Charakter, seinen Manieren und ausnehmender Artigkeit gegen die Europäer; er war sehr einfach in malayische Tracht gekleidet, aber mit Diamanten bedeckt, sowie decorirt mit dem Stern des Commandeurkreuzes des niederländischen Löwen. Er stand auf und reichte uns mit einigen freundlichen Worten

die Hand, worauf wir Platz nahmen und uns sehr gut über allgemeine Dinge unterhielten; Capitain Hendel, ein Deutscher, der sehr viele Freundlichkeit für uns hatte, war unser Begleiter und Dolmetsch bei dieser Audienz. Wir mußten ein sehr mittelmäßiges Oelbild das den Kaiser vorstellte, bewundern, und betrachteten die bunte Ausstattung des Zimmers mit allerlei europäischem Tand, Globus, Uhren, Gläsern, einer Unzahl Lampen u. s. w., das Ganze war aber doch sehr schmutzig. Man brachte Thee und darauf empfahlen wir uns, wiederum von den Hofdamen geleitet.

Das andre Mal sahen wir den Kaiser in einer Abendgesellschaft bei Herrn van Nes, einem gerade anwesenden hohen Commissär. Diesmal war der Gegensatz europäischer und javanischer Größe sehr komisch: der Kaiser kam in einem vierspännigen Wagen mit seinem Bruder Pangerang Bey und vier abscheulich schönen Zwergen; er wurde mit Musik empfangen, und Mynheer van Nes und der Resident begaben sich sogleich an die Stufen der Verandah, nahmen ihn, jeder an einer Seite beim Arm, und so schritten die drei Gewaltigen Solo's majestätisch einher, gefolgt von Zwergen und Prinzen, letztere — so will es die Etikette gegen den Kaiser — auf den Knieen rutschend. Man setzte den Kaiser auf's Sopha neben Herrn van Nes und seine Gemahlin; die Europäer saßen in zwei steifen Reihen, hinter uns auf der einen Seite kauerten die Prinzen, auf der andern dicht hinter den Damen die Zwerge mit dem goldenen Kästchen mit Betel und dem Spucknapf des Herrschers. Der Kaiser schien sich sehr gut mit seinen Nachbarn die malayisch sprachen, zu unterhalten, und ein gefälliges Lächeln, das ihm in seiner abhängigen Lage wohl zu Statten kommen mag, verließ seine gutmüthigen, unbedeutenden Züge nicht. Der Abmarsch erfolgte wieder in derselben Weise, die auf den unbefangenen Zuschauer den Eindruck macht, als könne der gute arme Kaiser sich zwischen seinen beiden hohen Freunden nicht viel rühren.

Herrn und Frau van Nes zu Ehren sollten große Kampfspiele gegeben werden, und ich habe mit herzlicher Dankbarkeit später erfahren, daß Frau van Nes, eine Deutsche, aus Rücksicht für den kaum gekannten Landsmann Einleitung getroffen hatte, diese Feste auf einen früheren Tag zu verlegen, so daß wir auf unserer kurzen Reise, zu der uns nur sechs Wochen von oben her verstattet worden, noch daran Theil nehmen konnten. Alle Notabeln von Solo und der Umgegend erhielten Einladung, in der That Befehl, die Festlichkeiten durch zahlreiche Anwesenheit zu verherrlichen. Gegen 10 Uhr Morgens fanden wir uns beim Residenten ein; hier erschienen zwei javanische Edle, welche in wohlgesetzten Worten die Einladung des Kaisers wiederholten, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus fuhr der Resident, über dem sein Bedienter einen großen ganz vergoldeten Sonnenschirm hielt, dergleichen nur dem Residenten und dem Kaiser zukommt; wir Andern folgten in 6 bis 8 vierspännigen Wagen nach. Bis zum innern Hof des Kraton war mehrere Straßen hindurch ein langes Spalier von Fahnen, Lanzenträgern und Gruppen

von Musikern gebildet, welche auf den schon erwähnten Harmonika's ein glockenähnliches melodisches Getön hervorbrachten; angekommen vor dem Haupteingang der kaiserlichen Wohnung stieg man aus und ging zwischen holländischem und javanischem Militär und Schaaren demüthig kauernder Hofleute bis an die offene Halle, unter welcher der Kaiser auf einem Purpursessel uns erwartete. Der Resident und die vornehmsten Prinzen nahmen in seiner unmittelbaren Nähe, die übrigen Europäer in zwei Reihen Platz, während die eingebornen Großen im Staube lagen, unter ihnen wohl 30 Weiber, des Kaisers Hofdamen, während seine Frauen nicht sichtbar wurden, mit Ausnahme dreier welche seine Waffen und den überaus kostbaren goldnen, mit Rubinen übersäeten Schild hinter dem Throne hielten. Nachdem man sich einige Zeit nach javanischer Hofsitte mit sehr leiser Stimme unterhalten hatte, verkündigten Salutschüsse vom Fort, daß Herr van Nes, der König des Festes, in dem sechsspännigen vergoldeten Staatswagen des Kaisers herankomme; der Kaiser, gefolgt von uns Allen, erhob sich ihm entgegen zu gehen und man traf in dem vordersten Gebäude des Kraton, welches auf einen großen freien Platz mündet, zusammen, wo es abermals Ceremonien gab. Man setzte sich wieder und trank auf die Gesundheit des Kaisers. Darauf packten die Hofdamen den Thron, alle Stühle, Polster und Geräthe zusammen, der Zug bewegte sich von neuem vorwärts, und als wir nun dicht vor einem großen aus Holz und Bambus gefertigten Käfig angekommen waren, begann auf Befehl des Kaisers das erste der Kampfspiele, der Kampf zwischen einem Tiger und einem Büffel. Dieser Käfig war etwa 15 Fuß im Durchmesser und eben so hoch, und in ihm befand sich bereits der Büffel, eines jener unförmlichen Thiere welche im gezähmten Zustande so nützlich wegen ihrer Stärke sind, im Kampf mehr gefährlich durch diese Stärke als durch seine Hörner, welche lang aber zurückgebogen mit der Stirn in einer Fläche liegen. Ein furchtbares Geknurre, von dem auch die Muthigsten erschüttert werden, verkündigte daß der Tiger aus seinem Käfig entlassen und mit seinem Feinde zusammengebracht worden war. Der Kampf begann unter betäubender Musik; der Tiger suchte bald mit ungeheuren Sprüngen die Wachsamkeit des Gegners, der ihm stets die Stirne bot, zu täuschen, bald erwartete er katzenartig zusammengekrümmt, oft gar auf dem Rücken liegend den Angriff; mehrmals gelang es ihm dem Büffel in den Nacken zu springen und ihm mit seinen Tatzen furchtbare Wunden zu schlagen, allein die Enge des Käfigs machte es dem Büffel leicht seinen Gegner sofort so gewaltig gegen die Wände desselben zu drücken, daß er loszulassen gezwungen war. Ueberhaupt fehlte es dem Kampfe in dem beengten Raum an Leben, denn der Büffel, an sich ein friedfertiges Thier, greift nur im äußersten Nothfall einen Feind an, der ihm selbst im Unterliegen schwere Wunden beizubringen vermag, und dem Tiger fehlt der Spielraum zum Sprunge, so daß auch er einen Angriff lieber vermeidet in dem er nothwendig den Kürzeren ziehen muß. Der Javane jedoch, ungemein empfänglich für

symbolische und abergläubische Beziehungen, will daß der Büffel das Feld behaupte, da er unter diesem seine eigene Nation, unter dem Tiger den europäischen Eindringling sich vorstellt, und als ein früherer Resident einen weiten Käfig hatte herrichten lassen, in dem ein Tiger drei Büffel nach einander überwand, geriethen die Eingebornen in große Aufregung und baten um Erlaubniß auch den Tiger zu tödten, worauf sie ihn aufhenkten. Dagegen wird der siegreiche Büffel um das dreifache seines Werths verkauft, und ist ein sehr gesuchtes hohes Ehrengeschenk eines javanischen Bräutigams an seine Geliebte. Widrig wird das Gefecht, dem wir überdies durch das enge Gebälk des Käfigs nur sehr unvollkommen folgen konnten, durch die grausamen Mittel welche man anwendet die unlustigen Kämpfer anzureizen: Brennesseln, Stachelstöcke, ätzendes Wasser, ja Feuer dienen zu diesem Zweck.

Nachdem von einem und demselben Büffel unter dem Jubel der Javanen ein Tiger getödtet und ein anderer übel zugerichtet worden war, erfolgten wieder Ceremonien und nun begab man sich auf ein Gerüst, von dem aus man den großen Platz des Kraton, auf dem das Kampfspiel des Rampok vor sich gehen sollte, überschauen konnte. Hier hatte man ein großes Viereck von etwa 150 Schritt im Quadrat gebildet, welches 3 bis 4000 Lanzenträger in vierfachen Reihen umstanden. In der Mitte befanden sich fünf enge Kästen, jeder einen Tiger enthaltend, und auf ein gegebenes Zeichen betraten drei Männer das Viereck, um den ersten dieser Käfige zu öffnen. Der erste unter ihnen stieg auf den Kasten und salutirte den Kaiser mit seinem Kriß oder Dolch, hierauf häufte man verbrennliche Stoffe auf, steckte sie an und öffnete den Käfig nach dem Rücken des Tigers zu. Nur ein leichtes Geflecht hält ihn noch, welches er selbst durchbrechen kann und welches jedenfalls vom Feuer bald verzehrt wird. Nun ertönten die langsamen und feierlichen Accorde des Gamelan, nach deren Takt sich die drei Männer mit gravitätischen tanzenden Schritten hinwegbegaben, um zuletzt knieend vor dem Kaiser den Wink zur Entlassung abzuwarten. Obgleich der Tiger hinter ihnen ist, dürfen sie sich nicht umschauen noch ihre Schritte beschleunigen; diese Männer, deren drei für jeden Käfig bestimmt sind, erhalten am Vorabend der Spiele eine religiöse Weihe, welche sie mit dem blinden Muth des Fatalismus erfüllt. Freilich ist ihr Rückzug nicht so gefährlich als er aussieht, denn der Tiger, eine ganze Nacht hindurch in einem Kasten gefangen gehalten, der kaum zwei Fuß weit ist während seine Länge der des Thieres entspricht, außerdem durch Gefangenschaft und schmale Kost gebändigt, zeigt wenig Lust seinen Behälter zu verlassen. Die Menge erwartet mit äußerster Spannung den Moment; Männer, durch einen Käfig von Geflecht ohne Boden, eine Art Testudo geschützt, nähern sich um ihm durch Hinwegräumung der Holzspäne den Austritt zu erleichtern. Endlich wird die Hitze des um seinen Käfig brennenden Scheiterhaufens zu empfindlich und er kommt hervor, selten mit einem Sprung, aber sofort eilt er nach den Enden des Viereckes, einen Ausweg

suchend. Kaum nähert er sich dem Rande, so strecken sich die Lanzen ihm entgegen; er steht unschlüssig, rennt weiter und setzt mit großen Sprüngen an den Reihen der Lanzen hin, die von ferne gesehen sich wellenförmig senken und wieder heben, je nachdem der Tiger nahe kommt. Endlich erwählt er sich einen schwachen Punkt, springt — und fällt auch sofort von hundert Lanzen durchbohrt nieder, und die Musik welche vom Augenblick des Erscheinens des Tigers ein lebhafteres Tempo angenommen hatte, bricht plötzlich aber melodisch ab. So endeten die fünf Tiger die wir auftreten sahen, einer nach dem andern, meist in 2 bis 3 Minuten; zwei derselben fielen dicht vor unsern Plätzen, und wir konnten die Schönheit der riesenhaften, wahrhaft königlichen Thiere nicht genug bewundern. Oft aber geschieht es daß der Tiger mit einem kühnen Sprung das Freie gewinnt, oft daß er die Lanzenschäfte wie Strohhalme zerknickt und auf die Köpfe der Leute niederfällt. Dann gibt es mancherlei Unglück, in der Regel ist er aber dann so betäubt, daß er am ersten besten Platze Schutz sucht, einmal unter einer Bank auf der Frauen stehend dem Schauspiel zusahen, einmal unter einem Wagen voll Zuschauer. Besonders pflegt der gewandtere Leopard, den man zuweilen bei diesen Spielen benutzt, in dieser Weise zu entkommen. Der Kaiser selbst ist durch weniger Leute geschützt, als die mögliche Größe der Gefahr erwarten ließe; aber der Glaube herrscht vor daß seine geheiligte Person über solche Zufälligkeiten erhaben sei. So sagte auch der Kaiser der Frau van Nes, die mit lobenswerthem Muthe an seiner Seite dem Kampfspiel zuschaute: „Fürchten Sie nichts, Sie sehen daß ich hier auf meinem Throne sitze.“ Vor längeren Jahren drang jedoch ein Tiger bis in die unmittelbare Nähe dieses Throns und wurde von einem der kaiserlichen Prinzen niedergemacht. Wir andern Europäer, die wir des Schattens des goldnen Sonnenschirms nicht theilhaftig waren, standen auf einer Tribüne mit sämmtlichen Hofdamen, und diese zahlreiche Anwesenheit des schönen Geschlechts hätte auch die Aengstlicheren beruhigen müssen, obwohl wir nur durch jene Reihe der Lanzenträger von den Tigern getrennt waren. Bei schwerer Strafe dürfen jene Leute den Tiger nicht mit der Lanze angreifen, sondern nur wenn er dicht vor ihnen ist, dieselbe senken und abwarten bis er hinein springt oder fällt.

So endeten diese Kampfspiele, die allerdings kein nach dem Grundsatz der Gleichheit angeordnetes Gefecht zeigten, uns aber doch Gelegenheit boten eines der prachtvollsten Thiere der Schöpfung in freier Bewegung zu bewundern; wir bedauerten die edlen Thiere so unterliegen zu sehen. Nachdem alles vorüber war, zog man sich auf die alten Plätze zurück; der erste Minister erstattete, im Staube vor dem Kaiser kauernd, in demüthigster Haltung auf die Fragen des Herrn Bericht über die Spiele; darauf geleiteten wir den Kaiser zurück nach seiner Wohnung, und nach einer langweiligen, dem Anstand und der Gravität gewidmeten Viertelstunde kehrte alles wieder zurück in der Ordnung wie wir gekommen waren.

Die Erlebnisse dieses Tages, an dem die ganze Herrlichkeit wie die Kümmerlichkeit eines javanischen Hofes sich entfaltete, sind in ihren großartigen Umrissen mir unvergeßlich, so wenig es auch möglich war getreue Bilder alles Einzelnen festzuhalten. Einiges will ich aber bei diesem Anlaß wo alles in Gala erschien, über den javanischen Anzug sagen, welcher einer der malerischsten ist die man sehen kann. Die Haupt-Kleidungsstücke aller Stände, die niedersten ausgenommen, sind ein Frauenunterrock, Sarong genannt, und eine Jacke; gewöhnlich tragen sie einen Gürtel der die Gestalt hervorhebt, und in diesem steckt die von allen freien Javanen getragene Waffe, der Kriß, ein Dolch von ungewöhnlicher Gestalt. Die Reicheren tragen schöne damascirte Klingen, deren Affektionswerth oft in die Hunderte und Tausende, ja bei alten Familienstücken ins Unschätzbare steigt; der von schönem Holze geschnittene Griff sowie die Scheide sind oft mit Diamanten besetzt. Auf dem Kopf trägt der Javane, dem sein mahomedanischer Glaube gebietet sich zu bedecken, ein Tuch zu einer Art anliegendem Turban geschlungen, der sein langes schwarzes Haar verbirgt; oft setzt er darüber noch einen Schirm zum Schutz gegen die Sonne. Im allgemeinen ist die Tracht sehr einfach, und in der That erfordert dies das ewige Niederkauern vor jedem Vornehmern. Die Tracht des Kaisers selbst war wenige Gulden werth an Baumwollenstoffen, dafür strahlte er aber von Diamanten, und der Javane ist der Ansicht daß diese sich überall gut ausnehmen. Eine besondere, jedoch nicht bei allen Gelegenheiten übliche Hoftracht läßt den ganzen Oberkörper bloß: selbst die Hofdamen des Kaisers tragen Arme und Schultern völlig entblößt. Bei festlichen Gelegenheiten setzt der Kaiser gleich andern Vornehmen eine steife konische Mütze von weißem durchsichtigem Stoff auf, die sehr gut kleidet. Die Tracht der Frauen ist weniger malerisch, auch kommen die der besseren Klassen wenig zum Vorschein.

Im Allgemeinen ist der Javane schön gebaut, von nicht allzudunkler olivenfarbener Hautfarbe und von edlen Zügen, wiewohl man an dem breiten Gesicht und der dicken Nase die malerisch schönen Formen der Hindus vermißt. Er ist von mittlerer Größe, und es ist mir immer erschienen als ob bei allen Orientalen, die Chinesen auch mit eingeschlossen, die Frauen ungleich kleiner wären als in demselben Verhältnisse bei uns. Die Haltung des Javanen ist aufrecht und edel; eben so ist sein Benehmen fein, würdevoll und angeboren höflich. Ueberhaupt flößt seine Erscheinung mehr Achtung ein als man im allgemeinen einem Halbcivilisirten zugestehen mag, und glänzend sticht er ab gegen den niedrigdenkenden, kriechenden und doch aufgeblasenen Chinesen.

Java ist vielleicht das einzige Land, wo die wohlfeilen Baumwollenstoffe Europa's nicht im Stande gewesen sind die einheimischen Gewebe zu verdrängen; der Javane bereitet sich das Zeug zu seinen Kleidungsstücken selbst und färbt es in gewissen sehr hübschen Mustern, diagonale Streifen mit flammigen Verzierungen dazwischen, auf unglaublich mühsame Weise. Denn auf einem

Stück Zeug werden alle die Stellen welche die Farbe nicht erhalten sollen, mit der Hand mit flüssigem Wachs bemalt; wenn mehrere Farben angebracht werden sollen, vermehrt sich die Arbeit natürlich noch bedeutend. Braun ist die übliche Grundfarbe, wozu schwarz und blau tritt, und je vornehmer der Träger, desto größer das Muster, so daß den geringen Mann die Abweichung von dieser Sitte selbst straffällig machen würde. Die Weiber beschäftigen sich mit dieser Färberei, und jede Haushaltung, selbst die der Prinzen macht meist ihre eignen Stoffe.

Ebenso streng nationell ist die Vorliebe für den Kriß, die landesübliche Waffe, und europäische Nachahmungen von kostbarer und künstlicher Arbeit, die von Speculanten hie und da nach Java gebracht worden sind, begegnen nur der Geringschätzung des ächten Javanen, der für eine alte vom Rost zerfressene und als Waffe unbrauchbar gewordene Klinge den höchsten Preis zahlt: ja die übliche Behandlung dieser Klingen mit Citronensaft und Arsenik scheint den Zweck zu haben, die Damascirung durch Auflösung der geringeren Eisentheile recht hervortreten zu lassen. Vergiftet wird der Kriß nicht, da seine Behandlung mit Arsenik einen ganz andern Zweck hat, und Arsenik in der Wunde wohl auch nicht sehr verderblich wirken dürfte; ohnehin verschmäht es der Malaye eine Waffe die ihm werth ist, durch eine blutige That zu besudeln, und er nimmt dazu lieber einen andern Dolch. Wenn schon Raffles über vierzig Varietäten der ächt javanischen Krißklinge mit eben so vielen besondern Namen angibt, so wird die Menge der Abarten in Java selbst und auf den übrigen malayischen Inseln völlig unabsehbar. Am elegantesten ist die flammenförmige Klinge, die auch auf Lanzen vorkommt. Nicht nur die Achtung des Javanen für alles Alte und Geerbte, und für Traditionen die Faust's Trödelhexe Ehre machen würden, sondern auch die capriciöse Liebhaberei machen einen Kriß wie ihn der vornehme Mann gern trägt, zu einem theuern Artikel; so erzählte uns ein javanischer Edler von hohem Rang, wie eine neue Klinge ihn 80 Gulden, eine ungeheure Summe für Java, gekostet habe; die feinsten englischen Stahlfedern mußten wohl zweihundert Mal einen vollen Monat hindurch umgeschmiedet werden, dem Schmied mußte zum Beginn des Werkes ein Fest gegeben werden, und ein regelrechter Künstler geht nie an die Arbeit ohne Weihrauch zu brennen.

Kehren wir nun noch einmal zum Kraton zurück, um dessen übrige Merkwürdigkeiten zu betrachten, von denen bei weitem die erste der Tigerkäfig ist, in welchem die zu den Kampfspielen erforderlichen Tiger, nachdem sie in Gruben gefangen worden sind, bewahrt werden. Ehe ihre Zahl durch das letzte Fest so stark gelichtet wurde, habe ich eilf Königstiger in diesem Gebäude, einem aus Pfählen gefertigten Zwinger, etwa 20 Fuß lang und 15 Fuß breit, beisammen gesehen, ein großartiger Anblick! Als ich in völliger Sicherheit, aber desto erwünschterer Nähe diese Scene zum ersten Mal sah, machte sie mir den Eindruck den wir beim Anblick einer gewaltigen Dampfmaschine

empfinden, dieselbe ungeheure Kraft gebändigt, und zischend uud brüllend gegen das aufgedrängte Joch. Und um den Vergleich vollständig zu machen, so gleicht das kurze heftige Knurren eines wüthenden Tigers eher dem Schnauben einer Locomotive als der Stimme eines lebenden Wesens; der Tiger stößt es auch beim Angriff aus, und manchem guten Schützen ist bei diesem schrecklichen Ton das Gewehr entsunken. Und was für Tiger! Nicht die matten, verkümmerten, nie zur vollen Kraft erwachsenen Thiere unserer Menagerien, sondern der stolze, wilde König der Wälder, meist unmittelbar aus seiner blutigen Herrschaft herausgerissen und noch in voller Wuth über die geraubte Freiheit. Einer der so lag daß ich ihn von außen messen konnte, war ohne den Schweif über 6 Fuß lang. Ich wählte den Platz später zu meinem Lieblingsspaziergang, und habe da manche herrliche Gruppe gesehen. Einst kam ich zur Fütterung: der größte Tiger hielt einen getödteten Hund unter seiner Tatze; er lag gemächlich in der Mitte, die Zähne weisend, die andern knurrend und begehrlich um ihn her, aber kaum daß sie es wagten die Pfoten des Hundes zu benagen. Wie denn diese Bestien von Grund aus böse sind, so leben sie fortwährend in Unfrieden mit sich und andern; der Besucher macht sich eine Freude sie zu reizen und ihre wilden Geberden zu betrachten, wenn sie in ohnmächtiger Wuth sich gegen die Wände des Käfigs stürzen. Der Anblick dieser Tigerhöhle allein ist die Reise nach Solo werth.

Ein so merkwürdiger Ort ist denn auch an Abenteuern und Anekdoten reich; die folgenden zwei werden als vollkommen wahr von angesehenen Männern verbürgt. Es begab sich, daß unter den Hunden welche man den kaiserlichen Tigern zu ihrer täglichen Nahrung vorwirft, sich der Hund eines europäischen Unterofficiers befand. Dieser Mann geräth bei der Nachricht von der Gefahr seines Lieblings in großen Zorn, schwört den Hund zu retten, erhitzt sich mit ein paar Gläsern Branntwein und steigt tollkühn in den Tigerkäfig hinab, aus welchem er seinen Hund unbeschädigt herausholt. Schlimmer erging's einem Wärter, welcher in den ansehnlich hohen Käfig von oben hinabfiel; auch er wurde von den Tigern selbst nicht angegriffen, und es gelang mit hinabgelassenen Bambusstäben ihn wieder heraufzuziehen; aber der Elende war so zum Tode erschrocken, daß er in ein Fieber verfiel an welchem er alsbald starb. Ueberhaupt ist der erschütternde Schrecken welchen der Tiger einflößt, allgemein zugestanden, und es ist eigen daß dort Niemand, Niemand läugnet, daß die Tiger selbst im Käfig ihm Schrecken machen; vollkommen gesichert gegen ihre Angriffe könnte einer gar leicht die wohlfeile Prahlerei aussprechen daß er von diesem Gefühl frei sei, aber nie habe ich das gehört, im Gegentheil haben selbst Officiere, die doch mit dem Geständniß der Furcht nicht freigebig sind, mir oft gestanden, daß das schreckliche Gebrüll des Tigers ihre Nerven unwillkürlich erschüttere.

Zwei schöne Elephanten des Kaisers erwähne ich nur im Vorübergehen, da wir noch vielen begegnen werden: die 5 Fuß langen Stoßzähne des einen,

welche vor dem Rüssel über's Kreuz gewachsen waren, sind für den asiatischen Elephanten von sehr namhafter Größe.

Auf dem großen Platz des Kraton sind noch die drei Kanonen zu bewundern, alte überaus schwere Geschütze, deren Ursprung man nicht kennt; die eine ist 18 $1/2$ Fuß lang mit einem größten Durchmesser von 2 $1/2$ Fuß und schießt eine 80pfündige Kugel; diese ist von Erz, die zweite dagegen ein eiserner 32Pfünder von 21 Fuß Länge; die dritte ist kleiner, aber bemerkenswerth indem sie zwar von Eisen ist, aber eine Fütterung, sowie die Traube und einige andere Partien von Kanonenmetall hat. Diese großen Geschütze werden nur alle 8 Jahre, an Mahommeds Geburtstag abgefeuert. Außerdem hat man noch eine heilige Kanone, die aber unsichtbar ist, und von der es eine herzliche absurde Legende gibt: ein Mann und eine Frau seien in zwei Kanonen verwandelt worden, die ersten Java's. Der Mann ist in Solo, die Frau in Bantam am Westende der Insel.

Unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses die in dem weitläufigen Kraton wohnen, ist der Pangerang (Prinz) Bey, Bruder des Kaisers einer der ansehnlichsten, und wir verfehlten nicht uns ihm vorzustellen. Sein Haus und Hof bildeten ein ächtes Muster javanischer Hofhaltung, voll von Diamanten und Schmutz, von Kriegern und Zwergen, auch von Weibern, die in der Empfangshalle nähen, sticken und färben. Der Prinz empfing uns sehr freundlich, und nach der Sitte auf dem Fuße gleichen Ranges; die Unterhaltung die freilich immer durch einen Dolmetscher geführt werden mußte, drehte sich um Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten, dann kamen Diener herangerutscht ihm Betel zum Kauen zu bringen, während die Aufwärter welche Thee servirten aufrecht mit militärischer Haltung herantraten. Die Eifersucht welche der Javane in Bezug auf seine Weiber zeigt, machte es etwas unsicher die hübschen Gesichter dieser Schönen welche vor uns saßen, mit Muße zu betrachten; einige verstohlene Blicke ließen aber doch erkennen daß sie selbst für den europäischen Geschmack schön waren. Sie waren mit Diamanten reich geschmückt und geschmackvoll gekleidet, wenn auch in die einfachen Stoffe des Landes. Der gute Prinz, der sich in der größten Freundlichkeit gegen Europäer gefiel, schenkte uns die Erzeugnisse seiner Muße, Schalen aus der seltenen und kostbaren Seschellen-Nuß, und Stöcke die er mit eigener Hand gedrechselt, ein andermal versprach er uns den Anblick eines javanischen Ballets, Sirimpi, zu welchem wir uns am bestimmten Tage pünktlich einfanden.

Alles war bereit, eine kleine mit Matten bedeckte Bühne war errichtet, vor der wir Platz nahmen, und alsbald erschienen vier Tänzerinnen, Töchter seiner Edeln, und von der Prinzessin, seiner Tochter selbst eingeübt. Diese und noch zwei andere Prinzessinnen, der Alte und wir machten die ganze Zuhörerschaft aus. Die Musik des Gamelan, außer den verschiedenen klingenden Metallstücken und Gongs auch aus Geigen bestehend, begann nun aus der Ferne ihre ernste würdevolle Weise, begleitet von Männer- und

Kinderstimmen welche unisono Balladen aus der historischen und mythischen Vorzeit in der javanischen Sprache vortrugen; diesen Gesang begleiteten die Bewegungen der Tänzerinnen eben so ernst, züchtig und würdevoll, und mit gemessener Sicherheit der Einübung. Ein Mieder bedeckte einen Theil des Oberkörpers, die Arme und Schultern jedoch gänzlich freilassend, ein enger antiker Unterrock und eine lange um die Lenden geschlungene Schärpe vollendeten den Anzug. Nichts kommt der Präcision gleich, mit der die vier Tänzerinnen jede Bewegung des Arms, des Kopfs, der Hand, ja der Finger übereinstimmend ausführen; die ganze, den Sinn der Ballade begleitende Pantomime ist in dieser Art behandelt, nur selten nimmt sie etwas Dramatisches an, indem je zwei der Tänzerinnen gegeneinander sich in verschiedene Stellungen werfen. Das Ganze beschlossen sie mit einer hübschen Spielerei, indem sie auf ein unmerkliches Zeichen der Musik vier Pistolen gleichzeitig abfeuerten. Vier andere Tänzerinnen traten an die Stelle und das Schauspiel wiederholte sich; dieses Ballet ist das Schönste, Würdevollste was man sehen kann: züchtig und jungfräulich, und himmelweit verschieden von unsern Ballets, dem Tanz der Bayaderen oder von den fratzenhaften Singsongs der Chinesen. Wir waren ganz hingerissen und sahen stundenlang den einförmigen Bewegungen des Tanzes zu, während die ernsten Weisen des Gesanges, kaum eine Melodie zu nennen, aber von wunderbarer Macht und Tiefe, die Phantasie in die ferne Region der Geschichte eines Volkes entrücken, das ein edles sein muß da es so würdige Unterhaltungen kennt. Nichts charakterisirt dieselben mehr, als daß Professor Gericke, ein ernster Mann der sich in Solo mit der Uebersetzung der Bibel ins Javanische beschäftigt, ganze Abende lang diesen Vorstellungen zusehen kann, an denen er durch die Kenntniß der Sprache doppelten Reiz findet. Der Pangerang nahm unsere ungeheuchelte Bewunderung sehr gut auf; er lebt nur darin, und beschäftigt sich oft den ganzen Tag damit diese Tänzerinnen zu schmücken, ihre Blumen und Diamanten geschmackvoll anzuordnen. Er selbst trug, wenn er öffentlich erschien, immer Blumen im Haar.

Nun gibt es noch eine Menge kaiserlicher Prinzen, die im Kraton mehr oder minder schöne Wohnungen besitzen, und zum großen Theil sehr unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft sind. Einer dieser Edeln trieb sich oft in unserem Gasthof herum, trank viel, bezahlte nichts, und wollte immer mit mir Schach spielen, weil ich einmal der Curiosität halber eine Partie mit ihm gemacht hatte. Diese Prinzen, ohnehin vom Thron mehr oder weniger entfernt, sind meist sehr schlechte Wirthe und vergeuden obendrein ihr Geld in Schmuck und Spielereien aller Art, da sie wie wahre Kinder alles haben müssen was ihnen in die Augen sticht. So sind sie auch öfters, wenn sie etwas Erwünschtes im Besitz von Europäern sehen, nicht sehr zurückhaltend in der Aeußerung ihrer Begehrlichkeit, verkennen jedoch nicht die Pflicht eines Gegengeschenks. Dafür ist ihnen eine geschenkte Sache eben so wie ein Erbstück

ein förmliches Heiligthum, wie Jemand einmal gewahr werden mußte, als er, zu einem Geschenk an einen vornehmen Javanen gedrängt, dasselbe mit dem Bemerken überreichte, der Gegenstand sei ihm zwar selbst von einem Freunde gegeben. Das Geschenk wurde mit Unwillen und mit der treffenden Entgegnung zurückgewiesen, es gelüste ihn nicht Freundschaftsbezeigungen von einem Manne zu empfangen, der die Andenken seiner Freunde so wenig in Ehren halte. So findet sich überall im Javanen tiefes und poetisches, selbst ritterliches Gefühl.

Dem Kaiserhause gegenüber steht die Familie des Pangerang Adipati (unabhängigen Fürsten) Ario Mankoe Negoro; dieser ist der Beste unter allen, ein Mann von europäischen Manieren, von viel Interesse für europäische Civilisation, und ein tüchtiger Militär. Gern benützt die Regierung die natürliche Eifersucht der zwei Familien, um ihre Macht dadurch zu befestigen, und Mankoe Negoro war Oberst eines Infanterieregiments, hatte auch kurz zuvor eine Batterie erhalten, auf die er sehr stolz war. Man sah ihn Abends in europäischen Gesellschaften in Uniform und nur durch ein schwarzes Kopftuch nach malayischer Sitte ausgezeichnet. Fünf Verwandte in seinem Gefolge waren ebenfalls Officiere und einige unter ihnen sehr präsentable Leute; sie sprachen indeß keine europäische Sprache, und das Medium des Verständnisses bildet dann immer das Malayische, eine allgemeine, sehr leichte und von allen Europäern gekannte Verkehrssprache, welche als solche eine Menge unreiner Wörter aus fremden Sprachen enthält. Das Javanische dagegen ist ein ganz eigenes Idiom, und namentlich wegen seines Reichthums an Synonymen ungemein schwer und von den allerwenigsten Europäern gekannt.

Wir besuchten Mankoe Negoro in seinem Kraton, der ansehnlich und weit reinlicher als irgend eine andere Behausung der Prinzen ist; Soldaten in niederländischer Uniform, aber barfuß, und vielerlei kriegerisches Geräth verriethen den militärischen Geschmack des Fürsten; unter einer großen offenen Halle auf einer Erhöhung von 4 Stufen kauerte Mankoe Negoro mit seinen Prinzen, gerade beschäftigt seine Gewehre, deren er viele sehr elegante und aus den besten Fabriken besaß, zu mustern. Der Empfang war ungemein artig und verbindlich: Mankoe Negoro ist nicht nur ein Freund der Europäer, sondern überhaupt von fürstlich gastfreiem Sinne, und um recht viel Gelegenheit zu haben diesem Hange zu fröhnen, feiert er alle sechs Wochen seinen Geburtstag und gibt außerdem einige Routs für die Europäer; die der Gastfreiheit gewidmete offene Halle welche zur Wohnung jedes edlen Javanen gehört, war in seinem Kraton wohl 150 Fuß im Gevierte groß. Dort hatte er vor Kurzem zur Genesung eines Lieblingspferdes ein großes Fest gegeben; das Thier wurde mit einem Netz von Blumen geschmückt und von vier Knechten mit Pfauenwedeln geleitet, während blinde Soldaten eine Salute feuerten. Blinde und Zwerge sind ein Schmuck javanischer Höfe, der seinen vollen Glanz erhält, wenn man weiß daß das Pflichtgefühl der Fürsorge den Grund dieser

Sitte abgibt: so hat der Kaiser nicht weniger als 160 Zwerge, die er unterhält und mit denen er Staat macht. Auch Albino's, die in Java häufig sind, scheint man dahin zu zählen, wenigstens war unter des Kaisers Hofdamen eine solche; diese hatte braunes Haar, andere waren ganz blond und blinzelten sehr mit ihren lichtscheuen Augen.

Wir wünschten sehr Mankoe Negoro's Landhaus Karangpandang (zu deutsch Felsenschloß) zu sehen, und der gütige Fürst stellte uns nicht nur die Pferde seines eignen Relais zur Verfügung, sondern beauftragte auch einen seiner Verwandten uns dahin zu begleiten und uns bei seinen Unterthanen zuvorkommende Begegnung zu verschaffen. Am 8. Morgens erschienen denn die Pferde vor unserer Wohnung, und zugleich Rio Mankoe Ringrat, ein unächter Sohn von Mankoe Negoro's Bruder und Officier im Regiment seines Oheims. Er hatte sich auf europäische Weise gekleidet: ein Schnürenrock und ein etwas phantastisches Barett standen ihm ganz gut, und außerdem hatte er sich mit so viel Gold, Silber und Edelsteinen geziert als sich füglich anbringen ließ. Unserm Rio, das ist sein Titel, hielt ein kleiner Diener den unentbehrlichen Siri oder Betel in einer Büchse, welche alles enthielt was zu diesem widrigen, aber dem Orientalen so nöthig als das Salz gewordenen Genuß gehört, Areca-Nuß, gelöschten Kalk, Gambir-Gummi und die ganze Herrlichkeit in ein Blatt des Betel-Pfeffers gewickelt; der Kleine nahm zu den Füßen seines Herrn Platz, und außerdem folgte uns nebst allem gewöhnlichen zahlreichen Personal ein alter Deutscher, der als Dolmetscher des Malayischen mitgenommen wurde. So rückten wir denn abermals mit unserem abenteuerlichen Wagen aus, der alle diese Leute bequem faßte; der Rio kaute Betel, wir amüsirten uns in unserer Weise, und so erreichten wir die erste Station, wo ein Häuptling während des Pferdewechsels die Ehre hatte unsern edlen Führer und uns mit Thee und Kuchen zu bewirthen, während er selbst ehrfurchtsvoll auf der Erde kauernd zusehen mußte wie sein Haus von einem Höheren in Beschlag genommen wurde. Es war eine sonderbare Reise mit diesem Rio: alle Vorübergehende kauerten sich alsbald nieder, die Reiter stiegen ab, und als unser Wagen einigemal in dem schlechten Wege stecken blieb sprang Alles mit ehrerbietiger Dienstfertigkeit zu, an allen Stationen wiederholte sich die Bewirthung im Hause des Häuptlings, und wir legten die 23 englischen Meilen (holländisch Palen, d. i. Pfähle, Meilenzeiger, eigentlich $^{10}/_{11}$ der englischen Meile) zwar nicht schnell doch angenehm zurück, bis wir am Fuße des Bergs auf dem Karangpandang liegt, genöthigt waren zu Pferde zu steigen. Bis dahin ist der Weg ziemlich eben, und wir hatten abermals Anlaß die Anmuth javanischer Landschaft zu bewundern, welche viele Europäer verleitet, Java ohne weiteres für das Paradies und die schönste Colonie der Welt zu erklären. Dies bedarf jedoch einer Einschränkung: Java ist außerordentlich gut kultivirt, es enthält 9 Millionen Einwohner, also neunfach die Einwohnerzahl des nicht viel kleineren Cuba, und während ich in Westindien und

Südamerika oft die freie Aussicht auf bebaute Strecken vermißte, hat man hier sowohl eine reiche und ewig grüne Kultur, als die natürliche Vegetation der heißen Zone, die ich jedoch der Ueppigkeit Guiana's nicht gleichstellen will; dafür besitzt Java aber wieder die köstliche Abwechslung des Klima's und die unvergleichlich schönen vulkanischen Kegelberge, die unter den Gebirgen das sind, was die tropischen Palmenformen in der Pflanzenwelt. Herrlich grüne Reisfelder wechseln fortwährend mit Feldgehölzen ab, welche meist aus Cocospalmen und andern schönen tropischen Baumformen bestehen; die Wohnungen der Javanen, ja ihre ganzen Dessa's oder Dörfer suchen den Schatten des Dickichts, und wenn die elenden Bambushütten je zum Vorschein kommen, so ist es hinter einer reizenden Gruppe von Gebüsch, Palmen und der Hauptzierde tropischer Ansiedlungen, Bananen.

Doch wir waren am Fuße des Bergs stehen geblieben. In wenigen Minuten erreichten wir auf einem steilen Wege das Landhaus und befanden uns nun auf einem Vorsprung der höheren Gebirge, etwa 2800 Fuß über dem Meere, hinter uns der mächtige Vulkan Lawu, vor uns die weite Ebene bis an den Merapi jenseit Solo. War die Aussicht auch nicht sehr klar, so überraschte desto mehr der Blick auf die nebelbedeckte Ebene, die wie ein Meer vor uns lag; wir fanden uns in dem luftigen Gebäude wie in einem Feenschloß, und die frische kühle Bergluft trug noch mehr dazu bei unsere Begeisterung für den herrlichen Platz zu erhöhen. Der Rio machte mit aller Artigkeit die Honneurs, es fanden sich europäisch eingerichtete Zimmer für uns, und wir ruhten uns recht behaglich von der langen, staubigen Fahrt aus. Mit der Zeit erschien auch Essen und Wein, und unser Wirth nahm wenig Anstand sich mit uns an dem verbotenen Trank zu erquicken. Etwas lang wurde uns aber doch der Abend, der wie alle Abende in den Tropen mit früher Dunkelheit einbrach, als nun der Rio anhub mit allerdings lobenswerther Wißbegierde sich nach Europa, England, Deutschland, Frankreich zu erkundigen und eine so entschuldbare als große Unwissenheit über Dinge an den Tag legte, die uns freilich geläufig genug waren. Noch denselben Abend waren wir nach einer Schlucht etwa 1½ Stunden von Karangpandang geritten, wo in einem Umkreis von 30 Schritt sechs verschiedene Mineralwasserquellen, eine äußerst seltsame Erscheinung: es sind eine laue Schwefelquelle, eine kalte Eisenquelle, sodann eine laue, eine lauliche und zwei kalte Salzquellen von verschiedener Stärke; ich kostete sie alle mit einer Gewissenhaftigkeit die mir Leibschmerzen zuzog. Von dort etwa ½ Stunde entfernt finden sich noch zwei andre Quellen, die eine schwachem Selterser Wasser zu vergleichen, die andre eisenhaltig; beide, ebenfalls nahe bei einander, entwickeln Kohlensäure, und diese Eigenschaft hat ihnen den javanischen Namen Djurang deró, tödtliches Wasser gegeben. Wir machten die einfachen Experimente mit einer Fackel, die verlosch, und mit einem Huhn, das nicht athmen konnte; zum großen Schrecken des guten Rio kostete ich das Wasser dieser tödtlichen Quellen,

welches nach seiner Ansicht ein Gifttrunk sein mußte. Der Rückweg führte uns bei schon eingebrochener Dunkelheit durch eine tigerreiche Gegend; zufällig war ich der letzte im Zug, und die Erinnerung an die in Java bekannte Thatsache daß der Tiger sich stets den Letzten zum Opfer ausersieht, wenn er am Wege lauert, vermag ein mehr pikantes als angenehmes Gefühl hervorzubringen. Vordem, als die Gegend um Karangpandang noch mehr bewaldet war, pflegten die Tiger zuweilen in der offenen Halle des Landhauses zu lagern.

Am nächsten Morgen kam ein Landsmann, Herr Handt, der in den Bergen eine hochgelegene Pflanzung bewohnte; wir hatten einen Brief an ihn gebracht, und er war freundlich bereit uns in der Gegend herumzuführen. So ritten wir denn zuerst nach den 8 Palen entfernten Alterthümern von Sukuh, welche im Gebirge wohl 4000 Fuß hoch gelegen sind. Die Kletterei zu Pferd war etwas mühselig und auf dem schlüpfrigen Boden fast bedenklich, aber das Ziel lohnte der Mühe wegen der prachtvollen Aussicht, wenn auch nicht wegen der alten braminischen Heiligthümer, welche dem Laien abstrus, und obendrein nicht von besonderer Schönheit sind; eine ansehnliche Pyramide an 25 Fuß hoch, mit Stufen und einer Platform von 20 Fuß im Quadrat bildet das Hauptgebäude. Zur Ersteigung befindet sich vorn in einer Rinne eine Anzahl Treppenstufen; ins Innere hat man keinen Zugang. Das Ganze ist wohl erhalten oder wahrscheinlich restaurirt. Vor dem Tempel befindet sich eine große Anzahl Statuen und Reliefs, von einer neuern Hand so geordnet; eine Darstellung fiel mir auf, ein Schmied einen Kriß nach einer unsern Begleitern geläufigen Mythe mit der Faust schmiedend; auch Ganesa's Bild durch den Elephantenkopf unverkennbar findet sich darunter. Neben so vielem Buddhistischen unter den Ruinen Javas sind diese unvermischt braminisch, wie schon der kolossale Lingam (Phallus) darthut, der zerbrochen auf der Erde liegt; die Javanen, voll Aberglauben auch für diese alten Heiligthümer, lassen unfruchtbare Weiber zwischen den Stücken hindurch gehen. Sukuh gleich andern Tempeln im Gebirge mag zu den letzten Bollwerken des Götzendienstes gehört haben, als ums Jahr 1475 der Islam in Java herrschend wurde. Auf einem kleinen Hügelplateau am Abhang des Lawu steht Sukuh gleich Karangpandang auf einer Warte, und zeigt ein noch schöneres Panorama als jener Ort, der schon tief unter uns zu liegen schien. Während die westliche Seite der großen Ebene von Solo die zwei kegelförmig sich erhebenden Vulkane Merapi und Merbabu zeigt, steigt das Gebirge im Osten in kleinen Hügeln stufenweise auf, so wie die Andes bei Lima verlaufen. Die tiefen Schluchten zwischen diesen Hügeln sind sehr malerisch; einer derselben gilt den Javanen für die Spitze des Lawu, die der Teufel aus übler Laune und aus Neid über seine Höhe heruntergeworfen; allerdings sollen auf diesem merkwürdig zwischen den andern Bergen steckenden Gipfel dieselben Hölzer wachsen wie auf dem Lawu, während die Umgebung sie nicht hat. Die kleinlichen Gartenanlagen mit welchen Mankoe Negoro die Ruinen geziert hat, verdienen noch einer wenn auch nicht lobenden Erwähnung.

Von Sukuh ging es nach Babadan, wo Herr Handt wohnte; bei einer Höhe von 3500 Fuß zeigte sein Garten eine schöne Auswahl europäischer Gemüse und Früchte; der Kaffee hat hier auf der Höhe größere Bohnen, braucht aber statt drei Wochen wie in der Ebene, drei Monate zum Trocknen. Der freie Wuchs welchen man dem Kaffeebaum in Java, im Gegensatz zu Westindien gönnt, macht die Kaffeegärten sehr freundlich, um so mehr als doch stets der Schatten höherer Bäume dazwischen erforderlich ist.

Von Babadan zurück hatten wir einen Ritt in einem tropischen Platzregen, nichts ungewohntes; den dritten Morgen zogen wir mit Tagesanbruch auf die Jagd, und fanden uns nach einem Ritt auf unglaublich steilen Wegen in einer jener engen Bergschluchten, welche nun auf der einen Seite von Treibern, auf der andern von den Schützen umstellt wurde; manches schöne Wild kam hervor, Hirsche und Pfauen, und wo der Pfau sich aufhält fehlt es an Tigern nicht, das ist in Java wie in Indien eine bekannte Sache, so bekannt daß man eine Absichtlichkeit des Pfau's hineingelegt hat, da sein stolzes Gefieder zu entfalten wo der König der Wälder weilt. Wirklich fanden sich Spuren, der Tiger ist aber am Tage so wenig geneigt sein Lager zu verlassen, daß wir keine Aussicht hatten ihn anzutreffen, obwohl wir mit mehr Jagdeifer als Klugheit in dem hohen Gestrüpp und Schilf vorwärts drangen; dieses Dickicht machte die Jagd beschwerlich, und wir erlegten auch nur einen Hirsch und ließen uns damit trösten, daß einige Wochen später, wenn dies Gestrüpp in Brand gesteckt werde, die Jagd ergiebiger sei. Freund Rio machte es sich am bequemsten, indem er gestützt auf einen seiner Untergebenen, welcher sich zu diesem Zweck niederkauern mußte, in einer höchst trägen halb liegenden Stellung zuschaute.

Am dritten Tage zogen wir wieder gen Solo, bergab dasmal etwas schneller, zumal da Delessert zum Vergnügen von uns Europäern und zum Grausen des Rio und seines alten Kutschers sich der Zügel bemächtigte; die kleinen javanischen Pferde laufen, wenn sie nicht zu ziehen haben, wie die Ratten. Wir hatten wieder dieselben Scenen javanischer Unterwürfigkeit, dieselben kleinen Mahle bei den Häuptlingen, und kamen wohlbehalten und mit unserem Ausflug eben so zufrieden, als dankbar gegen den Fürsten Mankoe Negoro und seinen Rio, wieder nach Solo.

Am 16. schickten wir uns an die Scene so vieler schöner Erlebnisse zu verlassen, um eben so Merkwürdigem in der Residenz des Sultanats Djocjocarta entgegenzugehen; gleich hinter jenem Landhaus des Pangerang Bey, das durch seine furchtbar geschmacklose Sammlung alter Götzen die Kritik, welche den am Wege Bauenden sprüchwörtlich bedroht, recht sehr provocirt, trennen sich die Wege; wir schlugen den südlichen ein, und hatten in der weiten Ebene über 44 Palen zurückzulegen; dieselben Gespanne, Postpferde mit Läufern und Reitern, dieselben wohlthätigen Vorkehrungen zum Schutz gegen die Sonne und dieselbe Landschaft, Reisfelder mit den im Gebüsch

versteckten Dessa's abwechselnd. Es war sehr heiß und die Fahrt ziemlich einförmig, bis wir die Hälfte Weges zurückgelegt hatten; da erschienen zur Linken Gebirge von geringer Höhe, eine Kette die vom Lawu bis zur See reicht; rechts begleitete uns fortwährend der Anblick des Merapi, der seinen Zwillingsbruder Merbabu hier bedeckt und ohne Zusammenhang mit andern Höhen aus der Ebene aufsteigt. In der That war unsere Reise in diesem Theil Java's nur eine Rundreise um den Merapi, den wir nie aus den Augen verloren, bis wir wieder in Samarang von seiner westlichen Seite her ankamen.

Zehn Palen von Djocjocarta befindet sich ein Ort von hoher Merkwürdigkeit, Brambánan, ganz von Ruinen aus der heidnischen Zeit umgeben. Die erste Gruppe von Ruinen umfaßt sechs ungeheure Steinhaufen in wilder Unordnung und Verwüstung; der mittelste, obwohl auch schon ganz zerfallen, läßt eine große Pyramide errathen, welche man ohne Beschwerde ersteigt. Vier Nischen auf halber Höhe enthalten Idole in Relief: die erste die Göttin Durga mit ihren acht Armen, die zweite Ganesa mit dem Elephantenkopf, die dritte Mahádeo oder Shiva, die vierte ist verschüttet. Ueber jeder Nische erhebt sich pyramidalisch hohl ein spitzes Dach, von außen durch die Hauptmauern der großen Pyramide verborgen; zahllose Fledermäuse hausen verpestend in diesen dumpfen Räumen. Auch diesen Heiligthümern hat der javanische Aberglaube seine Verehrung nicht ganz entzogen, wie die Striche gelber Farbe, der festlichen und heiligen Farbe bezeugen. Diese Gruppe hat den Namen des Chandi (Tempel) von Loro Jongrang (Name der Göttin Durga) und ist unbezweifelt braminisch. Nahe dabei findet sich eine Zusammenstellung kleiner Tempel, 16 an der Zahl, mit einem größeren in der Mitte, welche jedoch völlig durch die Hauptruinen von Brambanan, die Chandi Sewu oder tausend Tempel verdunkelt werden. Hier betritt man mit Staunen und Bewunderung ein weites Feld, überfäet mit kleinen Tempeln, in der Mitte die prachtvollen Trümmer eines großen Gebäudes. Zwei Tempelhüter in Stein gehauen und trotz ihrer knieenden Stellung 9 Fuß hoch, bewachen den Eingang: der Geschmack in welchem diese menschlichen Figuren dargestellt sind, ist grotesk, aber die Einzelheiten sind kunstreich aus dem groben Sandstein, der das Material der gesammten Ruinen bildet, gemeißelt. Auf einer Strecke von etwa 500 Fuß im Gevierte findet sich nun eine zahllose Menge mehr oder minder verfallener Tempelchen, etwa 12 bis 15 Fuß hoch, jedes eine Thür und eine kleine Kammer enthaltend, in welch letztern sämmtlich Buddhabilder befindlich gewesen sein sollen, und diese massenhafte Aufstellung von Buddha's wiederholt sich allerdings bei den berühmten Heiligthümern von Boro Bodo. Alles ist mit Gestrüpp verwachsen, einige Strecken sogar als Feld angelegt. In einem innern Hof in der Mitte erhebt sich das Hauptgebäude, bereits sehr zerfallen, aber noch immer hohe Schönheit der Ausführung verrathend. Der Eingang von Osten führt in das Hauptgemach mit pyramidaler Decke, es ist leer. Eine Anzahl kleiner Gemächer umgeben es von außen; manche Reliefs von

Gottheiten zieren sie, und außerdem sind alle Wände von innen und außen mit Säulen und Ornamenten in Basrelief aufs allerkunstreichste geschmückt. Die Skizze welche Raffles in seinem berühmten Werke über Java von dem restaurirten Tempel entworfen hat und welche die Analogie der Trümmer treu bewahrt, zeigt ein prachtvolles Gebäude in den edelsten Verhältnissen. Von solcher geistiger Höhe wie sie die Conception dieses Tempelbaus verräth, ist das jetzige Volk von Java tief herabgesunken, und allerdings muß die Baukunst da am ersten erliegen, wo die Gunst des tropischen Klima's ihre Leistungen für den menschlichen Bedarf wenig nöthig macht, und wo keine großartige Hierarchie sie mehr zur Ehre der Götter in Anspruch nimmt.

Soll ich nun hier den Leser in das Labyrinth indischer Mythologie einführen, in dem ich überdies ihm ein schlechter Wegweiser sein würde? Ich unterlasse es, und eigne mir für dasmal das Wort jenes Mahommedaners in Indien an, der von einem wißbegierigen Europäer um den Namen eines Götzenbildes befragt, geringschätzig erwiederte: „Gott sei Dank, ich weiß nicht einen Shaitan (Satan) von dem andern zu unterscheiden." Ebenso übergehe ich die Frage ob der Braminismus auf Java dem Buddhismus, oder dieser jenem gefolgt ist, vermag jedoch aus der Anschauung so mancher indischer Götzen es unbedingt zu bestätigen daß die Spuren des Buddhismus auf Java unverkennbar sind. Das Bestreben von Raffles' Hindu-Führer, der aus fanatischer Mißgunst oder Unwissenheit die Buddha's sämmtlich für braminische Bilder ausgab, kann den nicht verwundern, der die Schamlosigkeit gesehen mit welcher die Braminen in den Felsentempeln von Ellora die unzweideutigsten Buddha's für braminische Gottheiten ausgeben, und dort zugleich beobachtet hat wie Reliefs von Buddha's zu Idolen der Braminen gestempelt sind, indem man aus dem Felsen ihnen noch ein halb Dutzend Arme herausgemeißelt hat. Diese Gerechtigkeit ist man dem armen Buddhismus wahrhaftig schuldig.

Auf dem Wege nach Djocjocarta unweit Brambanan trifft man noch einen hohen Tempel von geringer Ausdehnung, und außerdem sind kolossale Statuen hier und dort aufgestellt, leider abscheulich angepinselt. Die Regierung verbietet verständiger Weise die Ausfuhr von Alterthümern, sie sollte aber auch verhindern daß die Ruinen, deren schwere und ohne Kalk verbundene Quadern treffliche Bausteine abgeben, von Baulustigen zerstört, oder die Götzen weggeschleppt werden um irgend einem Landhaus zur Zierde zu dienen. Im Garten eines unserer Gastfreunde standen sie wie Pilze mitten im Gras, und zwei schöne Buddha's waren aufgestellt um das Anfahren der Wagen als sogenannte Abweiser oder Schreckseine zu verhüten.

Ein tüchtiger Gewitterregen überfiel uns noch vor unserer Ankunft. Die Wege waren fußtief von den Gießbächen, welche sich von den umliegenden Bergen in diese Ebene münden, unter Wasser gesetzt, und die Vorübergehenden waren übel daran, da sie nach Landesgebrauch den gnädigen Herren Europäern

den Wagen aus dem Kothe ziehen mußten. Der gemeine Javane, dem es an Anlässen Demuth zu üben nicht fehlt, ist gewohnt alles zu thun was ein Europäer ihm mit gebieterischer Miene anbefiehlt, und viel Gnade noch daß wir ihnen mit einigen Kupfermünzen, deren wir stets einen ganzen Sack voll mit im Wagen führten, ihre Mühe vergüteten; es ist das in den Augen Vieler in Java eine sehr überflüssige Großmuth. Endlich kamen wir an unser Reiseziel an, wahrhaft entzückt über die unvergleichlich schönen Alleen alter schattender Bäume, welche zur Stadt führen und die schöne Einfahrt von Solo noch weit übertreffen. Wollte man Djocjocarta einen Beinamen geben, so verdiente es „das schattige" genannt zu werden.

Der Reisende in Java ist so glücklich an jedem Ort von einiger Bedeutung immer ein „Heeren-Logement" anzutreffen, wo er ein schlechtes Zimmer, leidliches Essen und gute Aufnahme findet. Auch hier trafen wir diese Schicksalsgunst, Besseres aber war uns beschieden, indem der Resident, Herr Bousquet, an den wir Empfehlungsbriefe brachten, uns in zuvorkommender Gastfreiheit eine Wohnung in der „Residentie" anbot. Unser gütiger Wirth, seine Gemahlin welche alle Eigenschaften einer großen Dame mit wahrer Liebenswürdigkeit und Herzensgüte verband, und die übrigen Glieder der zahlreichen Familie bildeten einen höchst angenehmen, gemüthlichen Kreis, in dem wir uns wie Kinder des Hauses befanden und aus dem wir mit Leid schieden. Die Stellung eines Residenten fern von den obersten Behörden ist eine große und machtreiche, und der einzelne Mann, mit weiten Befugnissen versehen und schon durch diese Entfernung vom Mittelpunkt auf selbstständiges Handeln angewiesen, vermag des Guten wie des Bösen im weiten Kreise viel zu stiften. Wenn es schwer ist eine Reise durch Java zu machen, ohne von dem Hochmuth oder der Eigenmacht eines der zahlreichen Gewalthaber wenigstens gestreift zu werden, und ohne bis zum Ueberdruß die mehr oder minder gerechten Klagen der Pflanzer anhören zu müssen, so war es desto wohlthuender einem Manne zu begegnen, der den Glanz und die Macht seiner Stellung uns gegenüber nur benutzte, um mit wahrer Courtoisie und Freundlichkeit nicht nur unsern Aufenthalt selbst zu einem angenehmen zu machen, sondern alle die Herrlichkeit vor uns aufzurollen, zu der nur durch ihn der Zugang möglich war. Die Wohnung des Residenten ist eine der hübschesten und angenehmsten die es geben kann; das Haus liegt in einem geräumigen Garten von schönen Bäumen beschattet, die vordere Grenze bildet eine jener prachtvollen Alleen, und in einiger Entfernung hat man das kleine hübsche Fort vor sich, mit seinen dunkeln Mauern, weißen Zinnen und gelben Gebäuden. Diese Farbenwahl thut dem Auge nicht wehe und ist allen Forts auf Java gemein. In unserm Hof hatten wir eine Wache von Fußvolk und Reiterei, sogar vier kleine Geschütze, und fühlten uns so recht inmitten der europäischen Macht. Unser Aufenthalt verlängerte sich bis zu einer Woche, da der unstete Reisende nur zu gern sich aufhält wo er wahre Herzlichkeit findet, und überdies hatte

unser gütiger Wirth eine Reihe von Unterhaltungen für uns, die kaum einem kürzeren Zeitraum anzupassen waren.

Gleich am ersten Tage wurde eine Partie zur Besichtigung von Passar Gedé verabredet, wo sich die Gräber der kaiserlichen Familien von Solo und Djocjocarta befinden, ein Ort von großer Heiligkeit für die Eingebornen. Als unser Wagen mit sechs Pferden bespannt und von Läufern begleitet vor den Thoren des Heiligthums anfuhr, überraschte uns nicht wenig der stattliche Empfang den eine kurze Notiz unseres bevorstehenden Besuches uns bereitet hatte. Der Oberpriester, ein Mann von würdigem Ansehen, in weißen Gewändern und einem eigenthümlich gebundenen Turban, aber trotz seines heiligen Amtes mit dem unerläßlichen Kriß bewaffnet, wartete unser am Eingang gefolgt von zwei Häuptlingen. Eintretend gewahrten wir eine Schaar von mehreren hundert Neugierigen, meist Kinder, außerdem Bettler und Krüppel, welche im Schatten von zwei riesenhaften höchst malerischen Bäumen gruppirt das Glück genossen so wichtige Personen anzustaunen. Geleitet von unserem Führer traten wir durch den Haupteingang in den ersten Hof, welcher von hohen halbverwitterten Backsteinmauern umgeben und mit alten Bäumen geziert ist. Der ganze Begräbnißplatz besteht aus einem Labyrinth solcher Höfe mit halb chinesischen, halb orientalischen Pforten, mit Treppen und Wasserbehältern. Hier sieht man zunächst zahlreiche Gräber von Fürsten, sämmtlich mit einfachen steinernen Denkmalen ganz wie die gemeinen Grabstätten, nur daß letztere meist von Holz sind: ein schmales Parallelepiped von 6 Fuß Länge, auf dessen oberer Fläche sich an beiden Enden keilförmige Verzierungen befinden. Die Grabmäler der Kaiser und Sultane sind, bei weitem weniger poetisch als jene andern, durch ein hölzernes Haus geschützt und bieten nichts interessantes; sie sind mit halbzerrissenen Draperien bedeckt. Gerade der verfallene Zustand des Platzes machte einen ernsten, feierlichen Eindruck, welchen die ehrwürdigen Bäume und die Beleuchtung eines gewitterdrohenden Abendhimmels noch erhöhten. Die uns nachgefolgte Menge beobachtete tiefes Schweigen, angemessen der Ehrfurcht welche der Javane den Verstorbenen zollt. Dieselbe sinnige und tiefe Auffassung zeigt sich auch an den Gräbern geringerer Häuptlinge, die unbeschützt in der freien Natur liegen; an einer hervorragenden Stelle erhebt sich meist ein riesenhafter alter Stamm, und ihn umgibt das dürre Astwerk eines Baumes, der fast nie Blätter, aber stets an den Enden der sich in einer Rundung ausbreitenden Zweige Blüthen hat; dieser Baum ist dem Javanen ein Bild des Todes, während die überlebende Blüthe die unsterbliche Seele versinnlicht, und er pflanzt ihn ausschließlich auf Gräber.

Nach vollendetem Umzug durch die verschiedenen Höfe bot man uns die üblichen Erfrischungen, und die Menge wurde mit einem Haufen javanischer Deuts (Kupfermünzen deren 100 auf den Gulden gehen) beglückt. Wir hatten nun noch eine Merkwürdigkeit zu betrachten: eine alte Steinplatte, auf welcher

vor mehreren hundert Jahren europäische Abenteurer sich verewigt haben. Man liest in einem Kreis geschrieben die Sentenz: „ainsi va le monde“ auf französisch, lateinisch, holländisch, italienisch (?) eingegraben, daneben die Worte: „ad aeternam memoriam sortis infelicis,“ darum nicht eben weniger ergreifend, weil diese stumme Klage keine weitere Aufklärung bietet; das Uebrige ist verwischt und darum räthselhaft, und auch eine Copie die ich sah gab keine Auskunft, da ein der lateinischen Lettern Unkundiger sie gemacht hatte. Zwei steinerne Kugeln neben diesem Monument haben auch ihre Tradition; so viel wir verstehen konnten, dienten sie in alter Zeit als Kräftemesser für die kaiserlichen Kinder, die größere ist so schwer daß sie kaum aufzuheben ist. Die letzte Merkwürdigkeit des Ortes, die man uns mit sehr wichtiger Miene vorzeigte, waren zwei Süßwasser-Schildkröten deren Schale gelb war wie die der See-Schildkröte. Alle solche Seltenheiten genießen den Ruf der Heiligkeit, und sie sahen es nicht gern daß man sie berührte.

Auf dem Rückweg fuhren wir durch die Ueberreste des alten Kraton oder Palastes. Die Javanen verändern ihren Herrschersitz alle hundert Jahre, oder so oft große Unglücksfälle ihnen anzeigen daß die Wahl des Ortes nicht segensvoll war, eben so wie auch der gemeine Javane einen Namen verändert der ihm Unglück brachte. Auch bei Solo hat man die Ruinen des Kraton von Kerta Sura, 6 Palen von der jetzigen Residenz. Man war gespannt, ob der Sultan von Djocjocarta sich durch das bevorstehende Jubiläum seines Kreton zu einem Neubau werde bestimmen lassen, dessen Kosten er wohl schwerlich bestreiten könnte.

An den Besuch von Passar Gedé schloß sich am nächsten Morgen ein Ausflug nach dem 12 Palen entfernten Imogiri, der seit einem Jahrhundert verlassenen kaiserlichen Grabstätte. Die Ersteigung des Heiligthums mittelst 200 steiler Stufen von Backsteinen war sehr beschwerlich; oben fanden wir Wasserbehälter und verschiedene Abtheilungen der heiligen Stätte, in deren Allerheiligstes wir nur mit Widerstreben eingelassen wurden um — nichts zu sehen: ein hölzernes Gebäude umschließt das Grab des ersten mahommedanischen Sultans von Matarem und gilt den Javanen für ein großes Heiligthum. Im Ganzen lohnte der Ausflug wenig der Mühe, gewährte uns jedoch eine schöne Aussicht auf die gegenüberliegenden Höhen und auf die nahe Südsee. Charakteristisch war der durch zwei weiße Rehgehörne gezierte Amtsstab des Tempelhüters welcher uns empfing und uns das Heiligthum zeigte.

Einer der nächsten Tage war den Besuchen bei den verschiedenen Großen gewidmet. Wir begaben uns zuerst nach dem Kraton des Pangerang Adipati Pakoe Alan, eines Fürsten der sich in der unabhängigen Stellung Mankoe Negoro's befindet, und wie dieser als Freund der Holländer zum Gegengewicht gegen den Sultan dient. Man kann diese Häuptlinge nicht rühmen, daß sie sich zum Werkzeug ihrer natürlichen Feinde hergeliehen haben; dafür ist ihnen aber auch ein größerer Antheil an europäischer Civilisation geworden, und

Pakoe Alan's Wohnung zeichnete sich vortheilhaft aus. Im zweiten Vorhof seiner umfangreichen Burg befindet sich der unerläßliche offene quadratische Saal für Festlichkeiten; der Empfangshalle, in welcher ein Bild Napoleon's in die Augen fällt, schließen sich mehrere europäisch möblirte Zimmer an, doch gestand er selbst daß er die javanische Hauseinrichtung vorziehe. Bei unserm Eintritt wurden wir von den melodischen Tönen des Gamelan empfangen; der Resident hatte seinen Besuch vorher angezeigt, und als er von seinem goldnen Sonnenschirm geschützt ausstieg, war sofort die ganze Familie des Fürsten versammelt ihn zu begrüßen. Pakoe Alan war ein alter Mann von würdevollem Aeußern; seine Prinzen, sämmtlich niederländische Officiere, die aber die Landestracht beibehielten, nahmen sich sehr gut aus. Nachdem wir mit anständiger Geduld die Empfangsceremonie bestanden hatten — Jeder gibt Jedem die Hand, bei weitem das langweiligste bei all diesen Scenen — nahm man Platz, der Resident auf einem Purpursessel, wir Andern daneben. Auch zwei Prinzessinnen erschienen ohne Scheu zu zeigen.

Der Fürst hatte für die anziehende Unterhaltung kriegerischer Tänze gesorgt, und auf einem sandigen Platz vor der Halle in welcher wir saßen, traten zuerst vier Tänzer auf; ihr Kostüm war so phantastisch als gefällig: schöne Gewänder, gehalten von langen flatternden Schärpen, umgaben die Hüften, dazu trugen sie enge kurze Beinkleider; die Beine abwärts vom Knie und der Oberkörper waren entblößt und mit blaßgelbem Pulver eingerieben. Diese seltsame aber nicht häßliche Weise sich zu schmücken ist allen Festlichkeiten des Javanen gemein, doch blieb bei den Tänzern das Gesicht unbemalt, während z. B. bei Hochzeiten Braut und Bräutigam auch das Antlitz färben. Den Kopf bedeckte ein Hütchen mit Blumen, und mancherlei Geschmeide zierte Brust und Arme. Nun begann die Musik: lange gehaltene Töne auf der Geige wurden von einem einstimmigen charaktervollen Gesang begleitet, der auf die Handlung Bezug hat. Die Tänzer traten je zwei von beiden Seiten vor, ließen sich mit gekreuzten Beinen nieder, und indem sie die zusammengelegten Hände langsam zum Kopf erhoben und wieder senkten, vollführten sie den üblichen Gruß gegen den Fürsten und die Versammlung. Eine Weile noch dauerte jene Musik, während der die Kämpfer mit bewunderungswürdiger Gleichförmigkeit verschiedene Stellungen ausführten. Die Schönheit dieser Bewegungen war hinreißend und wir zwei Fremdlinge saßen in sprachloser Bewunderung, welche indeß alle Zuschauer zu theilen schienen. Schon die Einfachheit dieser Bewegungen bürgt für die reine Grazie derselben, welche vor dem strengsten ästhetischen Richter bestehen würde. Jetzt veränderten sich Takt und Charakter der Musik: zu den Glockentönen des Gamelan, welche in eine kurze sich immer wiederholende volle Harmonie einfielen, erhoben sich die Tänzer und begannen langsam würdevolle Stellungen und Bewegungen gegen einander. Der Takt der Musik verdoppelte seine Schnelligkeit, und wohl eingeübte Diener hatten im Nu jedem der vier Tänzer einen kleinen

sehr schmalen Schild an den linken Arm geschnallt und ihm einen Dolch dessen Handhabe eine Keule bildete, in die Rechte gegeben. Zu zwei begannen sie nun einander abwechselnd Stöße und Schläge mit ihrer Waffe beizubringen; wiederum die bewunderungswürdigste Genauigkeit, mit der ihr Spiel in einander griff und den Tönen der Musik entsprach. Ohne die Zuschauer zu ermüden dauerte dieser Tanz eine Weile, bis er allmälig an Lebhaftigkeit abnahm, die Musik wieder mit Gesang und Begleitung der Geige einfiel, und die Tänzer nach einer zweiten Begrüßung sich entfernten. Dieses Crescendo und Decrescendo in der ganzen Aufführung ist eine der Haupt-Schönheiten derselben. Dieser ersten Vorstellung folgte eine wilde Scene, ein Keulenkampf zwischen zwei Männern von herkulischer Statur. Lange dauerte die Abwechslung der verschiedenen Stellungen, bis der eine dem andern einen scheinbaren Schlag beibrachte der ihn niederwarf; in die Knie stürzend ahmte er die krampfhaften Zuckungen eines tödtlich Verwundeten nach, bis er sich plötzlich aufraffte und seinen Gegner in die gleiche Lage versetzte. Darauf warfen sie gleichzeitig die Keulen weg und begannen zu ringen. Die Abgemessenheit des einstudirten Tanzes ließ auch hier keinen unterliegen, und die Scene schloß wieder mit dem langsamen ausdrucksvollen Salám. Die Musik bei diesem Tanze wurde oft unterbrochen durch die Recitation längerer Stellen aus den alten Balladen, und bei jedem Schlag der geführt wurde, erhoben die Musiker ein kurzes wildes Geschrei, ähnlich dem scharf ausgestoßenen Gebrüll des Tigers beim Sprunge, den sie sich wohl zum Muster dabei genommen haben mögen. Das Ganze beschloß ein Tanz von vier Männern mit Speer und rundem Schild. Diese Scene kam den vorhergehenden nicht gleich, weder an Interesse der Sache selbst noch in der Ausführung. Es waren offenbar Anfänger, und die Prinzen, welche diesen Schauspielen leidenschaftlich ergeben und völlig Kenner sind, corrigirten sie öfters. Diese Waffentänze sind für Djocjocarta das was für Solo der Sirimpi, doch hat man hier auch letzteren; uns fiel es schwer zu entscheiden, welcher von zwei Vorstellungen der Vorzug gebühre, die uns beide neben dem Reiz völliger Neuheit einen so rein ästhetischen Genuß gewährt hatten, wie kaum ein Volk der Welt etwas ähnliches besitzen dürfte. Mit dankerfülltem Herzen gegen den guten Residenten und Pakoe Alan, die uns das schöne Schauspiel vergönnt hatten, nahmen wir unsern Abschied.

Nun hatten wir noch den Sultan zu besuchen: wir erreichten bald den Kraton desselben, und ich war erstaunt über die völlige Gleichförmigkeit der inneren Eintheilung mit der Kaiserburg von Solo; am Eingang wieder ein großer freier Platz mit uralten, zum Theil heiligen Bäumen, nur alles würdiger, reinlicher, stiller. Auch dieser Kraton soll in seinem weiten Umfang eine Bevölkerung von 20.000 Seelen besitzen, aber in dem Theil welchen der Sultan bewohnt, herrscht tiefe Stille, fast Oede. Nur einzelne Wachtposten beleben die weiten Hofräume. In einem derselben schloß sich uns der Befehlshaber der europäischen Leibwache an, welcher von der niederländischen

Regierung angestellt ist, und hier wie in Solo ein sogenanntes Landeskind oder Liplap, d. i. Farbiger ist. Er hat die schwierige Stellung, weder dem Sultan noch dem Residenten zu sehr ergeben sein zu dürfen, und darf doch auch beiden nicht mißliebig sein. So gelangten wir endlich in die hehre Nähe des Sultans, der hier von Schweigen umgeben thront. Statt des ritterlichen Glanzes eines geräuschvollen und stattlichen Gefolges sieht man nur ein Heer von Hofdamen welche den Dienst um ihn versehen, und das einzige Geräusch ist das Gegurr von Turteltauben, die in wohl zwanzig Käfigen das große Saalgebäude umgeben, ein passendes Symbol für einen Fürsten der seinen Tag in schlaffer Trägheit und Thatlosigkeit unter seinen Frauen verbringt. Es gehört nicht zu den letzten der niederländisch-indischen Vorsichtsmaaßregeln, daß der Zutritt zum Sultan nur durch den Residenten gestattet wird, unsere Audienz indeß schloß diese Erleichterung von selbst in sich, und wir hatten noch die Unterhaltung das Ceremoniell zwischen diesen beiden Größen zu betrachten. Die Sitte will daß der Resident dem Sultan den Arm bietet um ihn zu seinem Sitze zu geleiten; wir folgten, und die gewöhnlichen Complimente und Redensarten wurden mit leiser, leiser Stimme gewechselt. Von der Persönlichkeit dieses Beherrschers der Gläubigen weiter unten. Sehr bald nachdem wir uns niedergelassen und Thee genommen hatten, hatte er die Gnade uns zur Sultanin zu begleiten. Wir durchschritten einen Hof wo die weibliche Wache aufgestellt, d. i. niedergekauert war, und die Waffen des Sultans bewahrte. In einem zweiten offenen Gebäude hinter dem ersten empfing uns die Sultanin, eine kleine zierliche Javanin von kaum zwanzig Jahren mit schönen schwarzen Augen, und die alte Sultanin Großmutter, von weniger anziehendem Aeußern. Nachdem wir die Händchen dieser erlauchten Damen mit den Fingerspitzen berührt und unsere Begrüßung gemurmelt hatten, nahmen wir Platz. Es war eine große Vorurtheilsfreiheit, die man in Solo nicht kennt, daß wir die schöne Sultanin zu sehen bekamen; ein einziger Prinz ist dort weniger streng, und die Folge ist daß seine Töchter sitzen bleiben: die jungen Prinzen verschmähen eine Schöne auf die schon profane Augen geblickt haben. Das Gemach war geräumig, es war wohl das Staatszimmer, und im Hintergrund sah man das kostbar geschmückte Bett des hohen Paares. Neben uns lag ein zweijähriger kleiner Pangerang Adipati, Neffe des Sultans auf seinem Bettchen, von Frauen umgeben — sterbend; ein erschütternder Anblick gerade in dieser Umgebung, wo alles nur von stummer und scheuer Ehrfurcht für den irdischen Gewalthaber der hier thronte, erfüllt schien.

Im Kraton ist noch eine erwähnenswerthe Merkwürdigkeit, das sogenannte Waterpaleis, Wasserpalast, eine geschmacklose Schöpfung eines der früheren Sultane, welche jedoch unter die Wunder Java's gezählt wird. Wunderlich ist es allerdings, in dem Kraton zwischen Bambus- und Strohpalästen ein Gebäude zu sehen welches mit seinen massiven Façaden und spitzen Giebeln

an einen europäischen Adelssitz aus dem 17. Jahrhundert erinnert. Es ist das Werk eines Italieners und im letzten Jahrhundert erbaut. Ein Gewirre von Höfen, Treppen, unterirdischen dumpfen Gängen, und ein breiter Graben, der ehemals Wasser und zur Behütung wie zur Bewachung der Frauen Krokodile enthielt, umgeben das Hauptgebäude, welches wahrhaft bombenfest gewölbt und mit dicken Mauern versehen ist. Die Zimmer sind dumpf und unerfreulich, und jetzt von Fledermäusen heimgesucht welche übel darin hausen. Drei schöne Badebassins gehören ebenfalls dazu und sind eben so vernachlässigt wie das Ganze, welches ungeheure Summen gekostet haben mag um einer augenblicklichen Laune zu genügen.

Der Hof von Djocjocarta ist im Ganzen reinlicher, würdevoller, aber auch altjavanischer und europäischen Anschauungen fremder als der von Solo. Djocjocarta hält sich für den eigentlichen Repräsentanten des altehrwürdigen Reiches von Matarem, welches in die zwei jetzigen Reiche seit einem Jahrhundert zerfallen ist. Die Eifersucht zwischen diesen zwei Staaten gilt für einen mächtigen Hebel zu Gunsten der niederländischen Herrschaft, die jedoch schon seit einem Vertrag von 1749, der nach Raffles einem schwachen Fürsten auf seinem Sterbebette abgerungen wurde, ihre Schlingen enger und enger um die alte nationale Dynastie gestrickt hat, und jetzt in denselben nur noch die machtlosen Schatten früherer Größe befangen hält. Forts und Truppen mitten in den Staaten, ja in den Residenzen selbst die unabhängige genannt sind, förmliche Bewachung der Schattenfürsten in ihrer eigenen Wohnung und Begünstigung der Eifersucht zwischen den Großen lassen für die niederländische Macht wenig mehr besorgen, und hierin sind die Holländer um kein Haar schlimmer als die Engländer in Indien, so groß auch sonst der Unterschied in der Colonialverwaltung der beiden Mächte ist. Der Kaiser von Solo bewahrt noch die Justiz- und Polizeigewalt über die Eingebornen seines Reichs, mit der einzigen Beschränkung daß Todesurtheile der Bestätigung des Generalgouverneurs unterliegen. Der Sultan hat jene Prärogative abgetreten, und die Sendung jenes hohen Commissärs nach Solo sollte eine ähnliche Concession dort zum Zwecke haben. Nach einigen Zügen aus der dortigen Staats- und Rechtspflege muß man allerdings gestehen, daß eine solche Abtretung nur wünschenswerth für die Menschheit wäre. So hatten vor mehreren Jahren Bettler und Krüppel dergestalt überhand genommen, daß der Kaiser sich derselben zu entledigen beschloß; denn obgleich er selbst 160 Zwerge unterhält, so mochte er doch zur Vermehrung dieser Leibwache nicht geneigt sein; kurz, der erste Minister ließ alle jene Unglücklichen auf Kähnen auf dem gerade sehr angeschwollenen Soloflusse einschiffen, auf ein gegebenes Zeichen wurden angebrachte Lucken geöffnet, und alle mußten jämmerlich ertrinken. In ähnlicher Weise räumte man vor noch kürzerer Zeit das überfüllte Gefängniß von Solo: man öffnete die Thore und schoß unter dem Vorwand eines Fluchtversuchs die Gefangenen nieder. So lag auch die Strafgesetzgebung sehr im

Argen, und wenn ein Pflanzer in den Fall kam einen Javanen aus einer seiner Dessa's zu tödten, so genügte es vier Gulden nebst den Ohren des Getödteten nach Solo einzuschicken. So versicherte mich ein völlig glaubwürdiger Mann, und allerdings stimmt es mit den javanischen Gesetzen über die Tödtung eines Niederen durch einen Vornehmeren.

Der Kaiser von Solo erzeigt nur bei seltenen Gelegenheiten, wie Neujahr und Geburtstag des Königs der Niederlande, dem Residenten die Ehre seines Besuchs; auch jener Besuch bei Herrn van Nes war etwas ungewöhnliches. Sehr gern erkauft der Resident von Solo die Befreiung von lästigen Ceremonien mit einem täglichen Tribut von fünf Gerichten auf die Tafel des Kaisers, welche Auflage seltsamer Weise zu den officiellen Pflichten seines Amtes gehört; dem Residenten von Djocjocarta dagegen blüht alle 14 Tage das Vergnügen den Sultan und sein Gefolge, und dazwischen letzteres einmal allein zu bewirthen. Eine der kaiserlichen Mahlzeiten fiel in die Zeit unseres Aufenthalts und gehört zu meinen interessantesten Erinnerungen aus den „Voorstenlanden," obwohl wir unsere armen Wirthe in dieser umständlichen und höchst ennuyanten Festlichkeit von Herzen beklagten. Als die Zeit herankam, verkündete militärische Musik welche die holländische Nationalhymne spielte, die Ankunft des Sultans und seines Gefolges. Der Resident bot ihm am Schlag des Wagens seinen Arm, und er betrat alsbald die Halle des Hauses mit nicht geringem Aplomb, den er bei einem Gewicht von 300 Pfd. wohl haben konnte, und großer Selbstzufriedenheit. Höflichkeit ist ein Hauptzug des javanischen Großen, und sie fehlte auch dem Sultan nicht, wiewohl er weit entfernt war das verbindliche und gefällige Wesen des Kaisers zu besitzen. Obwohl erst 27 Jahre alt, war der Sultan rund und fett, gutmüthig von Charakter und Aussehen und plump. Er trug die gewöhnliche javanische Tracht, und auf seiner bunten Jacke das Commandeurkreuz des niederländischen Ordens. Als er auf dem Sopha neben dem Residenten Platz genommen, rückte auch sein Gefolge an: fünf Prinzen die auf Stühlen uns gegenüber Platz nahmen, und vier hohe Staatsbeamte die eben so wie einige Kinder der kaiserlichen Familie sich auf dem Teppich zu unsern Füßen niederließen. Die Waffenträger fehlten nicht.

Man ging Punkt sieben zu Tische: zwischen zwei angenehmen civilisirten Nachbarn focht mich die lange Reihe barbarischer Prinzen wenig an, nur bedauerte ich im Stillen diese Unglücklichen, die sich mit Messer und Gabel in der Hand nicht viel besser befanden als der Fuchs in der Fabel bei dem Gastmahl des Storchs. Dafür wußten sie desto besser zu trinken; der Sultan trank mit Jedem von uns, seine Leistungsfähigkeit in dieser Beziehung wird als ungeheuer geschildert, und man versichert daß er einige Prinzen gegen die er politische oder persönliche Feindschaft hegte, nicht nur unter den Tisch sondern unter die Erde getrunken habe. Ich unterhielt mich ganz gut, weniger Delessert, den man neben den Hohenpriester gesetzt hatte und der sich bis zur

Verzweiflung langweilte. Wir Jüngeren waren wenigstens mit dem Ende des Mahls erlöst, während die javanische Gesellschaft mit denen die zu ihrer Unterhaltung berufen waren, noch eine lange und langweilige Sitzung hatte.

Vierter Abschnitt.

Besteigung des Merapi — Rückreise nach Batavia — Colonialsystem.

Um die Schilderung der Erlebnisse an jenen Fürstenhöfen nicht zu unterbrechen, habe ich die Besteigung des Vulkans Merapi, welche wir von Solo aus unternahmen, bis hierher zurückgesetzt; wir hatten uns zu dieser Expedition nach der schönen Pflanzung der Herren van Braam und van Blomenstein bei Boyolali begeben, und nach längerem Aufenthalt zu dem eine überaus gastfreie Aufnahme uns verleitete, rüsteten wir uns am 13. Juli Abends zum Aufbruch. Es galt vor dem nächsten Morgen Seló zu erreichen, von wo der eigentliche Berg aufsteigt. Durch die Güte des Residenten von Solo waren uns alle Erleichterungen geworden deren man bedarf, und die javanischen Häuptlinge hatten uns Bergpferde zur Verfügung stellen müssen, welche wir nun bestiegen um vor Nacht die vier Stunden zurückzulegen. Der Weg ist anfangs gar nicht steil; man reitet durch Kaffeepflanzungen und Felder, immer die zwei riesigen Gipfel des Merapi und Merbabu vor Augen, welche sich gerade in dieser Lage majestätisch ausbreiten. Diese zwei Berge, der erstere ein noch thätiger, der andere ein ausgebrannter Vulkan, in der Mitte von Java gelegen, bilden eine merkwürdige Scheidewand zwischen dem östlichen und westlichen Theile der Insel, und ein Paß von großer Wichtigkeit in den letzten Kriegen führt zwischen beiden hin, auf einer Höhe von 4000 Fuß. Wie man höher gelangt wird die Luft beträchtlich kühler; mit der Hälfte des Weges fängt man an stärker zu steigen, tiefe Schluchten zertheilen die aus der Ferne eben erscheinende Strecke zwischen den zwei Bergen, und zweimal reitet man auf einem Erddamm, auf beiden Seiten mehrere hundert Fuß über den steil abstürzenden Felsen erhaben. Diese Uebergänge haben den Titel „Teufelsbrücken" entlehnt, und spielten eine schreckliche Rolle in den Erzählungen welche bedächtige Leute uns von den Gefahren des Merapi gemacht hatten. Ehe wir unser Nachtquartier erreichten, sprachen wir bei einem alten Manne vor der am Wege ein kleines Besitzthum hatte, ein Mann von 84 Jahren, auf Java von europäischen Eltern geboren. Sein Vater starb 99 Jahre 8 Monate alt, seine 77jährige Frau lebte noch, und er selbst war rüstig genug um an diesem hochgelegenen gesunden Orte noch auf einige Jahre hoffen zu dürfen. Er lebte von einer kleinen Pension in halber Dürftigkeit.

Seló ist ein Landhaus dessen Benutzung dem jedesmaligen Residenten von Solo gestattet ist, unde opsonium sumeret; unsere Gemüse und Früchte, besonders herrliche Erdbeeren, kurz unsere gesammte Gärtnerei findet man hier in einem völlig europäischen Klima; wir hatten des Nachts 10°, des Tages 16°, und fanden es kalt genug. Dort wollten wir die Nacht zubringen; leider aber war der Resident noch ganz kurz im Amte und hatte sich nicht eingerichtet, und so fanden wir denn die wahren Kennzeichen eines wüsten Hauses, Staub, rumpelige Stühle und einen rauchenden Schornstein. Ein Feuer war indeß bei der Kälte nicht zu entbehren, und was uns denn an Bequemlichkeit abging, ersetzten wir durch Philosophie und ausgelassene Lustigkeit, dergleichen das alte Haus lange nicht gesehen haben mochte. Als es spät war suchten wir die glücklicher Weise noch existirenden Matratzen, und schliefen in unsere Mäntel gehüllt bis zum nächsten Morgen, zugleich von dem Vorsatz träumend die Sonne vom Gipfel des Merapi aufgehen zu sehen. Doch daraus wurde nichts, und als wir wirklich auszogen glänzte das Ziel unseres Ausflugs bereits in den Strahlen der Morgensonne. Die erste Strecke konnten wir noch reiten, mein Pferd indeß, ein schlechter Klepper, machte der Sache bald ein Ende, indem es urplötzlich mit allen vier Füßen zugleich umfiel, und mich der ich an ganz andere Dinge dachte, natürlich mitfallen ließ. Unter dem Gelächter der Andern über den seltsamen Sturz und selbst lachend raffte ich mich aus dem Graben in den ich gerollt war, auf, und da ich fand daß der unglückliche Gaul wie todt dalag, ließ ich ihn lieber gleich liegen und setzte getrost zu Fuß den Weg fort, der ohnehin auch den Uebrigen zum Reiten bald zu steil wurde. Nun ging unsere Route, denn ein Weg war nicht vorhanden, schnurgerade den ersten Absatz des Berges hinauf: schlüpfriger Rasen und dicht neben den engen Pfaden tiefe Risse im Erdreich, die durch das Gras verborgen waren, machten den Weg sehr schwierig; wir waren 5 Europäer und 13 Javanen, welche für Nothfälle mitgenommen waren und schon hier Einen von uns den Berg hinauf ziehen mußten. Indem wir alle fünf Minuten ausruhten, erreichten wir ohne große Ermüdung die erste Station wo der Wald beginnt. Eine Akazienart welche man auch in unsern Gewächshäusern hat, die welche ihre Blätter des Abends schließt, steht am Wege, eben so anderes Gesträuch, an welchem wir uns bei der übermäßigen Steilheit des Weges anhalten mußten. So erreichten wir endlich den kahlen Gipfel, wo uns schwindelnde Kletterei an furchtbaren Abgründen und ein Weg erwartete, wo man im Geröll bei jedem Schritt einen halben zurückrutschte. In ungefähr 4 Stunden waren wir endlich an einer muldenförmigen Ebene angelangt, jenseit welcher die letzte Erhöhung mit dem rauchenden Krater in anscheinend unersteiglicher Steilheit vor uns lag. Unsere Führer bezeichneten denn auch dies als das Ziel und erklärten die Spitze für unzugänglich; allein ich war gekommen einen Vulkan zu sehen und ließ mich so nicht abspeisen, und da ich meiner Sache im Bergklettern damals ziemlich gewiß war, beschloß ich trotz der

Gegenvorstellungen der Andern mein Glück weiter zu versuchen und machte mich mit zwei der Javanen auf den Weg, begleitet von dem guten und eben nicht überflüssigen Rath den Hals nicht zu brechen.

Das erste was sich darbot war eine Kletterei an einer beinahe senkrechten Wand, auf rutschendem Geröll von Bimsstein; eine Viertelstunde brachte mich hinauf und an die erste Stelle wo Schwefeldampf in dicken Wolken emporstieg. Der Schwefel schlägt sich an den Steinen zwischen denen der Dampf herausquillt nieder, und alles ist mit Schwefelstaub und Krystallen bedeckt. Bis dahin war der Weg mehr beschwerlich als gefahrvoll, aber indem ich von hier weiter nach der Spitze klomm, begannen die Bedenklichkeiten. Vor mir eine Wand, nicht mehr aus Geröll, sondern aus aufeinander gethürmten Felsblöcken bestehend, auf denen jeder Schritt ein Wagestück war. Mit Händen und Füßen mich anklammernd kletterte ich vorsichtig entlang; bald rollte ein unbeweglich scheinendes Felsstück, aus der porösen und leichten vulkanischen Masse bestehend, mir unter den Füßen weg, bald bröckelte ein andres an das ich mich fest halten wollte, los, und mehr als einmal befand ich mich in der bedenklichsten Lage und verwunderte mich über meine Thorheit, daß ich so weit gereist war um den Hals zu brechen. Das Gute hatte noch der Bimsstein daß man nicht auf ihm ausglitschte, aber nun kam noch eine andre Schwierigkeit hinzu: die Steine waren von dem hervorströmenden Dampfe erhitzt, und dieser drohte obendrein mir den Athem zu benehmen. Fast völlig erschöpft raffte ich meine Kräfte noch einmal zusammen, um eine steile Spitze vor mir zu erklettern, sie war geborsten und gab dichte Rauchwolken von sich, und hier befand ich mich denn wirklich auf dem höchsten Punkte des Kraterrandes auf dieser Seite des Bergs und übersah die merkwürdige Struktur des Kraters. Eine mächtige Rundung von etwa einer halben Stunde Durchmesser umgibt ihn; in der Mitte erhob sich eine hohe, steile Pyramide, welche keinen Rauch ausstieß. Der Krater gleicht sonach, wenn ich das Bild gebrauchen darf, einer Kuchenform. Die Spitzen des westlichen Randes erschienen die höchsten; um sie zu erreichen hätte ich durch die Schlucht des Kraters hindurch klettern müssen, was insofern anging als dieselbe geschlossen war und nur an einzelnen Stellen Schwefeldampf ausstieß; aber ich hatte genug, und hatte überdies vom Krater ein vollständiges Bild gewonnen. Alle Spitzen und Schluchten scheinen hier nur aus lose zusammen geworfenen Fels- und Bimssteinblöcken zu bestehen, und man macht sich einen Begriff von der furchtbaren Gewalt der Umwälzungen welche hier stattgefunden haben.*

Nicht ohne große Mühe gelangte ich wieder auf die Ebene wo die Freunde mich erwarteten oder nicht erwarteten, und konnte mir auf die glücklich

* Die Treue der Junghuhn'schen Zeichnungen, insbesondere die Figur 13 zum Merapi bedarf meiner Anerkennung nicht erst; meine Tour erkenne ich darauf vollkommen wieder.

vollbrachte Kletterei, die denn doch schlimmer war als ich mir vorgestellt hatte, wohl etwas einbilden. Es fand sich jedoch, daß auch Delessert es sich nicht hatte nehmen lassen mir wenigstens eine Strecke weit nachzuklettern. Auch jener Haltepunkt der Andern war von Interesse: zwischen der Spitze des Bergs und den gegenüber stehenden Nebenspitzen flachte sich das Terrain muldenförmig ab, und bestand aus Erde und wie es schien festgewordenem Schlamm, dem die unten kochende Hitze eine feste Kruste gegeben hatte, von Junghuhn Aschenfläche genannt. Lange Risse liefen hindurch und dünsteten heißen Dampf aus. Gegenüber der Hauptspitze war einer der Gipfel wie mitten durchgeschnitten und ließ abermals eine Bildung aus Schlamm errathen. Ich spreche hier fortwährend im Präteritum, denn der Vulkan der seit dem Jahre 1837 geruht hatte, begann wenige Wochen nachdem ich ihn bestiegen, im September 1846 einen neuen heftigen Ausbruch mit Aschenregen und Lava und zerstörte durch einen Auswurf von großen Steinen den Garten von Seló; wohl mag jene Mulde damals zum Krater geworden sein. Noch in Batavia erhielt ich die Nachricht von dem prachtvollen Schauspiel das seine Anwohner allnächtlich genossen, und mußte klagen daß eine Reise während der ich einen Monat lang den Merapi täglich vor Augen hatte, mit diesem Ereigniß nicht zusammen gefallen war.

Hier auf unserem Ruhepunkte nahmen wir die erste Speise für den Tag zu uns: zwei Orangen für Jeden war herzlich wenig, und so traten wir den Rückzug an. Kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, als ich mich völlig ermattet ins Gras warf um eine Weile liegen zu bleiben; die kurze Ruhe frischte mich indeß wieder auf und ich legte die mittlere Strecke des Wegs, mich an den Büschen hinuntergleiten lassend, ziemlich gut zurück, fiel aber doch wieder ins Gras nieder, und war nun vor Hunger und Mattigkeit wirklich ganz kraftlos. Da gab mir ein mitleidiger Javane einige Kräuter die dort wuchsen, dem Sauerampfer ähnlich, zu essen, und ich fühlte mich wahrhaft gestärkt, so daß ich mit Seufzen und Aechzen weiter kroch; zugleich ärgerte ich mich aber daß mich meine Kräfte so im Stiche ließen, bis ich beim nächsten Haltepunkt die Andern, die ich weit voraus glaubte, ebenfalls halbtodt im Grase liegen sah. Wie am Morgen bei dem Sturz des Pferdes mußte ich laut lachen, und so ergötzten wir uns an unserm Elend; aber auch das Lachen sollte uns bald vergehen. Jetzt nämlich kam die rasenbewachsene Strecke, welche wir hinabglitschen mußten. Schritt vor Schritt, mit vorgehaltenem Stocke rückten wir auf dem abschüssigen, schlüpfrigen Grasboden vorwärts, unsere Knie zitterten und knickten, wir waren ermüdet über alle Beschreibung und völlig muthlos, denn eine stundenlange Strecke voll dieser Qual lag vor uns. Zwei von uns gingen gestützt auf Javanen, der unermüdlich rüstige Delessert zog kläglich einher, Herr Handt, ein wilder Jäger, rutschte auf dem Theil der von der Natur zur Ruhe bestimmt scheint, Mynheer van Braam der nur aus Gutmüthigkeit mitgegangen war, fiel wohl ein dutzendmal hin, und von

mir der ich ohnehin an dem Tage am meisten gethan hatte, will ich gar nicht reden. So kamen wir endlich nach Seló zurück und fielen mit einem wahren Wolfshunger über das aufgetragene Essen her; wir wünschten uns Glück zur Rückkehr und stimmten in dem Urtheil überein, daß keiner von uns in seinem Leben eine anstrengendere Bergpartie gemacht hatte. Nur meine Spaziergänge am Niagara vermag ich dem an die Seite zu stellen. So groß war die Anstrengung während der ganzen Tour, daß eben nur der Eindruck dieser, auch in der Erinnerung, vorwaltete, und daß die großartige Fernsicht, besonders auf die übrigen vulkanischen Kegel der Insel, kaum beachtet und nicht genossen wurde. Noch ein Ritt von drei Stunden, und wir erreichten Boyolali, wo wir, ein Gegenstand des Mitleidens für die Zurückgebliebenen, gänzlich erschöpft vom Pferde sanken. Wir hatten von 9000 Fuß die der Merapi hoch ist, an dem Tage 5000 Fuß bergauf und 8000 bergab bis zur Pflanzung gemacht, einschließlich eines mehrstündigen Ritts.

Aber die Abenteuer des Tages waren noch nicht vorüber. Es begab sich nämlich, daß Mynheer van Blomenstein der sich gar sehr ermüdet fühlte, ein altes Weib kommen ließ, um sich nach Landessitte die Gelenke knicken und den ganzen Körper reiben und kneifen zu lassen. Trotz aller Uebermüdung fühlte ich doch die Pflichten eines wißbegierigen Reisenden noch, und unter dem lauten Gelächter der Uebrigen legte ich mich nieder um mich der zarten Behandlung der alten Hexe anzuvertrauen. Sie begann jede Muskel des Körpers mit ihren Krallen zu zwicken, jedes Gelenk auszurenken, den Kopf in alle möglichen Lagen zu zwängen, meine Finger zu knacken, und außerdem daß mich diese Procedur bis zur Verzweiflung kitzelte, that das Gespenst mir wirklich weh. Das Halsumdrehen, wobei die Halswirbel knacken, verbat ich mir wenigstens, und nun werde ich zu guter Letzt mit gelber heiliger Farbe vom Kopf bis zu den Füßen eingesalbt und so der Ruhe übergeben, die sich wirklich eher einstellte als sonst nach übermäßiger Anstrengung der Fall zu sein pflegt. Die Kniffe der alten dürren Finger aber spürte ich noch am nächsten Tage.

Ehe ich nun die Rückreise von Djocjocarta aus beschreibe, habe ich noch den kurzen Umriß einer Indigoplantage zu geben, die wir von dort aus besuchten. Die Indigopflanze bedarf eines etwas sandigen, nicht zu magern Bodens, und der Bewässerung einmal in vierzehn Tagen. Man pflanzt Stecklinge je 2 Fuß von einander, und erlangt in 5 bis 6 Monaten den ersten Schnitt der 4 bis 5 Fuß hoch gewordenen Sträucher, und nach diesem noch drei oder vier Ernten mehr in einem Zeitraum von 12 bis 14 Monaten. Ein solches Feld ist von ferne einem Luzernkleefeld nicht unähnlich und die gereifte Pflanze zeigt einen bläulichen Anhauch in den obersten Blättern; die unscheinbare rothe Blüthe habe ich nicht gesehen. Die Bearbeitung und Reinigung des Bodens bedarf großer und ängstlicher Sorgfalt. Nach der letzten Ernte muß der Boden Ruhe haben und wird deßhalb mit Reis bepflanzt, welcher Bewässerung in noch höherem Maaße braucht und deßhalb am besten

zu dieser Abwechslung paßt. Die Zubereitung des Färbestoffs ist einfach und kurz, und der Umstand daß sechs Monate nach der ersten Anlage schon eine Ernte geliefert und zubereitet verkauft werden kann, ist günstiger als beim Kaffee- und Zuckerbau; auch die Maschinen sind einfacher und der nöthigen Gebäude weniger. Die abgeschnittenen Pflanzen werden eine Nacht hindurch in Wasser geweicht, das Stroh am Morgen weggeworfen, und der Abguß $2^1/_2$ bis 3 Stunden lang in einem großen steinernen Bassin fortwährend umgeschöpft, wozu man sich meist eines Schöpfrades bedient. Darauf steht die Mischung 7 Stunden ruhig, nach und nach wird das Wasser durch Oeffnungen in verschiedener Höhe des Bassins abgelassen und mit dem wenigen Indigogehalt weggegossen, der Satz aber wird in einem offenen Kessel abgedampft, in einer Presse vollkommen entwässert und in Formen von $2^1/_2$ Zoll im Quadrat und halb so hoch gedrückt, welche nach einem Trocknungsproceß von 14 Tagen zum Verkauf fertig sind. Sechs solche Stücke gehen auf das Pfund, und man verschifft den Indigo in Kisten von 200 Pfund zu 600 bis 700 Gulden. Jene Pflanzung versendete jährlich 100 bis 120 Kisten, und verwendete zur Erzeugung dieser Quantität Jahr aus Jahr ein die Bevölkerung der anliegenden Dessa's von 3000 Seelen jedes Alters, darunter etwa 700 Männer.

Am 23. Juli früh verließen wir Djocjocarta nach herzlichem Abschied von unseren trefflichen Gastfreunden. Unser Weg führte uns nordwestlich nach Magelan, der kleinen Hauptstadt der Residentschaft Kadú (oder nach holländischer unästhetischer Schreibart Kadoe), einer der fruchtbarsten der Insel. Sie ist ein weites Thal, östlich begrenzt von der Bergkette des Merapi und Merbabu, westlich von der Kette der „Brüder," der vulkanischen Kegel Sindoro und Sumbing; diese vier Riesenhäupter, sämmtlich von der reinsten, malerischsten Kegelform und paarweise stehend, bewachen das fruchtbare Thal, welches sich von ihren Ausbrüchen wenig Gutes zu versehen hat. Drei derselben ruhen glücklicher Weise, aber der arge Merapi hat noch im Jahr 1822 Felsblöcke von mehreren Fuß im Quadrat in die Ebene Kadu's, 15 Palen weit geschleudert, und man zeigte uns die Denkmale eines so furchtbaren, fast unglaublichen Regens auf den Feldern. Die Wege waren bis zur Grenze der Voorstenlande gegen Kadu herzlich schlecht, und die Grenze selbst, durch einen der Gießbäche gebildet die in dem gebirgreichen Java so häufig sind und so schnell und furchtbar anschwellen, brachte uns ein kleines Abenteuer. Zwei Brücken, deren traurige Ueberreste den guten Willen der Behörden bezeugten, waren weggerissen, und unser schwerer Wagen mußte einen Flußübergang bestehen der seine volle Haltbarkeit auf die Probe stellte. An dreißig Personen halfen ziehen und schieben, der Uebergang dauerte über eine Stunde, und als alles vorüber war, mußten wir mit Schrecken bemerken daß er ernstlich gelitten hatte und einer großen Reparatur entgegen ging. Auf der andern Seite angekommen fanden wir bessere Straßen und erreichten Magelan um Mittag.

Der Ort hat nur wenige Europäer und ein sehr diminutives Heeren-Logement, in dem wir uns indeß ganz heimisch machten; dann gingen wir dem Residenten unsern Besuch zu machen. Mynheer van Hogendorp, den wir schon kannten, empfing uns sehr artig und versprach uns jede Erleichterung unserer Reisezwecke. Wir baten ihn denn um den nöthigen Vorschub zu einem Ausflug nach Boro Bodo, einem Orte von berühmter Merkwürdigkeit, an welchem wir zwar schon vorbeigereist waren, da er halbwegs von Djocjocarta von der Straße ab liegt; in Java jedoch, wo alles durch den Residenten und nur durch den Residenten möglich wird, war ein solcher Umweg unabweislich geboten, und es wurde nun sofort eine Partie dahin für den nächsten Tag verabredet, und Herr van Hogendorp selbst hatte die Freundlichkeit uns zu geleiten. Am nächsten Morgen erschien er in einem sechsspännigen Wagen, begleitet von dem javanischen „Regenten" des Bezirks, vor unserer Thür; Lanciers ritten uns voraus, das zahlreiche Gefolge des Regenten zu Pferde hinter uns, unser Aufzug war nicht wenig glänzend. Mehrmals wechselten wir die Pferde, wo sich jedesmal eine große Anzahl Dienstbeflissener zeigte, und bald erreichten wir die Stelle wo man die Chaussee verläßt. Auch hier war eine Brücke weggerissen, und diesem Zufall verdankten wir den Beweis, was ein Wink des Gewaltigen in Java vermag. Gestern Nachmittag war die Partie nach Boro Bodo verabredet, und heute früh war eine Brücke über den etwa 80 Fuß breiten Fluß hergestellt, stark genug für einen sechsspännigen Wagen. Mit dem unschätzbaren Material das im Orient überall aushelfen muß, mit Bambus, hatte man das ganze Werk in Einer Nacht vollendet, und als wir herankamen war man nur noch beschäftigt auch ein Geländer anzubringen. Auf mehreren Pontons von Bambusstangen zusammengefügt, ruhte eine Fahrbahn von dichtem übereinander gelegtem Bambusgeflecht; um dem Bau mehr Halt zu geben waren starke Bambusstangen an dem einen Ufer eingerammt, über welche Seile, abermals von Bambus liefen. Wir sahen hier die einfachste Kettenbrücke, ohne Eisen, ohne Nägel, ohne Holz aufgerichtet, nur von Bambus und in Einer Nacht! Ich übertreibe nicht, wenn ich annehme daß für diese kurze kaum verabredete Partie 100 Pferde und 400 Menschen thätig gewesen waren, ein Meisterstück despotischer Macht, welches den der sich auf der herrschenden Seite befindet, freilich angenehm genug berührt.

Schon vor dieser Brücke war uns die erste der merkwürdigen Ruinen dieser Gegend aufgestoßen. Man kennt sie unter dem Namen der Ruinen von Moenboet schon lange, aber erst vor acht Jahren machte der damalige Resident die Entdeckung der vortrefflichen Statue welche jetzt ihre Hauptzierde ist. Mitten in einem Kaffeegarten, der eine ganz hübsche Umgebung bildet, erhebt sich dieses Heiligthum, ein pyramidalisches Gebäude mit einer Basis von 80 Fuß; die zwei untersten Stockwerke haben senkrechte Mauern, auf denen sich sehr verstümmelte Reliefs befinden; die Spitze bildet ein Haufen

Steine in völliger Verwüstung. Durch eine enge Thür und über einige Stufen, von Löwen, einem nicht javanischen Thier bewacht, erreicht man das innere Gemach von etwa 20 Fuß Quadrat mit spitzem pyramidalem Dach wie bei Brambanan. Hier sitzen an den Seitenwänden zwei kolossale Buddha's, das eine Bein untergeschlagen; zwischen ihnen, und leider halb umgeworfen, befindet sich ein großes sitzendes Bild von etwa 12 Fuß Höhe, von weit vollkommenerer Arbeit als irgend eine dieser alten Sculpturen auf Java. Die Glieder sind in schönem Verhältniß und in freier natürlicher Haltung, als hätte sie der Dädalus javanischer Bildhauerkunst geschaffen. Der Kopf ist mit wolligem kurzem Haar (oder mit einem ähnlichen Kopfputz wie der Buddha's) bedeckt, über die linke Schulter und den Arm fällt ein Gewand, welches ohne die Formen zu verhüllen die Hälfte des Körpers bis zu den Füßen bekleidet. Die Hände, welche bei den verschiedenen Buddha-Statuen stets symbolisch sind, sind hier so gestellt daß die Ringfinger sich berühren, so daß die Fläche der einen Hand nach oben, die der andern nach unten gekehrt ist.

Jenseit des erwähnten Flusses sahen wir bald den Hügel von Boro Bodo vor uns, der aus der Ferne sehr wenig imponirt, ein ungeheurer Steinhaufen dessen einzelne Formen verschwinden. Ueberhaupt hatte man uns von der Pracht des Ortes so viel gesagt, uns gleichsam gezwungen ihm nicht vorbeizureisen, daß wir selbst Angesichts und am Fuße des Hügels uns mit aller Mühe nicht in Extase zu versetzen vermochten. Der Hügel von Boro Bodo, von fast halbkugelförmiger Gestalt, ist von fünf Terrassen umgeben, über welchen eine Platform sich erhebt; das Ganze ist 100 Fuß hoch und hat 620 Fuß im Gevierte, und ist eben ein Terrassenbau dem ein Berg zur Grundlage dient, ähnlich Isola bella. Auf jeder der vier Seiten führt eine steile Treppe nach der Spitze; von jeder derselben gelangt man in die Gänge der fünf Terrassen, welche auf beiden Seiten durch Mauern eingeschlossen sind, und diese Gänge enthalten die eigentliche Schönheit der Ruinen: die zahllosen herrlichen Reliefs, welche in den untern Stockwerken auf beiden Wänden, in der Höhe nur auf der innern Wand angebracht sind. Die Figuren sind 1½ bis 2 Fuß hoch, in der Zeichnung so schön, als vortrefflich im Ausdruck der Gesichter und Gestalten. Sie treten sämmtlich stark hervor, und eine Gruppe enthält oft über zwanzig Individuen. Hier sieht man außer Festen, Kämpfen, Triumphzügen, Opfern, Krankheits- und Todesscenen eine Anzahl Darstellungen, welche in Kostüm und Handlung an die Gebräuche der heutigen Javanen erinnern, so z. B. ist das Pidjit, jenes Zwicken und Drücken welches man nach der Besteigung des Merapi mit mir vornahm, in aller Treue dargestellt. Außerdem finden sich Dinge die als Wegweiser für den Archäologen betrachtet werden können, z. B. die Anbetung einer Schildkröte, eines Krokodils, Elephanten und Löwen, die Anbetung eines Affen durch seine Stammverwandten, welche ihm in menschlich knieender Stellung Früchte darbringen. Eine Affenjagd ist sehr niedlich dargestellt: die Affen auf den Bäumen fliehend, und mit Bogen

und Pfeil bewaffnete Jäger unten. Man muß annehmen daß alle diese Reliefs in die bereits vollendeten Mauern gehauen sind; denn sie sind nicht auf einzelnen Steinplatten sondern auf der Wand schlechthin, wie die Gestalt und Größe der Steine eben vorkam, angebracht. Deßhalb haben sie auch durch das unausbleibliche Weichen der ohne Mörtel auf einander gesetzten Quadern sehr gelitten. Jede Terrassenwand sieht man von einer Anzahl Nischen gekrönt welche sitzende Buddha-Statuen enthalten, deren ganz Boro Bodo an 400 zählt.

Die oberste Platform des Gebäudes über den Terrassen enthält drei Reihen glockenförmiger, echt buddhistischer Kuppeln, von schwalbenschwanzförmigen Steinen halb durchsichtig gebaut, deren jede abermals einen Buddha einschließt. In der Mitte endlich beschließt eine halbrunde, theilweise zerstörte Kuppel das Ganze. Auf Treppen und Absätzen der Steine gelangt man ohne Mühe hinauf und erfreut sich dann einer schönen Aussicht auf die fruchtbare Ebene und die Vulkane welche sie einschließen. Alle Fernsichten und Scenerien des kultivirten Theils von Java scheinen denselben, jedoch der malerischsten Abwechslung fähigen Charakter zu haben: wohl bebautes Feld mit Gehölz untermischt in der Ebene, an den Abhängen das frische Grün der Kaffeebäume; dabei werden wenige Aussichten der Insel eines Vulkans, eines thätigen oder erloschenen ermangeln.

Unten angekommen fanden wir Erfrischungen unter einer jener offenen Empfangshallen, die nirgends fehlen. Vor uns die Aussicht auf den Tempel mit einer Avenue von Löwen in liegender Stellung, welche unweit der Ruinen gefunden und so aufgestellt worden waren. Einige derselben sind noch unvollendet, und bestätigen die Annahme daß der Bau von Boro Bodo sehr kurze Zeit (nach Raffles 40 Jahre) vor dem Sieg des Mahommedanismus beendet ist. Neben diesen Löwen steht eine wunderliche Sphinx oder Harpye mit Vogelleib und menschlichem Kopf, deren Seitenstück nach England geschleppt ist. So arg der Vandalismus und sein schlimmerer Zwillingsbruder Sammelwuth an der Zerstörung von Boro Bodo gearbeitet haben mögen, und so wenig die ohne Mörtel aufgeführten Gebäude diesen Angriffen trotzen können, so hat doch auch der Eifer der Neubekehrten sicher vielen Antheil an dem jetzigen kläglichen Zustand der Ruinen. Neuerdings schien jedoch Boro Bodo gut, und insbesondere besser als Brambanan bewahrt, auch hatte die Regierung den Plan, Lichtbilder der Reliefs fertigen zu lassen.

Des Regenten Frühstück war ein ganz europäisches, und überhaupt war dieser Häuptling einer der civilisirtesten, da er nur eine Frau hatte und keinen Betel kaute. Somit fehlten auch in seinem Gefolge die Betelbüchse und der Spucknapf, während freilich das dritte Unentbehrliche der javanischen Edlen, der breite Sonnenschirm an hoher Stange nicht mangeln durfte. Mit höchster Genauigkeit sind die Rangstufen auf dem Dach dieses Schirms erkenntlich; je unedler der Mann, desto mehr ist das Gold welches den kaiserlichen Schirm

überzieht, durch Silber und Blau verdrängt; aber wer nur irgend kann und darf, läßt sich von einem kleinen Diener dies Machtzeichen nachtragen, sei auch des edlen Metalls noch so wenig darauf.

In Magelan selbst hatten wir noch die einzige Merkwürdigkeit des Orts, den schönen Park der Residentie zu bewundern: er erstreckt sich an einem Abhang hin, von dem unten vorüberrauschenden Bergstrom begrenzt, und hat eine schöne Aussicht auf ein enges Thal und gegenüberliegende Höhen; das Ganze ist sehr einsam. In dem weitläufigen Gebäude haust der Resident mit seiner Gemahlin.

Ein schlimmes Gestirn schien über dem 25. Juli zu walten, an welchem wir unsere Reise fortsetzten. Mit allen Maaßregeln zur sichern und ununterbrochenen Reise, wie wir wähnten, versehen, fielen wir aus einer Schwierigkeit in die andre. Hier forderte man doppelte Bezahlung des bereits erlegten Postgeldes, dort versagte man uns die Pferde, und so erreichten wir schon in der übelsten Stimmung einen Ort mit Namen Pinket, wo alle Wagen durch Menschen gezogen werden müssen. Das ist nun freilich ein Uebelstand den alle Reisende auf dieser Route theilen, aber statt einer hinreichenden Anzahl Coolies, wie die arbeitende Klasse auch hier genannt wird, gab man uns für den schweren Wagen und bergige Straße nur 13 Leute. Es wäre widersinnig und grausam gewesen unter diesen Umständen im Wagen sitzen zu bleiben, so machten wir denn die Strecke zu Fuß; auf der nächsten Station angekommen forderten wir Reitpferde, für gutes Geld natürlich, um unser Reiseziel zu erreichen ohne mehrere Stunden auf unsern Wagen warten zu müssen. Man versagt uns die Pferde, und wir gehen zu Fuß weiter. Drei starke Stunden in einer tropischen Mittagshitze war zuviel, selbst für eifrigere Fußgänger, und so ließen wir unsern Verwünschungen gegen alle die an unserm Unstern schuld waren, freien Lauf. Um unsern Aerger zu krönen, begegneten wir einem Zug gefangener Spitzbuben die nach Samarang zum Empfang ihres Urtheils wanderten. Begleitet von Lanzenträgern und jenen mörderischen Polizeigabeln zogen sie theils zu Fuß, theils aber bequem in Sänften ihres Weges. Ich weiß nicht ob ein Chinese, der in letzterer Lage vielleicht dem Galgen entgegen getragen wurde, wünschte an unserer Stelle zu sein, wir aber beneideten ihn um seine Sänfte, und Delessert, dem das Unglück einen Anfall von Philosophie gegeben hatte, sagte mit sententiöser Miene: „Gestern reisten wir wie Fürsten, heute schlechter als Spitzbuben!“ Und er hatte Recht, denn was half uns heute die schöne Brücke von Boro Bodo, die 100 Pferde und die 400 Menschen!

So erreichten wir endlich Ambarawa und das Haus des gastfreien Majors Bousquet, Bruders des Residenten von Djocjocarta. Der wohlklingende Name Ambarawa, ein Beispiel der italienischen Weichheit des Javanischen, gehörte erst seit wenigen Jahren einer Festung der Holländer zu, welche dort gebaut wurde und der Stolz des Landes zu werden versprach.

Eine Commission, eigens zu dem Zwecke gesandt einen Punkt für die Hauptbefestigung Java's zu bestimmen, hat diese Lage gewählt. Der Laie möchte sie mit der Kette von Forts in Verbindung bringen, welche von Samarang bis zur Südküste quer durch die Insel die Reiche von Solo und Djocjocarta bedrohen; man wird jedoch belehrt daß es sich mehr darum gehandelt hat, einen namhaften Waffenplatz zum Schutz des Besitzes der reichen und beneideten Colonie gegen die Angriffe europäischer Mächte zu schaffen, zumal die javanischen Streitkräfte sich selbst gegen die schwächsten Forts machtlos bewiesen haben. Die Festung liegt in einem Kessel, dessen Höhenumgebungen zur wirksamen Beschießung zu entfernt liegen, und der Kessel selbst besitzt den Vortheil daß er, theils aus Reisfeldern, theils aus einem großen Morast bestehend, fast ganz unter Wasser gesetzt werden kann. Uebrigens hat diese Festungsanlage, über welche ich durchaus kein Urtheil habe, auch Gegner unter den Kundigen gefunden.

Die Werke waren seit 8 Jahren begonnen, seit 6 Jahren unter der Leitung des Ingenieurs Major Bousquet. Zur völligen Herstellung rechnete man noch 4 Jahre mit 4000 Arbeitern Jahr aus Jahr ein, und verwendete außer der Besatzung und Taglöhnern etwa 300 Sträflinge. Die Erdarbeiten wurden mit bewunderungswürdiger Solidität ausgeführt: um einen Grund zu legen führte man einen Rahmen von Backsteinen auf, welcher mehrere Fuß tief mit losen Steinen angefüllt wurde; diese Vorrichtung blieb so lange bis das Erdreich das Maximum der Senkung unter diesem Druck erreicht hatte, dann wurde das kostspielige Werk weggeräumt und der eigentliche Grund gelegt. Die inneren, schon vollendeten Gebäude umfassen ein großes Viereck, außen die Kasernen der 4000 Mann, welche als volle Besatzung angenommen sind, Magazine und Ställe; innen die Officierswohnungen, so eng als zierlich um einen länglichen mit Baumpflanzungen ausgestatteten Platz herum; am obern Ende befindet sich ein Casino mit Billards und Lesezimmern, eine sehr hübsche Einrichtung.

Die Kasernen sind luftig und gesund, und die Mannschaft besteht aus Javanen und Malayen anderer Inseln, namentlich Maduresen; ihre Unterofficiere und Officiere sind Europäer, doch hat jedes Regiment eine Abtheilung mit malayischen Unterofficieren und Subalternofficieren. Auch Negersoldaten hat man, deren blinder Muth und Körperkraft wohl gewürdigt wird. Fehlt es an Rekruten, so pflegt man die nicht sehr moralische Auskunft zu ergreifen, junge Javanen zum Spiel und unordentlichen Leben zu verführen und sie dann, wenn sie verschuldet und in Noth sind, anzuwerben. Auch geworbene Europäer hat man, nominell ein Drittel der Armee von 30,000 Mann, aber nicht vollzählig; leider sind viele Deutsche unter ihnen, und ich habe an diese Thatsache eine dringende Warnung zu knüpfen. Nach meinen Erfahrungen wird der Kriegsdienst auf Java nicht nur von abenteuernden und verlaufenen Deutschen oft ergriffen, sondern es wählen nicht selten Leute von guter Abkunft

und Erziehung, die entweder mit der Heimath zerfallen, oder deren Vergangenheit compromittirt ist, diesen Dienst, in der vergeblichen Hoffnung, dort vielleicht nach einigen harten Jahren Officiere zu werden und eine ehrenvolle Laufbahn zu machen, wie es früher allerdings öfters vorgekommen sein mag. Ich vermag nicht zu behaupten daß solche Hoffnungen den Rekruten bei ihrer Anwerbung vorgespiegelt werden, aber wie dem auch sei, die Hoffnung des Avancements ist für einen Solchen vergeblich, selbst die Unterofficierstellen sind, da ihrer sehr wenige vorhanden, erst nach langem Dienst zu erreichen, und Beispiele über Beispiele werden angeführt, wie solche Unglückliche, die sich vielleicht nur eine Jugendthorheit oder gar nichts vorzuwerfen haben, in dem hoffnungslosen Dienst verkümmern; öfters gaben sie sich als Deserteure aus ihrem Vaterlande an, in der Aussicht ausgeliefert und so erlöst zu werden. Alles was über das Leben des Deutschen in tropischen Colonien schon wiederholt in diesen Bänden gesagt ist, gilt hier auch, wiewohl die meisten Truppen, schon um des Interesses der Regierung willen, vor den Gefahren des Klima's möglichst behütet werden. Dagegen kommt aber wieder in Betracht, daß der Holländer den Deutschen ein für allemal nicht liebt, und daß es diesem ungemein schwer wird eine leibliche Stellung, es sei denn durch Verzicht auf seine Nationalität, sich zu sichern.

Eine absonderliche Maaßregel, die sich auch auf die europäischen Soldaten erstreckt, wurde mir bei Besichtigung der Kasernen bekannt, wo ich mit Verwunderung lauter zweischläfrige Pritschen fand. Es ist nämlich jedem Soldaten gestattet eine Frau, ob angetraut oder nicht, zu sich zu nehmen, und man hat dabei den Zweck den Leuten ein Familienleben zu gönnen, sie mit ihrem Loos zu versöhnen und sie zur Häuslichkeit und Ordnung zu gewöhnen, und diese Weiber, welche von ruhiger und fleißiger Art sind, machen sich im Haushalt des Einzelnen wie in der Verwaltung des Ganzen vielfach nützlich. Sie sind auch immer beschäftigt, und beim Besuch der Festung bekamen wir kaum drei oder vier von dieser weiblichen Besatzung zu sehen.

Major Bousquet erzählte mir ein Beispiel seltener Fassung von einem javanischen Soldaten der Garnison, der wegen eines Mordes gehenkt wurde. Er zeigte bis zum letzten Moment auch nicht eine Spur von Furcht, und brachte den Abend vor der Hinrichtung zu indem er Besuche empfing, sich Blumen und Musik als letzte Gunst ausbat und mit seinen Kameraden Karten spielte. Dies ist jedoch mehr eine Folge des Fatalismus, denn sie zeigen im übrigen wenig Muth, sind nicht sehr tapfer im Kriege und scheuen den Schmerz einer Wunde, wogegen im Chinesen bei all seiner Feigheit die Standhaftigkeit im Leiden bis zur äußersten Stufe ausgebildet ist. Die eigentliche altjavanische Form der Hinrichtung ist der Kriß, und die auch unsern alten deutschen Anschauungen eigne Courtoisie gegen den armen Sünder geht so weit, daß man ihm die Wahl des Kriß läßt mit dem er erdolcht sein will, und ihm deren mehrere auf einem silbernen Teller präsentirt.

Madame Bousquet erzählte uns, daß sie mehrfach genöthigt gewesen sei Sträflinge aus der hier bei den Festungsarbeiten beschäftigten Truppe als Dienstboten zu nehmen; sie habe Anfangs Bedenken und Furcht gehabt, sei nun aber überzeugt daß man keine ehrlicheren und besseren Leute finde. Ganz ähnliches berichtete mein Reisegefährte von seinem Aufenthalt in Sydney, nicht nur bezüglich der Dienstboten, sondern auch über die dort herrschende Redlichkeit und das allgemeine Vertrauen. Wie wenige unter einer großen, armen und unwissenden Bevölkerung sind eines kleinen Diebstahls absolut unfähig, und der auf seinem Vergehen Ertappte und durch Bestrafung Gewitzigte wird in vielen Fällen besser und verlässiger sein als Andre, vorausgesetzt daß er ein ehrliches Brod findet, und nicht durch die Vorurtheile die die Gesellschaft freilich zu Gunsten der Nicht-Bestraften haben muß, von Verbrechen zu Verbrechen gedrängt wird. Dies ist ein Argument von unverkennbarer Stärke für Deportation und Strafcolonien, da dort jene unterscheidenden Vorurtheile wegfallen, ohne daß darum die Gesellschaft ihren moralischen Charakter verlöre. Wir stehen eben hier wieder vor dem weit klaffenden Abgrund der socialen Frage, und da uns unsere Unfähigkeit unsere Hungrigen zu ernähren auf die Auswanderung hinweist, so sollten wir allerdings zuerst die Schlechten wegschicken, wenn auch die Deportation im Abstrakten erhebliche Einwände zuläßt. Leider liegen aber die Bedingnisse zur Herstellung einer Strafcolonie uns sehr fern.

Nur zwei Palen von Ambarawa trennen sich die Wege von Samarang nach Solo und Kadu, eine Wegscheide deren Knotenpunkt demnächst in die Nähe der Festung verlegt werden sollte, um derselben auch die Beherrschung dieser zwei wichtigen Verbindungsstraßen zu sichern. Wir erreichten also bald wieder bekannte Gegenden und trafen am 26. Juli in Samarang ein, wo nach der Kühle der Gebirge die Hitze dieser Küstengegend uns recht empfindlich werden sollte.

Unser Wagen war geflickt, und am 31. traten wir die Rückreise nach Batavia zu Lande an, auf welcher sowohl schöne und interessante Pflanzungen als malerische, hochberühmte Landschaften zu bewundern waren. Trotz aller vortrefflichen Straßen reist man in Java so langsam als nur ie, denn die Versuchung da und dort bei gastfreien Pflanzern zu verweilen, ist groß. So blieben wir denn, den Feldhühnern gleich die alle paar hundert Schritte wieder einfallen, schon 23 Palen von Samarang in Tjipiring auf der reichen Pflanzung des Herrn van Heel hängen, und blieben um so lieber einige Tage bei diesem jungen liebenswürdigen Manne, als wir nach der ereignißreichen Reise starkes Bedürfniß nach Ruhe fühlten. Unsere Weiterreise im Innern brachte uns auf bergigen und mühsamen Wegen nach Pekalongan (von Kalong, fliegender Hund), nahe an der See und Sitz eines Residenten. Dieser Weg ist einer der romantischsten auf Java. Die Berge des Binnenlandes begleiteten uns fortwährend zur Linken, und die nähere Umgebung ist von

mehr Abwechslung als gewöhnlich; die ewigen Reisfelder und Cocoshaine machen theilweise den Wäldern von Teakholz Platz, eine Baumart von stattlichem Ansehen und zum Schiffbau über alles hoch geschätzt; in vielen Gegenden Java's, z. B. in Kadu pflanzt man diese Bäume vorsorglich in die Nähe der Brücken, um bei Reparaturen das treffliche Material in der Nähe zu haben. Wir durchschnitten große Wälder davon, der Weg war steil, und 6 Pferde unterstützt von 4 Büffeln hatten alle Mühe mit unserm Wagen; bergab ging's dann wieder in sausendem Galopp, daß uns Hören und Sehen vergehen wollte; Pferde und Kutscher sind indeß daran gewöhnt. Wir verkürzten die Langweiligkeit dieser Fahrt welche uns den ganzen Tag kostete, mit kleinen Ausflügen in den Wald, und wurden besonders durch die Affen die sich überall zeigten, angezogen. In Schaaren halten sie sich in Gruppen von hohen Bäumen in der Mitte des Waldes und verlassen nicht leicht ihren gewählten Aufenthalt, selbst wenn sie geschreckt werden, da die Höhe dieser Bäume ihr bester Schutz gegen den Jäger ist. Hier treiben sie sich unter fortwährendem Geschnatter und Geschrei herum, springen, klettern, jagen sich und vollführen eine Menge ihrer Affenstreiche. Wir sahen eine kleine braune und eine größere schwarze Art, beides Meerkatzen mit langen Schwänzen. Der erste Schuß setzte sie in nicht geringen Schrecken, und die Aeste wimmelten von schreienden und zitternden Flüchtigen. Die große Zähigkeit ihres Lebens und die jämmerlichen Geberden der Verwundeten verleiden allen Europäern eine Jagd die sonst unterhaltend genug wäre; ein armes Junges dessen Mutter gefallen war, war ebenfalls angeschossen, und seine kläglichen Töne, verbunden mit den Bewegungen der Hände die es nach seiner Kopfwunde führte, waren wirklich ein starker Appell an die Rücksichten der Verwandtschaft, welche der stolze Herr der Schöpfung doch ein für allemal nicht verläugnen kann. Einige Tage später kam Delessert ganz verstört von der Affenjagd zurück: er hatte einem Affen sieben Schüsse beigebracht, ihm das Messer ins Herz gestochen, und zuletzt ihm noch den Hals abschneiden müssen. Wir wollten einen Versuch machen von dem beliebten Affenbraten zu kosten, aber unser Wirth schlug uns rundweg die Benutzung seiner Küchengeräthe ab, und so wurde nichts aus einer Mahlzeit, zu der es uns ohnehin nur halb Ernst war. Eine eben so ansehnliche Jagdbeute aus diesem Wald waren zwei enorme Rhinocerosvögel.

In Pekalongan erfuhren wir zu unserer Consternation, daß wir dem fabelhaften Giftthal, nach dem unser Sinn stand, vorbeigereist waren und die Gelegenheit versäumt hatten die Tour mit erträglicher Bequemlichkeit zu machen. Aber man hat hier zu Land, wie in der That in allen Colonien, weder Karten noch Bücher, und die Unbekanntschaft selbst mit wichtigen Orten ist grenzenlos. Eine mehrtägige Reise zu Pferd, mit der Nothwendigkeit alles durch Lastträger mitschleppen lassen zu müssen war uns zu umständlich, und so begnügten wir uns mit einer genauen Beschreibung, welche Kundige uns gaben.

Das Thal Djeng liegt zwischen den Vulkanen Sindoro und Prau in beträchtlicher Höhe über dem Meere, wo gleich den Gebirgsindianern von Peru die Eingebornen rothe Backen haben; das eigentliche Giftthal ist eine Schlucht von vielleicht 60 Fuß Durchmesser, in welche man mittelst einer Leiter hinabsteigt. Auf dem Grunde der Schlucht entwickelt sich fortwährend Kohlensäure, welche sich auf dem Boden lagert und bis zu einer gewissen Höhe keine Vegetation aufkommen läßt; ebenso kommen Thiere in dieser Luftschichte um. Die Entwicklung der Kohlensäure ist sehr ungleich an verschiedenen Tagen, stärker in der Regel vor 7 Uhr Morgens. Man sieht in der Schlucht mancherlei Gerippe von hinein geworfenen oder gefallenen Thieren; auch ein menschliches Skelett liegt darin, welches wie alles Ungewöhnliche den Javanen für heilig gilt. In der Zeit wo die Gasentwicklung schwach ist, steigen sie hinunter und opfern Reis und Deuts. Diese Opfer von kleinen Kupfermünzen sind häufig; so hatte unser Gastfreund d'Abo auf seinem Besitzthum ein paar alte heilige Bäume, wo die Javanen zu Hunderten Opfer und Gelübde darzubringen pflegten. Sein Verwalter stellte allmonatlich ein Kästchen dahin, welches einen jährlichen Ertrag von mehreren hundert Gulden lieferte.

Dieses Phänomen reiht sich also an das ganz ähnliche der kohlensäurehaltigen Quellen von Karangpandang, und ist völlig unzusammenhängend mit dem vielberüchtigten Baum Upas; dieser ist in der That nichts anderes als einer der vielen giftreichen Bäume der Tropen; er wächst mitten unter andern Bäumen und ist selten auf Java, auch von Wenigen gekannt, da er nur in den wilderen Gegenden der östlichen Hälfte vorkommt; häufiger soll er in Borneo sein. Sowie es ein Irrthum ist daß die malayischen Waffen in der Regel vergiftet seien, so scheint überhaupt der Javane jenen Giftreichthum der tropischen Pflanzenwelt, den der afrikanische und westindische Neger so reichlich ausbeutet, kaum zu kennen. Dafür lernte ich dort zwei mechanische Gifte kennen: erstlich die Barthaare des Tigers, welcher überhaupt auf Java eine so große Rolle spielt; diese Haare werden klein geschnitten, und sollen angeblich in den Wänden des Magens und der Eingeweide unverdaut stecken bleiben und durch Entzündung tödtlich werden. Wahrhaft teuflisch ist das zweite: ein langes Pferdehaar wird, künstlich zu einer Pille zusammengerollt, unter das Essen gemischt, in den Eingeweiden entrollt es sich dann und führt, indem es dieselben zerschneidet, einen eben so hülflosen als schrecklichen Tod herbei.

Von Pekalongan ist wenig zu sagen: das Oertchen hat ein Fort, einige europäische Wohnungen im gewöhnlichen einstöckigen javanischen Styl, eine hübsche Residentie und schattige Baumpflanzungen. Durch diese Alleenpflanzungen steht der Holländer unserm Geschmack viel näher als irgend eine andre colonisirende Nation; diese schöne Sache wird so sehr vernachlässigt und ist doch so lohnend in den Tropen mit dem schnellen Wuchs und der majestätischen Gestalt ihrer Bäume. Ein flacher Weg an der Meeresküste führte uns nach Tagal, und als wir mit dem Abend in rascher Fahrt uns diesem Orte

näherten und die Sonne vor uns in der See unterging, ergriff mich die Sehnsucht nach der Heimath einmal so recht lebhaft; sie lag im Westen, wo die Sonne vor uns schwand, und zu den ungewöhnlichen Genüssen weiter Reisen gehören denn auch solche Augenblicke des stärksten Gefühls, in denen man erst mit völliger Lebhaftigkeit das empfindet was sonst nur die begünstigte Anschauung des Dichters ergründet: Faust's Sehnsucht der entweichenden Sonne folgen zu dürfen habe ich nie so nachempfunden wie damals.

Tagal bot das Merkwürdige einer ansehnlichen Tabakpflanzung, welche nicht nur für den inländischen Bedarf sondern auch für die Ausfuhr nach Europa arbeitete. Habana-Cigarren gelangen nicht nach dem Orient, und der Hauptverbrauch besteht in Manila-Cigarren; die spanische Regierung hat dort eine Fabrik die 8000 Arbeiterinnen beschäftigt*, der Bedarf wird indeß nicht gedeckt, zudem sind sie im Weiterverkauf theuer und ihrer Stärke wegen nicht Jedermanns Sache; diese Java-Cigarren haben nun freilich wenig Aroma, rauchen sich aber doch ganz angenehm. Die Pflanzungen erfordern viele Sorgfalt mit der Aussaat und den jungen Pflänzchen, welche vor der Sonne beschützt werden müssen. Ungeheure Schoppen dienen zur Trockenstätte der Blätter.

Unweit Tagal liegt eine prachtvolle Zuckerpflanzung, eine von vier in unmittelbarer Nachbarschaft, die jährlich je 15,000 Picul (zu $1\frac{1}{3}$ Centner) machen. Zwei haben denselben Eigenthümer, Oberst Lucasson, den wir leider nicht zu Hause trafen. Seine Siederei besitzt den in Westindien und Guiana neuerdings so vielfach eingeführten luftleeren Apparat, welcher großen Kapitalaufwand mit reichem Ertrag vergilt, aber doch immer den Nachtheil aller complicirten Maschinen hat, daß bei nöthigen Reparaturen selten in den Colonien ein Ingenieur zur Hand ist der dieselben zu behandeln weiß.

Auf dieser Fahrt hatten wir auch das Schauspiel eines Brautzugs mit Musik und Gefolge, wie man sie gerade jetzt, da die Heirathsmonate waren, häufig sah. Braut und Bräutigam, den Oberkörper gelb gemalt und mit geborgtem Putz überladen, gingen nach der Landessitte mit niedergeschlagenen Augen einher, gefolgt von Verwandten und Freunden und der neugierigen Menge. Der Bräutigam reitet wohl auch, und dann sitzt die Braut in einer engen geschmückten Sänfte. Oft begegnet man auch Zügen mit Hochzeitsgeschenken, in denen Hähne, Büffel mit bemalten Hörnern und Tempelchen mit Hausrath figuriren.

Von Tagal bis zur Pflanzung Tjipoejoe unweit Cheribon gelangten

* Die Primeras und Segundas kommen nicht in den Handel, da sie an Ort und Stelle, namentlich durch die Staatsbeamten die ein Vorkaufsrecht haben consumirt werden; die Terceras sind die gewöhnlich verkäuflichen, welche in Singapore nur 6 Dollars, also halb so viel als eine ordinäre Habana-Cigarre kosten. Es mangelt ihnen das Aroma der letzteren, wiewohl man sich sehr an sie gewöhnt und sie in Indien und China allgemein raucht; ihre große Stärke hat sie in den ungerechten Verdacht gebracht als enthielten sie Opium. Man steckt sie mit dem dicken Ende in den Mund.

wir nur nach einer Reihe von Abenteuern, die mit der Schwierigkeit Postpferde zu erlangen zusammenhingen, und ich hielt dort meinen Einzug auf einem Pferdchen von so kleiner Art, daß ich mit dem linken Fuß auf dem Boden stehend in den Sattel gelangt war. Diese Java-Ponies sind allerliebst, da sie mit ihrer Kleinheit das Ebenmaaß oft rein arabischer Formen verbinden. Tjipoejoe ist eine reiche und prachtvolle Zuckerpflanzung, Herrn Olive, einem Engländer gehörig, auf der wir eine 14tägige Gastfreundschaft, abermals mehr um der Ruhe willen, behaglich genossen. Nichts ist in den Tropen so bedenklich als Uebermüdung, und Angesichts so manches traurig raschen Endes unvorsichtiger Europäer macht man sich die Trägheit zur Pflicht. Zugleich bot unser Aufenthalt aber wieder viel Interesse, und es begann damit schon, als wir nach der Stadt Cheribon fuhren um dem Residenten unsern Bückling zu machen. Wir stiegen bei dem Regenten oder javanischen Oberhaupt des Bezirks ab; auch dieser Häuptling ist ein Muster von Civilisation, sein Haus ist europäisch eingerichtet und möblirt, er selbst versteht einige europäische Sprachen, wiewohl er zu stolz ist sie zu sprechen, und er empfing uns in völlig europäischer Weise. Seine Frau und die Frauen seiner Söhne (Jungen von 14 oder 15 Jahren) kamen auch zum Vorschein. Von großem Interesse aber war seine Waffensammlung, eine Auswahl von prachtvollen Kriß, die sowohl durch die Schönheit der Klingen als die goldenen mit Edelsteinen besetzten Scheiden sehr hohen Werth besaßen. Cheribon gehört schon dem westlichen oder malayischen Theil der Insel an, und diese kunstvoll verzierten Kriß mit Griffen von Elfenbein, Rhinoceroshorn u. s. w. waren durchaus nicht in dem strengen und einfachen Geschmack von Solo, wo nur die Diamanten und Rubinen den äußern Werth ausmachen. So hatten wir auch schon von Pekalongan an statt der malerischen Sarong's von wachsgefärbtem Zeug karrirte Stoffe bemerkt, auch das Kopftuch ist verschieden, und statt des Kriß trägt der gemeine Mann den Klebang, ein plumpes kurzes Schwert in hölzerner Scheide. Im Hofe des Regenten sahen wir noch ein artiges Hausthier, einen jungen Kaiman; der sinnige und friedliche Javane lebt auch mit den schlimmsten Geschöpfen auf gutem Fuße, und erlegt selbst Tiger und Kaiman's nur wenn sie Jemanden getödtet haben; ja in Batavia, wo die Kanäle von Krokodilen wimmeln, erhält oft ein junger Malaye wie er heranwächst einen Kaiman-Bruder, der großgefüttert und dann freigelassen wird, und seinen menschlichen Bruder vor den übrigen Kaiman's beschützen soll.

Nun machten wir unsern Besuch dem Residenten, der uns indeß schlecht empfing, weil er uns wie wir später erfuhren für Abenteurer hielt; es ist dieses Mißtrauen sehr bezeichnend niederländisch-indisch. Auf der Rückfahrt machten wir auf vorherige Einladung des Regenten auf halbem Wege Halt, um in dem Haus eines andern Häuptlings einen Hochzeitschmaus mitzumachen; die Töne des Gamelan leiteten uns alsbald nach dem Festplatze: ein geräumiger Saal von leichtem Bambusbau enthielt eine gute Anzahl javanischer

und europäischer Gäste, und in der Mitte war eine Tafel mit etwa 30 Gedecken in europäischer Weise zugerichtet. Im Innern aber herrschte große Verwirrung: in einer Ecke saßen einige Edle mit Europäern zusammen und tranken, in einer andern kauerten Diener, Weiber, Ammen mit Kindern, in einer dritten tanzten die zwei 14jährige Zwillingssöhne des Regenten zur Musik des Gamelan, unbekümmert darum daß Niemand im Saale ihnen zusah; es waren Muster von javanischer Schönheit, ihr Anzug war der gewöhnliche, nur daß sie eine lange Schärpe um die Hüften geschlungen hatten, mit deren Enden sie fortwährend agirten. In ihrem Gürtel bemerkten wir zwei der prachtvollen Kriß die wir wenige Stunden zuvor bewundert hatten, und selbst Kinder von 8—10 Jahren sieht man oft mit der Nationalwaffe geziert. Als etwas neues fielen mir zwei Musiker beim Gamelan auf, welche vor den Uebrigen saßen, den Takt schlugen und die Handlung mit Geschrei begleiteten. Zuweilen standen sie auf und tanzten, wie eine Art Spaßmacher, in grotesken Bewegungen. Das Brautpaar, diesmal nicht gelb bemalt, aber mit dem üblichen Flitterstaat auf dem Kopfe, kauerte mittlerweile auf einer erhöhten Bühne; sie nahmen keinen Antheil an der Festlichkeit, und hatten auch ihr Essen allein als wir uns an der Haupttafel niedersetzten. Die Speisen waren in europäischer Weise, jedoch mit Oel bereitet, was uns sämmtlich krank machte; die javanischen Schönen setzten sich auch mit zu Tische, und nach einigen vergeblichen Versuchen mit Messer und Gabel griffen sie mit den Fingern zu, und so war Jedermann in seiner Behaglichkeit. Wein fehlte nicht, denn wenige Javanen tragen Bedenken dem verbotenen Genuß selbst öffentlich zu fröhnen; zuletzt brachte der Regent in geläufiger Rede die Gesundheit des Bräutigams aus, und wir standen auf. Während dieser Genüsse für die Vornehmen fehlte es nicht an Vergnügungen für das Volk welches das Haus schaarenweise umstand, und diese hatten mehr Interesse für uns als das andre. Das erste war ein Wayang oder Schattenspiel, ein Nationalvergnügen das wir hier zum erstenmal sahen: die Figuren sind etwa 2 Fuß hoch, die Arme beweglich, das Gesicht meist sehr grotesk; die Schatten wurden auf einem Rahmen von 6 zu 12 Fuß Länge aufgefangen und nahmen sich nicht übel aus; wir sahen Kämpfe, die Verehrung eines alten Mannes durch eine Anzahl Figuren die vor ihm knieten; ein Europäer mit dem Hut auf dem Kopf wurde zum großen Jubel der Menge producirt; andre Darstellungen waren sehr indecent. Gesang mit und ohne Gamelan begleitete die Handlung, und die Herrlichkeit dauerte ununterbrochen stundenlang. In diesen Gamelan mischte sich noch eine andre Festvorstellung: es waren Tänzerinnen gewöhnlicher Art, die ihre langsamen Bewegungen auf freiem Felde beim trübseligen Schein einer Lampe ausführten; das Ganze war ein schlechtes Abbild jener Tänze von Solo, aber die Ronggeng's, Tänzerinnen von Gewerbe, dürfen bei keinem Feste fehlen.

Mr. Olive war ein gewaltiger Nimrod, leider in einer jagdarmen Gegend,

und unsere Ankunft war ihm ein Anlaß einige Jagden zu veranstalten. Da es bei Tjipoejoe keine Schweine gibt, so zogen wir eines Tages zurück auf dem Wege nach Tagal nach Lossarie, wo es an diesen Verwüstern nicht mangelt. Gegen Abend begleitete uns ein gastfreier Pflanzer, Herr Bogaard, bei dem wir abgestiegen, nach einem Waldrande wo wir bald hunderte von Sauen herauskommen sahen, wenige jedoch in gehöriger Schußweite. Wir schossen zwei, deren eine sich wüthend wehrte und nicht ohne Mühe abgefangen wurde. Auf dem Rückweg verirrten wir uns, fielen in einen Graben, und Olive ließ einen Schuh stecken, während ich unsern Wirth, einen Riesen von 6' 2" mit beträchtlicher Anstrengung aus dem Morast ziehen mußte, in dem er bis zur Hälfte unsichtbar geworden war. Nicht abgeschreckt zogen wir den nächsten Morgen auf die Pfauenjagd, liefen 4 Stunden im nassen Gras herum und sahen nur einige Affen. Ein Pfau war uns aber doch beschieden: unser Gastfreund hatte auf seinem Hof einen sehr schönen aber bitterbösen Pfau; als ich ihn in aller Sorglosigkeit bewunderte, flog mir das Thier auf den Kopf, krallte mich tüchtig und hackte mich mit seinem Schnabel einen Zoll hoch über das Auge in die Stirn. Ich war froh so davongekommen zu sein, der Pfau aber, durch die ungestrafte Missethat kühn geworden, beging sofort noch zwei ähnliche Anfälle auf die Leute des Hauses, und in allgemeinem Unwillen verlangten wir sein Todesurtheil; D., stets erfreut ein Ziel für seine sichere Kugel zu finden, vollzog es und erhielt dafür das bunte Kleid des Hingerichteten. Wir aber, gleich den Wilden auf Sumatra, wo der Körper eines hingerichteten Mörders der Familie des Beschädigten zum Aufessen ausgeliefert wird, ließen uns den Braten wohl schmecken und fanden ihn zarter, aber auch noch trockener als Truthahn. Der javanische Pfau unterscheidet sich von dem indischen, den wir gezähmt besitzen, durch einen geschilderten Hals statt des blauen, durch schöne blaue und gelbe Fleischlappen am Kopf und einen 2½ Zoll hohen Federbusch, dichter als bei dem unsrigen. Bei der Tödtung dieses Pfau's fiel mir auf, wie lange in dem Körper, nachdem wir ihm auch den Kopf abgeschnitten, noch Leben blieb. Ganz ähnlich beobachtete ich einen Falken den wir einmal erlegt hatten, und den wir gleichfalls rascher zu tödten hofften indem wir ihm den Kopf abschnitten; mehrere Minuten lang streckte er Krallen und Beine, wie zur Vertheidigung, und öffnete und schloß Schnabel und Augen. Sollte in heißen Klimaten das thierische Leben langsamer erlöschen?

Eine seltsame Kaiman-Jagd wird angestellt, indem man einen Gladakhund (Gladak ist alles, was schlecht und einheimisch ist, Cigarren, Bambushütten, Pferde u. s. w.) auf ein Floß setzt und auf dem Wasser langsam forttreiben läßt; das Thier, welches man obendrein grausamer Weise fortwährend mit Steinen wirft, heult jämmerlich und lockt die Krokodile an. Der Javane liebt seine Hausthiere und behandelt sie gut, aber er füttert nur die welche arbeiten, also Hühner und Hunde nicht. Dennoch wimmeln alle Dessa's von Hunden, und des Abends sieht man sie wegelagernd ihrer Nahrung nachgehen.

Von Tigern war uns auch hier nichts beschieden, aber zwei Stunden nachdem wir auf die Weiterreise gezogen, holte ein Tiger dicht an der Pflanzung eine Frau weg und wurde von den Javanen erlegt. Vor einigen Jahren, als die Strecke zwischen Tagal und Cheribon weniger angebaut war, fanden sich dort viele Tiger, und eines Tags reiste eine Familie auf der Landstraße, als ein Tiger aus dem Gebüsch hervorsprang, und große Lust bezeigte einen der Läufer welche hinten auf dem Wagen standen wegzureißen. Die unglücklichen Läufer klatschten mit ihren Peitschen so laut als möglich, die Pferde schnaubten und griffen weit aus, die Weiber schrien aus Leibeskräften, und dieser Lärm, sowie die Furcht vor den Rädern schien ihn von einem Angriff abzuhalten; er folgte aber dem Wagen bis zum Stationsort, wo die Gesellschaft halb todt vor Schrecken ankam. Hätte die Natur nicht durch die überaus zahlreichen Saurudel dem Tiger eine bequeme und reichliche Nahrung gegeben, so wäre das Uebel wahrhaft unerträglich. Uebrigens erklärt man in Java den Tiger für feig, meint auch daß er nicht ungereizt den Begegnenden angreife wenn er nicht hungrig ist. Ein Javane der in seiner Dienstpflicht, etwa mit einem Briefe eines Vorgesetzten seines Weges geht, fürchtet den Tiger nicht, zeigt ihm auch wohl den Brief um ungestört passiren zu können. Auch vor einem alten Kriß hat der Tiger Respekt. Seltsam klingt die malayische Benennung Matjan, wie Mädchen, für das grausame Thier. Der alte männliche Tiger lehrt, wie die Katzen, seine Jungen jagen.

Zu unsern ländlichen Vergnügungen gehörte auch ein Kampfspiel zwischen einem Affen und einer Gans, das Liebhaber uns als das ergötzlichste Schauspiel beschrieben hatten. Der Affe wird der Gans mit einer Schnur an den Fuß gebunden und beide am Ufer des Wassers losgelassen; die Gans sucht sofort dieses zu gewinnen, während der Affe sich verzweiflungsvoll anklammert; bald muß er aber mit ins Wasser und rettet sich, sobald er auftaucht, mit kläglicher Geberde auf den Rücken der Gans; diese läßt ihn wohl anfangs gewähren, aber bald kann er seine Possen nicht lassen und fängt an die Gans zu zupfen und zu rupfen, worauf diese durch Untertauchen sich des unbequemen Reiters zu entledigen sucht. So geht es hin und her; leider wollte uns der Spaß nicht recht gelingen.

Zum Schluß dieser naturgeschichtlichen Notizen einiges vom Gecko: es ist eine Eidechse, etwa einen Fuß lang, grau mit rothen Tupfen und häßlichen plumpen Ansehens; er ist überall, in Häusern und Ställen, namentlich wo es dumpf und schwül ist, auch auf Bäumen, und wird durch sein lautes Geschrei lästig. Nach einem klappernden Vorschlag: teteretété, teteretété beginnt er seinen Namen zu rufen: gék-kôo, gék-kôo, sehr laut und artikulirt, oft neunmal hinter einander; wenn er dreimal schreit so muß nach dem javanischen Aberglauben Jemand sterben, und er verläßt das Haus bis der Todesfall eingetreten ist. Er gilt auch für giftig, und selbst Naturforscher wie Lacépède behaupten es; als wir einen fingen, sagte ich: „Probiren geht über Studiren"

und hielt ihm den Finger vor; er biß auch gleich zu und zwar stärker als ich erwartete, so daß das Blut herunterlief; aber die gerissene Wunde von den kleinen Zähnchen heilte ohne weiteres Zuthun, wie ich in der That von vornherein überzeugt war. Einige Mühe hatten wir, das Thier das sich nach Art unserer Eidechsen fest verbissen hatte, loszumachen. In Java habe ich auch die Königin der Termiten, wenn sie voll Eier ist über zollang und hoch aufgeschwollen, als einen Leckerbissen kennen gelernt; von den Hindus wird sie als Mittel zur Fruchtbarkeit verschlungen.

Das Haus füllte sich mehr und mehr mit Bekannten und Geschäftsfreunden, unter letzteren sogar ein alter Chinese, ein Mann von mehr freier Bildung und Haltung als irgend einer seiner Landsleute. Als er seiner Zeit von dem englischen Krieg hörte und erfuhr daß der Friede von Nanking geschlossen sei, meinte er das sei Schade, der Krieg hätte noch drei Jahre dauern müssen um den Chinesen Vernunft zu lehren. Er erkannte daß das Abschließungssystem absurd sei, und (wozu freilich weniger gehört) daß die Mandarinen Erzspitzbuben seien. Mit dem Alten saßen wir einmal zu sieben zu Tisch, alle von verschiedenen Nationen, Engländer, Deutscher, Franzose, Amerikaner, Holländer, Javane, Chinese; es war ein wahres Babel, zumal wenn das Gespräch auf Nationalvorurtheile kam, wo uns zwar nicht die gemeinsame Sprache, aber desto mehr das gemeinsame Verständniß abging.

Unser Gastfreund und seine Associés mochten steinreich sein, denn ihre zwei stattlichen Pflanzungen brachten ihnen jährlich 40,000 Centner Zucker, außer dem Arrack der aus Reis und Syrop, und dem Rum der aus dem geringeren Abfall bereitet wird. Wie die meisten Pflanzer waren sie nicht Eigenthümer, sondern hatten einen Contrakt mit der Regierung, die Land anweist, große Vorschüsse leistet und die Frohndienste einer gewissen Zahl von Eingebornen sichert. Diese Contrakte sind sehr verschieden und erstrecken sich zuweilen so weit, daß die Regierung die Zuckerrohre stellt und die nöthigen Hände garantirt. Die materiellen Bedingungen sind nicht drückend, und man sieht wie glänzende Vermögen rasch erworben werden, immer aber ist der Pflanzer ein abhängiger Mann, und die Zeiten der englischen Herrschaft werden zurückgesehnt, wo Jedermann Land für einen festen Preis kaufen und sich im sichern Besitz der Früchte seines Strebens und Wirkens fühlen konnte.

Wie gesagt, wir waren in Tjipoejoe um zu ruhen, und um unser durch manche Jagdpartie in der Sonne erhitztes Blut zu beruhigen ergriffen wir gern eine landesübliche Kur, indem wir alle Morgen nüchtern ein Glas Cocosmilch tranken; in der heißen Welt medicinirt man nicht weil man krank ist, sondern um nicht krank zu werden, in welch letzterem Fall es dann freilich meist zu spät ist, und ein Glück noch wenn es mit Cocosmilch gethan ist. Auch Palmwein kostete ich dort zum erstenmal: man schneidet den Stengel an der Blüthenknospe der Cocospalme durch und hängt die Nacht über ein Gefäß von Bambus davor; der Saft wird frisch, nicht gegohren getrunken

und verdient sonach die Bezeichnung Wein nicht; er ist säuerlich erfrischend und weniger fad als die Cocosmilch.

Am 20. August verließen wir Tjipoejoe sehr früh; die Geräumigkeit unseres vielerwähnten Wagens verschaffte uns die Annehmlichkeit einen Amerikaner von Batavia, Mr. Darling zum Reisegefährten zu haben. Nur einige allgemeine Züge berichte ich von dieser dreitägigen Reise bis Buitenzorg, eine Strecke von 160 Palen. Bald hinter Cheribon betritt man den kaffeereichen Bezirk der Preanger Regentschaften; die große Landstraße führt durch sehr gebirgige Strecken und ist die Schöpfung des Marschalls Daendels, welcher in den französisch-holländischen Zeiten Gouverneur der Insel war. Obgleich keine eigentliche Kunststraße wie die berühmten Schweizerstraßen, ist sie doch ein ungeheures Werk, und die Idee einer solchen Verbindung durch das bergige Innere eines tropischen und uncivilisirten Landes ist eine wahrhaft große. Wie zuvor reisten wir mit Postpferden; sechs Pferde und vier, selbst sechs Carbouwen oder Büffel waren oft kaum im Stande die enormen Steigungen zu überwinden. Die Gebirgsscenerie ist schön genug, wiewohl ich einmal Streit darüber bekommen habe, daß ich sie nicht für schöner erkennen wollte als so manche Berggegend Westindiens. Merkwürdig ist die Tracht der Frauen in diesem Landstrich, welche in aller Unbefangenheit bis an den Gürtel nackt gehen. Wir fanden gute Wirthshäuser, mit den Pferden aber gab es, schon gewohnter Maaßen, Unannehmlichkeiten jeder Art. An dem einen Ort waren wir genöthigt um 2 Uhr Morgens aufzustehen, um überhaupt nur Pferde zu erhalten; an einer andern Station hatte man die Pferde bereits angeschirrt, als plötzlich bei unserer Ankunft Pferde und Leute wie besessen wegrannten; wir fragten nach, und es ergab sich daß man unsern Wagen für den des Residenten gehalten hatte, und man führte die Pferde wieder weg um schlechtere Geschirre aufzulegen. Den dritten Tag hatten wir den schlimmsten Weg, entlang dem Vulkan Gedé, an dessen Fuße Buitenzorg liegt; wir brachen eine Achse und mußten sie kümmerlich flicken, wozu indeß dort, wo die langen Ranken des spanischen Rohrs (Rotang) im Walde wachsen, der Stoff nicht fehlte.

Marschall Daendels, den ich hier beiläufig erwähnt habe, war ein Mann von großen Ideen und eisernem Charakter; das Land verdankt ihm das Straßennetz auf Java, dergleichen wohl keine Colonie besitzt, und einige der Bergübergänge sind wirklich so kühn, daß die Ingenieurs an der Ausführung verzweifelten; aber sein Befehl, mit der Ankündigung daß er in einer bestimmten Zeit in seinem Wagen des Weges kommen werde, wirkte Wunder; in Surabaya hatte er einen unglücklichen Baumeister der ein anbefohlenes Werk in der bestimmten Zeit nicht vollendet hatte, aufhängen lassen. Ein anderes Stückchen aus dem Fach der hohen Komödie, wie sie in jener napoleonischen Zeit an der Tagesordnung war, ist dieses: ein Officier hatte sich in einer Gesellschaft geweigert Daendels' Gesundheit zu trinken; dieser erfährt es und lädt ihn zu seiner Tafel. Ein Adjutant bringt im Lauf des Essens

des Marschalls Gesundheit aus, der Officier aber trinkt nicht. Da springt Daendels auf, zieht eine Pistole aus der Tasche und ruft ihm zu: „Mit dieser Pistole hätte ich Euch erschossen, wäret Ihr feig genug gewesen jetzt meine Gesundheit zu trinken." Und am nächsten Tage avancirte der Officier zum Major.

In Buitenzorg stiegen wir in dem schön gelegenen Gasthof ab, von dem man eine prächtige Gebirgsansicht und einen reizenden Blick auf die tiefere Gegend hat; das Haus ist wahrhaft ein Hôtel des pas perdus, von Bittstellern wimmelnd, deren es in Java wo die wenigsten Menschen unabhängig sind, nur zu viele gibt. Unser Besuch beim Generalgouverneur Rochussen war nicht der Art, ein persönliches Urtheil über diesen hochgestellten und hochbetrauten Staatsmann zu begründen, auch später bei einem seiner Diners in Batavia sah ich wenig von ihm als das Aeußere der Würde mit der sein Posten umgeben ist, und die im hergebrachten Ceremoniell völlig die Formen eines Hofes hat. Auf einem andern Felde bereits glänzend bewährt, hatte Rochussen sowohl Erwartungen als gute Wünsche in reichlichem Maaße rege gemacht, und die welche Anliegen oder Beschwerden an ihn zu bringen hatten, näherten sich ihm mit Vertrauen auf seine Rechtlichkeit und Vorurtheilsfreiheit.

Das Lustschloß Buitenzorg (Sanssouci), der gewöhnliche Aufenthalt der Generalgouverneurs ist sehr stattlich, ein neues einstöckiges Gebäude, erst seit wenigen Jahren an der Stelle des alten errichtet, welches im Jahr 1834 bei einem Ausbruch des nahen Vulkans Gedé durch einen Erdstoß zerstört wurde. Es ist kühl gelegen und besitzt wie manche Orte nahe dem Aequator die Gunst fast täglichen Regens. In dem weitläufigen Park hat man die hübsche Idee gehabt alle Gewürze Indiens in ihren üblichen Kulturarten zu vereinigen: ein Beet enthält nur Zimmetbäume mit ihren rothen Blattspitzen, ein anderes den niedrigen Mußkatnußbaum mit runder Krone, die Früchte von einer fleischigen Hülse umgeben und etwa vom Aussehen der Pfirsche; dann die Gewürznelken, ein Baum von schlankerem Wuchs und weidenartigen, wohlriechenden Blättern; die Vanille, aus Amerika verpflanzt, eine Schlingpflanze die platt an den Aesten der Bäume mit ihren dicken fleischigen Stielen und Blättern im Zickzack hinaufläuft; die Theestaude, ein niedriges dichtes und rundliches Gestrüpp, und endlich der Cochenille-Cactus mit seinen weißen mehligen Thierchen, die den schönen Färbestoff geben selbst wenn man sie in der Hand zerquetscht. Auch diese kamen von Amerika: ein einziges, glücklicher Weise schon befruchtetes Weibchen überlebte den Transport und wurde die Stammutter einer zahlreichen Nachkommenschaft, die sich jetzt schon über mehrere Plantagen verbreitet hat. Neben diesen Musterpflanzungen steht eine Sammlung von Schmarotzerpflanzen, in geringer Höhe an Baumstämmen angesiedelt, so daß man die schönen phantastischen Orchideen-Blumen in aller Behaglichkeit bewundern kann, während sie sonst kaum durch Klettern oder Fällen der Bäume zugänglich werden. Wie arm ist das tropische Amerika an solch sinnreicher und sinniger Ausbeutung der reichen Natur!

In der kleinen Menagerie sah man Tapirs, Tiger, einen Babirussa mit seinen langen gekrümmten Hauern, einen zutraulichen jungen Elephanten, ferner ein Affenhaus. Man machte mich auf einen grauen Pavian von Sumatra aufmerksam, der zum Pflücken der Cocosnüsse abgerichtet und dann theuer bezahlt wird.

Bei Buitenzorg ist eine Haupt-Fundgrube für die berühmten eßbaren Vogelnester, Höhlen an steilen Felsabhängen, in die man nur mittelst eines Korbes an einem Strick hinabgelassen gelangen kann. Leider fanden wir Niemand der uns die Höhlen zeigte. Ein reicher Chinese zahlt jährlich 110,000 Gulden Pacht für die Gewinnung dieses kostbaren Leckerbissens; wenn die Sammelzeit herankommt wird den zur Ernte verwendeten Javanen ein Fest gegeben; in einem besondern Zimmer wird ein Bett, Räucherwerk, Spiegel und Früchte für — den Teufel hergerichtet; eine Zauberin beschwört ihn, und er gibt das Versprechen daß kein Unglück vorfallen solle, „außer durch Unvorsichtigkeit." Eben so danken sie dem Teufel nach vollendetem Werk. So ist der respektvolle Javane selbst höflich gegen den Teufel, den er auch Tuan (Herr) Satan nennt, eben so wie er Tuan Allah sagt. Wenn es wahr ist daß die Regierung selbst dieses Teufelsfest anordnet, so wäre es ein Gegenstück zu dem bekannten anglo-indischen scandalum, daß die britischen Kanonen einem der Hindu-Götzen an dessen Fest hergebrachter Maaßen Salutschüsse feuern.

Wir erreichten das an 8 deutsche Meilen entfernte Batavia in der kurzen Zeit von $3\frac{1}{4}$ Stunden; es geht bergab und immer Carrière. Ich freute mich Batavia wieder zu sehen, es ist doch einer der schönsten Orte in den Tropen; zudem fanden wir es wider Erwarten kühl, nur 23° und frischen Wind. Anfangs October mit dem Nordost-Monsoon beginnen die Regen, die mit furchtbarer Gewalt bis in das neue Jahr hinüber dauern; jetzt war alles außerordentlich dürr, der Rasen verbrannt und die Kanäle fast wasserlos. Nun wurde es mit der Ruhe, die wir nach unsern mancherlei Fahrten verdient zu haben glaubten, wirklich Ernst, und die fünf Wochen die bis zum Tag unserer vorgesetzten Abreise vor uns lagen, brachten wir in recht tropischer Trägheit zu, soweit nicht gesellschaftliche Genüsse und Pflichten uns in Anspruch nahmen. Ohnehin versteht der Holländer den Ansprüchen des Klima's auf eine viel verständigere Weise Rechnung zu tragen als andere Nationen; sowie das Frühstück vorbei und die heiße Zeit des Tages da ist, zieht man sich aus und legt die leichte Nachtkleidung, aus einem offnen Hemd und einem weiten baumwollenen Beinkleid bestehend an, um zu „schlafen"; so lautet wenigstens der Bescheid, wenn der Neuling zu diesen Stunden Visiten machen will. In der Regel jedoch schläft man nicht, sondern beschäftigt sich nach Belieben, empfängt auch nähere Bekannte und bringt den Tag so hin bis es Zeit zur abendlichen Spazierfahrt und zum Essen ist. Dann freilich ist keine Hülfe gegen den schwarzen Frack, während in ganz Britisch-Indien, Government House ausgenommen, die weiße Jacke für völligen Anzug selbst zum Diner und bei Damen gilt;

will man recht ceremoniös sein, so erscheint man im Frack und ist gewärtig daß der Hausherr entweder eine seiner eigenen Jacken anbietet, oder gestattet die vorsorglich mitgebrachte Jacke im Vorzimmer anzulegen. Natürlich muß blendende Reinheit dieses weißen Anzugs denselben präsentabel machen, und man legt sich ungeheure Vorräthe von Wäsche an, schon deßhalb weil die Wäscher aller heißen Länder, im Orient wie im Occident, die abscheuliche Sitte haben die Stücke mit Steinen zu zerbläuen. Im Vorbeigehen sei gesagt, daß man in den Tropen ausschließlich baumwollene Hemden trägt, da bei dem fortwährenden Schweiß die Leinwand, welche die Feuchtigkeit nicht aufsaugt, zu Erkältungen führt.

In den Colonien des Orients gewöhnt man sich auch bald, der herrschenden Sitte nach ganz von seinem Bedienten abhängig zu werden; auch dies ist nicht amerikanisch, hat man aber einmal davon gekostet, so gibt man sich der Trägheit auch ganz hin. Zudem ist der Bewohner dieser übervölkerten Länder, den man nach seinen Ansprüchen glänzend zu lohnen vermag, ein Muster von Dienstfertigkeit; mein treuer Hossein, ein Malaye von Singapore, war das Muster dieser Muster und war mir auf der Reise durch Java schon als Dolmetscher unschätzbar, stets willig und anspruchslos; kam ich Abends spät nach Haus, so lag er innen an der Thüre auf der Matte schlafend, des ersten Rufs gewärtig, und ebenso brachte er dann die Nacht außen in der Verandah auf meiner Schwelle zu. Delessert und ich gönnten uns außerdem noch den Luxus, nach Landessitte einen Jungen für 4 Gulden monatlich auf gemeinschaftliche Kosten zu halten, der mit der Cocoslunte vor unserer Thür kauernd, den ganzen Tag des Rufes harrte Feuer zur Cigarre zu bringen. Feuerzeug wäre nicht viel billiger gewesen. Leider machte sich der Taugenichts über und über bezahlt, indem er Delessert einen kostbaren Kriß mit goldner Scheide und Diamanten am Griff entwendete.

Bei diesem Anlaß ein Wort über europäische Bediente auf Reisen in den Tropen. Alle Erfahrenen kommen überein, daß sie nur doppelte Last für den Reisenden mit sich bringen und diesen zum Bedienten seines Bedienten machen: die Aristokratie der weißen Farbe in den Colonien, die Verschiedenheit von Kost und Sitte unter der dienenden Klasse jener Länder, die Unbekanntschaft mit der Sprache, die erschlaffende Hitze, alle diese Dinge machen die Richtigkeit jener Behauptung einleuchtend, von welcher Freund Delessert so durchdrungen war, daß er von Neuseeland zwei europäische Bediente nach Haus spedirte. Diese Bedienten fremder Völker haben dabei den Vorzug, daß sie ihren Herrn um die Genüsse welche er sich gönnen kann, nicht beneiden, und nachdem man sich hieran gewöhnt, läßt man sich nur ungern wieder von Europäern bedienen, sowie überhaupt der Reisende in Colonien wo die weiße Farbe adelt, sich schwer an den Anblick weißer Armen und Proletarier wieder gewöhnt.

Die Gesellschaft Batavia's, im allgemeinen gesprochen, ist nicht angenehm;

das politische System der Colonie erstreckt auch auf die geselligen Beziehungen seinen Einfluß, und der zu einer wichtigen Stellung parvenirte Büreaukrat dem nicht andere und bessere Ansprüche zur Seite stehen, vermag nun einmal seine Ehre nicht in der Verbindlichkeit der Formen zu finden die dem wirklich vornehmen Mann leicht wird; zugleich ist aber die Zahl der Abhängigen zu groß, als daß nicht das entgegengesetzte Auftreten doch immer seine Anerkennung durchsetzen würde. Dabei leidet die Gesellschaft wie die aller Colonien an Mangel geistiger Elemente, und an Mangel an Behaglichkeit ohnehin. Kaffee, Zucker und Protektion der Gewaltigen sind zu wichtige Interessen einer Gesellschaft, die doch fast ganz aus Leuten besteht die hier schnell reich zu werden trachten; selbst bei den Civil- und Militärofficianten herrscht diese Tendenz vor, da die indischen Besoldungen hoch sind, und nach zwanzigjährigem Dienst eine starke Pension ertheilt wird, welche einen Beamten in den Stand setzt nach dem Verlust seiner besten Jahre in einem unerfreulichen Lande ein glänzendes Leben in der Heimath zu führen, wozu ihm freilich oft weder Lebenslust noch Gesundheit übrig bleibt.

Am unabhängigsten hat sich die Gesellschaft der Engländer gestellt, denen freilich das holländische Colonialsystem im höchsten Grade antipathisch ist. Sie werden aber ebenfalls nicht gern gesehen und überdies mit politischem Mißtrauen betrachtet.

Unter den Frauen bin ich den anmuthigsten Erscheinungen begegnet, und es findet sich natürlich auf Java wie überall ein Kern guter Gesellschaft, auf welchen auch die unvermeidlichen Nachtheile der Verhältnisse nur indirekt zurückwirken. Das Empfindlichste ist die Nothwendigkeit den Kindern eine Erziehung in Europa zu geben, und wenngleich das Klima nicht so gebieterisch wie in Britisch-Indien deren Entfernung im zartesten Alter fordert, so entschließen sich doch die meisten Eltern zu dem schweren Opfer, welches den Kindern so wesentliche Vortheile für ihre Zukunft sichert. Eine solche europäische Erziehung dürfte auch wohl das einzige Mittel sein den gebornen Creolen vor der Erschlaffung zu bewahren, die sonst unvermeidlich sein Erbtheil ist. In bedenklicher Weise ragt aber in die Familienverhältnisse die Gefahr der Verbindung mit den Eingebornen, wie in allen Colonien, herein. Zwar sind Ehen mit Farbigen und Javanen selten bei Gebildeten; die Farbigen der malayischen Race scheinen im Vergleich zu den Fähigkeiten der Stammrace tiefer zu stehen als indische und Neger-Farbige. Das Vorurtheil welches gegen sie besteht gründet sich auch nicht auf einen Widerwillen aus Instinkt, wie in Amerika gegenüber den Schwarzen, sondern auf die einfache Wahrnehmung ihrer geringen Begabung. Die meisten Heirathen der Art werden durch Europäer geschlossen die in niederer Stellung nach Java kommen, wie Aufseher, Handwerker, Soldaten, und die später als Pflanzer, Verwalter oder Civilbeamte in die Gesellschaft etwa gelangen; diese Leute, ohne Bildung und von einfachen, achtbaren Sitten, heirathen weil sie einer Hausfrau bedürfen, und

da sie selbst wenige geistige Ansprüche machen, so ist das Uebel gering. Manchmal kommt es freilich vor daß auch gebildete Europäer eine solche Heirath eingehen, sei es aus Gewissenhaftigkeit oder aus Verblendung, und solche besiegeln damit das Unglück ihres Lebens. Sehr viele Europäer aber heirathen gar nicht; ohne hinlängliches Vermögen und ohne eine gute Gelegenheit zu einer reichen Heirath leben sie, wie so manche Europäer auch in Westindien. mit einer Eingebornen in wilder Ehe, und man kann wohl sagen daß dies in Java die Regel bei den jungen Ansiedlern ist. Man kann an diese Sitte nicht den Maaßstab beschränkter und regelrechter Verhältnisse in Europa anlegen, aber zu rechtfertigen ist sie natürlich nicht und sie rächt sich durch sich selbst, wie es der Welt Lauf und Ordnung ist. Nie wird ein solches Wesen dem Europäer eine Lebensgefährtin sein und seinen Ansprüchen auf geistigen Umgang, Achtung, Freundschaft genügen; Sinnlichkeit ist das einzige Motiv welches das Band knüpft, und das einzige welches dasselbe erhält; es überlebt nicht die Jugend und Schönheit der gewählten Genossin, und nun beginnen die Schattenseiten des Verhältnisses hervorzutreten. Oft sind Kinder vorhanden; um ihretwillen mag der Vater die ehemalige Geliebte nicht verstoßen, und selbst die Fälle sind nicht selten, wo ein Mann seinen Kindern das Opfer brachte die Mutter zu heirathen, und eine lebenslange Buße der Unbedachtsamkeit seiner Jugend auf sich zu nehmen. Aber andrerseits sind auch die Fälle nicht unerhört, wo die vernachlässigte Geliebte in eifersüchtiger Sorge jeden Schritt des Ungetreuen bewacht, der sich von ihr loszumachen, vielleicht nach Europa ihr zu entfliehen hofft, und wo sie eine gräßliche Rache durch Gift beschließt. Dasselbe Unglück ist es mit den Kindern: die natürlichen Pflichten und Gefühle des Vaters streiten mit den Schwierigkeiten die sich dem Gedeihen der Kinder entgegensetzen; der Flecken ihrer Geburt, die mangelhaften Fähigkeiten solcher Mischlinge, ihre mißachtete Stellung in der europäischen Gesellschaft, alles das macht sie zu einer Sorge und Qual des Vaters, statt daß sie seine Ehre und Freude sein sollten. Und diese Mißverhältnisse, mehr zu beklagen als zu verdammen, sind eines der allgemeinsten und größten Uebel auf Java. Die Mischlinge von malayischem Blut sind harmlos, schlaff und schwach an Gaben; bis zum 15. Jahre scheinen sie sich gedeihlich zu entwickeln, aber dann bleiben sie stehen. Sie bringen's meist nur zu Schreiberstellen oder ähnlichen Stellungen die nur mechanisches Geschick voraussetzen. Bemerkenswerth ist es daß ihre Nachkommenschaft schnell erlöscht, dergestalt daß nach Einigen sie schon in der dritten Generation nur Töchter haben, welche kinderlos bleiben.

Die Deutschen in Java, sehr zahlreich, haben mir, allerdings mit manchen Ausnahmen, schlecht gefallen. Sie amalgamiren sich mit den Holländern, und wenn jeder reine Volksstamm die fremde Achtung fordert, auch wenn uns manches an ihm nicht behagt, so müssen dagegen diejenigen Widerwillen erwecken, welche aus Interesse oder aus Stumpfheit ihrer Nationalität entsagen,

wohl gar dieselbe verläugnen, um sich meistens nur die Fehler eines andern Volkes anzueignen.

Wie wohlthuend war mir da in den letzten Wochen des Aufenthalts in Batavia die Begegnung eines deutschen Edelmannes, der durch landsmännische Herzlichkeit mich bald die Leere jener Kreise vergessen ließ: es war der niederländische General Freiherr von Gagern, derselbe der im Jahr 1848 das Opfer unseliger Ereignisse wurde mit denen seine Geschicke verflochten worden waren. Es war mir vergönnt mit diesem trefflichen Mann mit wenigen Unterbrechungen von nun an bis zur Rückkehr auf vaterländischen Boden zusammen zu sein, und ich bewahre in dankbarem Herzen die zahlreichen Beweise seiner Herzensgüte und Theilnahme, wie die Erinnerung an den Genuß seines geistvollen und gediegenen Umgangs.

Bevor wir nun von Java scheiden, werfen wir noch einen Blick über das Ganze dieser schönen und merkwürdigen Colonie, welche nebst den übrigen zahlreichen und ausgedehnten niederländischen Besitzungen im malayischen Archipelagus die Holländer in die vorderste Reihe colonisirender Nationen stellt. Wenn man gemeinhin unter Indien das große britische Reich des Orients versteht, so spricht der Holländer wohlgefällig von seinem Nederlandsch Indie, und schon Angesichts des reichen, im höchsten Grade fruchtbar und einträglich gemachten Java ist er wenig geneigt den Engländern den Vorrang zuzugestehen. Diese Insel ist denn auch wirklich eine prachtvolle Domäne, reich genug um die Schuldenlast des Mutterlandes zu tragen und ihren Besitzern einen Glanz zu verleihen, auf den sie seit ihrem Verschwinden aus der Reihe der großen und mächtigen Staaten sonst wenig Anspruch machen könnten. Eine Domäne von 9 Millionen Einwohnern die alle dem holländischen Interesse dienstbar sind, mit Kaisern, Sultanen und Häuptlingen als Vasallen, verwaltet durch eine Schaar von Beamten die mit fürstlichen Ehren umgeben sind, und beherrscht von einem Generalgouverneur, der nur seinem Herrn verantwortlich, mehr Macht und Einfluß besitzt als selbst der Souverain von dem er seinen Glanz borgt. Solche sind die allgemeinen Charakterzüge der Herrschaft über Java, aber gerade hierin, in der Dienstbarmachung einer solchen Menschenmasse für das holländische Geldinteresse, in der Uebermacht der Colonialbeamten, in der Behandlung einer ungeheuren Strecke des reichsten, glücklichsten Landes als Domäne, einer ganzen Nation als Frohndienstpflichtige liegen die schwarzen Schattenseiten der Verwaltung von Java, welche es bei aller seiner Schönheit und reichen Kultur zu einem peinlichen Aufenthalt für den machen, der ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht mit sich bringt. Eine unbeschränkte Despotie umfaßt Land und Leute, nicht eine patriarchalische Despotie, die alle Gewalt in sich vereinigt, weil sie sich mit der Kraft und dem guten Willen für das Wohl des Landes zu wirken begabt fühlt, sondern eine Despotie des Interesses, der Geldsucht, die kein anderes Ziel kennt als jenes, eine möglichst große Summe jährlich aus dem Lande zu ziehen und

in den Staatsschatz Hollands abzuliefern. Es erscheint unglaublich, daß ein solches System sich über die Eingebornen der Insel wie über die europäischen Ansiedler mit gleicher Kälte und Härte erstrecke, müßte man nicht dem offenen, rückhaltlosen Geständniß glauben, das selbst hohe Angestellte der Colonie jedem der es hören will machen, wenn man in den Fall kommt sich über die allgemeine Unzufriedenheit, über den vernachlässigten Zustand der Eingebornen, die gedrückte Lage der Pflanzer auszusprechen: es ist dieselbe naive Antwort, die jeder der Java bereist, oft genug gehört hat um über ihre Aufrichtigkeit nicht im Zweifel zu sein: „Was wollen Sie? Java ist uns nichts als eine Domäne, die wir unterhalten um die Kosten unseres Staatshaushaltes zu bestreiten. Mehr wollen wir nicht!“ Wie dies System des starren Egoismus sich in der Ausführung gestaltet, wenn man sich nicht einmal die Mühe nimmt es in der Theorie zu bemänteln, ist leicht zu denken.

Die Welt von Java läßt sich in drei Klassen zertheilen: die Eingebornen, das Beamtenheer und die europäischen Ansiedler, theils Kaufleute, theils Pflanzer. Der Javane ist geduldig, arbeitsam, unterwürfig, anhänglich, seine Empfindlichkeit und Leidenschaft, wenn auch beim Ausbruch heftig, sind tief verborgen, die friedliche Beschäftigung des Ackerbaus hat die Energie des Volkes abgestumpft und zugleich die unumschränkte Herrschaft seiner Häuptlinge befestigt. Die Javanen haben eine ruhmvolle Geschichte, eine edle Literatur, ritterliche Neigungen und Anschauungen die noch in den Vornehmen fortleben, aber die Masse des Volks ist eingeschläfert, und selbst mit dem kurz vergangenen Vorbild eines verzweifelten Kriegs gegen die Holländer ist auch die Klasse der Vornehmen sehr entnervt. Ein System völliger Leibeigenschaft gibt den Häuptlingen die unumschränkteste Gewalt über den gemeinen Mann, der ihnen mit wahrhaft sklavischer Unterwürfigkeit gehorcht; sie arbeiten, sie säen, sie ernten für ihn, und die Sucht dieser Häuptlinge sich mit kostbaren Waffen und Diamanten zu schmücken, europäische Luxusartikel zu besitzen und überhaupt jede Laune zu befriedigen, macht sie zu viel bedürfenden und viel verlangenden Herren. Mit derselben nur durch den niederländischen Einfluß beengten Unumschränktheit herrschen die großen Häuptlinge, wie der Kaiser von Solo und der Sultan von Djocjocarta, über ihre Edlen. Die holländische Regierung umgibt diese Schattenkaiser und Fürsten mit Ehrenrechten und Aufmerksamkeiten, die wesentlich nichts bezwecken als sie desto sicherer zu überwachen, und bedenkt die kleineren Häuptlinge mit Militäruniformen, ja mit aktivem Dienst, wenn sie sich tüchtig erweisen, und hat namentlich in Solo wie in Djocja neben den Fürsten gewaltige Nebenbuhler aus ihren eignen Familien hervorgerufen, eine Stellung die der Politik der Europäer mehr Ehre macht, als den Javanen welche so zum Werkzeug gegen ihr eigenes Land werden. Wirkliche Gewalt und Einfluß sind, nicht nur in Batavia und den größeren Orten, sondern auf dem Lande und in der Wildniß in den Händen der europäischen Beamten, welche in ihrem Distrikte, sei er nun groß

oder klein, bedeutend oder gering, eine unbegrenzte, oft wenig beaufsichtigte Macht üben.

Die Stellung des Generalgouverneurs ist eine der glänzendsten die eine europäische Macht zu vergeben hat: seine Befugnisse sind die ausgedehntesten, seine Stellung an der Spitze der Civilverwaltung, der Armee und der Flotte umgibt ihn mit einem Hofe von Untergebenen und Organen, die sich desto eifriger um seine Gunst bewerben, eine je mächtigere Stellung sie selbst nach unten einnehmen mögen. Aber leider liegt schon in der kurzen Periode von fünf Jahren, welche gewöhnlich die Amtszeit eines Generalgouverneurs ausmacht, ein Hemmniß für den besten Willen und die größte Tüchtigkeit: fünf Jahre sind eine kurze Zeit für eine so ausgedehnte Verwaltung voll principieller und anderer Schwierigkeiten, und die Stellung des Gouverneurs ist zu isolirt, zu hoch, als daß er mit Leichtigkeit in die alltäglichen tiefen Mängel der javanischen Zustände blicken könnte. Es ist zu natürlich daß ein auf kurze Zeit herausgesandter Chef einer durchaus willkürlichen Verwaltung einen Widerstand in einer Bureaukratie finden muß, die durch Interesse, Freundschaft, Verwandtschaft verbunden sich allen heilsamen Neuerungen wo nicht aktiv, doch gewiß mit der vis inertiae entgegensetzt; selbst die Reisen welche er zur Besichtigung der verschiedenen Bezirke unternimmt, können ihm die Einsicht in viele Zustände nicht verschaffen, welche dem schutz- und einflußlosen Reisenden zu seinem Nachtheil aufgedrängt wird; eben die Ehrenbezeigungen mit denen er von Europäern wie Eingebornen umringt wird, zeigen ihm alles in seinem Festgewand und müssen bis zu einem gewissen Grad selbst die wachsamsten Augen blenden.

Unter dem Generalgouverneur steht die berathende Behörde des Raths von Indien, aus vier oder fünf Mitgliedern bestehend, deren Einfluß als größer betrachtet werden kann als der des Chefs; die Gunst eines bleibenden Mitglieds der obersten Verwaltung ist mehr werth als die des auf fünf Jahre gesandten Gouverneurs, und die tiefen Bücklinge welche den Weg eines dieser hochmächtigen Herren durch einen gefüllten Salon bezeichnen, sind mir oft aufgefallen und sind mir sehr bezeichnend erschienen. Die eigentliche Verwaltung des Landes nun liegt in den Händen des Residenten, welche jeder über eine Provinz gesetzt sind; es sind deren etwa 20, und oft stehen unter ihnen noch detachirte Bezirke unter einem Assistent-Residenten. Diese Beamten sind sämmtlich einander coordinirt und nur dem obersten Rath in Batavia untergeben: dieser Posten, welcher in Batavia selbst wenig mehr umfaßt als die regelmäßige Verwaltung und Polizei, gewinnt in den ferneren Distrikten eine unverhältnißmäßig größere Wichtigkeit; unter ihm steht die ganze Administration der Plantagen welche in der Hand der Regierung sind, die Regelung der Gouvernementscontrakte mit Pflanzern (wovon weiter unten) und namentlich die Regelung der Frohndienste, zu denen die Eingebornen ihren Häuptlingen, der Regierung und denen verpflichtet sind, welchen die Regierung ihr Recht übertragen will.

Dieses System bildet den Schlüssel zu der vortheilhaften Bewirthschaftung von Java, welche so klingende Resultate liefert: durch die Vermittelung des sogenannten Regenten (eines eingebornen Häuptlings der dem Residenten untergeordnet ist, und dessen Würde außer in Fällen positiver Untüchtigkeit erblich ist) und der ihm untergebenen Häuptlinge bis hinab zu den Chefs der Dessa's oder Dörfer, und unter der Controle der subalternen Beamten, der Controleurs, ist die Masse des Volks nichts anderes als Leibeigene, welche gegen eine geringe, zu ihrer Nothdurft hinreichende Remuneration das Land der Häuptlinge oder der Regierung bebauen müssen. So bebauen alle Dörfer die Reisfelder für $1/5$ oder $1/6$ des Ertrags; so sind namentlich in den sogenannten Preanger Regentschaften die Eingebornen gezwungen gegen eine bestimmte Vergütung Kaffee zu pflanzen und zu ernten, und der Controleur bestimmt jährlich die zu liefernde Menge; die den Zuckerpflanzungen zugegebenen Dessa's bauen Zuckerrohr und stellen den Fabrikanten eine bestimmte Anzahl Arbeiter täglich; ein andrer Handel mit den Kräften und dem Schweiß des Volks besteht in den Coolie- (d. i. Lastträger) Transporten, welche durch Contrakt mit den Häuptlingen schwere Waarenlasten von einem Ende der Insel zum andern für $2^1/_2$ Deut (100 auf den Gulden) die englische Meile tragen müssen. Alle diese Zwangsleistungen beruhen auf Contrakten mit den Häuptlingen oder festgesetzten Bestimmungen, und die Regenten erhalten für die Ausführung derselben gewisse Procente. Es leuchtet ein daß in diesem System das eine große Prinzip: möglichst viel Geld aus den Kräften und dem Reichthum der Colonie zu ziehen, in aller Schärfe vorherrscht; anstatt die drückende Herrschaft der eingebornen Häuptlinge zu Gunsten der Masse des Volks einzuschränken oder zu regeln, findet es die Regierung vortheilhafter sich mit den Bedrückern zu benehmen und in ihre Rechte einzutreten. Einer der schlagendsten Fälle aber, welcher die Indignation aller Wohlgesinnten auf sich zog, existirte in der Residentie Cheribon, wo einer gewissen Gesellschaft von der Regierung das Recht ertheilt wurde von den Eingebornen Reis aufzukaufen; ich habe diese Magazine gesehen, zu welchen der Javane große Massen seines direktesten Lebensbedürfnisses zu der Hälfte des Preises hineintrug, welchen er sofort hat wenn er zum entgegengesetzten Thor wieder herauskommt (resp. fl. $1^1/_2$. und fl. 3. der Picul). Es muß bemerkt werden daß diese Maaßregel nicht gewaltsam war, sie beruhte auf einem sinnreichen Verfahren das man mir mit aller Naivetät erklärte, ohne die unpassende Indignation zu begreifen mit der ich diese Belehrung aufnahm. Die Sache ist ganz einfach: die Javanen sind nicht im Stande ihre Bedürfnisse und ihren Haushalt zu übersehen, es fehlt ihnen immer am Geld, und sie sind gewohnt ihren Reis auf dem Halm für einen geringen Preis zu verkaufen; in der Regel fallen sie den wucherischen Chinesen und Arabern in die Hände, und indem die genannte Compagnie denselben Plan verfolgte, brachte sie den Vortheil in die Hände der Regierung und guter Christen, statt in die von Heiden und Mahommedanern.

Zur Ehre des Generalgouverneurs Rochussen sei es gesagt, daß er diesem Handel, als er zu seiner Kenntniß gelangt war, ein Ende machte.

Der Resident ist der erste Mann seines Distrikts, und namentlich gegenüber den javanischen Häuptlingen ist sein leisester Wink Befehl; mit dem Residenten auf gutem Fuße zu stehen ist von größter Wichtigkeit für jeden Pflanzer und sonstigen Einwohner, nicht nur wegen der großen discretionären Gewalt die in seiner Hand ruht, sondern auch besonders wegen des Werths den ein freundlicher Blick von ihm in den Augen der Eingeborenen hat; vom guten Willen der Eingeborenen hängt aber jeder Pflanzer in hohem Grade ab, und wenn die kleinen Häuptlinge glauben einen Rückhalt in ihrer Auflehnung gegen ihn finden zu können, hat es der Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, ja der empfindlichen Nachtheile kein Ende. Gewöhnt an sklavisches Gehorchen sind sie die Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit selbst, so lange man sich unter der Protektion eines Gewaltigen befindet, aber auch nur so lange, und der Reisende der das Land ohne Mütze mit goldenem Band und ohne vergoldeten Sonnenschirm durchzieht, und sich oft in der hülflosesten Lage findet wenn der Protektor nicht in der Nähe ist, lernt leicht die Wahrheit jener Klage ermessen.

Nur die wenigsten Pflanzungen sind Privateigenthum; es ist das System der Regierung kein unbebautes Land zu verkaufen, sondern alles zu monopolisiren und in ihrem Bereich zu erhalten; ein System dessen vollständiges Gegentheil in den englischen Colonien besteht, wie denn auch die Engländer während ihrer Occupation von Java (1811—16) so viel Land verkauften als gewünscht wurde. Der Pflanzer auf Java hat in den meisten Fällen einen Contrakt: die Regierung gibt ihm ein Grundstück, schießt ihm Geld vor zur Errichtung von Gebäuden und Maschinerien, sichert ihm (wenn Zuckerplantage) eine bestimmte Lieferung von Zuckerrohr und eine bestimmte Menge von Arbeitern, und macht sich bezahlt in den Produkten selbst, die sie zu geringem Preis (Zucker z. B. zu $^2/_3$ des jetzigen Preises) annimmt; der Erfolg ist daß sich somit eine ungeheure Menge Produkte in den Händen der Regierung ansammelt, und dies arbeitet wiederum der Handelsgesellschaft in die Hände, welche den Handel mit diesen aufgehäuften Waaren, vom Zucker und Kaffee allein $^9/_{10}$ des ganzen Erzeugnisses, monopolisirt. Mit allen diesen direkten und indirekten Beziehungen ist der Pflanzer ganz in den Händen der Regierung, und ebenso jeder Europäer der sich in Java niederläßt; nur in Bezug auf Batavia und seinen Bezirk bestehen weniger strikte Bestimmungen, und das Leben in einer großen Stadt macht eher vergessen, daß man sich unter einem eigennützigen, eifersüchtigen und dem Fremden nicht freundschaftlich gesinnten System befindet, bei dem es Niemanden wohl werden kann. Seit dem Gesetz vom Jahr 1834 sollen nur diejenigen Ausländer Bürgerrecht erhalten, welche dem Staate 10 Jahre lang mit Ehren gedient haben, Ausländer können nur in der Residentie Batavia Grundeigenthum besitzen, und

zur Niederlassung in einem andern Theil der Insel ist eine besondere Erlaubniß der Regierung erforderlich, welche nicht unbedingt gegeben wird, und die Niederlassung in den Besitzungen der inländischen Fürsten ist fast unmöglich gemacht. Hat ein Ausländer es erreicht, seinen Wohnsitz als Pflanzer, Kaufmann u. s. w. in einem der innern Distrikte nehmen zu dürfen, so befindet er sich dann eben nur in der Lage der holländischen Ansiedler, im günstigsten Falle, welche keineswegs erfreulich ist. Es scheint das Princip der Regierung zu sein, keinem Bewohner Java's eine unabhängige Stellung gönnen zu wollen, er hängt wie oben bemerkt von der Gnade eines Residenten ab, der nicht immer seine weitgreifende Macht mit Mäßigung übt, tausend Unannehmlichkeiten bedrohen ihn, und wenn er im Fall eines Conflikts mit der Regierung sich mit mehr Eifer und Selbstständigkeit vertheidigen sollte als ihr genehm ist, so kostet es einen einfachen Bericht des Residenten nach Batavia, ihn als „charactère difficile" aus der Residentie in der er vielleicht sein Vermögen angelegt und alle Pläne seiner Zukunft aufgebaut hat, zu verbannen. Diese Willkürlichkeit ist äußerst gehässig, und sie kann durch den Generalgouverneur bis zur Verbannung von der Insel ausgedehnt werden, ein Fall der keineswegs unerhört ist. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder daß selbst eingeborne Holländer, an die freieren Institutionen des Mutterlandes gewöhnt, sich mit Widerwillen in ein Leben finden, das ohnehin manche Entbehrungen hat, und ihnen nur durch die Aussicht auf Gewinnung eines selbstständigen Vermögens erträglich wird; sprechen doch selbst holländische Ansiedler, deren Mangel an Patriotismus freilich tadelnswerth bleibt, ohne Hehl den Wunsch aus daß die Engländer, von deren Freisinnigkeit sie Proben gehabt haben, sich früher oder später der Colonie wieder bemächtigen mögen; für den Fremden und namentlich den Deutschen ist es natürlich um so widriger, sich unter dem Drucke so vieler Unannehmlichkeiten und Beschränkungen oder gar Verfolgungen zu finden, und der ganze Geist der in einem despotisch und eigennützig regierten Lande herrscht, ist unerträglich für einen Menschen von unabhängigem Charakter. Der große Einfluß von Herrengunst und Connexionen, Schmeichelei und Kriecherei, der unter einem solchen System existiren muß, drückt auf den allgemeinen Charakter der Europäer in Java; das Vorbild engherziger und eigennütziger Verwaltungsmaaßregeln bringt auch seinerseits Engherzigkeit und Mißgunst hervor, und namentlich der Deutsche der sein Glück in Java zu versuchen kommt, wird als ein Dieb am Reichthum des Landes selten mit freundlichen Augen angesehen. Es wird täglich schwerer für Deutsche sich in Java im öffentlichen Dienst emporzuschwingen, Offizierstellen außer bei der Artillerie und dem Genie, wo es auf wirkliche Tüchtigkeit ankommt, werden fast gar nicht mehr an solche vergeben, und Viele, ich darf sagen Hunderte oft aus angesehenen Familien verkümmern in niederen Stellen, in einem Lande das ohnehin so wenig Ersatz für die Heimath bietet.

Die Colonie Java liefert nicht nur dem Staatsschatz reiche Summen,

sondern sie ernährt und bereichert Hunderte von Staatsangehörigen, die sei es als Pflanzer und Kaufleute oder als Beamte ihr Glück in dieser Colonie suchen und finden; die Frage liegt nahe, was thut Holland für so glänzende Vortheile zum Besten des Landes, und namentlich zum Besten der 9 Millionen Javanen, deren unfreiwilliger Arbeit sie dieselben zum guten Theile verdankt? Und die Antwort ist — Nichts! Ausgenommen die einzelnen Wohlthätigkeitsanstalten, die in den größeren Städten und hauptsächlich zum Vortheil der Europäer und Farbigen bestehen, existirt in Java keine ärztliche Anstalt noch Krankenpflege für die Eingebornen, keine Schule, keine Missionsanstalt, geschweige denn umfassendere Institutionen, um das geistige und leibliche Wohl eines Volkes zu fördern, das solcher Sorgfalt wohl werth wäre. Ich bin weitgereist genug, um die Anschauungen einseitiger und sentimentaler Humanität abgestreift zu haben, welche dem der nie ein fremdes Volk gesehen hat, ankleben: * nirgends aber habe ich die gerechten Forderungen dieser Humanität mehr vernachlässigen und, schlimmer als das, mit empörender Kälte negiren sehen, als in Java. Ein namhafter, durch tiefe Kenntniß des Landes und des Volkes wohl zur Sache legitimirter Mann hat mir geklagt, wie er seine Auffassungen von den Pflichten Hollands gegen seine javanischen Unterthanen und von den Mitteln diese zu erfüllen den Machthabern vorgelegt, auch das pecuniäre Interesse dabei eher gewinnen als leiden werde, aber man habe ihn lächelnd abgewiesen.

Ich würde Anstand nehmen, ein scharfes Urtheil wie das obige nur auf eigene Anschauung während weniger Monate zu gründen, fände ich mich in demselben nicht durch das fast einstimmige Urtheil unbefangener Beobachter im Lande bekräftigt, und verdankte ich eine fernere Bestätigung nicht den Aussprüchen namhafter und achtbarer Holländer selbst, welche zu rechtlich und edel denken, um nicht zu wünschen daß jenes System der Engherzigkeit und des Eigennutzes aufhöre ihrer ehrenwerthen Nation zur Unzier zu gereichen.

Fünfter Abschnitt.

Ueber Singapore nach Pulo Penang — Ceylon.

Zur Fahrt nach Singapore ertheilte der niederländische Schout by Nacht oder Admiral allen Passagieren die darum einkamen, Erlaubniß das Kriegsdampfschiff Merapi, welches die Post dahin beförderte, zu benutzen. Der Merapi, Pathe unseres schlimmen Bekannten, ist ein schönes Schiff von

* Eine Lektion über unreife Humanität, die sie in Java empfangen, haben auch die Beschreiber der Reise der dänischen Corvette Galathea seines Orts aufgezeichnet.

1000 Tonnen, jedoch von schwachen Maschinen; es war das erstemal daß ich an Bord eines Kriegsschiffs reiste, und die große Reinlichkeit und Ordnung, die Präcision mit der alle Manöver nach dem Ton der Pfeife ausgeführt werden, die häufigen Musterungen, die strenge Etiquette unter den Officieren, alles das war interessant zu beobachten; im allgemeinen aber gilt es daß man auf einem Kriegsschiff sehr genirt ist, und so ging es auch uns. Nach der Schiffsordnung aßen wir mit den Officieren, da der Capitain allein speist und höchstens an einzelne Bevorzugte Einladungen ergehen läßt; wir waren 10 Passagiere, und die Liebenswürdigkeit der Officiere gegen uns Eindringlinge war um so dankenswerther, als sie aus ihrer Unzufriedenheit mit diesem Passagierdienst eben kein Hehl machten. Desto schlechter waren wir logirt, und ich zog vor auf Deck zu schlafen unter einem der großen Achtzigpfünder, deren wir am vordern und hintern Ende des Schiffs je einen hatten. Unsere Fahrt war wie die Hinreise sehr angenehm, herrliches Wetter und ruhige, spiegelglatte See; am 4. Oktober passirten wir die Linie, für mich nun schon das viertemal, und hielten vor Rhio auf der Insel Bintang. Um die Communication mit dem Lande zu beschleunigen, gab der Capitain Befehl einen unserer Achtzigpfünder abzufeuern: das war eine ungefüge Paixhans-Kanone, auf einem drehbaren Schlitten und mit Percussion versehen; die Explosion der ungeheuern Ladung von 10 Pfund Pulver war interessant, aber ungleich weniger erschütternd als sie auf dem Festland gewesen wäre, obwohl wir dicht dahinter standen. Abends 8 Uhr waren wir im Hafen von Singapore, und ich bekenne daß diesmal das Wort von dem „Betreten der freien englischen Erde“ mir mehr als Phrase war.

In Singapore war nichts neues mehr zu sehen; die Freundlichkeit von Landsleuten, den Herren Behn, Meyer und Comp. machte mir auch dasmal den Aufenthalt sehr angenehm. Am 8. erfolgte unsere Weiterreise in dem schon bekannten Dampfschiff Braganza. Lange behielten wir Land im Gesicht: die Südspitze von Malacca und zugleich von Asien ist bemerklich durch einen flachen aber weithin sichtbaren Berg, und die ganze Halbinsel gebirgig. Sumatra immer zur Linken kamen wir am 10ten in Pulo Penang (Betelnuß-Insel), auch Prince of Wales Island genannt, an und warfen Anker in der schmalen Straße zwischen der Insel und der Landzunge von Malacca, von welcher hier ein Antheil unter dem Namen der Provinz Wellesley von den Engländern colonisirt ist, ein kleiner rother Flecken auf der Karte von Hinterindien, der wohl nach Art der Oelflecken nicht kleiner sondern größer werden wird. Penang erinnert an die westindischen Inseln, obwohl es keine so bedeutenden Berge besitzt, hellgrüne Zuckerfelder glänzen an den Abhängen der Höhen, deren Häupter bewaldet sind; das Städtchen und das flach gelegene Fort Cornwallis sind in der Ebene, ähnlich wie Kingston auf Jamaica. Der Ort hat kein anständiges Haus, Hindus und betriebsame Chinesen erfüllen die Straßen, und letztere verfertigen schöne eingelegte Schreinerarbeit, namentlich

Tischplatten von den verschiedenen Hölzern der Insel schachbretartig zusammengesetzt. Die Colonie ist älter als Singapore und gilt für sehr gesund, reich und fruchtbar; doch sieht alles vernachlässigt aus. Wir frühstückten in einem elenden Wirthshäuschen und machten eine Spazierfahrt durch die üppige Ebene, welche Muskatnuß-, Cocos- und Betel- (richtiger Areca-) Pflanzungen enthält. Solche kleine Spazierfahrten in die Umgebungen der Hafenorte sind beiläufig gesagt die wahre Charakteristik einer Reise mit ein und demselben Schiff, das hie und da nur anlegt, und Reisen der Art, gingen sie auch noch so weit, sind darum das rechte Mittel nichts zu sehen; davon gar nicht zu reden, daß in allen Seeplätzen das Bild des Volkscharakters verwischt und verfälscht ist.

Wir waren nur 4 Stunden am Lande und setzten alsbald unsern Weg wieder fort. Wir sahen den nächsten Tag die Nordspitze von Sumatra und die kleine hohe Insel Pulo Rondo, darauf die Nicobar-Inseln, und befanden uns nun mitten in einer hohen stürmischen See mit stetigem widrigem Winde aus Südwest, eine sehr unangenehme und langwierige Fahrt quer über die weite Oeffnung des Meerbusens von Bengalen, welche die Hälfte der Passagiere seekrank machte. Es war das Ende des Südwest-Monsoons, jenes regelmäßigen Windes der im indischen und chinesischen Meer während der 6 Sommermonate, ebenso wie der Nordost-Monsoon während der 6 Wintermonate herrscht. Der Wechsel erfolgt stets unter großer Aufregung der Atmosphäre, und die Regenzeiten hängen meist damit zusammen.

Die Südküste von Ceylon, einer so wichtigen und der Heimath so sehr viel näheren Station meiner Reise, wurde nach siebentägiger Fahrt am 17. October sichtbar; das Vorgebirge Donbra Head sowie die ganze Küstenstrecke ist wild und von schroffen Formen, und die See bricht sich daran mit großer Gewalt. Die Nacht überraschte uns, so daß wir die Einfahrt in den Hafen nicht wagen durften; der frühe Morgen des 18ten aber fand uns Alle auf Deck und Angesichts des Forts von Point de Galle, einer stark befestigten und von drei Seiten vom Meer bespülten Landspitze am Südwest-Ende der Insel. Oestlich daran eröffnet sich eine freundliche grüne Bai; die Brandung ist überaus stark, zumal bei Südwestwind, und selbst im Hafen angelangt rollte das Schiff nicht wenig, und die Boote der Eingebornen drohten fast aneinander und an den Wänden des Dampfschiffs zu zerschellen. Wegen der langen, hohen Wellen die fortwährend in die Bai hineinrollen, haben die Fahrzeuge eine eigenthümliche, auch auf vielen Südsee-Inseln gebräuchliche Vorrichtung, ein dem Boot selbst paralleles kahnförmig zugeschnittenes Stück Holz, einen sogenannten Outrigger, welcher durch gekrümmte Balken mit jenem verbunden ist; dieses Gerüst ist natürlich dem Umschlagen wenig ausgesetzt, und wir bedienten uns derselben zur Fahrt an's Land; zunächst bedurfte es jedoch einiger Behendigkeit um bei der hohen See sicher von der Treppe ins Boot zu gelangen, und einer unserer englischen Reisegefährten fiel ins Wasser, aus dem wir ihn mit einiger Mühe wieder herausfischen mußten. Man biegt um

eine Landspitze mit Befestigungen, und findet sich dann in einer kleinen Bucht Angesichts des Hauptthors der Festung und einer hübschen schattigen Allee.

Point de Galle, ein an sich höchst unbedeutender Platz, ist seit der Einrichtung der regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung ein wahrer Taubenschlag geworden, in dem alle 14 Tage ein Schwarm von Reisenden, oft über hundert sich plötzlich niederläßt, um eben so schnell wieder weiter zu ziehen; die Schiffe welche von Suez nach Calcutta fahren legen hier an, und von dieser Hauptlinie zweigt sich hier die von Singapore und Hongkong ab. Der kleine Ort ist durch diese Neuerung völlig unterst zu oberst gekehrt; einige Gasthöfe sind jetzt eingerichtet, aber sie sind schlecht genug, und an Ruhe ist, wenn die Zahl der neu gelandeten Reisenden gerade recht ansehnlich ist, weder bei Tag noch bei Nacht zu denken. Eine nicht geringe Landplage sind dann auch die Menge Eingeborne, welche die Ankömmlinge sofort umringen, ja die Thüren des Gasthofs schaarenweise belagern, um ihre verschiedenen Waaren mit Geschrei und rastloser Zudringlichkeit feilzubieten: Briefbeschwerer und Kästchen aus den riesigen Backenzähnen des Elephanten, Schnitzwerk und Tischlerwaaren aus Ebenholz, Edelsteine und mancherlei andere Dinge, alles zum vierfachen Preis, denn die Leute kennen ihre Käufer gar wohl, und wissen daß der reiche zurückkehrende Anglo-Indier wie der Neuling aus Europa, der eine durch Geringschätzung von Geldbeträgen welche dem Eingebornen ein Kapital sind, der andere durch Unkenntniß leicht zu übervortheilen sind. Und nicht nur daß sie bei dem Handel mit ihren eigenen Erzeugnissen unehrlich genug zu Werke gehen, so findet man hier wo der Fremde die einheimischen Edelsteine Ceylon's sicher und billig zu kaufen gedenkt, eine Menge falscher Steine, die eigens in Europa gemacht und massenweise herausgeschickt worden sind. In der That ist Galle, noch vor drei Jahren der ruhigste und ordentlichste Platz der Insel, durch diese verderbliche Berührung mit den Europäern zu einem Nest voll Spitzbuben und unverschämtem Gesindel geworden.

Die Stadt ist eng und heiß; die Bauart der früheren Besitzer, Portugiesen und Holländer, welch letztere die Insel bis 1796 besaßen, herrscht vor, und unser Hotel namentlich war ein Muster der dumpfen, soliden portugiesischen Struktur, wie ich sie von Macao her kannte. Zu sehen ist gar nichts, einige hübsche Spaziergänge mit schöner Aussicht auf die See ausgenommen. Die schwarze Stadt, d. h. der von den Eingebornen bewohnte Theil ist schmutzig und elend, aber die Cocoswälder die bis in die Straßen sich verlaufen sind schön und üppig. Die Eingebornen Ceylon's, die Cingalesen, von denen jedoch die Bergbewohner sich namhaft unterscheiden, sind eine keineswegs anziehende Race, träg, habgierig und weit entfernt von der Thätigkeit der Hindus, welche zwar auch das Geld über alles lieben, aber auch zu jedem Dienst der Geld einbringt willig sind. Die natürliche Ursache ist, daß Ceylon nicht übervölkert ist wie andere Länder dieses Welttheils; ihr kleiner Grundbesitz mit ein paar Cocosbäumen ernährt sie und macht sie unabhängig von der Arbeit. Ihr

Aeußeres ist weibisch, wozu freilich ihre Tracht viel beiträgt; sie haben lange Gewänder wie die Javanen, aber von weißem Stoff, und ihre Haare sind in einen Knäuel geschlungen und mit einem Kamm befestigt; anfangs glaubt man wirklich lauter Weiber vor sich zu sehen. Neben den Cingalesen sieht man viele Hindus, besonders von der Malabarküste, welch letztere von wirklich kohlschwarzer Hautfarbe sind, die schwärzesten Menschenkinder die ich kenne; der weiße Turban und das weiße Tuch das sie um die Lenden schlagen, sticht eigenthümlich aber malerisch dagegen ab. Diese eingewanderten Hindus sind die einzigen Arbeiter auf die man zählen kann; sie sind überdies den lässigen Cingalesen weit vorzuziehen. Außerdem findet man hier eine Menge sogenannter Mohren, ein mahommedanischer Völkerstamm ohne Heimath wie die Juden. Sie finden sich zerstreut an den verschiedensten Orten und sind handeltreibend wie jene, ihre Tracht, mehr bunt als die selbst der indischen Mahommedaner und ihre scharf geschnittenen Gesichtszüge machen sie sehr kenntlich. In eigenthümlicher Weise beladen sie sich mit Schmuck und Juwelen; kleine halbnackte Kinder sieht man über und über mit Ketten und Armbändern bedeckt herumlaufen, und so kommt es daß die armen Würmer manchmal um ihres Schmucks willen aufgefangen oder gar todtgeschlagen werden.

Es blieb uns eine mehrtägige Zeit bis zu der Ankunft des nächsten Schiffs von Suez, die wir gern zu einem Ausflug ins Herz der Insel benutzten. Eine Postkutsche geht sowohl zwischen Galle und Colombo, der Hauptstadt, als von dort ins Innere nach Kandy; die Entfernungen sind je 72 englische Meilen, eine mäßige Tagreise mit leidlichen Postpferden auf gutem Weg, freilich mit sehr unbequemem Wagen. Man fährt die ganze Strecke bis Colombo der Meeresküste entlang, beschattet von einem endlosen Hain von Cocospalmen, denn dieser überaus nützliche Baum verschmäht selbst den unfruchtbaren Sand der Seeküste nicht, der ihm im Gegentheil sehr zusagt. Diese Cocoswälder bilden einen wahren Schatz der anliegenden Orte; ein oder ein paar Bäume sind ein kleines Vermögen. Oft hat ein Baum ein Dutzend Eigenthümer, und der Cingalese prozessirt wohl selbst um diesen kleinen Antheil. Abgesehen von der kühlenden Frucht liefert die Cocospalme eine Menge nützlicher Produkte: die harte Schale der Nuß wird verarbeitet, die äußere faserige Umhüllung wird, nachdem sie dem Flachse ähnlich einige Zeit im Wasser geröstet worden ist, zu Seilen und Tauen versponnen; die Nuß liefert ein Oel, welches in Westindien kaum gekannt, im Orient den fast ausschließlichen Stoff zur Beleuchtung abgibt. Zur täglichen bequemen Gewinnung von Palmwein ist an manchen Bäumen ein förmliches Takelwerk von Seilen angebracht. Dabei ist eine Cocospflanzung leicht zu unterhalten und bildet ein immer sicheres Kapital.

Die Landschaft jenes Weges ist sehr hübsch und abwechselnd; man trifft viele Dörfer, und neben den Cocoshainen zuweilen wilde und unbebaute Strecken von Wald und Dickicht. Mehrere Flüsse werden theils durch Brücken,

theils zur Fähre überschritten, und die Ufer sind meist sehr malerisch; wenigstens fehlte es nicht an Zeit sie zu bewundern, da die cingalesischen Bootleute sich nicht sehr anstrengten. Auf halbem Wege ist ein sogenanntes Rast-Haus, ein von der Regierung unterhaltenes Gebäude zur freien Benützung aller Reisenden; Leute sind angestellt welche ein einfaches Frühstück zu bereiten wissen, uns gaben sie nur Fische, Krebse, Austern und Krabben, was der Seeungeheuer doch zu viel war. Dies königliche Gebäude schien auch andern öffentlichen Zwecken zu dienen, denn in einem Winkel der Verandah entdeckten wir ein halb Dutzend Spitzbuben, die mit einem Bein im Block eine sehr gemüthliche Mittagsruhe hielten, wahrscheinlich ein reisendes Gefangenen-Depot javanischer Manier.

Wie wir uns Colombo näherten sahen wir häufige Landhäuser am Weg. Eine große Zierde bildeten zwei jener vielbekannten indischen Banyanenbäume, welche ihre Aeste über den Weg hinüber erstreckten und jenseits zu deren Unterstützung neue Stämme getrieben hatten, man fährt also förmlich durch ein Thor. Die letzte Strecke vor der Stadt ist eine schöne Esplanade von grünem, wohlerhaltenem Rasen, an deren Ende das Fort, auf drei Seiten von der See umgeben und sehr fest, sich erhebt.

Colombo als Hauptstadt ist der Sitz des Gouverneurs und der königlichen Behörden, welche, da Ceylon eine sogenannte Queen's Colony ist, mit der ostindischen Compagnie in keinem Zusammenhang stehen; die Wohnung des Gouverneurs ist hübsch und mit Gartenanlagen umgeben; das Fort ist sehr klein und die wenigen breiten Straßen füllen es ganz aus. Wie in Galle wohnen die meisten Europäer in dem Fort, andere auch auf dem Lande, ärmere Europäer und Mischlinge, namentlich von portugiesischem Blut, in den Vorstädten welche sich an der Nordküste weithin erstrecken. Einige Quartiere sind ganz von jenen Mohren bewohnt, welche hier auch eine Moschee besitzen.

An der Landseite stößt das Fort an einen Süßwassersee, der jetzt während der Regenzeit sehr angeschwollen war. An den Ufern dieses kleinen Sees liegen einige hübsche Landhäuser und weiterhin die Zimmetgärten der Regierung, ein Erbstück der monopolisirenden Holländer. Die englische Regierung verkauft jedoch von diesen Grundstücken so viel als gewünscht wird, und hat auch das System der Zwangsarbeit in javanischer Weise sofort abgeschafft. Ein einziges Monopol besitzt sie jedoch: die berühmte Perlenfischerei auf der Nordwestküste, von der ich nicht viel zu erzählen weiß, als daß sie dermalen als devastirt einer längeren Ruhe bedürftig gehalten wurde: man hatte drei Jahre hinter einander gefischt, und folgende Erlöse erhalten:

1835 — 40,300 Pfund Sterling,
1836 — 25,800 „ „
1837 — 10,600 „ „

Die Zimmetkultur ist sehr einfach. Der Zimmetbaum gedeiht in dem ödesten, sandigsten Boden; man pflanzt ihn in geraden Linien einige Fuß von

einander, und schneidet vor der Regenzeit die jungen nicht ganz daumensdicken Schößlinge an der Wurzel ab; diese werden mit einem stumpfen Messer geschält und die Schale etwa acht Tage getrocknet, worauf sie zur Versendung fertig ist. Unter dem Einfluß der Regenzeit schießt der verstümmelte Stock neue Zweige, welche die Ernte für das nächste Jahr liefern. Die wichtige Kaffeekultur Ceylon's ist in den Gebirgen, da sie an der heißen Küste nicht gedeiht.

Colombo enthält gar nichts Sehenswerthes außer den Elephanten der Regierung, welche hier zum Straßenbau verwendet werden; außer einer guten Anzahl welche wir später so beschäftigt sahen, fanden wir hier etwa sechs in ihrem Stall; sie waren sehr zahm und gelehrig, und machten auf Befehl ihrer Wärter alle die Kunststückchen die man auch in Europa zu sehen bekommt. Im Dienst ziehen sie dann die unförmlich großen Karren paarweise und sind sehr geduldig; auch schien es mir als ob sie auf Ceylon weniger sanft behandelt würden als in Indien. Da die Pferde stark vor ihnen scheuen, so haben die Wärter Befehl sie vom Wege abzutreiben sowie Wagen nahen. Der Preis ist 10—25 Pfund Sterling; zum Luxus werden sie hier gar nicht verwendet. Der Bedarf an Elephanten wird jährlich in den Wäldern südöstlich von Colombo eingefangen, und es war nur ein Zufall daß wir die Sache nicht zu sehen bekamen; unsere Pferde waren schon bestellt, als ein vom Schauplatz zurückkehrender Officier das irrige Gerücht verbreitete, die Elephanten seien durchgebrochen und würden wohl erst in 8—14 Tagen wieder eingefangen werden. Glücklicher waren zwei meiner Bekannten, deren Erzählung ich die interessanten Details eines Fanges verdanke, der wohl nirgends in größerem Glanze besteht als in Ceylon, dem eigentlichen Vaterlande des asiatischen Elephanten. In einem engen Thal bereitet man eine starke Einzäunung, etwa sechs Morgen Landes umfassend; schon Monate lang ehe der Kraal (das ist das classische Wort) beginnt, werden die Elephanten der Umgegend langsam auf diese Stelle zu getrieben, und wenn sie endlich nahe genug beisammen sind, beginnt das eigentliche Treiben mit Schießen, Trommeln, angezündeten Feuern und ähnlichem. Die erschreckten Thiere drängen sich nach der Falle, und sowie eine hinreichende Anzahl eingetreten ist, schließt man die Oeffnungen. Nun werden einige zahme Elephanten sammt ihren Mahout's oder Führern in die Umzäunung eingelassen; sie nähern sich den Elephanten, nehmen sie in die Mitte, und die Mahout's binden sie unter Beistand der zahmen Thiere an letztere und später an Bäume fest, wo sie etwa drei Tage lang durch Hunger und Schläge in die Freuden der Civilisation eingeweiht werden. Es ist eine bekannte, namentlich in Nordindien erprobte Erfahrung mit diesem klugen und edlen Thier, daß die Alten sich schnell in ihre Lage finden und in sechs Wochen oft schon völlig gezähmt sind, während die thörichten Jungen toben und sich grämen; wäre natürliche Wildheit die Ursache von letzterem, so müßte dieselbe in weit höherem Grade bei den alten Thieren sich äußern.

Bei diesem Kraal wurden siebzehn Elephanten gefangen, von denen aber vier in der Umzäunung todt geschossen werden mußten, weil sie sich allzu ungeberdig anstellten. Jene zwei Reisenden erkauften das seltene Schauspiel mit Hungers- und Wassersnoth im wilden Walde, und mit der Plage welche der Blutegel von Ceylon hervorbringt. Dieses leidige Thier haust in Menge in den Dickichten der Insel, saugt sich sofort an den Vorüberstreifenden fest und erzeugt oft bösartige Geschwüre, so daß es alle Ausflüge ins Innere verkümmert. Darum geht auch der Jäger auf Ceylon völlig gepanzert in Steifleinen, und doch oft vergeblich.

Die Jagd auf den wilden Elephanten gilt in Ceylon für nicht sehr gefährlich; das Thier ist an sich schüchtern und harmlos, und selbst verwundet soll es unter zehn Fällen neunmal die Flucht ergreifen. Bösartig und gefährlich sind nur die einzelnen, wegen ihrer Unverträglichkeit aus der Heerde verstoßenen Thiere. Tödtlich ist nur ein Schuß unter das Ohr oder zwischen die Augen, und man nimmt in der Regel Gewehre von großem Kaliber und eiserne oder besser kupferne Kugeln. Ein Bekannter von mir schoß einen Elephanten an, so daß er in die Kniee stürzte. Alsbald tauchten 20 andre aus dem Gebüsch auf, und zwei führten den Verwundeten fort indem sie ihn von beiden Seiten unterstützten. Den Jäger hatte sein erfahrener eingeborner Begleiter sofort mit sich platt auf die Erde geworfen. Der größte Elephantenschütz der Insel war Major Rogers, der nach glaubwürdigen Zeugnissen ihrer 1100 erlegt haben soll. Er wurde etwa zehnmal von verfolgenden Elephanten überholt, blieb mehrmals für todt liegen und hatte fast jedes Glied des Körpers gebrochen. Als könnte diesem gewaltigen Jäger kein gewöhnliches Geschick etwas anhaben, war ihm ein außerordentliches Ende, durch einen Blitzstrahl beschieden. Eine sinnreiche Methode haben die Eingebornen: sie lauern dem Elephanten auf und schießen einen Pfeil in seine Fußsohle, wenn er die Vorderfüße aufhebt; die Wunde macht ihn bald lahm und bringt ihn früher oder später in die Gewalt des Jägers.

Nun hatten wir noch die Fahrt nach Kandy, der alten Hauptstadt vor uns, und um 5 Uhr Morgens erschien die wackelnde und schüttelnde Postkutsche. Fünf englische Meilen vom Fort passirt man eine ganz hübsche Schiffbrücke; man schlägt nun den Weg zur Rechten ein und befindet sich bald in einer sehr anmuthigen und mannichfaltigen Landschaft. Entlang dem Wege, von bewaldeten Hügeln begrenzt erstreckt sich eine reiche künstlich bewässerte Reiskultur; das Ganze ist äußerst frisch und erinnert an eine europäische, ja deutsche Gegend. Desto exotischer waren aber die Krokodile und Schlangen, die sich so häufig zeigten wie ich nie gesehen, auch eine Riesenschlange sahen wir durch das Gebüsch huschen. An Bewohnern und ihren Dörfern fehlt es auch nicht, und ein lobenswürdiger Gebrauch der Cingalesen fällt hier in die Augen: fast vor jedem Haus steht ein irdenes Gefäß mit Wasser und mit einer Cocosschaale zum Schöpfen, so daß jeder Vorübergehende sich mit einem

Trunk erquicken kann. Mag es nun religiöse Vorschrift oder einfach menschliche Sitte sein, es ist ein ansprechender Gebrauch, der zwar bei fast allen Völkern Anklang hat, daß der Mensch sich für die große und umsonst dargebotene Wohlthat des Wassers thätig dankbar beweist, indem er es eben so freigebig und uneigennützig spendet als es ihm von Gott gegeben ist.

Gegen 10 Uhr erreichten wir, Dank einem gutmüthigen alten portugiesischen Kutscher den wir mit Bier und Geld aufmunterten, das Rasthaus auf halbem Wege, ein stattliches Gebäude mit prachtvoller Aussicht auf die Gebirge und die denselben entlang sich windende Straße. Unser Frühstück theilten wir, wie gewöhnlich in Ceylon, mit den Raben, die mit unerhörter Unverschämtheit sich fast bis auf den Tisch wagen und wegschleppen was sie kriegen können; oft sind sie mit der Speise allein nicht zufrieden und holen sich wie die Gazza Ladra Messer und Gabel dazu. Diese ungebetenen Gesellen machen sich indeß durch Aufzehrung von Unrath so nützlich, daß Jedermann sie gern auf seinem Hof sieht; in Colombo sind sie schön hellblau und überhaupt stattliche Vögel, aber ihr Gekrächz ist unleidlich.

Die zweite Hälfte des Wegs steht an Großartigkeit des Plans wie an Schönheit der Landschaft keiner der berühmtesten Bergstraßen nach, und jetzt am Ende der Regenzeit war alles im schönsten Grün. Unter den Bäumen ragt der Ebenholzbaum, hoch gewachsen und von schwärzlicher Rinde hervor; selbst hier ist das Holz und alles was daraus gemacht ist, theuer. Die Natur auf Ceylon ist überhaupt dem Schönsten in den Tropen an die Seite zu stellen; eine besondere Zier besitzt sie an den auch in Java einheimischen baumartigen Farrenkräutern, die einer Palme zum Verwechseln ähnlich sehen. Allmälig erreichten wir die höchste Steigung, wo eine hohe Denksäule, innen mit einer Treppe versehen, das Verdienst des Erbauers der Straße, Ingenieur Dawson verewigt. Von dieser Höhe senkt sich der Weg wieder, man passirt bei Peradenia eine sehr künstliche Brücke und erreicht bald darauf das kesselförmige Plateau von Kandy, etwa 1700 Fuß über dem Meere.

Wir waren beide etwas enttäuscht, als ein kleiner ärmlicher Ort vor uns auftauchte; wir hatten Kandy im Stillen mit Solo verglichen und gehofft manches Interessante und Nationale zu sehen. Aber der Glanz Kandy's und seiner Herrscherfamilie ist dahin. Noch in diesem Jahrhundert besaß Kandy seinen unabhängigen König; der letzte der Reihe, ein abscheulicher Tyrann mit unaussprechlichem Namen wurde von seinem eigenen Vezier, der englische Hülfe anrief, im Jahr 1815 entthront, und endete sein Leben in Gefangenschaft im Fort von Vellore bei Madras. Seitdem ist nun auch dieser Theil der Insel unmittelbar englisch geworden; der Palast des Königs ist zerfallen, der der Königin zum Wohnsitz eines englischen Beamten umgeändert, der Tempel vernachlässigt und entehrt. Nirgends ist in einem kurzen Zeitraum die Spur einer alten Dynastie so völlig verdrängt worden, und man kann die Reste nicht ohne Wehmuth ansehen; steht doch die Poesie immer auf Seiten

des Vertriebenen, trotz aller Greuelthaten die König Sree Wikremee Rajah Singha verschuldet haben mag; die englische Herrschaft ist sehr praktisch, sehr vernünftig und ein großer Gewinn für die Unterthanen, aber sie ist die unpoetischste die es gibt.

Wäre der Kessel in dem Kandy liegt, von einer schönen Stadt ausgefüllt, so wäre es ein wunderschöner Aufenthalt und Anblick; die wenigen Straßen aber sind dürftig, voll elender Läden und schmutziger Eingebornen; kaum ist ein europäisches Haus oder Gesicht zu sehen. Ein kleiner See am obern Ende des Thals umgibt ein ehemaliges Lusthaus mit tiefen Erdgeschossen; jetzt haben sie ein Pulvermagazin daraus gemacht. Daneben befindet sich ein von Mauern eingeschlossener Platz gerade unterhalb des Tempels und Palastes; er enthält einige kleine buddhistische Tempel von dürftiger Ausführung und einige Grabmäler, glockenförmig mit einer geringelten Spitze von Backstein aufgebaut. Blinde Bettler, einige knieend, andere in chinesischer Weise lärmend trieben sich da herum. Gegenüber und am obersten Ende der Stadt liegt der berühmte Tempel Buddha's, der heiligste Ort dieses in Ceylon angeblich entsprossenen Glaubens, da er nichts geringeres enthält als einen Zahn der Gottheit. Diese Reliquie zu sehen bedarf es der Erlaubniß des englischen Regierungsagenten, unter dessen Aufsicht dieselbe sich jetzt befindet, ein Palladium des Besitzes der unwiderstehlichen Herrschaft, vor dem sich der Eingeborne beugt. Bereitwillig bestimmte man uns auf unsere Bitte eine Stunde zur Besichtigung des Heiligthums, soweit es überhaupt ohne specielle Erlaubniß gezeigt werden darf, denn der Schlüssel zum Allerheiligsten liegt im Schatze zu Colombo. Der Eingang des Tempels ist massiv und wohlgebaut; zwei Reliefs von gelungener Arbeit, zwei Elephanten darstellend, verzieren ihn. Dann steigt man eine Treppe hinauf und befindet sich in einer Gallerie, von der man eine Uebersicht des Thals, die oben beschriebenen Grabmäler und eine Cisterne vor der Façade eines achteckigen Pavillons vor sich hat, der noch zum Tempel gehört. In der Gallerie befinden sich sehr rohe Fresken, die Scenen der buddhistischen Hölle, die mir von China aus bekannt waren, darstellend; bemerkenswerth war die Figur eines Gekreuzigten. Der eigentliche Tempel ist ein kleines Gebäude im Hof, und hier wird der köstliche Zahn aufbewahrt. Wir fanden bereits die Wache von vier Mann des in Ceylon stationirten malayischen Schützenregiments, welche jeden Abend hier aufzieht, und bald ertönten auch die Trommeln und die fatalen Clarinetten der Pfaffen, Pfaffen wie Musik alte Bekannte von China. Es waren ihrer etwa ein Dutzend, in gelben Röcken welche die Hälfte des Oberleibs unbedeckt ließen; nach einigen Umzügen nahten sie der Thür, welche mit großen Stoßzähnen von Elephanten verziert und vergoldet ist. Wir zogen nun hinein; das Heiligthum ist im obern Stock, den wir auf einer engen schmutzigen Treppe erreichten. Oben ist eine Reihe von drei in einander gehenden Zimmern, von denen das dritte den Schatz selbst enthält. Dieser letztere ist wirklich sehr

sehenswerth. Auf einem mit schwerem Silberblech bedeckten Tisch von etwa sechs Fuß im Gevierte stand ein großer glockenförmiger, somit charakteristisch buddhistischer Behälter von Gold, fünf Fuß hoch und drei Fuß Durchmesser an der Basis, mit Edelsteinen übersäet und verziert mit Ketten die von der Spitze herabhingen; das ist der äußerste Verschluß, welcher noch sechs (nach Andern vier) solche Glocken, eine in der andern und eine schöner als die andere, und endlich den Zahn enthält. Leute die ihn gesehen haben, meinen es sei weder eines Menschen noch eines Thieres Zahn, sondern ein geschnitztes Stück Elfenbein.

Eine sehr hübsche Verehrung wird diesem Zahn gezollt, indem die Priester täglich eine Menge wohlriechender Blumen in sorgfältiger Reihe um den silbernen Tisch und den Behälter legen. Man zeigte uns noch massiv goldene Gefäße für Reis und anderes kostbares Geräthe, zwei lebensgroße vergoldete Buddha's, von denen der eine von China als Opfergabe gekommen ist, und ein Bild des letzten Königs, ganz in weiß und mit goldenen Ketten behängt. Unser Führer sagte trocken: „he is dead!“ als einer der armen Pfaffen mit bewegter Stimme und mit einem Ueberrest von Loyalität für seinen ehemaligen Fürsten ausrief; „not dead, captive!“ Es verdient auch große Anerkennung daß diese Priester, arm wie sie sind, die Kostbarkeiten des Tempels mit gewissenhafter Sorgfalt hüten.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über Adam's Pik; er ist einer der höchsten Berge in Ceylon, 7400 Fuß über dem Meere. Seine große Merkwürdigkeit ist eine kolossale im Felsen abgedrückte Fußtapfe, fünf Fuß lang, welche vollkommen die Verhältnisse eines nackten menschlichen Fußes mit seinen Zehen enthält. Nach der Aussage derer die ihn gesehen, soll es durchaus nicht das Ansehen haben als wäre sie in den Stein gehauen, und es ist also ein weites Feld für den Wunderglauben offen. Diese Fußtapfe gilt den Buddhisten für eine Spur von Buddha's Fuß, den Mahommedanern für die Adam's, und diese verlegen nach Ceylon die Stätte des Paradieses, während sie zugleich eine Reihe von Inselchen und Riffen zwischen dem Festland und dem nordwestlichen Ende der Insel für Adam's Brücke erklären, über die das erste Menschenpaar aus dem Paradiese in die Welt hinaus getrieben worden.

Wir hielten uns in Kandy nur einen Tag auf; der Ort ist ärmlich und hat seine Hauptbedeutung nur als Mittelpunkt des wichtigen Kaffeebau's, welcher in den höheren Theilen der Insel betrieben wird. Hier herrscht wieder, im Gegensatz zu Java, die westindische Sitte die Bäume fünf Fuß hoch zu kappen. Es kostet oft viel Mühe Arbeiter zum Pflücken zu erhalten, und die welche eine Schaar tüchtiger Leute auf ihrer Pflanzung zu fesseln und einzugewöhnen wissen, schätzen sich sehr glücklich. Auffallend ist es daß die Weiber stets weit mehr abliefern; es liegt dies jedoch nicht in ihrer größern Geschicklichkeit oder Ausdauer, sondern in der Galanterie der Männer, welche so oft sie an einer Frau während der Arbeit vorüberkommen, ihr eine Handvoll

der selbstgepflückten Beeren in den Korb werfen. Diese Galanterie mag mit der Vielmännerei zusammenhängen, welche unter den Hindus der Malabarküste und auf Ceylon selbst vorkommt; bei den ersteren ist die Frau gar das Familienhaupt und ihr gehören die Kinder, während dieselben bei den Gebirgsvölkern der Himalayah's der Reihe nach den Männern, die meist Brüder sind, zugetheilt werden. Ich lasse dahingestellt, in welchem Zusammenhang mit der Polyandrie die Beispiele von großer Fruchtbarkeit auf Ceylon stehen. Vor einigen Jahren kamen dort Zwillinge wie die berühmten siamesischen vor, sie lachten, weinten, empfanden Hunger gleichzeitig, starben aber schon nach einem Monat. Eine andere Frau gebar Vierlinge, die sie nach den vier Evangelisten nannte.

Kandy ist sehr ungesund für Europäer; die Cholera herrschte gerade und hatte ein da stationirtes weißes Regiment förmlich decimirt.

Auf unserem Rückweg von Kandy besuchten wir den botanischen Garten von Peradenia, der sehr hübsch angelegt ist und wegen seiner Nähe den Bewohnern von Kandy zu einem angenehmen Spaziergang dient. Bei diesem Ort sieht man auch eine Anzahl Kaffern vom Cap der guten Hoffnung, welche zu dem Corps der hiesigen Schützen gehören und am Wegbau verwendet wurden; sie sind von kleiner Statur, von kümmerlichem, kindischem Ansehen und haben dichte Wolle statt schön menschlicher Haare; diese Wolle ist aber doch weniger kraus als die der Neger und gleicht mehr der von dunkeln Mulatten. Sonst stehen sie aber eher noch tiefer wie höher als die Neger.

So viel der flüchtige Reisende vom Zustand der Colonie beobachten kann, fehlt es dort nicht an Anlaß zu Klagen und Desiderien. Man wünscht insbesondere Herabsetzung des hohen Zolltarifs, Ausdehnung des Straßensystems zum Vortheil der Pflanzungen und Begünstigung der Einwanderung. Die Colonie hat einen gesetzgebenden Körper, der aus den verschiedenen Klassen der Bevölkerung von der Regierung ernannt wird, auch Eingeborne haben Zutritt wie auch in die Juries, und überhaupt herrscht das fehlerhafte humanistische Princip der politischen Gleichberechtigung von Europäern und Eingebornen, wie in Westindien. Es ist die laute Klage der Gentlemen in Ceylon, daß der Weiße sich der Unverschämtheit der Eingebornen nicht erwehren könne; aber wie in jenen dem Verderben geweihten Colonien Westindiens steht den anständigen Leuten eine Anzahl von Radikalen und demagogischen Journalisten gegenüber, welche mit den Eingebornen Partei machen um auf deren Schultern empor zu steigen. Einige Zeitungsblätter die ich sah, erinnerten völlig an die schlechte Presse Westindiens.

Die Regierung thut viel für Schulen und Ausbreitung des Christenthums, scheint aber bei dem stumpfen Buddhismus wenig Erfolge zu haben, so wenig als dies in China der Fall ist: andererseits bietet der Buddhismus nicht den Widerstand gegen Verbesserungen im allgemeinen wie das geschlossene Kastenwesen der Hindus.

Nachdem wir wieder in Point de Galle angekommen waren, füllte sich bald der Gasthof mit einer Schaar von Passagieren von Europa her; gegen hundert waren angekommen, und an sechzig fielen einem Heuschreckenschwarme gleich bei uns ein. Da hatten wir nun bei mancher Unbequemlichkeit vielen Spaß. Gerade um diese Zeit pflegt die größte Zahl englischer Reisenden sich nach Calcutta einzuschiffen, wo sie in der gesundesten Jahreszeit ankommen und den Winter in England hinter sich lassen. Ueber die Hälfte unserer Leute waren Neulinge, „Griffins," und sie betraten in Ceylon zum erstenmal den Boden Indiens und der heißen Zone, das dürre Aden ausgenommen wo die Schiffe anhalten. Da waren junge Officiere und Cadetten, Civilbeamte in spe und nicht wenige Dämchen, einige eben verheirathet, andere verlobt, noch andere auf Spekulation herausgekommen. Als die Schaar sich zum Frühstückstisch niederließ, hatten wir zunächst zu beobachten wie sie alle ihre Fächer hervorsuchten und vor Hitze schier ersticken wollten; es war ein kühler Morgen, und das Zimmer so luftig als man nur wünschen konnte für uns alte ausgekochte Tropenländer. Mit Mitleiden betrachtete ich die rothen Backen Einiger, die in einem Jahr blaß sein sollten wie die unsrigen, wahrscheinlich durch ein tüchtiges Akklimationsfieber; aber daran dachte unsere junge hoffnungsvolle Schaar nicht, im Gegentheil sie thaten alles um sich wo möglich Cholera und schleunigen Tod zu holen; sie liefen in der Hitze herum Palmen und Bananen anzugucken, eine Partie hatte sich eine Bananentraube, wohl 15 Pfund schwer, gekauft und dünkte sich die Traube Josua's und Kaleb's erobert zu haben; ehe wir es nur hindern konnten, hatten sie sie bereits halb aufgegessen. Ein junger Officier erstand eine Ananas; wie er glaubte sehr wohlfeil für einen Schilling, und hätte sie sicher ganz aufgezehrt, wären wir ihm nicht in den Arm gefallen; ein Anderer zeigte mir einen großen Rubin den er für sechs Shilling erstanden hatte; ein ächter Stein von dieser Größe wäre wenigstens das hundertfache werth gewesen, aber unser junger Griffin schien zu glauben, daß auf Ceylon die Edelsteine wirklich so herumliegen wie in Sindbad's Wunderthale.

Sechster Abschnitt.

Madras — Pondichéry.

Wir verließen Point de Galle am 30. Oktober Abends an Bord des prachtvollen Dampfschiffs **Bentinck**, eines Pathen des verdienten ehemaligen Generalgouverneurs Lord William Bentinck; dieses Schiff, der noch prächtigeren Hindostan nur um weniges nachstehend, hat mehr als 1900 Tonnen, 520 Pferdekraft, und ist ein Zweidecker; so genießt man denn eines freien

Spielraums auf dem obern Deck das selbst für uns 100 Passagiere nicht zu eng war, während Schmutz und Arbeit auf das untere Deck verbannt sind. Die Kajüte ist groß und luftig und enthält vier Reihen Tische für 120—140 Passagiere; die Treppen und Gallerien sind eher die eines Hauses als eines Schiffes, und man kann sich in dem Gebäude wahrhaft verirren. Neben großer, oft übertriebener Pracht ist jedoch für die Bequemlichkeit der Passagiere in den dumpfen Privatkajüten ungleich schlechter gesorgt als z. B. auf den westindischen Dampfschiffen; überhaupt ist die Sorgfalt für das reisende Publikum gering, trotz unmäßig hoher Preise und trotz der fast ausschließlich guten Gesellschaft, die sich auf dieser Route zusammen zu finden pflegt.

Diese ostindischen Dampfschiffe werden auch von den Eingebornen häufig benutzt; auf der Braganza hatten wir zwei Feueranbeter, die ihren Tisch, ihre Kajüte, ihren Spucknapf, ihr wer weiß was alles für sich allein hatten, da man die Asiaten durch Schonung ihrer Vorurtheile zur Benutzung dieser Schiffe einzuladen bestrebt ist. An Bord der Bentinck nahm sich ein Mahommedaner seltsam aus, der zwischen den beiden Schloten des Schiffs niederfiel um sein Gebet zu verrichten. Wir hatten diesmal zwei Hindus von Rang, der eine Mohun Lal, ehemaliger Sekretär von Sir Alexander Burnes, der die Familie dieses verstorbenen Reisenden in England aufgesucht hatte; er saß immer auf Deck und las mit großer Ostentation in einer schönen Bibel mit Goldschnitt, so daß er wohl eine kleine Hinweisung auf Matth. VI. 6. verdient hätte. Der andere hatte in dem letzten Krieg gegen die Sikhs die Stellung eines Zwischenträgers inne gehabt, und mochte in England seine Verdienste ins rechte Licht zu setzen versucht haben.

Am 31. hatten wir noch die bergige Küste von Ceylon neben uns; am 1. November verschwand das letzte flachere Ende der Insel, und nach einer 60stündigen Fahrt erblickten wir am 2. die Küste Coromandel unweit Madras*; sie ist flach, mit langgestreckten Bergen im Hintergrund, und die Stadt liegt eben und der Küste entlang ausgedehnt vor dem Blick des Ankommenden; das Eishaus, eine hervorragende Landmarke und zugleich ein willkommner Vorgeschmack kühlender Genüsse, sodann einige stattliche Gebäude fallen ins Auge, während die Landschaft etwas kahl erscheint; ganz flach und dem Auge wenig imponirend liegt das uneinnehmbare Fort St. George da.

Die Rhede von Madras ist völlig offen, und ihre Brandung gilt für die schlimmste der Welt, so daß es immer ein kleines Abenteuer ist hier zu landen. Zwar trafen wir glücklicher Weise fast völlige Windstille und eine anscheinend spiegelglatte See, aber dennoch rollten die Wellen mit großem Getöse nach dem Ufersande hin. Es ist ein für allemal untersagt, mit den Booten der Schiffe oder überhaupt Booten europäischer Bauart dem Andrang dieser Brandung zu trotzen, und man bedient sich statt dieser der sogenannten Masulah,

* Madras, vollständig Madraspatam.

großer und besonders tiefer Kähne, deren Planken und Rippen durch keinen Nagel zusammengehalten, sondern mit Seilen von Cocosfasern förmlich zusammengenäht sind, ein anscheinend plumpes und gebrechliches Werk, das aber durch seine Nachgiebigkeit besser besteht als das festeste Boot. Zehn Ruderer mit ganz kleinen runden Ruderschaufeln und der Steuermann mit einem langen Ruder brachten uns noch ziemlich gut ans Ufer; die letzten hohen Wellen wurden mit großer Leichtigkeit, aber mit manchem tüchtigen Ruck passirt, und dem Lande nahe sprangen die Leute aus dem Boot, um es mit der Spitze vorwärts auf den Ufersand zu ziehen. Ueberhaupt ist es Hauptsache die Spitze des Masulah scharf gegen die Wellen zu erhalten; bricht das lange Ruder des Steuermanns, so legt sich das Boot denselben entlang und schlägt um. Unsere Fahrt geschah unter den günstigsten Umständen, unter den ungünstigsten kehrte ich einen Monat später von hier aus an Bord zurück, und war dem Ertrinken näher als je auf der langen Reise.

Die offene Rhede von Madras zeigt eine stattliche Reihe wohlgebauter Häuser, alle mit Verandah's versehen; eines derselben ist das United Service Hotel, nach welchem wir unter einer Bedeckung zahlloser schreiender und ihre Dienste mit unablässiger Zudringlichkeit darbietender Hindus unsere Schritte lenkten. Das Haus war geräumig und stattlich, alles auf schönem und solidem Fuß, ganz im Geschmack des lang entbehrten englischen Comfort; dabei fehlte unserem Logis nicht das Erforderniß des Ungestörtsein, der Privacy, auf die der Engländer mit Recht so viel hält. Nach Landessitte versahen wir uns nun mit Hindu-Bedienten: hier in Madras finden sich Subjekte, die sogenannten Dubashi's, welche ganz entgegengesetzt den nordindischen Vorurtheilen alle Dienste deren der Europäer bedarf verrichten; dafür üben sie aber auch eine völlige Vormundschaft über den Fremden, kaufen für ihn, besorgen alle Commissionen und betrügen ihn dabei aufs heidnischste, dafür stehlen sie aber nichts von des Herrn Gepäck und behüten ihn vor andern Spitzbuben. Ihr Geplapper in schlechtem Englisch und ihre zudringliche Dienstfertigkeit sind unerträglich, sie folgen dem Herrn auf dem Fuß, ja wenn er es litte dahin, wohin selbst der Kaiser ohne Gefolge geht. In zwei Tagen warfen wir drei Bediente aus dem Hause, und befanden uns zuletzt besser mit einem zum Christenthum bekehrten Hindu; seine Religion flößte Achtung ein, und gerade das war uns an jenen Andern so widrig, daß sie gar keine Achtung vor sich selbst, keine Ehre hatten; die schlechteste Behandlung nehmen sie auf als wäre sie eben das was ihnen gebührte, während gute Behandlung ihren Zweck oft verfehlt und den Herrn als „Griffin" darstellt. Der Hindu, geldgierig über alles und dabei ein schlauer Menschenkenner, kennt die Abneigung der Europäer karg zu erscheinen, und seine Waffe dabei ist eine so unschuldsvolle Resignation, daß man es gar nicht übers Herz bringt, dem armen Menschen dem das Seinige nicht zugekommen ist, eine reichere Gabe vorzuenthalten, die er nicht einmal mit Worten, kaum mit der kummervollen Miene

des hülflosen Unterdrückten zu fordern wagt. Wenn man in Indien, mit den Leistungen seiner Leute zufrieden und erstaunt über den geringen Preis aller Dinge, den doppelten Lohn gibt, kann man überzeugt sein, daß sie diese Miene annehmen, weil sie glauben man kenne den Preis nicht; gibt man was recht ist, so ist alles gut. Freilich hat man es zunächst in Madras abermals mit der ganz verderbten Bevölkerung einer Seestadt zu thun, welche überdies mit Europäern zu verkehren gewohnt ist die keineswegs immer zur besten Gesellschaft gehören.

Unsere Ankunft verfehlte nicht einige Banden von Gauklern und Schlangenbeschwörern anzuziehen; Madras ist selbst in Indien berühmt wegen der Vorzüglichkeit dieser Leute, und als sie mit vielen Verbeugungen und Salám's ihre Vorstellungen im Hofe des Hotels begannen, ließen wir sie gern gewähren und kamen zu ihnen herab. Die Gaukler fingen mit einigen sehr gewöhnlichen aber sauber ausgeführten Stückchen an, die sie jedoch bald zum Unbegreiflichen zu steigern wußten; aus einem kleinen Korbe der nichts zu enthalten schien, kamen alsbald Reiskörner, die sich vor unsern Augen in große weiße Bohnen verwandelten, dann eine Schlange, die doppelt so groß wurde, zuletzt ein junger Schakal und wer weiß was noch. Bandspinnen aus dem Munde und Feuerfressen, und das hübschere Kunststück Blumen wachsen zu lassen, fehlten nicht. Bei allen Stücken gab es eine kleine Beschwörungsscene, die der Hauptmann der Bande mit schalkhaftem Ernst ausführte; vor allem blies er eine wunderliche Clarinette von ohrzerreißendem Ton und führte mit ihr die lächerlichsten Gesten aus. Das nachfolgende Stück aber ließ uns wahrhaft starr vor Erstaunen: ein Mann und eine Frau traten vor; er band der letztern Hände und Füße und schnürte sie obendrein in ein Netz von Stricken ein, so eng daß nur eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder es möglich machte. Dieses menschliche Paket legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbs, dessen Oeffnung so eng war daß es unmöglich schien einen Menschen hinein zu zwängen, geschweige denn daß die geknebelte Frau allein es hätte ausführen sollen. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt, und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken: die Frau war im Korb. Das Tuch wurde nun weggenommen; grobe Täuschung war unmöglich, da wir den Korb von allen Seiten übersehen konnten und die ganze Scene auf dem gepflasterten Hofe vor sich ging; ich selbst war als argwöhnischer Zuschauer kaum drei Schritt vom Korb entfernt. Nach einigen zwischen dem Mann und der Gefangenen gewechselten Worten sahen wir ihn einen Degen ergreifen und zu wiederholten Malen nach allen Seiten den Korb durchstoßen; Blut floß von der Klinge, während von innen ein schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die Verschiedenheit der Richtungen in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich daß das vermeintliche Opfer in seinem engen Behältniß und obendrein gebunden sich so rasch hätte wenden können um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung

daß alles Trug war, fühlten wir uns alle erleichtert, als sich die Gauklerin unversehrt aus ihrem Korbe erhob und mit einem tiefen Salam um ihre wohlverdiente Belohnung anhielt. Als wißbegierige Reisende ließen wir nun noch eine zweite Gauklerbande erscheinen, die uns mit widrigen aber kunstvollen Verdrehungen und Luftsprüngen unterhielt; ein Purzelbaum über einen aufrecht gestellten Degen, dessen Spitze in die grauenvollste Nähe mit dem Leibe des Springers kam, wurde sehr geschickt ausgeführt; ein anderer ließ sich ein Bündel Bananenblätter auf der bloßen Brust mit einem Schwert zerhauen — lauter häßliche Kunststücke. Der Schluß war wieder die Krone des Ganzen: ein junger Mann befestigte sich zwei etwa fußlange, und wie ich mich überzeugte wohlgeschliffene Messerklingen mit der Schneide nach innen an der Wade, so daß die Spitzen sich berührten und mit dem Bein ein gleichseitiges Dreieck bildeten. Mit einer raschen Bewegung schlug er sich dies gefährliche Dreieck über den Kopf, so daß die Messer zu beiden Seiten des Halses zu liegen kamen, und wiederholte dies Spiel zwei- dreimal mit größter Kaltblütigkeit; keine Muskel regte sich in seinem Gesicht, als er nach beendigter Sache das Blutgeld in Empfang nahm für das er seine greulichen Kunststücke unternommen hatte.

Nun ließ ich mir als erklärter Schlangenfreund vor allen Dingen auch eine Bande von Schlangenbeschwörern kommen; sie hatten schöne 4—5 Fuß lange Brillenschlangen, Cobra Capello oder Cobra schlechtweg, mit welchen sie die weltbekannten aber darum nicht weniger merkwürdigen Dinge ausführten, die Jeder zu seiner Ueberzeugung gern selbst gesehen hat. Diese Thiere, zu den giftigsten ihrer Ordnung gehörend, lagen in flachen Körben zusammengeringelt, der Hauptmann unter den Gauklern nahm jede beim Kopf und zog sie hervor, und schon wollte ich diese Schlangen, die sich durchaus nicht durch den breiten Kopf anderer Giftschlangen auszeichnen, für unächt erklären, als sie sich, kaum berührt, von selbst mit Kopf und Leib etwa einen Fuß in die Höhe richteten und dem Beschwörer, der jene wunderliche Art von Flöte an welcher vorn ein kleiner Kürbis oder etwas der Art angebracht war, blies, ins Gesicht starrten. Der Anblick war höchst seltsam: mit aufgespannter Haut des Halses, welcher wohl drei Zoll breit und ganz flach erschien und auf dem sich die Brille nun schön deutlich zeigte, ohne Bewegung aber in jener drohenden Stellung, waren sie offenbar in gereiztem Zustand: der Beschwörer hielt ihnen gelegentlich die Faust vor die Augen, und von Zeit zu Zeit fuhren sie nach ihm zu, ohne indeß ernstlich zuzubeißen oder auch nur den Rachen zu öffnen; der Mann ging in seiner Verwegenheit so weit daß er die Nasenspitze, dann gar die Zunge in dichte Berührung mit ihrem Kopf brachte, ohne daß sie zubissen; tanzende Bewegungen machten sie nicht. All die Bosheit und Wuth ihrer Art, und andererseits Furcht vor dem Beschwörer sprachen sich deutlich aus, und es war leicht zu errathen daß die Zähmung in der Weise vor sich geht, daß man sie oft vergeblich in harte oder etwa

heiß gemachte Gegenstände beißen läßt; dazu mag unter anderem das Ende jener Flöte dienen. Die Giftzähne waren ausgerissen, wie ich mich selbst überzeugte und wie sie auch willig zugestanden; bei alledem ist aber die Gefahr vorhanden, daß das immer vorräthige Gift, welches sich mit dem Speichel vermischt, in die Wunde dringt welche selbst die kleinen Zähnchen einer Schlange immer machen, und außerdem wachsen die Reserve-Giftzähne, deren ich einmal vier an einer Seite zählte, nach; es ist mithin sehr nöthig daß das Unthier vom Beißen überhaupt abgeschreckt sei. Uebrigens widmete der Beschwörer seinen Schlangen keineswegs die angespannte Aufmerksamkeit, die man zu einer Bezauberung durch festen Blick nöthig erachten möchte; er griff oft nachlässig an den Thieren vorüber nach diesem oder jenem Apparat seines Gauklerhandwerks, und schlang sie zuletzt gar um seinen Hals. Von der Kunst dieser Leute wilde Schlangen anzulocken oder sie aus Häusern zu vertreiben, habe ich keine Beispiele gesehen, sie wird oft behauptet, aber eben so oft durch Betrug, Collusion mit den Bedienten des Hauses u. s. w. erklärt. Dagegen sah ich den Kampf der Manguste, des indischen Ichneumon mit der Brillenschlange: das Thierchen greift seinen Feind an der Unterlippe und macht ihn so wehrlos.

Madras ist eine sehr große Stadt und theilt sich wie alle Plätze dieses Welttheils in die schwarze Stadt und die der Europäer, welche letztere wieder in den Geschäftstheil und in die Vorstädte zerfällt, wo die Reichen und Vornehmen wohnen. Unser Gasthof lag am südlichen Ende des Geschäftsviertels, daran stößt ein hübscher grüner Rasenplatz mit dem neuen schönen Leuchtthurm in der Mitte. Weiter südlich ist das berühmte Fort St. George, völlig in der Ebene gelegen aber auch nicht von umliegenden Höhen bedroht, und drohend vielmehr für den flachen weiten Rayon den seine Kanonen bestreichen; eine kleine Stadt, die Regierungsgebäude, Kasernen und Wohnungen enthaltend, liegt innerhalb der Werke. Weiter südlich dem Meere entlang liegt die schwarze Stadt, vom Fort aus aber führen schöne breite Wege nach St. Thomas Mount, dem Stadttheil wo die Landhäuser liegen. Die Chausseen sind trefflich unterhalten; schöne eingezäunte Rasenplätze auf denen Vieh weidet, geben der sonst einfachen und ebenen Gegend ein frisches Ansehen. Schade daß die Alleen vor den heftigen Stürmen nicht aufkommen können. Am obern Ende des sogenannten Mount Road befinden sich nun viele hübsche Gebäude, mit dem Landhaus des Gouverneurs beginnend. In der Mitte dieser etwa eine halbe Stunde langen Promenade steht eine sehr schöne Reiterstatue * des Sir Thomas Munro, früheren Gouverneurs von Madras; für einen im besten Sinn des Worts populären Gouverneur, dessen Andenken im Gedächtniß fortlebt und fortleben soll, eine überaus glückliche Wahl des Platzes; er überschaut die Ebene, und an seinem Denkmal vorbei

* Das Pferd ist als englisches Jagd- und Campagnepferd aufgefaßt, so wie unsere deutschen Reiterstatuen stets das Schulpferd in seinem Gleichgewicht darstellen.

drängt sich fortwährend und namentlich in den fashionablen Abendstunden das ganze Leben von Madras. Man gewinnt den Mann lieb um seines Denkmals willen. Ich erstaunte über die Menge eleganter europäischer Equipagen, schöner englischer Pferde und gewählter Toiletten, und man glaubte sich wirklich zurück nach Europa versetzt, wären nicht die Läufer in malerischer Landestracht und die exotischen Fuhrwerke in denen die Eingebornen einherziehen, meist mit kleinen Braminen-Ochsen bespannt, die einen ganz leidlichen Trab laufen. Das Fuhrwerk ist in der Regel zweirädrig, und Herr und Kutscher sitzen in einem runden Tempelchen das mit weißen Draperien verziert ist. Daneben gewahrt man wohl die ebenso exotische Figur eines Dromedars, welches mit dem Reiter hoch oben auf dem spitzen Buckel und dem langen Hals beim ersten Anblick nicht minder auffällt.

Die Präsidentschaft Madras wird von denen in Bengalen, wo freilich die Fluth der Ereignisse großartiger daher strömt, etwas geringschätzig angesehen und the benighted presidency genannt; jedenfalls gebührt ihrem Corso der Vorzug vor dem selbst des prächtigen Calcutta, namentlich an Eleganz der Equipagen, und der Fremde welcher zum erstenmal in dem königlichen Indien so viel europäische Pracht neben so endlos wechselnden Erscheinungen der orientalischen Welt in einem Bilde erblickt, ist gewiß völlig befriedigt. Eine andere Annehmlichkeit ist die Militärmusik, die zweimal die Woche auf einem Nebenplatz in der Abendkühle statt hat; die lang entbehrten Töne einer guten Musik, begleitet und oft unterbrochen von dem Rauschen der immer heftigen Brandung machen einen großen Eindruck, und ich kann nie die schönen Donaulieder-Walzer von Strauß hören, ohne an die glückliche Stunde zu denken, wo ich ihre heimathlichen Klänge unter dem heitern Abendhimmel am Meeresstrande von Madras zum erstenmal vernahm.

Es bleibt mir nun noch übrig den Leser zu einer Spazierfahrt nach der schwarzen Stadt einzuladen; zu Fuße zu gehen ist der europäischen Würde in Indien durchaus zuwider, selbst wenn man das Gedränge des Volks, die Zudringlichkeit der Bettler und den unendlichen Staub nicht zu scheuen hätte. Man erblickt lange Straßen aus den elendesten Hütten bestehend, die oft nicht einmal eine Wand nach vorn zu haben, sondern die ganze Nacktheit eines dürftigen Haushaltes enthüllen; dann wieder Läden mit den verschiedensten Lebensbedürfnissen, dazwischen hin und wieder ein reinliches Haus eines wohlhabenden Hindu oder Muselmanns,* Tempel und Pagoden, Hochzeiten und Leichenbegängnisse, und ein dichtes Gedränge von malerischen Erscheinungen in den verschiedensten Trachten und Farben. Die Hindus sind eine auffallend schöne Race; unter zehn findet man gewiß acht von entschieden schönen edlen Gesichtszügen, denen die dunkle Farbe geringen Eintrag thut; dazu der malerische

* Muselmann ist nicht etwa ein deutsches Wort, sondern es heißt auch auf Hindostani Mussalman.

Turban, bald weiß bald roth, bald von blassen gemischten Farben, und die reinlichen weißen Gewänder. Die ärmeren Klassen, namentlich die Coolies oder Lastträger haben nur die nothdürftigste Kleidung: ein weißes Tuch um die Lenden und einen weißen Turban. Ihre kräftigen und doch feinen Gestalten sind wahre Modelle und unendlich erhaben über die immer fratzenhafte Figur des Negers, so sehr auch bei diesem die kräftig entwickelten Muskeln wenigstens im Einzelnen zum Modell werden können. Die Mahommedaner, durch ganz Indien mehr dem Handel und der städtischen Bevölkerung als dem eigentlichen Volk angehörend, unterscheiden sich durch weite Beinkleider, ein dem Hindu in Südindien fremdes Kleidungsstück, meist von bunter Farbe, und verschiedenen Turban; ihr Aeußeres ist nicht weniger malerisch. Höchst seltsam ist der südindische Gebrauch, demzufolge jeder Hindu das Zeichen seiner Kaste in gelber oder weißer Farbe an der Stirn trägt, und diese Malerei jeden Morgen erneuert; so hatte Delesserts Bedienter einen runden weißen Fleck von 1/2 Zoll Durchmesser auf der Nasenwurzel, der meinige einen gelben senkrechten Strich in der Mitte der Stirn mit einem weißen Punkt darunter. Die Anzahl der Kastenabtheilungen in welche die vier großen Kasten des Braminismus zerfallen, beträgt auf der Küste Coromandel an fünfzig. Mir fiel die große Verschiedenheit des Braun des Körpers oft bei Individuen derselben Kaste auf: da man hier enge Verwandtschaft des Blutes annehmen darf, so weist dieser Umstand auf den starken Einfluß hin, den größerer oder geringerer Schutz gegen Sonne und Wetter auf die Farbe des Einzelnen üben. Reiche und namentlich altvornehme Familien sind oft so hell, daß sie in Südeuropa kaum auffallen würden.

Gleich beim Eintritt in eine der Straßen begegneten wir einem seltsamen Hochzeitszug. Voraus auf einem Stier mit geraden spitzen Hörnern reitend ein Mann mit einer Trommel, die andere Musik von der leidigen orientalischen Gattung, in deren grellen Tönen der Europäer nur schwer eine abgerundete Melodie geschweige Harmonie entdeckt, dann Tänzerinnen, darauf unter einem Baldachin große Sträuße von gemachten Blumen und Geschenke, hinterher in einer langen Reihe an dreißig Frauen, Töpfe mit Süßigkeiten auf dem Kopf tragend. Braut und Bräutigam waren nicht in dem Zuge; alle Minuten hielt derselbe an, und von der Musik begleitet begannen die Bayaderen ihren Tanz, der mehr aus langsamen Bewegungen bestand, zu denen sie mit lauter eintöniger Stimme recitirten; sie waren in weite rothe Gewänder gehüllt und keineswegs reizend. Das Volk umher bildete den Chor zu ihrem Quasigesang. Das Gedränge des Aufzugs, der Zuschauer und der Büffelkarren in der Straße war arg, und wir die wir ausgestiegen waren um die Sache mit anzusehen, flüchteten in den Vorhof einer stattlichen Moschee, wo man uns nach einigem Zögern Zugang gewährte. Die Moschee selbst ließen sie uns nicht betreten; wäre es im Innern Indiens gewesen, so hätte man sich das zur Ehre gerechnet. Es ist ein stattliches Gebäude mit einer Fronte von fünf

Bögen orientalischer Bauart und zwei hohen Minarets, oder wie es in Indien allgemein heißt, Minars an der Seite. Vor der Moschee war ein großes Bassin wo die Gläubigen ihre Abwaschungen verrichteten, denn es war gerade die Abendstunde des Gebets.

Während unserer Wanderung war es spät geworden, und wir mußten uns begnügen manches seltsame und merkwürdige Gebäude nur mit einem flüchtigen Blick zu bedenken. Unser Bedienter und Führer wußte jedoch noch ein interessantes Schauspiel für uns. Es war gerade Vollmond, und in dieser Nacht fand in einem Heiligthum der Hindus von der Malabarküste eine Festlichkeit statt. Die hohen Mauern dieses Tempels verstecken die innern Gebäude, aber am östlichen Ende erhebt sich eine vielstöckige Pagode in dem bekannten südindischen Styl, jeder Stock hinter dem nächst unteren von allen Seiten zurücktretend, so daß eine Art steiler Pyramide entsteht. Das Gebäude nahm sich in der vollen Beleuchtung des eben aufgegangenen Vollmonds großartig aus, und die heiligen Affen welche auf den Zinnen der Pagode herumspazierten, erschienen im Mondlicht fast von menschlicher Größe. Gegenüber dem Tempel war eine große ummauerte Cisterne; der Mond spiegelte sich in dem klaren Wasserbecken — das Ganze eine wahrhaft feenartige Scenerie. Bald sahen wir eine Procession aus dem Thor der Pagode hervorkommen; Fackeln begleiteten sie und gaben einen neuen abenteuerlichen Lichteffekt. Drei Trommler auf Stieren ritten voraus, dann Trompeten, Rasseln und Castagnetten, greuliche Mißtöne hervorbringend, und drauf ein Heiliges das wir nicht erkennen konnten, von Priestern unter drei großen Sonnenschirmen getragen. Bayaderen gaben von Zeit zu Zeit ihre gemessenen Bewegungen zum Besten, und eine Schaar von Gläubigen folgte, die weißen Male ihrer Kaste auf der Stirn. Es war ein so phantastisches Nachtstück als ich nur je gesehen.

Da Freund Delessert die französische Colonie Pondichéry kennen zu lernen wünschte, so verließen wir Madras am Nachmittag des 4. November; bis zehn englische Meilen von der Stadt kann man zu Wagen reisen, und wir schickten daher unsere Palankins voraus. Es war Nacht geworden als wir dort ankamen, und das Bivouac der zahlreichen Mannschaft, vierzehn Mann für jeden Palankin, nahm sich seltsam und wild genug in der Fackelbeleuchtung aus. Mit dem Lärm und Geschrei, ohne das eine Hinduschaar nichts thun kann, sprang die ganze Rotte auf, alles war bald in Ordnung, und die Reise in dem ungewohnten Vehikel nahm ihren Anfang. Ein Palankin (Palki) ist ein länglich viereckiger Kasten reichlich sechs Fuß lang, drei breit und so hoch daß man mit aufrechtem Oberkörper darin sitzen kann; innen hat man eine dünne Matratze, Kissen zur Rücklehne und eine Art Tischchen mit Schublade vorn; an beiden Seiten sind Thüren zum Schieben angebracht, welche Licht und Luftzug nach Belieben zulassen oder ausschließen. Man befindet sich am besten in einer liegenden oder halb liegenden Stellung; alles was man bedarf läßt sich hier oder dort anbringen, und der Palankin bietet

auf Reisen durch wilde Gegenden und auf schlechten Wegen bei weitem das beste Mittel fortzukommen, und hat den großen Vorzug daß er in der Wildniß zugleich das Haus des Reisenden abgibt, wo er gegen Staub und Unwetter, wie gegen die Hitze und gegen diebische Angriffe auf sein Eigenthum gesichert ist. Der Palankin wird in der Stadt von vier, auf der Reise von sechs Mann getragen, und ein Relais von eben so viel Trägern läuft fortwährend nebenher, welche in ganz kleinen Zwischenräumen von zwei bis drei Minuten und ohne den Palankin niederzusetzen, einander ablösen. Die Träger haben einen kurzen Trab, in welchem sie kaum mehr als vier englische Meilen, anderthalb Wegstunden die Stunde zurücklegen, und sie begleiten ihre Bewegungen mit einer Art kurzem einförmigem Gesang, oft nur mit halblautem Summen oder Stöhnen, um sich im Takt zu erhalten, was das Haupterforderniß für die Bequemlichkeit des Reisenden ist. Sind die Träger nur einigermaaßen gut, so hat die Bewegung des Palankins, obgleich stark genug um Schreiben ganz und Lesen von Enggedrucktem beinah unmöglich zu machen, nichts ermüdendes selbst für lange Reisen; man kann seine Lage nach Belieben wechseln, und da die Träger an einer, nicht an zwei Stangen tragen, so ist der Kasten immer von selbst im Gleichgewicht. Das Gepäck wird in Blechkästen, sogenannten Petarrah's, je zwei an einer Stange im Gleichgewicht, nebenher getragen. Anfangs empört sich das Gefühl gegen den Gebrauch von Menschen gleich Lastthieren, aber man ergibt sich bald in eine Sitte, die ohnehin das einzige Mittel in Indien rasch zu reisen ist, und überzeugt sich leicht daß die Gewohnheit den Trägern, welche als eigene Kaste dies Geschäft von Jugend auf treiben, die anscheinend schwere Anstrengung leicht gemacht hat; sie sind immer gutes Muths. So durchzogen wir denn das Land, jeder allein in seinem Palankin, und das ist noch das unangenehmste und langweiligste bei der Sache. Man reist hauptsächlich des Nachts und fast nie in den heißen Stunden zwischen zehn und drei, und so fanden wir unsere erste Tagereise von etwa vierzig englischen Meilen sehr erträglich. Sowie die Nacht einbricht zündet der Mussaulchie oder Fackelträger seine aus Lumpen gefertigte höchst übelriechende Fackel an, welche er von Zeit zu Zeit mit Oel tränkt. So sehr man sie wegen der Blendung, des Rauchs und Gestanks hinwegwünscht, so ist sie doch unentbehrlich, sowohl um den Weg zu erhellen, als auch um wilde Thiere zu verscheuchen, die doch hie und da anzutreffen sein möchten.

Bald der Seeküste entlang durch öde Sandstrecken, die nur mit einzelnen kahlen Fächerpalmen bewachsen sind, bald durch Wald und Wildniß oder vor Dörfern vorbei ging unser Zug. Die völlige Einsamkeit unter Indiern, denen wir in Sprache, Religion und fast jeder andern Hinsicht so fern sind, die vorüberstreifende Fackelbeleuchtung, der melancholisch-einförmige Gesang der Träger, alles das brachte einen neuen, wahrhaft einzigen Effekt hervor, dem ich um so mehr ganz anheimfiel, als mein Palankin etwa eine halbe Stunde

zurückgeblieben war. Zu diesem Genuß einer romantischen Lage gesellte sich noch das angenehme Gefühl völliger Sicherheit in dieser Wildniß, denn es ist eine bewährte Thatsache, daß diese Kaste der Träger die ehrlichste und zuverlässigste ist die es gibt. Bei der völligen Hülflosigkeit des Reisenden, welcher der Sprache nicht mächtig ist und sein Eigenthum wie sein Leben unbedingt in die Hände von zwölf wildfremden Menschen niederlegt, würde ein nächtlicher Zug wie der unsrige ein Unternehmen voll unerträglicher Spannung sein, wäre es nicht unerhört daß Reisende von ihren Trägern verrathen, angefallen oder ermordet worden. Die bedenklichste Lage in die man gerathen kann, ist die Begegnung eines Tigers oder einer Boa; dann setzen die Träger den Palankin nieder und retten sich wie sie können, was ihnen nicht übel zu nehmen ist; der Reisende hat ohnehin von seiner Festung aus eine weit bessere Chance sich zu vertheidigen, und überdies ist man, sei es auch nur um des völligen Sicherheitsgefühls willen, stets mit einer Waffe versehen.

Die aufgehende Sonne weckte mich aus einem ganz sanften Schlaf, und bald darauf erreichten wir den kleinen Ort Sadras oder Sadraspatam an der Seeküste, nicht ganz die Hälfte Weges zwischen den beiden Städten. Eine treffliche, seit Ceylon uns bereits nicht mehr fremde Einrichtung sind die Bungalow's (ein indischer Name für ein kleines Haus auf dem Lande), für den Gebrauch der Reisenden bestimmt. Alle zehn bis fünfzehn englische Meilen findet man durch ganz Indien auf den einigermaaßen besuchten Straßen einen solchen Bungalow, bestehend aus einem oder zwei geräumigen Hauptzimmern und mehreren Kammern. Ihre Benützung steht jedem Reisenden für zwei Tage frei, in Südindien unentgeltlich, in Nordindien für einen kleinen Betrag den man herzlich gern gibt. Ein invalider Sepoy (Sipahi, Spahi) oder ein ähnliches Individuum führt die Aufsicht über das Gebäude, und ist angewiesen jedem Ankömmling zur Beschaffung von Lebensmitteln behülflich zu sein; gegen eine kleine Vergütung bereitet der Mann auch ein einfaches Mahl, und was das beste ist, jedes Zimmer hat Zurichtungen für ein Schauerbad im indischen Styl, d. h. einen Platz mit Abzugsröhren in einem Winkel des Zimmers, wo man sich mit kaltem Wasser begießen läßt um den Staub der Palankin-Reise, der meist kein geringer ist, abzuspülen.

Alles war nach Wunsch in dem kleinen Hospiz von Sadras. Ich brachte den heißen Theil des Tags mit Schreiben zu, während noch Zeit blieb die nächste Umgebung des Oertchens zu durchstöbern, ehe wir mit der sinkenden Sonne unsern Weg fortsetzten. Dicht am Bungalow sind die Ruinen eines Forts, welche sich bis unmittelbar ans nahe Seeufer erstrecken; das Ganze schien gesprengt, nicht zerfallen, einzelne Reste ließen errathen daß es nicht ohne Zierde war, jetzt aber ist es ein ganz wüster unbenutzter Platz. Eine alte eiserne Kanone die nebst andern da herum lag, zeigte das Monogramm der holländisch-ostindischen Compagnie. Eine kleine Moschee in der Nähe des

Forts, von mahommedanischen Grabsteinen umringt, zog uns an; aber kaum in Indien angelangt wurden wir auch schon mit der Erfahrung vertraut, daß wunderbar gestaltete Tempel und Pagoden zu den Alltäglichkeiten gehören, die man in jedem Dorfe und auf jedem Felde trifft, und diese zauberhaften Gebäude, oft durch Schönheit, immer durch Ungewöhnlichkeit der Formen ausgezeichnet, treten vollends dann zurück, wenn man die wirklichen Prachtbauten Indiens erst einmal kennen gelernt hat.

Als wir uns nach eingenommenem dürftigem Mahl schon zur Abreise anschicken wollten, wurden wir durch ein hübsches Schauspiel überrascht, das indische Bereitwilligkeit und Geldsucht uns darboten: der Schulmeister des Orts nämlich erschien mit acht seiner Schulkinder, zwischen acht und zehn Jahren, alle Mahommedaner in ihrer reinlichen Tracht, weiße Röcke, bunte Turbans und Beinkleider. Die Kinder schickten sich an unter der Verandah unseres Bungalow einen Tanz aufzuführen: vier ließen sich auf ein Knie nieder, während die andern vier sich, je zwei und zwei einander gegenüber, zwischen den Knieenden aufstellten. Jedes hielt zwei kurze Stäbe in der Hand, und als der Tanz begann, führten sie sehr anmuthige und hübsche Bewegungen und Stellungen aus, ihre Stäbe im Takt bald mit den Knieenden bald untereinander zusammenschlagend; dazu sangen sie eine eintönige Melodie, deren Worte uns leider verloren gingen. Die an sich sehr hübsche Vorstellung wurde bis zur Ermüdung fortgesetzt, da wir denn die ganze Schaar mit einem Geldgeschenk, das der Schulmeister eingesteckt haben wird, und etwas Backwerk, das sie als Mahommedaner aus unsern Händen empfangen durften, entließen. Einem Hindu dürfte man keine Sache die durch die besudelten Hände eines Europäers gegangen, anbieten; nur was das Geld betrifft sind sie mit weiland Kaiser Vespasian einer Meinung. Diese Tänzer zogen nun noch einen Gaukler nach sich, der sich umgeben von seinen Siebensachen in der Verandah niederließ, da wir nun einmal pflichtgemäß diese Tausendkünstler an Ort und Stelle gründlich kennen lernen wollten; zwei Stühle wurden für die gnädigen Herren Europäer gesetzt, und die Bedientenwelt umgab uns in respektvoller Entfernung, alle mit offenem Munde. Ich erlasse dem Leser die Aufzählung aller Stücke, wiewohl sie bei hellem Tageslicht und dicht vor uns ausgeführt, durch die vollkommene Täuschung einigen Werth hatten. Sehr niedlich war folgendes: er nahm eine Handvoll Staub, mit der er einige Gaukeleien vornahm, ohne uns jedoch irgend eine verdächtige Bewegung blicken zu lassen; aber siehe da, als er uns nun einiges von diesem Staub in die Hände schüttete, war es schönes wohlriechendes Sandelholzpulver geworden, während andrerseits ein armer Hindu, der in eine Ecke gekauert zusah, seine Verwandlung in ein andres Wesen gewahr werden mußte: der Gaukler bestrich ihm das Gesicht mit demselben harmlosen Staub und brachte zum Ergötzen aller Umstehenden eine Anzahl gelber, weißer und schwarzer Streifen hervor, die ihn zum Wilden und Cannibalen umschufen. Zuletzt gab es wieder ein grauenhaftes Schlußstück.

Der Mensch verschluckte einen fast zwei Fuß langen Degen, und auf das herausragende Ende setzte er ein Feuerrad, welches dicht über seinem rückwärtsgebogenen Gesicht hin mit Geräusch und Funkensprühen abbrannte. Das ganze äußerst widrige Schauspiel dauerte wohl eine Minute lang.

Wir verließen Sadras den Nachmittag und setzten unsern Weg bis Mitternacht fort, wo wir in Allamparva, einem andern kleinen Ort mit Bungalow ankamen. Hierher hatten wir mittelst vorher abgesandter Briefe eine neue Abtheilung Träger bestellt, aber zu unserer unangenehmen Ueberraschung waren keine da. Der Ort selbst konnte deren nicht liefern, weil nur eine bestimmte Kaste sich zu diesem Dienst hergibt und in demselben geschickt ist; so hieß es denn einfach Geduld, und was wir in der Schule so getreulich nachgebetet, auch wohl in aufgegebenen Exercitien emphatisch dargethan, die Verwerflichkeit des Kastenwesens, leuchtete uns dasmal ohne Umstände ein. Da man in den Bungalows nur Bettstellen, keine Betten trifft, und überdies die schrecklichen Musquitos zu fürchten waren, so schliefen wir in unsern Palankins, und erwarteten am nächsten Morgen unsere Träger, die denn auch zu guter Stunde ankamen. Nachmittags drei wurden wir von der neuen Schaar aufgehoben und weiter gefördert, und erreichten um Mitternacht **Pondichéry**, etwa 100 englische Meilen von Madras.

Zuvörderst betraf mich an diesem Orte das Glück, daß ich seit fünfzehn Monaten hier die ersten Zeilen aus der Heimath wieder empfing. Die freudige Bewegung beim Empfang einer solchen Sendung ist eher nachzufühlen als zu schildern; das war aber auch fast der einzige Lichtstrahl der auf die dreiwöchentliche Existenz in Pondichéry fiel. Trübselige Regenzeit und der Anblick einer Colonie, die aus Mangel an Thatkraft gänzlich darnieder liegt und förmlich verfault, machten uns diesen Aufenthalt so unleidlich als nur irgend einen der uns vorgekommen war. Pondichéry, oder wie die Engländer nach ihrer Orthographie indischer Namen schreiben Pondicherry,* ist der Sitz des französischen Gouverneurs über die kläglichen Trümmer französisch-indischer Colonien, die nach langen Wechselfällen bald großen Glanz und commercielle Bedeutung, bald Krieg und Belagerung gesehen haben, bald ganz in feindliche Hände geriethen, und nun seit Napoleons Sturz wieder in der Gewalt der Franzosen sind, durch die englischen Nachbarn geduldet, aber auch nur geduldet. In einem Artikel des Vertrags über Rückgabe der Colonie ist es

* Nirgends ist die Verschiedenheit der Orthographie exotischer Namen größer als in Indien. Im allgemeinen muß man den Nationen die dort Herrschaft oder Einfluß üben, das Recht lassen solche Namen zu europäisiren, und thut wohl ihre Schreibart zu befolgen. Leider ist gerade die Sprache der Engländer, die jenes Recht der Pathenschaft über so weite Strecken üben, bei ihrem Mangel an reinen Vokalen die allerungeeignetste; überdies sind sie in der Uebertragung der indischen Namen selbst nicht einig unter einander, und je mehr einer von den orientalischen Sprachen versteht, desto mehr gefällt er sich in bizarren Schreibarten.

dem französischen Gouvernement verwehrt Befestigungen zu errichten, oder mehr Militär zu halten als zu polizeilichen Zwecken erforderlich ist; zugleich ist für den Fall des Ausbruchs von Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich vorsorglich eine Frist für die Bewohner der Colonie gesetzt, in der sie sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen das Recht haben. Der Stempel der englischen Unüberwindlichkeit außerhalb Europa ist somit auch diesem Verhältnisse in unzweideutiger Weise aufgedrückt, so wie wir derselben allenthalben begegnen und zum Theil schon begegnet sind. Die großartige wenn auch selbstsüchtige Politik Englands hat sich durch das Netz ihrer Handelsverbindungen und Dampfschifflinien, wie durch den Nachdruck ihrer Flotte an jeder Küste einen Haltpunkt gesichert, englischer Handel und englische Ansiedlung ist überall beschützt und gefördert, und die andern Nationen folgen nur in ihren Fußtapfen nach, die gebotenen Vortheile benutzend und daneben weidlich auf England scheltend. In Westindien, Brasilien, Peru, Chile, Neuholland, China, Indien, im rothen Meer, an den afrikanischen Küsten ist die englische Macht ohne Widerstand, wogegen die kleinen Trümmer französischen Colinalbesitzes, Guadaloupe und Martinique im Westen, Bourbon und Pondichéry mit seinen Anhängseln im Osten ihren Herren keinen Vortheil gewähren; und schon auf den ersten Blick die völlige Erlahmung verrathen, somit die schweren Kosten der dortigen Etablissements nur mit dem augenscheinlichen Zeugniß der Schwäche dieser Colonialherrschaft lohnen. Es ist ein von allen unbefangenen Franzosen anerkannter Satz, daß diese Nation zum Colonisiren nicht taugt; die Beharrlichkeit, die Zähigkeit auch unter widrigen Umständen, der Spekulationsgeist der Engländer geht ihnen ab, die kräftige Beschützung vom Mutterland, doppelt nöthig in solchem Falle, läßt sich vermissen, und eine Colonie in der die Kanäle der Aus- und Einfuhr, des gegenseitigen Interesses und Vortheils nicht in vollem Zuge sind, muß verfaulen, namentlich wenn der Colonialbevölkerung selbst der Gemeingeist abgeht, der in jeder englischen Ansiedlung so stark hervortritt. Ein englischer Colonist öffnet seine Augen den wahren Bedürfnissen des Orts, und je größer die Schwierigkeiten, desto reger seine Thatkraft; die Mittel zur Abhülfe des Schlimmen und zur Beförderung des Nützlichen sind Gegenstand fortwährender Berathung und Besprechung, und was diesen Besprechungen in Meetings und Zeitungen manchmal an Decenz abgeht, kommt ihnen an Energie und Lebhaftigkeit zu Gute, und ihre Stimme wird gehört. Solcher Gemeingeist existirt in den französischen Colonien nicht, energische Stimmen lassen sich nicht vernehmen, und würden bei der bureaukratischen Verwaltung im Großen und Kleinen ohnehin verhallen; der Reiche in der Colonie ist zufrieden sich so viel Lebensgenuß zu gönnen als möglich, und auf die Unthätigkeit und den bösen Willen der Regierung zu schelten, und der Arme mag zusehen wie er fertig wird. So ist es in Pondichéry, nicht viel besser in Martinique, und ebenso in Bourbon nach der Erzählung derer die dort gewesen sind.

Pondichéry ist eine kleine freundliche Stadt an der Seeküste; die sogenannte weiße Stadt enthält regelmäßige Straßen mit hübschen Häusern, aber alles ist öde, auf dem Platz des Gouvernementsgebäudes wächst Gras, kaum daß sich hie und da ein Palankin mit einem Europäer zeigt, und die Erscheinung einer Kutsche ist eine Seltenheit. In diesem Stadttheil wohnen die Europäer: Regierungsbeamte, einige größere Kaufleute und mehrere Waarenlager nehmen ihn ein; durch einen mit Bäumen bepflanzten Kanal ist er von der schwarzen Stadt getrennt, wo einige Straßen die charakteristischen Häuser wohlhabender Eingebornen enthalten, andere aber elende Lehmhütten der armen Hindubevölkerung, noch ärmlicher als in Madras. Ein ordentliches Wohnhaus eines Hindu, meist einstöckig, hat eine Verandah einige Fuß über der Straße erhöht, in der man die Bewohner namentlich des Abends sitzen und sich unterhalten sieht. Unser soi-disant Hotel lag an jenem die Scheidewand bildenden Kanal, ein ganz nettes kleines Haus, aber zerfallen und elend unter dem Druck der allgemeinen Armuth; drei Wochen lang waren wir mit einer einzigen kurzen Ausnahme die alleinigen Besucher, so daß wir nicht ohne Besorgniß einer Rechnung entgegen sahen mit der das ganze Etablissement seinen Unterhalt decken mußte; die Aermlichkeit von Tischzeug, Betten, Geräth aller Art war ohne Gleichen, und unser Aufenthalt im höchsten Grade ungemüthlich. Durch diesen Mangel einer anständigen Aufnahme hat denn der Fremde den sein Unstern nach Pondichéry führt, sofort ein keineswegs schmeichelhaftes Bild des allgemeinen Zustands; von Bettlern wimmelte es ohnehin, aber während man in andern Colonien nun und nimmer einen Europäer betteln sieht, war es hier im äußersten Grade widrig und niederdrückend, wenn wir vom Morgen bis zum Abend von europäischen halbanständigen Bettlern, heruntergekommenen Leuten aller Art, und von Bettelbriefen bestürmt wurden. Delessert, sehr empfindlich berührt durch dies Unwesen in einer Colonie seiner Nation, schickte sie alle zum Gouverneur, und hatte ganz recht, denn es wäre ja wohl Sache der Regierung, für die Unterstützung der armen Europäer deren es so viele nicht geben kann, Sorge zu tragen.

Die Ankunft jener Briefe gab Gelegenheit zum Schreiben, und wir hatten ein wenig Jagd, aber der einfallende Regen und heftige Stürme machten jeden Ausflug bald unmöglich, und als der Schreiberei denn auch ein Ende geworden war, saßen wir in muthloser Trübseligkeit und ärgerten uns über die Frösche, die mit dem feuchten Wetter eben zufrieden, ihr Wohlbehagen durch höchst unerträgliches nnd unaufhörliches Quakſen an den Tag legten; Novemberwetter in einem indischen Klima war wirklich zu arg. In diesen Tagen der trostlosen Langeweile mußten wir denn auch erfahren, daß man bei schlechtem Wetter in Pondichéry nichts zu essen bekommt; es scheint sie haben keinen Bazar, und wenn es regnet werden keine Lebensmittel zur Stadt gebracht; so entschuldigte wenigstens unser farbiger Aufwärter im Hotel, ein Jammerbild im Einklang mit dem Ganzen, der unsere fortwährenden Klagen und

Vorwürfe über die schlechte Versorgung mit unerträglicher Geduld entgegennahm. Bei all dieser Armseligkeit sollte uns jedoch der Trost eine gleichgestimmte Seele zu finden, nicht ermangeln; im Jardin des Plantes machten wir die Bekanntschaft des Direktors Mr. P—, der mit der Familie Delessert sehr liirt war, und uns aufnahm als hätte er gefunden was Diogenes so lange suchte, und was die Bescheidenheit zu unsern Gunsten auszulegen verbietet. P. war ein großer Reisender, ja Weltumsegler, als Botaniker sehr geachtet, ein wissenschaftlicher, geistig regsamer Mann, den sie zum Direktor eines botanischen Gartens gemacht hatten für den die Regierung nichts ausgeben mochte; dafür hatten sie ihn einer unglückseligen Seidenwürmerzucht vorgesetzt, und unter diesem Gewürm, umgeben von Europäern die ihm keine geistige Nahrung gaben, und von Hindus die ihn bestahlen, hatte sich der treffliche Mann, der ohnehin ein Original war, nach dem Vorbild seiner Seidenwürmer eingesponnen und verpuppt, verwünschte Pondichéry und was darinnen war, das Gouvernement und seine Seidenwürmer, und das Schicksal das ihn dahin verschlagen. Uns schüttete er den ganzen Vorrath seiner Klagen aus, wir verkehrten viel und oft mit ihm, und bei der Gelegenheit wurde denn auch das Kapitel von den Seidenwürmern gründlich erschöpft. Die Maulbeerpflanzungen gediehen schön, und unter dem warmen Himmel Indiens hatte er jährlich zehn Generationen, aber das Klima macht auch daß das Insekt schnell entartet und von Zeit zu Zeit durch eine neue Zucht ersetzt werden muß. Die Rentabilität schien nicht ohne Zweifel, und jedenfalls hat diese Anlage in Pondichéry wenig Zweck, da in dem kleinen Territorium, von Hindus bewohnt die sich nie eine neue Kulturart oder einen neuen Fabrikzweig aneignen mögen, kein Raum zu Nachahmung und Ausbreitung gegeben ist. Am Orte selbst hielt man die Sache für nutzlos, die Regierung selbst interessirte sich nicht mehr dafür und des armen P. Ingrimm verdoppelte sich.

Ein anderes Etablissement der Regierung ist eine Baumwollspinnerei, die guten Fortgang haben soll. Baumwollentücher, namentlich mit Indigo gefärbt, bilden den Haupt-Ausfuhrartikel, sie gehen nach der Südwestküste von Afrika. Aber der ganze Handel ist klein und ärmlich; bei unserer Ankunft war kein Schiff auf der Rhede, und erst in den letzten Tagen kam eines, welches auf dem Wege nach Calcutta anlegte; ein großes Ereigniß. Nicht zufrieden die Quelle des armseligen Zustandes in ihrer eignen Trägheit zu suchen, vereinigten sich alle Stimmen in maaßlosen Angriffen gegen den Gouverneur, als ob ein einzelner Mann einen Zustand der Vernachlässigung und Erschlaffung beleben, oder bei dem schlimmsten Willen eine blühende Niederlassung durch Nachlässigkeit in so kurzer Frist ruiniren könnte, als gemeiniglich die Dauer einer solchen Verwaltung ist.

So sehr der allgemeine Zustand auch auf die geselligen Verhältnisse drückt, so fehlte es doch nicht an der freundlichen Aufnahme und den zuvorkommenden Formen, welche bei einem kurzen Aufenthalt unter Franzosen die gesellschaftlichen

Tugenden aller andern Nationen in Schatten stellen. Man hat hübsche Spaziergänge in Pondichéry, namentlich an der See, die hier so offen ist wie bei Madras und dieselben Gefahren bietet. In einem der paar Dörfer die zu Pondichéry gehören, Villenore, haben sie eine schöne Pagode, von jenem pyramidalischen Stil den ich schon in Madras beschrieben habe: die einzelnen Stockwerke bestehen aus lauter Reliefs und Figuren. Dort sieht man auch einen der berühmten Wagen, auf denen bei Festlichkeiten die Götzenbilder von einer fanatischen Menge von 500 bis 1000 Menschen gezogen werden: es war ein plumpes Gestell, etwa 40 Fuß hoch, in pyramidalischer Form und mit Schnitzwerk geziert; die vier Klotzräder waren jedes 8 Fuß hoch und 1½ Fuß dick, und man sieht nicht ohne Schauder diese Maschine, unter deren Rädern zerquetscht zu werden sonst für die größte Glückseligkeit eines Hindu-Fanatikers galt. Dieser entsetzliche Gebrauch ist indeß selbst bei den großen und berühmten Festen von Juggernaut seit mehreren Jahrzehnten nicht wieder vorgekommen. Die Umgebung von Villenore bilden Reisfelder, welche durch einen großen auf viele Monate Wasser enthaltenden Teich bewässert werden; wir jagten mehrmals in diesen Reissümpfen, die voller Becassinen und andrer Wasservögel, besonders auch Silberreiher sind. Auch Hasen erlegten wir nordwärts an der Seeküste; sie waren kleiner als die unsrigen, aber eben so gefärbt mit Ausnahme eines schwarzen Dreiecks zwischen Schultern und Hals; der Braten war gut. Den Ausflug nach einer Stelle wo merkwürdige versteinerte Stämme, ein ganzer Wald, liegen sollen, verdarb uns das schlechte Wetter.

So gern wir Pondichéry recht bald den Rücken zugekehrt hätten, war doch durch das Regenwetter, das die Flüsse anschwellte, auch das Reisen unmöglich gemacht, und selbst als wir am 27. November endlich die Abreise nicht länger verschieben mochten, um nicht zu spät für das Dampfschiff nach Madras zu kommen, folgten uns warnende Prophezeiungen in Menge, die zwar am Ende als fruchtlos, aber doch nicht als unweise sich herausstellten. Wir waren zu drei, Delessert und ich, und eine französische Dame, die ebenfalls zum Dampfschiff reiste und sich unserem Schutze anvertraut hatte. Es war ein regnichter Tag und wir kamen nur langsam vorwärts, da die armen Träger fast stecken blieben und manchen Gießbach mühsam zu durchwaten hatten, der in der trocknen Jahreszeit nicht die geringste Schwierigkeit geboten hätte. Die alte Route der See entlang konnten wir ohnehin nicht nehmen, was uns sehr ungelegen kam, denn wir hätten gern die sieben Pagoden bei Sadras gesehen, Ueberreste einer vom Meer verschlungenen Stadt und in Felsen gehauene Tempel. Wir zogen also landeinwärts, wechselten Abends die Träger, so daß wir einen Theil der Nacht reisen konnten, und waren früh fünf schon wieder unterwegs. Der 28. war ein besserer Tag, es war schöner Sonnenschein, und da wir uns mehr und mehr von der Seeküste entfernten, wurde die Gegend bergiger, abwechselnd und fruchtbar; eine schöne Landschaft begleitete uns auf beiden Seiten des Wegs, und namentlich zieren

denselben die zahllosen Pagoden, Tempel, Cisternen, oft beschattet von vielstämmigen Banianenbäumen; meist von Backstein erbaut und halb zerfallen sind diese Tempelchen höchst malerisch, und mit Gruppen von Hindus geben sie ein hübsches Bild. So erreichten wir am Nachmittag ein schönes wohlhabendes Dorf und dicht hinter diesem einen hoch angeschwollenen Fluß, ohne Brücke, ohne Boot, und da begannen unsere Schwierigkeiten. Schon bereit uns geduldig niederzusetzen und zu warten bis alles Wasser vorbeigeflossen wäre, übergaben wir uns den trostlosesten Betrachtungen; zu spät fürs Dampfschiff, vielleicht Rückkehr nach dem leidigen Pondichéry, das war uns zu arg, und als wir einige Catamaran's mit Leuten im Flusse erblickten, beschlossen wir einen kühnen Versuch zu machen. Ein Catamaran ist ein kleines Floß von drei bis vier Balken aufs roheste zusammengesetzt, wo nicht die niedrigste doch die zweitniedrigste Stufe der Schifffahrt. Zwei solche Catamaran's zusammengebunden, im Ganzen sieben Stücke Holz, versprachen einige Sicherheit, und zum Versuch wurde nun erst ein Palankin, nachdem alles was nicht nagelfest war, herausgenommen worden, dem gebrechlichen Fahrzeug und den Bootleuten anvertraut, mit gutem Erfolg. Nun kam der zweite Palankin, der ebenfalls glücklich hinüberschwamm, aber nun der bedenklichste Fall, denn eine zarte und obendrein kranke Dame diesem Floß anzuvertrauen war etwas gewagt. Sie zeigte indeß so viel Muth und Festigkeit des Entschlusses, daß wir getrost aus Werk gingen: wir empfahlen ihr an ein aufgeblasenes Luftkissen umzubinden, warfen uns, da für uns kein Platz auf dem schmalen Floß blieb und zu Ziereneien ohnehin Zeit und Ort nicht war, in Schwimmkostüm, und brachten unsere zarte Bürde, welche im Palankin sitzen blieb, an Bord. Zwölf Männer umringten den Catamaran, anfangs nebenher gehend und als es tiefer wurde schwimmend; sie waren zwar nicht im Stande der Gewalt des Stromes zu widerstehen, aber sie gaben dem Fahrzeug doch so viele Lenkung, um es durch die Strömung durch nach dem jenseitigen Ufer, wenn auch weit tiefer unten spülen zu lassen. Delessert und ich schwammen neben an; es war die wunderlichste Escorte die ich je einer Dame gegeben habe, aber es ging alles gut und wir waren bald außerhalb der Strömung des ursprünglich gar nicht breiten Wassers und kurze Zeit darauf am Lande, wo wir uns umkleideten und mit dem Bad obendrein recht zufrieden waren. Nun gab es eine lächerliche Zwischenscene. Delessert brachte eine Flasche Cognac hervor und gab jedem der kühnen und braven Bootleute und Träger einen Schluck; der Cognac war stärker als das Vorurtheil, und sie weigerten sich nicht aus unsern unreinen Händen die willkommene Gabe zu empfangen, so sehr es auch gegen ihre Religion ist aus einem christlichen Glase zu trinken. Da kam es aber daß ein unglücklicher Pariah, der mit uns als eine Art Dolmetscher gelaufen war, seinen Antheil erhielt; die andern hatten es verhindern wollen, Delessert aber mit wohlangebrachter Hartnäckigkeit bestand darauf, und nun wollte keiner mehr aus dem Glase trinken. Delessert machte indeß Miene die Flasche ganz

wegzustecken, und da besannen sie sich und tranken ruhig weiter, Jeder in seiner Reihe. So trat hier der verschrieene Branntwein als Apostel der Toleranz auf. Wir Andern thaten uns nun auch gütlich, leider waren es nur noch Reste, und wir fingen an für den morgenden Tag besorgt zu sein.

Den Abend brachten uns die Träger noch eine gute Strecke weiter, verirrten sich aber und ließen uns recht eigentlich im Kothe stecken, im wilden Wald unter heulenden Schakals und Wölfen. Wir waren aber bald so glücklich einen Führer zu finden, und Morgens am 29. fanden wir uns auf dem sandigen Ufer des Flusses Palar, an dem großen Hemmniß vor dem man uns in Pondichéry besonders bange gemacht hatte. Angeschwollen wie er war, hatte der Fluß fast die Breite des Rheins, gewaltige Strömung und als einzige Hoffnung für uns ein Boot das im Sande stak, und trotz mehrstündiger Arbeit unserer dreißig Träger nicht flott gemacht werden konnte. Vier Stunden staken wir in dem heißen Ufersand, wehklagend und dabei erbärmlich hungrig; weit und breit war kein Dorf, und wir schon seit zwei Tagen ohne eine ordentliche Mahlzeit. Eben so übel waren die armen müden Träger daran, und sie waren noch mehr zu bedauern als wir selbst; eine Möglichkeit den Fluß zu passiren war also dringend erwünscht, wenn wir nicht Tagelang da sitzen, hungern und das Dampfschiff verpassen sollten. Endlich aber hatte man von einem entfernten Orte ein kleines Boot und zwei Catamaran's herbeigeschafft, und unsre Ueberfahrt konnte nun wirklich und zwar um so besser vor sich gehen, als das vorhandene Boot uns eine zweite Schwimmpartie ersparte. Auch erwies es sich nun, daß von der anscheinenden Breite des Stroms viel auf Rechnung des weithin aber flach überflutheten Ufersandes kam; wir passirten ohne Abenteuer und bald darauf kamen auch die Palankins glücklich nachgeschwommen. Alle Flüsse hinter uns, mit sicherer Erwartung rechtzeitig in Madras anzukommen und vor allem Essen zu finden, waren wir voller Freude und Jubel, und eben so zufrieden schienen unsere Träger, die ihren Reis zu kochen begannen und uns vorurtheilsfreien Leuten gern etwas davon abgaben, während sie im umgekehrten Falle wahrscheinlich getrost verhungert wären; man brachte auch Bananen herbei, und wir hielten ein königliches Mahl.

Unser Haltplatz am Fuß grüner Hügel, vor uns den Fluß, mit Schaaren Hindus am Ufer, die theils sich zur Ueberfahrt anschickten, theils geduldig auf das Abnehmen des Wassers warteten, alles das war sehr romantisch, und unsere Laune so rosenfarb als sie nur sein konnte. Noch vor Sonnenuntergang waren die unermüdlichen Träger zum Aufbruch bereit, und wir erreichten bald das nahe Städtchen Chingleput, welches ein stattliches Fort besitzt und Residenz eines englischen Distriktsbeamten, Collector, ist; das Fort stößt an einen großen See oder Teich, ein abgedämmtes Flußbett wie mir schien. Wir fanden nun eine vollkommen gute Straße, sollten aber doch Madras nicht so bald erreichen als wir gehofft hatten. Nahe Mitternacht kamen wir

in Bandalore an, wo wir ein neues Relais Träger erwarteten, jedoch vergebens; die unsrigen waren übermüdet und wir gaben ihnen gern die Nacht zur Ruhe. Der Bungalow vor dem man uns niedersetzte, war ein verlassenes und finsteres zweistöckiges Gebäude mit einer schweren steinernen Freitreppe, eine wahre Gespensterherberge; hohe Bäume ringsum, das gellende Geschrei hungriger Schakals in der Ferne machte einen prächtig unheimlichen Eindruck, und wir genossen das in den Tropenländern lang entbehrte Vergnügen des „Gruselns" nach Herzenslust, indem wir im Hof um ein Feuer, an dem unser bescheidenes Abendessen von harten Eiern kochte, uns Gespenstergeschichten erzählten. Mehr jedoch aus Furcht vor den Musquitos zogen wir vor im Freien in unsern Palankins zu übernachten; man hatte uns vor Dieben gewarnt, und gegen diese Nachtgeister waren wir schußfertig. Es kam indeß Niemand, und wir begrüßten die aufgehende Sonne aus dem Palankin, auf der Landstraße rüstig vorwärts kommend. Nun zeigten sich schon erfreuliche Spuren der Nähe eines großen Orts; ein Fort und Militärstation, Landhäuser, Gärten, alles in solidem etwas veraltetem Styl, nicht die eleganten und papiernen Parvenu-Villas so mancher großen Stadt, sondern etwas ächt Ländliches und somit Aristokratisches. Der Tag war ein solcher wie man sie bei uns im September oder Anfang Oktober hat, wolkenloser Himmel und reine frische Luft; der Umstand daß der Wind die Bäume ihres Schmuckes theilweise beraubt und die Blätter zur Erde geworfen hatte, sowie daß keine Palmen sichtbar waren, erhöhte die Illusion, und ich blickte mit schwer zu beschreibendem Entzücken auf das Abbild der lieben, mir jetzt wieder so viel näheren Heimath. Das war denn für jene Gegenden der Beginn der Cold Season, der herbstlich kühlen Jahreszeit, welche auf die Regenzeit folgt, und die den armen Anglo-Indier mit neuem Leben erfüllt; das Epithet „delightful" ist fast ein stehendes für diese Jahreszeit im indischen Sprachgebrauch.

Daß diese köstliche Zeit des Jahres jedoch nicht ohne Sturm errungen wird, davon bekamen wir zur Genüge zu hören und zu sehen, als wir unser Hotel auf der Rhede von Madras wieder betraten: die große Neuigkeit des Orts war ein furchtbarer Orkan, der am 26., ohne daß wir in Pondichéry auch nur eine Spur davon gehabt hätten, hier unerhörtes Unheil angerichtet hatte. Obgleich seine Dauer nur 3 Stunden, die der größten Heftigkeit nur ½ Stunde war, so war doch der Schaden ungemein groß. Unser Hotel, freilich dicht am Meere, hatte Gallerien, Dächer, Scheiben eingebüßt, alle Zimmer waren von Seewasser durchnäßt, und dicht dabei hatte das Meer eine jenseit des Weges laufende Mauer eingerissen; weit und breit waren Häuser und Bäume umgestürzt und entwurzelt, wovon wir schon vor unserer Ankunft verwundert die Spuren sahen; alle Schiffe waren genöthigt ihre Anker im Stich zu lassen und schleunig aufs hohe Meer zu flüchten; die Hälfte von den 22, die nun wieder auf der Rhede lagen, waren entmastet, die andern gar nicht wieder erschienen und wie man fürchtete verunglückt. Während des

ärgsten Sturmes konnte sich Niemand auf den Füßen erhalten, und man zählte viele Todesfälle unter den Eingebornen, denen ihre Hütten über dem Kopf zusammenstürzten.

Wir saßen nun in täglicher ungeduldiger Erwartung des Dampfschiffs und wagten die zehn Tage lang die wir noch aufgehalten wurden, uns kaum auf eine Stunde lang von Hause zu entfernen, und unsere Koffer standen stets gepackt. So habe ich von diesem längern Aufenthalt fast nichts mehr genossen, und nur einige Zwischenfälle waren von Interesse. So waren wir einmal bei einem Kaufmann zum Frühstück; wir wollten eine Summe in französischem Gold wechseln lassen, und ein herbeigerufener Wechsler bot einen sehr niedrigen Preis; da sagte ein anwesender reicher Babu oder indischer Kapitalist und Geschäftsmann, er wolle alsbald einen besseren Preis verschaffen. Er ließ einen zweiten Wechsler kommen, einen Kerl der von oben bis unten mit der Farbe seiner Kaste bestrichen war; die beiden Wechsler wurden nun auf einander losgelassen, und da war es höchst komisch wie die Geldgier die sanften und geduldigen Hindus in Zorn versetzte. Unter einer Fluth von Schimpfreden, die der Herr des Hauses nicht übersetzen wollte, boten sie einander in die Höhe, so daß zuletzt auf jedes von 160 Goldstücken etwa ein halber Gulden mehr herauskam, ein Profit den wir mit wahrem Vergnügen in die Tasche steckten.

In Madras nahm ich auch Kenntniß von einer bemerkenswerthen, in der englischen Welt jetzt sehr verbreiteten Einrichtung, einem Sailors' Home; der Zweck ist, Matrosen die ohne Dienst oder sonstwie länger am Lande sind, ein billiges und gutes Unterkommen zu schaffen, wo sie zugleich vor den endlosen Versuchungen die in den Seestädten auf jedem Schritte auf sie lauern, behütet sind. Jack ashore befindet sich wirklich in einer ganz exceptionellen Lage: für lange Monate an Bord mit schwerer Arbeit, strenger Disciplin und ohne Erholung, findet er sich am Lande mit einer guten Summe Geldes in der Tasche, vor ihm ein Paradies von Freiheit und Vergnügungen, wie sie seinem meist rohen, dabei arglosen Sinn zusagen, und in deren Wirbel er fast unwillkürlich gerissen wird. So große Nachsicht er somit verdient, so heilsam ist eine Anstalt wie jene, die ihn vor den tausend Spekulationen auf sein offenes Herz und offenen Beutel bewahren, und es ihm möglich machen mit seiner meist namhaften Ersparniß ohne Reue nach der Heimath zurückzukehren.

Wie wir nun so in der Verandah unseres Hotels saßen und unser Dampfschiff ersehnten und erspähten, fing auch die See wieder an ein lebhaftes Schauspiel zu bieten. Eines Morgens wehte vom Flaggenstock des Hafencapitains die roth und weiße Flagge, welche sagt: „die Ueberfahrt vom Lande zu den Schiffen ist gefährlich." Einige Masulahboote wagten indeß die Fahrt, und wir verfolgten sie mit so viel Interesse als Besorgniß; des Abends schlug auch wirklich ein solches Boot mit zwei Marineofficieren um, doch wurden sie

von den erfahrenen Bootleuten gerettet. Das ist die Zeit goldener Ernten für die kühnen Hindu-Schiffer, die sich auf einem Catamaran, wie sie vorher beschrieben sind, auch durch die ärgste Brandung wagen um Botschaften zwischen Land und Schiffen zu befördern; sie folgen auch den Masulahbooten und retten die Schiffbrüchigen, sollen aber freilich auch zuweilen im Einverständniß mit den Bootleuten stehen, welche ihr Fahrzeug umschlagen lassen um den Catamaranschiffern Beschäftigung und reichen Lohn zu sichern. Meist ist nur einer, höchstens zwei auf dem Floß von drei Balken, und sie sind immer noch die guten Genien dieser Bai, welche auch an Haifischen reich ist. Trotz dieser abscheulichen Brandung zählte man in den letzten zehn Jahren nur zwei wirkliche Unglücksfälle. Der Plan die Rhede durch einen auf Pontons ruhenden Hafendamm zugänglicher und sicherer zu machen wurde damals eifrig besprochen.

Schlimmer war es am nächsten Tag; es wehte die weiße Flagge mit blauem Kreuz, ein Signal daß die Schiffe sich zu augenblicklicher Flucht bereit halten müssen, und kein Boot wagte sich in die wahrhaft furchtbare Brandung. Wäre das Dampfschiff den Tag angekommen, so hätte es die Mail sammt den unglücklichen Passagieren an Bord eines der Schiffe ausgesetzt und wäre weiter gegangen, da alle Verbindung abgebrochen war. Dafür telegraphirten die Schiffe fortwährend mit dem Hafencapitain, und mit Marryat's Signalcodex zur Hand belauschten wir zu unserer großen Unterhaltung diese Conversationen. Eine Kriegsbrigg zum Beispiel zeigte ein Signal, das wir sofort als „may I proceed?" entzifferten; ein sofortiges Ja antwortete, und mit der Schnelligkeit die alle Manöver eines Kriegsschiffs charakterisirt, entfalteten sich ihre Segel um sie fünf Minuten später von der gefährlichen Rhede wegzutragen.

Nachdem wir und ganz Madras uns längst in Conjekturen und Befürchtungen über die Ursache des verspäteten Eintreffens des Dampfschiffs erschöpft hatten, erschien endlich am 11. December früh die Hindostan auf der Rhede; die See war noch sehr hoch und die Ueberfahrt schwierig; wir nahmen nun jeder ein Boot für sich und sein Gepäck, und unter dem Geschrei der Bootleute waren wir bald vom Strande ab in die Brandung geschoben. Die Fahrt an Bord ist an sich schon bedenklicher als die ans Land, da man den Wellen entgegen steuert; die bewunderungswürdige Geschicklichkeit der Ruderer vermochte allerdings die meisten der schweren heranrollenden Wellen im rechten Augenblick zu durchschneiden, aber manchmal verfehlten sie ihn doch, und dann ergoß sich der ganze Schaum der überstürzenden Brandung über uns und mein unseliges Gepäck. Oft wird in diesem Falle das Boot im Wirbel herumgedreht, und wenn dann die See es bei der breiten Seite packt, gibt es Unglück; es ging indeß gut ab und wir hatten nur einen Unfall, indem einer der Ruderer von seiner Bank in die Tiefe des Boots, wohl fünf Fuß stürzte und fast das Genick brach; der arme Mensch schrie fürchterlich, aber die Gefahr des Augenblicks erlaubte nicht daß Jemand seinen Posten verließ ihm

beizustehen. An der Hindostan angekommen hatte nun ich meine Abenteuer zu bestehen; das Schiff rollte heftig, die See war höchst unruhig und die Gefahr des Heraufklimmens augenscheinlich. Zur Schande des Schiffs sei es gesagt, daß gar keine Maaßregeln getroffen waren eine gefahrlose Landung zu ermöglichen, und der Einzelne schämt sich meist um Hülfe zu rufen. Delessert, schon an Bord angekommen, gab mir den erfreulichen Trost daß die Sache sehr schwierig sei, und so saß ich in meinem Boot, bald von den Wellen bis fast zur Höhe der aufgezogenen Falltreppe emporgehoben, den nächsten Augenblick wieder zehn Fuß tiefer, über die beste Manier hinaufzukommen nachsinnend. Es war indeß nur das Eine möglich, in dem Augenblick wo die See uns hob die Treppe mit den Armen zu umfassen und sich festzuhalten, auf die Gefahr hin fehlzugreifen und entweder in der hohen See zu ertrinken oder gar zwischen Boot und Schiff zerquetscht zu werden. Gedacht gethan, ich klammerte mich an die Treppe, glücklicherweise fest genug wenigstens für den Augenblick; das Boot in der nächsten Secunde zehn Fuß tief unter mir. Da hing ich, nicht weit genug mit dem Oberleib hinaufgelangt daß der Schwerpunkt gesichert gewesen wäre, und außer Stande mir weiter zu helfen. Meine Freunde an Bord riefen, die Hindus schrien, Alles wollte rathen und helfen, und so blieb ich wohl eine Minute in der wenig beneidenswerthen Lage und meine Kräfte wollten nicht mehr ausreichen. Endlich kamen zwei Matrosen auf der horizontal liegenden Treppe herankriechend zu Hülfe, packten mich und zogen mich bei Händen und Füßen hinauf, denn in dem Augenblick wo ich die fremde Hülfe fühlte, gab auch die Spannkraft meiner Muskeln vollkommen nach, und ich ließ mich wie einen Waarenballen, aber sehr erfreut über meine Rettung vollends auf sichern Grund bringen.

Oben fand ich mehrere Freunde vor, die ich schon aus dem Boote erkannt und begrüßt hatte; auch General von Gagern war als Passagier von Batavia und Ceylon gekommen, aber zur Zeit nicht an Bord, da er es allein gewagt hatte an dem Tage ans Land zu gehen. Der alte Soldat konnte sich eher die Hülfe gefallen lassen, die man ihm sehr bereitwillig entgegensandte als er in seinem Masulahboot beim Schiffe ankam: man ließ nämlich einen Stuhl hinab, in dem er ganz sorglos durch einen Flaschenzug heraufgewunden wurde. Es wäre aber die Pflicht der Schiffleute gewesen, auch andern Leuten die ihr Leben doch auch lieb haben, eine Erleichterung von vornherein darzubieten, die nichts weniger als überflüssig war. Desto mehr freute ich mich den guten General wieder zu begrüßen und die Aussicht zu haben, daß ich nun einen großen Theil der Reise in Indien hindurch seine Gesellschaft genießen würde.

Die Hindostan ist ein prächtiges Schiff, größer aber auch noch dumpfer als die Bentinck, und die Fürsorge für die Passagiere war mangelhaft, selbst wenn ich mein häßliches Landungsabenteuer ihnen ganz verzeihen wollte. Dafür war die Gesellschaft sehr angenehm und gewählt, und ich näherte mich immer mehr jenen englischen Kreisen in Indien, wo allein in den Colonien

der beste Ton der Gesellschaft im Heimathlande seine Vertretung findet, und wo namentlich der Deutsche mit Freuden eine Herzlichkeit der Begegnung und eine Billigkeit des Urtheils über fremde Nationen findet, für die freilich sonst der Engländer im Ausland wenig Ruf genießt.

Siebenter Abschnitt.

Calcutta.

Am 15. December früh, nach einer ungewöhnlich kurzen und angenehmen Fahrt von Madras, verkündigte allgemeiner Aufruhr im Schiff daß der Lootse an Bord gekommen war, und viele Passagiere sich zu ungewöhnlicher Stunde erhoben hatten, um die Einfahrt in den Ganges mit anzusehen und ihre Phantasie an diesem merkwürdigen Moment zu wärmen; ich war weniger hastig, und als ich mit Tagesanbruch auf Deck kam, lagen die weiten flachen Ufer im Nebel vor mir. Die untere Strecke des Ganges oder Hoogly, wie diese westliche Mündung desselben heißt, ist nicht malerisch; man unterscheidet kaum das Land, und außer einigen elenden Hinduhütten gibt die unbebaute und höchst ungesunde Küste keinen Ruhepunkt fürs Auge. Dort liegt auch Saugor Island, arg berüchtigt wegen seiner Tiger und seiner tödtlichen Sumpfluft. Wir begegneten mehreren Ostindienfahrern (die größten Kauffahrer die es gibt) die von Schleppdampfschiffen auf- oder abwärts geführt wurden, und erreichten zu günstiger Zeit die gefahrvolle Sandbank bei Diamond Harbour. Diese glücklich passirt, näherten wir uns nun immer mehr bewohnten Gegenden: Zuckerplantagen, Landsitze, Gärten und endlich jene wegen ihrer Schönheit hochberühmte Stelle, Garden Reach. Von hier an erstreckt sich eine Reihe prachtvoller Parks und Landhäuser, während auf dem rechten Ufer der botanische Garten mit seiner zierlichen Villa die Landschaft schmückt; der Fluß ist gefüllt mit den stattlichsten Schiffen, und im Hintergrund breiten sich die großen Bauten des europäischen Stadttheils aus. Man landet unterhalb Fort William, das bei all seiner Berühmtheit und Festigkeit fürs Auge nicht sehr hervorsticht; in früheren Zeiten war es hochwichtig, da es die ganze europäische Bevölkerung aufzunehmen vermochte; jetzt ist Calcutta in der Mitte der längst beruhigten feigen und weichlichen Bevölkerung der Bengalis ein völlig sicherer Ort, und das große Fort ist nur eine Last wegen der starken Mannschaften die es erfordert. Von dort hat man die Esplanade vor sich, rechts eine von Prachtgebäuden auf zwei Seiten umgebene weite Ebene, links den prachtvollen Strom, ein Anblick wohl geeignet nach langem Wandern in Colonien und Wildniß wieder das Bild einer europäischen großen Stadt zurückzurufen. Nicht mit Unrecht heißt Calcutta die City of Palaces, und nicht

anmaaßlich ist der stolzere Titel Queen of the East; es wetteifert mit New-York um die Ehre die schönste außereuropäische Stadt zu sein; New-York hat einen schöneren Hafen und mehr europäisches Leben, aber einen Stadttheil wie die weiße Stadt von Calcutta hat es nicht, geschweige den Charakter des großartigen, festen und vornehmen Besitzes.

Noch an Bord wurden wir von dem französischen Consul, Mr. Valette begrüßt, und während Delessert bei diesem, der General im Gasthof Unterkunft fand, suchte ich einen Freund Delessert's, Herrn C. C. Schoene auf, der schon nach Madras eine sehr herzliche Einladung an mich hatte gelangen lassen, die ich, mit den gastfreien Sitten des Orients zur Genüge vertraut, mit eben so herzlichem Danke annahm. Herr Schoene, ein Livländer, war mir denn nicht nur ein überaus gütiger Gastfreund, sondern sein Umgang war mir so angenehm als belehrend, und ich genoß um so mehr die prachtvolle und interessante Stadt, in deren ansehnlichstem Theil ich mich einquartiert fand. Wir hatten die Aussicht auf die Kathedrale, ein übrigens sehr unkünstlerisches Machwerk im englischen Styl, und unter den Fenstern den Blick auf die Gräber und Denkmäler der 114 Opfer des „schwarzen Lochs,“ also auf historischen Boden. Dabei hatten wir jeden Abend den Genuß das jämmerliche Geheul der Schakals zu hören, nicht eben ein Beweis für die wilde Lage Calcutta's, sondern dafür, wie frech und zahm diese übrigens sehr gefahrlosen Raubthiere bis beinahe in die Straßen der Stadt dringen, um ihren Hunger zu stillen.

Calcutta theilt sich denn auch in die weiße und schwarze Stadt; die erstere ist durchaus europäisch und gewinnt eher ein nordisches Ansehen durch die regelmäßigen Reihen aneinander stehender Häuser und die Abwesenheit von Verandahs; ja man wird an deutsche moderne Städte erinnert, da statt der Backsteinfarbe der englischen und amerikanischen Häuser heller Anstrich vorherrscht. Die große Herrlichkeit Calcutta's ist Government House, wohl das prachtvollste Gebäude europäischen Styls außerhalb Europa; es ist am südlichen Ende der weißen Stadt nicht weit vom Hoogly aufgeführt, hat vier Flügel mit einem Mittelbau, das Ganze in Gestalt eines geschriebenen X, und ist von edlen Formen und imponirender Ausdehnung; die Hauptfronte nach Süden ziert eine Kuppel, auf der sich stolz eine kolossale Britannia erhebt. Nordwärts ist die für große Staatsgelegenheiten reservirte Freitreppe, und der gewöhnliche Eingang ist in oft kritisirter nicht entsprechender Weise durch die untern Räume. Vor dieser Treppe steht auch eine eroberte chinesische Kanone mit einer Lafette von Drachenstalt, mit einer Inschrift in Lord Ellenborough's pomphaftem Stil, über den die Engländer selbst sich gern lustig machen. Was ich vom Innern des Gebäudes sah, war nicht sehr glanzvoll.

Auf der Esplanade, in der Sprache der Eingebornen Meidan genannt, steht eine Denksäule eines verdienten Generals Ochterlony, welche den schönsten Ueberblick auf die Stadt gewährt. Die Säule selbst ist ein närrisches Werk,

das Piedestal im ernstesten egyptischen Styl mit der ewigen fledermaushaften geflügelten Kugel, darauf ein minaretartiges säulenförmiges Unding mit zwei Gallerien, eine über der andern, und eine Art Kohlkopf zum Knopf. Die Säule hat 225 Stufen, und oben dehnt sich nun die ungeheure Häusermasse, vorn der eleganten europäischen Gebäude, hinten der wirren Straßen der schwarzen Stadt aus; vor sich hat man das stattliche Gouvernment House und rechts die lange Reihe schöner Landhäuser welche die Vorstadt Chowringhee bilden; der Hoogly ist links. Ringsum, selbst am Flußufer umgibt dichtes Jungle, d. h. unkultivirtes Gestrüpp und Sumpfland die schwarze Stadt; eine starke Stunde entfernt rechts ist ein mit dem Meer in Verbindung stehender Salzsee. Von dieser Säule hat Professor Fiebig, ein Landsmann, ein schönes Panorama der Stadt aufgenommen.

Die schwarze Stadt, die sich eine deutsche Meile weit am Fluß erstreckt, ist ein Gewirr von Gebäuden aus Backstein, Holz, Lehm, ja Stroh und Schilf, welches vor allem den Eindruck furchtbarer Verbrennlichkeit, sodann den eben so großer Ungesundheit macht; sagt man ja doch daß die hier endemische Cholera in den schlimmsten Sommertagen manchmal tausend Menschen täglich hinrafft. Die Cholera vertritt im Orient das gelbe Fieber Amerika's, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß dieses die Eingebornen und Neger verschont, während die Cholera unter der armen, schlecht genährten und verwahrlosten Menschenmenge dieses übervölkerten Landes zahllose Opfer fordert. Dabei nimmt man besonders an, daß die dürftige Reisnahrung dem Hindu die Kraft nicht gibt eine große Krankheit zu überstehen, wiewohl freilich die Engländer das sagen, deren Diät in Indien, schwerer als in England selbst, eben so weit über das richtige Maaß hinausgeht. Die oft sehr hoch geschätzte Bevölkerung von Calcutta soll nicht über 250,000 Seelen betragen, während freilich Tausende, vielleicht Hunderttausende welche dem heiligen Strom entlang wohnen, ihr tägliches Brod dort zu verdienen kommen. Der Reisende welchem das Glück gewährt ist, im Innern den unverfälschten Charakter des Landes kennen zu lernen, erspart sich auch hier die nähere Beobachtung, wiewohl genug in Calcutta zu sehen ist was den Neuling über die Maaßen interessirt; trotzen doch die heiligen Ochsen Shiva's selbst in den Straßen Calcutta's der Polizei, und weder Christ noch Heide wagt sie aus dem Wege zu schaffen.

Hier sollte ich denn mein drittes Weihnachten in der Fremde feiern; mein Gastfreund erwies sich diesem Feste geneigter als es voriges Jahr in Lima der Fall war, und wir hatten eine vergnügte Bescheerung; dann bewunderten wir die festliche Erleuchtung und Ausstellung der Conditoren, deren einer einen 800 Pfund schweren englischen Weihnachtskuchen zu Wege gebracht hatte. Dann setzten wir uns noch zum Punsche nieder und tranken die Gesundheit der absent friends, ein stehender Toast im Ausland, der selten verfehlt die Gemüther der Gesellschaft zu bewegen. Am ersten Feiertag wollten wir doch nicht

unterlassen in die Kirche zu gehen: wir hätten den schottischen Gottesdienst, der dem deutschen Protestanten anziehender ist, gewählt, aber die sonderbaren Leute achten Weihnachten nicht als Fest, und wir gingen nun in die Kathedrale, wo ein 2½stündiger Dienst in der ganzen Steifheit hochkirchlicher Formen uns mehr ermüdete als erbaute. Zum erstenmal fand ich mich denn auch an diesem Tage in einem heidnischen Lande, von einer Menge umgeben, bei der die Festesfreude die in Deutschland auf jedem Gesicht geschrieben steht, ohne Anklang vorüber geht.

Den zweiten Feiertag verwendeten wir, wie in Deutschland etwa den zweiten Pfingsttag, zu einer Partie nach dem schönen und berühmten botanischen Garten; gerade an einem Winkel einer majestätischen Krümmung des Ganges gelegen, hat er eine herrliche Aussicht auf Hafen und Stadt oberhalb und den breiten Strom seewärts. Ueberhaupt ist die ganze Tour sehr hübsch; man hat am Flußufer hin die Aussicht auf die Schiffe und auf die Ghauts oder Treppen, welche oft von wohlwollenden Europäern, meist von einem reichen Babu zum Frommen der Badenden errichtet sind, und außer einer breiten bis zum heiligen Strom führenden Treppe eine Halle zum Schutz gegen Sonne und Regen haben. So gelangt man nach den schönen Gärten und Anlagen von Garden Reach und setzt dort über den Fluß, nachdem man von den Bootleuten durch den Schlamm des Ufers getragen und trocken an Bord eines „Budgerow" niedergesetzt worden ist. Der Fluß ist prächtig, aber die geistliche Wonne der Hindus sich in diesen Wellen zu begraben, oder wenigstens ihren Leichnam ihm anzuvertrauen ist zu groß, als daß man nicht allzu oft mit widrigen und scheußlichen Eindrücken in gezwungene Berührung käme. Man landet bei Bishop's College, einer Schulanstalt die in der Bauart wie in Zweck und Einrichtung jene englischen Schulen nachahmen soll, welche den Stolz des Staats und der orthodoxen Kirche bilden; aber das Gebäude ist von Backstein, nicht dauerhaft obwohl stattlich, und das Ganze soll nur dürftigen Fortgang haben. Von dort hatten wir einen kurzen Spaziergang entlang dem Flusse und gelangten bald in die Anlagen des botanischen Gartens, die sehr schön, mehr im Parkstyl ausgeführt sind, fast zu ausgedehnt für die Zwecke eines wissenschaftlichen Instituts. Das Verbot zu Wagen oder zu Pferde zu kommen macht die Zahl müssiger Besucher sehr gering, doch sahen wir einige Familien die sich in harmlosen Gesellschaftsspielen die Weihnachtszeit zu Gute kommen ließen, und ich mußte lachen als ich unter dieser Gruppe meinen Schneider, gewandt und fröhlich wie ein Ziegenböcklein, auf dem Rasen sich tummeln sah. Die große Merkwürdigkeit ist ein Banianenbaum, der wenige seines Gleichen hat: seine Stämme erstrecken sich über einen Kreis von 60 Schritt Durchmesser, und die weiten Schatten seiner Aeste könnten einer gedrängten Menschenmenge von vielleicht 15,000 Mann Schutz gewähren.

Leider steht Calcutta schon wieder unter dem Bann der Reisehandbücher,

denen man heutzutage kaum am Ende der Welt entgeht, und darin steht daß die Münze von Calcutta die erste der Welt sei. Durch einen Bekannten eingeführt bekamen wir alle Einzelheiten zu sehen; die Maschinerie ist dieselbe wie anderswo, aber der kolossale Maaßstab der ganzen Anstalt, sowie die Anwendung der Dampfkraft für jede noch so kleine Manipulation ist das Merkwürdige. Im Prägesaal stehen 12 Prägestöcke, welche jede Secunde 12 Stück, an einem Tag somit 500,000, oder nach indischer Sprechweise 5 Lac Rupees liefern können. Die Arbeiter sind Eingeborne, alles ist von Schildwachen und Peons oder Polizeidienern umstellt, was herauskommt wird streng visitirt, und so geht wenig verloren. In ganz Indien rechnet man nach Rupees = 1 fl. C.-M., in Bengalen hat die Rupee 16 Annas, dann gibt es große Goldstücke, Gold-Mohurs von 16 Rupees. Bis zum Jahr 1837 prägte die Regierung im Namen des Königs von Delhi, des Schattenkönigs auf dem Throne des Großmoguls, da man lange bezweifelte, ob bei dem allem Neuen abholden Volk ein englisches Gepräge Eingang und Zutrauen finden würde; jetzt ist dieses Vorurtheil jedenfalls überwunden, aber den Mahommedanern ist der Kopf des Souverains auf der Münze anstößig.

Die Münze scheint das Hauptquartier der Wissenschaft in Calcutta zu sein, und man zeigte mir dort als neueste Neuigkeit Experimente mit Schießbaumwolle, über deren Bereitung eben erst die Nachrichten von Europa herübergekommen waren. Andrerseits hatte sich gerade in jener Zeit Calcutta als Vaterstadt einer Entdeckung merkwürdig gemacht, die große Resultate versprach: schmerzlose chirurgische Operationen an Patienten die in magnetischen Schlaf gebracht worden. Die später in Gebrauch gekommene Anwendung von Schwefeläther und Chloroform, welche freilich dem Arzte weit zuverlässiger zur Hand ist als jene langwierige und oft unsichere Manipulation, hat diese verdienstvolle Entdeckung in Schatten gestellt, welche ich damals mit großem Interesse und in einigen unzweideutigen Fällen verfolgt habe.* Dr. Esdaile, ein junger Arzt der ostindischen Compagnie, gerieth etwa 14 Monate vor jener Zeit auf das Kapitel des Mesmerismus, stellte einige erfolgreiche Proben an, und warf sich, da er ohnehin seiner Neigung und Ausbildung nach Operateur war, nunmehr ganz auf dies Fach. Trotz dem heftigen Widerstand der Aerzte gelang es ihm vor einer Commission von Aerzten und Laien, die die Regierung niedersetzte, seine Sache gut zu führen, und letztere bewilligte ihm kurz vor jener Zeit ein Hospital zu weiterer Verfolgung der Sache. Dr. Esdaile ist ein regelrecht gebildeter Arzt, kein Enthusiast, geschweige ein Charlatan, und auch keiner von denen welche an der Hand der Clairvoyance Himmel und Hölle durchschreiten wollen. Mit der größten Einfachheit und Offenheit sagte Dr. Esdaile nur: „Meine Facta beweisen Euch daß sich durch Mesmerismus schmerzlose Operationen bewirken lassen; solche Operationen haben

* Siehe jedoch schon Froriep's Notizen von 1829.

neben der Ersparung des Schmerzes die Vortheile, daß sie den Vorrath an Kräften in gefährlichen Fällen schonen und dem Arzt selbst ungleich größere Leichtigkeit gewähren. Diese Vortheile anzuerkennen und zu benutzen ist meine Pflicht, da ich einmal zu dieser Einsicht gelangt bin, ebenso wie es die Pflicht anderer Aerzte ist, der Wahrnehmung und Anerkennung dieser unläugbaren Facta ihre Augen nicht zu verschließen; zu dem Ende lege ich meine Praxis dem Publikum völlig offen vor Augen, und hoffe daß die öffentliche Meinung die ärztliche Welt zwingen wird der Wahrheit die Ehre zu geben.“ Dieser Sprache wird man Vertrauen nicht versagen können, ob aber die dichte Binde welche der ärztlichen Welt zur Verfügung steht, wenn es z. B. gilt sich vor den Erfolgen der Homäopathie Augen und Ohren mit sträflicher Absichtlichkeit zu verschließen, nicht auch gegenüber dem armen Dr. Esdaile und seiner Entdeckung gute Dienste leisten wird, steht dahin. Was mich betrifft, so haben mich die Versuche welche ich mit angesehen, aufs vollständigste überzeugt. Das Magnetisiren in eigener Person hatte Dr. Esdaile aufgegeben, weil es ihn stark angriff, und er übertrug es seinen Hindu-Gehülfen; da lagen die Patienten in dunkeln Sälen in verschiedenen Stadien der Katalepsie, die Magnetiseure wie Vampyre über ihnen, und es dauerte meist mehrere Tage ehe er des festen Schlafes sich gewiß hielt. Aufgeweckt wurden sie meist sehr schnell durch Kühle, besonders durch Fächern von unten auf, und das ganze Etablissement gerieth ins Stocken als die auch in Calcutta merkliche winterliche Kühle auf die Patienten einwirkte, so daß alsbald ein Oefchen gesetzt werden mußte. Dr. Esdaile zeigte mir zunächst einige kleine aber sehr überzeugende Versuche, lautes Lärmen vor den Ohren, Stechen mit einer Nadel an empfindlichen Stellen, Ausraufen eines Barthaars und ähnliches, was kein Schlafender aushalten würde ohne zu zucken oder gar zu erwachen; dann lud er mich zu einer nicht unbedeutenden Operation ein, und ich entschloß mich leicht zu einem so ungewohnten Schauspiel, da ich hoffen durfte wenigstens mit den Klagen des Patienten verschont zu bleiben. Dieser, ein Hindu, hatte einen tumor scroti von der Größe eines Kindskopfes, welchen Dr. Esdaile nun kunstgerecht ablöste; der Kranke athmete nur tief, rührte sich aber nicht; nun wurde der Verband angelegt und 5 Minuten nachher der Mensch geweckt. Er unterhielt sich ganz unbefangen und lächelnd mit uns, wies als er gefragt wurde ob er Schmerz empfinde, auf eine Stelle am Arm wo er ein kleines Geschwür hatte, das man während seines Schlafs geätzt, hatte aber offenbar keine Ahnung von dem was mit ihm vorgegangen, selbst dann nicht als Dr. Esdaile ihn wie im Scherz fragte, wie es wohl wäre wenn er im Schlaf von seinem Uebel befreit worden wäre? Nun erst wurde ihm die Decke weggezogen, und als er das Blut und den Verband sah, zuckte ein Schmerz durch sein Gesicht, zugleich erhob er aber die Hände mit unaussprechlicher Dankbarkeit gen Himmel, als er sich von seinem Uebel erlöst sah. Solche Gewächse sind in dem flachen sumpfigen Küstenstrich von Bengalen sehr häufig,

und wie man mir sagte mit der Elephantiasis verwandt; Dr. Esdaile hatte einen solchen tumor von 128 Pfund, * einen andern von 103 glücklich operirt, und die Hindus, denen freilich so sehr wie uns Allen der Verstand bei diesen Thaten stille stand, halfen sich mit ihrem Wunderglauben, indem sie Dr. Esdaile ohne weiteres für eine Incarnation Vishnu's erklärten, und von weit und breit die Hülfsbedürftigen oft mit jahrelang vernachlässigten Uebeln ihm zusandten. Die Impassibilität des Bengali vergönnt jedenfalls eine allgemeine Anwendung der magnetischen Einschläferung die bei Europäern nicht thunlich sein würde, sowie denn auch die geistige Beschäftigung des Patienten mit der bevorstehenden Operation ein Mittel sein mag diesem Schlaf entgegenzuwirken.

Der Leser verzeihe diese Abschweifung die mir selbst allzu medicinisch geworden ist, und wenn ich ihn von da gar zu einem Skelett führe, so ist es nur das Skelett einer Brillenschlange, welches mir das schönste Stück im Museum der Asiatic Society erschien; es ist so präparirt daß es die Schlange im Moment der Drohung und des Angriffs darstellt, und die Beweglichkeit der Halsrippen, welche sich fast völlig in eine Linie zurücklegen, erklärt vollkommen jene wunderliche Erscheinung, wie der Hals des Thieres sowohl breit als flach wird und die Haut sich über jene Rippen spannt. Die eine Kinnlade zeigte nicht weniger als vier Reserve-Giftzähne, eine bedenkliche Warnung für die Schlangenbeschwörer des Landes, daß sie sich nicht beruhigen die Giftzähne einmal ausgebrochen zu haben. Merkwürdig war ein Sandstein aus Nordindien, der sich biegen ließ wie ein Stück Kuchen; im allgemeinen enthielt die Sammlung den gewöhnlichen Wust von chinesischen und japanischen Wunderdingen, Ruder der Südseeinsulaner, asiatische Rüstungen und ähnliches, ziemlich schlecht aufgestellt und den unerbittlichen Feinden solcher Museen, Staub und Insekten, die hier ohnehin so sehr viel schlimmer sind, preisgegeben. Ein zahmes Känguruh hüpfte vor uns die Treppe hinauf. An braminischen und buddhistischen Idolen fehlt es nicht, und eine Curiosität gräßlicher Art ist ein schweres Rad vom Wagen von Juggernaut, unter dem noch im Jahr 1827 ein Bramine sein Märtyrthum freiwillig suchte.

Der Fremde in Calcutta beeilt sich seine Vorstellung am viceköniglichen Hofe, wie der Anglo-Indier gern sich ausdrückt, zu betreiben; diese Form ist für den der in die gute Gesellschaft von Indien aufgenommen sein will, unerläßlich. Da der Generalgouverneur Calcutta sehr selten bewohnt, vielmehr

* Hereby hangs a tale. Als ich über diese Dinge nach Hause schrieb und ein Auszug davon in die Allgemeine Zeitung gelangte, verwandelte eine wohlmeinende Hand diese 128 Pfund in 60, wohl um sie den Ungläubigen mundgerechter zu machen; leider vergebens, denn nicht einmal die 60 ließ man mir gelten. Alle diese Thatsachen sind übrigens in Calcutta bei hellem Tage und vor aller Welt vorgegangen, und können keinem Zweifel unterliegen.

sich stets in den Nordwestprovinzen, nahe dem Mittelpunkt politischer Bewegungen aufhält, so ist der Deputy Governor von Bengalen mit der Repräsentation beauftragt, und bewohnt in dieser Eigenschaft den Palast der eigentlich dem Generalgouverneur zukommt. General von Gagern hatte die Freundschaft mich bei Sir Herbert Maddock zu erwähnen, und noch ehe ich nur Zeit hatte meinen Besuch zu machen, wurde mir mit zuvorkommender Artigkeit eine Einladung zum Diner zugesandt. Außerdem war die ganze schöne Welt von Calcutta am Sylvesterabend zu einem Ball in Gouvernment House geladen; ein schöner hoher Saal, weiß mit Gold, glänzende und sehr animirte Gesellschaft mit vielen Uniformen, und reichliche Beleuchtung, die mir jedoch als sehr exotisch bemerkenswerth erschien: selbst in diese Räume hat das Cocosöl sich einzudrängen gewußt, doch sind die Lämpchen zierlich in Lustres geordnet. Man ist in Calcutta sehr gastfrei, hauptsächlich was Diners betrifft, aber sie sind leider noch schwerer als irgendwo bei den Engländern, und das zweite Frühstück oder Lunch wird unter dem Namen Tiffin zu einer so schweren Mahlzeit in der Mitte des Tages als ein Mittagessen anderer Leute. Dann ißt man spät Abends zu Mittag, was natürlich sehr ungesund ist. Dagegen ist die alte indische Sitte die noch in Guiana blüht, zum schweren Essen auch schwer zu trinken, glücklicherweise abgekommen; nur das angenehme Gift des Biers ist noch ein Hauptfeind der Engländer in Indien.

Hier ist der Ort im voraus der Gesellschaft Indiens zu charakterisiren, denn eine Gesellschaft existirt hier, im Gegensatz zu andern Colonien wo schon die weiße Farbe adelt; daß in einer großen Seestadt wie Calcutta diese Unterscheidung nicht genügen könne, liegt am Tage, aber neben dieser negativen Nothwendigkeit von Standesunterschieden finden wir in Indien eine umfassende Klasse von Personen, welche in England selbst den besten Kreisen angehörend dieselben Ansprüche in der Colonie erheben dürfen; wir treten sofort dem eigentlichen Geheimniß dieser bewunderungswürdigen Macht im Orient nahe, indem wir einen Blick auf die Männer in deren Hand diese Macht gelegt ist, werfen. Der Civildienst der ostindischen Compagnie ist nicht nur die Aristokratie Indiens, sondern er besteht wesentlich aus aristokratischen Elementen; es ist so sehr das Interesse der Compagnie, ihre Beamten, welche so wichtige und verantwortliche Stellen einnehmen und selbst auf geringeren Posten oft über Hunderttausende gebieten sollen, aus der besten Klasse der englischen Gesellschaft zu wählen, daß sie, um auf den Andrang aus dieser Klasse rechnen zu können, ihre Diener außerordentlich hoch besoldet und überdies durch die günstigsten Urlaubs- und Pensionsbestimmungen denselben die Verbannung aus der Heimath möglichst erträglich macht. So ist es schon eine höchst geschätzte Gunst, durch Präsentation eines der Direktoren in England Zutritt in die Schule, welche die ostindische Compagnie in Haileybury eigens unterhält, zu erhalten, und eine Anstellung im Dienste der Compagnie, von den Besten erstrebt, gilt für eine glückliche Versorgung durchs Leben, und

sichert Jedem der seinem Dienste gewachsen ist, die Aussicht auf eine glänzende, einflußreiche Stellung, in einem Zuschnitt der den Augen der meisten Sterblichen blendend erscheint. So kann es an der Rückwirkung auf den Charakter der Dienenden nicht fehlen; der Civildienst besteht fast ausschließlich aus Söhnen guter Familien, viele darunter jüngere Söhne der hohen Aristokratie, und hier findet sich denn eine Ehrenhaftigkeit, Unparteilichkeit, Unbestechlichkeit gegenüber der Masse der Regierten, welche, anfänglich zwar kaum von denselben verstanden, doch immer mehr als ein segensreiches Wirken anerkannt wird, und die Bedrückungen und Erpressungen der eingebornen Gewalthaber in tiefen Schatten stellt. Wir wollen nicht unternehmen, alle politischen Akte Englands gegenüber den ursprünglichen Herren des Landes eines andern Maaßstabes würdig zu erklären, als er eben auf dem Felde der Politik gilt, aber dieser Dienst der Compagnie, fast in jedem Einzelnen den English Gentleman im vollen Sinne des Wortes darstellend, ist wahrhaft eine moralische Größe, die auf dem edelsten und sichersten Wege sich die Anhänglichkeit der Unterthanen gewinnt. Starr und unbeugsam in seinen Grundsätzen, wie freilich auch in seinen Formen, könnte der Engländer in Indien wohl mehr geliebt sein, aber unmöglich mehr geachtet als er es ist.

Der nicht minder geachtete und achtungswerthe Officiersstand entbehrt natürlich, außer in den höchsten Posten, jenes weien und tief eindringenden Einflusses, sein dienstlicher Rang und auch seine maerielle Stellung ist minder glänzend; so ist es denn eine bekannte Thatsache daß in Indien der „Civilian" in der Gesellschaft eben so bevorzugt ist, als es bei uns die bunten Uniformen sind. Jene hohen Eigenschaften des Charakters aber finden nicht minder ein wirkungsreiches Feld in dem Einfluß des Officiers über seine eingebornen Soldaten, und eine ruhmvolle Anerkennung in der blinden Ergebenheit und Treue, in welcher der indische Soldat jede Probe, selbst auf Kosten des religiösen Vorurtheils besteht, wenn es gilt seine Anhänglichkeit gegen einen geachteten und geliebten Officier zu bethätigen.

Hier sehen wir denn eine Colonie in der der reiche Kaufherr nicht zu den Ersten zählt, doch ist dieser Stand nach englischen Begriffen zu ehrenwerth und angesehen, als daß ihm nicht der Zutritt zur besten Gesellschaft unweigerlich offen stünde. Aber hinter ihm schlagen die Pforten des Government House zu, und sehnsüchtig blickt der „shopkeeper" und „tradesman" dem „merchant" nach, wenn dieser stolz in die bevorzugten Räume einzieht. Die westindische Sitte, daß der Kaufmann am Morgen ein Stück Zeug oder eine Stange Siegellack dem verkauft den er Abends zu einem glänzenden Diner einladt, existirt hier nicht. Die natürliche Rückwirkung ist, daß diese Art Geschäfte mehr in die Hände von Individuen gerathen welche ohnehin gesellschaftliche Ansprüche nicht erheben, und da findet sich namentlich eine große Anzahl Portugiesen, Abkömmlinge der alten Eroberer aus den glänzenden Zeiten dieser Nation, welche meist nicht einmal reinen Blutes sind; der Name ist

sogar zur allgemeinen Bezeichnung für alle die geworden welche sichtlich farbiges Blut in sich tragen, und sich dann auch in einer ganz andern Sphäre bewegen. Auf sie blickt der englische Kleinhändler wiederum geringschätzig herab, und dieser, der durch die in den Colonien allgemein herkömmliche Anmaaßung des Prädicats Esquire sich eine Stufe höher zu schieben weiß, hat in Indien die üble Gewohnheit sein Ansehen durch unmäßig hohe Preise zu behaupten; gerade dadurch aber ist neben diesen englischen Läden eine starke Concurrenz eingeborner Handwerker und Krämer aufgetaucht, welche bei ihrer mäßigen Lebensweise sich mit einem weit geringeren Vortheil zu begnügen pflegen.

In gesellschaftlicher Beziehung kommt hier auch den Eingebornen des Landes, Hindus und Mahommedanern eine Stelle zu; die Reichen unter ihnen gefallen sich oft in der Annahme europäischer Sitten und sind stets bereit sich den Europäern aufmerksam und gastfrei zu beweisen, theils aus der dem Orientalen inwohnenden Neigung Höflichkeit zu üben, theils aus Interesse; da jeder Europäer in Indien die herrschende Landessprache, in der Präsidentschaft Bengalen das Hindostani, spricht, so sind die Mittel des Verkehrs gegeben, und fast jeder hochgestellte Engländer hat seine paar Bekannte unter den angeseheneren Eingebornen, die ihm gelegentlich mit ihren Besuchen zur Last fallen; die verschiedenen Kreise des Lebens und der Denkart berühren sich jedoch zu wenig, als daß solche Bekanntschaften je intim werden könnten, und nur solche Europäer welche besonders Interesse an der Kenntniß fremder Sitten nehmen, gehen darin weiter. Stets beobachtet aber der Engländer eine Zurückhaltung gegen den Eingebornen, die um so ersprießlicher ist, als der kriechende und ränkevolle Hindu nur auf die erste Vertraulichkeit paßt, um sich in die Gunst des Einflußreichen einzunisten; diese Zurückhaltung geht den Franzosen in ihren indischen Colonien weit mehr ab, vielmehr haben auch sie dieses Bedürfniß der Höflichkeit, und wenn wir gar lesen wie französische Gouverneurs seiner Zeit in der Begegnung mit indischen Fürsten mit diesen an orientalischem Kleider- und Juwelenprunk zu wetteifern gesucht haben, so stellt sich ein ganz andres würdevolleres Bild in dem englischen Beamten dar, der im einfachen, wohl gar cynisch abgetragenen Rock sich neben den Eingebornen stellt, dessen Schmuck allein vielleicht reich genug wäre dem Engländer eine sorgenfreie Existenz für sein Leben zu gewähren; aber der indische Fürst weiß daß er mit all seinen Schätzen den Mann im schlichten Rocke nicht zu bestechen vermag, und beugt sich vor einer sittlichen Höhe, die er zwar kaum zu würdigen aber doch zu scheuen weiß. Noch in den letzten Jahrzehnten sind Millionen einzelnen einflußreichen Männern zur Bestechung vergebens hingeschoben worden, in einer Weise daß deren Annahme nicht einmal bemerkt worden wäre. So weiß sich der Engländer gegenüber diesem Volk, dessen Begriffe von Ehrlichkeit die stumpfsten sind, in einer ehrfurchtgebietenden Höhe zu erhalten; nach keiner Richtung hin abhängig von seiner indischen Umgebung sichert er sich jene hohe und beneidenswerthe Achtung. Das Connubium

namentlich ist durch diese Zurückhaltung gänzlich vermieden, dessen verderbliche Folgen wir an jenen Abkömmlingen der Portugiesen gewahren. Besonders auch den indischen Schönen gegenüber bewahrt der Engländer seine reine Stellung, und wenn gleich Verhältnisse stattfinden, so habe ich doch nie von einem Engländer in Indien eine Anspielung darauf gehört.

Die Eingebornen werden als Subalternbeamte, zum Vortrag der in einem Bureau vorkommenden Sachen, sodann als Unterrichter, Polizei- und Executivbeamte verwendet, und hierin liegt leider ein großes, unvermeidliches Uebel; Erpressung und Bedrückung herrschen trotz aller Vortrefflichkeit der englischen Beamten durch diese niederen Werkzeuge, und die Achtung und das Vertrauen welche der Eingeborne der Rechtspflege und den Verwaltungsmaaßregeln der Engländer an sich widmet, werden durch diese unwürdigen Werkzeuge, welche man nicht zu ersetzen weiß, geschmälert.

Auch hier haben wir noch einmal von dem unseligen Geschlecht der Farbigen zu reden; trotzdem daß der reine Europäer und der reine Hindu sich in den besten Formen begegnen, und von einer natürlichen Abneigung zwischen den Racen gar keine Rede sein kann, finden wir hier abermals die Mittelrace von beiden abgestoßen. Ohnehin gelangt kein Farbiger in die Gesellschaft, aber eben so wenig in den höheren Staats- und Militärdienst. Dies scheint hart und bedarf einer Erläuterung. Die moralische Gewalt durch welche England über Indien herrscht, läßt es nicht zu daß man das Volk durch Leute regiere, die es verachtet und die es als seine Oberen anzuerkennen verschmäht; schon der Umstand daß ein Farbiger von einer entehrten, ipso facto ihre Kaste verloren habenden Mutter abstammt, genügt dem Hindu mit seinen unerbittlichen religiösen Vorurtheilen, um diese Verachtung wohl und fest begründet zu finden. Ueberdies würden sich nur wenige dieser Mischlinge zu höheren Aemtern eignen; schlaff und gering begabt, wie auch die malayischen Mischlinge auf Java, begnügen sie sich mit den geringen Posten in kaufmännischen und öffentlichen Bureaux, wo sie die mechanischen Arbeiten versehen.

An diese Darstellung der Elemente der Gesellschaft reihe ich nun einige Bemerkungen über die englische Herrschaft in Indien; nur wenige Worte genügen über einen Gegenstand der eine vollständige Literatur besitzt, und mehr ein Zeugniß als eine Darstellung. Das Bild hat sich sehr vereinfacht, seit durch die Unterwerfung der Sikhs und die völlige Einverleibung aller Lande bis zu den Gebirgen jenseit des Indus das britische Vorderindien seine natürlichen Grenzen erreicht hat; die halb unabhängigen Staaten die noch bestehen sind entweder unbedeutend, oder reifen, wie der Nizamsstaat und Oude, ihrer Einverleibung durch die eigne Unfähigkeit ihrer Beherrscher entgegen, und indem wir die Fürsten nicht beklagen, können wir ihre Völker dafür nur glücklich preisen. Jener hoch ausgezeichnete, ohne Gleichen ehrenhafte und tüchtige Dienst der Compagnie wird sich der Ordnung dieser Länder eben so zu befleißigen haben, wie er in den eigenen Territorien sie hergestellt hat,

und wenn irgend Jemand wird der Verein dieser Männer die schwierige Aufgabe zu bewältigen wissen, das große in Allem eigenthümliche Land zu civilisiren; aber schwierig ist freilich diese Aufgabe, und die Unvollständigkeit ihrer Lösung zu kritisiren für die leicht, welche von der Natur jener Eigenthümlichkeiten keinen Begriff haben. Die Geltung der mit den religiösen Satzungen innig verwebten alten Landesgesetze, der leidenschaftliche, um keinen Preis unsanft zu berührende Fanatismus der Hindus wie der Mahommedaner, Armuth und Uebervölkerung, Ränkesucht und Unwahrhaftigkeit im Volk, Unfähigkeit der höhern Klassen, das sind solche Schwierigkeiten, deren einigen wir im Lauf dieser Kapitel noch näher begegnen. Auch Fehler sind begangen worden, und so ist namentlich das System des Grundeigenthums und der Grundherrlichkeit eine anerkannte Crux Anglo-Indiae, deren glückliche Ueberwindung vielleicht mehr als irgend eine Verwaltungsmaaßregel das Heil der Zukunft in sich schließt. Andrerseits hat die Begünstigung englischen Interesses manche Wunde geschlagen, z. B. die Weberkaste durch wohlfeile englische Stoffe ganz erdrückt, aber im allgemeinen stehe ich nicht an zu sagen, daß die englische Herrschaft in Indien vor Gott und den Menschen bestehen kann, und daß die Männer in deren Hände die Autorität gelegt ist, das Ziel den Zustand des Landes und Volkes zu verbessern, als Hauptaufgabe im Auge haben; nie wird ein englischer Beamter die nackt egoistische Auffassung weder hegen noch aussprechen, daß das Land nur eine Domäne sei, und der Zweck seiner Verwaltung nur die möglichst vollkommene Ausbeutung seiner Kräfte, wie ich es in Java nur zu oft habe hören müssen.

Man hört oft die Ansicht aussprechen daß Indien wie Nordamerika seiner Losreißung entgegengehe, daß eine Colonie ein Kind sei das erst gehen lernen müsse, aber dann auf eigenen Füßen seinen eignen Weg wähle, eine Frucht die abfalle sobald sie reif sei. Diese Theorien sind allerdings sehr anwendbar auf Colonien im engeren Sinne, Landstriche die von Angehörigen des Mutterlandes bebaut und bevölkert sind, und wir werden vielleicht noch manche Colonie Englands diesen Weg gehen sehen, ohne daß das Mutterland sich darüber viel zu beklagen haben wird. Indien dagegen ist nicht Colonie in diesem Sinn; es ist ein Land von Fremden nur beherrscht, nicht von Ansiedlern bewohnt, eine Nation die ihrer ganzen Natur und Geschichte nach zur unumschränkten, sagen wir getrost despotischen Herrschaft geeignet ist, und die sich so lange dieser Herrschaft beugen wird, als Respekt vor ihrer Macht und Anerkenntniß für ihre Verdienste um die Regierten lebendig bleiben. Frieden und Ordnung sind an die Stelle der ewigen Fehden und Raubzüge und der Erpressungen der alten eingebornen Fürsten getreten, und der Indier ist dafür nicht unempfänglich, und was die Erhaltung der Macht betrifft, so verspricht sie darum nicht eben geringere Dauer weil sie eine wesentlich moralische ist. Die Handvoll Europäer und europäischer Truppen würde geringen Widerstand gegen eine allgemeine Erhebung leisten, und selbst ein Hauptbestandtheil der

materiellen Kräfte, die große Armee Eingeborner, wird eben nur wieder durch jene moralische Macht in Treue, und mit Bewunderung für beide Theile sei es gesagt, in musterhafter Treue erhalten. Glauben wir jedoch nicht daß dieses Gebäude einer unvergleichlich großartigen Herrschaft auf einem ungefährdeten Boden stehe: es steht auf einer Mine, und diese Mine ist der religiöse Fanatismus. Gleich groß und lebhaft im Mahommedaner wie im Hindu kann dieser Fanatismus durch einen unvorsichtigen Funken in helle Flammen gesetzt werden, und der allgemeine Brand würde keine Spur jenes stolzen Gebäudes hinter sich lassen. Hier liegt die Gefahr, und die Staatsmänner Indiens erkennen sie zu ihrem Heile vollkommen, ja sie haben die Genugthuung daß der starre Fanatismus, wenn auch unmerklich und in Einzelheiten nachläßt und auf bessere Zeiten hoffen läßt, deren Ferne man freilich nicht mit dem Maaße ephemerer Staatskünstler in Europa messen darf.

Ob der englischen Herrschaft in Indien eine Gefahr von europäischen Mächten drohe, wollen wir dahin gestellt sein lassen, wiewohl wir es bezweifeln. Ihr Sturz aber wäre das Unheil des Landes, das nach kurzen vergeblichen Versuchen eine Herrschaft von solchem Gehalte zu ersetzen, in die alte Barbarei unwiederbringlich zurückfallen müßte.

Endlich haben wir die Frage der Zukunft der ostindischen Compagnie kurz zu erwähnen, da sie jetzt gerade vor die Augen der Welt gerückt ist. Es gibt gewiß nichts anomaleres als eine Gesellschaft von Aktienbesitzern die ein Reich von 150 Millionen Menschen inne hat, und selbst davon abgesehen ist die Anomalie der Doppelherrschaft zwischen Direktoren und Staatsbehörde, mit dem dritten Herrscher im Lande selbst, der zu fern ist um stets nach Instruktionen zu fragen, schon stark genug. Aber wie wenig will die Form sagen, wenn die Sache selbst bewährt ist; sie ist bewährt, wenn auch mancher Verbesserung, mancher Consolidirung fähig, und wir müssen von dem guten Stern Englands hoffen, daß die jetzt bevorstehende Entscheidung, doppelt schwierig bei der Zerspaltung der alten Parteien, eine weise und glückliche sein möge.* Vor allem aber möge man sich hüten an der Organisation des Civildienstes zu rütteln; mag es abermals eine Anomalie sein, daß die ersten Söhne des Landes es nicht verschmähen Diener einer Handelsgesellschaft zu werden, und andrerseits daß die Auswahl durch Protektion junger Leute Seitens der Direktoren erfolgt, welche zu ihrem Amt erst erzogen werden: das Resultat ist eine Dienerschaft, wie kein Dienstherr der Welt eine ähnliche besitzt. Durch jede Veränderung könnte sie nur verlieren, und je mehr sie von ihren glänzenden Eigenthümlichkeiten einbüßt, desto mehr würde sie zu dem Niveau des gewöhnlichen Colonialdienstes sinken, der — gewiß sehr ehrenwerth an sich — weder des Andranges der besten Kräfte, noch der außer-

* Diese Entscheidung ist nun erfolgt, ob im richtigen Sinne mag dahin gestellt bleiben. Anm. zur 2. Ausgabe.

ordentlichen, nur auf das Wohl der Colonie gerichteten Leistungen sich zu erfreuen hat. Die Beispiele häufen sich, welche beweisen daß England neuerdings keine sehr glückliche Hand in der Colonialverwaltung hat, und politische Fehler welche in einer andern Colonie leicht vorübergehen, verträgt das gefährliche Terrain von Indien nicht: es erfordert neben den besten Eigenschaften des Charakters die Vertrautheit mit staatsmännischen Traditionen, wie sie sich nur in einem so geschlossenen Dienste erhalten und fortentwickeln können.

Wir lebten nun ganz in der kühlen Jahreszeit; wärmere Kleider waren nicht überflüssig, und die Morgennebel so dicht und kühl daß man sich ganz herbstlich fühlte. Eine geringe Strecke nördlich, bei Chinsurah noch innerhalb der Wendekreise friert es schon, und man weiß sich dort sogar Eis für die Sommerhitze zu bereiten, indem man Wasser in ganz flachen Pfützen gefrieren läßt. Der Anglo-Indier athmet auf nach der dürren Hitze des Vorsommers und der feuchten Schwüle der Regenzeit; nun beginnt alle Welt die schönen Tage zu genießen, und namentlich die weiten Spazierwege auf der Esplanade sind Morgens von Reitern und Abends dabei noch von Equipagen belebt. Auch Delessert und ich hatten uns Reitpferde gekauft, die man in dieser Saison sehr leicht und ohne Verlust wieder los wird, und so fanden wir uns jeden Abend auf dem Corso am Ufer des Hoogly, wo hunderte von eleganten Fuhrwerken, nicht minder eine Menge Reiter sich sehen lassen; es ist ein allgemeines Rendezvous für Freunde und Bekannte. Aber wie gesagt, der Corso der Stadt der Paläste wird von dem des geringgeschätzten Madras sehr in Schatten gestellt; die Gesellschaft ist hier zu wechselnd, und wenige denken daran einen Haushalt im vollen Bereich ihrer Mittel einzurichten; es fehlt auch die stattliche wenn auch entwürdigende Sitte, um des Prunkes willen die Läufer neben an rennen zu lassen; große Leute in Madras haben manchmal vier Läufer, an jedem Rad einen, einen europäisch gekleideten Kutscher und vielleicht noch zwei weißgekleidete Stabträger hinten auf stehen. Das gewöhnliche Fuhrwerk, namentlich für junge Leute und solche die nicht eine besondere Würde zu vertreten haben, ist das Buggy, ein zweirädriges Cabriolet mit einem Pferde das man selbst lenkt.

Die Pferderennen haben die Engländer auch hierher und zwar in aller Pracht und Ordnung zu verpflanzen gewußt. Von einem geräumigen, solid von Steinen aufgeführten Balkon am obern Ende der Esplanade übersahen wir eine schöne, belebte Scene: vor uns die weite Ebene, durch einzelne Bäume geziert und im Hintergrund durch die Reihen der palastähnlichen Häuser der Stadt und der Vorstadt Chowringhee begrenzt, links die Baumgruppen von Garden-Reach, und die ganze Scene von Wagen, Pferden, Reitern ohne Ende und bunt gekleideten Hindu-Bedienten aufs höchste belebt; über uns ein schöner blauer Himmel — es war ein ebenso prächtiges als freundliches Bild. Englische Anordnung und englische Jockeys ließen sich nicht vermissen, es war aber auch kein Mangel an jenen widrigen Figuren, die ein anständiges

Aeußere und die höchsten Prätentationen unbefleckter Ehre mit schmutziger Geldgier und frevelhaftem, gar oft falschem Glücksspiel zur Befriedigung der Welt zu vereinigen wissen. Es war interessant, neben englischen Pferden Proben der Colonialracen vom Cap und von New-South-Wales zu sehen, und besonders die „Walers" sind sehr geschätzt; außerdem stehen in Indien die arabischen Pferde in allgemeinem Ansehen; Bombay ist das Emporium wohin sie von den Händlern vom persischen Meerbusen her gebracht werden; aber selbst dort ist der Preis eines guten Thiers 1200 bis 1500 Rupees oder Gulden Kaisergeld, und die besseren werden noch weit höher verkauft.

Bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten, besonders auch bei den abendlichen Promenaden sieht man viele Hindus von Rang und Vermögen, die sich an den Vergnügungen der Europäer betheiligen und ihre abenteuerlichen und kostbaren Kostüme zur Schau tragen. Ueberall zeigt sich namentlich eine Schaar Prinzen von Mysore, Nachkommen des gewaltigen Tippoo Sultan von Seringapatam, welche von einer Pension des Gouvernements hier leben.

Eine Gesellschaft von gebildeten Hindus bekam ich in der Nähe zu sehen, als wir Fremde in Calcutta ein Nautch, d. i. ein Ballet von Bayaderen arrangirt hatten; eine Partie von Eingebornen gab das Haus her, während wir die Tänzerinnen, fünf an der Zahl mit 50 Rupees, eine bedeutende Summe für den Maaßstab der Eingebornen, bezahlten. Wir fanden ein hübsches Haus in europäischem Geschmack, eben so möblirt, und in einem wohl erleuchteten Saal einen Diwan für uns und Stühle für die Andern gesetzt. Nach einigen Höflichkeiten von beiden Seiten nahm man Platz, und bald erschienen die Bayaderen mit ihrer Musik, und die ganze Truppe kauerte auf dem Teppich nieder. Bald erhoben sich zwei, die eine in grellen feuerfarbenen Muslin, die andre blau und weiß gekleidet; das ganze Kostüm war sehr anmuthig, eng, aber bis auf die Füße, Arme und Kopf die Gestalt völlig verhüllend, ohne jedoch schwer zu erscheinen. Große Ohrringe, Bracelets und Fußringe und ein großer Ring von Golddraht in dem einen Nasenflügel waren sehr zierlich angebracht, selbst dieser Nasenring, und all dieser Schmuck mit Juwelen reich geziert. Ihr Tanz war langsam, schleichend, sehr wenig prononcirt, und voll Anmuth und Sittsamkeit, wenn auch weit entfernt von den züchtigen javanischen Tänzen. In dieser Weise schlüpften sie, ohne die Füße vom Boden zu erheben, wohl eine Viertelstunde auf und ab; das Ende der Vorstellung freilich war verschiedener Art und nicht füglich zu beschreiben; dennoch war das Ganze anmuthig, wenn auch höchst sinnlich, und wenigstens nicht positiv unanständig wie unsere französischen Ballets auf deutschen Bühnen, denn französisch sind sie ja doch wohl wie so vieles andre Nachahmenswerthe. Die Schönheit dieser Tänzerinnen war die allgemeine ihrer Race, große Augen, scharfe Bestimmtheit der Züge und große Schlankheit der Glieder; Hände und Füße sind äußerst klein und schön geformt. Diese Bayaderen sangen nicht, wie viele thun, und wir waren froh mit ihren näselnden Tönen ver-

schont zu bleiben. Die Musik bestand aus Trommeln, Schellen und Violinen, und war einförmig aber nicht ohrzerreißend.

Unsere Wirthe waren wohlerzogene meist junge Leute, in der gewöhnlichen Tracht ihres Standes; das ist ein kostbar gestickter bis über die Knie reichender Rock mit dem Ueberwurf eines schönen Cashmereshawls, als Kopfbedeckung ein sammtenes goldgesticktes Hauskäppchen statt des flachen bengalischen Turbans, das zu dem schönen schwarzen Lockenhaar recht gut stand. Die Gesichtszüge der vornehmeren Hindus indeß, obgleich von hellerer Farbe begleitet, zeigen fast nie die edlen und scharf geschnittenen Formen des gemeinen Volkes; Verweichlichung und Ausschweifungen ohne Maaß haben ihren Stamm von Geschlecht zu Geschlecht so sehr erniedrigt, daß der Vergleich sehr zu ihren Ungunsten ausfällt. Diese jungen Leute wußten sich was rechtes damit, daß sie uns mit der Erklärung sie seien Deisten, entgegen kommen konnten; das ist das allgemeine Glaubensbekenntniß des jungen Bengalen, Leute die durch europäischen Umgang und oft europäische Schulbildung den Glauben an die groben Täuschungen ihrer Religion und der Braminen verloren haben, aber freilich desto unempfänglicher für die christliche Lehre sind. Aber dennoch vermeiden diese Leute bei aller Annäherung an unsere Sitten sorgfältig alles was Verlust der Kaste nach sich ziehen könnte, und darin liegt eine schmeichelhafte Anerkenntniß für den schlauen Stifter des Kastenwesens; ja wenn wir etwas hinter die Coulissen blicken, so finden wir wie jener berühmte seiner Vorurtheilfreiheit wegen vielgepriesene Dwarkanauth Tagore aus einer Familie stammte, die einmal, aus welchem Grunde weiß ich nicht, ihre Kaste unwiederbringlich verloren hatte.

Der gastfreie Sir Herbert Maddock überraschte uns noch mit einer artigen Einladung, einige Tage auf dem Lustschloß Barrackpore am Hoogly zuzubringen; eine schöne breite Allee führt nach dem 14 englische Meilen entfernten Orte, wo wir bereits eine Anzahl Gäste, unter andern den General von Gagern mit seinen Begleitern trafen; so war auch das Schlößchen schon so voll, daß wir in einem Bungalow daneben unser Unterkommen erhielten. Es war ein eigenthümliches Gefühl an einem Orte zu verweilen, wo ein Warren Hastings, ein Lord Wellesley, ein Lord William Bentinck ihre Erholung gesucht haben. Sir Herbert Maddock, ein ernster aber liebenswürdiger Mann, war mit Geschäften so überhäuft, daß wir um so mehr auf die englische so höchst verständige Benützung ländlicher Gastfreundschaft angewiesen waren, daß jeder Gast nach Gefallen seinen Tag zubringt und die Gesellschaft sich nur zu bestimmten Stunden vereinigt. Abends standen stets Wagen und Reitpferde für die übliche Promenade bereit, und der ansehnliche Park ist weitläufig genug zu hübschen Spaziertouren, wenngleich ich ihn fast zu eng für einen prächtigen Araber fand, der unsern Wirth 3000 Rupees gekostet hatte und mit dem Feuer seiner Race all die Eigenthümlichkeiten eines in englischer Weise zugerittenen Pferdes verband. Ich war auf meiner Reise in mancherlei

Sätteln gerecht geworden, mußte aber nun in Indien mich mit Mühe an diese englische Art gewöhnen, die das Pferd nur als Transportmittel behandelt und von dem Gleichgewicht unserer deutschen Schule nichts weiß. Will dann der Neuling solch ein Thier gleich Anfangs auf gut deutsch „zusammenstellen," so erfolgt daraus meist ein völliges Mißverständniß. Der Park enthält eine hübsche Menagerie, wo Strauße, Tiger, Giraffen, Bären in sehr zweckmäßigen Räumen aufbewahrt werden.

Die große Zierde von Barrackpore ist der stolz vorüberströmende Hoogly, der unterhalb eine weite Bucht macht und sich prächtig wie ein See ausnimmt. Gegenüber auf dem rechten Ufer liegt die ehemalig dänische Besitzung Serampore, neuerdings den Engländern verkauft, nach welcher wir in der Gondel des Gouverneurs einen Ausflug machten. Eine hübsche Stadt mit todten, verlassenen Straßen, schöne Gebäude, aber alles vernachläßigt; der Fridericus VI. R. prangt noch in einigen Namenszügen, aber die englische Flagge weht am Ufer. Wir wanderten durch die Straßen, bewunderten das prachtvolle Haus eines Babu und seine Equipage, beides in völlig europäischem Geschmack, und überzeugten uns von feiner Wohlthätigkeit, da an 60 Bettler des Orts die er täglich speiste, vor seinem Thor Fronte machten. Die schwarze Stadt enthält elende Hütten mit gewölbten Strohdächern, einige Tempelchen und viel Schmutz, ungesunde Pfützen und Buschwerk; die Einwohner folgten uns schaarenweise auf unserer Wanderung, ein Beweis daß selten Fremde hinkommen. Wir sahen auch einen Narren, in rothem Gewande und mit einem imaginären Scepter in der Hand, und überzeugten uns von der Verehrung welche der Orientale einem Wesen zollt, dessen Seele nach ihrer poetischen Auffassung bei Gott ist.

Achter Abschnitt.

Berhampore — Moorshedabad — Reise nach Benares.

Am 3. Januar 1847 früh verließ ich Calcutta, um die herrliche Reise ins Innere Indiens, auf die meine Erwartungen hoch gespannt waren, anzutreten; hier trennte ich mich leider von Eugène Delessert, dessen ersprießliche und erwünschte Reisegesellschaft mir seit mehr als einem halben Jahre zur angenehmen Gewohnheit geworden war; er kehrte nach Europa zurück. Auch General von Gagern konnte ich nicht begleiten, da er mit seinem Gefolge schon die Relais für drei Palankins in Anspruch nahm, und ich mußte mich vorerst mit der Hoffnung trösten ihm, wie es auch geschah, öfters zu begegnen. Mein „Dawk," eines der Worte inhaltschwer in Indien, war zunächst nach Berhampore „gelegt," d. h. der Postmeister hatte bis zu diesem Ort Relais

von Trägern für die Strecke von 120 englischen Meilen voraus bestellt, und ich hatte eine rasche und ununterbrochene Reise vor mir. Es war ein schöner kühler Morgen; wohl eine Stunde lang trug man mich durch die winkligen Gassen der schwarzen Stadt, dann gewann ich das Freie und die mir schon bekannte schöne Straße nach Barrackpore; dort setzte ich über den Ganges und mußte einen blinden Passagier, einen half caste oder Farbigen mitnehmen, der ohne Brod, ohne Schuhe und ohne Geld hier am Strom saß und auf die Ueberfahrt eines mitleidigen Reisenden harrte. Das Schicksal sandte mich diesem armen Menschen, denn ich besaß da gerade ein Paar Schuhe die mir zu eng waren, hatte Brod im Vorrath und die Ueberfahrt für ihn ohnehin. Jenseits angelangt erreichte ich in den Nachmittagsstunden Chandernagore, abermals eine kleine französische Colonie, von der ich jedoch nichts zu sehen begehrte als die paar hübschen Landhäuser am Quai des Flusses, an denen man mich vorüber trug. Chandernagore ist wo möglich noch todter als Pondichéry, und obgleich die Engländer seiner Zeit ein Linienschiff weit den Fluß hinaufbrachten um die Stadt zu bombardiren, hat dieselbe doch wohl lange kein Schiff mehr gesehen. Plötzlich hörte ich mich aus einer der Verandahs von einer bekannten Stimme angerufen: es war Freund Delessert der mir diese Ueberraschung bereitete, indem er einige Zeit nach mir im rascheren Wagen weggefahren war. Ohnehin hatte er, selbst nach den leidigen Erfahrungen von Pondichéry, der Versuchung nicht widerstanden auch diese französische Colonie zu sehen. Er war da in dem Hause eines artigen Mannes, der mich freundlich empfing und über mein Palankinkostüm hinwegsah. Wiederholte Abschiedsscenen sind peinlich, und so drängte ich zur Weiterreise, mußte aber doch zuvor dem freundlichen Franzosen bekennen, daß ich den Morgen all mein Brod an jenen Bettler gegeben und mich an seinem Ueberfluß zu erholen gedenke. Man gab mir mit Lachen, und als ausdrückliche Belohnung für meine mitleidige Handlung ein großes Stück Schinken hinzu, welches somit die eigentliche Moral dieser Episode bildet. Davon lebte ich indeß die zwei Tage, recht zufrieden mich nicht um des Essens willen aufhalten zu müssen. Nun kam ich nach Chinsurah, durch eine Kirche im katholischen Charakter kenntlich, und Hoogly, und nun brach die Nacht ein. Ich war von den Vorbereitungen zur Reise sehr ermüdet und schlief vortrefflich in dem bequemen Palankin, den ich mir in Calcutta gekauft hatte; ich passirte mehrere Flüsse, und wurde nur am Ende jeder Station von 10—12 englischen Meilen (somit gleich einer deutschen Poststation) durch die Bitten der Träger um „Bukshies,“ Trinkgeld, gestört: ein Hindu wäre, was den guten Willen anlangt, im Stande um eines Trinkgelds willen Todte und Esdaile's Magnetisirte zu wecken, geschweige einen bloßen Schläfer. Dafür waren sie aber auch stets pünktlich am Platz und so unermüdlich, daß ich sie nicht ein einziges Mal anzutreiben brauchte. Eine halbe Rupee für alle 12 Mann, also 3 Kreuzer Jedem, ist das übliche und völlig hinreichende Trinkgeld für die Station.

Die Gegend ist sehr flach und einförmig, wie das ganze eigentliche Bengalen; zahllose Tempelchen und Gräber von Backstein, Baumgruppen, elende Lehmhütten und Heerden von Ziegen und indischem Rindvieh mit dem wunderlichen Buckel hinter den Schultern. Alles war mit Ausnahme schön gelb blühender Senffelder sehr dürr, und der Abglanz der Sonne empfindlich; auch die Vegetation war weniger tropisch, und Moorshedabad ist die nördliche Gränze für die Cocospalme; nun verließ ich auch seit gerade zwei Jahren am 4. Januar die heiße Zone zum erstenmale wieder, so wie ich damals an demselben Tage von New-Orleans nach Habana abgesegelt war. Ich begnügte mich abermals mein tägliches Mahl im Palankin zu mir zu nehmen, und verließ diesen nur, um von Zeit zu Zeit mit starken Schritten neben her zu gehen und meine Glieder zu recken. Mit Sonnenuntergang erreichte ich die europäischen Niederlassungen von Berhampore und empfahl mich der Gastfreundschaft des Herrn Henry Torrens, Residenten am Hofe des Nuwáb (Nabob) von Moorshedabad.

Ich will nur kurz sagen, daß von allen Familien deren Güte und Gastfreundschaft ich auf der langen Reise genossen, ich kaum eine mit so lebhaftem Bedauern wieder verlassen habe wie meine liebenswürdigen Gastfreunde in Berhampore. Zudem war Mr. Torrens, ein Mann von großer Erfahrung und Kenntniß Indiens, vertraut mit den Verhältnissen vieler eingeborner Höfe, ein bedeutender Kenner von Landessprache und Landessitte, der beste Führer für das Labyrinth der indischen Welt die sich jetzt vor mir erschließen sollte. Seine Belehrungen waren mir vom höchsten Werthe, und die Offenheit mit welcher er mir hie und da die Mysterien indischer Staatskunst enthüllte, hatte gerade den Erfolg daß ich mich völlig entwaffnet fühlen mußte, wenn ich etwa diesem Systeme ungünstig gesinnt war; diese Offenheit anglo-indischer Gewalthaber ist überhaupt ein allgemeiner Zug in dem Charakter dieser Verwaltung, der mit dem günstigsten Vorurtheil erfüllt, und beiläufig gesagt seinen Gegensatz in dem engherzigen Mißtrauen findet mit welchem in Java der Reisende fortwährend beobachtet wird, vorausgesetzt daß man ihn überhaupt reisen läßt. Ich habe in Indien mehr hohe Staatsbeamte im Innern gesehen als in Java, aber nicht um wie dort meinen Paß visiren zu lassen, sondern um mit dem unbedenklichsten Vertrauen mit aller Kenntniß bereichert zu werden die mir wünschenswerth sein mochte.

Das Erste was Mr. Torrens für mich that, war das Gesuch beim Nuwab von Bengalen um eine große Staatsaudienz, bei der ich die ganze Pracht eines indischen Hofs zu sehen bekommen sollte; das Gesuch des Residenten und zugleich Vormundes des jungen Fürsten war natürlich Geheiß, und nachdem einige Tage verstrichen waren wurde der 7. Januar bestimmt, an welchem Tage ich mit Torrens nach dem zehn englische Meilen entfernten Moorshedabad, der Residenz des Nuwab fuhr. Hier thront denn der Abkömmling der mächtigen Dynastie, welche im vorigen Jahrhundert die großen Landstriche von

Bengalen und Orissa, von Dacca im Osten bis Juggernaut im Südwesten beherrschte, der Erbe des Besitzes auf dessen Trümmern vorzugsweise die jetzige glänzende Herrschaft Englands sich aufgebaut hat. Der leere Titel, ein festgesetztes Einkommen und eine Menge eitler Ehrenrechte sind alles was dem jetzigen Nuwab übrig bleibt; alle Souveränetätsrechte, Verwaltung und Einfluß sind ihm genommen, und seine Stellung gehört in der That in die Kategorie derer, welche am meisten von ihren Rechten gegen die Engländer eingebüßt haben. Doch dafür sucht er seinen Trost in einem prachtvollen Hofstaat, zu dessen Aufrechthaltung ihn ein fürstlich und würdig zugemessenes Einkommen von 16 Lac (die stärkste Pension welche England gibt) befähigt, und in der Unterwürfigkeit welche dieser Hofstaat ihm zeigt; so gilt denn die ganze Erscheinung seines Pompes für ein keineswegs mangelhaftes Muster orientalischer, zunächst mahommedanischer Herrlichkeit.

Wir stiegen in einem Bungalow des Residenten ab, wo uns aus des Nuwabs Küche ein ganz erträgliches Frühstück in europäischer Art aufgetischt wurde, und erwarteten die Zeit wann die Tomasha (ein allgemein gebräuchliches Wort für Schauspiele indischer Pracht oder Absonderlichkeit) beginnen sollte. Inzwischen kamen mehrere Besucher und zwar so interessanter Art, daß ich die einzelnen Figuren hier beschreiben will, wie sie Einer nach dem Andern eintraten um dem Residenten ihren Respekt zu bezeigen. Zuerst kam Rajah Sitanath Bahádur, wie alle Geschäftsleute auch an mahommedanischen Höfen ein Hindu, der früher im englischen Dienst als Subalternbeamter verwendet worden war, jetzt eine Art Premierminister des Nuwab; der Bahadur, d. h. Kriegsheld war ein kleines Männchen von weichen Gesichtszügen, gekleidet in einen weißmuslinenen Frauenunterrock und einen Cashmereshawl umgeschlagen; es war ein umgänglicher kleiner Mann, der auch englisch sprach. Sein Nebenmann war ein alter Muselmann, ein Poet und der magister moram an dem kleinen Hofe; eine kräftige hohe Gestalt mit feurigen Augen und kühn geschnittenen Zügen, so daß es mir schwer wurde den Achtziger in ihm zu erkennen; seinen grauen Bart ausgenommen, den er übrigens schwarz gefärbt hatte, war in der That seine Erscheinung so jugendlich wie sie nur die ewige Jugendfrische des Dichters hervorbringen kann. Unwillkürlich erinnerte er mich an Goethe, wie er im hohen Alter gewesen sein mag. Neben diesem eine andere Figur, ein mahommedanischer Fakir der der Welt entsagt, sich durch die Pilgerfahrt nach Mecca den Beinamen Hadji erworben, und jetzt, obgleich er für sich selbst keine irdischen Geschäfte mehr hatte, die Angelegenheiten einer der Begum's oder Prinzessinnen führte. Ich erkannte, um verbindlich zu sein, dem alten Hadji die Palme im Reisefach zu, indem ich das Verdienst seiner Pilgerreise meiner Irrfahrt voransetzte; denn meine Reise von der ihnen Torrens sagte, gab zu großer Verwunderung Anlaß, und die alten Graubärte lobten die Beharrlichkeit eines jungen Mannes, der die Behaglichkeit der Heimath mit den Mühseligkeiten einer belehrenden Reise vertauscht

habe. Herzlich wenig Verdienst, aber freilich eher noch vom Standpunkt muselmännischer Sitte. Der Vierte endlich war ein alter Arzt, ein Hakim am Hofe des Nuwab, hochgeehrt wegen seiner Geschicklichkeit, aber zerfallen mit seinem Berufe; als es ihm unmöglich war das Leben des eignen Sohnes in einer schweren Krankheit zu retten, sagte er mit mahommedanischer Resignation: „Es gibt nur Einen Herrn über Leben und Tod!" und entsagte der Ausübung seiner Kunst. Als ich diese vier Männer betrachtete mußte ich den jungen Nuwab glücklich preisen, dem solche Stützen rathend und wohlwollend zur Seite standen; sie waren denn wirklich recht günstige und interessante Beispiele der achtbarsten Klasse von Eingebornen, sämmtlich hochstehend und gebildet, Männer von Charakter und Erfahrung, traten sie dem Europäer weit näher als der geldgierige Babu von Calcutta oder irgend ein verweichlichter Prinz des Orients.

Um Mittag kam ein Bote, ankündigend daß der Nuwab sich erhoben habe, um sich in feierlichem Aufzuge aus seinem Harem nach dem Palast zu begeben; so bestiegen denn auch wir bereitgehaltene Tragsessel um zum Palast zu gelangen, der freilich nur ein paar Schritt entfernt war; der Resident wurde, sowie er die Halle betrat, mit „God save the Queen" feierlich empfangen, und wir eilten an ein Fenster um den Aufzug des Nuwab beschauen zu können. Artillerie und Kameele mit schönen Purpurdecken waren an dem Fuß des Gebäudes aufgestellt, der eigentliche Zug aber bewegte sich langsam heran: voraus die Reitpferde des Nuwab, reich geschmückt und von Dienern geführt, dann europäische Musik und ein Trupp Sepoy's, d. i. europäisch gekleidete und disciplinirte Soldaten, ihnen folgten roth gekleidete Schützen mit Luntenflinten, ihre Gewehre in rothen Futteralen steckend, dann eine Anzahl von Tragsesseln und Palankins, alle sehr kostbar und glänzend; hierauf eine Bande indischer Musik, deren Mißtöne die europäischen Musiker überschrieen, und nun erschien in einem Palankin der Nuwab, umgeben von Sonnenschirm- und Stabträgern und einer Schaar von Höflingen. Hinter ihm kamen seine Elephanten, von denen die vier ersten prachtvolle Thiere waren, wohl 11—12 Fuß hoch, mit großen silberverzierten Stoßzähnen und den Kopf hoch tragend, eine für einen Prunk-Elephanten unerläßliche Eigenschaft, die dem Thier mit Mühe beigebracht wird; lange Purpurdecken mit Gold gestickt streiften bis auf die Erde, und die Howdah's oder Sitze strahlten von Gold oder Silber. Eine Schaar von etwa fünfzig Elephanten folgte paarweise, weniger prachtvoll ausgeschmückt; es waren einige gar hübsche junge Thiere dabei. Nun folgte der Troß, Ochsen zum Tragen von Gepäck, Karren mit Falken und Jagdleoparden, und wieder Soldaten, mit denen der ganze wohl eine Viertelstunde lange glänzende Zug schloß. Als der Nuwab die Treppe erstiegen, begrüßte ihn die in der Halle aufgestellte Musik, auf welches Zeichen wir ihm entgegen gingen: der Resident gab dem Nuwab den Arm nach der auch in Java üblichen Etikette, und das ganze Gefolge begab sich nach

dem Audienzsaal, an dessen oberem Ende wir Platz nahmen, der Nuwab auf einem Lehnsessel in der Mitte, der Resident rechts, ich links, und neben mir Mr. Cooper, der Erzieher des Nuwab. Seine Hoheit der Nuwab Nazim* Mansur Ali Feridun Jah war ein junger Mann von 17—18 Jahren, von sehr angenehmer Gesichtsbildung und hellem olivenfarbenem Teint; seine Augen verriethen sowohl Gutherzigkeit als Intelligenz, und er hätte für ein Muster von Schönheit gelten können, wäre nicht seine Unterlippe in Folge des häßlichen Betelkauens hängend, eine Unzier die ihn sehr entstellte. Klein von Statur hatte er jedoch mehr Männliches als man bei seinem Alter erwarten durfte. Sein Anzug war prachtvoll und sehr guten Geschmackes; den Oberkörper umhüllte ein köstlicher Cashmereshawl, ein langer Unterrock von Silberstoff, goldgestickte Pantoffeln und ein Zobelmützchen mit Goldstoff und einer Aigrette machten sein Kostüm aus, dessen Pracht jedoch hauptsächlich in den Juwelen bestand mit denen er wahrhaft bedeckt war. Eine kostbare Agraffe von Diamanten, Halsbänder und Bracelets von Perlen und Smaragden, die Finger voll von Ringen, vor allem aber ein Halsschmuck von ungeheuern Smaragden; man konnte ihn, wie er da thronte, wohl auf 2—3 Lac schätzen. Nur wenige Eingeborne hohen Ranges durften bei diesem Durbar (Cour) sitzen; ihre Kleidung war einfacher, aber geschmackvoll und durch die herrlichen Shawls gehoben. Die große Masse der Hoffähigen stand im Hintergrund, hinter den Säulenreihen welche den Audienzsaal tragen, während das Heiligthum des innern Saals von Leibgarde, Trabanten mit Silber- und Goldstäben und den leidigen Eunuchen umgeben war, welch letztere hinter uns Platz genommen hatten, zwei derselben mit Pfauenschweifen in Silber gefaßt, einer Mogul-Auszeichnung dieser Herrscherfamilie. Während der Audienz spielte die europäische Bande außerhalb, und im Saale traten abwechselnd Sänger welche die persischen Lieder des Hafis recitirten, Musikanten und Possenreißer auf; die Etikette will indeß daß man diesen Vorstellungen keine Aufmerksamkeit schenkt.** Vor dem Nuwab stand eine vergoldete Schüssel auf hohem Fuß, wenn etwa Jemand käme Tribut zu überreichen. Die Unterhaltung wurde in vornehm leiser Sprache geführt. Seine Hoheit machte der sorgfältigen Erziehung die man ihm gegeben, alle Ehre, sein Englisch war geläufig und rein, und er wußte recht gut ein Gespräch zu leiten. Inzwischen brachte man die Säbel und Dolche des Nuwab herbei, alle prachtvoll verziert

* Nuwab Stellvertreter, Nazim Ordner; Nuwab und Begum (Prinzessin) sind mahommedanische Titel, denen an Hindu-Höfen Rajah oder Maharajah (großer Rajah) und Ranee entsprechen.

** .... δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε καὶ αὐτοὺς
μολπῆς ἐξάρχοντος ἐδίνευον κατὰ μέσσον.

Die Stelle macht den Eindruck, namentlich durch das Imperfektum, als hätten bei den homerischen Mahlen die Gaukler auch nur so ihre Purzelbäume geschlagen, ohne daß man viel auf sie achtete.

und von Juwelen strahlend: eine Waffe wurde auf 1 Lac allein geschätzt. So verging eine halbe Stunde, da denn der Nuwab ein Zeichen gab worauf die Abschiedsceremonie begann: er hing Jedem von uns eine Ehrenkette von Silbertressen und eine Guirlande wohlriechender Blumen um den Hals, steckte uns eine Zierrath von ähnlichem Machwerk in die Hand und besprengte unsere Schnupftücher eigenhändig mit Sandelöl; diese Ceremonien sind unerläßlich und ich war darauf vorbereitet, desto mehr erstaunte ich aber als er einen Ring mit einem werthvollen Tafelstein oder flachen Diamant vom Finger zog, und mir denselben überreichte; an Verweigern des etwas zu kostbaren Geschenks war natürlich nicht zu denken. Darauf gab man sich die Hand, und der Nuwab entfernte sich am Arm des Residenten, während ich zurückblieb um mit Mr. Cooper den Palast zu besehen. So lange wir in diesem verweilten, mußte ich natürlich die neue und seltsame Decoration, welche auf dem prosaischen schwarzen Frack sich doppelt sonderbar ausnehmen mochte, anbehalten, aber eilig streifte ich die Blumenguirlande ab die einen unerträglich starken Wohlgeruch verbreitete.

Der Palast gilt für das schönste Gebäude Indiens, ist von Engländern im classischen Styl erbaut, und von besserem Geschmack wenn auch weniger imponirend als Government House in Calcutta. Die Räume sind fürstlich, im besten Geschmack möblirt, aber eben deßhalb mehr dem Bedürfniß einer europäischen Hofhaltung als dem eines mahommedanischen Fürsten angemessen; darum findet der Nuwab das schöne und kostspielige Gebäude unbrauchbar, es fehlt an Räumen für das Weibervolk, und so bewohnt er lieber ein unscheinbares Haus mit diesem; so gut seine eigene Erziehung sein mag, so ist doch der Charakter der orientalischen Weiber nicht vereinbar mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack; hatten sie ihm doch neulich an einem einzigen Abend, den er mit seinem Harem, Weibern und Eunuchen im Palast zubrachte, die Räume so zugerichtet, daß es am nächsten Tage einer Bande von hundert Coolies bedurfte um alles wieder zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Auch die Lage ist unglücklich gewählt: das Gebäude beherrscht zwar eine schöne Aussicht am Ufer des Hoogly, aber die Hütten der Einwohner sind in unanständiger Nähe; dies alles fällt den Leuten zur Last welche für den Vater des Nuwab diesen Bau, der beiläufig gesagt ansehnliche Reservesummen verschlang, aufgeführt haben.

Moorshedabad soll nicht weniger als 300,000 Einwohner zählen; die Stadt ist eng und schmutzig, wie alle schwarzen Städte, und obendrein ungesund. Von Merkwürdigkeiten sahen wir nur einige Etablissements des Nuwab, namentlich einen prachtvollen, noch nicht vollendeten Stall für 180 Pferde, von seinen Vormündern aufgeführt; sodann eine Halle in der alljährlich das Fest des Moharrem begangen wird, eine Trauerfeier zum Andenken der Imaum's Hassan und Hossein, der Söhne Ali's, welche in der verhängnißvollen Schlacht von Kurbelah Kalifat und Leben verloren; die Sekte der

Shea oder Schiiten, welche die Legitimität Ali's und seiner Sprößlinge verficht, feiert alljährlich das Andenken dieser Opfer mit all der Leidenschaftlichkeit und Innigkeit welche das religiöse Gefühl des Mahommedaners charakterisirt, und es kommt nur zu häufig vor daß sie in ihrem leidenschaftlichen Schmerz mit allen Andersdenkenden, Hindus und namentlich den verhaßten Sunniten, wo sie diesen begegnen, blutige Händel anfangen. So ist denn auch die Abneigung der zwei Sekten unter einander so groß, daß ihnen die „Leute des Buchs", die Christen lieber sind als die Ketzer des eigenen Glaubens. Das Fest dessen Aufzüge ich noch in den Straßen Calcutta's gesehen, war eben vorüber, und wir sahen noch die Ueberreste eines auf abendliche Illumination berechneten Glanzes, der nach Torrens' Beschreibung feenhaft gewesen sein mußte. Spuren dieser Feier, bei der es trotz allen Schmerzes hoch hergeht, waren aber auch auf dem Gesicht des schönen jungen Nuwab zu lesen, und sein Vormund bedauerte daß der junge Herr sich in Folge allzuvielen Feierns in diesen Tagen nicht so vortheilhaft ausgenommen habe als wohl sonst.

Erwähnenswerth ist eine Anstalt, in welcher sechzehn junge Verwandte des Nuwab auf Kosten des Familienhauptes unterhalten und in den Elementen aller guten und schönen Wissenschaften unterrichtet werden; die jungen Prinzchen zeigten alle ein sehr gutes Benehmen, ihre Schreibbücher waren reinlich gehalten, und ich machte von neuem die Bemerkung daß alle außereuropäischen Nationen, von den Wilden in Guiana an, entschiedenes Talent zum Schönschreiben haben. Auf die Elemente freilich schien sich die Erziehung zu beschränken; die Bibliothek war in einem Nebenzimmer des Billards, und letzteres anscheinend mehr strapazirt als die Bücher. Bei alledem ist diese Anstalt eine große Wohlthat für diese Nachgebornen und von wesentlichem Interesse für den Nuwab selbst, da seine Familienehre auf diese Weise auch in den entfernteren Sprößlingen aufrecht erhalten werden kann, während sonst zahlreiche Verwandte meist die Schmach und das Unglück einer orientalischen vornehmen Familie ausmachen. Freilich wird es immer schwer sein diese jüngeren Söhne zu überzeugen, daß es ehrenvoller ist durch eigne Anstrengung eine Stellung und Unterhalt zu gewinnen, statt in vornehmem Nichtsthun dem Nuwab zur Last zu fallen.

Alle solche dem Orientalen von Haus aus fremde Anschauungen, besonders auch die von richtiger Verwaltung und Verwendung eines schön geordneten Vermögens, finden in diesem Falle wohl einen ungewöhnlich günstigen Boden, da der Hof von Moorshedabad dem Machtbesitz und der Hoffnung auf Wiedergewinn der Unabhängigkeit seit hinreichend langer Zeit entwöhnt ist, da mit der englischen Erziehung das Verständniß europäischer Anschauungen dem jungen Nuwab eröffnet ist, und da die glücklich gewählte Umgebung ihre Erziehungsaufgabe im rechten Lichte aufgefaßt hat. Aber wie schwer ist die Leitung eines jungen Fürsten, der neben ernsten Studien mit seinem Erzieher und

neben der Wahrnehmung seiner Vermögensverwaltung den Rest des Tages mit Weibern, Eunuchen und intriguanten Höflingen zubringt, welche Ordnung weder verstehen noch dieselbe in ihrem Interesse finden mögen. Inzwischen rühmte man die Neigung des jungen Mannes zu ritterlichen Uebungen und seinen Eifer zu lernen, wiewohl der Hofmeister einigermaaßen betroffen war, als sein Zögling bei der Geburt seines ersten Sohnes sich eine geräumige Ferienzeit zur Erholung ausbat.

Indem der Nuwab mich als Gast an seinem Hofe beschenkte, folgte er der angebornen Neigung des Orientalen, dem es peinlich ist sich mit leeren Händen zu zeigen, und der namentlich dem Europäer stets mit Geschenken, sei es ein Körbchen mit Bananen oder kostbare Juwelen, Waffen, Pferde, entgegen kommen möchte. Die Reichthümer dieser Fürsten haben solche Geschenke oft sehr kostbar gemacht, und die Möglichkeit des bedenklichsten Mißbrauches bei dem ränkevollen Charakter indischer Fürsten rechtfertigt das Verbot für Beamte der Compagnie, dergleichen anzunehmen. Wenn schon an sich dieses Verbot die Anschauungen des Orientalen sehr verletzt, so hätte man die cynische Anordnung wohl unterlassen können, daß wenn bei gewissen öffentlichen Anlässen doch Geschenke angenommen werden müssen, dieselben nicht nur abgeliefert sondern öffentlich zum Vortheil der Regierung versteigert werden. Cynismus liegt übrigens im System der Engländer in Indien, und ist als Reaction gegen die Weichlichkeit und Prunksucht der Orientalen fast natürlich.

Wir kehrten denselben Abend nach Berhampore zurück, wo ich Gelegenheit hatte bei einem Diner das mein Gastfreund gab, einen großen Theil der ziemlich zahlreichen Gesellschaft des Orts kennen zu lernen. Früher war es eine große Station für europäische Truppen, aber es erwies sich so ungesund, indem ein Regiment in neun Monaten 300 Mann und 13 Officiere verlor, daß die schönen Kasernen nun gänzlich leer stehen. Die ostindische Compagnie hat einige wenige europäische Regimenter, bedient sich aber außerdem der königlichen Regimenter, welche ihr, natürlich gegen Uebernahme der Kosten und Besoldung, geliehen werden, meist zu zwanzigjähriger Dienstzeit in Indien. Diese weißen Soldaten werden sehr sorgfältig behandelt, namentlich der Sonne nicht ausgesetzt; für jeden Cavalleriegemeinen wird ein Syce oder Pferdeknecht gestellt, welchen zur Hälfte der Mann, zur Hälfte die Regierung besoldet; außerdem sucht man den Leuten das Leben so angenehm als möglich zu machen, und begünstigt das Heirathen mit weißen Frauen, indem für die Frau und jedes Kind eine kleine Zulage gegeben wird; solche Weibertransporte ums Cap der guten Hoffnung werden von den Officieren welche sie zu führen haben, als sehr beschwerlich bezeichnet, und die meisten meinen daß es leichter sei eines schlimmen Regiments Herr zu werden, als einer Amazonencompagnie von hundert Weibern. Wenn ein weißes Regiment zum aktiven Dienst geführt wird, so pflegt die Aussicht auf bevorstehende Lücken die Unverheiratheten

zu bedingten Heirathsanträgen an die eventuellen Wittwen zu verführen, da der Vortheil eines solchen Haushaltes so groß ist; je gefährlicher der Feldzug desto größer der Andrang, und man erzählte mir, daß besonders schöne oder brave Frauen ihre Abonnentenliste bis auf vier oder fünf Namen gebracht hätten.

Daß jene Kasernen von Berhampore zum Gebrauch der Sepoy-Regimenter verwendet werden könnten, verhindert das Vorurtheil, welches dem Hindu verbietet mit einem Genossen niederer Kaste oder einem Mahommedaner zusammen zu wohnen oder gar aus demselben Kessel zu essen. Die bedächtige Vorsicht welche die Engländer gegenüber dem festgeschlossenen Kastenwesen zu beobachten genöthigt sind, führt denn hier zu den wunderlichsten Abnormitäten, welche jedoch, weil sie wie alles Englische rationell und praktisch sind, einen vollkommen guten Fortgang haben, und der Regierung die tadellos treuen Dienste von Mannschaften sichern die sie weder zu entbehren noch zu ersetzen vermöchte. Die eingebornen Truppen campiren in den sogenannten Lines und haben je vier oder sechs eine kleine Bambushütte für sich, in der sich die Genossen derselben Kastenabtheilung zusammenfinden; der Officier vermeidet es ohne dringende Veranlassung diese Räume zu betreten, namentlich sie beim Essen zu stören oder zu beobachten. Die Mahommedaner sind nicht einmal in besondre Compagnien getheilt und sondern sich auf eigne Hand ab. Schattige Alleen von Banianenbäumen bezeichnen meist diese Lager, in welchen alle militärische Ordnung herrscht; vor jeder Hüttenreihe steht ein Gewehrmagazin, die Bewaffnung der Compagnie enthaltend, und an den Enden des Ganzen die Bungalows der europäischen Unterofficiere. Die kriegerische Rajpoot-Kaste ist besonders vertreten, und überhaupt sind die Leute meist von hoher Kaste; die Rajpoots erkennt man an einem Korallenhalsband das sie selbst im Dienste tragen. Die Engländer haben für gut gefunden die europäische Soldatentracht bei diesen Regimentern einzuführen, und sie gewinnen dabei vielleicht an Disciplin, was sie durch Aufzwängen einer unbehaglichen Tracht an der Brauchbarkeit und Gewandtheit der Mannschaft doch wohl verlieren. Nur den Rekruten werden anfangs die engen Tuchhosen erlassen, und diese sieht man im rothen Rock mit Czako und Muskete, aber als wahre Sansculottes exerciren, was sich sehr komisch ausnimmt; früher war diese Tracht allgemein. Am meisten Händel verursacht das Vorurtheil gegen Rindsleder, und die Sepoys tragen einen so häßlichen als unpraktischen blechernen Topf als Kopfbedeckung, weil sie sich zwar entschließen das Leder des heiligen Thieres an den Füßen, nimmermehr aber auf dem Kopfe zu tragen.* Uebrigens nehmen nach dem Urtheil alter Officiere diese Vorurtheile nach und nach

* Notizen wie die obige gewähren einen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der, mir sehr glaublichen Annahme, daß die verhängnißvollen mit Rinderfett geschmierten Patronen vor wenigen Jahren die Veranlassung gewesen seien, die ganze englische Herrschaft in Indien an den Rand des Untergangs zu bringen. Anm. zur 2. Ausgabe.

sehr ab; im Kriege thut der Sepoy ohnehin im Nothfall Alles, ißt selbst Fleisch, ja Kuhfleisch, und läßt sich hernach von seinem Braminen wieder reinigen. Sie sind treu und verlässig, aber es ist werthvoll wenn europäische Truppen den Angriff führen, und unerläßlich daß ihnen der Officier im Gefecht vorangehe, und daraus erklärt sich der schwere Verlust an Officieren in den letzten Kriegen im Punjab. Sie haben auch eine Anzahl eingeborner Subalternofficiere. Einen geliebten Officier zu ehren den sie als ihren „Vater" erkennen, entschließen sie sich wohl selbst dessen Leiche zu Grabe zu tragen, wiewohl sie sich damit besudeln über alle Möglichkeit der Sühne hinaus. Unvergleichlich ist der Sepoy als Artillerist, da er sein Geschütz anbetet, es mit Blumen bekränzt und sich auf ihm in Stücken hauen läßt, und aus diesem Grunde war die Artillerie Runjeet Singh's in jenen letzten Schlachten so furchtbar. In Bengalen ist das Verhältniß das bedenklichste, weil die Menge Europäer von allen Klassen und Charakteren erfahrungsmäßig die Achtung schwächt, welche die exclusiv gute europäische Gesellschaft im Innern einflößen muß.

So wie das Heer, so erfordert auch die tägliche Umgebung des Europäers, die Bedientenwelt, eine ganz eigenthümliche Behandlung um der Kastenvorurtheile willen. Hier in Torrens' Hause übersah ich zum Erstenmal ein solches Etablissement, und trotz der wichtigen Stellung des Herrn erschienen mir vierzig Dienstboten für eine Familie die mit Einschluß eines dreijährigen Kindes aus drei Personen bestand, etwas viel; der Maaßstab ist jedoch der allgemeine, und unumgänglich nöthig durch die gebotene Theilung der Arbeit. Der Hindu kann unmöglich einen Teller reinigen oder nur berühren, auf dem einmal Rindfleisch gelegen hat, und zum Aufwarten bei Tafel gehören also Mahommedaner. Der Kammerdiener ist so weit gut, aber rindslederne Stiefel kann er unmöglich reinigen, also bedarf es noch eines vorurtheilsfreien Subjekts das weder diese noch andre unreine Arbeit zu thun verschmäht, und mit Hunden, wenn solche im Hause gehalten werden, gibt sich weder ein ordentlicher Hindu noch ein Mahommedaner ab, sondern ein ganz verachteter Pariah muß dazu gehalten werden; für jedes Pferd gehört ein Knecht und zwei Grasschneider; außer dem religiösen Vorurtheil kommt nun auch noch ein falsches Ehrgefühl hinzu, das dem Hausdiener verbietet ein Paket von einigem Umfang zu tragen; die Chuprassees sind ohnehin nur vorhanden um mit silbernen Stäben an den Thüren und auf den Wägen der Vornehmen Parade zu machen; ein andrer ist nur zum Wassertragen da, und der Schneider, den man im Hause hält, sowie der Wäscher ohnehin nur zu ihrem besondern Geschäft; wer die Hookah oder Wasserpfeife raucht bedarf dazu eines eignen Pfeifenstopfers, und nun kommt erst der ganze weibliche Troß, so daß die vierzig Personen in einem anständigen Haushalt bald voll sind. In einer zahlreichen Familie hat jeder Erwachsene seinen Kammerdiener, respective Zofe und einen eignen Aufwärter bei Tisch; auf meiner Palankinreise, wo ich unmöglich Leute mitnehmen konnte, ließ man mich in den gastfreisten Häusern

nicht selten Hunger leiden, weil es keinem der zahlreichen Aufwärter der Familie einfällt für den Gast bei Tische zu sorgen. In Calcutta hatte ich ein solches Individuum, das mich zu allen Diners nach Landesart begleitete; dort hatte ich außerdem einen Kammerdiener und drei Leute für ein Pferd, also fünf Diener, natürlich ganz abgesehen von den vielerlei Diensten die durch die andern Leute meines Gastfreunds für mich versehen wurden. Will ein Europäer sich behelfen, etwa auf der Reise, so wird er bald die völlige Gleichgültigkeit der Leute gegen alles gewahr was nicht ursprünglich ihres Amtes ist, und bis jetzt ist es noch nicht gelungen die Vorurtheilsfreiheit der Bedienten von Madras nach Bengalen zu verpflanzen. Jedenfalls sind diese Horden billig zu ernähren: sie bekommen 4—8 Rupees monatlich und leben davon man weiß nicht wie, und sind obendrein stets reinlich gekleidet; der Herr gibt meist nur Turban und Gürtel mit seinen Wappenfarben. Die Tracht ist allgemein weiß, nur die Bedienten im Government House tragen schöne rothe Livreen mit Gold, jedoch im nationellen Schnitt. Kein Hindu-Bedienter in Nordindien spricht auch nur ein Wort Englisch.

Obgleich der Hindu sich alles, auch wohl Schläge gefallen läßt, werden die Leute in anständigen Häusern sehr milde behandelt; daneben ist man sehr rücksichtsvoll gegen ihre Vorurtheile, vermeidet sie beim Essen zu stören, und viele Europäer ersparen sogar ihren mahommedanischen Tafeldienern den anstößigen Anblick des Schinkenessens, und behelfen sich mit dem sehr wohlschmeckenden geräucherten Höcker des indischen Rindviehs. Wie weit aber das Vorurtheil geht erweist sich am stärksten in dem Contrast, daß in Calcutta zahlreiche Arme verhungern, während der Abhub von den Tafeln der reichen Europäer täglich in den Ganges geworfen wird, weil ihn Niemand mag.

Das kleine Kind im Torrens'schen Hause hatte ein Gefolge von sechs Personen, unter denen allerdings drei Freiwillige aus alter Anhänglichkeit und um gelegentlicher Vortheile willen sich angeschlossen hatten. Kinder sieht man in Indien meist auf den Armen eines alten graubärtigen Hindu,* und diese Leute gelten für die geduldigsten, treusten Wärter, die dem Kleinen nur das sanfteste Gesicht zeigen. Die älteren Kinder der Familie waren in Europa, und das ist die traurigste Seite des indischen Lebens, was so vielen Glanz verdunkelt, daß alle Eltern sich entschließen müssen noch im zarten Alter ihre liebsten Schätze einem Klima zu entziehen, das ein für allemal sich verderblich für europäische Kinder erwiesen hat. Dieser klimatische Einfluß ist eine Anomalie gegen andere heiße Länder, wo die creolischen Abkommen zwar degeneriren, aber nicht an Gesundheit und Leben gefährdet sind.

Während es bei diesem Aufenthalt so vieles zu sehen und zu beobachten gab, hatte mein liebenswürdiger Wirth mir einen Schatz von Erinnerungen

* Graue Haare sind bei den Hindus so häufig als bei den Negern selten, vielleicht wegen der Extreme des Klimas.

aus seiner dienstlichen Laufbahn mitzutheilen. Sprachkenntniß, besonders die des Persischen, welches das diplomatische Französisch in ganz Indien ist, lohnt sich in diesem Dienste mit den interessantesten Aufträgen, und Mr. Torrens hatte z. B. mit dem alten Maharajah Runjeet Singh von Lahore Begegnungen gehabt, die wie jedes Zusammentreffen mit einem wahrhaft bedeutenden Mann, eine Gunst des Schicksals genannt zu werden verdienten. Einäugig, unansehnlich und von niederer Herkunft war Runjeet Singh ein geborner Herrscher, und Torrens hatte mit angesehen wie er mit einem Blick, mit einer Handbewegung seine Befehle zur Lenkung ganzer Truppenkörper zu geben wußte.

Am 9. Januar Abends mußte geschieden sein; ein großes Ziel lag vor mir, die urheilige Stadt Benares, und die Entfernung von 374 englischen Meilen gedachte ich in fünf Tagen ununterbrochen zurückzulegen; es war ein Versuch, da Einige dies lange Palankinreisen vollkommen gut, Andre gar nicht ertragen. Mir glückte es vollständig, und ich kannte daneben schon durch eigne Erfahrung wie durch vielfache Erzählung das vollkommen Gefahrlose und Bequeme einer so langen und einsamen Reise; ein Wunder aber bleibt es immer, daß man in einem heidnischen, übervölkerten und armen Lande, der Sprache unkundig und auf Gnade und Ungnade den Leuten preisgegeben, eine solche Strecke zurücklegt ohne Unfall oder Mangel, ohne Aerger, ohne Erpressung, Diebstahl, Raub, Mord und Todtschlag; nichts liegt näher als alles das und nichts ist ungewöhnlicher, ja unerhörter. Der Neuling denkt bei einer solchen Reise durch Indien wohl am ersten an die Gefahren der Thugs oder Phansegars, aber man erfährt daß diese furchtbare Räubersekte, sofern sie überhaupt nach den über sie ergangenen Verfolgungen noch existirt, aus Grundsatz nie einen Europäer ermordet hat; die Besorgniß daß der Europäer sich zur Wehre setze, was sie um jeden Preis bei ihren Opfern vermeiden, sowie die Furcht vor dem Aufsehen das dessen Verschwinden erregen müßte, sollen die Gründe davon sein. Ich enthalte mich aller Erzählungen über diese oft beschriebene Sekte, citire aber als Beleg für die ungemeine Vorsicht mit der dieselbe ihr Treiben im Dunkeln zu erhalten wußte, die Thatsache daß im Jahre 1817 ein Distriktsbeamter der Compagnie die auftauchenden Gerüchte für ein Phantom erklärte, während es sich später erwies daß gerade in jener Zeit die Thugs in Banden von 300 eben seinen Distrikt durchzogen.

Meine Reise führte mich, nachdem ich alsbald bei Berhampore über den Hoogly gesetzt, durch die Ebenen von Bengalen und Bahar, und die Landschaft bot wenig ansprechendes: dieselbe verstaubte, sonnenverbrannte Ebene, dieselbe öde, endlose Heerstraße, auf der die Träger in Staub und Hitze ihre Last hinschleppen; Gras- oder Stoppelfelder, einzelne kahle Fächerpalmen sind die einzigen Spuren von Vegetation, und von Zeit zu Zeit kommt man an ein Flußbett, weit und breit versandet und in dieser Zeit des Jahrs nur ein schmales Wässerchen enthaltend, desto furchtbarer in der Regenzeit, wie die hohen und soliden Brücken bezeugen. Hügelland traf ich erst an den nächsten

Tagen. Selten daß man einem europäischen Reisenden begegnet, desto öfter trifft man auf eingeborne Reisende, oft ganze Züge von Wanderern, deren Gepäck auf Elephanten, Kameele, Büffelwagen geladen ist, während sie selbst auf Pferden oder Kameelen einherziehen; da sieht man die buntesten Gestalten und Kleider, Waffen und Ausrüstung, verhüllte Sänften der Frauen, und fühlt sich glücklich ein Land erreicht zu haben wo jeder Blick auf Anziehendes und Neues fällt. Die Träger erschienen nun weit kräftiger als die zarten und weichlichen Bengali's; ich beobachtete oft diese unermüdlichen und genügsamen Menschen, mit denen ich auch hier wieder höchst zufrieden war. Eine andere Bemerkung war, wie jeder Hindu unterwegs sorgsam seine Lota oder Trinkgefäß mit sich führt, um nicht in Gefahr zu kommen aus einem unreinen Gefäße zu trinken; das ist aber doch eine absurde Religion, sagt man sich, die Jeden zwingt einen messingenen Topf bei sich zu tragen. Oft begegnet man langen Zügen von Kameelen, zuweilen trifft man auf das Lager eines Regiments, das in langsamen Märschen von 10—12 englischen Meilen täglich von einer Garnison zur andern zieht, umgeben und gefolgt von zahllosem Troß, Dienern, Elepanten, Karren und europäischen Fuhrwerken, in denen die Damen der Officiere mitziehen. Diese Reiseart mit vollem Troß wird auch von vielen einzelnen Europäern beliebt, und man entschädigt sich für das langsame Vorwärtskommen durch die reichliche Gelegenheit die Landessitte kennen zu lernen, auch wohl zu jagen; man übernachtet im Zelt und legt die Tagereise des Gefolges in den Morgenstunden zu Wagen oder Pferd zurück, und wer wohl eingerichtet ist hat bereits am vergangenen Abend ein zweites Zelt mit allem Erforderlichen zum nächsten Haltplatz vorausgeschickt.

So empfindlich kühl die Nacht ist, so drückend wird die Hitze in der Mittagszeit, und dann rastet ein vorsichtiger Reisender eine bis zwei Stunden, erquickt sich durch ein Bad und nimmt ein kärgliches Mahl ein, das der im Bungalow stationirte Koch schlecht und recht zubereitet; eingemachte und hermetisch verschlossene Speisen, namentlich Gallerte zu Bouillon, die man mit sich führt, unterbrechen die Einförmigkeit von Huhn und Reis. Auf einem solchen Haltplatz, an einem Ort Baree, traf ich recht unerwartet zwei legitimistische Edelleute, die Grafen Nicolay und Blacas, mit denen ich schon seit Singapore öfters zusammengekommen und zusammen gereist war. Zur Feier dieser Begegnung bereiteten wir ein Festmahl von dem besten was unsere Vorrathskammern enthielten, und lachten sehr daß wir uns jetzt schon in Baree (Paris) wiedergetroffen. Baree liegt übrigens an der Sone, einem Strom dessen weites Kiesbett seine reißende Gewalt in der nassen Jahreszeit verräth; er wird als einer der Flüsse bezeichnet, die den damals auftauchenden Eisenbahnprojekten Schwierigkeiten in Aussicht stellten von denen ein europäischer Ingenieur keine Ahnung habe, und deren Ueberwindung keineswegs gesichert sei. Wir reisten einen Tag mit einander, und dann blieben die beiden Herren in ihren zu schwer beladenen Palankins zurück; ich aber, jeden Tag im

Durchschnitt nicht über eine Stunde rastend und meine Erholung in einem kurzen Spaziergang Morgens und Abends neben dem Palankin findend, erreichte am 14. Nachmittags, nach einer 115stündigen Reise die Ufer des hochheiligen Ganges gegenüber Benares, dessen emporstrebende Gebäude und Tempel auf dem hohen linken Flußufer sich plötzlich in einem höchst überraschenden Gesammtbilde darstellten, als ich aus einem Hain von Mangobäumen hervorkommend das Ufer erreichte. Schon auf der letzten Hälfte des Weges hatte ich bemerkt wie die Größe und Menge der Hindutempel zunahm, je mehr ich mich dem alten Mittelpunkte des Braminismus näherte; nun sah ich eine Stadt von Tempeln und Palästen vor mir, die mich mit Staunen erfüllte und jede Erwartung übertraf. Das ist eben der herrliche Vorzug von Indien, daß es die Erwartungen des Reisenden, und seien sie durch prunkende Beschreibungen noch so hoch gespannt, nicht täuscht und Schritt für Schritt neu, originell und einzig in seiner Art ist. Es war eine nicht unnatürliche Introduktion für Benares, daß wir bei der Ueberfahrt über den heiligen Strom mehreren Leichnamen vorüberschwammen; sie sind das beschiedene Theil des Ganges so lange er dem Hindu das höchste Heiligthum ist, und so lange es ein untrügliches Mittel zur Seligkeit ist den Tod oder doch die Bestattung in seinen Fluthen zu finden.

Ich landete am Fuß einer der Straßen die zum Fluß führen, aber es nahm mir noch eine volle Stunde, ehe ich Secrole, die Vorstadt wo die Europäer wohnen, erreichte. Dort öffnete sich mir das gastfreie Haus des Major Carpenter, politischen Agenten der Regierung und mit der Regelung der Verhältnisse der vielen hier ansäßigen einheimischen Fürsten betraut. Das Haus war voll von Besuchern, und man bedauerte nur mich in ein Zelt logiren zu müssen, eine Auskunft die schon der Neuheit halber mir das größte Vergnügen bereitete. Auf dieses Mittel ist die unbegrenzte Gastfreiheit der Anglo-Indier gerathen; ist das Haus voll, so schlägt man für ein halb Dutzend neuerer Gäste Zelte auf, Niemand ist genirt und darum Jedermann behaglich. Und hier sollte ich denn diese unvergleichliche Gastfreundschaft wieder in vollem Maaße genießen.

Neunter Abschnitt.

Benares — Allahabad — Agra — Delhi.

Die heilige Stadt Kassi oder Benares ist dem Himmel um 80,000, oder wie Uebertreiber sagen gar um 300,000 Stufen näher als irgend ein Ort der Welt; in ihrem Bereich zu leben und zu sterben ist Seligkeit, und sie ist von lauterem Golde gebaut, wiewohl unsere blöden Augen es nicht

erkennen. Den Ungläubigen ist sie die Stadt des Staubes vor allen in dem staubigen Indien, und das Interesse an ihren Merkwürdigkeiten wird beinah aufgewogen durch den Ekel an dem Schmutz, der Aermlichkeit und dem Fanatismus ihrer blinden Bevölkerung, und an der schamlosen Nacktheit in der der Braminismus sich hier enthüllt. Zunächst jedoch trieb mich lebhafte Neugier nach der Stadt, und der gütige Major Carpenter veranstaltete einen glänzenden Zug auf Elephanten an dem alle seine Gäste Theil nahmen; ich selbst war mit dem in Benares lebenden Rajah von Coorg und Capitain Mackenzie auf einem prachtvollen Elephanten, Sr. Hoheit gehörig. Ein Elephant zum Reiten ist mit einer großen Schabracke die auf beiden Seiten bis zur Erde hängt geziert, auf einem Kissen ist die Howdah, d. i. der Sitzkasten angebracht, nicht mit eleganten Lederriemen, sondern mit tüchtigen Stricken, denn wenn das Vehikel rutschte so würde man ziemlich unsanft zur Erde gelangen. Die Howdah enthält zwei bis vier Sitze, hinten ist ein Diener mit Sonnenschirm postirt, auf dem Hals sitzt der Mahout mit seinem Haken. Das gelehrige Thier kniet nieder, eine Leiter von sechs bis acht Sprossen wird an den Koloß angelegt und man steigt hinauf. Sofort erhebt er sich, zuerst mit den Vorderfüßen, und mit einem tüchtigen Ruck fühlt man sich plötzlich zwölf Fuß über die Erdenwelt erhoben und so gehts von dannen. Unsere Cavalcade von fünf der stattlichen Thiere war denn wirklich sehr gut anzusehen, dazu gab uns Major Carpenter noch eine Escorte von einem kosackenartig gekleideten Lancier, und so begann mein erster Ritt auf einem Elephanten, wahrlich keine Kleinigkeit für einen Nordländer. Ein guter Elephant stößt nicht, und man geht überhaupt nur im Schritt oder richtiger Paß; die schwankende Bewegung der hoch über dem Thier selbst erhabenen Howdah ist der eines Bootes zu vergleichen, ja sie macht wirklich einige Leute seekrank. Man gewöhnt sich aber bald daran der Bewegung des Thieres zu folgen, und dann hat ein solcher Ritt viel reizendes für den Neuling, es ist jedenfalls ein stolzer Sitz, von dem man die Welt unter sich, Menschen, Pferde, ja die niedrigen Bazar's und Hütten der Hindus aus der Vogelperspektive betrachtet.

So gelangten wir ohne Anstoß und Gefährde in die Stadt, welche eine gute Stunde von den europäischen Cantonnements entfernt ist. Die Straßen verengen sich so sehr daß kaum ein Wagen hindurch könnte; das Gedränge des Volkes in den malerischen Trachten des Landes, hundert kleine Kramläden mit allen möglichen Lebensbedürfnissen, welche mit Geschrei von den Verkäufern angeboten und empfohlen werden, das Gejammer von Fakirs und Bettlern, die an dem hochheiligen Orte recht wie zu Haus sind; dazwischen drängt sich ein heiliger Braminenochs durch, der statt anständig durch die Menge zu wandeln, sich nicht wie ein civilisirtes Wesen, ja kaum wie ein verständiges Rindvieh zu benehmen weiß; ein allgemeines Uebel der Hindustädte, denn wer ein verdienstliches Werk thun will, brennt einem Ochsen das Zeichen Shiva's auf die Haut und läßt ihn in die Straße laufen, wo er Nahrung

und Ehrerbietung in reichem Maaße findet. Das ganze Gewimmel der Straßen ist so betäubend, daß man froh ist auf seinem Elephanten dieser niedern Welt entrückt zu sein; dafür hat man die Aussicht auf die Dächer, die theils den Blick auf Taubenschwärme, eine sehr zahlreiche Einwohnerklasse indischer Orte, theils eine Bekanntschaft mit der gelüfteten Garderobe der Hausbewohner gewähren; darunter sieht man in die niedrigen Zimmer: manch hübsches Gesicht verbirgt sich hinter den zierlich gemeißelten orientalischen Fenstern, die fremden Sahibs anzustaunen, im allgemeinen aber erblickten wir auf dieser indiskreten Musterung zweiter Stockwerke wenig anderes als Schmutz und Staub, Unordnung und Nachlässigkeit. Die Orientalen sind recht wahrhaft die übertünchten Gräber, in mehr denn einer Beziehung, und ihr Haus, der Ort den jeder Europäer als einen Spiegel seines Geschmackes und seiner selbst ansieht, ist meist ihre partie honteuse. Gelegentlich drohte ein vorstehendes Ornament, ein Fensterladen, oder schlimmer noch ein Seil mit ausgehängten Lumpen und Kleidern unserer Sicherheit in der Howdah, und wir waren zufrieden als wir vor einer engen Nebenstraße Halt machten. Die Manier herabzusteigen ist wiederum etwas umständlich; der Elephant kniet so sanft er kann, d. i. etwas unsanft nieder, und nachdem die Leiter, welche während des Ritts als Nebenstück des Zaunzeugs am Thier gehangen hat, wieder angelegt ist, klettert man so gut es geht herunter; es ist freilich kein Exercitium für Damen, zumal wenn das Thier, gegen seine Gewohnheit, ungeduldig wird und halb oder ganz aufsteht. Wir gelangten nun in eine enge Straße, schmutzig und gedrängt voller Leute; bald standen wir vor dem Thor des Tempels, des heiligsten Tempels der heiligsten Stadt, zu dem Hunderttausende jährlich von allen Theilen Indiens wallfahrten: es ist dies der Tempel Besheesha's, eines an sich unbedeutenden Individuums, obgleich eine Incarnation Shiva's; dieser Vortreffliche lebte zur Zeit der mahommedanischen Eroberung, und sprang von Feinden verfolgt in einen Brunnen, wo er trotz seiner Göttlichkeit ertrank; so weit die Legende, und der Brunnen existirt noch heute im Hinterbau des Tempels. Das Gebäude selbst ist niedrig, schmutzig und durch nichts ausgezeichnet als die Menge von Idolen, obscönen Symbolen Shiva's, des Zerstörers und Wiedererzeugers, und die gläubige Schaar von Hindus, die vor diesen scheußlichen Götzen Reis, Blumen und das heilige Brunnenwasser opfern; ohne Unterlaß ertönt die Glocke, welche im Tempel aufgehängt ist und von jedem Andächtigen bei seinem Eintritt geschlagen wird; die Gaben welche so von einer verblendeten, fanatischen Menge in die Kasten der heillosen Pfaffen fließen, machen eine ungeheure Summe, und der Oberpriester ist der wichtigste Mann in Benares. Dennoch war er dürftig gekleidet und zeigte uns für eine Rupee die Merkwürdigkeiten des Tempels, ein Kauz der reicher sein mochte als unsere ganze Gesellschaft wie wir da waren. Außer dem Interesse des Orts als Mittelpunkt des Hinduglaubens enthält er gar nichts Sehenswerthes; die Kuppeln des Daches wurden gerade vergoldet, in

Vorbereitung zu einer großen Festlichkeit; das Geld dazu kam von dem großen Maharajah der Sikhs, Runjeet Singh, der in seinem Testament dem Tempel eine gute runde Summe vermacht hatte, wofür ein Theil seiner Asche in den heiligen Ganges geworfen werden sollte. Ein solches Vermächtniß ist in Benares etwas alltägliches, denn oft kommen dort halbe Menschen, Arme, Schädel ꝛc. per Post an, adressirt für den heiligen Strom dessen Wasser jede Sünde abzuwaschen vermag. Zum Abschied gab man uns heilige Kränze, aus deren Verkauf die Priester ebenfalls viel lösen; leider war ihre Heiligkeit an uns weggeworfen, und ich bedachte schon wie ich mich der Reliquie entledigen sollte ohne als Lästerer gesteinigt zu werden, als einer jener Braminenochsen in den Tempel kam; die Bestien sind hier zu Haus, und dieser drängte sich durch die Menge mit einer Unverschämtheit die einem Menschen Ehre gemacht hätte, trat auf mich zu und riß mir meinen Kranz aus der Hand, ein Zeichen für die ganze Gesellschaft ihm ihre Kränze zu opfern; mehrere andre dieser wiederkäuenden Heiligen trieben sich im Tempel herum, und es war einigermaaßen genugthuend, daß man sie wegprügelte wenn sie uns gerade im Weg standen. Ueberhaupt waren die Priester artig genug gegen die Sahibs (Seigneurs, Lords, gnädige Herren, der Titel gebührt jedem Europäer in Indien), wir merkten aber mit Schadenfreude wie sie den Tempel mit großer Sorgfalt wieder reinigten und weihten, nachdem wir heraus waren. Hinter dem Tempel ist Besheesha's Brunnen und dicht daran eine Moschee, den armen Hindus als eine Demüthigung von ihren Bezwingern so recht zum Aergerniß hingesetzt. Wir fochten noch mit einigen jener öffentlichen Charaktere von Benares, den Braminenochsen, die Niemanden aus dem Weg gehen, schlagen und stoßen und fressen was ihnen vorkommt; selbst in die Körbe der Verkäufer greifen sie ungestraft, und ein Missionär klagte mir wie sie auch in die Gärten brächen und nicht einmal zu verscheuchen wären; ich empfahl ihm als bewährtes Mittel, dem Eindringling einen alten Kessel an den Schwanz zu binden und ihn so in die weite Welt zu jagen, daß ihn der Lärm hinter ihm davon treibe, als er mir mit niedergeschlagener Miene erwiederte, das habe er längst versucht, aber vergebens.

Wir gingen nun zu Fuß weiter: manches hübsche Haus, manches niedliche Heiligthum und eine Menge mehr oder weniger grotesker Freskomalereien an den Wänden wurden gemustert; endlich kamen wir nach Ersteigung einer Anhöhe zu einem alten Observatorium, ein altes jetzt vernachlässigtes Werk, enthaltend wunderliche und unpraktische Vorrichtungen, eingetheilte Kreise, Passageinstrumente, aus hohen Steinmauern bestehend, alles sehr solid, der Zeit zu trotzen. Dieses Steinwerk steht bescheidener Weise im Mittelpunkt der Erde und erfreut sich großer Heiligkeit unter den Hindus; leider wurden uns nur wenige von den Erzählungen, die ein halb Schock gieriger Führer herplapperten, übersetzt, sonst wäre es ein interessantes Studium in indischer Astronomie gewesen. Vorzüglich unterhielt mich ein altes Weib, das eine

Stunde lang mit umständlicher Beredsamkeit die hohe Wissenschaft auslegte, um mich glauben zu machen sie sei die Beschließerin des Ortes — was thut ein Hindu nicht für Geld! Die Aussicht von den Zinnen auf die Ebene des rechten Gangesufers ist schön, besonders hübsch der Blick auf die Krümmung des Flusses, und unter sich in schwindelnder Tiefe hat man das Gewimmel badender, waschender und sonstwie verkehrender Einwohner der Stadt. Wir stiegen nun die steile und lange Treppe hinab welche von der Sternwarte nach dem Fluß führt, und bestiegen das Paradeboot des Rajah, auf welchem wir uns flußabwärts einschifften, um die etwa ½ Stunde lange Partie des Ufers wo sich alle Merkwürdigkeiten zusammendrängen, gemächlich zu beschauen. Die Ghauts von Benares sind berühmt: das Wort bezeichnet die Treppen, welche oft mehrere hundert Stufen von den hohen Ufern, von den Tempeln, Palästen und Privathäusern bis zum Strom führen. Die hohe Wichtigkeit welche der Braminismus dem Gangeswasser und seinem Gebrauche zuschreibt, macht dasselbe zu einem unerläßlichen Erforderniß nicht nur leiblicher sondern geistlicher Sauberkeit und Wohlfahrt; jeder gute Hindu der dem Ganges nahe wohnt, wird suchen wenigstens einmal jeden Tag Zeit zur Abwaschung zu finden; das Wasser wird von hunderten von Hausirern bis in die entferntesten Enden des Landes getragen, und auf meiner Reise begegnete ich stündlich Leuten die zwei große korbumflochtene Wassergefäße trugen, verziert mit Flitterwerk, Fähnchen und Schellen, und mit weithin schallendem: „Bom, bom Mahádeo!" groß ist Mahadeo (Shiva)! jeden Vorübergehenden begrüßend. Wie weit die Gewissenhaftigkeit dieser Händler und die Aechtheit des heiligen Wassers Vertrauen verdient, ist eine bedenkliche Frage für die so sie angeht, sed mundus vult decipi; die Europäer haben immer großen Spaß, durch zuvorkommenden Gruß ein langes und lautes „Bom, bom, bom, bom, bom Mahádeo!" der ganzen Schaar hervorzurufen. Um jene Ghauts drängt sich nun das ganze Interesse der merkwürdigen alten Stadt; reizende Paläste der Hindufürsten von Indien erheben sich auf schweren steinernen Unterbauten, gekrönt mit leichteren Gallerien; fast jeder Rajah hat hier seinen Palast, sowie viele reiche Hindus im ganzen Lande einen Wohnsitz in Benares als Ziel ihres Ehrgeizes ansehen; der schönste derselben ist leider unvollendet, der unterbrochene Bau zeigt riesige Fundamente, verrückt durch ein Erdbeben das vor 7—8 Jahren Benares heimsuchte, am Fluß selbst sieht man die kleinen Nischen in denen man Leichname zu verbrennen pflegt, um die Asche sofort den heiligen Fluthen zu übergeben; wo nur Platz ist schiebt sich eine Pagode, ein Thurm, ein Tempelchen ein, oft von den schönsten architektonischen Verhältnissen; namentlich sind in Benares Spitzbögen einheimisch, und ich sah sogar eine Pagode im Styl der künftigen Thürme des Kölner Doms. Belebt ist diese Scene von Tausenden von Badenden, und die Morgenstunde war gut gewählt für unsern Ausflug, da gerade um diese Zeit die ganze Schaar der Gläubigen zum Ufer wallfahrtet; vielfach wiederholt zeigt sich auch die

immer graziöse Figur einer Hindu, den wohlbekannten runden Wasserkrug auf dem Kopf tragend, eine oft gezeichnete aber auch wirklich malerische Erscheinung. Einige prachtvolle Punkte boten sich im Lauf dieser nur zu kurzen Fahrt, und so wenig auch die bunte Scene zu beschreiben ist, so wird sie doch jedem Beschauer unvergeßlich eingeprägt bleiben als ein durchaus originelles mit nichts zu vergleichendes Bild. Der Staub, ein wahrer Fluch auf Benares, verdüstert zwar das Gemälde, aber die Menge von einzelnen Baumgruppen zwischen den Gebäuden hebt das Ganze wieder und gibt ihm ein freundliches Ansehen. So gelangten wir bis zur großen Musjid (Moschee) von Benares. Dieses Gebäude steht auf der Höhe des Ufers, seine durch die Richtung nach Mecca bedingte Lage, quer zwischen den übrigen Gebäuden, macht es zu einem sehr hervorstechenden Punkt in der langen Reihe des bebauten Ufers. Die Minars erheben sich stolz in die Luft ohne irgend einen Rival in ihrer schlanken Höhe: kurz das Ganze präsentirt sich als das was es sein soll, ein empfindlicher Hohn gegen die bigotte Hindustadt, den Aurung Zeb ihr im Uebermuthe eines siegreichen Moslem angethan hat — diese Musjid steht an der Stelle des heiligsten Tempels von Benares. Wir erklommen den Ghaut der zur Platform der Musjid führt; ein Hindutempel ist in unmittelbarer Nähe, und wie der Bau des muselmännischen Tempels ein Werk der Intoleranz war, so mag jetzt, wo Muselmann und Hindu als Besiegte der eine wie der andere neben einander leben, der heidnische Lärm von Pauken und Posaunen den Gottesdienst des Mahommedaners empfindlich stören. Die Platform der Musjid ist etwa 150 Fuß über dem Fluß, auf ihr erhebt sich der Bau mit seinen schlanken Minars, abermals zu derselben Höhe. Das Gebäude selbst hat, wie alle Moscheen Indiens, keine Tiefe; eine einfache Halle mit der nach Mecca gerichteten Nische und die wenigen Stufen auf denen der Ausleger des Koran steht, machen das Ganze, und wir begaben uns sofort an das große Werk der Ersteigung der Minars; von 150′ Höhe und kaum 7′ Durchmesser sind sie ein Wunder kühner und geschickter Baukunst; ein Erdbeben beschädigte den einen, aber er ist nun durch einen englischen Architekten wieder hergestellt und sicher wie zuvor. Nicht ohne Schwindel tritt man in die offene Laterne welche die Krone des Minars bildet; schwindelige Aussichten und niedrige Geländer in der That sehr alltäglich in Nordindien; aber die Ersteigung lohnt sowohl wegen des landkartenähnlichen Ueberblicks als wegen der abwechselnden Scenen. In der Nähe die Straßen der Stadt in buntem Gewirr, mit den unzähligen Gallerien, Verandahs, kleinen Höfen und flachen Dächern, fernerhin mehr Gebüsch und Bäume mit den Cantonnements der Europäer; alles aber eine große weite Fläche ohne die mindeste Erhöhung. Alle Häuser der armen Klassen sind aus Erde gebaut, und der Staubfarbe wie des Staubes selbst kein Ende: das ist die Charakteristik Indiens von Calcutta bis Delhi. Von hier soll man bei günstigem Wetter den Dhawalagiri in der großen Kette der Himalayahs sehen; uns blieb er

verhüllt, und seit er aufgehört hat als höchster Berg der Erde anerkannt zu sein, ist die Entbehrung wohl zu ertragen.

Major Carpenter hatte uns versprochen uns ein Haus eines Hindu's zu zeigen: es ist das schönste Privathaus in Benares, wiewohl jetzt unbewohnt. Ein solches Haus ist ein Labyrinth von Höfen und Gängen, und man erstaunt über die Vollständigkeit und die Schönheit eines Etablissements das von außen gar nichts verräth; das Innere eines indischen Hauses ist aber so wenig für die Oeffentlichkeit berechnet, daß ein guter Theil der europäischen Eitelkeit eine schöne geräumige Wohnung zu haben, wegfällt. Von Hof zu Hof weiter gehend entdeckten wir immer hübschere Gemächer; der kunstvollste Theil des Hauses aber war im obern Stock ein Vorsaal, von oben unbedeckt, der an die Zenana (Harem) stößt. Gitterwerk von Sandstein vertrat die Stelle von Fenstern und Jalousien, und einer der Gesellschaft sagte treffend, daß in der ganzen Welt Holz gebraucht werde um seine Steinarbeit nachzuahmen, hier aber ahme der Stein leichte Holzschnitzerei nach. Diese Tafeln von zartem durchbrochenem Werk waren allerdings wunderschön; sie umgeben den ganzen Vorhof, an diesen stößt das Gemach des Hausherrn und nebenan, um einen andern Hof, die Zimmer der Weiber. Welche Existenz auf dem Dach eines Hauses, ausgeschlossen von allem bildenden und belebenden Verkehr mit der Welt, von der Natur selbst, von jedem Ding das sie über ihre erniedrigte Lage hätte erheben können! Da gab denn dieses Haus einen Blick in indisches Familienleben; wie es jetzt ist, ist es der Fluch des Volkes, und so lange Vielweiberei und die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts unter ihnen dauern, fehlt ihnen die Basis zur Erreichung einer wahren Civilisation.

Nun war noch eine Curiosität zurück, ein kostbarer Laden mit Stoffen von Goldbrocat, die all über Indien hohen Ruf haben und von 100—1000 Rupees das Stück verkauft werden. In indischen Städten findet der Kaufbegierige nicht assortirte Läden wie bei uns, sondern der Verkäufer schließt seine Sache sorgfältig ein, und man bekommt nichts zu sehen wenn man nicht ausdrücklich nachfragt; ja mancher große Kaufmann hält es nicht der Mühe werth seine reichen Vorräthe um eines vorübergehenden Kunden willen auszupacken, und wir waren daher Major Carpenter sehr verbunden daß er uns zu diesem Manne, dessen alter Kunde er war, führte; er kaufte selbst viel und wurde oft von Freunden ersucht für sie zu wählen. Wir saßen also und ließen die köstlichen Stoffe an unsern Augen vorübergehen. Auch die köstlichen Cashmere-Shawls kamen zum Vorschein, eine wahre Augenweide; doch ist nicht Benares, sondern Delhi der beste Markt für diese. Ehe wir weggingen bot man uns nach indischem Gebrauch Cardamomen zum Knuppern und Sandelöl, dessen Geruch hoch geschätzt ist und auch dem Europäer zusagt. Als wir das Haus verließen, konnten wir nicht umhin das bescheidene Aeußere desselben zu bewundern, und doch sind darin viele Tausende von Rupees in Stoffen aufgespeichert, und der Eigenthümer correspondirt mit allen Höfen

der indischen Halbinsel, denn für Staatskleider sind diese Stoffe vorzüglich passend.

Hervorragend in Benares sind die Missionsanstalten, welche hier ganz besonders blühend sind, und mir um so mehr zugänglich waren, da deutsche Geistliche in Benares an der Spitze stehen; die Anstalt indeß gehört der Church (of England) Missionary Society, deren Anstalten mehrere sind: erstlich eine Freischule, in der Hindus und Mahommedaner aller Klassen unentgeltlich oder gegen geringes Schulgeld Unterricht empfangen; auch die Regierung hat Schulen dieser Art für die Landeskinder, aber es tritt hier jener eigenthümliche, oft vorschnell verdammte Grundsatz der englischen Regierung in den Vordergrund, daß sie an dem gegebenen Versprechen die Eingeborenen bei ihrem heimischen Rechte, welches theokratischer Natur bei den Hindus wie bei den Mahommedanern ist, zu belassen, streng festhält und alle Bekehrungsversuche unterläßt, so sehr sie auch die Missionen begünstigt. Es ist die reife Ueberzeugung anglo-indischer Staatsmänner, daß das Gebäude der beiden Religionen noch zu fest steht, um ohne Gefahr für die englische Herrschaft in Indien offen angegriffen werden zu können, und wir können um so eher diese zwar ernste Frage dem Gewissen der Engländer anheimgeben, als die Ansprüche des Christenthums dort nie vergebens sich geltend machen. Durchhauen wäre der Knoten gar leicht, und sollte die Agitation eifriger aber mit dem Zustand Indiens nicht vertrauter Leute durchdringen, so könnte ein Parlamentsbeschluß schnell zur Probe drängen, die jedoch meiner Ueberzeugung nach verderblich werden müßte. Schon das Gerücht von beabsichtigten Bekehrungen hat seiner Zeit gefährliche Unruhen erzeugt, und die Bekehrung mit dem Schwert nach Art der Mahommedaner ist weder ein würdiger Ausweg, noch würde England die Mittel dazu haben, da kein eingeborner Soldat diese Probe bestehen würde. Während somit die Bibel nicht von den Schülern der öffentlichen Anstalten gelesen wird, haben die Missionsanstalten sich gerade diesen Punkt angelegen sein lassen, und da sie wenig oder gar keinen Widerstand finden, so schreiten sie auf ihrem Pfade freudig weiter und thun unendlich viel Gutes. Die dreihundert Schüler sind nach ihren Fähigkeiten in verschiedene Klassen eingetheilt, die theils Englisch lernen, theils nur die orientalischen Sprachen, alte und lebende. Der Unterricht umfaßt Lektüre der Bibel in den verschiedenen Sprachen und Unterricht in dem christlichen Dogma und Realwissenschaften; namentlich soll Mathematik dem Hindugeist sehr zusagen. Durch rationelle Lektüre der Bibel wird der Geist der jungen Mohommedaner und Heiden auf die Prüfung der verschiedenen Religionen hingeleitet, das Studium des Sanskrit, das nur den Braminen erlaubt ist, gibt dem Kastenwesen einen harten Stoß und gestattet zugleich genauere Prüfung ihrer heiligen Schriften; jede Aufklärung in den Naturwissenschaften ferner stößt ihren Glauben an die Irrlehren ihrer Religion um, welche ja alle Wissenschaften als göttliche Offenbarung betrachtet und sie aus den unfehlbaren

heiligen Büchern herleitet. Einer der deutschen Missionäre hatte auch kürzlich die Einrichtung getroffen vor einem zahlreichen erwachsenen Publikum Vorlesungen über Naturwissenschaften zu halten, und verfolgte darin das eben angedeutete Princip die Wissenschaft der Braminen zu untergraben. Eine zweite Anstalt ist ein Waisenhaus, geleitet von einem Deutschen und seiner Frau, einer Schottin. Als vor einigen Jahren eine große Hungersnoth in Indien herrschte und tausende von Familien elendiglich zu Grunde gingen, ließ die Regierung viele Waisenkinder zarten Alters, in denen noch kein religiöser Glaube Wurzel geschlagen, aufsammeln und vertraute sie diesen Missionären an; auch andere Waisenkinder, gesendet von wohlwollenden Personen die das Geld haben sie zu unterhalten, sind aufgenommen und werden als Christen erzogen: es sind ihrer nunmehr in Benares an 120; ihr Benehmen ist gesittet, ihre Fortschritte erfreulich, und das ganze Gedeihen der Anstalt so erwünscht als es nur sein kann. Die Knaben lernen Teppichwirken, die Mädchen Stricken und andere Arbeiten und erhalten sich fast ganz allein, so daß die Anstalt sehr blühende Finanzen zu haben scheint; die Erwachsenen verheirathen sich meist unter einander und dann leben sie in einem Dorfe nahe bei, das schon 40 Familien zählt, denen gutes Benehmen zur Pflicht gemacht ist und die ein wahres Muster für ihre heidnischen Nachbarn in all ihrem Thun und Gedeihen sind; ja man sagt, daß die Hindu's selbst, erschreckt über den erfreulichen Fortgang dieser Anstalt, den Muth verlieren und prophezeien daß nun ganz Indien christlich werden müsse. So grob, ekelhaft, schmutzig aber der Braminismus jedem unbefangenen Geist erscheint, und so wenig seine obscönen und plump absurden Legenden die Beleuchtung vertragen, so sehr hat der berechnende Geist des Erfinders des Kastenwesens an die Erhaltung dieses Glaubens das ganze politische und bürgerliche Leben unauflöslich zu ketten gewußt, und darum sind Bekehrungen unter den erwachsenen Hindu's so selten; ein bekehrter Hindu ist ein Ausgestoßener, Jedermanns Hand ist wider ihn, selbst das Nächste, Vermögen und Familie steht auf dem Spiel, und die englisch-indischen Richter, an das nationelle Recht gebunden, vermögen nicht immer den zu schützen der eben jedes Recht des Landes durch seinen Abfall verwirkt hat; so gehört denn für den Einzelnen ein mehr als menschlicher Muth zu einem solchen Opfer. Dabei bietet sich eine originelle Schwierigkeit in dem fanatischen Wunderglauben des Hindu. Willig erkennt er die Wahrheit christlicher Wunder an, „aber, sagt er, meine Götter haben weit größere Wunder gethan.“ Erfreulichere Nachrichten hatten damals die Missionäre aus Südindien, doch sind mir die Einzelheiten nicht bekannt. Der würdige Missionär Leupolt erzählte mir unter anderm, daß er seit mehreren Jahren wöchentliche Disputirstunden in der Stadt halte, wo sich gelehrte Hindus und Mahommedaner zu versammeln pflegen um die Wahrheiten ihrer Religionen ihm gegenüber zu verfechten. Ein gewisser Mahommedaner, ein Philosoph und Gelehrter, besuchte fünf Jahre lang diese Stunden und disputirte mit großer

Gewandtheit, bis er nach Ablauf dieser Zeit in offener Versammlung gestand er wisse nun nichts mehr vorzubringen, wünsche aber sich über das Wesen der christlichen Religion weiter zu belehren; so besuchte er Herrn Leupolt noch zwei Jahre lang regelmäßig, und obgleich noch nicht völlig gewonnen schien er doch seiner Bekehrung sicher entgegenzugehen. Mittlerweile verließ L. Benares, und der Muselmann starb in dieser Zeit; nach seinem Tode fand man seinen Koran mit solchen kritischen Noten von seiner Hand versehen, daß seine Glaubensgenossen ihn für einen Christen erklärten und sich weigerten ihn zu begraben. Wenn den Mahommedaner kein Kastenverlust schreckt, so ist sein Widerstand desto zäher, da er das Christenthum bedingt anerkennt und den Islam als dessen Vollendung ansieht, mithin schwer von der vermeintlich höhern Stufe wieder herabsteigt. Sonst herrscht unter der Masse der indischen Mahommedaner krasse Unwissenheit über ihre Religion; den Mahommedanismus als Ganzes aber stützt ebenso wie den Braminismus die Eigenschaft des Koran als oberste Rechtsquelle.

Die Stadt ist reich an eingebornen Fürsten; nicht nur ist Benares wegen seiner Heiligkeit ein Lieblingsort der Rajah's (ein ausschließlicher Hindutitel), welche oft Wallfahrten dahin unternehmen, sondern es ist zugleich ein Sammelplatz für die abgesetzten Fürsten, deren es Dank asiatischen Intriguen viele gibt; unparteiische Leute beschuldigen indeß die Regierung mancher Härte gegen dergleichen Individuen. Schon erwähnt ist der abgesetzte Rajah von Coorg; er spricht kein Wort Englisch, aber er mag nichts lieber als an Major Carpenter's, der all diese Leute zu hüten hat, Tisch sitzen und sich für einen civilisirten Hindu halten;* er ist sehr artig, begleitete uns damals in die Stadt und zeigte uns eines Abends die Juwelen seiner Frau, ein Schmuck so schwer und kostbar, daß mit aller Eitelkeit die Prinzessin ihn nicht länger als eine halbe Stunde zu tragen vermag; eine junge Dame, Verwandte unsers gütigen Wirths, war indeß edelmüthig und aufopfernd genug sich darin bewundern zu lassen. Da war ferner der junge Rajah von Vizagapatam, von den Damen nur der hübsche Rajah genannt, sehr hellfarbig und ein wahrer Prinz Djalma; er sprach Englisch und war auf Besuch da; natürlich fanden wir einen solchen Liebling der Damen sehr abgeschmackt. Der unabhängige Maharajah von Nepaul war auch anwesend und hatte erst vor kurzer Zeit seinen feierlichen Einzug mit ich weiß nicht wie vielen Elephanten gehalten; er selbst kam nicht zum Vorschein, wohl aber zwei seiner Häuptlinge: der eine, ein Officier des Rajah, trug einen rothen Tuchrock und englische Epaulettes, sein Schwert hielt er nach indischer Sitte in der Hand, eine schöne Figur. Der andere war ein alter Mann, tatarischer Abkunft mit einem ganz chinesischen Gesicht, gekleidet in einen kurzen Rock von Goldstoff von chinesischem Schnitt; in seinen Zügen lag so viel Leidendes, daß wir uns für seine

* Gestorben in England, September 1859. Anm. zur 2. Ausgabe.

Geschichte interessirten und mit wahrer Theilnahme das Folgende vernahmen: vor ganz kurzer Zeit stiftete der Sohn des Rajah von Nepaul eine Verschwörung gegen seinen Vater an; der Vater erfuhr es, und eines Tages nach gehaltenem Durbar fielen plötzlich seine Anhänger über die Partei des Sohnes her; Alle wurden erschlagen bis auf diesen Alten, der freundlos und der Letzte seiner Partei täglich den Dolch erwartet der schon für ihn geschliffen sein mag. Auch einen Priester der Sikhs (die Sikhs sind Hindus, jedoch mit einigen abweichenden Lehren) sah ich, und betrachtete zum erstenmal den langen Ziegenbart dieser Nation, den man auf den Portraits des alten Runjeet Singh bewundert.

Ferner sah ich die Goorka's, Bergbewohner im Gefolge des Rajah von Nepaul, kleine Leute von tatarischer Race und vertrocknet gelber Farbe. Der wahre Löwe aber war der Rajah von Sattarah, derselbe kleine Mann um dessentwillen gerade so viel Agitation in England vor sich ging, die öffentliche Meinung für einen wie es scheint unschuldig verfolgten Fürsten zu gewinnen. Der arme kleine Rajah, ein armer schwächlicher Mensch von wunderbar flattrigem Wesen, kam eines schönen Nachmittags auf einem Elephanten angezogen, seine Hookah rauchend und gefolgt von zwei Schreibern; mit Mühe brachten sie ihn von seinem Elephanten herunter, da er denn mit gutmüthigem Lächeln hereinstolperte, den Anwesenden die Hand bot und alsbald eine Conversation in Hindostani anfing. Seine Bewegungen waren ganz außerordentlich, und er gab völlig die Idee eines halb wirren Individuums. Diesen armen Menschen beschuldigen sie einer Verschwörung mit den Portugiesen in Goa — er verschwören und mit den Portugiesen! Kurz das kostete ihn seinen Thron, die Herrschaft über alle Mahrattenstaaten südlich von Bombay, die jetzt sein Bruder inne hatte, bis ihm denn etwa Gerechtigkeit widerführe.* Sein Muth im Unglück wurde von Allen die ihn kannten ihm hoch angerechnet, und er hatte so vollkommen das Ansehen eines unschuldigen Dulders daß mir sein Anblick in der Seele weh that, während ich dazwischen nicht umhin konnte über seine krausen Geberden zu lächeln. Sein Schreiber brachte ein Papier hervor, die Ankündigung eines Meetings zu Gunsten des Rajah in London, und unser Interesse daran schien ihn höchlichst zu erfreuen. Mittlerweile hatte der kleine Mann die außerordentlichste Unruhe gezeigt, fortwährend zur Thür laufend und zurück, bis er uns endlich in großer Herrlichkeit einlud heranzukommen; da stellte es sich denn heraus, daß er zu unserm Vergnügen die ganze „Tomasha“ seines Gefolges herbeikommen lassen, und nun zog sie auf mit großem Gepräng. Voran zwei oder drei Kanonen mit voller Bespannung (eine außerordentliche Manier, mit Kanonen Visite zu machen), dann in bunter Reihe Kameele, Elephanten, Pferde, Wagen, Truppen, Fahnen, alles in unbeschreiblicher Zerlumptheit und Unordnung, aber in allem doch an 300 Mann,

* Jetzt sind beide todt und ihre Länder einverleibt.

dazu eine abscheuliche Musik, während ein gelernter Ausrufer herantrat und die Heldenthaten des Mahratta-Stammes mit lauter, eintöniger Stimme recitirte; wir hörten mit großer Erbauung zu, natürlich; bei alle dem Lächerlichen und Kläglichen aber gefiel es mir, daß der arme Mann in seiner Verbannung noch so viele treue Anhänger seines eigenen Stammes hatte, und ich betrachtete mit Wohlgefallen die martialischen, weniger regelmäßigen aber männlichen Gesichtszüge seiner Mahratta's, einer Nation die den Engländern Achtung abgezwungen hat. Es war mir bestimmt einige Tage später seinen Anhang zu noch größerem Vortheil zu sehen, denn er hielt Capitain Mackenzie, den Damen und mir zu Ehren einen Durbar, wo alles in bestem Styl war. Zwar war das Audienzzimmer eine elende Scheune; aber wir wurden von Männern mit großen Gold- und Silbersceptern empfangen, die uns mit Pomp in den Saal geleiteten; an vierzig Häuptlinge saßen auf dem mit Leinwand belegten Fußboden, sie erhoben sich und wiesen uns einen Platz an neben dem noch unbesetzten Thronsessel. Da saß ich mit unterschlagenen Beinen auf der Erde, als wahrer Orientale, neben Capt. Mackenzie der schon mehr Uebung hatte, und mittlerweile musterte ich die anwesenden Häuptlinge: alles schöne Figuren, gekleidet in die weißen engen, ihrer Nation eigenen Beinkleider und ihre Schwerter in der Hand; sein adoptirtes Söhnchen von 8—10 Jahren saß auf einem Kissen rechts neben dem Thron. Es war ganz in der Ordnung daß der Maharajah (der große Rajah) uns warten ließ; endlich erschien er aber, mit weit mehr Würde als ich ihm zutraute, und weder verlegen noch kindisch; sein dreijähriges Töchterchen folgte ihm. Während Musik und Tänzerinnen sich in der Ferne hielten, unterhielt man sich ein wenig, und dann ging der Rajah um unsere Damen zu holen, welche man unterdeß bei der Ranee (der Prinzessin) untergebracht hatte; sie erschienen wie Opferlämmer mit Bracelets von Blumen und eben solchen Halsketten, und als sie den Durbar genug bewundert hatten, wurden auch wir vom Rajah geschmückt; Cardamomen, Gewürz und Betel wurde uns in die Hände gesteckt, die wir zuletzt ziemlich voll hatten, und zum Schluß brachte man acht große silberne Schüsseln mit Obst heran. Man nahm Abschied in verbindlichster Weise, und auf dem Heimweg erzählten die Damen ihre Abenteuer. Die Prinzessinnen und sie hatten einander ohne viel Ceremonie in's Gesicht gelacht; die hohen Damen hatten schöne Anzüge, die Dienerinnen aber Unaussprechliche wie die Männer. In des Rajah Gegenwart wagten sie nicht sich zu setzen, und das Ganze war öde, steif und elend; — so weit die Berichte unserer jungen Damen. Als wir nach Haus kamen langten sehr bald auch die acht Schüsseln mit Obst und unreinlichem Confect an, und wir mußten das Ganze, ohne die Schüsseln zwar annehmen, wohl oder übel.

Es sei hier ein Wort über die indischen Staatsgefangenen gesagt; woran es ebenfalls nicht fehlt; diese Leute sind leicht zu hüten, da keiner einen Fluchtversuch macht bei dem er seine Weiber und seine Juwelen zurücklassen müßte.

Ueberhaupt legt der Hindu seinen Reichthum in Juwelen und edlem Metall an, und nicht nur Palankinträger sondern selbst Bettler sind oft mit Bracelets reich geziert.

Meine Wohnung im Zelt fand ich an sich nicht übel, wiewohl sie in der Hitze heiß und in der Kälte kalt war, aber sie hatte weit schlimmere Nachtheile, die ich kennen lernte als Major Carpenter mir am Abend meiner Ankunft sagte: „Sie werden wohl thun mir alle Dinge von Werth zu übergeben, ich kann nicht dafür stehen daß Sie nicht beraubt werden; wenn jedoch ein Dieb kommt so suchen Sie ihn nicht zu greifen, sondern lassen Sie ihn ruhig abziehen, sonst macht er Sie todt um nicht gefangen zu werden.“ Ein solcher Zustand erschien mir sehr naiv, zuletzt wurde ich aber doch nicht beraubt, zu meiner Verwunderung. Aber wenn man nach einer fünftägigen Palankinreise ankommt und sich einmal wieder nach einem guten Bette und guter Ruhe sehnt und wohl sehnen darf, so ist die Ankündigung von solchem nächtlichem Besuch sehr unwillkommen. Dafür war aber Major Carpenter's Gastfreiheit in jeder andern Weise so groß und liebenswürdig, daß ich mich gern in mein Schicksal ergab, und seine Schuld war's ohnehin nicht daß sein Haus voll war; selbst die jungen Damen wohnten in Zelten.

Außer dem belehrenden Umgang mit meinem biedern und ausgezeichneten Wirthe, einem Charakter der in ganz Indien in hohem Ansehen stand, und an der Heerstraße gelegen unbegrenzte Gastfreiheit übte, wurde mir das Glück zu Theil in dem schon genannten Capitain Colin Mackenzie einen Mann von seltenen Eigenschaften kennen zu lernen und sein Wohlwollen zu gewinnen. Höchst geachtet durch sein Benehmen in dem unglücklichen Feldzug in Cabul, vereinigte er zudem alle die Eigenschaften welche im Engländer die Sympathie des Deutschen fesseln, und mich freute es doppelt in ihm auch einen Freund Deutschlands zu finden, wie deren überhaupt die gute englische Gesellschaft so manchen enthält. Capitain Mackenzie war 18 Monate lang mit Lady Sale Kriegsgefangener; er erzählte daß die Furcht des Todes ihnen das Geringste gewesen sei, aber geschaudert hätten sie vor der Aussicht, als Sklaven in die Steppen verkauft und durch Durchschneidung der Sehnen gelähmt, zeitlebens Vieh hüten zu müssen, ohne denkbare Hoffnung der Befreiung. Nach seinen Verdiensten gewürdigt, commandirte er später eine Brigade in Südindien.

Es wurde mir auch hier wieder schwer mich loszureißen, aber am 21. schlug die unerbittliche Abschiedsstunde, da die Posteinrichtungen zu meiner Weiterbeförderung schon längst voraus getroffen waren.

Von Benares bis fast nach Agra war mir ein Vehikel versprochen das Truck genannt wird, ganz ähnlich den Platformen auf die man Equipagen auf Eisenbahnen setzt. Der Palankin wird darauf gebunden, und so reist man mit einem kleinen inländischen Pferde fast noch einmal so schnell als im Palankin, und obgleich die Federn dieses Fuhrwerks nichts weniger als Eiderdunen sind, so ist doch in der liegenden Stellung die Ermüdung gering, und

die ersparte Zeit (in diesem Fall drei Tage) kommt auch in Anschlag wenn man eilig ist. Die erste Nacht ging, Dank einem ziemlich neu gemachten Weg, recht gut von Statten, und ich erwachte Morgens in einem Wäldchen von Mangobäumen, am Ufer des Ganges; die Mangohaine sind in diesem Theile von Indien sehr häufig und künden meist einen größeren Ort an: dasmal waren wir nahe Allahabad, und bald erreichte ich eine Art Schiffbrücke über den Ganges, gedrängt voll von Passagieren und Fuhrwerken aller Art; eine Menge Flußkähne lagen vor Anker und erinnerten daß Allahabad eine große Station für Flußschifffahrt ist; seine Lage beherrscht den Ganges und die Jumna welche sich unmittelbar unter der Stadt vereinigen; ein keineswegs schöner Punkt in dieser Jahreszeit, wo das Flußbett halb ausgetrocknet und der Reisende genöthigt ist fast eine Stunde lang im Sand zu waten. Eine große Menge von Volk, darunter namentlich Fakirs mit Asche und Unrath beschmiert und oft ihre verdorrten Glieder in irgend einer unnatürlichen Stellung haltend, frappirte mich; ich erfuhr später daß dies das Ende eines großen Religionsfestes ist, welches da jährlich, dieses Jahr aber mit besonderer Heiligkeit, Tausende von Pilgern anlockt. Die Vereinigung der beiden Flüsse gilt für das seligmachende Medium. Die Fakirs namentlich ziehen auf diesen Wallfahrten herum, von einem Platz zum andern, und machen ein schönes Geld mit ihrer Profession, welche von den Hindus so hoch geachtet ist daß keiner einen Fakir unbeschenkt seinem Hause den Rücken drehen läßt, ja in diesem Fall sich mit dem göttlichen Fluch belastet glauben würde; muß ein indischer Bedienter einen solchen privilegirten Bettler von der Thür eines Europäers treiben, so geschieht es, wie ich selbst mit angesehen, unter den respektvollsten Formen.

Allahabad ist ein Knotenpunkt für Reisende, da hier die Dampfschifffahrt auf dem Ganges beginnt, und so findet sich denn auch hier ein seltenes Ding in Indien, ein Gasthof, der einzige den ich zwischen Madras und Aden betreten. Damit es aber auch hier nicht am Außergewöhnlichen fehle, führte man mich zu meiner Verwunderung in einen Tempel, der das Gastzimmer bildete. Der Wirth, der an dem Zusammenfluß der beiden Ströme ein Grundstück gekauft, fand das Tempelchen hier vor und wollte es niederreißen lassen, als sich die umwohnenden Eingebornen dafür verwandten, und ihm das beabsichtigte Sacrilegium so schwarz und für seine eigene Seelenruhe gefährlich ausmalten, daß er aus verständiger Toleranz nachgab und die Gemüther der Gläubigen durch diese Verwendung beschwichtigte, die freilich nach unsern Begriffen schlimmer war als das Niederreißen. In Indien jedoch ist man an die Umwandlung von solchen Gebäuden zu Wohnungen sehr gewöhnt. Das Ding war hübsch, durch drei schöne Kuppeln geziert.

Ich fand angenehme und gute Gesellschaft, und begleitet von einem gefälligen Freunde ging ich das Fort zu sehen, eine Merkwürdigkeit, da es noch aus der mahommedanischen Zeit stammt und hier sich zum erstenmal jene

kolossale, ja stupende Bauart zeigt, die ich später näher zu beschreiben haben werde. Alles ist im orientalischen Styl, und ein Theil der Gebäude im Innern ist wohl erhalten und dient zum Zweck des Ganzen mit, als Zeughaus. Als ein Depot am obern Ende der Gangesschiffahrt hat Allahabad die höchste Wichtigkeit in einem Lande, wo von den tausend Geräthen des Kriegs nicht eines zu haben ist, und das Arsenal zeigt denn eine Sammlung von Tau und Anker bis zu Nadel und Zwirn, vom schweren Geschütz bis zum Hammer. Im Fort hat man neue Kasernen errichtet; es ist ein allzu großes Gebäude für moderne Kriegskunst, aber für orientalische Belagerungskunst gut genug, und dabei hatte mein Führer Recht als er sagte, wenn die Engländer in Indien erst genöthigt sind sich in die Forts zurückzuziehen, haben sie nicht viel mehr zu verlieren. Merkwürdig ist ein mit großen Kosten wieder aufgerichteter und zu Ehren gebrachter alter Pfeiler, Lath d. i. Spazierstock genannt, der nach diesem Namen einer großen Gottheit gehört haben muß; er ist etwa 25 Fuß hoch, aus einem Stück Sandstein, und mit alten Sanskrit-Inschriften versehen, deren Entzifferung viel Kopfbrechen gekostet hat. Auch einen unterirdischen Gang hat man, der nach Hinduglauben bis Benares und Delhi führte. Hunderte waren jetzt in der heiligen Zeit da ihre Andacht zu verrichten, ich mochte aber in das schmutzige Loch, in dem nichts zu sehen ist, nicht hinabsteigen. Die Kinder der Garnison (Europäer) sollen oft Heiligthümer darin aufstellen, die Hindus abpassen wie sie ihr Scherflein vor dem neuen Götzen niederlegen, und sich desselben heimlich bemächtigen. So verehrten Sepoy's die nach Egypten verschifft wurden, in abergläubischer Bereitwilligkeit die dortigen alten Idole.

Ich hatte Gelegenheit hier mich von neuem zu unterrichten, wie groß die Besorgnisse in Indien während der großen Schlachten am Sutledge waren; Mahommedaner und Hindus triumphirten und hofften, und man erwartete in ungeheurer Aufregung weitere Nachrichten. Es war nicht ohne Absicht, daß man grade zu der Zeit zweihundert Sikh-Kanonen mit großen Umständen und Kosten durch's Land nach Calcutta paradirte, um ein sichtbares Zeichen von der Größe des erfochtenen Sieges dem Volke vorzuführen, das nur durch moralische Macht beherrscht wird; so groß war die Ungläubigkeit der ohne Zweifel aufgehetzten Leute an einigen Orten, daß sie die Kanonen betasteten und bekritzelten, um zu sehen daß es nicht ein Blendwerk war; letzteres geschah namentlich in Patna, einer großen Hindustadt am untern Ganges. In Delhi dagegen, wo man den Angriffen der Sikhs nach einer Niederlage ganz offen gewesen wäre, herrschte große Angst unter den Mahommedanern; denn so sehr diese den Umsturz der englischen Herrschaft wünschten, würden sie doch wenig Schonung bei den Sikhs gefunden haben, die als Hindus der fanatischsten Art die Mahommedaner eben so glühend hassen.

Den Nachmittag besah ich mit einem meiner neuen Freunde die Gräber der Nachbarschaft, der Familie des mahommedanischen Sultans Khosroe

angehörend; ein hübscher Garten umgibt sie, die Wege sind mit Platten gepflastert und haben deßhalb immer ein reinliches Ansehen. Die vier Mausoleen, beschattet von uralten Tamarinden, machten sich sehr hübsch; es ist der allgemeine Typus mahommedanischer Gräber: eine Kuppel in der Mitte, ein quadratisches Gebäude herum gebaut, und im Innern ein Dom in dessen Mitte der Grabstein liegt. Ich fand die Gräber damals schön genug, aber nach dem was ich von Agra gesehen habe, verschwindet alles gegen die hohe Herrlichkeit der dortigen Bauwerke. Eine Merkwürdigkeit jedoch ist hier die in schwarzem Marmor abgedrückte Hand des Propheten Elias. Es ist wunderlich genug zu sehen wie die Mahommedaner christliche Heilige und Personen der biblischen Geschichte verehren. Die Regierung gibt Geld zur Unterhaltung dieser Gräber, was ihr zur Ehre gereicht; ein Serai außerhalb, zur Aufnahme von Obdachlosen und Reisenden bestimmt, zerfällt dagegen, und dieses letztere Bauwerk ist doch eigentlich das gemeinnützigere, welches sehr sinniger Weise jedem großen öffentlichen Gebäude beigegeben ist; die hohe Idee welche der Muselmann von der Gastfreundschaft hat, tritt hier hervor.

Am Abend des 22. verließ ich Allahabad und reiste drei Tage und Nächte durch, fast die ganze Strecke auf dem rasselnden Truck, der doch im Grund ein heilloses Fuhrwerk ist. Ich passirte Cawnpore, eine große Militärstation mit ausgedehnten Cantonnements, ohne jedoch etwas davon zu sehen. Der Charakter der Gegend ist immer derselbe: eine große, leidlich unterhaltene Heerstraße durchschneidet ein flaches, vielfach mit Senf oder europäischem Getreide besäetes Land, einzelne Dattel- und Fächerpalmen und gelegentlich ein Hain von Fruchtbäumen unterbrechen die Einförmigkeit. Die Ziehbrunnen, aus welchen Ochsen an einem Strick Wasser ziehen, charakterisiren die völlige Ebene. Staub herrscht vor, die Häuser sind von elendem Lehm und Erde gebaut. Aber die Einwohner sind eine stärkere, weniger weibische Race als die Bengali's, und ihre Kleidung, angemessen den Bedürfnissen eines kälteren Klima's, ist bunter und vollständiger; namentlich sieht man Beinkleider, ein in Südindien unbekanntes Ding, und die sogenannten Resai's d. i. gesteppte Decken, in welche sie sich hüllen und die sie selbst in der Tageshitze mit sich schleppen. Das ist in wenigen Worten die Charakteristik eines 300 englischen Meilen langen Landstriches. Von Mynporee aus mußte ich mich wieder tragen lassen, wozu meine zerstoßenen Knochen nicht Nein sagten, und am 25. früh kam ich an der Schiffbrücke von Agra an, die mir denkwürdig ist weil man mir bei Bezahlung des Brückengeldes mehrere Cowries, Otternköpfchen herausgab; von diesen kleinen Muscheln die als Scheidemünze passiren, gehen etwa 3000 auf die Rupee. Die Stadt und das riesige Fort zeichneten sich im Nebel vor mir als ungeheure Massen ab, und ich hatte im voraus einen Blick auf das Taje Mahal, das herrlichste Gebäude Indiens, und zog fröhlich in Agra ein; vorher sollte ich jedoch ein Abenteuer eigener Art bestehen, dessen Entwicklung höchst anziehend war. Ich hatte einen Brief an Mr. Elliott, einen hohen

Angestellten in Agra, und ließ mich nach Landessitte direkt nach seinem Hause tragen. Von den Dienern auf's zuvorkommendste empfangen und in ein Fremdenzimmer geleitet, eilte ich mich von dem Staub der Reise zu befreien, und es ist häufig Sitte in Indien daß man dem Reisenden zu dieser höchst nöthigen Reinigung Zeit läßt, ehe er auch nur den Herrn des Hauses begrüßt. Man brachte mir die Morgentasse Thee, der Gärtner überreichte nach Landessitte ein Bouquet, und ich war nun bald umgekleidet und wartete auf eine Botschaft meines Wirthes; das dauerte eine Weile, dann entschloß ich mich ihn selbst aufzusuchen. Kein Mensch zu sehen; ich denke Mr. Elliott macht eine Morgenpromenade, aber nein — alles ist offenbar auf längere Abwesenheit berechnet. Möbels verhängt, Zimmer dunkel gemacht; da war ich denn wie in einem verzauberten Schloß, allein mit Leuten denen ich mich nicht verständlich machen konnte; es war nun kein Zweifel daß die Herrschaft verreist war, ich kannte in Agra keinen Menschen und Wirthshäuser gibt es nicht. Schon schickte ich mich an, das erste beste Haus eines Europäers aufzusuchen und mich seiner Großmuth anzuvertrauen, als ein Wagen vorfährt, ein Mr. Charles Allen seine Karte hereinschickt und mir mittheilt, wie die Bedienten des Elliott'schen Hauses ihn von der Ankunft eines Gastes unterrichtet, sein Freund E. sei leider verreist, und so bitte er mich eine Wohnung in seinem Hause anzunehmen. Welch reizende Gastfreiheit von einem Manne der nicht einmal meinen Namen kannte! Ich nahm freudig an was mit so offenem Herzen geboten wurde, und verdankte diesem Zufalle einen so angenehmen Aufenthalt in Agra als er einem Fremden nur zu Theil werden kann. Und hieran reihe ich gleich noch ein anderes Beispiel das mir den Abend vorher begegnet war; ein neuerer Beweis, wie die Gesellschaft Nordindiens, so ganz gegen das was man für allgemeine englische Sitte hält, auch dem Unbekannten entgegenkommt. Ich kam Abends in einem Bungalow an und hatte eben mein kümmerliches Mahl bestellt, als ein junger englischer Officier hereintrat, mir sagte sie seien zu drei in einem anstoßendeu Zimmer, und wünschten den Abend mit mir auf gute gesellige Weise zu verbringen; ich nahm ein so freundliches Erbieten mit Dank an und behielt mir nur vor mein Essen zu beendigen, und zu diesem schickten sie mir obendrein ein köstliches Beefsteak, dergleichen ich in diesem Thule nicht erwartete. Ich fand drei gebildete und artige Leute, mit denen ich ein paar Stunden sehr angenehm verplauderte.

Die Umgegend von Agra ist wellenförmig und in dieser Jahreszeit nicht schön, die Häuser der Europäer sind meist einstöckige Bungalows mit hohen Strohdächern ohne architektonische Prätentionen, aber gemüthlich, die Gesellschaft allerliebst. Mr. Allen war mein überaus gütiger Führer zu allen Herrlichkeiten Agra's, und der erste Tag war dem Fort gewidmet. Man gelangt zu demselben durch eine der Hauptstraßen der Stadt, welche gepflastert, breit, von mehrstöckigen stattlichen Häusern gebildet und voller Leben und Handel ist, eine Straße weit schöner als die Mehrzahl indischer Städte aufweisen kann.

Von da kommt man in ein Polygon von Bazars umgeben, an dessen westlichem Ende sich die Jumma Musjid, ein kolossales Gebäude von rothem Sandstein erhebt; ein zweites weit größeres Polygon öffnet sich vor dem Thor des Forts, und der Anblick dieses Eingangs ist im höchsten Grad eigenthümlich; ein gewaltiger achteckiger Thurm über dem die englische Flagge weht, ist umgeben von einer dreifachen Reihe von Mauern mit runden Bollwerken, alles schwer und massiv, eine doppelte Mauer umgibt das ganze ungeheure Fort von allen Seiten, und die Befestigungen scheinen äußerst stark, wiewohl man versichert daß sie gegen moderne Geschützkunst nicht ausreichen würden. Man gelangt in das Fort auf gepflasterten abschüssigen Wegen, und oben befindet sich zunächst ein großes Gebäude, früher die Audienzhalle der Moguls, jetzt ein Zeughaus; in ihm eine gute Menge Waffen geschmackvoll aufgestellt. Das Ganze ist neu arrangirt worden bei Gelegenheit eines Festes, das der Generalgouverneur Lord Ellenborough den Generälen Nott und Pollock, welche die Scharte von Cabul ruhmvoll wieder auswetzten, in dieser Halle gab. Fahnen welche die Siege der indischen Truppen verherrlichen, sind aufgestellt; die Nische in der der Monarch bei Audienzen zu sitzen pflegte, ist mit Waffen geschmackvoll ausgeziert, und am obern Ende sieht man die vielberühmten Thore von Somnauth, die einst so viel Lärm in der Welt machten. Die Afghanen hatten vor Alters bei der Plünderung einer südindischen Stadt diese zwei Thorflügel, aus Sandelholz angeblich gezimmert und von hoher Heiligkeit, à la Simson weggeschleppt; als nach der zweiten Expedition gegen Cabul die Engländer Ghuznee nahmen, wurden diese Thore wieder zurückgebracht, theils als Zeichen daß man wirklich die erste Niederlage überkommen theils als ein Dokument daß man im Stande sei die Besieger Indiens zu bezwingen. Man erinnert sich welche Kritik die pomphafte Proklamation Lord Ellenborough's bei diesem Anlasse fand, und dies ist die vorherrschende Stimmung unter den Engländern in Indien, welche stets gewohnt waren ihre moralische Ueberlegenheit in der Verschmähung indischen Schwulstes wie indischen Prunkes zu finden.

Vom alten Palast Akbar's, einem Labyrinth aus rothem Sandstein, ist fast alles noch erhalten, besser aber nehmen sich die neueren Marmorbauten aus, welche den Palast des letzten Bewohners des Forts ausmachten. Weißer Marmor ist sehr selten in Agra und der Umgegend, das köstliche Material kommt von weit her und ist nur angewendet in den allerkostbarsten Bauten. Vor allem ist zu erwähnen die Audienzhalle; sie beherrscht eine offene Platform auf der Höhe des Forts mit weiter Aussicht, und hier befindet sich Akbar's Thron, eine schwarze Marmorplatte von besonderer Größe. Lord Ellenborough versagte sich das Vergnügen nicht sich in großem Staat hier niederzulassen, und die Eingebornen zeigen jetzt ein Mal auf dem Stein, als Brandmal dieser Entheilung — so schnell reift eine Legende unter dem leichtgläubigen Volk! Die eigentliche Halle zeichnet sich durch jenes schöne Material

aus, in das Linien von schwarzem Marmor mit großer Sorgfalt eingelegt sind; auch die geschnittenen Tafeln, Blumen in Relief enthaltend, sind sehr schön; unterhalb der Platform ist eine Art Turnierhof mit mehreren Reihen von Gallerien ringsum. Die andern Theile des Palastes wiederholen schöne leichte Strukturen von weißem Marmor, oft wunderschönes Gitter- und Blumenwerk. Ein Pavillon ist besonders schön, sehenswerth ein Badzimmer mit kleinen Spiegelchen ausgelegt, und hin und wieder zwischen den einzelnen Flügeln des Gebäudes ein Gärtchen, alles reinlich und wohlerhalten. Von allen Aussichtspunkten gewahrt man das Taje Mahal am Fluß 2 englische Meilen oberhalb, so wie man andrerseits vom Taje die schönste Aussicht auf das Fort, seine rothen Mauern und die hervorragenden Marmorgebäude des Palastes hat.* Von dieser Perle der Perlen Agra's zuletzt.

Herrlich schön und nur dem Taje nachstehend ist ein anderes Gebäude im Fort, die Motee Musjid oder Perl-Moschee, wahrhaft eine Perle. Auf einem hohen Unterbau von dem gewöhnlichen Material steht dieser Bau von weißem Marmor; eine Gallerie von maurischen Bögen umgibt von drei Seiten einen gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich ein Bassin befindet. Der Hof ist etwa 200 Fuß im Gevierte, alles vom reinsten edelsten Weiß, die vierte Seite eingenommen von der Moschee selbst. Sieben Bogen bilden die vorderste Oeffnung dieses Gebäudes, das wie alle indischen Moscheen nur eine offene Halle ist; ein Netzwerk von drei Bogen Tiefe und sieben Länge, jede dieser 21 Abtheilungen eine kleine Kuppel für sich selbst bildend ist der Charakter des Gebäudes; die Säulen sind schön eingelegt in der schon beschriebenen Weise, und der Fußboden enthält eine Anzahl regelmäßig tafelartig eingelegter Verzierungen, jede groß genug für eine Person zum Knieen, so daß Jedem in der Moschee sein Platz angewiesen ist. Die Stufen des Priesters und die heilige Nische fehlen nicht, im übrigen ist sie der allgemeinen Sitte nach entblößt von jedem Geräth oder Schmuck. An den Seiten, durch Marmorgitter in schönen Arabesken geschnitten abgesondert, sind kleine Kapellen für die Weiber. Es ist nichts großartiges im ganzen Bau, aber das Material besticht, und die Motee Musjid hat viele enthusiastische Verehrer. Die Jumma Musjid (große Moschee) die ich schon beim Eintritt ins Fort erwähnte, ist in demselben Styl, nach demselben Plan erbaut, größer und ein schönes Gebäude, aber ihr gröberes Material und der dilapidirte Zustand in dem sie sich leider befindet, lassen sie nicht neben ihrer schönen Rivalin aufkommen.

Der zweite Besuch galt Akbar's, des großen mahommedanischen Herrschers Grab in Secundra, etwa eine Stunde von den zerstreuten Bungalows der englischen Niederlassung in Agra. Hunderte von kleinen Grabmälern aus Backstein sind dem Wege entlang in der Ebene verstreut, manche von hoher

* Reisende die das prachtvolle Moskau kennen, finden sich durch den Anblick von Agra und Delhi lebhaft daran erinnert.

Schönheit, andere plump, aber fast alle zerfallen; diese etwas vergängliche Art sich zu verewigen ist gemein in Indien, wo solide Steine fehlen, und ein zwanzigjähriges Gebäude beginnt oft schon zu zerfallen; ja oft fällt es irgend einem prosaischen Bauherrn in die Hände, der die alten Backsteine zu einem neuen Hause verwendet, und eben weil es Denkmäler sind vernachlässigt sie die Nachwelt, die ihre Ehre lieber in neuen Bauten sucht. Der stolze Marmor ist oft durch eine Indien eigenthümliche Art Stuck, Chunam ersetzt. Nirgends ist die Menge solcher Ruinen größer als um Agra, wir ließen sie aber sehr gleichgültig liegen, um ungesäumt das größere Werk zu erreichen, und da Backsteine freilich kein Material für ein Kaisergrab sind so hatten wir etwas unvergänglicheres zu erwarten. Ein indisches Grab dieses Ranges ist meist von einem großen Garten umfangen, eine Mauer umgibt das Ganze, und jede Seite des Vierecks hat in der Regel einen Thorbau von geringerem Material als das Denkmal selbst. Den Haupteingang in Secundra fanden wir leider etwas zerstört, vier Minars von weißem Marmor die an den Ecken standen theils zerfallen, und mancher Schaden an dem Bau selbst gethan; ein ungeheurer orientalischer Bogen mit Nische umgibt das Hauptthor, von wo man in eine Rotunde tritt; alles im großen Styl, das Material rother Sandstein und eingelegt mit verschiedenen Marmorarten: die Reihen von Arabesken und mathematischen Figuren welche um die Bögen herumlaufen, sind besonders schön. Von dem Thorweg erblickt man das Denkmal in der Mitte eines wohlgepflegten Gartens; es verliert sehr in der Fernsicht, und die in abnehmenden Dimensionen aufeinander gesetzten fünf Stockwerke zeigen nichts als ein Gewirr von Gallerien und Thürmchen ohne Regel und Plan; das ist der allgemeine Vorwurf den man dem Grab in Secundra macht, und die Einzelheiten müssen dafür entschädigen. Der Garten mit gepflasterten Wegen aus Steinplatten, mit artigen Blumenbeeten und uralten Tamarindenbäumen macht einen freundlichen Eindruck, und wie man sich dem Gebäude selbst nähert, das als ungeheures Quadrat mit vier völlig gleichen Façaden dasteht, beginnt man die Schönheiten der einzelnen Theile zu bemerken und wird unwillkürlich gefesselt, selbst wenn man beim Eintritt in den Garten so voreilig wie ich ausgerufen hat: „das hatte ich mir schöner erwartet.“ In der Mitte jeder Façade wiederholt sich der große Thorweg von rothem Sandstein, eingelegt mit herrlichen Mosaikfiguren in großem Maaßstab; marmorne Kuppeln krönen diesen Bau, und eine Gallerie von Ornamenten umgibt die Zinnen, welche mein Begleiter mir als Kreuze bemerklich machte. Daß Akbar eine hohe Meinung von der christlichen Religion hatte und Missionäre kommen ließ, von denen er sagte ihr exemplarisches Leben beweise für die Wahrheit ihrer Lehre, ist bekannt; aber ob man das mit jenen Kreuzen in Verbindung bringen soll ist sehr zweifelhaft.* Arkaden von maurischen Bögen umgeben

* Dieselbe Verzierung traf ich in der Moschee El Hasanein in Cairo.

den Mittelpunkt des Gebäudes, sie sind einfach angestrichen und dienen als eine Art Verandah zum Schutz des Heiligthums; unter den vordersten Bögen, welche durch köstliches Gitterwerk von weißem Marmor abgeschlossen sind und ein nur gedämpftes Licht empfangen, ruhen einige Glieder von Akbar's Familie, ja einige spätere Abkömmlinge der jetzt so tief gesunkenen Mogul-Dynastie, unter andern ein Prinz von Delhi den Mr. Allen noch persönlich gekannt hatte. Schöne Mosaik bildet die Fußböden, die Denkmale selbst sind aus weißem Marmor mit großer Freiheit und Schönheit gehauen, reich verziert mit den einzigen Ornamenten die dem mahommedanischen Künstler freistehen, mit Blumen und Arabesken; man bedauert daß diese Nebenkapellen nur kleine Theile des großen Denkmals sind und daß ihr Werth durch Vergleichung verschwindet.

In das große Gewölbe gelangt man durch eine Vorhalle von hoher Schönheit und Pracht; die Bögen verlaufen sich in Gitterwerk dem gothischen ähnlich, und das Ganze ist gemalt im Geschmack und mit all der Pracht der Allerheiligenkapelle in München. Das Gewölbe, das wir schweigend und mit unwillkürlicher Ehrfurcht vor den Manen eines Königs betraten der sich ein solches Grab schaffen konnte, ist düster; in der Mitte der Grabstein von Marmor und mit einer Decke von Stoff geschmückt; die englische Regierung, die mit sehr angemessener Freigebigkeit die Unterhaltung des Grabmals auf sich genommen hat, gönnt dem großen Monarchen, dessen Enkeln sie jetzt das Gnadenbrod reicht, diese Decke und erspart den Mahommedanern die Demüthigung, das Denkmal so vieler verblichener Herrlichkeit vergessen und vernachlässigt zu sehen. Es war nicht möglich die Größe des völlig düstern Doms abzusehen; aus den Schwingungen einer Lampe die herabhängt, schätzten wir seine Höhe auf etwa 50 Fuß. Eine Platform von 300 Fuß im Gevierte, über dem ersten Stockwerk, dient drei anderen Gallerien von rothem Sandstein zur Basis, die sich über einander erheben und je nachdem man sie ersteigt einen immer mehr erweiterten Blick über die fruchtbare und baumreiche Ebene gewähren; ein kleines christliches Dorf mit seiner Kirche bildet einen pikanten Aussichtspunkt. Ueberhaupt ist das Ganze mehr heiter, mehr die Unvergänglichkeit eines großen Namens als den Ernst des Grabes vergegenwärtigend; der bunte freundliche Garten, die Schaaren munterer Parroquit's, die sich in den Bäumen und auf den Minar's des Grabmals selbst herumjagen, die leichte orientalische Bauart, überwölbt von einem ewig heitern Himmel, alles das hat eine wesentlich helle Seite; die Krone des Ganzen aber, und abermals mit diesem freudigeren Charakter im Einklang, ist das fünfte Stockwerk, eine Gallerie von weißem Marmor, 90 Fuß im Quadrat, ohne Dach und nur einen bedeckten Gang ringsum enthaltend. Hier ist alles sonnig, rein weiß; das Cenotaph des Königs, abermals aus weißem Marmor kunstvoll geschnitten, steht in der Mitte dieses Raumes und schließt den ganzen Bau in würdiger Weise. Diese Gallerie ist von tadelloser Schönheit, eilf

Fenster auf jeder Seite, durch Marmorgitterwerk von unübertrefflicher Zartheit und Abwechslung der Formen geschlossen, zeigen die Gegend nur durchscheinend ohne das Ganze zu verdunkeln; die Zierrathen, die Inschriften, alles ist zart und schön im vollsten Maaße, der Marmor von vollkommener Weiße, und nichts geschädigt und verwittert. Eine schönere, würdigere Stelle für den Denkstein in der Mitte ist nicht denkbar; zum eigentlichen Grabstein nur eine Nebensache bildend, versinnlicht er die mahommedanische Sitte, daß weder auf noch über ein Grab profane Schritte treten sollen. Sprachkenner sagten mir daß der Stein in der Mitte die 99 Namen Gottes, und nur als letzten „Akbar" d. i. groß, zugleich als Erinnerung an den Todten enthalte.

Ich erwähnte schon als vom Denkmal aus sichtbar das christliche Dorf: hier wie in Benares wurden während der großen Hungersnoth Waisenkinder aufgelesen und als Christen erzogen; die Herangewachsenen haben sich meist untereinander verheirathet, und das Dorf hat Kirche, Schule und in einem alten Grabmal in der Nähe eine Druckerei, die die Mehrzahl der Waisen beschäftigt. Die Regierung unterstützt, wiewohl nur indirekt nach ihrem Grundsatz, die Anstalt, welche sonach sehr blühend ist. Das Grabmal welches so zu einem frommen und nützlichen Zweck umgewandelt ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das einer portugiesischen Christin, einer Gemahlin Akbar's; daß eine solche existirte ist bekannt, und der Umstand daß der Bau keine einzige Inschrift aus dem Koran besitzt, scheint jene Annahme zu bestätigen. Mit hoher Befriedigung schied ich von Secundra: das Grabmal ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung unter den Europäern und ehrfurchtsvollen Gedächtnisses für die Mahommedaner. Akbar hat dieses Denkmal, das 52 Jahre zu seiner Vollendung brauchte, sich selbst erbaut, und wie thäte auch Jemand so viel für einen Andern! Und doch ist gerade Agra der Ort, wo ein Nachfolger Akbar's auf dem Mogulthron, Shah Jehan, dem Andenken einer geliebten Gemahlin noch ein unendlich herrlicheres Grabmal errichtete, herrlich durch die Schönheit seines Bau's und tief ergreifend als der unerreichbare Ausdruck der reinsten und zärtlichsten Liebe.

Die Gemahlin Shah Jehan's, welche neben andern Namen den Moomtaz Mahal führte, starb im Jahr 1040 der Hegira, also in der Mitte des 17. Jahrhunderts; ihre Asche ruht jetzt neben der ihres Gatten, der den Plan hatte am andern Ufer der Jumna ein ähnliches Denkmal für sich selbst zu errichten und durch eine Brücke die beiden zu verbinden. Von diesem sind nur die Grundmauern sichtbar, und das Taje Mahal wie es genannt wird, steht, wie es sein sollte, einzig und unübertroffen da. Vollkommen erhalten bis auf den heutigen Tag macht es den Eindruck eines Feenwerks, denn kein irdisches Gebäude kommt ihm nahe.

Angemessen mahommedanischer Sitte betritt man das Taje durch einen großen Serai, Hallen von bedeckten Arkaden und anstoßenden Gemächern für Reisende; auch eine Moschee befindet sich unter diesen Vorwerken, alles von

rothem Sandstein, zierlich erbaut, aber nicht der Beschreibung werth. Vom Serai gelangt man in einen innern Vorhof, ebenfalls von Arkaden eingeschlossen, und hier bemerkten wir einige Zelte von enthusiastischen Reisenden errichtet, die hier im stündlichen Anblick des Taje ihre Seligkeit fanden. Man nähert sich nun dem Haupteingang, einem hohen Thorweg, ähnlich dem von Secundra und mit köstlichen Mosaikverzierungen und arabischen Inschriften (schwarzer Marmor in weiß) ausgelegt. Dieser Thorweg ist herrlich für sich allein, und würdig des Gebäudes auf das er vorbereitet. Und von der innern Schwelle desselben hatte ich den ersten Anblick des Taje aus der Nähe: — am Ende einer Allee von Cypressen, welche ein langes schmales Bassin mit springendem Wasser einschließt, erhebt sich der mittlere Dom eines hohen leuchtenden Gebäudes von weißem Marmor; die Seiten von hier aus leider versteckt durch den Garten und die dichtbelaubten Tamarinden und Mango's, aber dennoch schon ein herrlicher Anblick. Von hier aus schon zeigen sich die großen, einfach edlen Umrisse, die Kuppel in orientalischem aber darum nicht weniger ansprechendem Geschmack, die große Fronte mit einer tiefen Nische, in der das gegitterte Thor sich in dieser Ferne nur zwerghaft ausnimmt; das in der That ist der Mangel eines glänzend weißen Baues, daß er uns zu nah und darum verkleinert erscheint. Aber der Eindruck des Gartens mit seinem tiefgrünen Laub, den Blumen welche das Bassin umgeben, und im Hintergrund ein schneeweißer Palast unter dem blauen Himmel, dieser Gesammteindruck ist der eines Feenschlosses, nicht einer irdischen Behausung. Wir traten näher mit zaudernden Schritten, wie ein Mensch gehen würde der sich in ein wahres Zauberschloß versetzt sähe, oder wie ein Kind in einer Weihnachtbescheerung, die ihm die Ideale seiner Wünsche in Einer Herrlichkeit vorhält. Der Eindruck ist überwältigend, und so für Jeden der es betritt. Angelangt an der Platform auf der das Gebäude sich erhebt, findet man eine in dem Grundwerk verborgene Treppe und erreicht bald das große 330 Fuß im Gevierte haltende Plateau, erhaben über dem Garten um etwa 15 Fuß, und auf diesem zeigt sich denn das Taje in seiner reinen einzigen Pracht, unverhüllt und durch nichts beeinträchtigt. Vier kolossale Minars von etwas konischer Form und ebenfalls so wie der Grundbau von schneeweißem polirtem Marmor, stehen an den vier Ecken, in der Mitte das Hauptgebäude, alle vier Fronten völlig gleich und mit vier Nebenfronten, welche das Ganze zu einem Achteck machen, so jedoch daß die letzteren viel schmäler sind. Eine hohe Nische in der Mitte, das Thor mit gegittertem Marmorwerk umfassend, daneben auf jeder Seite zwei Nischen übereinander, bilden jede der Hauptfronten; die große, etwas ausgeschweifte Kuppel mit dem Halbmond* gekrönt, bildet die Spitze des Ganzen, vier kleinere Kuppeln befinden sich über jeder Ecke. Die allgemeinen Grundzüge sind nur die geringste Schönheit des Gebäudes; die Arabesken und [illegible]

* Der liegende Halbmond ◡ ist der wachsende Mond niederer Breiten.

arabischen Inschriften in Mosaik, welche von der Grundmauer bis zur Spitze die ganze Oberfläche erfüllen, und je nach der Entfernung vom Auge oder der Größe der Fläche die sie zieren, in Größe abweichen, sind das bewunderungswürdigste; eine ungeheure Steinmasse deren jeder Theil mit Mosaik geschmückt ist, ohne in's Kleinliche zu fallen, ein Werk das man durch menschlichen Fleiß für unausführbar halten sollte, das bedingt den Eindruck des Vollkommenen, den das Taje auf jeden Besucher macht. Daß noch Niemand in seinen Erwartungen von der Schönheit des hochgepriesenen, als die erste Zierde Indiens anerkannten Taje getäuscht worden ist, ist der höchste Ruhm und Stolz dieses Prachtbaues, und der kälteste Beschauer kehrt gern zu wiederholten Malen nach einem Werke zurück, an dem man sich nicht satt sehen kann.

Nun betritt man das Innere des Bau's, dessen äußere Schönheit die höchsten Erwartungen rege macht. Vorn ist ein Vorhof, ausgeziert mit köstlich eingelegten Marmorblumen und mit derselben Sorgfalt bis in's Einzelne vollendet wie das Ganze; links und rechts tritt man in eine Reihe von Gemächern, welche das Innere des Heiligthums als eine Art Schutzwehr umgeben; in der Mitte befindet sich die Kuppel des Grabmals, matt erleuchtet durch die aus Marmor gitterartig gearbeiteten Fenster, welche an der innern Seite jener Nebengemächer angebracht sind. Sobald das Auge sich an das gedämpfte Licht gewöhnt, zeigt sich dann der Dom von weißem Marmor, in den edelsten Proportionen ausgeführt, innerhalb dessen die Denkmale befindlich sind. Ein marmornes Gitterwerk umgibt die letzteren, mit einer Leichtigkeit und Schönheit aus dem Steine gearbeitet die entzückend ist; ringsum zieht sich eine Guirlande von Blumen: was am äußern Bau in Marmor eingelegt ist, besteht hier aus edlen Steinen, Jaspis, Achat, Carneol und Lapis Lazuli. Man tritt nun in die Vergitterung ein, und glücklich wer wie ich bei meinem zweiten Besuch des Taje die Schönheit dieses Allerheiligsten in Einsamkeit genießen kann. In der Mitte der Einfassung ist das Grabmal der Fürstin welche dem Ganzen seinen Namen gab, auf einer viereckigen breiten Unterlage ein länglich niedriger Bau. Blumen und Guirlanden von edlen Steinen eingelegt umziehen es, während künstlich eingelegte Inschriften in arabischen Charakteren selbst dem der Sprache Unkundigen ein neuer Zierrath erscheinen. Die zartesten Blumenformen welche eine reine und reiche Phantasie schaffen kann, ausgeführt in Stein mit einer Leichtigkeit die dem geschicktesten Maler Trotz bietet: alle Beschreibung hört da auf, und die Schönheit des Werks läßt die Bewunderung der hohen Kunstfertigkeit des Meisters vergessen.

Shah Jehan's Grab ist neben dem seiner geliebten Gemahlin, und in ganz gleicher Arbeit; gelehnt an eines dieser Denkmale stand ich fast eine Stunde, ohne mich von dem erhebenden Eindruck des Ganzen, der reinen Schönheit der Einzelheiten losreißen zu können, erhebend über alle düstern Anschauungen des Todes; es ist ein reines Denkmal der Ruhe und überirdischen Seligkeit, ein Denkmal zugleich einer unendlichen Liebe, die für die Reste

des geliebten Gegenstandes ein Mausoleum baute wie die Welt kein anderes hat. Aber so hingerissen wie ich war von dieser herrlichen Umgebung, so wenig lassen diese Empfindungen eine Zergliederung und kalte Nacherzählung zu.

Was soll ich noch von den Nebendingen sagen, dem eigentlichen Grabgewölbe unter dem großen Dom, das nur dazu beiträgt den schönen hellen Eindruck zu zerstören; von den zwei Nebengebäuden, deren eines eine Moschee ist, das andere einfach eine Halle, beide im Styl des Thorbaus mit weißen Marmorkuppeln; nach dem Taje selbst erscheint jedes Bauwerk schaal und kleinlich. Von allen möglichen Seiten betrachtete ich den herrlichen Bau und riß mich erst spät los mit einem Gefühl von Sehnsucht, mit dem ich nicht leicht einen Gegenstand oder eine Person im Lauf meiner Reisen hinter mir gelassen habe. Zwei Dinge außer Europa sind hoher Bewunderung werth, der Niagara-Fall und das Taje Mahal, aber jener läßt das Herz kalt, während dieses den unauslöschlichen Eindruck eines verlornen Paradieses in dem hinterläßt, der geringe Hoffnung hat es noch einmal im Leben wieder zu erblicken.

Glückliche Enthusiasten, die ihr eure Zelte im Vorhof dieses einzigen Bauwerks aufschlugt, wie habe ich euch beneidet, als ich zum erstenmal die geweihten Räume betrat! Aber diese Erdenwelt ist keine Stätte für reine Genüsse; so meinte auch das Gewitter das in der folgenden Nacht über Agra herzog. Als ich am nächsten Tag das Taje wieder aufsuchte, sah ich die unglücklichen Zelte halb abgebrochen in Mitte einer großen Pfütze, während die geretteten Effekten auf den Treppen des Vorhofs trockneten, und die elenden Bewohner unter die Arkaden des Serai's geflüchtet, unter Staub und Ungeziefer ihr Geschick verwünschten. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Noch viele herrliche Gebäude aus der Mogulzeit bewundert der Reisende in Agra und in nahe gelegenen Orten, namentlich in Futtehpore Seecree, wo ein Palast Akbar's sich befindet; mich zog keines mehr an nachdem ich das Taje gesehen, und am 27. Januar verließ ich Agra, um nun auch nach das stolze Delhi zu besuchen.

Ich wählte den Weg über M u t t r a, eine hochheilige Hindustadt, konnte aber mit der Erinnerung an die edeln und reinen Denkmale Agra's nur mit Ekel auf das fanatische, schmutzige Treiben in diesem übrigens stattlichen Orte blicken; der Unfug von Braminy-Ochsen war fast noch größer als in Benares, und hier kamen noch die heiligen Affen hinzu, die mit unglaublicher Frechheit den Verkäufern ihre Früchte in der Straße stahlen, von irgend einer Ecke eines Gebäudes herabspringend, und ihren Raub in Sicherheit brachten ohne daß es Jemand wagte sie zu verscheuchen. Aus einem Tempel trieb man mich mit zornigen Geberden hinweg, und Muttra ist glaube ich der Ort, wo zwei junge englische Officiere die einen heiligen Pfau geschossen hatten, von der fanatischen Menge umgebracht wurden, von einer Menge die sich von den

Sahib's jede Mißhandlung gegen sie selbst würde haben gefallen lassen. Um der verdummten Hindustadt willen hatte ich obendrein die große Straße verlassen, und mußte wegen Mangels an Trägern liegen bleiben. Die Hülfe und gastfreie Aufnahme eines Zollbeamten auf dieser Strecke ist mir auch deshalb erinnerlich, weil ich hier in einem europäischen Haus zum erstenmal die indische Heizung mit gedörrtem Mist sah; in dem holzarmen Lande ist sie allgemein bei den Eingebornen, und man sieht überall das was man in Thüringen Kuhfladen nennt, zum Trocknen an die Häuserwände angeklebt.

Am 29. Nachts kam ich in Delhi an, wo mich abermals die gütigste Gastfreundschaft im Hause des Herrn Roberts, eines hochgestellten Civilbeamten erwartete, und wo mir die Herrlichkeit des Ortes durch einen so gefälligen als kundigen Führer gezeigt wurde.

Das jetzige Delhi, eine Schöpfung des prachtliebenden Shah Jehan, und nach ihm Shahjehanabad genannt, ist eine der wenigen Städte, vielleicht die einzige in Indien, welche einige Regelmäßigkeit, erträglich weite Straßen und leidliche Ordnung aufzuweisen hat und ein geschlossenes Ganze bildet. Die Jumna begrenzt sie auf der Ostseite und dort befindet sich der Palast; die übrigen Seiten sind von hohen Granitmauern mit Zinnen versehen eingeschlossen; zwölf Thore von prachtvoller, solider Bauart unterbrechen diese langen einförmigen Mauern und geben das Ansehen einer wohlbefestigten Stadt. Das Ganze erinnert an die Forts von Allahabad und Agra, welche von derselben Dynastie erbaut sind. Viele Europäer wohnen innerhalb der Mauern, ein sehr seltener Fall in Indien; aber die Cantonnements des Militärs und viele Bungalows von Civilbeamten liegen außerhalb vor dem Cashmere-Thor in einer staubigen trostlosen Einöde; denn ausgenommen das Land am Flusse ist der Boden sehr dürftig, von Schluchten und Rissen durchfurcht und in dieser Jahreszeit völlig ohne Graswuchs, wie leider dieser ganze Theil von Indien. Die Hauptstraße der Stadt ist Chandney Chowk, eine Straße die an Breite und Schönheit in Indien ohne Gleichen ist; ein Kanal, der die Stadt mit gutem Trinkwasser versieht und zur Bewässerung der Felder dient, fließt durch die Mitte und ist von einer Allee beschattet; die Häuserreihen an der Seite sind stattlicher als in irgend einem andern Orte, und das Gedränge von Fuhrwerk und Fußgängern jeder Tracht und jeder Nation erstaunlich.

Am Ende von Chandney Chowk erhebt sich das prachtvolle Thor des Palastes und seine ungeheuern rothen Mauern, ein Aeußeres von großartigem Ansehen, das die verstaubten Trümmer der Mogulherrlichkeit verbirgt. Zur Rechten hat man eine hübsche Moschee mit vergoldeten Kuppeln, ein historisch merkwürdiges Gebäude, denn dort saß Nadir Shah, der persische Eroberer, als er im Jahre 1739 ein allgemeines Gemetzel unter den Einwohnern anbefahl, und das Blut der Erzählung nach förmlich in Strömen in Chandney Chowk floß. Die schönste Moschee der Stadt aber ist die Jumma Musjid (große Moschee), von Kennern wegen ihrer schönen Proportionen gelobt und

wohl die prachtvollste Moschee Indiens, selbst nicht mit Ausnahme der marmornen Motee Musjid in Agra. Dieses Gebäude erhebt sich auf einem Felsen in der Mitte der Stadt, und zwar auf einer ungeheuern quadratischen Terrasse; drei Thorwege mit einer hohen Flucht von Stufen führen auf die Platform, welche auf drei Seiten von offenen Gallerien eingefaßt ist. Der Blick auf die Stadt und die Gärten und Gebüsche, an denen trotz seiner staubigen Flur Delhi reich ist, ist herrlich, und die orientalische Uebertreibung welche Delhi eine Stadt von Perlen auf einem Meer von Smaragd nennt, erscheint weniger unpassend. Die Jumma Musjid selbst nimmt die westliche Seite der Platform ein und ist aus rothem Sandstein und weißem Marmor in der schon mehrfach beschriebenen Weise zusammengesetzt. Die Minar's an den äußersten Enden stehend gelten für besonders schön, und so die ganze Musjid; ich hatte aber in der letzten Zeit so viele herrliche Gebäude orientalischen Styls gesehen, daß ich in dieses hohe Lob nicht einstimmen konnte. Das Innere ist wie immer völlig einfach, nur die Stufen für den Ausleger des Korans (in dieser Moschee künstlich aus einem Block geschnitten) und die Kibla, d. i. die nach Mecca gerichtete Nische enthaltend. Eine wunderliche Reliquie aber bewahrt man in einem Nebengebäude: den Bart Mahommed's. Mr. Roberts erzählte mir, welche vergebliche Mühe er sich vor Kurzem, als Capitain Mackenzie da war, gegeben habe dieses Wunder zu sehen, und wir waren natürlich nicht glücklicher. Capitain M. hatte den Priester sehr in die Enge getrieben, indem er ihn sophistischer Weise fragte: „Wen verehrt ihr in der Moschee?“ — „Gott.“ — „Und in diesem Heiligthum?“ — „Den Bart Mahommed's.“ — „Ist es nicht absurd, daß ihr uns gestattet das größere Heiligthum zu betreten, und uns aus dem kleinern ausschließt?“ Der arme Priester ward völlig verwirrt und vergaß die richtige Antwort: „Ihr verehrt Gott, aber Mahommed erkennt ihr nicht an.“ Auf den Stufen des Thorwegs stehend unterhielten wir uns mit dem Anblick der Taubenflüge, welche in allen indischen Städten und in Delhi besonders eine große Rolle spielen. Eigne Händler richten diese Flüge ab gewisse Evolutionen auszuführen, andere Flüge anzugreifen und ohne eine aus ihrer Zahl zu verlieren, durch sie hindurch zu streichen, und endlich auf das Zeichen mit einem Tuch sich auf dem Dache zur Fütterung niederzulassen. Ein so abgerichteter Flug findet zahlreiche Liebhaber und wird theuer verkauft.

Nun war der Palast vor uns, ein Gebäude von so ergreifendem historischem Interesse, daß vielleicht kein anderes außerhalb Europa ihm an die Seite gestellt werden kann. Hier wohnen die Nachkommen eines Tamerlan, Babur, des großen Akbar, Shah Jehan, Aurung Zeb und anderer weltbekannter Namen, und hier herrscht noch bis zum heutigen Tage ein Schattenkönig aus demselben erlauchten Stamme, ja der direkte Abkömmling jener großen Moguls. Als die Engländer im Anfang des Jahrhunderts die Mahrattas überwanden, setzten sie den armen von seinen Bezwingern geblendeten

und gefangenen Schah Allum wieder auf den Thron seiner Vorfahren, statteten ihn mit einem Einkommen von 12 Lacs (die jetzt auf 15 erhöht sind) reich aus und gaben ihm dem Titel König von Delhi; sein Reich erstreckte sich indeß nicht weiter als auf den Umkreis seines Palastes, und er war, so wie nun auch seine Nachfolger, ein bloßer Pensionär der Engländer. Akbar II. sein Sohn folgte ihm, und der jüngere Sohn Bahadur Shah erbte nach ihm den Titel eines „Königs der Könige, weise glücklich und siegreich,“ mit dem er sich noch jetzt von seinen Herolden begrüßen läßt. Die Stellung dieses länderlosen Königs ist eine sehr eigenthümliche; obgleich ohne alle Macht oder selbst Einfluß, wird er dennoch von allen mahommedanischen Fürsten Indiens mit der Ehrfurcht betrachtet, welche seine hohe Abstammung gebietet; seine Titel (und die Verleihung solcher ist eine der wenigen Handlungen die ihm frei stehen) sind noch immer gesucht unter den Mahommedanern, und weit angesehener als die welche die Gewalthaber der Gegenwart verleihen; ja es kommt oft vor daß ein Indier, mit einem englischen Titel begnadigt, den König von Delhi um Bestätigung desselben angeht. Der Nuwab Vizir von Oude, obgleich von den Engländern zum König gemacht, fühlt sich mehr geehrt durch den historischen Titel seiner Vorfahren als durch diese neue Würde, und kein Indier nennt ihn König.

Es ist dem Reisenden von großem Interesse den Abkömmling der Moguls auf seinem Throne zu sehen, und ich hielt sofort um die Erlaubniß dazu an; leider traten aber die folgenden Gründe dazwischen. Seit Lord Ellenborough ist es allen englischen Unterthanen verboten, an irgend einem den Engländern unterworfenen Hofe Nuzzur's oder Geschenke darzubringen; der König von Delhi aber will Niemanden empfangen der ohne dieses Zeichen der Unterthänigkeit erscheint, so daß also seit jener Zeit kein Engländer mehr präsentirt wurde. Man war so gütig meinen Wunsch in Erwägung zu ziehen, aber es wurde entschieden, man habe allerdings nichts dagegen daß ein Ausländer dem Könige Nuzzur's darbringe, aber man wolle nicht daß der englische Resident den Ausländer in diesem Falle präsentire. Die Regierung hatte ganz recht, aber meine Vorstellung wurde freilich damit faktisch unmöglich. Die Nuzzur's bestehen prosaisch genug aus 4 Gold-Mohurs in baarem Geld (etwa 8 Louisd'or) wofür ein Gegengeschick, ein Ehrenkleid, gegeben wird. Man sollte wohl glauben, daß diese Schattenkönige die den Engländern Alles verdanken, sich die Freundschaft derselben angelegen sein ließen; aber viele Belege widersprechen dem. Shah Allum hatte von seinen Beschützern und Rettern ein paar Kanonen geschenkt erhalten, und der erste Gebrauch den er davon machte war der auf englische Truppen zu feuern. Natürlich nahmen sie ihm das gefährliche Spielzeug wieder weg. So haben sich die Könige von Delhi auch nie herabgelassen einen Generalgouverneur mit den Ehrenbezeigungen welche dieser prätendirte zu empfangen: ein Stuhl zum Sitzen wurde versagt, und die Audienz konnte nicht stattfinden.

Das Thor des Palastes ist prachtvoll, die senkrechten 60 Fuß hohen Mauern und die stattlichen Thürme des Thorbaues bereiten auf etwas Großartiges vor, und man betritt mit großer Spannung das Innere; ein langer gewölbter Gang führt in den ersten Vorhof, und hier waren wir genöthigt unsern Wagen zu verlassen; eben so mußten die Damen trotz der großen Sonnenhitze sich ihrer Sonnenschirme entledigen, denn der König der innerhalb seines Palastes eine Art Souverainetät genießt, duldet den Chattah, dieses Attribut königlicher Herrlichkeit nicht in seiner Nähe, und die armen Sonnenschirmchen, für die das Gesetz wohl nicht gemacht war, mußten dahinten bleiben. Man betritt nun eine Thorfahrt, in deren oberen Räumen Musikanten aufgestellt sind so oft der König hindurch zieht; innerhalb findet sich ein unregelmäßiger Hof, verunziert mit Bauwerken des verschiedensten Geschmackes, ein Bungalow mit einem Strohdach in einer Ecke ist die Wohnung des Thronfolgers. Die Seite gegenüber dem Thorweg nimmt die große Audienzhalle, Dewanee Aum ein, eine lange Halle auf einer mehrfachen Reihe orientalischer Bögen ruhend, und im Hintergrund der Thron, etwa 8 Fuß erhaben und nur durch verborgene Treppen von der Seite zugänglich, während der König von hinten durch eine vergoldete Thür eintritt. Der Baldachin über diesem Thron und die Säulen die ihn tragen, sind in weißem Marmor im Geschmack des Taje eingelegt und außerordentlich schön. Der Hintergrund enthält Mosaikdarstellungen von Vögeln und darüber eine Mosaikcopie eines Orpheus, wie man sagt von Raphael. Aus diesem Ornament sucht man darzuthun, daß alle das herrliche eingelegte Werk des Taje und andrer gleichzeitiger Gebäude Europäer als Urheber hat, und man bringt mit diesem Factum die Grabsteine mehrerer Italiener auf dem katholischen Kirchhof in Agra in Verbindung, deren Jahrszahl, nicht fern von der Zeit der Errichtung des Taje, weitere Bestätigung zu enthalten scheint. Der ganze schöne Thron und die Halle ist verstaubt und verschmutzt und macht einen peinlichen Eindruck. Geführt von Bediensteten die silberne Stäbe trugen, fanden wir unsern Weg durch ein Labyrinth von Höfen und Thoren, durch nichts ausgezeichnet als Unregelmäßigkeit und Verfall, bis wir die Privat-Audienzhalle, Dewanee Kas erreichten, ein kleines oblonges Gebäude von weißem Marmor, geziert durch purpurne Zeltvorhänge ringsum. Die orientalischen gezackten Bögen der Halle welche den mittleren Raum umgeben, sind von hoher Schönheit, mit Mosaikguirlanden ausgelegt. Das Dach ist vergoldet und die Wände über den Bogen verziert mit leichten Einfassungen, zwischen denen in vergoldeten persischen Lettern die berühmte Inschrift erscheint:

„Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es dies!"

In den Zeiten wo der Pfauenthron diese Halle schmückte, und der Großmogul sich hier in der Mitte seines glänzenden, im Orient ohne Gleichen dastehenden Reiches fühlte, war die Inschrift keine Uebertreibung. Die Halle ist feenhaft schön, die Aussicht auf die grüne Ebene und die in der Regenzeit

eine Stunde breite Jumna, welche die Mauern des Palastes bespült, eine der anmuthigsten, aber wo ist die Herrlichkeit des Mogulreiches? Ein marmornes Piedestal bezeichnet die Stätte des von den Mahrattas geraubten Pfauenthrons, und ein anderes kleines Piedestal, von Alabaster denke ich, steht näher am äußeren Bogengang von wo man die Aussicht genießt. In der Nähe dieser berühmten Stätte ist eine kleine, gegenwärtig vom König vornehmlich benutzte Audienzhalle mit einem Pavillon.

Eine kleine Moschee von weißem Marmor, wie die ähnliche in Agra Motee Musjid, Perlmoschee genannt, ist bemerkenswerth mehr wegen des schönen Materials als wegen der Bauart; ihre vergoldeten Kuppeln bilden einen der hervorragendsten Punkte vom andern Ufer der Jumna gesehen, und sie ist weiter noch ausgezeichnet als Platz der Privatandacht des Königs. Von da gelangten wir in einen Garten wo der König sich zu ergehen pflegte, alles vernachlässigt und in Verfall. Das Ganze macht einen tief melancholischen Eindruck, und wir fühlten uns erleichtert als wir das Freie wieder gewannen.

Sechstausend Verwandte, darunter 80 Kinder des Königs wohnen in dem Palast und sind von seiner Freigebigkeit abhängig; es läßt sich also denken in welcher unköniglichen Dürftigkeit die Mehrzahl derselben lebt; die ärmeren Prinzessinnen sollen sich mit der Stickerei der Delhi-Shawls ernähren. Der König Bahadur Shah, damals 76 Jahre alt, hatte wenig hervorstechende Eigenschaften; er war mit seinem Vater als Kind Gefangener der Mahrattas, und gezwungen die Handtrommel bei ihren Festen zu spielen; sein Vorgänger und älterer Bruder Akbar II. war geehrt und geliebt von Eingebornen und Europäern. Der König verläßt fast täglich seinen Palast, um sich nach Humayun's, seines Ahnen Grab, dem Cootub Minar und ähnlichen Orten zu begeben, aber selten geht er in die Stadt, die seinen Vorfahren unterthan gewesen und nun einem neuen Herrn dient. Trotz der Erniedrigung in der diese unglückliche Familie lebt, kommen doch manchmal wunderliche Beispiele von Arroganz vor. Das alte Prärogativ der Krone, daß Niemand bedeckten Hauptes oder zu Pferd vor dem König erscheinen, begegnende Elephanten niederknieen sollen, wird manchmal in der Stadt oder Umgegend selbst Europäern gegenüber erzwungen; ein Engländer wurde vor wenigen Jahren vom königlichen Gefolge vom Pferde gerissen, und den englischen Behörden wird es schwer Schonung für eine gefallene Größe zu üben, die mit so unweiser Verkennung ihrer Lage und der Schuld des Dankes auftritt. Desto mehr erniedrigt sich aber diese Höflingswelt vor den burrah Sahibs, den großen und einflußreichen Leuten unter den Engländern. Mr. Roberts ging neulich in jenem Garten des Königs spazieren, als man ihm in ängstlicher Vorsorge die Bitte vortrug, er möge doch den König grüßen wenn er ihm begegne, als wäre ein Mann von feinem Gefühl im Stande es zu unterlassen.

Delhi hat 145,000 Einwohner nach dem letzten von Roberts gemachten Anschlag; ein genauer Census ist in Indien selten möglich, und man gefällt

sich oft darin die Zahlen sehr zu vergrößern; etwa 15,000 wohnen im Palast. Die größere Hälfte sind Hindus, aber dem Wesen nach ist es eine mahommedanische Stadt, und Mr. Roberts durfte es wagen die lästigen Braminen-Ochsen aufzufangen und verkaufen zu lassen. Vielleicht angeregt durch ein Gespräch das wir über die Sache hatten, hatte er deren an 60 aufgreifen lassen; die mahommedanischen Metzger wetzten schon schadenfroh ihre Messer in Hoffnung auf eine große Auktion, aber eine Zahl angesehener Hindus kam heran und verbürgte sich die 60 Heiligen nach Jeypore, etwa 200 Meilen entfernt, transportiren zu wollen; ob die in Jeypore sich sehr freuten einen solchen Zuwachs von faulen Bäuchen zu empfangen, ist eine andere Frage.

Was mir nun von Delhi zu erzählen übrig bleibt, ist ein Ausflug nach dem 12 englische Meilen entfernten Cootub Minar, der großen Curiosität des Orts. General von Gagern, den ich in Delhi wieder traf, sein Adjutant und ich machten ihn, jeder stattlich auf einem Elephanten, aber diesmal nicht auf der Howdah, sondern in indischer Weise auf dem bloßen Kissen, wo wir wohl oder übel mit gekreuzten Beinen sitzen mußten. Die ganze Strecke vom südlichen Thor der Stadt zum Cootub Minar ist voll von Ruinen, denn hier lag das alte Delhi der Hindus, im Gegensatz zu dem Shahjehanabad der Moguls; aber auch aus der Zeit der letzteren zeigt sich manches schönes Denkmal, und Kaiser Humayun's und des Vezirs Sufder Jung Grabmäler sind am Wege, aber nach dem Taje wollten sie mir nicht mehr behagen; ferner gelten die Ruinen einer Festung und die einer riesigen Sternwarte im unbehülflichen Styl der von Benares für merkwürdig. Der Cootub Minar ist eine Säule, das größte Bauwerk dieser Art in der Welt, denn er ist nicht weniger als 240 Fuß hoch, 40 Fuß im Durchmesser und nach oben verjüngt, so daß er an der obern Platform nicht mehr als 10 Fuß hat. Mehrere Gallerien umgeben ihn in verschiedenen Höhen; er ist canellirt und mit Reliefs und Inschriften versehen. Das Material ist rother Sandstein. Das Ganze ist majestätisch genug, wiewohl nicht gerade gefällig. Die Aussicht von oben über die weite Ebene, die ungeheure Ruinenstadt und die Kuppeln und Minar's von Delhi ist prachtvoll, aber furchtbar schwindlig, da nicht einmal ein Geländer auf der kleinen Platform angebracht ist. Bemerkenswerth ist auch die Abweichung von der senkrechten Linie, dem Fundament nach zu urtheilen eine absichtliche. Der Grundbau eines ähnlichen Pfeilers in einiger Entfernung liegt in Ruinen. Ringsum befinden sich Ruinen, offenbar Hindu-Ursprungs. Die Bögen erinnern an gothische und sind sehr schön; ein eiserner Pfeiler etwa 20 Fuß hoch, mit unleserlichen Charakteren beschrieben, trägt noch die Spuren des persischen Eroberers Nadir Shah, der im Zorn die Wucht einer Streitaxt dagegen gewendet haben soll. Ueber die Geschichte des Cootub Minar herrscht ein Dunkel von der rechten Dicke um das Licht des Alterthümlers hell strahlen zu machen: viele behaupten daß der Minar Hindu-Ursprungs ist, und daß die darauf gehauenen persischen und arabischen Charaktere als Trophäe von den siegreichen

Muselmannen angebracht sind; manche behaupten sogar das Ganze sei von einem andern Orte durch die Moguls transportirt worden.

In Delhi machte ich endlich noch nähere Bekanntschaft mit den herrlichen Cashmere-Shawls, für welche hier ein großes Emporium ist. Nach Art der mangelhaften Handelsverbindungen aller dieser Länder sind sie in Calcutta oder Bombay schon um die Hälfte theurer. Umritsir bei Lahore und andere Orte jenseit der damaligen Grenze des britischen Reichs liefern die köstliche Waare; wie ich schon bei der Teppichwirkerei der Waisenkinder in Benares gesehen, werden die Muster der Arbeit durch den Gesang eines Werkmeisters angegeben, dessen einzelne Noten jede einen bestimmten Sinn haben. Merkwürdig ist es wie die schönsten Shawls aus einer Menge kleiner Stückchen zusammengesetzt sind. Ich ließ mir zwei Händler kommen, welche im Nu das Zimmer mit einer bunten Menge der kostbarsten Shawls förmlich überdeckten, so daß der Werth von vielen Tausenden umherlag, eine seltene Augenweide die die Wahl wirklich zur Qual machte.

Zehnter Abschnitt.

Die Himalayah's — Tigerjagd.

Um einen Ausflug nach den Himalayah's zu machen, die von Delhi nur noch 150 englische Meilen entfernt sind, verließ ich diese Stadt am 1. Februar Abends. Ich hatte eine unangenehme Reise, rauhes Wetter und heftigen Regen, den meine armen Träger kalt genug gefunden haben mögen, und erreichte etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang Meerut. Ich gedachte nicht an diesem Orte, der nichts ist als eine völlig europäische große Militärstation, mich länger als nöthig aufzuhalten, aber man händigte mir eine Note ein des Inhalts, daß der Postmeister von Delhi meinen Dawk voreilig gelegt habe und daß ich hier einen Tag bleiben müsse, auf Gefahr unterwegs liegen zu bleiben. Zum Glück hatte ich einen Brief für Capitain Little, einen Officier in dem hier stehenden Garde-Uhlanen-Regiment, nach dessen Haus ich mich somit tragen ließ; der Capitain schlief noch, ich ließ also meinen Palankin unter die Verandah setzen und that ein Gleiches bis der Tag anbrach. Die Gastfreundschaft eines Anglo-Indiers wird so oft auf diese und auf härtere Proben gestellt, daß mein Einbruch als etwas ganz natürliches kaum erwähnt wurde; sein erstes Wort war die Ankündigung er müsse zu einer Revue, und die Frage ob ich ihn begleiten wolle. Ich sagte zu, und eine Viertelstunde darauf vergaß ich auf einem muthigen Cavalleriepferde die Unbequemlichkeiten der vergangenen Nacht: der Regen hatte den staubigen Exercierplatz etwas begossen, und da das Wetter sich gut anließ so war es ein herrlicher Morgen

für den Zweck. Wir schlossen uns dem Uhlanen-Regiment an, was insofern kein angenehmes Ding war, als mein Pferd dem abwesenden Major gehörte und das Ziel seines Ehrgeizes an der Spitze der Truppe suchte; dabei des Nachtheils mir völlig bewußt, der auf einer Figur in Civil in Mitte einer Revue ohnehin lastet, hatte ich eine etwas schwierige Lektion im Bändigen englisch zugerittener Pferde zu bestehen, und kam erst zum Frieden als mein Gastfreund mich seinem Oberst präsentirte, und nun hielt ich mich an den. Wir sahen sein Uhlanen-Regiment, die 9th Royal Lancers, schon in seiner Eigenschaft als Garde-Regiment natürlich ein europäisches, nach Indien nur temporär verlegtes, ein Sepoy-Cavallerie-Regiment, eine Batterie reitender Artillerie und eine Abtheilung irregulärer Cavallerie, eine Art Miliz, deren malerische Erscheinung mich Laien am meisten interessirte. Kaum hatten aber die Evolutionen begonnen, als ein durchdringender Regen, kalt und widerwärtig, zu fallen begann und Alles heimtrieb.

Meerut ist eine der größten Militärstationen in Indien, aber neben den weitläufigen Kasernen und militärischen Niederlassungen hat es kein Interesse. Die Wohnungen der Officiere sind weithin zerstreut, jedes Haus hat sein Grundstück mit vielerlei Nebengebäuden für Pferde und Dienervolk, und das macht den Ort so groß: es ist in Indien Sitte daß Jedermann ein Haus für sich bewohnt, sei es auch nur ein kleiner Bungalow, kaum daß ein paar Junggesellen ein Haus zusammen nehmen. Die englische Manier, daß jedes Haus nur eine Reihe von 2 bis 3 Gesellschaftszimmern und daneben nur Schlafzimmer für jeden Einzelnen hat, widerspricht in der That unserer deutschen Manier Dutzende von Leuten in dasselbe Haus zu zwängen, die nicht einmal mit einander in Berührung kommen. Capitain Little lud mich ein sein Gast an dem allgemeinen Mittagstisch der Officiere seines Regiments zu sein, und ich lernte mit großem Interesse diese mir noch neue englische Einrichtung kennen. Diese Regimental Messes, auf Erhaltung der Kameradschaft und des Gemeingeistes berechnet, sind eine ansprechende und mit Recht auch in Deutschland hie und da nachgeahmte Einrichtung; die Ausstattung war vortrefflich und die Gesellschaft natürlich die beste.

Um Mitternacht lag ich wieder in meinem Palankin, denn ich benutzte fortwährend mit Vorliebe die Nächte zu einer Reiseart die mich ganz und gar nicht angriff. Beim Erwachen am nächsten Morgen fand ich das Thermometer auf 0°, reiste aber diesen ganzen Tag in der Ebene entlang, ohne die ersehnten Himalayah's, deren Kälte ich zu spüren hatte, zu Gesicht zu bekommen; doch zeigten sich die Spuren des nahen Gebirgs in der größeren Frische der Vegetation. Am 4. Morgens endlich erwachte ich im Angesicht einer mächtigen schneebedeckten Bergkette, die wohl ein Drittel des Horizonts vor mir umfaßte; das ist eine Parallelreihe der Hauptkette und nur in dieser Jahreszeit beschneit, die höchste Reihe blieb mir noch verborgen. Bald erreichte ich die äußersten Ausläufer des Gebirgs, grüne Hügel von kiesigen Flußbetten durchschnitten,

in denen die armen Träger nur mühsame und langweilige Fortschritte machten; weiterhin ein steiler geschlängelter Bergweg, von zahlreichen Ochsengespannen welche die Bedürfnisse der Bergbewohner transportiren, belebt, manchmal waren es wohl 10 Stück Vieh an einem Wagen, andre Gespanne zogen Schleifen aus Baumästen; der Weg war sehr steil, so daß ich vorzog zu Fuße zu gehen. Hat man die höchste Stelle des Wegs erreicht, so zeigt sich eine entzückende Aussicht auf die etwa 25 englische Meilen entfernte zweite Kette der Himalayah's, unmittelbar vor dem Beschauer aber eine weite Ebene, unabsehbar lang und die Breite zwischen der eben überschrittenen Hügelreihe der Sevalik-Kette und der mittelsten Kette ausfüllend; es ist das berühmte Dhera Dhoon, Thal oder eigentlich Hochebene von Dhera. Endlich ist das Auge vom Anblick der verdorrten indischen Ebene erlöst; es ist ein grüner Teppich, völlig bebaut, mit vielen weithin glänzenden Bungalow's übersäet. Der Hauptort Dhera ist ein hübsches Städtchen, welches neben dem von Hindus bewohnten Theil eine große Anzahl europäischer Häuser und Gärten besitzt; als Winteraufenthalt der Europäer welche höher in den Bergen wohnen, und als bleibender Wohnsitz vieler Anderer, die ihr Leben in Indien und doch in einem gemäßigten Klima beschließen möchten, ist es sehr gesucht, und ist ein kleines Paradies mit allen Vorzügen des tropischen ewigen Frühlings ohne dessen Nachtheile, und umgeben von einer unendlich großartigen Natur. So denke ich mir die Montaña von Peru, nach der ich von den Höhen der Andeskette sehnsuchtsvoll blickte. Kaum zwei Stunden von dem Hochgebirge hat Dhera noch Bananen und Bambus, sowie Mango; die letzte Palme sah ich in den Sevalik-Bergen welche diese Hochebene begrenzen.

Rajpore, 2 Stunden weiter, liegt direkt am Fuß des Gebirges und hatte in diesem besonders herben Winter Schneefall gehabt, doch war selbst Anfangs Februar die Vegetation noch sehr reich und frisch. In dem kleinen Wirthshaus das jetzt Feiertage hielt, übernachtete ich, um am nächsten Morgen den Ritt nach Mussoorie hinauf zu machen. Rajpore ist schon 2000 Fuß hoch, der höchste Punkt der beiden verschmolzenen Orte Mussoorie und Landour an 7500 Fuß, mithin lag ein steiler Weg vor mir; doch ging es auf der ersten Hälfte mit meinem kleinen Bergpferd rasch vorwärts, und ich hatte schon eine ansehnliche Höhe erreicht ehe ich mich vom Schnee aufgehalten fand; dieser begann erst auf den Nordseiten der Hügel, um die herum sich der Weg wand, später fand ich alles schneebedeckt; zuletzt watete das arme Pferd knietief im Schnee, und da zeigten sich auch die zerstreuten Hütten des Orts. Jedermann will hier ein Haus auf einem Berggipfelchen für sich haben, und somit ist der Ort von etwa 100 Häuschen mehrere Stunden weit zerstreut; der Unterschied in der Höhe, der Aussicht und den Preisen dieser Landsitze, die im Sommer eifrig gesucht werden, ist natürlich sehr groß. Jetzt war alles verlassen, und mit Mühe erfragte ich den Weg nach der Behausung des Dr. Butler, Arztes der Station, für den ich einen Empfehlungsbrief mitbrachte

und der mich mit aller indischen Gastfreundschaft empfing. Wir waren nahezu eingeschneit, und da das Haus auf gut englisch nur Kamine hatte, bei denen man auf drei Schritt Entfernung briet und im ganzen übrigen Zimmer fror, so saßen wir den ganzen Tag am Feuer, brauten Punsch und ließen uns höchstens durch Frühstück und Mittagessen vom Kamin weglocken. Zum Glück war Dr. B. so unterhaltend als gütig für mich, denn auf ihn war ich in dem einsamen verschneiten Ort während der zwei Tage die ich oben war, ausschließlich angewiesen.

Der Leser erräth auch ohne mein Geständniß, daß nur der Wunsch auch in der höchsten Gebirgskette des alten Continents eine leidliche Höhe erklimmt zu haben, mich zu dieser Expedition veranlaßt hatte; um denn diesen Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, beschloß ich trotz dem tiefen Schnee wenigstens auf dieser Mittelkette so hoch zu gelangen als möglich. Dr. Butler, der mich freundlichst begleiten wollte, sorgte für ein paar Pferde, und wir zogen aus bei herrlichem Sonnenschein, der indeß dem Schnee nichts anhaben konnte. Kaum einige hundert Schritt vorgerückt fanden wir die Schneemassen so tief, daß die armen Pferde nicht weiter konnten; wir ergaben uns also in eine Partie zu Fuß, und wateten volle zwei Stunden ehe wir den höchsten Punkt von Landour erreichten. Kälte hatte ich auch in den Cordilleras zur Genüge genossen, aber diese Schneepartie, obwohl recht beschwerlich, erfüllte mich mit wahrem Entzücken, und die reine kalte Luft that mir nach der Erschlaffung der heißen Zone unendlich wohl. Hier oben, 7500 Fuß über dem Meere hat die Regierung ein Hospital für europäische Soldaten die das indische Klima nicht ertragen, errichtet, und von hier übersahen wir das Ganze. Wir standen am östlichen Ende eines Bergrückens welcher die Zinne der ganzen Hügelmasse bildet; von diesem Rücken zweigen sich die niedern Höhen in einem eigenthümlichen Gewirr von Hügeln und engen Schluchten ab, und jeder Gipfel erscheint mit einem Häuschen gekrönt; der Schnee in diesen Schluchten lag tief und bedeckte mit einer ununterbrochenen Lage das Ganze; nur die Bäume, immergrünes Laubholz, ragten hervor und gaben der Landschaft eine ganz eigene Abwechslung. Unterhalb dieser schneebedeckten Hügel und an 5000 Fuß tiefer, obgleich in sehr geringer Entfernung breitet sich das herrliche Dhera Dhoon aus, mit seinen grünen Fluren, silberglänzenden Bächen und Kanälen und seinen Ortschaften. Es ist ein Blick in ein gelobtes Land mit ewigem Frühling aus der schneeigen Umgebung heraus, eine Aussicht von so neuer und anziehender Art, daß ich mich für den Ausflug reichlich belohnt erklären mußte. Die vorderste Kette, das Sevalik-Gebirge, begrenzt den Horizont und das Plateau, und zur Linken bezeichnete man mir den Durchbruch des Ganges in die große indische Ebene; dort liegt der berühmte Wallfahrtsort Hurdwar. Man sieht den ganzen Lauf des heiligen Stromes durch die Hochebene, und er strömt nur wenige Stunden von Landour aus dem Hochgebirge als ein wilder Gießbach, dessen Bett, jetzt fast leer, ein breites Band von Stein-

geröll ist, das er in der Zeit des schmelzenden Schnees mit sich führt. Seine Quelle ist am Gangootri, einem mächtigen Pik von 21,000 Fuß, und westlich am Jumnootri, der bis zu 25,000 Fuß aufsteigt, entspringt der Schwesterfluß der Jumna, somit an der Quelle wie im ganzen Laufe dem Ganges nahe, mit dem sie sich bei Allahabad vereinigt. Diese majestätischen Gipfel zieren die große mit ewigem Schnee bedeckte Hauptkette der Himalayah's, welche man nun erblickt wenn man sich von der reizenden Aussicht ins Dhera Dhoon zurückwendet; von der Mittelkette ist sie etwa 50 englische Meilen entfernt, und eine andre niedrigere Kette legt sich noch dazwischen; kein Thal füllt den Zwischenraum, sondern ein ähnliches Netz von Schluchten und eng verzweigten Bergrücken wie das Gebirg unterhalb.

Mussoorie und noch mehr das bekanntere und fashionable Simlah sind Lieblingsorte für die anglo-indische Gesellschaft, und ein Luftbad in dem erfrischenden Klima der Berge ist so gesucht wie nur irgend ein deutsches Bad. Ueberdies ziehen viele Personen eine solche Erholung den Urlaubsreisen nach England vor, da diese lange Reisezeit und schweres Geld kosten, und in die zwanzigjährige Dienstzeit welche zu voller Pension berechtigt, nicht eingerechnet werden. Von dieser glänzenden Seite der Gebirgsstationen bekam ich freilich nichts zu sehen, und gern vertauschte ich den Aufenthalt in den schneebedeckten Bergen wieder mit der wärmeren Ebene. Zum Rückweg nach Rajpore wählte ich statt eines Pferdes, das auf dem steilen Weg bergab mir schlechte Dienste geleistet haben würde, einen Tragsessel oder Jampaun, den vier Leute sehr rasch und sicher den Berg hinabtrugen; es sind Puharries, Hochländer welche diesen Strich Indiens bewohnen, und einen Uebergang zu den nahe wohnenden Tataren bilden; ihre Gesichtszüge sind weniger regelmäßig, die Statur untersetzt, und die Hautfarbe mehr lederartig als wie bei den Hindus glänzend braun; es sind rüstige brave Menschen, auf welche man das günstige Vorurtheil für alle Bergbewohner zu erstrecken pflegt. In Rajpore fand ich meinen Palankin wieder, reiste die Nacht durch und erreichte den nächsten Morgen Seharunpore.

An diesem Ort, der eine Civilstation ist, nahmen mich zwei junge sehr liebenswürdige Civilbeamte, die Herren Hillersdon und Thornton aufs beste auf; die beiden jungen Herren, deren zwei höhere Vorgesetzte gerade auf einer Jagdpartie abwesend waren, regierten ad interim eine Bevölkerung von 600,000 Seelen. Es trat mir lebhaft entgegen, welch treffliche Schule für Charakter und Tüchtigkeit Verhältnisse von solchem Zuschnitte bilden müssen; ich ließ mir erzählen wie glänzend die Aussichten dieses Civildienstes selbst für den sind, der bei mittelmäßiger Befähigung zu keinem der wichtigeren Aemter gelangt; aber an großartigen, im höchsten Maaße einflußreichen Stellungen ist dieser Dienst eben so reich, und öffentliche Charaktere sind in ihm herangebildet worden, die den höchsten und schwierigsten Posten in jedem Lande zieren würden.

Seharunpore hat einen botanischen Garten der Regierung, aus dem Sämereien weit und breit verschickt werden; selbst zur unentgeltlichen Vertheilung war Vorsorge getroffen, und ich nahm dankbar ein Paket davon an welches man mir anbot. Besonders hat man die schöne Deodar-Ceder der Himalayah's im Auge, welche auch in unsern deutschen Gärten allmälig Platz gewinnt; ich sah dort nur kleinere Bäume, welche den Wuchs unserer Lärche, jedoch in veredelter Form hatten.

Das Lager des Oberbefehlshabers der anglo-indischen Armee, Lord Gough, stand gerade bei Seharunpore, und ich wünschte sehr dem alten Helden meine Verehrung zu bezeigen; ich sandte also an seinen Adjutanten Major Bates, für den ich Empfehlungen hatte, meinen Brief, erfuhr aber mit Bedauern daß die ganze Gesellschaft auf eine Tigerjagd ausgezogen sei. Desto freudiger aber war meine Ueberraschung, als noch Abends spät eine Einladung an mich gelangte mich der Jagdpartie anzuschließen. Da galt es kurzen Entschluß: meine Gastfreunde versahen mich mit Gewehren, und nach einer Nacht die ich theils wachend unter allerlei Vorbereitungen, theils von Löwen und Tigern träumend zubrachte, war ich früh Morgens auf dem Weg nach Kerie, wo die Jagdgesellschaft übernachtet hatte. Der Ort war 18 englische Meilen entfernt, und schon in der Nacht hatten meine Freunde mir ein Relais von Reitpferden gelegt, durch welche Begünstigung ich die Strecke in $1^3/_4$ Stunden zurückzulegen im Stande war, ein ziemlich starker Morgenritt, der mir namentlich durch das zweite der drei Pferde großes Vergnügen bereitete; schon zuvor auf die Vortrefflichkeit des edlen Thiers wie auf seine schwierige Behandlung aufmerksam gemacht, hatte ich es auch kaum bestiegen, als ich fühlte wie wenig deutsche Reitkunst da am Orte sei: so ließ ich es denn getrost weit ausgreifen und bewunderte seine prächtige Gangart, wie es in langsamem aber gestrecktem Galopp das Hauptstück meines Wegs, 10 englische Meilen, in unverändert gleichem Tempo zurücklegte. Ein kleiner Pony brachte mich dann ans Ziel, welches ich noch vor dem Frühstück der Gesellschaft erreichte.

Wäre es auch nicht um das königliche Vergnügen der Tigerjagd gewesen, so gewährte schon das Lager unserer Partie und das Nomadenleben, welches ich auf zehn Tage zu theilen gekommen war, ein außerordentliches Interesse. Die Gesellschaft bestand aus 8 Jägern, Lord Gough, seinen drei Adjutanten, jenen zwei höhern Civilbeamten aus Seharunpore, einem geistlichen Herrn der es mit St. Hubertus hielt, und meiner Wenigkeit, deren Jeder ein Zelt für sich hatte. Oben an stand das Gesellschaftszelt, daneben das zur eignen Benützung des Oberbefehlshabers, und die sieben Zelte der Uebrigen in einer weiten doppelten Reihe davor. Mit größter Artigkeit hatte man mir ein Zelt abgetreten, dasselbe mit allem nöthigen Bedarf ausgestattet, und es fehlte mir nichts zu einer behaglichen Wohnung. Hinter den Zeltreihen der Sahibs aber war ein Gewirr von kleineren Zelten, Militärposten, Kochplätzen der

Eingebornen, der Stand für 50 Elephanten, 20 Kameele, Pferde und Hunde; 3- bis 400 Eingeborne jedes Ranges, von dem wohlgenährten Beamten des Kriegsdepartements an, der die zum Troß des Heeres gehörigen Elephanten unter sich hatte, bis zum letzten Diener hinab, bildeten unser Gefolge, und so zahlreich bedient vermißten wir keine Bequemlichkeit des Lebens. Um 7 Uhr stand man auf, zog sich gemächlich an und spazierte dann im Freien; gewöhnlich hatte ich dann meinen Spaß an der Menge Eingeborner, welche an jedem unserer Haltpunkte sich um die Zelte der zwei Civilbeamten schaarten, theils um ihre Ehrerbietung zu bezeigen, theils um die Gerechtigkeit anzurufen, oder wohl gar deren Schwere auf schuldigem Haupte zu empfinden; namentlich wurde an einem Morgen eine ganze Bande Spitzbuben mit einer erklecklichen Anzahl Jahre Zuchthausstrafe so im Vorbeigehen bedacht. Lord Gough, der auch die Morgenstunden benutzt hatte seine Depeschen zu beantworten, pflegte gegen 9 Uhr zu erscheinen, und nun ging es zum Frühstück, das in dem großen Zelt in tadellosem Styl aufgetischt war. Nun wurden die Elephanten bestiegen, und noch hatten wir dem Lager nicht den Rücken gedreht, als in unglaublicher Schnelle die Zelte abgebrochen und auf Kameele und Elephanten geladen wurden, und der ganze Troß ging auf geradem Wege vorwärts, um die Zeltstadt für den Abend etwa 10—15 englische Meilen weiter aufzuschlagen. Hatten wir nun die ganze Gegend kreuz und quer den Tag über durchstreift, so zogen wir mit Sonnenuntergang nach dem neu aufgeschlagenen Lager, meist in der Nähe eines Orts, oft in tiefer Wildniß, und hier fanden wir genau dieselbe kleine Stadt mit derselben Ordnung der Zelte wieder, und nicht nur Jedes Wohnung, sondern jeden Stuhl, ja jede Haarbürste genau auf demselben Platz an dem wir am Morgen alles verlassen. Man zog sich zum Essen an, und selbst in der Wildniß ist, da die weiße Jacke durch das Wetter nicht legitimirt war, der Frack indispensabel am englischen Tische; nun folgte ein vollständiges Diner an einer Tafel, der weder die Zierde reichen Silbergeschirrs noch sonst etwas fehlte was zur vollständigsten Besetzung gehört, und unter Gesprächen für welche die Erlebnisse des Tags reichlichen Stoff lieferten, saßen wir meist so lange beisammen bis einem nach dem andern die Augen zufielen. Wenige werden nach einer 8—9stündigen Jagd auf dem Rücken eines Elephanten sich über Schlaflosigkeit beklagen.

Lord Gough, der siegreiche Feldherr Englands in den großen Schlachten am Sutledge, und durch eigenes Verdienst zu seinem hohen Range gelangt, war damals schon tief in den Sechzigen, mit schneeweißem Haar, aber von großer Rüstigkeit und von einem Löwenmuth, den er auch bei einzelnen Episoden unserer Jagd an den Tag legte; schon sein Aeußeres flößte Achtung und Zutrauen ein, dabei herzensgut und der liebenswürdigste Wirth, war er um so so mehr der achtungsvollsten Aufmerksamkeit der Gesellschaft versichert, als er selbst solche Ansprüche nie hervortreten ließ. Der Zufall wollte es daß wir den Jahrestag der Schlacht von Sobraon, den 10. Februar auf dieser

Jagd erlebten, und es war mir eine Herzensfreude, wie dieser Erinnerungstag ihm Anlaß gab der ritterlichen Tapferkeit eines deutschen Prinzen und deutscher Edelleute mit aller Wärme zu gedenken. Prinz Waldemar von Preußen und seine Begleiter, denen ich nur ein Jahr später auf ihrer Reise nachfolgte, haben überall das ehrenvollste Andenken hinterlassen und dem deutschen Namen einen guten Klang in einer europäischen Gesellschaft gesichert, deren Beifall wohl werth ist erstrebt zu werden. Nicht minder hat ein früherer deutscher Reisender, Leopold von Orlich, Achtung und freundschaftliches Andenken überall in Indien zurückgelassen. Ich versage es mir bei diesem Anlaß nicht einen Charakterzug des Majors von Orlich zur verdienten Oeffentlichkeit zu bringen. Als Herr von Orlich nach einem Aufenthalte am Hofe von Lahore von dem Maharajah Shere Singh Abschied nahm, hatte dieser eine Menge überaus kostbarer Geschenke für einen Gast bestimmt, der wie er hoffte als Fremder nicht gezwungen sein würde nach den Regeln des englischen Dienstes dieselben abzuliefern; Hr. v. O., der die Reise nach Indien unternommen hatte um als Volontär an dem Feldzuge gegen Cabul Theil zu nehmen, glaubte aus übergroßem Zartgefühl, daß dieser Umstand ihn in dieselbe Kategorie stelle wie englische Officiere, und stellte die Ablieferung der Geschenke zu Gunsten des öffentlichen Fonds dem Generalgouverneur anheim. Dieser nahm dieselben an, und die schönen Geschenke wanderten zur Auktion; die Freunde v. Orlich's aber drückten ihre Achtung für ein so uneigennütziges Benehmen in sinniger Weise aus, indem sie wenigstens einen Theil der kostbaren Gegenstände in der Auktion erstanden und ihrem Freunde zum Andenken verehrten. Dieser Vorfall ist mir öfters in Indien, und immer mit der lebhaftesten Anerkennung erzählt worden.

Doch nun zur Jagd. In dem tiefen sumpfigen Dickicht welches das beste Terrain zur Tigerjagd bildet, ist es ein nutzloses Unternehmen zu Fuß oder zu Pferd vorzudringen; so wird also der Elephant gewählt, und zum Zweck dieser Jagd im Dickicht hat man Howdah's von schlichtem Holz mit spanischem Rohr geflochten, in denen ein bequemer Sitz, eine förmliche Schießkanzel für den Jäger, dahinter ein kleiner für den Diener befindlich ist, der die Gewehre, deren man 2—3 führt, lädt; das Ganze ruht auf einem Kissen so dick und schwer wie eine tüchtige Matratze, und ist mit Ketten und Stricken gut befestigt. Nun klettert man, während der Elephant niederkniet, an den Stricken hinauf und alles setzt sich in Bewegung. Unser Zug, selten oder nie an Größe übertroffen, bestand aus 40 Elephanten, davon 8 für eben so viele Jäger, die übrigen zum Treiben, jeder dieser letzteren mit einem jener großen Polster gesattelt und von 2 bis 3 Eingebornen besetzt; auf dem Halse sitzt der Mahout, der sich mit seinem Thiere völlig versteht und es mit Zeichen, Worten, Liebkosungen und Drohungen lenkt. Unsere zehntägige Jagd umfaßte einen langen Strich Landes unterhalb dem Sevalik-Gebirge, von Seharunpore bis zum Ganges, ja über denselben hinaus; die herrlichen Himalayah's in ihren

drei Reihen bis zu den äußersten schneebedeckten Gipfeln immer vor uns, durchstreiften wir die unbebauten Strecken welche diesem Landstrich eigen sind, einzelne Waldpartien, meist aber ausgedehnte Steppen und Sümpfe mit Schilf und Gras bedeckt, oft 15 bis 20 Fuß hoch, so daß die Elephanten in den Schilfblättern fast verschwanden, während die langen Blüthenstengel bis zu jener Höhe über unsere Köpfe wegragten. Wir drangen nun in einer langen Schlachtordnung von 40 Elephanten Breite vor, so zwar daß die Jäger gleichmäßig vertheilt waren, zahlloses Wild aller Art auftreibend, aber nur für eines unsere Gewehre gespannt haltend. Es ist eben einer der größten Reize dieser Jagd, daß jedes Rascheln im Gras vielleicht nur ein Kaninchen, vielleicht einen Tiger verkündigt. Gleich am ersten Tage erspähte Mr. Harvey, unser bester Schütze, der schon dem Tod von 100 Tigern beigewohnt, einen Tiger ruhend im Schilf und verwundete ihn durch einen Schuß; seiner Art nach wandte er sich sofort gegen den Angreifer, und während dieser seinem Nachbar Lord Gough zurief sich zu nähern, hatte der Tiger schon, durch das Dickicht gedeckt, mit einem raschen unbemerkten Sprung den Elephanten erreicht, und hing an seinem Rüssel ehe der Schütze es gewahr wurde. Das unvergleichliche Thier stand unbeweglich, und machte es dem Jäger möglich über das Geländer der Howdah sich lehnend dem Tiger aus aller Nähe einen sichern Schuß beizubringen, worauf dieser sofort los ließ und zu Boden fiel; ein Schuß des alten Herrn brachte ihn wieder auf, und er war im Begriff sich auf diesen neuen Feind zu stürzen, als einer der Troß-Elephanten aus der Reihe wich, und der Tiger den Vortheil erspähend und schwer verwundet ohnehin, durch diese Lücke zu entkommen suchte. Wir alle ihm nach, und in wenig Augenblicken lag das Thier am Fuße eines Baumes todt. Alles stieg ab unter großem Jubel, und es fand sich daß das Thier ein schöner ausgewachsener Königstiger war, von 9 Fuß 9 Zoll Länge und ohne den Schwanz 6 Fuß 3 Zoll. Nicht wenig Mühe kostete es unsere stolze Beute auf einen der Pack-Elephanten zu binden, denn die Elephanten waren eben so aufgeregt wie die ganze Jagdgesellschaft, und sträubten sich sehr einen Feind aufzunehmen der ihnen noch immer furchtbar schien. Nicht hundert Schritt von dem Platz wo wir diesen Tiger auftrieben, fanden wir Leute die uns versicherten es sei weit und breit kein Tiger in der Gegend; vielleicht lauerte er gerade auf diese armen Menschen die sich dort Gras schnitten.

Wie ich schon sagte, wimmelte es von Wild in diesen Steppen: Leoparden, Hyänen, Sauen, Hirsche und Rehe, Affen, Pfauen, Parroquits, bis zu Hasen, Schnepfen, Rebhühnern und wilden Hühnern herab; eben ein wilder Hahn* von prächtigem Gefieder lief unbesorgt vor mir her, aber es war gerade ein Ort wo man Tiger zu finden hoffte, und das strengste Verbot

* Er ist auch in Java heimisch, wo ich ein zahmes Exemplar mit blau-roth-gelbem Kamme sah, der wahre tricolore gallische Hahn.

war gegen unzeitiges Schießen gerichtet. Der Leopard ist flüchtig und greift selten den Elephanten an, weßhalb er nicht oft erlegt wird; er ist der Schrecken der Rehe und kleineren Thiere und wird, wenn er etwa auf einen Baum geklettert ist, von Affen und Krähen mit wüthendem Geschrei und Geschnatter verfolgt.

An diesem wie an den folgenden Tagen gewährte es eine angenehme Unterbrechung, an irgend einem romantischen Orte der Wildniß sich eine kurze Ruhe zu gönnen und etwas kalte Küche zu verzehren. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ein Baum uns an einem sonst sehr hübschen Plätzchen im Wege stand; ein Elephant wurde geholt und durch Schmeichelworte aufgefordert ihn umzureißen. Der Baum war voll 1 Fuß dick, sehr zähes Holz; nachdem er einige unbequeme Nebenäste von der Dicke eines Schenkels mit dem Rüssel abgebrochen hatte, lehnte er sich mit der Stirn gegen den Stamm, mit aller Macht und Schwere vorwärts pressend, aber es wollte nicht gehen; bald sah er sein Versehen ein, er lehnte sich einige Fuß höher an und sehr bald war der Baum gefällt, wofür das brave Thier gute Worte und etwas Zwiebackerhielt. Auch beim Reiten durch Wald ist diese Geschicklichkeit und Willigkeit von großem Nutzen, indem er Aeste und Bäume die im Wege sind, sorgfältig wegbricht, sobald sein Mahout ihn darauf aufmerksam macht.

Auch durch größere Orte kamen wir zuweilen, und an einem derselben sahen wir die Eingebornen der vornehmeren Klasse in ihren Festkleidern schaarenweise hervorkommen, um den Oberbefehlshaber zu begrüßen; alle schrieen und deklamirten mit lauter Stimme eine Anrede oder Lobrede auf den alten Kriegshelden, wer weiß ob nicht auf die ganze Gesellschaft, und wir zogen sehr stolz vorüber.

Nun kam ein ungünstiger Tag, an dem wir den Ganges passirten um im tiefen Sumpf zu jagen; es war ein öder Ort, von dem unser Padre Sahib, wie die Eingebornen den Geistlichen nannten, meinte, hier könnte einen Menschen der Spleen ankommen sich aufzuhängen, vorausgesetzt es gäbe Bäume da; aber die fehlten, und Wild leider auch. Der 14. war ein Sonntag, und wir rasteten nicht nur, sondern vernachlässigten auch nach gewissenhafter englischer Sitte die Pflicht nicht, im großen Zelt einen kurzen Gottesdienst zu halten. Der 15. Februar war mein Geburtstag; ich vermaß mich den Jagdgenossen auf diesen Tag einen Tiger zu prophezeien, und bald darauf langten die Späher welche wir regelmäßig auszusenden pflegten, mit wichtigen Nachrichten an. Die Landstriche welche wir von unserem Lager am Ganges zu durchziehen gedachten, waren durch einen Jagdzug auf wilde Elephanten (von denen auch wir wenigstens die Spuren getroffen) beunruhigt und versprachen keine Ausbeute; sonach wurde beschlossen das Lager stehen zu lassen und die nächste Umgebung wo sich mehrere Tiger gezeigt hatten, zu durchsuchen. Entlang dem Flusse von unserem Lager abwärts erstreckte sich ein weiter Sumpf, ein rechtes Versteck für Tiger, und unsere 40 Elephanten

durchzogen das Gestrüpp in bester Ordnung, wir Jäger in der Reihe, und Jeder das Gewehr in der Hand mit höchster Spannung auf eine Bewegung im Grase lauernd. Manches Wildschwein oder Reh sprang auf, ohne daß wir es eines Schusses gewürdigt hätten, und bald stießen wir auf ein sicheres Anzeichen daß ein Tiger nahe sei, ein frisch getödtetes Rind, halb verzehrt und daneben ein Lager eines großen Thieres in dem niedergetretenen Gras. Das Terrain war höchst günstig, da wir rechts und links zwei tiefe Wasser hatten, und unsere Reihe umfaßte die ganze Ausdehnung des dazwischenliegenden Dickichts. Dreimal jedoch zogen wir hindurch ohne Erfolg und wollten schon ablassen, als der erfahrene Mr. Harvey noch auf einem weitern Durchgang bestand; er sei gewiß, sagte er, daß der Tiger die halbverzehrte Beute nicht verlassen habe, sondern in irgend einem ruhigen Eckchen des Sumpfes seinen Mittagsschlaf halte, nach welchem er auf die Vollendung seines Mahles rechne. Einige Schützen wurden somit an die Flanken beordert, wir übrigen fünf hielten uns in der Mitte, und bald verkündigte der Tumult in der Linie daß der Tiger gefunden sei. Das Geschrei der Leute, die Befehle der Schützen, das Trompeten der Elephanten, deren einige durch diesen Ton ihre Furcht zu erkennen gaben, und das Rückwärtsgehen der Packthiere welche uns Platz machen mußten, bilden bei solchem Anlaß eine augenblickliche Verwirrung, die zu der ungeheuren Aufregung aller Betheiligten wohl paßt; wir Schützen rückten vor, und unsere Seite, Mr. Davidson, Major Bates und ich hatten den ersten Angriff, während Lord Gough und Mr. Harvey, durch eine tief sumpfige Stelle von uns getrennt vor der Hand Zuschauer blieben. Mr. Davidson schoß zuerst, und der verwundete Tiger stürzte sich sofort brüllend auf ihn zu, aber er traf eine solche üble Begegnung, daß er es nicht wagte an dem Elephanten hinaufzuspringen, sondern seine Wuth in nutzlosem Vorspringen und Zurückweichen vor den Schüssen erschöpfte; ein neuer Schuß von Major Bates, der dicht neben mir hielt, brachte den Angriff auf uns; ich hatte den vollen Anblick des königlichen Thieres, wie es in ein paar mächtigen Sätzen erst auf meinen Nachbarn, dann als dieser sich verschossen hatte und zurückweichen mußte, auf mich losstürmte, brüllend und Kopf und Vordertatzen hoch empor geworfen. Da traf ihn mein Schuß mitten im Sprunge, als er nur etwa 12 bis 15 Schritte von mir war; mein braver Elephant stand wundervoll wie eine Mauer und gestattete ein sicheres Zielen. Ich brauchte nicht zu zweifeln ihn schwer verwundet zu haben, denn sobald der Pulverdampf sich verzog sah ich ihn ins Schilf zurückweichen, und für etwa eine halbe Minute war alles ruhig. Der Angriff auf uns war das Werk weniger Augenblicke gewesen; nun hatten ihn alsbald die zwei Schützen auf der rechten Seite erspäht, ein Schuß von Harvey reizte ihn zu letzter verzweifelter Gegenwehr, aber dem wohl unterhaltenen Feuer der beiden Herren, welche jeder mehrere doppelläufige Gewehre hatten, erlag er bald, und als wir den Sumpf mit Vorsicht passirend zur Stelle kamen, lag das

Unthier röchelnd und wehrlos am Boden. Da war Freude und Jubiliren an allen Enden, alles drängte sich um die Scene des Falls, und Lord Gough wie der Jüngste war alsbald neben dem Tiger auf der Erde, um mit eben so viel Muth als Unvorsichtigkeit die Beute zu mustern; wir waren sehr erschrocken, denn mehr als ein voreiliger Jäger hat durch die letzten Zuckungen in den mächtigen Tatzen des erlegten Thieres eine tödtliche Verletzung empfangen, und Harvey jagte ihm schnell noch eine wohlgezielte Kugel durch den Kopf. Nun wurde er vollends abgethan und mit Mühe auf einen der Packelephanten geladen, die uns abermals mit ihrer Furcht und ihrem Widerwillen unterhielten, den Tiger auf ihren Rücken zu nehmen. Es war ein junges aber ausgewachsenes Thier, 3 Zoll kürzer als unsere erste Beute, und Alle kamen überein daß er sich tapfer gewehrt und ein so schönes Schauspiel gezeigt hatte, als eine Tigerjagd nur bringen kann. Die Aufregung in welche die ganze Gesellschaft durch die Schönheit und Lebhaftigkeit des Kampfes gerathen war, ist unbeschreiblich: ein froheres Frühstück war wohl nie auf einer Jagdpartie vorgekommen als das unsrige in der Mitte des wüsten Sumpfs, und unsere Stimmung den ganzen Tag über war abenteuerlich erhöht, wir waren wie trunken. Was mich anlangte, so war ein solches Geburtstagsgeschenk des gütigen Schicksals ohnehin geeignet meinen Gleichmuth vollständig umzustoßen, und in meinem Jubel sagte ich mir, daß nun den schönen Erlebnissen meiner Reise die Krone aufgesetzt sei; konnte ich mich auch nicht rühmen allein einen Tiger erlegt zu haben, so war ich doch in die volle Hitze des Kampfes gerathen und verdankte es mir selbst und meinem glücklichen Schusse, daß der auf mich gerichtete Angriff des Tigers erfolglos blieb. Ich gestehe daß ich in jenem Moment von der ganzen Welt nichts sah als das Korn meines Gewehrs und die Brust des Tigers; aber eben in dieser äußersten Spannung hatte ich das Gefühl das es unmöglich war fehlzuschießen.

Die Tigerjagd ist in den Augen des indischen Jägers kein gefahrvolles Unternehmen, wiewohl sie ihn allerdings in den Bereich von mancherlei Zufälligkeiten bringt, die schlimm enden können. Der Tiger greift äußerst selten den Elephanten an ehe er verwundet ist, und läßt, wie wir gerade an dem Tag sahen, den Jagdzug ungestört vorübergehen. Der erste Schuß ist die Sache auf die es ankommt; ist der Tiger getroffen so ist sein Schicksal meist entschieden, denn er dreht dann fast immer um und greift die Jäger an; meist sind Schützen und Gewehre genug vorhanden ihn zurückzutreiben, und der Elephant selbst weiß seinen schwachen Punkt, den Rüssel wohl zu vertheidigen, indem er ihn zusammenrollt oder hoch emporhält; gelingt indeß dem Tiger der Sprung, so ist die Lage des Jägers kritisch genug; nur selten steht ein Elephant so fest wie Harvey's unvergleichliches Thier unter dem furchtbaren Angriff; oft wird er durch die Schwere des Tigers und den Schmerz niedergezogen, oft und fast immer sucht er mit Schütteln, Niederknieen oder Wälzen den Feind los zu werden, und dann ist ein sicherer Schuß

außer aller Frage, selbst wenn der Schütze im Stand sein sollte sich in der Howdah zu erhalten; stürzt er heraus, so läßt der Tiger aller Wahrscheinlichkeit nach den Elephanten fahren und wirft sich auf den Jäger. In solchen Fällen ist es Gebrauch und Pflicht auf den Tiger zu feuern, selbst auf die Gefahr hin den Menschen zu treffen; so lange aber der Tiger am Elephanten hängt wagt keiner einen Schuß, und der Angegriffene befindet sich in einer um so unerfreulicheren Lage, als er selbst nichts thun kann als sich so fest als möglich anklammern. Stetiger und passiver Muth ist die Haupt-Eigenschaft des Jagd-Elephanten, und darum zieht man die weiblichen Thiere vor; ein allzu tapferer Elephant geht auf den Feind los, sucht auf ihn zu knieen oder ihn mit den Stoßzähnen (die nur den Männchen und nur wenigen unter diesen eigen sind) aufzuspießen, und wirft so den Schützen ohne weiteres dem Tiger in den Rachen. Noch schlimmer aber, und eine unrühmliche Gefahr ist es wenn der Elephant Reißaus nimmt, und auf der wilden Flucht die Howdah zwischen Aesten und Gebüsch zerschlagen wird; dann ist oft die einzige Rettung, in Absalom's Weise sich an einem Ast festzuklammern und auf gut Glück den Elephanten unter sich wegrennen zu lassen. Von größter Wichtigkeit ist es überhaupt daß der Mahout, der so viel über das ihm anvertraute Thier vermag, die Geistesgegenwart behält, und der erstaunliche, blind fatalistische Muth dieser Leute gewährt alle Zuversicht; wenige Europäer würden es unternehmen seinen völlig unbeschützten Sitz auf einer Tigerjagd einzunehmen; dafür muß aber auch der Mahout auf den Jäger hinter ihm zählen dürfen, und die Leute wissen darin zu unterscheiden. In der heißen Jahreszeit trifft man oft auch wilde Bienennester im Gebüsch, die sich mit Wuth auf die vorüberziehenden Friedensstörer werfen; dann erfolgt wilde Flucht, und der Jäger begegnet lieber dem Tiger als dem unscheinbaren stechenden Feind. Endlich geschieht oft Unglück durch unvorsichtige Annäherung an den erlegten Tiger, da man geneigt ist zur Erhaltung des Fells (welches beiläufig gesagt nicht viel werth, außer als Trophäe ist) seine Schüsse zu sparen; in demselben Sumpf in dem Lord Gough sich in dieser Weise exponirte, wurde das Jahr vorher ein Eingeborner so getödtet.

Unglücksfälle unter den Europäern sind sehr selten, und ein Beispiel das vor einigen Jahren in Lucknow sich zutrug, wird als Ausnahme aufgeführt; dort sprang ein Tiger von einem höhern Ort in die Howdah und riß den Jäger mit sich fort, welcher indeß mit schweren Verwundungen davonkam. Ein Offizier, in ähnlicher Weise fortgeschleppt, zog mit unglaublicher Fassung seine Terzerolen aus der Tasche; der erste Schuß den er in dieser verzweifelten Lage that, genügte nicht, und erst nachdem er mit aller Ueberlegung das Herz des Thieres gefühlt gelang es ihm einen tödtlichen Schuß zu thun, der ihn rettete. Dieses Abenteuer ist wohl verbürgt, so wenig glaublich es klingt. Tragischer war das Abenteuer einer Jagdgesellschaft auf Saugor Island in der Mündung des Hoogly; der Tiger überraschte sie beim Frühstück und nahm

einen unglücklichen Jäger mit sich fort. Ueberhaupt sind die Tiger an den Mündungen des Ganges furchtbar, von unmäßiger Größe bis zu 12 Fuß, und haben so überhand genommen daß viele Gegenden ganz entvölkert sind. Wegen der Ungesundheit des Klima's wird dort weniger gejagt, und das obere Bengalen und der Distrikt in dem wir waren, sind die großen Schauplätze für Tigerjagden. Der Tiger in dieser Gegend gilt für wilder und rascher als der bengalische.

Natürlich fehlt es auch in Indien nicht an unfreiwilliger Begegnung von Tigern; so hatte eine reisende Familie ihre Zelte am Ufer des Ganges aufgeschlagen, und fand sich von Tigern unablässig heimgesucht und beunruhigt, bis man gewahr wurde daß das Lager auf einem der besuchten Wechsel stand, auf dem die Tiger ihren Weg zum Wasser zu nehmen pflegten.

Die Präsidentschaft Bombay hat die kühnsten Jäger Indiens, welche wie die von Java den Tiger zu Fuß aufsuchen; dieselben wilden Jäger erfreuen sich auch an der Saujagd zu Pferde, von welchem herab sie das Thier mit einem Speer, nicht durch Werfen sondern mit eingelegter Waffe aufspießen; auch diese Jagd ist reich an höchst gefährlichen Abenteuern. Oft habe ich von Löwen in Indien sprechen hören, zu oft um an deren Vorkommen zu zweifeln; sie sollen kleiner, aber specifisch dasselbe Thier sein wie der afrikanische Löwe, und durch die Weite ihres Sprungs sehr gefürchtet.

Nun lag der Culminationspunkt der herrlichen Jagdzeit freilich hinter uns. Am nächsten Morgen trieben wir, und zwar auf dem linken Gangesufer, einen sehr großen Tiger auf; aber ob die nachgesandten Schüsse ihn nicht verwundeten, oder ob er gerade nichts erlegt hatte was ihm der Mühe werth war zu vertheidigen, er lief aus Leibeskräften davon und wir hatten das Nachsehen. Eben so entging uns ein Leopard, den wir in seinen schlanken flüchtigen Bewegungen wenigstens mit Muße bewundern konnten. Die nächsten Tage waren wir vollends außer dem Tigerbezirk, und es wurde nur noch ein Versuch gemacht eine lange schwere Kette durch zwei Elephanten über einen unzugänglichen Sumpf weg ziehen zu lassen. Das Wetter war jedoch zu kalt und naß, und dann liebt es der Tiger nicht im Morast zu liegen, sowie denn überhaupt die heiße Jahreszeit, April und Mai weit günstiger für Tigerjagden ist. Desto verderblicher sind dann die Sonnenstrahlen, welche jetzt schon stark genug waren um Mohren aus uns zu machen. Da wir nun das lästige Verbot auf anderes Wild zu feuern aufheben konnten, so war die letzte Zeit doch noch sehr unterhaltend; zweierlei Rothwild und Sauen wurden in ganzen Rudeln alle Augenblicke aufgetrieben, und waren gar nicht scheu; ich übertreibe nicht, wenn ich sage daß wir jede dieser Thiergattungen zu Tausenden gesehen haben; dieses Wild ist nebst den Heerden die in jenen Gegenden weiden, des Tigers regelmäßige Nahrung; doch soll der Eber ihn mit Erfolg bekämpfen, und ich habe in Hurdwar selbst die Freskodarstellung eines solchen Kampfes gesehen. Fast eben so zahlreich waren die Flüge wilder Pfauen,

und ein außerordentlich schöner Anblick; sie streichen wie die Fasanen sehr schnell, aber es kostet ihnen viele Mühe sich zu erheben, und so sind sie selbst mit der Kugel kein sehr schwerer Schuß. Es ist derselbe Pfau den wir in Europa allgemein haben, von dem javanischen abweichend.

Am letzten Tage stürzte ich mit dem Elephanten, ein Abenteuer von dem sich nur sagen läßt, daß wer hoch steigt tief fällt; da ich mit einigen blauen Flecken sehr gnädig davon kam, so war es eben nur eine neue Würze des abenteuerlichen Jagdzugs. An demselben Tage hatte ich ein glänzendes Beispiel von der Vernunft des Elephanten, denn Vernunft muß man es nennen wenn ein Geschöpf lebhaften physischen Schmerz sich gefallen läßt, weil es erkennt daß er zu seinem Besten dient. Mein Elephant hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten; alsbald blieb er stehen, hob den verwundeten Vorderfuß mit der Sohle in die Höhe und forderte damit den Mahout auf ihm zu helfen. Dieser stieg denn auch ab und schnitt ihm mit seinem stumpfen Messer den Dorn aus der Fußsohle; das arme Thier brüllte vor Schmerz, so daß der ganze Koloß auf dem ich saß, erschüttert wurde und dröhnte wie ein überheizter Dampfkessel, aber es hielt in völliger Gelassenheit den Fuß hin bis die Operation vollendet war. Vergleicht man damit die beiden Thiere denen man gewöhnlich die höchste Rangstufe anweist, Pferd und Hund, so nimmt der Elephant eine weit höhere Stelle in Anspruch, denn diese würden, wenn nicht Furcht etwa sie abhält, unfehlbar nach der heilenden Hand hin, und sei es selbst die des eigenen Herrn, schlagen und beißen. Von Furcht aber ist beim Elephanten wohl keine Rede, vielmehr spricht sich in seinem ganzen Betragen aus, daß er seiner Kraft und Geschicklichkeit sich bewußt, sich dem Dienst mit völlig freiem und gutem Willen unterzieht und seine übernommene Pflicht mit aller Geduld ausführt; noch philosophischer als sein Stammgenosse in Ceylon fügt sich der nordindische erwachsen eingefangene Elephant oft ohne alle Zwangsmaaßregeln in seine Gefangenschaft. Wenn das gute Thier mit seinen klugen kleinen Augen so dasteht, nähert man sich ihm gern um ihm einen Leckerbissen zuzustecken; es ist weit unbedenklicher einem fremden Elephanten als einem fremden Pferd nahe zu kommen. Unglücksfälle sind fast unerhört und boshafte Thiere sehr selten; diese schafft man freilich sofort ab, und die geringste nicht bewältigte Insubordination genügt, um die Degradation vom Range des Howdah-Elephanten in den Troß zu verhängen.

Zur Bedienung eines Elephanten gehören vier Mann, und das Gewicht des Geschirrs mit den Leuten beträgt 600 Pfund; diese Mannschaft bereitet zur Fressenszeit ihrem Thier große dicke Pfannkuchen von Roggenmehl,* Chupatties; der überhöfliche Hindu salamt selbst vor dem Elephanten wenn er ihm diese Kuchen reicht, und dieser macht recht bequem das Maul nach der einen Seite auf und läßt sie sich hineinschieben. So nahm auch mein Jagd-

* Roggenmehl und Schwarzbrod fand ich viel in Nordindien.

Elephant immer das Stück Brod in Empfang das ich ihm jeden Morgen vom Frühstück brachte; manchmal ließ ich ihn mit dem Rüssel zugreifen, und dann drückte er mit dem Finger am Ende desselben meine Hand so fest und empfindlich, als wäre es der derbste Händedruck des deutschesten Mannes. Die Striegel für den Elephanten ist ein Ziegelstein, mit dem ihm die dicke Haut abgerieben wird. Vom Mahout ist schon die Rede gewesen, aber noch erwähnenswerth die Art wie er seinen Platz einnimmt: er faßt sein Thier bei den ungeheuren Ohrlappen, auf dieses Zeichen erhebt es den Rüssel, auf den der Mahout nun mit dem Fuß tritt um sich in die Höhe heben zu lassen. Der Rüssel ist mit Recht die Hand des Elephanten genannt worden, und wenn er selbstständig frißt oder säuft so bedient er sich stets desselben, und er ist sehr hülflos wenn dieses Glied etwa auf der Tigerjagd eine Verletzung erleidet. Es war sehr hübsch zu beachten wenn wir unterwegs an ein Wasser kamen, wie die ganze Schaar ihre Rüssel hineintauchte, einen Zug schlürfte und ihn dann ins Maul spritzte; während des Marsches lassen sie den Rüssel lang bis auf die Erde hängen und fühlen Schritt für Schritt ihren Weg damit; außerdem fressen sie fortwährend, indem sie ein tüchtiges Bündel Gras ausraufen, es mit dem Rüssel ein paarmal gegen den Boden schlagen um die Erde abzuschütteln, und es dann ins Maul schieben. Zuweilen brechen sie auch einen belaubten Ast ab um sich damit zu wedeln.

Die Gangart des Elephanten ist eine Art Paß,* indem er die Füße der einen Seite gleichzeitig aufhebt, und sie fördert nur gering, da dieser bequeme Schritt nicht über 4 englische Meilen die Stunde raumt; die schnellere Gangart, 6 englische Meilen die Stunde ist sehr ermüdend. Endlich ist noch zu bemerken, daß das Schießen vom Elephanten herab das Thier selbst vollkommen gleichgültig läßt.

Auch den Ritt auf einem Dromedar versuchte ich im Lager, da täglich Couriere auf diesem ankamen und abgingen. Der Sattel welcher auf der Höhe des einzigen Höckers angebracht ist, enthält zwei Sitze, einen hinter dem andern, und da ich es nicht verstand das Thier an dem durch die Nase gezogenen Strick zu lenken, so nahm ich den Sitz hinter dem Suwar oder Courier ein. Das Thier kniet nieder, und wenn man aufgestiegen ist erhebt es sich mit den Hinterbeinen zuerst; den Trab dieses Thiers fand ich völlig unerträglich, aber man sagt daß der vordere Sitz bequemer ist. Auch von der Race und Erziehung hängt viel ab, und das Dromedar bester Qualität welches 50 englische Meilen ohne anzuhalten trabt, wird von vielen Europäern ohne große Ermüdung geritten. Während dies Thier seinen unschätzbaren Werth in der eigentlichen Wüste behauptet, ist es sehr unsicher in den Bergen und

* Es ist ein erstaunlich verbreiteter Irrthum, daß man auf Abbildungen des Elephanten dessen Hinterbeine wie die des Pferdes darstellt, während das eigentliche Knie sich bei ihm auch als solches ausnimmt.

auf schlüpfrigem Boden, wo manchmal ganze Züge ausgleiten, sich die Beine brechen und zu Grunde gehen. Darum ist im Kriegstroß der Elephant ein wichtiges Auskunftsmittel, der besonders die Geschütze auf steilen und schlechten Wegen schleifen, wohl gar auf dem Rücken tragen muß. Man hat auch förmliche Elephantenbatterien.

Auf diesem Jagdzug kamen wir auch in die Nähe der heiligen Stadt Hurdwar, welche am Ganges, gerade da wo er aus der vordersten Reihe der Berge hervorströmt, gelegen ist. Dieser Ort ist so über die Maaßen heilig, daß zu der großen Wallfahrt die alle 12 Jahre eintritt, manchmal eine Million Menschen zusammenläuft. Ich ritt mit Major Bates hinüber, es ist ein Ort von mäßiger Ausdehnung, sehr freundlich gelegen und durch einige hübsche Häuser reicher Hindus geziert, denn hier wie in Benares ist es die Mode für reiche und gläubige Leute ein Haus zu besitzen. Das nahe Delhi zeigt seinen veredelnden Einfluß auf den Baustyl, aber schnöde Freskomalerei ersetzt das köstlich eingelegte Werk der mahommedanischen Denkmäler, und überhaupt fehlt es dem Styl der Hindus stets an Würde, wenn auch nicht immer an Zierlichkeit oder andrerseits an imponirenden Massen. Die Tempel sind hier im Charakter von Benares, und Bettler vom ekelhaftesten Ansehen, Fakirs mit entstellten Gliedmaaßen und mit dem vollen Bettelstolz eines selbstgerechten Fanatikers, theilen das staubige Bett der offenen Straße mit Hunden, Schweinen oder jener Ausgeburt einer ganz verdrehten Frömmigkeit, den Braminen-Ochsen, welche wohlgenährt und breit das wahre Abbild der Braminen selbst sind, wie sie sich an dem dumpfen Aberglauben des dummen Volkes mästen. Die scheußlichsten Fakir-Figuren, nackt und mit Asche beschmiert, mit struppigem, verwildertem Haar, trieben sich in den Straßen herum, und einer davon gab völlig das Bild eines Fakirs wie er in unsern Bilderbüchern steht: er hatte wohl 50 Pfund Eisen in Ketten und Ringen auf und an sich, seinen Hals umgab ein platter schneidender Ring, und ein Schwert hing mit einer Kette an demselben; es war nicht möglich daß dieses Opfer seines eigenen Fanatismus auch nur einen Augenblick Ruhe genießen konnte. Manchmal erlegt ein solcher Mensch sich eine Qual für so lange auf, bis er Geld zu einer Pagode oder einem ähnlichen heiligen Werk zusammengebettelt hat, und dann wird es freilich selbst dem Europäer schwer, ihm nicht durch eine Gabe eine Abkürzung seiner Qual zu gewähren. Wir ritten zu der großen Treppe oder Ghaut, an dem heiligen Ort wo sich alles in den Ganges stürzt in dem von den Braminen und Astrologen angezeigten Moment; die Regierung hat in Folge zahlloser Unglücksfälle in dem ungeheuern Gedränge badelustiger Frommer eine sehr bequeme Treppe errichtet, bequem genug sogar für unsere Elephanten, auf denen wir hinunter in den gerade sehr seichten Arm des Flusses ritten, um auch von der Wasserseite die Gebäude zu betrachten. Das Interesse des Ortes ist, wenn nicht ein wißbegieriger Reisender die große Wallfahrtszeit wählt, dem von Benares sehr untergeordnet.

Neben Hurdwar liegt Kunkhul und landeinwärts ein anderer Ort Jarrackpore, beides hübsche Hindustädte von Backsteinen gebaut, und merkwürdig wegen der hunderte von Affen, die im Geruche der Heiligkeit ungestraft in den Straßen und auf den Dächern ihr Unwesen trieben; einige waren ganz zerbissen und blutig, da sie unter einander in Unfrieden leben.

Am 18. Abends war die Jagd geschlossen, und ich verließ unser Lager bei Roorkie, um in der Nacht mit meinem Palankin nach Seharunpore zurückzureisen. Lord Gough mit seinem Gefolge kam erst den nächsten Abend dahin, da er sich mit Besichtigung der Anfänge des großen Ganges-Kanals aufgehalten hatte; diese Wasserstraße soll von Hurdwar bis Allahabad durch das Doab,* das Land zwischen den zwei Flüssen Jumna und Ganges, laufen, und die sehr mangelhafte Schifffahrt auf diesen Gewässern ersetzen. Es wurde mir als die erste großartige Baute der Engländer in Indien zu gemeinnützigen Zwecken bezeichnet; jetzt wird bald die Hinduwelt durch den Anblick von Eisenbahnzügen in sprachloses Erstaunen versetzt werden.

Abends erhielt ich eine Einladung in Lord Gough's Lager, von dem das Lager in der Wildniß ein sehr unvollkommenes Abbild gewesen war. In seinem großen Zelt sind drei Zimmer, ein Schlafzimmer, ein Gesellschaftszimmer und ein Speisesaal, in welchem letzteren wir, eine Gesellschaft von 20 Personen, den bequemsten Raum fanden. Ich hatte die Ehre Lady Gough kennen zu lernen, eine würdevolle Matrone und treue Begleiterin ihres Gemahls auf seinen Kriegszügen; als Zeichen dafür trug sie das Kreuz von Maharajpore, wo Lord G. im Jahre 1843 die Mahrattas besiegte.

Der Oberbefehlshaber, dessen Amt in Friedenszeiten geringe Beschäftigung mit sich bringt, pflegte die ganze kühle Jahreszeit in den Nordwestprovinzen der Präsidentschaft Calcutta im Lager zu leben, nach seinem Gefallen an angenehmen Orten sich aufhaltend, oder langsam in kleinen Tagemärschen herum zu reisen. Außer seinem Stab und einer Escorte von 1000 Mann war das Gefolge von Eingebornen in allen möglichen Beschäftigungen und Diensten so stark, daß seine Zeltstadt wohl 5000 Mann enthielt und manchmal eine Gegend wie ein Heuschreckenschwarm förmlich aufzehrte. Noch großartiger zieht der Generalgouverneur einher, mit 2000 Mann Escorte, im Ganzen 6000 Seelen in seinem Lager, 120 Elephanten und so fort. Wenn schon diese Stadt von Leinwand und der große Comfort mit dem die europäischen Bewohner umgeben waren, Verwunderung erregte, so stieg mein Staunen aufs höchste, als ich hörte daß das Ganze, vom großen Staatszelt bis zum Salzfaß und zum Theelöffel, doppelt vorhanden ist, und bei der Art des Lagerlebens vorhanden sein muß. Während die Gesellschaft Abends ihre Zelte einnimmt, wird das Duplicat derselben schon an die nächste Station vorausgeschickt und dort aufgeschlagen, um zum Empfang der Bewohner bereit

* Doab, zwei Wasser; Punjab, fünf Wasser.

zu sein, wenn diese am nächsten Vormittag dort ankommen, meist sehr rasch zu Pferd oder zu Wagen, während der Troß natürlich langsam zieht. Und sowie die Stätte der Nachtruhe verlassen ist, wird das erste Lager sofort abgebrochen und gleichfalls weiter zum nächsten Haltplatz geführt.

Nun reiste ich von Seharunpore nach Meerut zurück, wo inzwischen der Generalgouverneur Lord Hardinge erwartet wurde. Das Lager war, ganz in der eben beschriebenen Weise, schon Abends angekommen und aufgeschlagen, und sowie am Morgen der Einzug erfolgt war, fuhr ich einem Arrangement mit dem Adjutanten zufolge hinaus, um dem Generalgouverneur beim Frühstück vorgestellt zu werden. Es ist eine originelle und gastfreie Sitte, daß Personen die dem Generalgouverneur ihren Respekt bezeigen wollen, sofort sich an dem Frühstückstisch einfinden; wir saßen an einer langen Tafel die wohl 50—60 Personen halten mochte, in einem der ungeheuren Zelte welche zu den größten Curiositäten von Britisch-Indien gehören; sie repräsentiren die vicekönigliche Würde vollkommen, und wenn sie bei einem großen Durbar zum Empfang indischer Fürsten reich geschmückt und mit stattlichem Gefolge gefüllt sind, soll der Effekt sehr groß sein. Eine Wand von Leinen umgibt die zum eigenen Gebrauch des Generalgouverneurs gehörigen Zelte, seine zwei oder drei Staatszimmer, kleines Empfangzimmer, Schlafzimmer und Kutcherry oder Arbeitscabinet; davor weht die englische Flagge, und die Zelte der höheren Personen in seinem Gefolge bilden eine Avenue dazu.

Lord Hardinge, der mit Lord Gough die Ehren und Verdienste des Sikh-Feldzuges theilt, später als Nachfolger des Herzogs von Wellington Oberbefehlshaber der britischen Armee, war ein schon ältlicher Mann, der bei Waterloo die linke Hand verloren, von kleiner Statur und lebhaftem Blick; er empfing mich mit vieler Artigkeit und fragte was er zur Förderung meiner Reisezwecke thun könne. Fröhlich erwiederte ich ihm daß meine Reise nun fast beendet sei, und daß ich mit Ungeduld der Heimath entgegeneile. So lockten mich denn auch die Festlichkeiten aller Art, Bälle, Gesellschaften, Liebhabertheater, Wettrennen, mit denen die große Militärstation den Generalgouverneur bewillkommte, nicht zum längern Aufenthalt in Meerut; ich reiste noch den Abend nach Delhi und war am 27. Februar wieder in Agra, dem Knotenpunkte meiner Reise in Indien, von dem aus ich den Ausflug nach den Himalayah's unternommen hatte, und von wo ich nun nach Bombay abzureisen gedachte.

Eilfter Abschnitt.

Von Agra nach Bombay.

In Agra suchte ich die gastfreie Allen'sche Familie wieder auf und fand sie zu meiner Verwunderung in einem Grabe logirt, ein unglaubliches Ding überall außer in Indien. Dieses Mausoleum, das Candaharee Bagh, errichtet für eine der Gemahlinnen Shah Jehan's, eine Nachfolgerin oder vielleicht gar Rivalin der schönen Moomtaz Mahal, ist schon seit längerer Zeit zu einem Wohnsitz umgemodelt, und ich muß bezeugen daß die Candaharee Begum, Prinzessin von Candahar, die Ruhe der Lebenden nicht störte, wie wir es wohl um sie verdient hätten. In der Weise anderer muselmännischer Gräber ist der Leichnam in einem Gewölbe beigesetzt, und das darüber aufgeführte Gebäude enthält in jedem der zwei Stockwerke einen gewölbten Saal in der Mitte, deren jeder ein Cenotaph aufzuweisen hat, damit nicht über das Grabmal weg gegangen werden kann; diese Cenotaphien sind indeß weggeräumt, und in der schönen großen Halle stand der Eßtisch an der Stelle, ohne daß Jemand etwas arges dabei dachte. Der Fall ist namentlich in Agra sehr häufig und die Mahommedaner sagen nichts dazu; selbst die Dienerschaft, aus dem abergläubischen Volk genommen, hatte weder Bedenken noch Furcht.

Mein geliebtes Taje sah ich, obgleich es auf staubigem Wege eine deutsche Meile entfernt war, noch dreimal, zweimal bei Mondschein, und der Effekt des stillen klaren Lichtes auf dem glänzend weißen Marmor neben tiefen Schatten und dem dunklen Grün der Bäume ist noch weit feenhafter als bei Tage. Wir konnten uns gar nicht losreißen, und waren um so glücklicher bei unsern abendlichen Besuchen, weil keine profanen Beschauer uns störten und die ganze Umgegend in tiefe Stille versenkt war.

Nun stand die Reise nach Bombay, der erste Theil der direkten Heimkehr, nahe bevor; General von Gagern hatte die Zeit die ich auf der Tigerjagd verbrachte zu einem Ausflug nach Lahore verwendet, dort indeß an dem tief erschütterten, seinem völligen Untergang entgegeneilenden Hofe des Enkels Runjeet Singh's nicht großes Interesse gefunden; nun war ich so glücklich ihn in Agra wieder zu treffen, und es bildete sich eine Karawane von vier Personen, der General, Baron van Aerssen, im niederländischen diplomatischen Dienst und während einiger Zeit dem Generalgouverneur Rochussen beigegeben, ein Adjutant des Generals und ich. Die Reise nach Bombay ist weniger bequem und regelmäßig als die in Nordindien, da die Poststationen für Träger fehlen; ja sie wird selten gemacht, und die meisten Reisenden ziehen den weiten Umweg über Calcutta vor. Wir unsererseits wünschten lebhaft auch diesen Theil Indiens kennen zu lernen, und nahmen zu der Reise von etwa einem Monat eine Schaar von 104 Trägern mit uns, welche in kleinen

Stationen von 30—40 englischen Meilen und einander ablösend die ganze Strecke bis Aurungabad Dienst thun sollten. Dafür bekam jeder Mann 18 Rupees, eine nur kleine Summe, da die Leute natürlich auch wieder den weiten Weg zurück zu machen hatten.

Zur Zeit unserer Abreise feierten die Hindus gerade das Frühlingsfest des Hoolie, eine Art wilder Saturnalien: alle Arbeit hört auf, Jedermann betrinkt sich, und wer sich in die Stadt wagt wird von oben bis unten mit rothem Staub beworfen, der jetzt auf den Kleidern jedes Eingebornen sichtbar ist. Die Sepoy-Regimenter geben während dieser Saturnalien ihren Officieren Feste und Nautch, Ballet von Bayaderen, und im allgemeinen Jubel werden sie so gut wie die Andern beworfen und bestäubt, denn alle Autorität ist am Ende. Schlimmer sind die elenden Reisenden dran welche diese Zeit wählen, und von den betrunkenen Trägern oft umgeworfen werden oder in Wasser und Morast gerathen. Unsere Schaar der 104 hielt sich indeß leidlich stramm, und nachdem sie gehörig gemustert und gezählt waren, begrüßten sie uns mit einer Art von Hurrah oder Freudengeschrei, das für jeden von uns vier einen besondern Vers hatte; mit Mühe verstanden wir den einen der da lautete: „der Sahib Bahádur (der gnädige Herr General) ist ein guter Sahib!"

So begann die Reise am 2. März Abends; wir reisten die erste Nacht bis Dholpore, wo wir einen leidlichen Bungalow vorfanden und uns wohl einzurichten wußten. An Töpfen und Kesseln und den Dingen die hinein gehören, fehlte es uns nicht, denn wir führten über einen Centner Provisionen mit uns. Bald sandte auch der Rajah des kleinen unabhängigen Staats in dem wir uns befanden, von Agra aus von unserer Ankunft unterrichtet, einige Körbe mit Früchten, und versprach mehr als wir in der solennen Anrede seines Delegirten verstehen konnten. Als die Mittagshitze vorbei war, sandte Se. Hoheit (denn das sind sie alle) zwei Elephanten, auf denen wir eine Rundschau seiner Herrlichkeit halten sollten; kaum waren wir aufgestiegen und unterwegs, als mit abgemessener Höflichkeit der Vakeel oder Minister auf einem andern Elephanten hervorkam, uns zu bewillkommen und zu entschuldigen daß wir der Feiertage wegen Se. Hoheit nicht sehen konnten. Das erste was wir zu bewundern hatten waren die Equipagen des Rajah, in buntem Geschmack lackirt und mit Tressen besetzt; namentlich ein Fuhrwerk mit Sitzen auf dem Verdeck wie eine englische Postkutsche schien die Krone des Ganzen, und wir empfingen die erstaunliche Nachricht daß wohl zwanzig Personen darin und darauf Platz finden könnten, mit gebührender Deferenz. Nun mußten wir einen Garten besehen, voll von Bananen und Granatbäumen, so einförmig und naiv daß es wirklich ein Wunder war; von da ging es in ein Gartenhaus, das wohl der Stolz seiner Seele sein mochte, der obere Stock namentlich, bestehend aus vier engen und niedrigen Gallerien mit vier Zimmerchen in der Ecke; eine Menge Glas-Lustres, so groß daß sie fast zur Erde hingen und so breit daß man kaum daran vorbei konnte (darunter der

konnte man ohnehin nicht gehen, denn sie waren 3 Fuß vom Boden) waren mit mehr Luxus als Geschmack aufgehängt, und die Wände zierte eine Reihe von Bildern auf Glas in wahrhaft indischem Styl. Baron von Aerssen, der was die Kenntniß des Hindostani betraf, der Einäugige unter uns Blinden war, lehrte uns das Wort: „kob surat, sehr wunderschön," und so hoffte ich daß unser artiger Rajah mit unserer Empfänglichkeit für seine Pracht zufrieden war. Nun war noch eine Sammlung gezähmter wilder Thiere da, namentlich ein Tiger und ein Leopard die sich streicheln ließen, sodann die Cheetah's oder Jagdpanther, zur Gazellenjagd allgemein gehalten. Zuletzt kam noch das wirklich Interessante, zwei Bowlies: ein Bowlie ist ein gegrabener Brunnen, tief unter der Oberfläche der Erde, der durch eine Flucht von gerade aus liegenden Stufen zugänglich ist. Ueber der Cisterne selbst ist ein cylindrischer Ueberbau, offen gegen oben, und entlang der Treppe sind unterirdische Hallen angebracht, hier drei Stockwerke über einander, welche sich nach innen öffnen und bei heißem Wetter einen köstlichen Zufluchtsort, kühl und düster bilden. Der Widerschein der sandigen Ebene ist fast unerträglicher als die Hitze, und selbst europäische Wohnungen sind immer halbdunkel. Das Ganze, von rothem Sandstein recht zierlich gemeißelt, ist freilich das Geld nicht werth das alle unterirdischen Bauten kosten, aber die indischen Fürsten und Reichen haben stets ungezähltes Geld für ein Bauwerk das ihren Namen auf die Nachwelt bringen soll; desto weniger denken sie daran die vielleicht ungleich werthvolleren Baudenkmale der früheren Generationen zu erhalten.

Wir machten dem Vakeel unsern Salám, und zum Dank für unsere geduldige Aufmerksamkeit und unsere kob surat's gewährte man uns am Abend noch eine Spazierfahrt: es erschien nämlich ein Elephantenwagen, bespannt mit vier dieser königlichen Thiere, der Wagen selbst zweistöckig und mit einem rothen Baldachin bedeckt. Wir stiegen fünfzehn Stufen hinan bis zum zweiten Stock, ließen uns gravitätisch und mit gekreuzten Beinen nieder und machten eine kurze Spazierfahrt, um uns doch rühmen zu können daß wir vierspännig mit Elephanten gefahren.

Am Abend des 3. bestiegen wir wieder unsere Palankins und waren am nächsten Morgen in G w a l i o r, der berühmten Hauptstadt eines unabhängigen Mahrattastaats, wo wir bei dem britischen Residenten an diesem Hofe, Sir Richmond Shakespear die gastfreiste Aufnahme fanden. Zugleich trafen wir es aber ungemein glücklich: prachtvolle Geschenke des Generalgouverneurs an den Maharajah von Gwalior, aus einer silbernen Howdah und zwei silbernen Thronsesseln bestehend, waren angekommen und sollten feierlich überreicht werden; eigenthümlicher Weise hatten wir in Calcutta diese Prachtstücke beim Silberarbeiter in Augenschein genommen, und damals nicht erwartet daß wir denselben noch den glänzenden Anblick eines Mahratta-Durbar's verdanken sollten.

Die Sirdar's oder ersten Häuptlinge des Landes kamen am Nachmittag nach unserer Ankunft die Geschenke zu besichtigen und zu bewundern; es waren ihrer acht, und sie kamen in Palankins und Tragsesseln, begleitet von Reitern; alle die großen Würdenträger waren versammelt, aber darunter auch ein Knabe von 12 Jahren, hoher Geburt, der neben den Andern mit großer Würde Platz nahm. Die regierende Familie und der Adel von Gwalior sind Maharattas, Eroberer die sich auf den Kriegszügen ihrer Nation hier ein Reich gegründet haben, und das Aeußere der Sirdars erinnerte mich an des Rajah von Sattara Gefolge, das wir in Benares sahen; hier indeß war alles Gold, köstliche Shawls und stattliches Auftreten, das der arme Verbannte von Benares freilich nicht aufzuweisen hatte. Das Volk ist andern Stammes, und die Mahrattas nehmen also hier völlig die Stelle der Moguls in Agra, Delhi und so vielen andern Orten ein, wo die vormals herrschende städtische Bevölkerung viele Mahommedaner enthält, während das Land durchaus Hindu ist. Solche Empfangscenen in Indien sind höchst langweilig, und ich wohnte dieser nur nothgedrungen bei, um nicht eine Gelegenheit mich zu belehren schmählich zu versäumen; es war indeß nichts zu lernen, ausgenommen ein kleiner Zwischenfall der charakteristisch ist. Der höfliche General wollte hinter dem ersten Sirdar, dem Oheim des regierenden Fürsten zurückbleiben als wir in das andere Zimmer gingen, aber Sir Richmond sagte ihm in halblauter Stimme: „Never give the precedence to a native," und wir gingen stolz voran. Dieser Punkt zeigt die englische Manier die Indier zu behandeln; der Engländer hält sich fern von ihnen, behauptet den Vorrang, und erzwingt dadurch Achtung bei einer Nation die sich in Unterwürfigkeit gefällt. Die zwei Thronsessel, bestimmt für große Durbars und namentlich für den Fall daß der Generalgouverneur selbst ein Gast des Maharajah sein könne, waren äußerst geschmackvoll und kostbar; die Howdah, obgleich ebenfalls sehr kostbar und schön, war in den Einzelheiten weniger fein gearbeitet. Das Ganze hatte 12,000 Rs. gekostet und war ein wahrhaft königliches Geschenk, dem unsere Sirdars so lebhafte Ausrufungen gönnten als ihre Würde nur erlauben wollte.

Am 5. früh 6 Uhr waren wir zu einem Ausflug nach der Stadt und Burg von Gwalior bereit, die etwa eine Stunde entfernt sind. Am Thore erwartete uns ein Elephant den wir bestiegen, und wir ritten durch die schmutzigen winkligen Straßen, das Abbild aller früher gesehenen Hindustädte, froh daß unsere Nasen in gehöriger Höhe über dem Unrath der Stadt sich befanden. Eine zierliche Moschee zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; selbst hier in einer Erzhindustadt bildete sie das hervorragende Gebäude und war durch ihre reineren Formen dem Auge gefällig, und der Contrast zwischen den geschmackvollen Denkmalen der Mahommedaner und den plumpen Heiligthümern des Braminismus verfehlte von neuem seinen Eindruck nicht. Der Islam ist poetisch, phantastisch und seine Geschichte hat etwas Edles; der Braminismus

dagegen ist plump, grob sinnlich, und die Tempel der zwei Religionen entsprechen diesen Grundzügen vollkommen. Wir erreichten bald die Thore der Bergfestung von Gwalior, wo eine aufgestellte zahlreiche Wachtmannschaft uns mit unverdienten Ehren, Trommeln und Pfeifen empfing. Der Europäer im Innern von Indien steckt diese Ehrenbezeigungen würdevoll ein, und betrachtet es als eine sich von selbst verstehende Achtungsbezeigung, daß jede Schildwache an der er vorbeigeht das Gewehr mindestens schultert. Unsere Elephanten stiegen nun langsam die flachen Stufen hinan welche zur Platform der Festung führen, und wir betrachteten mit Muße die ungeheuern Felsenwände welche sie beschützen und sie von dieser Seite uneinnehmbar erscheinen lassen. Eine lange etwa eine halbe Stunde Ausdehnung haltende Felsenwand ist ringsum durch Mauern und Zinnen umgeben und gibt ganz die Idee eines Bergnests, wie deren im Orient so viele existiren. Diese Wände sind mehr abschüssig von der entgegengesetzten Seite und nur dürftig durch Mauern beschützt; auf der Seite von welcher wir sie erstiegen, zeigen sich die größten natürlichen und künstlichen Bollwerke, die einen imposanten Eindruck machen. Ein alter Palast mit Thürmen und bunter Malerei geziert krönt das Ganze, und wir erreichten bald das Plateau des Felsrückens vor diesem Palaste, wo einige englische Officiere uns artig empfingen.

Die Aussicht von der Platform ist köstlich: Gärten und Landhäuser in der hügeligen Umgegend, östlich die Cantonnements der Truppen, und unmittelbar am Fuß des Felsens die Stadt zwischen Bäumen und Gebüsch verborgen in Vogelperspektive. Ein leichter Nebel lag über der Stadt und der Ebene, der zum Theil die schreckliche Dürre verbarg die Indien am Ende der kühlen Jahreszeit regelmäßig heimsucht. Die Regenzeit wirkt in wenigen Tagen Wunder und frisches Grün sproßt überall hervor, und dann zeigt sich das reiche und fruchtbare Land zu seinem Vortheil. Besonders freuten wir uns auch wieder in die Berge zu kommen, denn von Calcutta bis zum Fuß der Himalayah's, dem ganzen weiten Gangesthal entlang ist die Gegend flach und einförmig.

Wir besahen eine Anzahl von Kanonen der Mahrattas, mehrere hundert, und sämmtlich nach der Schlacht von Maharajpore, 1843 den Engländern überliefert. Die im Feld genommenen dagegen sind als Trophäen nach Calcutta gebracht. Die Mahratta-Dynastie Scindia von Gwalior brach in dem genannten Jahr den Frieden mit England, bis sie durch Lord Gough in zwei Schlachten besiegt auf Bedingungen eingingen. Zu einer Belagerung von Gwalior kam es nicht, denn sie mochten wohl voraussehen daß ein solcher Widerstand viel Zeit, Geld und Blut kosten, und am Ende nur auf sie zurückfallen und sie um ihre Unabhängigkeit bringen möchte. Eine von den Engländern für den minderjährigen Maharajah eingesetzte Regentschaft, aus den Sirdars bestehend die wir gestern sahen, und die Besetzung des Landes durch die Truppen der Compagnie, nominell dem Maharajah geliehen und

von ihm besoldet, sind die Folgen dieser Auflehnung; diese Truppen führen neben der englischen Fahne mit der Inschrift: „Scindia's Contingent“ eine andere mit der Schlange, dem Mahratta-Emblem, und haben Knöpfe mit der Schlange auf der englischen Uniform. Europäische Officiere, im Dienst der Compagnie verbleibend, befehligen sie. Vor wenigen Monaten wurde ein Bestechungsversuch entdeckt und drei Mann aus dem Contingent gehenkt; so viel scheint gewiß, daß die jetzt herrschende Partei sich ohne dieses Contingent und den Schutz der Engländer keinen Augenblick halten würde.

Nahe dem südlichen Ende der Festung finden sich schöne Tempelruinen mit sehr nett und reich gearbeiteten Figuren aus feinkörnigem Sandstein; leider hat mahomedanischer Eifer viel zur Zerstörung beigetragen, und man kann die Eroberungszüge der Moguls in der That an den abgeschlagenen Nasen und Extremitäten der vielköpfigen und vielarmigen braminischen Götzen verfolgen. Hier jedoch hatten wir es, wie der General mich belehrte, mit keinem braminischen sondern mit einem Jain-Heiligthum zu thun, ein durch braminische Vielgötterei befleckter Buddhismus, der aber doch noch nicht bis zu jenen vielköpfigen Ungeheuern ausgearbeitet ist.

Oben erfreute man uns mit einem sehr willkommenen Frühstück, und ich mußte über die naive Bildersprache der zwei Officiere lachen, die von Monat zu Monat durch andere abgelöst sich als Commandanten auf dem schmutzigen, öden und zerfallenen Bergnest als einzige Europäer die Zeit vertreiben müssen so gut sie können. Das Nest sei so elend, sagten sie, daß das beste Frühstück das sie auf den Tisch zu setzen vermöchten, nicht im Stande sei ihre Freunde in den benachbarten Cantonnements zu einem Besuche zu verleiten.

Am Abend hatten wir den großen Durbar zu Ehren der Geschenke. Der Palast des Maharajah ist mehrere englische Meilen entfernt, und wir fuhren die größere Strecke des Weges; am Eingang der Stadt indeß erwarteten uns vier Elephanten, die wir bestiegen um eine würdige Erscheinung zu machen; wir hielten aber, bis wir die Elephanten herankommen sahen auf welchen die Sirdars uns entgegen zogen, und dann ging es im Geschwindschritt auf sie los, bis sich die beiden Züge begegneten. Jene kamen auf fünf kostbar geschmückten Elephanten in Howdah's mit Silberblech beschlagen, und nach vielen Salam's setzten wir unsern Weg fort. Voran zog ein Elephant mit goldgestickter Purpurdecke, Kopf und Rüssel in verschiedenen Farben und sehr hübsch bemalt, die Howdah des Generalgouverneurs tragend, welche bei der Gelegenheit zum erstenmal dem staunenden Volk gezeigt wurde: dann kamen Musikanten und Fahnen und dann unsere Schaar; es war ein Gedränge, ein Lärm, ein Staub und eine Verwirrung, wie man sie nur bei einer solchen Scene und in Indien sehen kann; alle Fenster und platte Dächer waren voll Volks, und an allen offenen Plätzen war Militär aufgestellt das uns mit Musik und kriegerischen Ehren empfing. Der letzte Trupp, dicht vor dem Thor des Palastes verkündigte mit dem unerläßlichen God save the Queen

unsere Ankunft, und wir lenkten in den großen Hof ein, wo eine Menge Volks, theils von den Fenstern und Altanen, theils bescheidener im Hofraum selbst unser wartete. Man führte uns nun in eine lange Gallerie des Hauptgebäudes, eine Treppe hoch, wo der Durbar bereits versammelt war; eine lange Reihe von Stühlen auf beiden Seiten war von den vornehmsten Häuptlingen besetzt, und Sitze für unsern Empfang zur Rechten des Maharaja reservirt. Es war wunderlich genug, vor dem zwölfjährigen Knaben zu stehen und nach formeller Vorstellung ihm einen Salam nach orientalischer Manier, d. h. mit zur Stirn geführter flacher Hand zu machen; dafür behielten wir die Hüte auf.

Der Maharajah war ein hübsches Kind, ganz gut eingeschult zur Repräsentation seiner Würde; er war in hochgelbe Stoffe gekleidet, die sich zu dem braunen Teint sehr gut ausnahmen; eine kostbare Schnur Perlen um den Hals und ein paar ähnliche Armbänder waren sein einziger Schmuck, und in der Hand hielt er sein Schwert. Als die Vorstellung vorüber war setzte er sich, und wir nahmen unsere Plätze ein, geduldig den Verlauf des Ceremoniels abwartend und uns an den malerischen Trachten der Häuptlinge erfreuend. Ein gar ehrwürdiger alter Minister ließ seinen Stuhl heranbringen und setzte sich vor dem Maharajah nieder, den entfernter Sitzenden den Blick auf diesen ganz verbergend; er leitete die Geschäfte die nun vor sich gehen mußten, nämlich die formelle Uebergabe der Geschenke. Der eine der schönen Stühle wurde gebracht, und an die Stelle des einfacheren Sessels gestellt, den der Maharajah bis dahin eingenommen; das arme Kind hatte mehr denn zu viel Platz darin und drückte sich in eine Ecke desselben, während ein Schreiber den Brief Lord Hardinge's feierlichst aus dem Beutel von Silberstoff zog, der das regelmäßige Couvert bei den Correspondenzen hoher Personen bildet. Ruhe wurde geboten und die Epistel mit großem Pompe verlesen, darauf viele Salam's zwischen dem Maharajah und Sir Richmond, und Salutschüsse von einer Batterie nahe bei.

Die Ceremonie sollte mit Feuerwerk schließen und es war deßhalb nöthig die Nacht abzuwarten, so daß wir eine halbe Stunde gute Langeweile hatten; ich musterte die Gesichter und Trachten der Maharattas. Sie sind Hindus und besitzen die allgemeine Charakteristik dieser Nation, ihre Züge sind aber martialischer und wilder; in der Tracht zeichnen sie sich durch Beinkleider von Goldstoff aus, die eng anschließen und seltsam genug aussehen. Jeder hat sein Schwert in der Hand, und einige militärische Charaktere trugen stählerne Armschienen von schöner Arbeit mit Gold eingelegt. Die lange Reihe herunter wurden die Anzüge immer bescheidener, die Haltung der Häuptlinge ärmlicher, während viele Individuen, die dem Anschein nach wenig Ansprüche auf Hoffähigkeit hatten, sich hinter unsere Stühle drängten; die Gallerie, obgleich völlig offen nach dem Hofe zu und trotz des Punkah's oder Fächers, der über dem Maharajah und uns bewegt wurde, war unerträglich heiß und die Sitzung

wollte kein Ende nehmen. Es ist bei freudigen Gelegenheiten wie bei dieser Sitte, daß die Häuptlinge Geld darbringen welches der Dienerschaft des Palastes zu Gute kommt, und jeder Häuptling der Reihe nach trat mit einem tiefen Salam vor und überreichte sein Scherflein, das, obgleich dem Maharajah selbst angeboten, von einem Hofmann der mit hohlem Pfötchen hinter ihm stand, in Empfang genommen wurde. Während des ganzen Durbar's dauerte Musik und Tanz am untern Ende der Halle ununterbrochen fort. Diese Zubehör versteht sich von selbst, ebenso wie die Sitte daß Niemand auf sie Acht gibt; ohnehin war es zu weit um die Bewegungen der Bayaderen gebührend zu bewundern. Nun mußten wir auch der Ranee (Fürstin) Mutter unsere Aufwartung machen; sie war dicht hinter dem Maharajah verborgen hinter einem Vorhang, der ein kleines Guckclöchelchen hatte. Wir salamten vor dem Vorhang, und saßen mit gekreuzten Beinen fünf Minuten und ließen uns angucken. Kein Wort wurde gesprochen, und nach einem neuen Salam gingen wir wieder nach unsern Stühlen. Diese Ranee war nur 15 Jahre alt und Adoptivmutter des Maharajah. Das Gesetz der Mahrattas macht die Mutter zur Regentin für ihren minderjährigen Sohn oder Adoptivsohn, und die böse Welt behauptet daß eine Fürstin die einen Sohn geboren, sich leicht und oft entschließe ihren Gemahl zu ermorden, um die einflußreiche Stellung einer Regentin einzunehmen.

Die Lampen in der Halle waren nun angezündet, drei Seiten des Hofs und die Thorfahrt illuminirt, und als es dunkel war begann das Feuerwerk. Zwar beschränkte sich die Auswahl der Stücke fast ganz auf Feuerräder, diese aber waren über alle Beschreibung schön und künstlich. Dieses vergängliche Vergnügen, dem ich mit besonderer Liebhaberei zusah, dauerte etwa eine halbe Stunde, und nach den üblichen Geschenken von Guirlanden, Betel, Gewürz und der Besprengung mit Attar oder Rosenöl empfahlen wir uns. Wir ritten durch die Stadt zurück auf Elephanten, aßen zum letztenmal bei Sir Richmond und verließen Gwalior Nachts 10 Uhr, sehr zufrieden mit unserm Glück das uns hier ein so unerwartetes Fest gegönnt hatte.

Am 7. früh waren wir in Seepree, einem kleinen Ort mit Militärstation des Scindia-Contingents, und hier existirte eine kleine europäische Gesellschaft von 8 Officieren und 3 Damen, die sich in einer freundlichen Gegend, frei von Staub, recht erträglich befanden. In Abwesenheit des Lieutenants von Meyern, eines Deutschen an den wir Briefe brachten, wurden wir freundlich von dessen Kameraden aufgenommen, und bald kam auch Herr von Meyern, der von einem Jagdzug wo ihn die Benachrichtigung von unserer Ankunft traf, rasch hereingeritten war. Seit 6—8 Jahren im Dienst der Compagnie, hatte er den Feldzug in Afghanistan mitgemacht und sonst mancherlei erlebt; er war einer der sehr wenigen Deutschen die ich in Indien, außer an den Seeplätzen traf.

Zwei Stationen südlich in Goonah, da wir nun etwa die Hälfte Weges

zwischen Agra und Indore zurückgelegt, wurde beschlossen unsern Trägern außer dem gewöhnlichen Halt während des Tages einen Rasttag zu gönnen; wir richteten uns in einem großen Bungalow leidlich ein, und die 104 (sie erinnerten mich fortwährend an Xenophon's 10,000) erhielten ein Geschenk von 4 Ziegen und Geld für Sharáb, ein Wort das sowohl den Wein auf der Tafel des Europäers als den schlechten Schnaps des Landes umfaßt, womit sie sich sehr gütlich thaten, dem General eine lange Dankrede haltend, die dieser nach seiner Gewohnheit mit einigen freundlichen Worten auf holländisch beantwortete. Wir gewannen nun täglich an Erfahrung, wie wir die keineswegs mühelose und behagliche Reise immer zweckmäßiger einzurichten hatten, und Baron van Aerssen erwarb sich glänzendes Verdienst indem er sich mit preiswürdiger Gefälligkeit zu unserem Reisemarschall aufwarf, und durch klugen Haushalt mit seinem kleinen Vorrath hindostanischer Wörter die Welt um uns wunderbar beherrschte; namentlich hatte er das specielle Commando über vier Mahratta-Reiter übernommen, die man uns als Escorte mitgegeben hatte; jeden Morgen schickte er diese Reisigen in die Dörfer um zu fouragiren, und regelmäßig kamen sie mit dem nöthigen Bedarf an Milch und Eiern zurück, die sie wohl manchmal in kühner Feldschlacht erobert haben mochten.

Wir waren nun wieder in der Region der Palmen; sie wachsen zwar bis Delhi, ja bis zu den Vorbergen des Himalayah, aber vereinzelt und kümmerlich, wogegen sie hier der Gegend den Charakter geben; während in Bengalen die Fächerpalmen vorherrschen, finden sich hier Dattelpalmen und solche die ihnen ähnlich sind. Auch im Klima fanden wir eine große Veränderung; die Tage waren heiß, und obgleich fortwährend ein erfrischender Wind wehte hatten wir doch wieder 25° R., dagegen Morgens vor Sonnenaufgang nur 11°.

Am 15. früh waren wir in Dewas, der letzten Station vor Indore, und dort ereilte uns ein Bote von diesem Ort mit Brod, Butter, Gemüse und ein paar freundlichen Worten von dem englischen Residenten; das war ein Fest nach mehrtägiger magerer Kost. Zugleich hatte man uns bestens an den Minister der hier regierenden kleinen Mahratta-Familie empfohlen, und dieser ließ nicht lange auf sich warten uns in den gewähltesten Formen seinen Respekt zu bezeigen; er war ein wohlgenährter Bramine, mit Juwelen bedeckt und stattlich angezogen. Nach einigen Begrüßungen nahm er mit uns in der Verandah Platz, während sein Gefolge von Leibwächtern und Stabträgern draußen stehen blieb. Und wie wir den Minister, ehe er zu uns heraufkam, seine Schuhe ablegen sahen, will ich hier über diese orientalische Sitte einiges sagen, da blinde Gegner der englischen Herrschaft in Indien darin den leidenschaftlichen Vorwurf begründet haben, der englische Despotismus verlange von dem Indier, nicht anders als mit ausgezogenen Schuhen vor ihm zu erscheinen, als trete er in einen Tempel." Das ist eine absurde, völlig aus der Luft gegriffene Gehässigkeit: jeder Indier der in das Haus eines Mannes von gleichem Range, oder überhaupt in ein anständiges Haus tritt, läßt die Schuhe

an der Thür, denn der Boden ist mit Leinwand oder mit Matten bedeckt, auf denen die Familie sitzt und ihr Mahl einnimmt; dieser einfache Gebrauch ist in dem Umgang mit den Engländern längst recipirt, und wie er jetzt Sitte geworden ist, wäre es eben so unartig von einem Hindu beschuht in das Zimmer eines Engländers zu kommen, als von einem Europäer den Hut aufzubehalten. Neid und Haß diktirten solche Anfeindungen, die der Engländer sehr gelassen erträgt und füglich ertragen kann, wenn z. B. ein bekannter Schriftsteller über Indien, nachdem er Jahre lang das Brod der Engländer gegessen, seinen Dank durch einen detaillirten Plan darlegt, wie Rußland es anfangen müsse um das britische Reich in Indien umzustürzen.

Unser Dewan oder Minister hielt uns fast so lange auf, als den Leser diese Digression die ich an seine Schuhe geknüpft habe; endlich zog er ab, nachdem er uns Alle förmlichst und feierlichst umarmt hatte. Den Nachmittag sandte er einen Elephanten, um uns die Merkwürdigkeiten der kleinen Residenz sehen zu lassen. Auf diesem uns nun schon alltäglich gewordenen Thier ritten wir zunächst nach einem heiligen Berg, der von Braminen und Fakirs bewohnt wird und eine indische Legende hat: Vishnu, oder vielmehr seine Incarnation Ram, war in einen Krieg mit dem Riesenkönig Rawan von Ceylon verwickelt, der ihm seine Frau gestohlen hatte, und sein Hauptverbündeter war der Affenkönig Hanuman; als sich nun die Schwierigkeit ergab, wie man vom Festlande von Indien nach Ceylon kommen sollte, erbot sich der wackere Affenkönig eine Brücke zu bauen, und holte eigenhändig einen Haufen Steine von den Himalayah's, mit welchen er in großen Sätzen Ceylon zueilte. Zu schwer beladen war er indeß genöthigt einige kleine Steine unterwegs fallen zu lassen, und so findet sich eine Reihe von vereinzelten Hügeln von den Himalayah's zur Südspitze von Indien, und der Berg bei Dewas ist einer von ihnen. Jene Brücke, dieselbe die den Buddhisten und Mahommedanern für Adam's Brücke gilt, wurde nun wirklich gebaut, der Riese überwunden und Ehren-Hanuman durch ganz Indien als ein schöner grüner Affe mit langem Schweif verehrt, während eine Schaar Affen die sich schlecht geschlagen hatten zur Strafe schwarze Gesichter bekamen, die ihre Nachkommen in Indien (eine besondere Affenart) bis auf den heutigen Tag bewahren. Eine ganz neue schöne Treppe führte bis zur halben Höhe, von da weiter ein guter Weg, und alles wimmelte von Andächtigen und Fakirs; es scheint fast als ob letztere immer aus den arbeitsfähigsten, kräftigsten, gesundesten Leuten gewählt wären, und das erhöht noch den widrigen Eindruck; obendrein waren hier wenige welche sich eine freiwillige Plage auferlegten, und die Mehrzahl begnügte sich den Leib über und über mit Asche zu beschmieren, das Gesicht mit weißer Farbe wie eine abscheuliche Maske zu übermalen und größtmöglicher Unreinlichkeit zu pflegen; die meisten zierte das Braminen-Abzeichen, ein weißer Bindfaden über die Schulter geschlungen wie irgend ein großes Band in Europa, und an diesem Ort wahrlich nicht minder auszeichnend.

Auch Hütten voll Weiber und Kinder waren da; die Tempel waren alle flach ausgehauene Nischen in Felsen, Hindugötzen in ihrer vielarmigen Monstrosität en relief enthaltend, und alle mit rother heiliger Farbe beschmiert.

Wir machten noch einen Ritt durch die Stadt und die Bazars, fanden aber den alten, in wenigen Zügen wiederzugebenden Charakter indischer Orte: enge staubige Straßen, die untern Stockwerke meist mir einem Schirm von Schilf oder Palmblättern geschützt und als Läden benutzt, der obere Stock niedrig mit kleinen Fenstern und Erkern mit Schnitzwerk, alles staubig und schmutzig, denn von dem Vortheil und der Annehmlichkeit eines reinlichen Hauses hat kein Hindu, sei er auch noch so reich und mächtig, einen Begriff. Läppische Darstellungen von Göttern, Menschen, Elephanten und Europäern machen die Hauptzierde der Wände von außen. So darf man hier so wenig als überhaupt bei den Hindus reinen, ansprechenden Geschmack suchen.

Dieser abermalige Blick in indisches Straßengewirr möge den Anlaß zur Erwähnung der vielen biblischen Analogien geben, durch die man in dem Hausrath und den Sitten in Indien überrascht wird. Die Handmühle, einfach aus zwei Steinen bestehend, an denen „zwo" zugleich mahlen indem sie jede einen Zapfen am obern Stein anfassen, die niedrigen geflochtenen Bettstellen, leicht genug daß ein Mann sie aufhebt und mit sich nimmt, das Dreschen durch Ochsen, übertünchte Gräber, alles das sieht man täglich, und daß viele Leute, und zwar nicht bloß Verlassene und Wahnsinnige, in Indien in Gräbern wohnen ist schon erzählt.

Der sogenannte Palast der Rajah's ist eben ein solches schmutziges, winkliges Nest, deren sich selbst ein großer Mann in Indien nicht schämt; Dewas hat von jeher die Doppelherrschaft zweier Rajah's gehabt, und die lächerliche Eifersucht der zwei wird in einem englischen Werke also charakterisirt: wenn eine Citrone eingeliefert wird, so muß man sie in zwei Hälften schneiden daß keiner zu kurz kommt. Man hinterbrachte uns auch, daß sie sich in die Lieferung von zwei Hühnern, ächten Zinshühnern nach allen Qualitäten, für unsern Tisch redlich getheilt hatten. Zuletzt zwang man uns noch ein Certificat ab, daß wir von den Rajah's jede gebührende Aufmerksamkeit genossen, und es wurde pflichtschuldig nach Indore abgeliefert.

Wir erreichten Indore, die Hauptstadt einer Mahratta-Dynastie am 16. früh, in einem Wagen den man uns gütigst entgegengeschickt hatte. Capitain Eden, erster Assistent des Residenten an diesem Hof, machte uns in Abwesenheit seines Chefs die Honneurs der Residency in der unendlich gastfreien indischen Weise; das Gebäude ist stattlich und zur Repräsentation wohl geeignet, ist aber mit den Wohnungen der beigegebenen Officiere die einzige europäische Niederlassung in Indore selbst, während Mhow, eine große Militärstation, 15 englische Meilen entfernt ist. Hier wurde eine dreitägige Rast beschlossen, an die 104 eine Anzahl Ziegen gegeben, und wir selbst waren froh die elende Kost der Bungalows mit einem guten europäischen Tisch zu

vertauschen und einmal wieder in Betten zu schlafen; leider waren mit dem warmen Wetter auch die Musquitos nach geraumer Ruhe wieder erwacht und wir fanden wohl Betten aber keinen Schlaf. Zum zweiten Male in Indien bekam ich hier Briefe aus Europa, 18 an der Zahl, und war in lautem Jubel; dies gab reichliche Beschäftigung, und überdies war die Gesellschaft unseres gütigen Wirths und seiner liebenswürdigen Gattin, sowie mehrerer Besuche von der angenehmsten Art. Alle Tage gab es Diners mit Tafelmusik, andere Herrlichkeit und sogar Tanz, ein ganz besonderes Vergnügen bei 25° R., aber die Gesellschaft war so eifrig, daß einige junge Officiere beim Mangel an Damen selbst mit einander tanzten.

Um die Stadt zu besuchen bestiegen wir Elephanten, und das erste Abenteuer war die Begegnung eines rasenden Elephanten; das männliche Thier wird in der Brunstzeit oft auf einige Zeit ganz unbändig, und es ist die naive Sitte der Eingebornen, die wilde Bestie, die im Haus und Stall großen Schaden anzurichten im Stande wäre, ohne weiteres in die Straße rennen zu lassen; besonders kehrt er dann seine Wuth gegen andere Elephanten, und wir mußten nothgedrungen absteigen und demüthig zu Fuße gehen; unterdeß vergnügte sich der tolle Elephant in einer andern Straße mit einem schweren Ochsenkarren, den er wie einen Spielball vor sich herwarf. Nun gingen wir zu den Tigern und Leoparden, welche hier in hölzernen Käfigen gehalten wurden; die Thiere waren so zahm, daß ein junger Hindu in ihren Käfig ging und mit ihnen machte was er wollte, ja sie waren ihm so attachirt, daß als er neulich auf einige Zeit von seinem Dienst entfernt worden war, eine alte Tigerin ganz melancholisch wurde, erkrankte und nur genas als man ihr ihren alten Wärter zurückgab. Mit unglaublicher Verwegenheit ging der Mensch zu den Thieren hinein, ließ auch die Thüren hinter sich offen, was denn doch die Stärke unserer Nerven ziemlich auf die Probe stellte.

Nun ging es nach einem Hindu-Tempel, der von schwarzgrauem Marmor in Mitte eines mit Verandahs versehenen Hofes errichtet ist; er ist einer der reinlichsten die ich gesehen, in leidlichem Geschmack und sehr groß, da vor dem in einem Thürmchen verborgenen Allerheiligsten eine große Vorhalle ist. In der Stadt sahen wir einige Götzenbilder höchst obscöner Art. Man zeigte uns auch noch die Gräber der regierenden Familie innerhalb eines ummauerten Bezirks; jedes einzelne Denkmal war wie ein Tempel, und im Innern befand sich eine angekleidete Puppe, den Verstorbenen darstellend. Schildwachen in zerlumpten, den englischen nachgeäfften Uniformen standen an den vornehmsten Gräbern. Mir fiel in den hölzernen Strukturen einiger dieser Pagoden eine Aehnlichkeit mit chinesischer Schnitzerei auf. Noch einen andern Tempel sahen wir, mit fashionablem, von einer Masse Andächtiger besuchtem Badeteich; Indore muß wohl eine reiche oder sehr devote Hindu-Bevölkerung besitzen, denn ihre Heiligthümer sind sehr glänzend.

Nun führte man uns nach einem Hospital, von dem der Residentschaft

beigegebenen Arzte errichtet; er ertheilte täglich etwa 50 Eingebornen unentgeltlich Rath und Hülfe, und die Ranee Mutter gab Geld um die Kosten der Arzneien und der Abwartung zu bestreiten. Viel Gutes wird durch Impfen gestiftet, und manches den unwissenden eingebornen Aerzten unheilbare Uebel findet wenigstens Erleichterung. Wir sahen die Operation eines Wassersüchtigen; seit meinen chirurgischen Studien in Calcutta war ich ziemlich abgehärtet, wünschte mich aber doch weit weg, aber wie vorher bei den Tigern wollte Keiner zuerst die Flucht ergreifen. Die musterhafte Standhaftigkeit mit der der Patient, ein halbwüchsiger Knabe, die Operation aushielt, erleichterte es indeß auch uns Zuschauern, und gab mir einen Beleg für die Resignation welche diesen Leuten beiwohnt, wenn es gilt das Unvermeidliche zu ertragen, während sie sonst sich gern laut und jämmerlich beklagen. Zu unserer Freude wie zu des Doctors Leidwesen fand sich in der umstehenden Menge, denn das Ganze ging in einer offenen Verandah vor, kein weiteres Opfer seiner Geschicklichkeit.

Man hatte die Gewogenheit für uns einen großen Durbar anzuordnen, eine Festlichkeit die nun schon fast anfing uns zu ermüden, da wir an Schauspielen der Art übersättigt waren. Unsere Elephanten in fliegenden goldgestickten Decken und mit silbernen Howdah's waren prächtig, wie gewöhnlich kam uns der Minister halbwegs entgegen, und am Eingang des Palastes empfingen uns die aufgestellten Truppen mit God save the Queen und allen Ehren. Der Palast ist ein großes Quadrat, einen Hof einschließend und mehrere Stockwerke hoch; die Fronte hat Erker und Gallerien und ist in der oben erwähnten kindischen Manier bepinselt. Durch einige sehr unkönigliche Gänge und Treppen erreichten wir die Audienzhalle, von wo die übliche schrille Musik und schreiender Gesang der Bayaderen uns entgegen tönte. Der auch hier minderjährige Maharajah, ein artiger, intelligenter Junge von 13 Jahren, kam uns entgegen, begrüßte uns und führte uns nach dem oberen erhöhten Ende der Halle, wo seine Adoptivmutter, bis an die Nase in ein weißes Tuch verhüllt, uns freundlichst empfing, ja uns die Hand reichte. Sie saß in einem Erker auf der Erde, der junge Maharajah nahm vor ihr Platz und wir Andern davor, sämmtlich auf der Erde und dafür den Hut auf dem Kopf. Man lernt bei solchen Anlässen seufzend die von Jugend auf angelernte Geschicklichkeit der Orientalen bewundern, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, eine Kunst die uns viel Kopf- und Beinbrechen kostete. Der junge Herr spricht ein paar Worte englisch, war lebhaft, natürlich und gefiel uns gut. Sein Anzug war sehr einfach, die weiße indische Sommertracht, aber wie gewöhnlich war er mit Juwelen bedeckt; desto weniger glänzend war sein Gefolge, da dieser Hof keine Aristokratie wie die von Gwalior besitzt. Bei der Abschiedsscene wurden wir wieder wie Opferthiere mit Guirlanden behängt, und Betel und Gewürz uns in die Hände gestopft, daß wir nicht wußten was damit anfangen; unhöflicher Weise warf ich meines weg, und ein hungriger

Kammerjunker mag es aufgelesen haben. Zuletzt machte sich Se. Hoheit noch den Spaß uns mit einer kleinen Spritze mit Rosenwasser zu begießen, und ein Höfling bestrich unsere Röcke mit Rosenöl, wodurch sie auf Wochen für civilisirte Gesellschaft unbrauchbar wurden. Nach dem Abschied führte man uns noch aufs Dach des Palastes, von wo wir die im Grünen liegende ansehnliche Stadt und die hügelige Umgegend übersahen; auch hatten wir eine hübsche Scene in der Straße vor uns, wo man zwei der zahmen Leoparden an Pfähle gebunden hatte um einige Elephanten an ihren Anblick zu gewöhnen; sie scheuten und trompeteten aber nicht wenig. Um den Palast zu verlassen mußten wir nun eine Treppe hinunter, die vor kurzem der Schauplatz eines tragischen Ereignisses gewesen war: es ist gebräuchlich daß im Monat Juli jeder Hindu nach seinen Kräften die Braminen bewirthet und beschenkt, und an dem orthodoxen Hofe von Indore fand diese Ceremonie alljährlich mit großer Freigebigkeit statt; da man indeß bemerkt hatte daß viele Braminen sich zweimal meldeten, so sann man auf ein Mittel dem vorzubeugen und sperrte sie schließlich allesammt auf dieser Treppe ein; auf ein gegebenes Zeichen wurden sie losgelassen, das Gedränge der gierigen Horde nach den Geschenken war aber so groß, daß nicht weniger als 193 Braminen erquetscht und erstickt wurden und sonstwie elendiglich ums Leben kamen. Auf unsern stolzen Elephanten, deren Schellen, am Geschirr angebracht, uns auf dem ganzen Wege ein Ehrengeleite und Ehrengeläute gaben, kehrten wir nach den europäischen Quartieren zurück.

Der Mahratta-Hof von Indore ist ganz parallel dem von Gwalior, jedoch weniger bedeutend; die hiesige Familie führt den Namen Holkar, wie jene Scindia. Auch hier besteht ein Contingent, dessen Soldaten dem Maharajah verpflichtet sind, wogegen die Officiere im Dienst der Compagnie und in deren Pflichten bleiben. Das ist wenigstens ehrlich, und Holkar und Scindia können daraus ihren Schluß ziehen wie jeder Andere.

Wir waren nun in dem Landstrich von Indien, der Malwa heißt und wegen seines Opiums berühmt ist. Auf dem Territorium der Compagnie ist die Opiumkultur Monopol, hinsichtlich dieser Gegenden muß sie sich beschränken, durch einen hohen Eingangszoll auf das Opium das zur Verschiffung ihr Gebiet betritt, ihr Interesse zu wahren. Das Opium-Monopol ist gehässig ohne unmoralisch zu sein, da die Opiumkultur und der Opiumhandel nicht geringer werden würde wenn die Regierung auf ihr Monopol verzichtete.

Am 18. März waren wir wieder unterwegs, und hatten nun eine böse Strecke vor uns; der Eifer, die weltberühmten Felsentempel Indiens zu sehen, wies uns auf eine Nebenroute wo wir keine Bungalows mehr erwarten durften, vielmehr mit der ersten besten Unterkunft vorlieb nehmen mußten, meist einem Serai, der weiter nichts als ein Dach gegen die Sonne, freilich die Hauptsache, gewährte, dagegen aber Staub und Schmutz, auch wohl unwillkommene Gesellschaft anderer Wanderer. Jene Bungalows boten wenigstens Gelegenheit

sich von einer staubigen Nacht in einem freundlichen und reinlichen, wenn auch kahlen Zimmer zu erholen, sich zu reinigen und wenigstens erträglich zu essen; jetzt war von allem das Gegentheil, und der Koch den wir in Indore mietheten und auf ein Kameel setzten uns zu begleiten, hatte ein geringes Amt; Thee war immer die Haupt-Erquickung, und zum Glück hatte ich eine ganze Menge Schachteln mit Bouillon-Gallerte in Calcutta aufgekauft. Mein guter Delessert würde gesagt haben: „on ne mange pas pour s'amuser quand on voyage.“ Zugleich fingen wir nun an die heiße trockene Jahreszeit mehr und mehr zu spüren: wir hatten einmal im Schatten unseres Serai 33½° R., und dabei kam der heiße Südwestwind wie aus einem Ofen, anstatt daß sonst der Luftzug die Kühlung bringt. Als fleißiger Correspondent setzte ich das Geschäft des Schreibens auch hier noch fort, natürlich auf den Knieen und mit allem geistlichen Hochmuth eines sich selbst quälenden Fakir's; an Streusand fehlte es jedenfalls nicht, den die ewigen Staubwirbel mir nur zu reichlich zuführten.

Den ersten Tag trafen wir einen Serai der wenigstens den Vorzug romantischer Lage unter zwei uralten heiligen Feigenbäumen hatte. Nachts passirten wir auf einer Fähre die hier schon sehr breite Nerbudda, Ihre Majestät Nerbudda, wie der höfliche Hindu den ebenfalls heiligen Strom nennt;* hier fanden wir auch unsere alten Bekannten vom Ganges her, die Verkäufer heiligen Wassers, welche unsere Träger mit ihrem lauten bom bom Mahádeo begrüßten. Die Gegend hier ist bergig, war aber zu verbrannt um jetzt für hübsch gelten zu können.

Am zweiten Tag wieder erbärmliches Unterkommen, das schon anfing auf die Stimmung unserer Gesellschaft zu drücken. Einige Unterhaltung gewährte uns ein hübscher Einfall des Generals, der von einem Spaziergang mit dem kleinen achtjährigen Häuptling des Orts zurückkam; er ließ einige Kissen aus den Palankins zurecht legen und hielt einen förmlichen Durbar mit dem Jungen, den er zuletzt mit dem Geschenk von Runjeet Singh's Bild entließ. Wir hatten nun eine sehr starke Strecke vor uns, da wir in ungeduldigem Ueberdruß des jämmerlichen Serai-Lebens die Station Assierghur in Einer Nacht zu erreichen gedachten, wo die Hoffnung auf europäische Gesellschaft und den in Indien immer vortrefflichen Tisch uns höchst lockend war; überdies gedachten wir von dort unsere europäischen Briefe zu spediren, und meinerseits wäre es das erstemal in den drei Jahren gewesen daß ich eine Postgelegenheit hätte vorübergehen lassen. Der Entschluß war jedoch zur üblen Stunde gefaßt; noch am Abend stürzte einer der Träger und verrenkte sich den Fuß, wobei er nach Hinduart sich anstellte als hätte er ein Bein gebrochen; das kostete eine Stunde Aufenthalt, und nachher fanden wir den Weg

* So ist es auch höflich Mahommedanern gegenüber im Gespräch zu sagen Sein Excellenz Mahommed.

so bergig, daß unsere Berechnung nach der Entfernung der Orte sich unanwendbar erwies; die Folge war denn daß wir bis zum Mittag des nächsten Tages, bei einer Hitze von nahezu 30° in Staub und versengendem Winde, reisen mußten ehe wir Assseerghur erreichten. Dort aber waren wir wahrhaft entsetzt, als man uns auf unsere unbefangene Frage nach den Wohnungen der Europäer eine Bergfestung ähnlich Gwalior, aber beträchtlich höher, die wir schon von fern als eine Curiosität bewundert, als die Station des Militärs wies. Auf dem steilen Weg, in der Mittagshitze und mit den schweren Palankins war das Unternehmen fast unausführbar, die armen Träger waren nahe an offenem Aufruhr, der Weg den wir mit beharrlicher Entschlossenheit nun doch betraten, dehnte sich immer länger, und am letzten Abhang angekommen sahen wir noch eine so formidable Strecke vor uns, daß wir schon halb verzagten und beinahe schmählich umgekehrt wären, um unten zu campiren; nie habe ich eine Gesellschaft von vernünftigen und leidlich rüstigen Leuten so ganz niedergeschlagen gesehen, und wir waren in unserer kläglichen Stimmung auf dem besten Wege, einer dem andern die Hitze Indiens und die Höhe des alten Bergnestes vorzuwerfen, Dinge an denen wir doch alle sehr unschuldig waren; ein letzter verzweifelter Entschluß gewann jedoch die Oberhand, und oben glücklich angekommen schickten wir unsern Empfehlungsbrief an den Obersten Savaye, den Commandanten der Station voraus, denn wir schämten uns unseres Aufzugs, da wir verstaubt, erhitzt und übermüdet wohl fühlten daß unser Aeußeres nichts Empfehlendes mehr besaß. In die Erde aber hätten wir sinken mögen, als er uns seiner jungen hübschen Frau vorstellte; doch bestaubte Reisende sind in Indien nichts unerhörtes, und ohne merkliches Erstaunen ließ unsere liebenswürdige Wirthin sofort das nöthigste anordnen, Thee zu unserer Erquickung. Nur wer eine indische forcirte Tour dieser Art gemacht hat, vermag die unschätzbare Wohlthat dieses Getränks nach Gebühr zu würdigen; so kamen wir allmälig wieder zu uns selbst, und als wir getränkt, gewaschen und abgekühlt waren, beschlossen wir im Gefühl der wonnigsten Ruhe uns diesen behaglichen Zustand wenigstens einen Tag lang zu gönnen, wie auch die Träger rasten zu lassen.

Assseerghur hat eine ächt indische wechselvolle Geschichte: ein altes Hindu-Fort, dann von den Moguls eingenommen, später in den Händen der Mahrattas und nun eine englische Station. Die Engländer beschossen es im Jahre 1818 um eine Bresche zu machen; es fand sich aber später daß es, selbst ohne Widerstand, einem rüstigen Mann eine Viertelstunde Zeit nahm durch sie in die Festung zu gelangen. Die Uebergabe erfolgte indeß auf eine leichtere Weise, indem eine springende Bombe einer der Weiber des Rajah der das Fort vertheidigte, den Arm zerschmetterte, und so Entmuthigung bewirkte. Die Engländer halten den Ort besetzt, weil sie ohnehin eine kleine Macht in dieser Gegend unterhalten müssen, und zu befürchten steht, daß wenn er verlassen würde eins der räuberischen Bergvölker in der Nachbarschaft sich des

unersteiglichen Felsennests bemächtigen würde. Jetzt liegt ein halbes Bataillon der Armee von Bombay dort, zu welcher Präsidentschaft dieser Distrikt bereits gehört.

Die Bauart ist ganz gleich den Wällen anderer indischer Befestigungen; halbrunde Zinnen krönen die Mauer ringsum, das meiste aber hat die Natur gethan. Die mahommedanischen Besitzer haben sich durch eine Moschee mit weithin sichtbaren Minars verewigt, deren fast rein gothische Bögen mir auffielen. Auf dem Plateau des Berges sind die Wohnungen der Mannschaft, auch ein kleiner Bazar; auch Staatsgefangene werden hier aufbewahrt, der Nuwab von Bhopal und einige Anhänger, in enger Haft. Die Officiere haben hübsche Bungalows mit Gärten und weiter Aussicht auf die bergige Umgebung; obwohl etwas einsam und höchst unzugänglich ist die Station wegen der angenehmen Kühle beliebt. Die köstlichen Weintrauben welche am Abhang der Feste wachsen, hatten wir gleich anfangs gewürdigt, als sie uns armen Ankömmlingen zur Erquickung geboten wurden.

Am 22. Abends verließen wir den gastfreien Oberst, erreichten mit wenig Mühe wieder den Fuß des Berges, und waren nach überstandener Beschwerde mit unserer Expedition recht zufrieden. Zwei Nächte brachten uns nach Boodur, und am 25. früh gelangten wir bis zu den Felsentempeln von **Adjunta**, aber diese drei Tage waren wieder kläglich genug; selbst die größeren Serais, so staubig und schmutzig sie waren, fehlten nun, und man brachte uns in elende Schoppen, wo wir den wenigen Raum einmal sogar mit einem Fakir theilen mußten; auch eine ganze Familie fand sich vor, aber die scheuten sich noch mehr vor uns als wir vor ihnen, und machten sich so unsichtbar als möglich. Der Fakir hatte seine orangegelbe Flagge aufgepflanzt, das regelmäßige Zeichen wodurch ein heiliger Mann seine Anwesenheit bekannt gibt, und zog aus zu souragiren, von welcher Unternehmung er wohlbeladen nach einer Weile zurückkehrte. Offenbar kommen nur selten Europäer hierher; wir waren der Gegenstand allgemeiner Neugier, und namentlich unsere complicirte Toilette, die wir à la Schnepfenthal am öffentlichen Brunnen machen mußten, zog ganze Schaaren von Bewunderern herbei. Am Nachmittag sahen wir einen großen Markt unter Zelten entstehen; grobe Tücher und Früchte machten die Mehrzahl der Waaren aus. Ich beobachtete zwei Fakirs, der eine ein stämmiger und rüstiger junger Mann, die zu den wenigen ihres zahlreichen Ordens gehörten die sich wirklich eine Plage auferlegen; sie hatten jeder eine eiserne Keule die mit Ketten und scharfen Spitzen versehen war, als steten Begleiter in der Hand, und mit diesen Ketten rasselnd zogen sie von Verkäufer zu Verkäufer Almosen sammelnd.

Die Felsentempel * von Adjunta befinden sich in einer abgelegenen Berg-

* Der Engländer sagt ungenau Caves, oder schwerfällig Rock cut temples, und die Bildsamkeit unserer reichen Sprache tritt in dem wohlklingenden Wort **Felsentempel** recht glänzend hervor.

schlucht, zwei Stunden von dem Ort gleichen Namens entfernt; man betritt diese Schlucht durch das felsige Bette eines Gießbachs der jetzt trocken war, und nachdem man etwa eine halbe Stunde durch diese einsame wilde Scenerie vorgeschritten ist, schließt sich nach einer scharfen Wendung der Schlucht der Anblick auf die Tempel auf; sie bilden an der einen steilen Wand einen Halbkreis, gegenüber springt ein Berg vor, den Mittelpunkt dieses Halbkreises bildend; mit den letzten Tempeln schließt sich die Schlucht durch eine Felswand, von der in der nassen Jahreszeit ein Wasserfall herabstürzt: das Ganze ist wild, öde und eine höchst passende Umgebung für diese uralten, mit der Gegenwart durch kein Band verknüpften Denkmale; ein schmaler Pfad führt etwa 30 Schritt hinauf zum ersten Tempel, und dann entlang der ganzen Reihe der 29 Tempel. In einem der geräumigsten Tempel schlugen wir für zwei Tage unser Lager auf, eine wild romantische ja schauerliche Wohnstätte in der tiefsten Abgeschiedenheit, nichts vor unsern Augen als die lange Reihe der Heiligthümer und die schroffen Wände der Schlucht, die leider bei der allgemeinen Dürre auch nichts Grünes mehr zeigten.

Die Tempel von Adjunta sind sämmtlich buddhistisch, die Statuen des Gottes in den verschiedensten Lagen und Stellungen enthaltend, und nicht zu verkennen in ihrem sinnenden, der Welt entrückten, aber immer selbstgefälligen Ausdruck. Der Tempel in dem wir campirten war einer der schönsten, die Vorhalle von Säulen getragen die aus dem massiven Stein gehauen waren, und diese Säulen in Gruppen von je vier, wie sie sich auch in den buddhistischen Gebäuden Ceylons finden. Die Kapitäle waren reich verziert, und das Ganze massiv ohne plump zu erscheinen. Die Hauptballe, etwa 50 Fuß lang und 15 breit, enthält keine Verzierungen, aber viele Nebenkammern, deren Bestimmung bei der Neigung des Buddhismus zum Mönchsleben zu errathen ist. Im Hintergrund ist eine Nische eingehauen, unzählige anbetende Gläubige in der klassischen Stellung der Hände und Beine in Relief enthaltend, dahinter ein letztes Gemach mit kolossalen Reliefs der fünf göttlichen Buddha's. Dieser Tempel ist das Bild vieler der übrigen, andere haben zwei Stockwerke, sind sehr tief, mit einer ausgehauenen Colonnade umgeben, und enthalten am hintern Ende das glockenförmige, ebenfalls klassisch buddhistische Heiligthum. Die Decken einiger Tempel, namentlich der von letzterer Art sind gemauert und gewölbt, und Rippen, Holzwerk nachahmend daran ausgehauen; im allgemeinen jedoch ist alles aus dem massiven Fels, einem vulkanischen Produkt mit horizontalen Lagen gehauen, ebenso die Reliefs, welche von mittelmäßiger Auffassung und Ausführung sind. Einige der Tempel enthalten sehr verwischte Fresken, Processionen und Aehnliches darstellend, wo sich auch jene schon früher erwähnten Heiligenscheine vorfinden. So viel noch davon sichtbar ist, verrathen sie künstlerischen Werth. Leider sind diese Denkmale, deren Alter über 2000 Jahre geschätzt wird, durch vandalische Hände sehr beschädigt.

Wenn eine Umgebung phantastisch genannt zu werden verdient so war

es diese, und ein einsamer Spaziergang an der öden Tempelreihe hinauf versetzte ganz in die abstrakte und träumerische Stimmung, die ja dem Buddhismus angehört; man enthält sich nicht, in die verlassenen Heiligthümer mit ihren stummen Figuren das mystische Schöpfungswort „Om!" der Buddhisten hineinzurufen, und würde kaum auch verwundert sein, wenn gegenüber dieser seit Jahrhunderten abgeschlossenen Welt die Magie sich bethätigen wollte. Doch störten die Geister der Vergangenheit unsere Ruhe nicht einmal im Schlaf; in unsern Palankins hatten wir eine vortreffliche Nacht, nicht so die 104. Sie hatten einen Versuch gemacht sich in unserm Tempel einzunisten; als ihnen das mit dem Bemerken verkümmert wurde, es seien ja noch genug Tempel vorhanden, wagten sie es nicht sich ohne unsern Schutz in die Hände der buddhistischen Dämonen zu geben, und zogen es vor unten im Thal zu lagern, wo sie ihrer eigenen Aussage nach von Musquitos fast aufgezehrt wurden. Nicht ohne Bedacht wehrten wir ihnen jene Gunst, denn nächst den leidigen Musquitos gibt es nichts verderblicheres für die Nachtruhe eines Europäers als die Nachbarschaft von ein paar Hindus; eben so wie sie die Gabe besitzen zu jeder Zeit und an jedem Ort sich zum Schlaf anzuschicken, so haben sie andrerseits die Nacht zum Schwatzen und Hookah-Rauchen; es scheint ihre größte Lust zu sein, und sie haben nicht die geringste Idee daß ihr lautes Geplauder störend sein könnte; so gehorsam und unterwürfig sie sonst sind, bleibt in diesem Punkt alles Befehlen fruchtlos, und das scharfe „Chup row, ruhig!" hilft nur für einen Augenblick. Ein Bekannter von mir erlaubte einmal seinen Leuten in einer regnichten Nacht in seinem Zelt zu schlafen; sie wendeten ein der Geruch des Tabaks werde dem Sahib unangenehm sein, und als er sagte das mache nichts, meinten sie sie wären gewohnt des Nachts zu schwatzen, und blieben lieber im Regen liegen als unter Dach ruhig zu sein.

Während der zwei Tage die wir in den Tempeln waren, hatte Capitain Gill, der mit der Zeichnung der Tempel von der Regierung beauftragt in dem nahen Adjunta wohnte, uns alle mögliche Dinge zu Genuß und Bequemlichkeit gesandt, und am 26. Abends sollten wir bei ihm essen. Der Weg nach Adjunta zeigte uns deutlich den seltsamen Charakter des Gesteins; wir stiegen lange und hoch um auf die Ebene zu gelangen, denn das Thal der Felsentempel ist nichts als ein Riß im Erdreich. Der Capitain wohnte in einem muselmännischen Grab, das sehr freundlich zu einer Wohnung umgeschaffen war; dicht hinter dem Haus ist eine ähnliche Schlucht, an 80 Fuß tief, während man darüber hinaus die Ebene erblickt. Man nahm uns sehr freundlich auf und bewirthete uns mit europäischer Kost, die für uns hohe Leckerbissen waren, und Mrs. Gill, eine schöne, liebenswürdige Frau machte die angenehme Wirthin. Diese Rose blühte indeß sehr im Verborgenen; sie sind die einzigen Europäer hier, und Mrs. G. machte, nachdem sie ein Jahr lang keine andere Dame gesehen hatte als ihr Bild im Spiegel, kürzlich eine Expedition 30 englische Meilen weit, ihre nächsten Nachbarinnen zu besuchen. So gut die

Aufnahme unserer liebenswürdigen Wirthe war, so waren wir doch schon längst gewöhnt um der Annehmlichkeit willen nirgends mehr zu verweilen, und drei Nächte im Palankin und zwei Tage im Staub der Serais brachten uns vorwärts bis zu den noch berühmteren Felsentempeln von Ellora.

Ein Grab war hier zum wohnlichen Bungalow hergerichtet, eine Menge anderer Grabmäler sind in der Nähe, und unweit das Fort Rosa, voll von Mahommedanern, Moscheen und Gräbern. Von dem Hügelrücken auf dem diese Gräber liegen, hat man eine Aussicht auf das im Grünen liegende Ellora in der Ebene; die Fortsetzung dieses Rückens nach Westen und der Ebene zugewandt enthält die in das horizontale Gestein gehauenen Tempel; die Gegend ist durchaus nicht wild und großartig wie die Schlucht von Adjunta. Die Tempel dagegen, theils braminisch theils buddhistisch, theils dem Jain-Kultus angehörig sind merkwürdiger, auch besser erhalten. Der allgemeine Charakter ist folgender: ein in den Felsen gehauener Vorhof umfaßt einen weiten Raum, von dem aus erst das ganze zweistöckige Werk sichtbar wird; der obere Stock ist der bedeutendere, und eine in den Felsen gehauene Treppe führt hinan; Säulenreihen tragen die Decke, und ringsum in Nischen sind Reliefs eingehauen. Das erste Heiligthum enthält Reliefs aus der Geschichte Mahádeo's oder Shiva's, dessen Symbol nicht fehlt; sie sind mangelhaft gezeichnet und ausgeführt, aber von sehr geistreicher Auffassung, die Gruppen sehr lebendig und sprechend. Dieser Tempel wird von 36 schwerfälligen Säulen in 6 Reihen von je 6 getragen. Nun folgen buddhistische und Jain-Tempel; die Buddha's sind ganz unverkennbar, unser Führer aber, ein Bramine, hatte für jeden der armen Buddha's einen braminischen Namen, und tischte uns in Bezug auf die Händestellung einiger ein abgeschmacktes Märchen auf: das sei Vishnacarma, der Vulcan der Hindus, der diese Höhlen erbaut, sich aber vor ihrer Vollendung in den Finger schnitt und das Werk liegen lassen mußte. Einer dieser Tempel ist sogar dreistöckig, andere geringerer Art, einer die Copie jenes Tempels von Adjunta mit gewölbtem und geripptem Dach; aber auch dieser galt unserem Braminen für eines der Werke seines Vishnacarma.

Der große oder Kailas-Tempel ist nördlich von den obigen, und wirklich großartig; die den Eingang beschützende Felswand ist reich mit Reliefs geziert, dann betritt man ein großes Viereck, etwa 250 Fuß lang, 150 breit, und von fast 100 Fuß hohen Felswänden umgeben. Zu beiden Seiten sieht man kolossale Elephanten und plumpe Obelisken; ein kleines Felsengebäude, durch eine Art Brücke mit dem Dach der Vorderwand und dem zweiten Stock des Hauptgebäudes verbunden, steht vorn, in der Mitte des Vierecks der große Haupttempel. An zwei der Seiten des Vierecks sind Arkaden und Reliefs eingehauen, die dritte hat Vishnacarma unvollendet gelassen. Alles ist hier entschieden braminisch; sehr eigenthümlich ist eine Reihe Reliefs an einem halbrohen Felsblock, den Feldzug des Affenkönigs Hanuman gegen den Riesen von Ceylon darstellend; die Reihen der Kämpfenden sind in egyptischer Manier,

einer hinter dem andern dargestellt. Das Hauptgebäude in der Mitte ist ganz bewunderungswürdig, wenn man bedenkt daß es wie es da ist, von oben aus dem Fels herausgemeißelt ist; es ist zweistöckig, von Reihen von Elephanten getragen, welche zum Theil kämpfend, z. B. mit bemähnten Löwen dargestellt sind; jeder Theil ist sorgfältig ausgemeißelt, das Dach ist eine verzierte Pyramide im Hindu-Geschmack; der zweite Stock enthält ein geräumiges von Säulen getragenes Gemach, in dem ein Fakir sich heimisch gemacht hatte.

Es liegen weiterhin noch einige Höhlen, welche jedoch nichts neues enthalten. Was die große Streitfrage Braminismus versus Buddhismus betrifft, so ist es offenbar daß die zuerst beschriebenen Buddha-Tempel älter sind als ihre braminischen Nachbarn, denn sie occupiren den best gelegenen Theil des Abhangs, während die braminischen sich mit dem Platz darunter begnügen mußten. In dem Kailas-Tempel fand ich einen vierarmigen Buddha, ein mythologisches Unding; Buddha war er unbezweifelt, und nach einiger Untersuchung fand ich daß die zwei ungeschickten Nebenarme zu dieser Figur hinzugehauen sind, was leicht war da dieselbe Relief ist; man kann somit annehmen, daß die Braminen als sie ihren großartigen Tempel hier begannen, den fremden Götzen schon vorfanden und in dieser Weise umformten. Der General, der Kenner war, erklärte schließlich daß einer der Jain-Tempel der neueste und besterhaltene sei.

Wir gingen in der Nacht weiter, und fanden uns am 30. mit Tagesanbruch vor den Thoren der berühmten Bergfeste Dowlutabad, dem Nizam von Hyderabad gehörig; wir waren schon seit einiger Zeit im Gebiet dieses mahommedanischen Fürsten, der der größte der noch unabhängigen Herrscher Indiens ist, aber durch schlechtes Regiment und die Erhaltung eines zahlreichen Contingents, das von Officieren der Compagnie befehligt wird, dem Untergang schon längst nahe ist. Dowlutabad, ein uneinnehmbares Felsennest, ist ein Besitz den er mit besonderer Eifersucht hütet, und um uns das Vergnügen zu verschaffen es zu sehen, hatte es eines im voraus von Hyderabad, mehrere hundert englische Meilen her geschickten Passes bedurft. Der unregelmäßig kegelförmige Fels auf dem es liegt, erhebt sich senkrecht aus der Ebene, die Stadt zu seinen Füßen, und diese mit einer dreifachen Ringmauer eingeschlossen. Die Befestigung ist fast ganz Werk der Natur, denn erst gegen die 500 Fuß hohe Spitze hin zeigt der senkrechte Fels abschüssige Flächen. Die einzige Möglichkeit hinaufzugelangen bietet ein in den Felsen gesprengter Tunnel und Treppe, völlig durch das Gestein gebohrt, ohne Oeffnungen nach außen und nur bei Fackellicht betretbar. Dieser Gang kann sofort verschüttet, oder von Einem gegen Tausend vertheidigt werden, aber eben so leicht ist es ihn von außen einzuschießen und die Besatzung auszuhungern. Schon wegen seiner Kleinheit ist dieses uneinnehmbare Fort ohne Werth; oben steht nur ein Gebäude von einiger Bedeutung, nur vier Kanonen, und keine Kaserne noch Besatzung sichtbar. Aurung Zeb hat Dowlutabad, das man mit „Schatz-

kammer" übersetzen kann, von einer benachbarten Höhe ein volles Jahr lang beschossen, aber vergebens. Ein zerstörtes Fort ähnlicher Art, etwa 500 Fuß steil aus der Ebene sich erhebend, liegt eine Strecke weiter.

In zwei Stunden gelangten wir nun nach Aurungabad, dem in mancher heißen Stunde ersehnten Ziel der langen Reise mit unsern 104, die hier entlassen wurden. Brigadier Twemlow, der eine Brigade vom Contingent des Nizam commandirt, nahm uns gastfrei auf, und nun wieder auf der großen Straße angelangt, Bombay nahe und sicher es in kürzester Zeit zu erreichen, priesen wir unser Geschick daß wir die Strapazen der Reise von Agra glücklich und ohne Schaden für unsere Gesundheit überstanden hatten.

Aurungabad, nach Aurung Zeb, dem Sohne Shah Jehans genannt, ist kein großer Ort; eine Militärstation mit Bungalows der europäischen Officiere liegt abgesondert davon. Die Gegend hat Abwechslung, da die flachen vulkanischen Hügel sich hier wie überall in jenen Strecken verstreut finden; Dowlutabad und das zerstörte Schwesterfort sieht man in einiger Entfernung. Eine Merkwürdigkeit des Orts auf die ich gespannt war, ist die Nachahmung des Taje Mahal, die Aurung Zeb seiner Gemahlin oder Tochter, es ist unbestimmt welche, zum Grabmal errichtete; wie das Taje steht es in einem Garten zu dem man durch einen Thorweg gelangt, leider alles völlig vernachlässigt. Das Grabmal erhebt sich auf einer Platform von Sandstein, ist viel schmaler als das Taje, kleiner und von weniger edlen Formen, aber nach demselben Plan, auch mit einer Kuppel gekrönt. Statt des polirten weißen Marmors findet sich hier weißer, durch die Zeit geschwärzter Stuck, und nur unten herum zieht sich eine niedrige Garnitur von weißem Marmor; eine Moschee, an die Perlmoschee in Agra etwas erinnernd, steht zur Seite, an den vier Ecken der Platform plumpe Minars. Auch das Innere ist dem Taje nachgeahmt, aber hier befindet sich in der Mitte eine weite Oeffnung, durch die man, wie im Mailänder Dom beim Grab des heiligen Borromäus, auf die Grabstätte im untern Gewölbe hinabsieht; das Grab selbst ist mit einem Geländer von schönem Marmorschnitzwerk umgeben, aber von der schönen Mosaik des Taje ist keine Spur. Kurz das Ganze, obwohl es viele schöne Einzelheiten besitzt, ist nicht geeignet Gemüth und Phantasie anzusprechen wie sein herrliches Vorbild, und stände ihm auch nicht dieser vernichtende Rival zur Seite, so würde es doch nie die Bewunderung aller Besucher gewinnen können.

In Aurungabad kam noch ganz kurz vor jener Zeit eine heimliche Wittwenverbrennung vor, trotzdem daß sie in allen Staaten auf welche die Engländer einigen Einfluß erstrecken, mit Verbot belegt ist; der fanatische Eifer der Angehörigen wußte der Aufmerksamkeit der Behörden zuvorzukommen. Die letzte großartige „Suttee" oder Verbrennung von Wittwen hat Indien nach Runjeet Singh's Tode gesehen, wo vier seiner Weiber und eine noch größere Anzahl Sklavinnen den Scheiterhaufen bestiegen.

Wir sahen einiges von dem Contingent und thaten einen Blick in die kläglichen Finanzen des Nizam, indem man uns auf die schwarz leinenen Beinkleider der Mannschaft aufmerksam machte; sie sollen wie Tuch aussehen und zugleich den Sommer über brauchbar sein, haben aber nun die Eigenschaft im Winter kalt und im Sommer heiß zu sein.

Während ich von unserer Reise die Plage der heißen Winde zu schildern hatte, wie sie uns in den Serais heimsuchte, ist es nun der Ort die Art zu beschreiben wie die Anglo-Indier sich in ihren Wohnungen dagegen zu schützen suchen. Diese Winde, die vom März an bis zum Beginn der Regenzeit im Juni den ganzen Tag wie aus einem heißen Ofen wehen, weiß der Engländer sich dienstbar zu machen, indem er alle Oeffnungen des Hauses nach Westen zu mit dichten Matten von wohlriechendem Kuskus-Gras verdeckt, welche fortwährend feucht gehalten werden; so entsteht im Innern der freilich arg verdunkelten Häuser eine feuchte kühle Zugluft, und man preist sich glücklich wenigstens Zug zu haben, während in dem untern Bengalen selbst dieser fehlt, und eine unerträgliche Schwüle auf der Gegend lastet. Andere Mittel Zug zu erregen sind Mühlen, unsern Fegemühlen ähnlich, welche hinter jene angefeuchteten Matten gestellt werden, und in jedem Zimmer, ja des Nachts über dem Bett ist der Punkah in unaufhörlicher Bewegung, eine künstliche Fächermaschine die in ganz Indien bis nach China hin eine wunderliche Zimmerverzierung bildet, und namentlich über keinem Eßtisch fehlen darf sobald das Wetter warm ist; es ist ein langer, etwa 2½ oder 3 Fuß hoher Rahmen, mit weißem Papier überspannnt, der an Schnüren der Länge nach aufgehängt ist und von außen durch einen Diener in Bewegung gesetzt wird. Schon durch die offenen Räume aller Tropenländer ist man gewöhnt nie ein Stück Papier ohne Beschwerer zu lassen, und klagt deßhalb nicht über den Punkah, der alles umherstäuben macht; wohl aber hat er seine principiellen Gegner die diesen Zug für ungesund halten; hat man aber eine Weile unter ihm gesessen so ist er zur Unentbehrlichkeit geworden.

Der heiße Wind dörrt alles aus, alles geht aus den Fugen, die Möbel, die man ohnehin stets massiv, nie fournirt hat, bekommen Risse, die Haare knistern beim Kämmen, und wo man hingreift fühlt man die trockene Hitze. Ich denke mir diese Zeit für Brustkranke sehr peinlich, im allgemeinen aber gilt dieselbe für die gesundeste des Jahrs, und unsre Tour von Agra hierher hätten wir in keinem andern Klima bei gleicher Wärme ungestraft machen können. Auch die Hindus fühlen sich am behaglichsten, und ebenso wie ich sie in den Himalayah's und selbst in der Ebene empfindlicher Kälte habe trotzen sehen, so ficht sie auch die Hitze nicht an. Dagegen fordert die Cholera ihre zahllosen Opfer am Ende der Regenzeit. Am ärgsten sollen die heißen Winde in der Breite von Agra sein, wo sie schon über die ganze verdorrte Halbinsel hingestrichen sind, und in jenen Ebenen ist ohnehin des Staubes und der Dürre schon im Winter allzuviel.

Wir verließen Aurungabad am Abend des 1. April, um die 284 englischen Meilen bis Bombay nunmehr mit Dawk, mit Relais von Trägern zurückzulegen; die heiße Witterung aber, sowie die Vorsicht ja Aengstlichkeit, welche den charakterisirt der nach mancherlei Abenteuern sich dem Ziele nahe sieht, hieß uns abermals nur des Nachts reisen und die heißen Stunden in den Bungalows zubringen; in diesen fanden wir nun auf der großen Straße, die sowohl die Route von Agra als die von Madras und Calcutta hier vereinigt, vortreffliche Kost und Unterkunft. Am 3. waren wir in Ahmednuggur, wo wir die neuesten englischen Zeitungen erhielten; zum Besten des Publikums in Indien erscheinen eigene Overland Papers, welche unmittelbar vor Abgang der Post gedruckt, das Neueste kurz zusammenfassen. Diese Nachrichten, um so viel neuer und aus Ländern denen wir bald wieder nahe zu sein hofften, gewannen natürlich sehr an Interesse; in ganz Indien aber war der erste Blick zu jener Zeit in den Theil der Zeitung, wo die französischen Nachrichten standen, und „lebt Louis Philippe noch?“ war die erste Frage, denn mit dem Tode des alten klugen Juli-Königs erwartete man die Katastrophe, die sich im Jahre 1847 freilich schon schwül genug ankündigte. Doch unsere Gesellschaft war in so rosenfarbener Laune Angesichts der nahen Heimkehr, daß uns eigentlich wenig daran lag wie wir Europa wieder fanden, wenn wir es nur wieder erreichten. Und wie wenig ahnten wir daß es so ganz anders kommen sollte, und daß der Mann dessen Herzensgüte und Geistesgaben ich auf dieser Reise so hoch schätzen gelernt hatte, eines der ersten Opfer des heraufziehenden Sturms zu werden bestimmt war!

Am 5. waren wir in Poonah, wieder eine hübsche Station von europäischem Ansehen, so daß die Nähe einer Seestadt die ihre Kultur so weit erstreckte, merklich wurde. Schöne Gruppen von Mangobäumen, ein Wahrzeichen Bombay's, eine hübsche Pagode im südindischen Styl von Madras statt der Spitzbogen von Benares, mit einem großen Ghaut zum Flußbett hinab, schöne Landhäuser und eine belebte Landstraße; Nachts kamen wir oft an Wagenburgen von Frachtkarren vorüber, die auf offener Straße bivouakirten. Den 6. waren wir in Khundalla, einem Ort im Gebirge der Western Ghauts, wo viele Leute aus Bombay der reinen Luft und der malerischen Umgegend wegen Landhäuser besitzen; auch sah man wieder Ziegeldächer, ein lang entwöhnter Anblick, da man in Nordindien der Kühlung wegen schwere Strohdächer vorzieht. Von den Höhen Khundalla's sieht man das Meer, und wie uns schon unsere 104 gar oft an den Zug Xenophon's erinnert hatten, so brachen wir auch jetzt in ein jubelndes θάλαττα, θάλαττα! aus, und mehr als je empfand ich es wie jede Seeküste, sei sie auch noch so fern, den Reiz der gebahnten Straße nach der Heimath besitzt. Auf der schönen Bergstraße die von hier nach Bombay führt, machten wir einen Theil des Wegs neben den Palankins zu Fuß, und erfreuten uns der romantischen Schluchten und Päße durch die sich die Straße windet, doppelt schön in der Beleuchtung der sinkenden Sonne.

Ein fatales Beispiel wie wir auf der langen Landreise verwildert waren bot sich uns, als wir durch Berechnung ausfindig machten es sei vor zwei Tagen Ostern gewesen! Es war uns doch ein wenig zu arg, so entschuldbar es auch sein mochte. Nun rechnete ich meinerseits auch die Reise von Calcutta seit Anfang des Jahres bis hierher nach, und fand daß ich in den drei Monaten nahe 500 deutsche Meilen im Palankin zurückgelegt, an 60 Nächte im Palankin, die meisten andern in Bungalows, im Zelt und auf der Erde, und nur 15 in einem Bett im Zimmer zugebracht hatte, mit einem Contrast von knietiefem Schnee in den Himalayah's und 33½° R. im Serai. Der General konnte noch mehr aufweisen, und wir alle waren denn doch etwas angegriffen, und dies war der Grund weßhalb er die an ihn für sich und uns gelangte Einladung, Gäste des Gouverneurs in Bombay zu sein, dankend ablehnte; wir gedachten im Gasthof es uns bequem zu machen und in aller Muße die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. So kamen wir Nachts gegen 2 nach Panwell, von wo die letzte Strecke zu Wasser zurückgelegt wird, und hier überraschte uns ein Diener des Gouverneurs Sir George Clerk, der uns benachrichtigte daß ein Dampfboot zu unserer Ueberfahrt bereit liege. Ein bequemes Boot wurde von diesem ins Schlepptau genommen, und so legten wir die 20 englischen Meilen in sehr kurzer Zeit zurück; die Sonne ging auf ehe wir weit vom Ufer entfernt waren, und begrüßte uns von den Spitzen der Berge, über denen sich ihre Scheibe erhob; so nahmen wir Abschied, vielleicht auf immer, von dem Festlande Indiens, denn Bombay selbst liegt auf einer Insel. Links erschien nun die kleine bergige Insel Elephanta, rechts Salsette, ebenfalls bergig, und beide berühmt wegen ihrer Felsentempel; und weiterhin das langgestreckte Ufer der Insel von Bombay, mit Gärten und Landhäusern geziert; am äußersten Ende das Fort und der Hafen mit zahllosen Schiffen. Man passirt nun eine kleine Insel, einer vor Jahren hier gehenkten Delinquentin zu Ehren Old Woman's Island genannt, dann Butcher's Island, eine flachere bewohnte Insel, und bald findet man sich in einem Labyrinth von Fahrzeugen: Pattimars, die seltsam geformten Küstenfahrer mit vorwärts gelehnten Masten und lateinischen Segeln, die arabischen Schiffe, nur durch ihre scharfen Schnäbel von europäischen unterschieden, eine stattliche Menge von Ostindienfahrern, Clippers, Seedampfschiffen, das Ganze einen der ansehnlichsten Häfen bildend die ich gesehen. Ein schöner Landungsplatz mit Quai wimmelt von Schiffern, Lastträgern und Fuhrwerken, und man findet sich sofort in all dem Gedräng eines großen See- und Handelsplatzes; als solcher gewinnt Bombay immer mehr an Bedeutung, und namentlich die Massen von Baumwollenballen erregen Interesse, wenn man gedenkt daß England auf die indische Baumwolle die Hoffnung gründet, dereinst von der Abhängigkeit vom amerikanischen Markte sich zu befreien.

Auch einen Wagen hatte der gütige Gouverneur am Quai bereit halten

lassen, und wir gaben dem Kutscher den Gasthof an nach dem er fahren sollte: bald hielten wir aber an einem Gebäude an das gar nicht wie ein Gasthof aussah, und wollten schon böse werden, als ein Diener salamend hervorkam und uns benachrichtigte, hier seien wir an einem Bungalow des Gouverneurs; derselbe begreise daß wir uns von der Reise ungestört zu erholen wünschten, und bitte uns daher uns hier nach unserm Gefallen einzurichten; nur hoffe er daß wir zuweilen bei ihm essen würden. Der Bungalow war vollständig mit allem versehen was zu unserm Comfort nur dienen konnte, zahlreiche Dienerschaft und vollständig eingerichtete Küche, so daß wir völlig zu Hause waren. Das war denn die Krone indischer Gastfreiheit; wenn bei den unendlichen Freundlichkeitsbezeigungen die der Reisende in Indien empfängt, ein cynischer Beobachter bemerken möchte, daß an mancher einsamen Station der Wirth ebenso erfreut ist Gesellschaft und Unterhaltung zu finden, als der Fremde gastfrei empfangen zu werden, so war hier ein Beispiel der ausschließlichen Fürsorge für unsere Behaglichkeit, wogegen nicht einmal das Opfer gefordert wurde uns als gute Gesellschafter zu erweisen. Und da unsere Ermüdung wirklich sehr groß war, machten wir von der uns dargebotenen Gunst öfters Gebrauch, indem wir zum Essen ruhig zu Hause blieben.

Um eine Beschreibung unserer neuen Wohnung zu geben muß ich zunächst die ganze Lage Bombay's andeuten; das sogenannte Fort, mehr eine befestigte Stadt, nimmt die Südspitze der Insel ein und enthält den Geschäftstheil, während die Wohnungen der Europäer nach Ost und West hin am Seeufer zerstreut liegen; eine offene Esplanade zwischen dem Fort und der See nach Westen zu ist aus strategetischen Gründen von Häusern frei, dafür stehen aber zahllose Zelte und eine Reihe von leichten nur auf einen Theil des Jahres berechneten Bungalows da, und in einem derselben fanden wir die von dem Gouverneur uns vergönnte Unterkunft; das ganz eigenthümliche Gebäude bestand aus einem Mittelbau der ein Eßzimmer enthielt, und außerdem eine weite aber offene Halle bildete, rechts und links Nebenflügel mit Schlafzimmern; aber alles aus Bambus, Holz und Matten, mit Stroh gedeckt und im höchsten Grade leicht und unsolid; ein weiter eingezäunter Raum umgibt den Bungalow und stößt hinten an die See; diese seltsamen Wohnungen sind die armseligsten und gebrechlichsten, aber zugleich die vornehmsten von Bombay, man bezieht sie in der heißen Jahreszeit des erfrischenden Seewindes wegen, möblirt sie aufs hübscheste, und sowie die Regenzeit herankommt werden sie weggenommen, da sonst der Regen sie alsbald wegschwemmen würde.

Die Fahrt nach dem Lusthaus des Gouverneurs an jedem Abend war eine angenehme Spazierfahrt von etwa 4 englischen Meilen; er bewohnt während der heißen Jahreszeit ein Gebäude an Malabar Point, von nicht viel dauerhafterer Bauart als unser Bungalows; die Gebäude stehen auf einem langen Vorgebirg, herrlich kühl mit dem Blick auf die See, und hier hatten wir die angenehmsten Stunden, manchmal in großer Gesellschaft der ersten

Männer der Präsidentschaft, zuweilen im engern Kreis mit dem geistvollen und durch seine diplomatischen Dienste in Indien hoch verdienten Gouverneur. Man fährt nach Malabar Point die Esplanade entlang, durch das bunte Panorama der schwarzen Stadt, welche wieder ihre besondern Eigenthümlichkeiten hat; es finden sich hier mehrstöckige, stattliche Häuser und breite Straßen, dabei ein Gemisch von Völkern das in der Welt seines Gleichen kaum hat: außer den in indischen Häfen überhaupt gewöhnlichen Menschenracen sieht man Neger, Araber, Perser mit ihren hohen spitzen Mützen, Juden und Armenier und eine beklagenswerthe Menge der entarteten farbigen Abkömmlinge der Portugiesen, welche in dem benachbarten Goa noch einen Schatten alter Herrlichkeit besitzen. Besonders erwähnenswerth aber sind die Parsi's, Feueranbeter, das alte persische Volk, von den Mahommedanern aus ihrem Vaterlande vertrieben und seit langer Zeit in Bombay als ihrem Hauptorte angesiedelt, jedoch überall in Indien, ja bis nach China hin verbreitet. Ihre Religion ist der bekannte Dualismus, sie beten Licht und Feuer als Symbole an, verabscheuen Krieg und Mord, und enthalten sich aller Gewerbe bei denen Feuer dem Menschen dienstbar gemacht wird; doch kochen sie wie andere Leute auch, betrachten aber das Rauchen als eine große Abomination. Sie sind von kaukasischer Race, sehr hell und nur etwas gebräunt, haben schöne Figuren und edle Gesichter; ihr Charakter ist unternehmende Spekulation ohne das niedrige, kriechende Wesen der Juden und Chinesen, und sie sind selbst in Gesellschaft von Europäern wohl gelitten; bekannt auch bei uns ist Sir Jemsetjee Jejeboy, von der Königin zum Ritter gemacht, ein noch junger Mann der ein ungeheures Vermögen zu guten Werken verwendet. Wir sollten ihn bei einem Diner des Gouverneurs sehen, aber leider unterblieb es. Die Parsis halten sehr zusammen und die Aermeren dienen meist ihren eignen Landsleuten, wiewohl sie sich auch im europäischen Dienst, aber mehr in höheren Stellen finden; wenn man einen Parsi niederer Klasse in unvollkommener Kleidung sieht, die bei einem Hindu nicht einmal auffallen würde, so wird man an Bischof Heber's Wort erinnert, daß den dunkeln Racen die Farbe statt der Kleidung diene.

Der Europäer lacht über die wunderlichen Namen der Parsis, immer ein Doppelnamen wodurch die Abstammung angedeutet wird, z. B. Hormusjee Saporjee, Manockjee Nusserwanjee, Cursetjee Cowasjee; weit weniger aber als an ihre Namen gewöhnt man sich an ihre Art über ihre Todten zu verfügen, welche sie hier in aller Ausdehnung üben; auf einer der schönsten Stellen der Insel, am Anfang der Landzunge von Malabar Point, wo man von den Hügeln herab eine herrliche Aussicht auf die Bai und die dichten Cocoshaine hat, stehen schwerfällige, meist runde thurmartige Gebäude, von Einzäunungen umgeben und die Gegend durch ihre Lage beherrschend; diese Thürme sind oben mit einem Gitterwerk von Eisen geschlossen, und auf dieses werden die Leichname gelegt um ein Raub der Vögel unter dem Himmel zu

werden. Die abgenagten Gebeine fallen durch das Gitter ins Innere, in eine Kalkgrube. Es ist nicht möglich Zugang zu diesen Orten zu erhalten, wir sahen aber einen aus einiger Entfernung der in dem Garten eines reichen Parsi stand, und konnten von einem höher gelegenen Grundstück das Gitterwerk deutlich erkennen. Die Idee dieser „Towers of Silence“ scheint poetisch sein zu sollen, aber in der Wirklichkeit habe ich nie mehr Ekel und Grauen zugleich empfunden als bei dem Anblick dieser Gebäude und der scheußlichen Geier, die übersättigt und träge auf den nahen Bäumen saßen.

Parell, östlich und nach Salsette zu gelegen, ist der gewöhnliche Aufenthalt des Gouverneurs, ein hübscher Landsitz, zugestutzt aus einem alten von portugiesischer Zeit herrührenden Kloster und umgeben von einem schönen Garten in europäischem Styl, deren es so wenige in den Tropen gibt. Der ganze Weg dahin ist besetzt mit Landhäusern, großentheils an die See stoßend, und den Großen und Reichen der Präsidentschaft gehörend. Da es vom Fort nach Parell 6 englische Meilen sind, so ist die Sitte eingeführt daß der Gouverneur einmal die Woche des Vormittags empfängt, und daß dann für alle Besucher ein langer Frühstückstisch bereit steht.

Nun noch einiges zur Vergleichung von Bombay und Calcutta, denn beide sind sehr anspruchsvoll, Calcutta wegen seiner jetzigen Größe, Bombay wegen seiner commerziellen Zukunft und der Wichtigkeit die ihm die Nähe von England, das man in kaum 30 Tagen erreichen kann, verleiht. Aber Bombay hat weder die politische Wichtigkeit Calcutta's, noch seine prachtvollen Gebäude, seine reich ausgestatteten Läden und geselligen Annehmlichkeiten; es ist ein langweiliger, als Aufenthalt sehr unbeliebter Ort, weit mehr westindischer Art als indischer, und namentlich der großartigen Züge entbehrend. Wie auf Madras so blickt der Anglo Indier des Nordens auch auf Bombay mit einiger Geringschätzung, und dieses ziemlich lebhafte Gefühl kann sich um so mehr befestigen, als der Dienst der drei Präsidentschaften sowohl im Civil als im Militär scharf gesondert ist. Großes geht allerdings nur in Nordindien vor, und die Eroberung von Scinde, die einzige bedeutendere Episode von Bombay machte Niemanden rechte Freude, da man sie nicht nur für ein Unrecht sondern auch für einen Fehler hielt.

Unser Letztes in Indien war der Besuch der Insel Elephanta, die zu berühmt ist als daß wir uns ihre Besichtigung hätten ersparen dürfen. Der Gouverneur vergönnte uns abermals den Gebrauch seines kleinen Dampfboots, wir verließen den Quai mit Tagesanbruch und waren noch ehe die Sonne einige Kraft gewonnen hatte, an der kleinen malerischen Insel. Sie ist etwa eine Stunde lang, aus zwei Hügeln bestehend, von denen der westliche, kleinere die Tempel enthält; ein guter Weg führt hinauf, an einem Bungalow vorüber der zum Besten von Besuchern hier erbaut ist. Wie in Adjunta alles buddhistisch, so sind die Tempel von Elephanta rein braminisch. Der erste große Tempel, nach Norden zu offen, ist einstöckig aber von großer Ausdehnung

und Stattlichkeit; die Säulen sind sehr schön ausgearbeitet, aber leider haben die Portugiesen bei ihrer Landung den Tempel in fanatischem Eifer mit Kanonen zusammenzuschießen versucht, und er ist mehr zerstört als irgend einer. Einige Reste von Reliefs und kolossalen Karyatiden zeigen höhere Kunst als die von Adjunta und Ellora, und die Figuren sind voller und weicher. Im Hintergrund in einer Nische sieht man eine kolossale dreiköpfige Büste der Trimurti-oder Hindu-Trinität, jeder Kopf etwa 8 Fuß hoch; dieses Monument ist vollkommen wohl erhalten, sehr schön ausgeführt und wahrhaft imponirend. Drei andere Tempel sind nicht erwähnenswerth, sie sind klein und zerfallen. Auch den kolossalen aber halbzertrümmerten Elephanten der der Insel ihren Namen gegeben hat, sahen wir nicht; wir hatten steinerne Elephanten genug in Ellora gehabt. Die Insel zeigt ein wenig Anbau und mehrere Fischerboote ankerten davor; das Ganze aber ist bewaldet, reich an Palmen und von ächt tropischer Schönheit; die Aussicht auf die umliegenden Inseln, die See im Glanz der Morgensonne und die vielen Fahrzeuge die sie belebten, war herrlich.

Zwölfter Abschnitt.

Aden — Egypten — Heimkehr.

Die Dampffregatte Moozuffer der ostindischen Compagnie sollte am 15. April die Fahrt nach Aden machen, um dort die Post von Bombay dem aus Calcutta und Ceylon kommenden Schiff zu übergeben. Die Vergünstigung auf diesem Schiffe zu reisen, welche leicht gewährt wird, wurde auch uns zu Theil, und wir ließen uns in einem Pattimar, einem der anscheinend unbehülflichen aber schnell segelnden Fahrzeuge der Küste an Bord der Fregatte bringen, wo nun ein Passagier nach dem andern herankam; wir waren zuletzt wohl 25 Personen, meist strahlende Gesichter, die ebenso wie wir die Heimath in wenigen Wochen zu begrüßen hofften; nur einige Officiere die nach dem dürren felsigen Aden bestimmt waren, sahen in diesem freudlosen Ziel freilich keinen Anlaß zum Jubel.

Ehe wir aber in See gingen hatten wir einen eben so widrigen als andrerseits merkwürdigen Zwischenfall; es befanden sich drei betrunkene Matrosen an Bord, lästerlich betrunken und zwar in — Eau de Cologne! Der Matrose, der im Hafen nicht leicht die Erlaubniß erhält ans Land zu gehen und sich auszutoben, weiß auf alle mögliche Weise an Bord geistige Getränke einzuschmuggeln, und die englischen Seeromane erzählen manches Beispiel der Art; diese aber hatten von einem der in Bombay sehr häufigen herumziehenden Krämer, die auch an Bord der Schiffe steigen, eine große Quantität

Eau de Cologne erstanden, vielleicht ein gut Theil ihrer Habe für den kostbaren Parfüm hingegeben, und waren nun in einem so ordnungswidrigen Zustand, daß man sie fesseln, ja zuletzt knebeln mußte, weil sie die ungebührlichsten Schimpfreden gegen Schiff und Officiere ausstießen. Die Scenen die daraus erfolgten waren der widerwärtigsten Art; zugleich erinnerte mich aber der Vorfall an einen ähnlichen der in Hongkong zu meiner Kenntniß kam, wo ein junger Engländer von guter Erziehung so tief in das Laster des Trunkes verfiel, daß er einem meiner Bekannten sechs Flaschen Eau de Lavande stahl, und bald wie ein Tobsüchtiger hinter schweren eisernen Riegeln gehalten werden mußte, da er aus gelinderer Haft mehrmals ausgebrochen war.

Nun kam auch die Mail an Bord; ich betrachtete diese schweren Kästen immer mit besonderem Wohlwollen, seit ich ihnen die ohne Ausnahme richtige Ueberkunft so mancher Briefe in die Heimath dankte: Abends 9 Uhr lichteten wir die Anker und steuerten fröhlich nach dem ersehnten Westen.

Die Dampffregatte Moozuffer * (d. i. Eroberer) war ein neues, von allen Kennern als unübertrefflich schön bezeichnetes Schiff, das eben erst ums Cap der guten Hoffnung von England her gekommen war; sie hatte auf dieser Reise, wo sie nur die Segel gebrauchte, auch die schnellsten Schiffe überholt, und sollte nun die erste große Probefahrt mit Dampfkraft machen. Die Masten obgleich nur zwei an der Zahl, hatten die Höhe von Fregattenmasten, die Länge war 250 Fuß, Tonnengehalt 1450, Pferdekraft 500 und Schaufelräder von 36 Fuß Durchmesser. Die Maschinen besaßen alle neuen Verbesserungen, sie dienten zugleich um das Schiff zu pumpen, bei Feuersgefahr Spritzen zu treiben, und das condensirte Wasser wurde in aparte Behälter geleitet und war trinkbar; ich kostete es selbst und fand es zwar etwas fad, doch so gut als überhaupt Wasser an Bord zu sein pflegt. Einen Nachtheil hatten wir aber doch von aller dieser Herrlichkeit; die Maschinen waren neu und bedurften des Nachsehens, und daneben pflegten sie in übergroßer Vehemenz jeden Tag ein halb Dutzend der Bretter an den Schaufelrädern entzwei zu schlagen. So gab es jeden Tag einige Stunden Aufenthalt, und obwohl wir in der Zwischenzeit 10 ja $11\frac{1}{2}$ Knoten machten, so war doch eine 9tägige Reise für die Strecke von 17 bis 1800 Seemeilen wenigstens keine außergewöhnlich schnelle; aber wir gingen die ganze Zeit, den letzten Tag ausgenommen, mit halber Kraft und hatten nur die Hälfte der Kessel geheizt.

Ein Kriegsschiff hat keine Räume für Passagiere, und wir wurden deßhalb alle zusammen in die Waffenkammer, ein finsteres dumpfes Loch gesteckt, wo wir uns des Morgens waschen konnten; den Tag über waren wir auf Deck, aßen und schliefen dort, da heiterer Himmel und spiegelglatte See unsere Fahrt begünstigten. Besonders waren die Mahlzeiten auf Deck höchst ange-

* Kürzlich im Irawaddi gescheitert.

nehm; der Capitain, welchem aus der Zahlung der Passagiere für die Verköstigung ein ansehnlicher Gewinn erwachsen soll, hatte die Tafel aufs anständigste versorgen lassen, und dabei hatte man die frische Seeluft, den Blick aufs Meer und auf das musterhaft reingehaltene Deck des Schiffs. Weniger behaglich fanden wohl die Officiere die Entweihung ihrer stolzen Fregatte zu einem Paketboot, und es ist bekannt daß alle Kriegsschiffe dagegen eine große Abneigung haben. Da unsere Gesellschaft jedoch ganz den indischen Charakter hatte exclusiv gut zu sein, so wußten sie sich eher darein zu finden. Unsere Gesellschaft hatte zu ihrem vorzüglichsten Zeitvertreib das edle Schach erwählt, außerdem unterhielt man sich sehr gut mit einander, und kleine Zwischenfälle fehlten auch nicht; eines Abends wurde der Mannschaft ein Tanz zur Violine gewährt, und ich mußte die Fußgewandtheit dieser anscheinend so plumpen Menschenkinder bewundern. Ein schlimmer Zwischenfall war Feuer an Bord, da in der Nacht einiges Holzwerk in der Nähe des Schlots in Brand gerieth; zum Glück wurde es bald gelöscht, ohne daß die Mehrzahl der Passagiere durch die Kunde von dem befürchteten Unheil, dem entsetzlichsten das die Phantasie sich ausmalen kann, aus dem Schlafe geschreckt worden wäre.

Am 23. sahen wir die arabische Küste zu unserer Rechten, und am 24. war die Halbinsel von Aden sichtbar. Nachmittags passirten wir gerade südlich an diesem merkwürdigen Ort vorbei, und der General, neben mir stehend um die malerischen Bergformen zu bewundern, rief aus: „das sind wirklich so scharfe Conturen als man sich nur wünschen kann!" und bezeichnete damit sehr richtig den Charakter der Landschaft. Es sind vulkanische Berggipfel, so zackig, schroff, öde und wild wie ich sie nie gesehen; kein Grashalm ziert die braunen verbrannten Abhänge, die sich steil aus der See erheben und mit einem Gipfel von etwa 1500 Fuß enden. Wir gelangten in die sog. Back Bay, eine weite aber geschützte Bai, wo in einer engen wilden Schlucht ein Gasthof für die Heuschreckenschwärme von Reisenden errichtet ist, die zweimal monatlich den dürren Fels auf einige Tage überziehen. Das sogenannte Hotel ist ein Agglomerat verschiedener Schoppen von Matten und Geflecht, hat ein Billard für gelangweilte Leute (ein groß Publikum in Aden), Bäder als etwas unentbehrliches an dem heißen Ort, und Schlafzimmer in denen Niemand schlafen kann, denn Hitze und Ungeziefer sind unerträglich. Alles ist schlecht und natürlich sehr theuer, das schlimmste aber ist, daß das Wasser aus der einzigen Quelle kaum trinkbar und für Fremde selbst gefährlich ist; so hatten wir denn an Thee und Sodawasser eine Rechnung für Getränke von solcher Höhe, als hätten wir uns dem unmäßigsten Weingenuß in den paar Tagen ergeben.

Capitain Haines von der Marine der Compagnie ist der überlegene und energische Mann, der die Leitung der Colonie von Anfang, dem Jahre 1839 an, geführt hat und dieselbe noch jetzt bewahrt; sein freundliches Geleite durch die Merkwürdigkeiten des Orts war mithin von dem größten Interesse. Die

Stadt ist eine deutsche Meile von Steamer Point, dem Landungsplatz der Dampfschiffe wo in der Nähe auch das Wirthshaus liegt, entfernt, und wir waren deßhalb mit Tagesanbruch zu Pferd; eine recht gute Straße führt entlang der Bai hin, rechts hat man die zackigen bimssteinartig aussehenden Felsen, links die Bai und den Blick auf das arabische Ufer, und so gelangt man endlich an eine enge hohe Felsschlucht, die gesprengt ist um die Stadt vom nördlichen Theil der Halbinsel zugänglich zu machen. Hier, auf diesem gesprengten Bergrücken ist der Hauptpunkt der damals erst entstehenden Befestigungen; eine Brücke verbindet die Mauern welche sich an diesem Rücken hinziehen, und überall wo der Felsen selbst nicht unersteiglich ist, ist er von Mauern gekrönt; einige Batterien bestreichen die Stadt von der einen, die Landenge von der andern Seite, und man hat hier einen vollkommenen Ueberblick. Die Landenge verbindet nach Norden die Halbinsel mit dem arabischen Festland, die Halbinsel selbst steht hammerförmig nach Süden hervor, indem sie sich von der Landenge aus nach Ost und West ausdehnt; das westlich abermals vorspringende arabische Ufer bildet jene Back Bay. Wir wandten uns von unserer Warte zunächst nach der Stadt hin, die in einem Kessel, einem alten Krater vor uns lag; die grell weißen Häuser, ohne alle Umgebung von Grün, bildeten schon einige regelmäßige Straßen, denn das Oertchen war trotz der entsetzlich öden Lage in raschem Zunehmen. Wir sahen einige Läden unternehmender Parsis, leidliche steinerne Häuser und sogar zwei Gärten mit ein bischen Grün; auf eine Art Marktplatz war Bedacht genommen, und auf diesem steht einer der wenigen Reste arabischer Herrschaft, ein geschmackloser Minaret den Cap. Haines zum Gedächtniß hat stehen lassen. Dicht vor der Bucht an der die Stadt liegt befindet sich eine kleine Insel, ebenfalls stark befestigt.

Nachdem wir die heiße Zeit des Tages hatten vorübergehen lassen, ritten wir nach dem Turkish Wall, der eine Stunde von der Stadt gelegenen Grenzmauer auf der Landzunge; es war bis dahin eine niedrige Mauer, quer über den Isthmus gezogen, der an dieser Stelle völlig flach und etwa 1700 Schritt breit ist; einige hundert Mann liegen dort zum Schutze des Orts, eine Strecke hinter dem alten Mauerwerk aber, da wo sich zwei Ausläufer der Berge an beiden Seiten ins Meer erstrecken, wurde die eigentliche Befestigungslinie errichtet, zwei starke Bastionen an beiden Seiten und Wall und Graben, welche die beiden Vorgebirge verbinden sollten. Diese Anlagen sind höchst kostspielig, 3 Fuß unter der Oberfläche findet man schon Wasser und alle Grundbauten mußten mit Cement ausgeführt werden, der, einmal unter Wasser, in einem Monat zu Stein wird. Jenseit ist die Gegend völlig flach, und soll in einiger Entfernung eben so fruchtbar sein als Aden es nicht ist. In Aden hat man wohl Thau aber fast nie Regen, und oft werden Pferde wegen Futtermangel zum Geschenk ausgeboten.

Die Engländer haben sich seit dem Jahre 1839 in Aden festgesetzt, nach

einem leichten Kampfe gegen den Sultan des Orts; einige Zeit nach der Besitznahme bezog derselbe eine jährliche Rente, welche er aber in Folge eines Angriffs auf Aden eingebüßt hat. Damals war Aden ein Oertchen von 600 Einwohnern, meist Fischern, jetzt zählt es 20,000 ohne die Truppen, meist Araber, Hindus und Sumalis, ein Negerstamm, daneben aber Chinesen, Malayen, Perser, Afghanen, Juden und Parsis. Etwa 2500 Mann, bestehend namentlich aus Truppen von Madras, das mit Bombay in der Besatzung abwechselt, bilden die Garnison, und der Ort war schon damals wohl gesichert gegen einen Ueberfall der Araber; innerhalb Aden darf Niemand Waffen tragen, und gegen Verrath schützt man sich so gut man kann. Gerade in jenen Tagen drohte wieder ein Angriff, und einige Details die ich Capitain Haines verdanke, illustriren recht hübsch den arabischen Charakter: ein Haufen arabischer Krieger kam vor wenigen Tagen zum Ex-Sultan von Aden, der 26 englische Meilen von hier wohnt, und begehrte einen Tribut der ihnen herkömmlich gebühre. Der Sultan erwiderte: „Die Kuh die ich zu melken pflegte ist mir verloren gegangen, und ich habe keine Mittel euch zu bezahlen; wollt ihr mir aber wieder zu meiner Kuh verhelfen, so will ich euch mit Freuden drei Kameele mit Silber beladen geben." Diese Kunde war Capitain Haines hinterbracht worden: die krummen Wege orientalischer Diplomatie sind den Anglo-Indianern zu bekannt und geläufig, als daß man sich darüber wundern dürfte; jedenfalls berechtigten die vorhandenen Anzeichen einen neuen Ueberfall zu erwarten, doch dazu meinte er würden sie erst eine dunkle Nacht abwarten, während wir gerade Mondschein hatten. Mehrere Tage war sogar aller Verkehr gehemmt, ein empfindliches Uebel da Aden nichts selbst erzeugt, aber nun waren wieder 200 Kameele statt der gewöhnlichen 400 über die Landzunge und die türkische Mauer eingegangen; trotz der Betheurungen guten Einvernehmens meinte Cap. H. es sei wohl bloß die Absicht sie hinein gelangen zu lassen, um ihnen bei der Rückkehr den Erlös an baarem Geld abzunehmen.

Eine solche im vollen Maaße unergiebige Niederlassung kostet natürlich große Summen, und doch kann England einen guten Hafen und von Natur festen Ort am Ausgang des rothen Meeres nicht zu theuer erkaufen, so lange die Straße über Egypten nicht zu seiner unbestrittenen Disposition ist. So gewiß diese Straße der Lebensnerv des Bandes zwischen England und seinem indischen Reiche ist, so gewiß wird Egypten früher oder später der Schauplatz eines verzweifelten Kampfes zwischen England und Frankreich sein, und um diesen Kampfplatz rasch und wohlgerüstet betreten zu können, ist Aden von entschiedenem Werth. In einem Monat können, so versicherte man mich, 30,000 Mann anglo-indischer Truppen von Bombay und Aden nach Egypten verschifft werden. Die Franzosen haben sich denn auch nach einem Ruhepunkt in der Nähe umgesehen, und einige Zeit an Socotra gedacht, das aber schon von den Engländern als ungesund aufgegeben worden, später sollen sie El

Hafun, südlich von Cap Gardafui gelegen, ins Auge gefaßt haben; Jemand der dort gewesen sagte mir es sei eine Halbinsel wie Aden, aber ein 700 Fuß hohes Plateau und leicht zu vertheidigen. Daraus könnten sie höchstens eine Kohlenstation machen; eine Ansiedlung, die den Engländern durch die Nachbarschaft Indiens selbst auf Aden leicht wurde, würde bei der völligen Isolirung von französischem Besitz nicht denkbar sein, wären die Franzosen auch weit geschickter zum Colonisiren als sie es sind.

Ein flüchtiger Blick auf die Menschenracen von Aden war interessant. Die Araber sind kleiner Statur, von hellbraunem verbranntem Teint, und die welche ich gesehen habe mehr von verkniffenen, den malayischen ähnlichen Zügen als von orientalischem Schnitt. Die Sumalis sind Neger, wie ihr wolliges Haar verräth, doch haben sie nichts fratzenhaftes und sollen thätig und intelligent sein; ihre Kinnladen treten zwar hervor, aber das ist compensirt durch die aufrechte Stellung des Schädels. Dagegen fehlen auch ihnen die Waden. Ihre Manier ihr wolliges Haar roth oder grün zu färben ist eben so lächerlich als abscheulich.

Wir empfingen hier Londoner Nachrichten die nur 20 Tage alt waren, und zugleich eine Sendung von Neulingen, Griffins, die sich bei 28° Hitze kläglich genug geberdeten. Nun ergoß sich aber auch die Schaar der von Calcutta angekommenen Passagiere ins Land, und es war in dem schlechten Wirthshaus unbehaglicher als je; doch brachte das Schiff auch einige alte Bekannte, darunter jene zwei französischen Edelleute und meinen gütigen Gastfreund von Calcutta, Herrn Schoene. Nachdem wir in der engen Barracke mit der Masse Passagiere eine wahre Walpurgisnacht durchlebt hatten, gingen auch wir am Morgen des 1. Mai an Bord des Dampfschiffs Haddington.

In allem waren nicht weniger als 180 Passagiere an Bord, und ebenso wie wir mehr überrascht als erfreut waren uns in so zahlreicher Gesellschaft zu finden, so waren die alten Passagiere wenig erbaut über den ansehnlichen Zuwachs, der das schon überfüllte Schiff noch unbehaglicher machte; es war freilich die Jahreszeit wo Jeder gern den heißen Winden in Indien aus dem Wege geht, um im Wonnemonat Europa zu erreichen. Das Gedränge war unerträglich, der Mangel an guten Provisionen, gutem Wasser, aufmerksamer Bedienung schreiend, dabei war das Schiff, welches viel kleiner als die Hindostan war, völlig überladen mit Passagieren, an sich unbequem, aufs Klima nicht berechnet, langsam und von unangenehmer Bewegung. Uns Passagieren, die wir bei dem enormen Preis den man bezahlt doch einige Prätentionen machen durften, riß die Geduld vollständig, und in ächt englischer Weise machten wir unserem Unwillen in einem Meeting Luft, das durch den Vorsitz des Lord Bischof von Madras einen imponirenden Charakter gewann; so nahmen wir denn a set of resolutions an, die wir zu wohlverdienter Strafe in den Times und in einer Zeitung von Calcutta veröffentlichten. Was mir die unbehagliche Fahrt noch mehr verleidete, war die gemischte Gesellschaft

in der wir uns befanden, ein Ding wogegen man sehr empfindlich ist nachdem man die gute Gesellschaft Nordindiens fast ein halbes Jahr lang genossen.

Eine sehr ernste Scene begab sich am ersten Tage, ein Todesfall an Bord, und ich begegnete zum erstenmal zur See diesem Eindrucke; es war ein Passagier der krank in Aden anlangte, und den man hatte bewegen wollen dort ans Land zu gehen; der Arme hatte es verweigert, wohl in dem natürlichen Wunsche, wo nicht die Heimath zu erreichen, doch seinen Weg dahin fortzusetzen so lange ihm noch Kraft blieb. Man zeigte mir ihn den Morgen, eingehüllt in Decken, als einen Kranken der England schwerlich erreichen werde, und zwei Stunden darauf war er todt. Den Nachmittag war die Bestattung; nur wenige Passagiere hatten sich versammelt; ja die Mehrzahl wußte nichts davon bis es vorüber war; man hatte ihn auf dem untern Deck hinter den Radkasten auf eine Art Bahre gelegt, bedeckt mit der englischen Flagge, und nach einem kurzen Gebet wurde er ins Meer geworfen.

Nachdem wir in der Abenddämmerung am 1. die Straße Bab-el-Mandeb passirt, sahen wir nur gelegentlich einzelne Inseln vulkanischer Natur; die Ufer verschwinden. So an Mocca, Jidda, Mecca, Medina und Cosseir (unweit Theben) vorüberzufliegen war recht „tantalizing.“ Es wäre nicht absurd zu fragen ob das rothe Meer wirklich roth ist, seine Färbung ist mir jedoch nicht anders erschienen als die von andern Meeren. Ein Seemann, Capitain in der indischen Marine erzählte mir, daß die Nordwinde in der langen und schmalen Bucht von Suez zuweilen eine solche Gewalt gewinnen, daß sie das Wasser wie einen Wall vor sich hertreiben, ein Phänomen das lebhaft an den Durchzug der Kinder Israel erinnert.

Die Fata Morgana sahen wir öfters: das erstemal waren zwei Inseln, etwa 20 englische Meilen entfernt, sammt der See abgespiegelt, umgekehrt erscheinend und mit den wahren Inseln zusammenfließend; es war unmittelbar nach Sonnenuntergang. So zeigten sich die Schiffe im Hafen von Suez ebenfalls umgekehrt, auch in der Wüste und bei Alexandria habe ich die Erscheinung mehrmals beobachtet.

Am 8. Mai mit Tagesanbruch warfen wir Anker in der Bai von Suez, und der elende Hafenort, so wichtig für die Welt und uns so ersehnt, lag vor uns; gegen den Nordwind und mit den plumpen Segelbooten des Orts kostete es 3 Stunden Zeit, ehe wir das eine deutsche Meile entfernte Ufer erreichten. Der Hafen ist sehr versandet und nur durch einen engen Kanal zugänglich; dicht am Ufer, auf einem gemauerten Quai, steht das große neugebaute Hotel, welches der Vicekönig Mehemed Ali zum Nutzen und Frommen der Reisenden hat einrichten lassen, groß genug selbst für unsere zahlreiche Gesellschaft. Das massive Gebäude mit einem großen Hof und Gallerien ist fest und geräumig genug, um strategischen Zwecken wenn auch unvollkommen zu dienen; die Kanonen der Schiffe würden nicht so weit dringen,

sonst ist der Ort nicht befestigt, und nur eine kleine Batterie steht auf dem Quai. Wir hatten anderthalb Tage lang volle Gelegenheit die Abwesenheit jeglichen Interesses an dem öden Ort zu ergründen; erst mußten die Passagiere die von Calcutta kamen, besonders alle die befördert werden welche ohne Aufenthalt nach England gingen, und erst am 9. Abends kam auch unsere Stunde. Wir verließen Suez in zwei Wagen, eine Gesellschaft von 12 Personen, worunter der General und Schoene, einige angloindische Civilbeamte und ein paar Amerikaner; diese Nation erscheint außer ihrem Vaterlande, wo der Maaßstab zu ihrer billigen Beurtheilung gegeben ist, nicht immer zu ihrem Vortheil, und neben den Engländern stechen ihre Manieren sehr ab, eine Bemerkung, die ich oft gemacht habe. Die Wagen durch welche selbst die Wüstenreise in den Bereich der Alltäglichkeit und des frachtmäßigen Reisens unserer Zeit gezogen ist, sind bedeckte zweirädrige Karren, in denen 6 Personen, wie im Omnibus der Länge nach, kümmerlich Platz finden: der unbequeme Sitz, Staub, Hitze und unerträgliche Blendung machen die Reise zu einer höchst angreifenden. Die 82 englischen Meilen zwischen Suez und Cairo sind in 16 Stationen zum Pferdewechsel eingetheilt, und wir legten die Strecke in 20 Stunden, wovon freilich ein gutes Drittel auf Umspannen und Aufenthalt kommt, zurück. Auf der 4. 8. 12. Station findet man wohnliche Salons, selbst Schlafzimmer, und Erfrischungen, die übrigen enthalten bloß Ställe; das Ganze ist recht wohl geordnet und machte dem Organisationsgeist des Pascha's Ehre, welcher alle diese Transit-Anstalten eifersüchtiger Weise selbst in der Hand behielt; die Verköstigung in Suez, Cairo und Alexandria, wie hier in der Wüste, empfängt man von ein und demselben Unternehmer, dem Franzosen Colomb, und sie ist musterhaft gut. Die vier wilden Bestien welche vorgespannt wurden, waren rasch genug mit dem Wagen davon, und zum Glück ist die Wüste weit genug für die Extravaganzen die sie sich gelegentlich vergönnen. Die Landschaft ist trostlos über alle Begriffe; die erste Hälfte des Wegs ist eben, und eine Bergreihe zieht sich zur Linken in einiger Entfernung hin: diesen Aussichtspunkt ausgenommen ist alles öde und einförmig, Züge von Kameelen, welche theils Gepäck, theils Trinkwasser für die Stationen tragen, sind das einzige was man antrifft; die Gebeine der armen Thiere welche unterwegs erlagen, sind in Menge überall verstreut und verkünden das harte Schicksal dieser geduldigen und lastbaren Knechte menschlichen Interesses. Ein einziger Baum, bekannt als „der Baum," steht in der Nähe der mittleren Station; außerdem findet man nur einzelne Strecken mit dürftigem Gestrüpp und Gras bewachsen. Mehrmals sahen wir jenes Trugbild einer Wasserfläche, das dem wirklichen Wüstenreisenden so quälend wird. Entlang dem Wege, d. h. der geraden durch Wagenspuren angedeuteten Route waren optische Telegraphenstationen errichtet, um die Ankunft der Schiffe und Passagier-Züge zu melden.

Die zweite Hälfte des Wegs ist mehr hügelig und für die Pferde doppelt

schwierig; der Geolog kann hier über die abgeschliffenen Kiesel philosophiren, welche die frühere Herrschaft des Wassers andeuten. Zuletzt findet sich auch eine neu angelegte Wegstrecke, d. h. die Steine sind an der Seite aufgehäuft, und man ist übler dran als zuvor: so unangenehm es ist über Felsblöcke zu fahren, oder den Weg in der Nacht zu verlieren und eine Entdeckungs-Expedition zu seiner Auffindung entsenden zu müssen, so ist es doch noch schlimmer in fortwährender Gefahr zu schweben, daß die Pferde, solcher Beschränkung ungewohnt, über Wall und Graben davon springen. Etwa drei Stationen vom Ziel erblickt man in der Ferne das fruchtbare Nilthal, allmälig unterscheidet man die Pyramiden, ein Anblick von mächtigem, fast erschütterndem Interesse, und dann die Häuser und Minarets von Cairo. Bald gelangt man nun an die Grenze der Wüste und an grüne freundliche Gärten, und so ist auch dieses Reiseziel erreicht.

Nur wenige Züge gebe ich aus dem Bild einer Stadt die eines längeren Aufenthaltes werth ist, und die überdies treffliche Beschreiber gefunden hat. Drei ganz verschiedene Richtungen öffnen sich dort dem aufmerksamen Reisenden, die alt und eifrig mahommedanische Stadt, die neuen Schöpfungen Mehemed Ali's und die klassischen Erinnerungen. Genüge es zu sagen, daß ich zehn Tage lang die Pyramiden, oft in der malerischsten Beleuchtung vor meinem Fenster hatte, daß ich ihre Besteigung, die Besichtigung der Sphinx und der sogenannten Pompejus-Säule nicht versäumt habe, und daß die Namen barbarischer Besucher die mit dem Theerpinsel dort dick aufgetragen waren, mir die Nähe europäischer Alltäglichkeit nur zu deutlich verriethen. Nur von den Pyramiden sei erwähnt, daß ihre Lage am Saum der Wüste, wo kein Gegenstand zur Vergleichung ihrer Höhe sich bietet, sowie die natürliche Verjüngung die schon in ihrer Struktur liegt, dem sinnlichen Eindruck sehr schadet. Die Wüste ist scharf abgeschnitten mit den Grenzen der Nil-Ueberschwemmung, und das Grün des bewässerten Flußthals neben der trostlosen Dürre, nicht minder die Lehmmauern und Lehmhütten erinnern lebhaft an Lima.

Daß der schöpferische Geist Mehemed Ali's in Land und Stadt eine Regsamkeit gebracht hat, welche dem muselmännischen Charakter fremd ist, davon legen jene Einrichtungen zum Besten der Reisenden, der weite freundliche Platz Esbekieh an dem man wohnt, die sauberen Gärten und Paläste des Vicekönigs, sein Heer und seine Flotte auch dem flüchtigen Besucher Zeugniß ab. Ob seine Schöpfungen dem Lande und Volke selbst zum Segen gereichen und ob deren Grundlage Dauer verheißt, darüber vermesse ich mich nicht zu urtheilen. Den alten Vicekönig zu sehen war uns nicht vergönnt, da er in Trauer über den Tod des jungen Hussein Bey sich in tiefster Abgeschlossenheit hielt; das war der vierzigste von 44 Söhnen die der alte Mann vor sich begraben sah, und es bewährte sich an seiner Familie der Ruf des egyptischen Klima's, daß es für die Eingebornen gesund, den Ausländern verderblich sei.

Cairo als Muster einer mahommedanischen* Stadt hat seines Gleichen nicht in Indien, und wenn auch die Prachtbauten des Moguls in Agra und Delhi freilich völlig unerreicht dastehen, so ist die Mehrzahl der Häuser und Straßen desto ärmlicher und es fehlt an den ansehnlichen steinernen Privathäusern. Die Hauptstraßen sind mäßig weit, reinlich und enthalten in den Erdgeschossen großentheils Läden; eine ungeheure Volksmenge drängt sich fortwährend durch dieselben, Wohlhabende und Europäer reiten auf raschen, stattlichen Eseln durch die Menge, und man wundert sich daß nicht fortwährend Unglück geschieht. Die Nebenstraßen sind sehr eng und schließen die Sonne fast ganz aus, ja die Erker und Gallerien berühren sich beinahe; meist ist schöner gelber Kalkstein das Material, mit viel Holz und Schnitzwerk; die ärmern Häuser sind in indischer Weise von Lehm. Einige der Hauptstraßen erinnerten mich sehr an Canton: auch hier sind viele von oben bedeckt, die einzelnen Straßen oft mit Thoren verschlossen, großes Gedräng ohne Störung, und keine Fuhrwerke wie in Canton auch. An Moscheen ist Cairo sehr reich, sie gleichen aber nicht jenen offenen Hallen in Indien, sondern sind geschlossene Gebäude im Charakter christlicher Kirchen älterer Bauart; meist haben sie nur einen geschmacklosen Minaret. Selbst Mehemed Ali's Moschee auf der Citadelle, an der nun schon 19 Jahre gearbeitet wurde, ist ein sehr geschmackloses Bauwerk, das nur durch seine Größe und Kostbarkeit imponiren kann; es wurde gerade mit alabasterartigem Marmor belegt.

Der Muselmann der Mittelklassen, welcher neben dem eigentlichen Volk des Landes, den Fellahs steht, zeigt nicht nur jene Gravität, die schon durch die langen schweren Gewänder und die lange Pfeife bedingt wird, sondern die mir von Indien schon bekannte Grazie des Orientalen, welcher hier die Würde seltener fehlt. Das Leben dieses Volkes gründlich zu beschreiben bedürfte es eines langen Aufenthaltes, wie ihn der Engländer Lane zur Grundlage seines köstlichen Werkes über die modernen Egypter gemacht hat; es ist eines der anziehendsten Bücher die ich kenne, in welchem besonders der schwärmerische innige religiöse Glaube des unverdorbenen Muselmanns in merkwürdiger Weise ans Licht gestellt ist. Das auch dem flüchtigen Reisenden zugängliche Schauspiel der Derwische in Cairo, deren religiöse Aufregung sich zu rasendem Gebrüll und wildem Tanz steigert, ist ein Beleg von dämonischem Fanatismus, wie er selbst in Indien nicht höher sein kann.

Am 20. früh schlossen wir uns der Karawane neuer Reisenden an, welche von Suez in rasselnder Eile herübergelangt, in eben solcher Hast den Nil hinab befördert wurden. In Boulac, dem Hafenplatz Cairo's am Strom besteigt man ein kleines Dampfboot; bald kommt man an den Anfängen der Riesenkanäle vorüber, die dem ganzen Delta des Nils die Wohlthat der Bewässerung

* In Indien heißt es Mahommed, in Egypten Mohammed, stets aber mit dem Accent auf der zweiten Sylbe.

zu sichern bestimmt sind; von hier hat man eine einförmige Fahrt auf dem seichten westlichen Arm des Nils durch flache, sorgfältig kultivirte und bewässerte Gegenden. Nachts 1 Uhr in Atfeh angekommen, wurden wir auf dem Mahmoudie-Kanal, von Schleppdampfbooten gezogen, nach Alexandria befördert, und hier in einem Stadttheil der fast ganz europäisch genannt werden kann, erwartete ich mit heißer Sehnsucht den Tag der Abfahrt nach Triest.

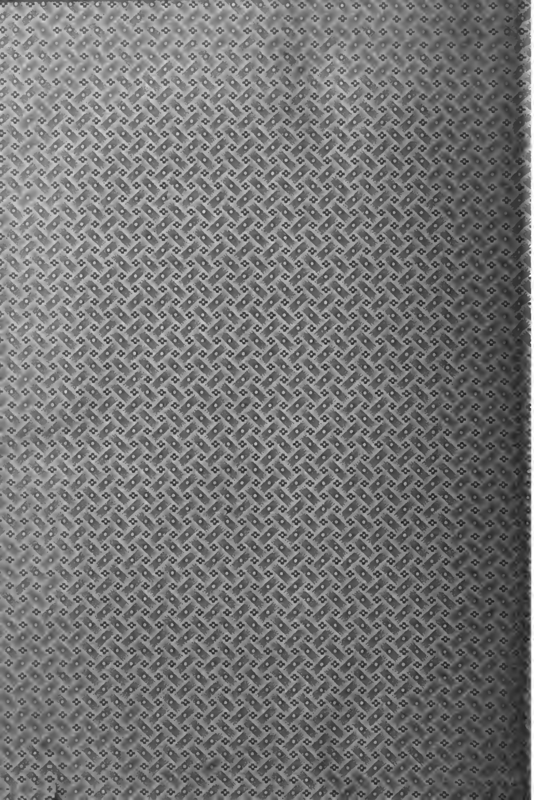
Am 26. Mai endlich segelte das Dampfschiff Arciduca Giovanni; zu so lautem Jubel die Ausfahrt von dem letzten Orte der Fremde uns Alle stimmen mochte, so verstummte er rasch in allgemeiner kläglicher Seekrankheit, die für den Weitgereisten unrühmlich genug war. Die Kleinheit des Schiffs, ein widriger Nordwind mit hoher See, und die Eigenthümlichkeit des Hafens daß man plötzlich ins offene Meer hinausgelangt, mochten die Ursache der allgemeinen ausnahmslosen Niederlage sein. Erst nach dreitägiger Fahrt, während der wir an Candia, Scarpanto, Santorin, Paros vorbeigeflogen, athmeten wir wieder auf in der Bai von Syra, deren kahle Höhen und weiße Häusermassen jedoch für uns ein verbotenes Paradies waren; wie weiland in Callao lagen wir unter der gelben Flagge, verpestet und geflohen, und mußten geduldig an Bord die Ankunft des Dampfschiffs von Smyrna abwarten. Vor uns lag das altheilige Delos, dem Hafen gegenüber; ein Yankee den ich darauf aufmerksam machte, sagte trocken: „dort wächst guter Wein!" Aber so arg mir diese Antwort des Barbaren, der nur aus der Waarenkunde Reminiscenzen hatte, in die Ohren klang, so sehr mußten wir uns Alle gestehen, daß uns in den Tropen das Gefühl für klassische Orte fast verloren gegangen.

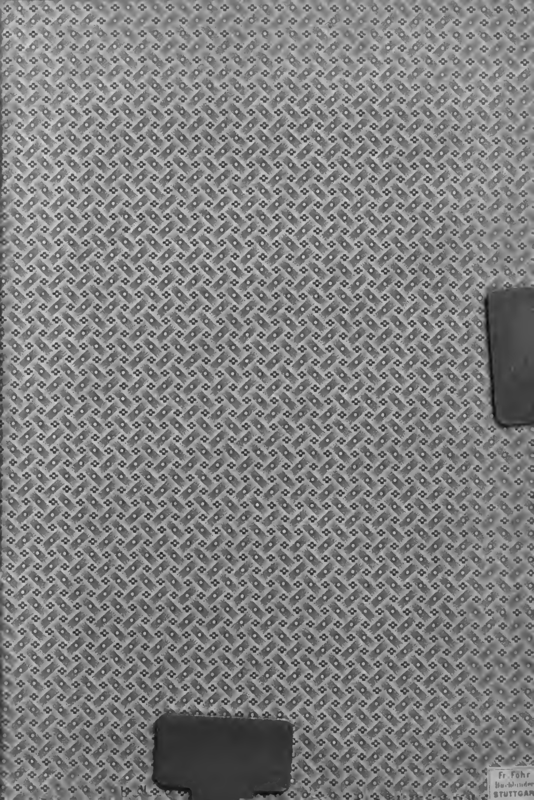
Am 31. Abends führte uns das elegante Dampfschiff Imperatore von dannen. Am 1. Juni Mittags passirten wir das Cap Matapan, den nächsten Tag die Jonischen Inseln; durch die Nähe der Heimkehr lebhaft aufgeregt, begrüßte ich Ithaka, das ersehnte Ziel jener ältesten und poetischsten Irrfahrt, fast mit Rührung. Alle diese Inseln wie das albanische Festland sind von sehr kühnen und scharfen Formen; Corfu dagegen, wo wir ankerten, ist mehr ein lachendes Bild, grün, die Häuser von freundlichem Aussehen, und das Ganze nicht unwerth der Stätte von Alkinou's Gärten und Herrscherfitz. Nun noch eine zweitägige Fahrt durch das adriatische Meer, der flachen und freundlichen Küste Dalmatiens entlang, und um Mitternacht den 5. Juni warfen wir Anker im Hafen von Triest.

Es war mir ein Augenblick überwältigender Rührung, als ich am nächsten Morgen unter dem Geläute deutscher sonntäglicher Glocken die geliebte deutsche Erde wieder betrat. Unter Gottes Schutz war die weite und wechselvolle Fahrt glücklich beendet, und ihre Mühseligkeiten und Anstrengungen waren ein geringer Preis für das Gefühl des Glücks das mich in jenen Tagen erfüllte; es kann es nur der nachempfinden, der sich auf eine solche Zeit von

allem was ihm theuer war getrennt hat, und der, noch unberührt von den schmerzlichen Enttäuschungen des Lebens, nun wieder an die alte Stelle tritt. Nur mit kurzen Worten führe ich den Faden zum Ausgangspunkte zurück: nach einer Reise die drei Jahre und zehn Tage gedauert hatte, erreichte ich am 28. Juli 1847 wieder die Heimath.






Fr. Fohr
STUTTGAR

